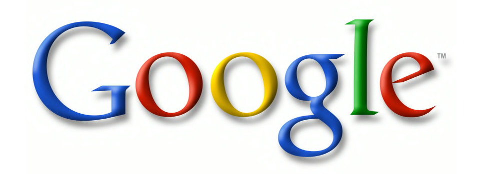



UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY





ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDACTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, H. v. ARNIM.

ZWEIUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG.

1901.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des zweiundfünfzigsten Jahrganges

der

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

(1901.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen. Seite

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pædagogik.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.



Seite

Programmenschau.



Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.



Personal- und Schulnotizen.

Eingesandte Bücher:

Aus deutschen Lesebüchern. 3. Bd., 5. Aufl. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 5.50. — Banner M. Dr., Pädagogische Tagesfragen. Frankfurt a. M., Auffarth. — Basch V., La Poétique de Schiller. Paris, Alcan. — Wiener Beiträge zur engl. Philologie. Bd. 14/15. Wien, Braumüller. — Bergemann, Lehrbuch der pädagogischen Psychologie. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 9.—. — Blass, Die Rythmen der attischen Kunstprosa: Isokrates. Demosthenes. Platon. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 8.—. — Bülbring H. D. Dr., Altengl. Elementarbuch. I. Heidelberg, Winter. Mk. 4.80. — Ciceros Reden gegen L. Catilina, von Nohl. 2. Abdruck der 3. Aufl. Prag, Tempsky. — Fetter-Alscher, Französ. Übungs- u. Lesebuch. I/V. Wien, Pichler. — Forschungen zur engl. Sprache. II. Breslau, Marcus. Mk. 3.20. — Friedlaender L., Darstellung aus der Sittengeschichte Roms. I/II. 7. Aufl. Leipzig, Hirzel. Mk. 20.—. — Friedmann S. Dr., Grammatica tedesca. Turin, Loescher. — Goethes ausgew. Gedichte v. Harnack. Braunschweig, Vieweg & Sohn. Mk. 3.—. — Groner A., Heldenthaten unserer Vorfahren. 2. Aufl. Teschen, Prochaska. — Gymnasial-Bibliothek. Heft 34. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. —.80. — Hansen A. Dr., Ernährung der Pflanzen. 2. Aufl. Prag, Tempsky. — Hardy E. Dr., König Asoka. Mainz, Kirchheim. Mk. 4.—. — Hassack K. Dr., Lehrbuch der Warenkunde. II. Wien, Pichler. — Hau P. Dr., Latein. Lese- und Übungsbuch. II. Köln, M. Du Mont-Schauberg. Mk. 1.80. — Herthing G. Dr., Augustin. Mainz, Kirchheim. Mk. 3.—. — Huelsen Chr., Wandplan von Rom. Berlin, D. Reimer. Mk. 9.—. — Jahnke R. Dr., Vaterl. Gedichte. I. Leipzig, Bredt. M. 1.—. — Jahresberichte über das höhere Schulwesen 1900. Berlin, Gaertner. — Janell, Quaestiones Platonicae. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 2.80. — Keil B., Anonymus Argentinensis. Strassburg, Trübner. Mk. 10.—. — Kirchner J., Prosopographia Attica. I. Berlin, G. Reimer. Mk. 24.—. — Kiy V., Abriss der deutschen Litteraturgeschichte. Hannover, Meyer. Mk. 1.50. — Koch E. Dr., Altgriech. Unterrichtsbriefe. Leipzig, Haberland. Mk. 16.—. — Krafft-Ranke, Präparationen. Heft 63, 65, 74, 76, 78, 80. Hannover, Nordd. Verlagsanstalt. — Kraepelin K. Dr., Naturstudien. Leipzig, Teubner. Mk. 3.40. — Kraus Fr. Xav., Cavour. Mainz, Kirchheim. Mk. 4.—. — Krümmel O. Dr., Der Ocean. 2. Aufl. Prag, Tempsky. — Deutsch-österr. Litteraturgeschichte. Liefg. 19. Wien, Fromme. — Lorentz K., Aus der Urzeit. II. Heiligenstadt, Cordier. Mk. 4.—. — Lysiae orationes ed. Theodorus Thalheim. Editio minor. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 1.20. — Margall H., 4 Erzählungen mit Wörterbuch. Prag, Tempsky. — Meyer Ed., Geschichte des Alterthums. IV. Stuttgart, Cotta. Mk. 12.—. — Meyer L., Handbuch der griech. Etymologie. III. Leipzig, Hirzel. Mk. 12.—. — Mittheil. der Alterthums-Commission für Westfalen. II. Münster, Aschendorff. Mk. 10.—. — Österr.-ung. Monarchie. Liefg. 385. Wien, Hölder. — Mosengel, Deutsche Aufsätze. Leipzig, Teubner. Geh. Mk. 1.40. — Müller, Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen. Ausgabe A: 2. Aufl. I. Theil: Die Unterstufe. Leipzig, Teubner. Geb. Mk. 1.60. — Müller, Die Mathematik auf den Gymnasien und Realschulen. Ausgabe B: 2. Aufl. I. Theil: Die Unterstufe. Leipzig, Teubner. Geb. Mk. 2.20. — Pahde A. Dr., Erdkunde. III. Theil. Glogau, Flemming. Mk. 2.40. — Pernter J. M., Meteorologische Optik. I. Wien, Braumüller. — Podivinsky J., Die alten Classiker und die Bibel. Brixen, Weger. — Prohasel-Wahner, Aufgaben aus der deutschen Prosalectüre. II. Leipzig, Engelmann. Mk. 1.—. — Französisches Reallexikon. Liefg. 24—27. à Mk. 2.—. — Schiller-Ziehen, Sammlung von Abhandlungen. IV. 5/6. V. 1. Berlin, Reuther & Reichard. — Schipper J. Dr., Alte Bildung und moderne Cultur. Wien, Braumüller. — Schmid K. A. Dr., Geschichte der Erziehung. V. 2. Stuttgart, Cotta. Mk. 10.—. — Schneider G. Dr., Schüler-Commentar zu Platons Euthyphron. Leipzig, Freytag. Mk. —.50. — Schmidt K. Dr., Hilfsbuch f. d. Unterricht im Gesange. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Mk. 2.50. — Seeck O., Geschichte des Unterganges der antiken Welt. II. Berlin, Siemenroth & Tr. Mk. 6.—. — Siebert G., Lehrbuch der Chemie und

Erste Abtheilung.
Abhandlungen.

Die neuen Theorien der griechischen Metrik.

> Es ist auf diesem Gebiete so selten über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinaus und zu einer sichern Entscheidung zu kommen, dass man jedes gutbeglaubigte Factum mit beiden Händen festhalten muss.
>
> *Henri Weil, Jahns Jahrbb. LXXXV (1862), S. 342.*

Nachdem Rudolf Westphal sein monumentales Gebäude der griechischen Rhythmik und Metrik aufgerichtet hatte, beschied man sich eine lange Reihe von Jahren damit, es zu bewundern und die von ihm aufgestellten Gesetze sich zu eigen zn machen. Nur wenige Forscher wagten, im Stillen Zweifel zu hegen. Erst in neuerer Zeit unternahm man es, den stolzen Bau an einzelnen schadhaft scheinenden Stellen abzuklopfen und mürbes Gestein gegen neues auszuwechseln. Da es sich um Einzelheiten handelte, so wurden die Zweifel nur in kleineren Publicationen dargelegt und begründet, die aus ihrer gelehrten Abgeschiedenheit nur wenig ans Licht der Öffentlichkeit zu dringen vermochten. Heute ist die Zahl dieser Schriften schon stark gewachsen, die neuen Theorien sind durch glänzende Namen — Henri Weil, Studemund, v. Wilamowitz, Blass — vertreten, die Anhänger mehren sich, besonders in Deutschland, von Tag zu Tag. In Frankreich vollends, dem Ausgangspunkte der Bewegung, ist im vorigen Jahre bereits ein kleines Buch erschienen, P. Masquerai's *Traité de métrique grecque* (Paris, Klincksieck), das, ein Bändchen der '*Nouvelle collection à l'usage des classes*' bildend, sich die Aufgabe stellt, die Einführung der neuen Theorien der griechischen Metrik in die mittleren Schulen anzubahnen.

Es ist zu bedauern, dass die deutschen Gelehrten es so gut verstanden haben, den Weinberg der neuen Lehre mit der Dornenhecke der Gelehrsamkeit zu umzäunen, die es dem Vorbeieilenden unmöglich macht, nach ihren Trauben zu langen.

Daher sei es mir vergönnt, an dieser Stelle vor einem Leserkreise engerer Fachgenossen das Amt eines Dolmetsches zu üben, umsomehr als ich nicht Unwichtiges beibringen zu können glaube, was zur tieferen Begründung und richtigen Erfassung dieser Doctrinen beitragen dürfte.

Die Quelle, aus der die Zweifel an den Westphal'schen Theorien entsprangen, waren Stellen, die, metrisch mit einander identisch, gleichwohl auffällige Abweichungen des metrischen Schemas aufweisen. Das erste *μέτρον* des iambischen Trimeters hat die Form:

⏓ – ⏑ – | [1]).

Nun stößt man aber auf Trimeter wie Aesch. *Sieben* 488:

Ἱππομέδοντος σχῆμα καὶ μέγας τύπος,

die mit einem Choriambus beginnen [2]). Man nahm bisher an, dass hier am Anfange des Verses statt eines Iambus ein Trochäus stehe, dessen iambische Natur aber durch den Ictus auf der zweiten Silbe dargestellt werden müsse, und scandierte somit:

– ⏑́ ⏑ –́ |
Ἱππο - μέδον - τος.

Dabei konnte man sich auf Verse der accentuierenden Metrik berufen, wie die folgenden:

Habe nun, ach!, Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemüh'n,

in deren erstem das Wort 'Philosophie', in Wahrheit ein Choriamb, als Diiambus (Philósophie) zu scandieren ist, man konnte weiterhin jene Theorie des Aristoxenos von den *χρόνοι ῥυθμοειδεῖς* [3]) anrufen, wonach eine Kürze durch den rhythmischen Ictus den Wert einer langen *θέσις* erhält: Longin. *ad Hephaest.* p. 144 *ὁ δὲ ῥυθμὸς ὡς βούλεται ἕλκει τοὺς χρόνους, πολλάκις γοῦν καὶ τὸν βραχὺν χρόνον ποιεῖ μακρόν* (vgl. Mar. Victor. p. 2484). Mit diesen Hilfsmitteln erzielte man thatsächlich einen regelrechten Diiambus:

– – ⏑ – | .

Bedenklicher schien die Sache bei Gedichten, die in Strophen abgefasst sind und wo an antistrophisch entsprechenden Stellen

---

[1]) Ich lasse die Icten hier absichtlich fort, weil darüber im Folgenden (Anm. 5) eingehender gehandelt wird.

[2]) Andere Beispiele, auch ohne *nom. propr.*, bei J. Luthmer, *Dissert. Argentor.* VIII (1884), p. 80 und H. Weil, *Bull. Corr. Hell.* XIX (1895), S. 414, A. 4.

[3]) Rossbach-Westphal, *Griech. Metrik* 1889, S. 547.

das metrische Schema alteriert erschien. Ein sehr lehrreiches Beispiel ist hier das Spottgedicht des Anakreon auf Artemon *fr.* 19. Es setzt sich zum größten Theile aus Choriamben zusammen, doch so, dass den Choriamben an mehreren Stellen iambische Dimeter entsprechen. V. 3 dieses Gedichtes z. B., der erste der Strophe,

πρὶν μὲν ἔχων βερβέριον, καλύμματ' ἐσφηκωμένα

– ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | ◡ – ◡ – | – – ◡ ⏓,

hat als drittes Metron einen Diiambus, der ihm entsprechende V. 6, wieder der erste der Strophe,

νήπλυτον εἴλυμα κακῆς ἀσπίδος, ἀρτοπώλισιν

– ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | ◡ – ◡ ⏓,

hat an derselben Versstelle einen Choriambus. Es ist klar, dass der Choriamb und der Doppeliambus, oder, da die zweite Hälfte dieser beiden πόδες metrisch gleich ist, dass der beginnende Trochäus des Choriamben und der beginnende Iambus der iambischen Dipodie einander die Wage halten müssen. Die Annahme von χρόνοι ῥυθμοειδεῖς ist aber hier deshalb nicht zulässig, weil eine auf so engem Raume so häufige Umgestaltung des Metrums unmöglich durch ein nur ausnahmsweise gestattetes Auskunftsmittel ihre Erledigung finden kann. Daher erklärt die neue Theorie diese Erscheinung so, dass sie in jenem Trochäus einen Iambus erblickt, der infolge der sogenannten Synkope oder Rückung das äußere Aussehen eines Trochäus erhalten habe. Die alten Metriker nennen diese Vertauschung der Silbenwerte ἀνάκλασις oder ὑπέρθεσις (schol. Hephaest. p. 212, 24).

Zur Erklärung der Synkope diene vorläufig Folgendes.

Der Trochäus wie der Iambus bestehen aus je drei χρόνοι πρῶτοι, mit dem Unterschiede, dass im Trochäus die ersten, im Iambus die zweiten zwei die Hebung (θέσις) bilden:

Trochäus: ◡́◡ ◡, Iambus ◡ ◡́◡.

Wenn wir also die beiden Versfüße durch lauter Kürzen darstellen, so trägt im Trochäus die erste, im Iambus die zweite den Ictus, während dort die zweite, hier die dritte durch gleiche Stimmhöhe mit der nächst vorhergehenden verbunden und nur dadurch als Hebung gekennzeichnet ist:

Trochäus: ◡́◡ ◡, Iambus ◡ ◡́◡.

Nimmt sonach ein trochäisches Wort die Stelle eines iambischen ein, so sind zunächst die drei Bestandtheile eine neue Verbindung eingegangen:



Durch Musiknoten (◡ = ♪) dargestellt:

Iambus: ♪ ♩

♪ ♪ ♪

(Trochäus): ♩ ♪.

Wenn also ♩ ♪ einen Iambus darstellt, so ergibt sich die Gleichung:

♩ ♪ = ♪ ♪ ♪,

d. h. der Ictus (∧) fällt auf die zweite Hälfte der Viertelnote.

Wollten wir nun in jenem äschyleischen Trimeter den rhythmischen Ictus des Worttheiles *Ἱππο-* strenge markieren, so müssten wir die Silbe *Ἱππ-* zerspalten und ihre zweite Hälfte mit frischem Einsatz der gehobenen Stimme ertönen lassen:

Ἱππο-

Diese Spaltung aber verbietet die Einheit der Silbe. Es rückt sonach der Ictus an den Anfang der Silbe, dadurch wird die erste Kürze, die die *ἄρσις* (Senkung) bildete, zur *θέσις*, die zweite bleibt *θέσις*, während die übrigbleibende dritte Kürze aus einer *θέσις*-Kürze zur *ἄρσις* wird, d. h. aus einem Iambus entsteht ein hybrider Trochäus. Eine solche Verschiebung des rhythmischen Accentes nennt die moderne Musik eine Synkope: wir werden uns mit ihrem Wesen später noch eingehender zu befassen haben.

Wir verstehen nun, wie in Anakreons Artemon-Liede sich ◡ – ◡ – und – ◡ ◡ – entsprechen können:

–́ ◡ ◡ –́ = [music notation] ◡ –́ = ◡ –́ ◡ –́ [1]).

[1]) Es muss hier nachdrücklich betont werden, dass im melischen (gesungenen) Iambus nicht der zweite, sondern der erste Theil der Dipodie den stärkeren Ictus trägt. Westphal hat (*Fragm. und Lehrsätze der griech. Rhythm.* S. 170 ff.) für den iambischen Trimeter des Dramas das Gesetz erwiesen, dass immer der zweite Iambus der Dipodie den stärkeren Ictus besitze, was übrigens Weil, *Jahns Jahrbb.* LXXXV (1862), S. 343 bestritt. Für den melischen Iambus ist dieser Streit jetzt durch Ramsay's Fund von Tralles, das bekannte Seikilosliedchen, entschieden.

Das ganze Lied ist aus dreizeiligen Strophen aufgebaut, bestehend aus dem zweimal wiederholten Verse:

– ⏑ ⏑̇ ⏗ | – ⏑ ⏑̇ ⏗ | – ⏑ ⏑̇ ⏗ | ⏒ – . ⏑̇ ⏗,

worin die erste und dritte Dipodie auch die Gestalt eines Doppeliambus annehmen können, und aus einer iambischen Clausel, welche in voller Reinheit auftritt:

⏒ ⏗ ⏑̇ ⏗ | ⏒ – ⏑̇ ⏗.

Eben aus dieser letzten Thatsache leuchtet ein, dass wir es durchwegs mit iambischen Reihen zu thun haben, die nur dadurch ein verändertes Aussehen annehmen, dass in ihren Dipodien die Synkope platzgreifen kann.

---

1. 'Logaöden'.

Ihre wichtigste und umfangreichste Anwendung findet die neue Theorie bei der Erklärung jener Reihen (*κῶλα*), die man allgemein mit dem ebenso sprachlich wie sachlich unrichtigen

---

Hier nämlich sind die iambischen Dipodien in folgender Weise mit Punkten versehen:

ὅσον ζῇς, φαίνου,	⏑ – . ⏗ | . ⏗ . ⏗
μηδὲν ὅλως σὺ λυποῦ·	– ⏑ ⏑̇ ⏗ | ⏑ – . ⏗
πρὸς ὀλίγον ἐστὶ τὸ ζῆν,	⏑⏑ ⏑̇ ⏗ | ⏑ – . ⏗
τὸ τέλος ὁ χρόνος ἀπαιτεῖ.	⏑⏑ ⏑̇⏑̇⏑̇ | ⏑ – . ⏗

(S. O. Crusius, *Philol.*. LII (1894), S. 163 f.). Nun lesen wir beim Anonym. Bellerm. § 85: *ἡ μὲν οὖν θέσις σημαίνεται ὅταν ἁπλῶς τὸ σημεῖον ἄστικτον ᾖ, οἷον* ⊢, *ἡ δὲ ἄρσις ὅταν ἐστιγμένον,* ⟨*οἷον* ⊢·⟩. Es bilden also die mit Punkten versehenen Silben die *ἄρσις*, d. i. den schwächeren Taktthei1, und daraus folgt, dass der erste Theil dieser zusammengesetzten Versfüße die *θέσις*, d. i. den stärkeren Taktthei1, darstellt. S. darüber Blass, *Bacchyl. praef.* p. L[2] sqq. — Das Seikilosliedchen lehrt zugleich, dass eine unterdrückte Kürze nicht durch Überdehnung der Länge des vorhergehenden Iambus zu bezeichnen ist, wie wir es bisher thaten (⏑ ⏗ . –), sondern dass sie an der Länge des eigenen Iambus (⏑ – . ⏗) verzeichnet werden müsse. Der Fund aristoxenischer Fragmente in Oxyrhynchos lehrt uns, dass ein Creticus einen Diiambus vertreten kann (– ⏑ – = . ⏗ ⏑ –). Wie sollte nun die am Beginn des Creticus unterdrückte Kürze mittelst der bisher üblichen Bezeichnung zum Ausdruck gebracht werden? — (Das Seikilosliedchen in moderner Notierung jetzt auch bei v. Jan, *Musici Gr., Suppl.* pag. 35 sqq. und harmonisiert bei O. Fleischer, *Reste der altgriechischen Tonkunst*, Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1900, S. 20). — Wilhelm Studemund pflegte, wie wir von J. Luthmer a. a. O. S. 79 erfahren, die oben dargestellte *ἀνάκλασις* dadurch zu erklären, dass er gleichfalls für die erste Hälfte der Dipodie schwächere Betonung annahm: denn dann bleibe ja der Hauptictus des Ganzen trotz der Veränderung des ersten Theils dennoch gewahrt. Aber man kann einwenden, dass die Rückung des Hauptaccentes rhythmisch noch wirkungsvoller sein musste als die des Nebenaccentes.

Namen[1]) Logaöden zu bezeichnen pflegt, insbesondere der **G l y k o n e e n** und **P h e r e k r a t e e n**. Der Vorwurf, den man hier gegen die ältere Theorie mit vollem Rechte erhebt, besteht darin, dass sie Füße verschiedener Taktgeschlechter, je einen Daktylus oder Anapäst (*γένος ἴσον*, Verhältnis 2 : 2) und mehrere Trochäen oder Iamben (*γένος διπλάσιον*, Verhältnis 2 : 1 oder 1 : 2), von denen die ersteren vierzeitig, die letzteren dreizeitig sind, zur Einheit eines einzigen Kolon verbindet, wobei sie zu einer complicierten Ausgleichung der Zeitwerte Zuflucht nehmen muss. Also z. B.:

– ⏑ | – ⏑ ⏑ | – ⏑ | – . | oder ⏑ – | ⏑ – | . – | ⏑ ⏑ – ,

wobei – ⏑ ⏑ = – ⏑, d. i. 4 = 3 oder ⏑ ⏑ – = ⏑ –, d. i. wieder 4 = 3 sein soll.

Die neue Theorie, in Wahrheit eine neu belebte Doctrin der alten Rhythmiker, greift hier auf eine Stelle des **A r i s t i d e s Q u i n t i l i a n u s** — in rhythmischen Fragen ein *haud spernendus auctor*! — *de mus.* I p. 37 *Meibom.* (= p. 56 f. *W.*)[2]) zurück, der metrische Gebilde (Glykoneen), wie die folgenden:

1
– ⏑ ⏑ – | ⏑ – ⏑ – *πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀν-* (Soph. *Ant.* 334)

2
⏑ – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – *ἄριστον μὲν ὕδωρ, ὁ δὲ* (Pind. *Ol.* I, 1)

3
⏑ – ⏑ – | – ⏑ ⏑ – *Ἔρως ἀνίκατε μάχαν* (Soph. *Ant.* 781)

als Combinationen von Iamben mit je einem Trochäus (1, 2, 3) deutet[3]). Daraus, dass Aristides in einer folgenden Partie seines Tractates (II p. 99 *Meibom.* = p. 65, 1 ff. *W.*) auf diesen Wechsel der *πόδες* die frappierende Wirkung des Metrums zurückleitet (*πεπόνθασι δὲ μᾶλλον οἱ διὰ πλειόνων ἤδη συνεστῶτες*

[1]) S. v. **W i l a m o w i t z**. *Mélanges Weil* (Paris 1898), S. 450, **B l a s s**, *Jahns Jahrbb.* CXXXIII (1886), S. 454, **M a s q u e r a y** a. a. O. S. 257.

[2]) Vgl. auch Hephaest. *ἐγχ.* c. X.

[3]) In den Scholien zu Pindar, bei Aristid. Quintil. und den von ihm abhängigen Metrikern führt der Choriamb den Namen *Bacchius* (Mar. Vict. p. 127, 25, p. 149, 32, Caesius Bassus p. 268, 21, p. 259, 2), er und der Antispast (⏑ – – ⏑) haben den gemeinsamen Namen *βακχεῖοι*. So wird das zweite der obigen *κῶλα* als *ἴαμβος ἀπὸ βακχείου* (d. i. ⏑ – – ⏑, ⏑ – ⏑ –) oder als *μέσος βακχεῖος* (d. i. ⏑ –, – ⏑ ⏑ –, ⏑ –), das dritte als *βακχεῖος ἀπὸ ἰάμβου* (d. i. ⏑ – ⏑ –, – ⏑ ⏑ –) bezeichnet. Die choriambische Dipodie (– ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ –) heißt *βακχεῖος ἀπὸ τροχαίου* (d. i. – ⏑, ⏑ – – ⏑, ⏑ –). Diese Art der Benennung bestimmte Blass, an die Stelle des fehlerhaften *term. techn.* 'Logaöden' den neuen *τὸ κατὰ βακχεῖον εἶδος* zu setzen, der sich übrigens auch in den jüngst in Oxyrhynchos aufgedeckten Fragmenten des Aristoxenos zu finden scheint (s. Blass, *Jahns Jahrbb.* a. a. O. S. 461 und *praef. Bacch.* p. XLVII, not. 3). Die deutsche Bezeichnung wird also fortan '**b a c c h e i s c h e s V e r s m a ß**' zu lauten haben.

ῥυθμῶν, πλείων γὰρ ἐν αὐτοῖς ἡ ἀνωμαλία· διὸ καὶ τὰς τοῦ σώματος κινήσεις ποικίλας ἐπιφέροντες οὐκ ἐς ὀλίγην ταραχὴν τὴν διάνοιαν ἐξάγουσιν) darf man schließen, dass seine Erklärung nicht graue Theorie ist, sondern auf lebendigem Empfinden beruht.

Indem wir nun die oben versuchte rhythmische Auslegung der Choriamben des Artemonliedes auf unsere kurzen 12-zeitigen Kola übertragen, ergibt sich, dass hier iambische Tetrapodien vorliegen, deren jede dort, wo ein Choriambus steht, die Vereinigung eines anaklastischen oder synkopierten Iambus von der metrischen Form eines Trochäus mit einem wirklichen Iambus enthält:

– ◡ ◡̇ –́ | ◡ – ◡̇ –́
◡ – –́ ◡̇ | ◡ – ◡̇ –́
◡ – ◡̇ –́ | – ◡ ◡̇ –́.

Der **Pherekrateus** ist somit nichts anderes als ein katalektischer iambischer Dimeter:

– ◡ ◡̇ –́ | ◡ – .–́
– ◡ –́ ◡̇ | ◡ – .–́.

Für den ersten Fuß dieser Reihen nimmt die neue Erklärungsweise weiterhin dieselbe Freiheit in Anspruch, welche die lesbischen Dichter in der Behandlung des ersten Fußes überhaupt (auch in daktylischen Kola) eintreten lassen: anstatt des Iambus kann der Trochäus (aufgelöst der Tribrachys), der irrationale[1]) Spondeus (aufgelöst der Anapäst) und der irrationale Pyrrhichius stehen. Endlich ist sogar eine einzige Länge und selbst bloß eine Kürze zulässig: diese Verse nennt man *ἀκέφαλοι*, vor der *λέξις* ist eine Pause anzunehmen, die von einem Tone des begleitenden Instrumentes ausgefüllt wurde[2]). Alle diese freien Stell-

[1]) Dieser Spondeus, –́ –ᵅ oder –ᵅ –́ (α = ἄλογος, Gegensatz ῥητός) geschrieben, ist dreizeitig, und es ist die mit α bezeichnete Länge etwa den *tenuto*-Noten der modernen Musik (♪ ten.) adäquat. Andererseits haben die ἄλογοι der irrationellen Pyrrhichien (◡ ◡ᵅ und ◡ᵅ ◡) in den *staccato*-Noten unserer Musik ihr Analogon.

[2]) Die *ἀκέφαλοι* sind auch dem modernen Musiker nicht fremd. Vgl. das bekannte Liedchen in Gounods 'Margarethe':



und das letzte Notenbeispiel auf S. 16.

vertretungen hatte bekanntlich schon G. Hermann angenommen und den vielgestaltigen Fuß mit dem Namen 'Basis' bezeichnet. Wir erhalten also das Schema:

⏑ ⏕
⏕ ⏑
–̲ ͣ –
– –̲ ͣ
[⏑ ⏑ –][1]) }[2]) –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́ .
⏑ ⏑̲ ͣ
⏑̲ ͣ ⏑
⋀ –
⋀̄ ⏑

Somit finden alle häufiger vorkommenden Arten der Glykoneen und Pherekrateen ihre einfache Erklärung:

1. Glykon.: – ⏑ ⏑́ –́ | ⏑ – ⏑́ –́ 1. Pherekr.: – ⏑ ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏗
2. „ – – –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́ 2. „ – – –́ ⏑́ | ⏑ – . ⏗
3. „ ⏑ – –́ –́ | – ⏑ ⏑́ –́

Wir geben nunmehr die metrische Analyse dreier einfacher 'logaödischer' Strophen des Sophokles.

1) *Ant.* 100—109 = 117—126

'Ακτὶς ἀελίου, τὸ κάλλ-	I	– ⏑ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
ιστον ἑπταπύλῳ φανὲν		– ⏑ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος,		– –̲ ͣ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ ⏗
ἐφάνθης ποτ', ὦ χρυσέας	II	⏑ – –́ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́
5 *ἁμέρας βλέφαρον,*		– ⏑ –́ ⏑́ | ⏑ ⏒
Διρκαίων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα,		– –̲ ͣ –́ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏗
τὸν λεύκασπιν 'Αργόθεν ἐκ	III	– ⏑ –́ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́
φῶτα βάντα πανσαγίᾳ		– ⏑ –́ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́
φυγάδα πρόδρομον ὀξυτέρῳ		⏑⏑ ⏑ ⏑́⏑ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́
10 *κινήσασα χαλινῷ.*		– –̲ ͣ –́ ⏑́ | ⏑ – . ⏗

---

[1]) Die auffällige anapästische Form des ersten Fußes — denn die *ἄλογος* des Spondeus kann als solche streng genommen nicht in zwei Kürzen aufgelöst werden — kommt bei Euripides (in Nachahmung des Lyrikers Timotheus: *fr.* 7 *Bgk.*[4]) vor und wird von Aristophanes (*Frö.* 1322 ff.) verspottet. Doch hat sie sich auch im Bakchyl. (XVIII.) gefunden.

[2]) Die Freiheit in der Behandlung des ersten Fußes erklärt Masqueray a. a. O. S. 262 (§ 258) wieder damit, dass dieser Theil der iambischen Dipodie den schwächeren Accent hatte. Aber es muss entgegnet werden, dass gerade die große metrische Freiheit eines umso stärkeren rhythmischen Regulativs bedurfte. Daher dürfte diese Erscheinung vielmehr darin begründet sein, dass, wie das Ende eines Kolons durch Katalexe und syllaba anceps Veränderungen seines metrischen Schemas erfährt, so auch dessen Anfang variabel war.

2) *Ant.* 781—790 = 791—800.

Ἔρως ἀνίκατε μάχαν,	I	⏑ – ⏑́ –́ | – ⏑ ⏑́ –́
Ἔρως, ὃς ἐν κτήμασι πίπτ-		⏑ – ⏑́ –́ | – ⏑ ⏑́ –́
εις, ὃς ἐν μαλακαῖς		– ⏑ –́ ⏑́ | ⏑ –
παρειαῖς νεάνιδος ἐννυ- *χεύεις,*		⏑ – –́ ⏑́ | – ⏑ ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏑́
5 *φοιτᾷς δ' ὑπερπόντιος ἔν τ'*	II	ᾱ – ⏑́ –́ | – ⏑ ⏑́ –́
ἀγρονόμοις αὐλαῖς·		– ⏑ ⏑́ –́ | . – . ⏑́
καί σ' οὔτ' ἀθανάτων φύξι- *μος οὐδεὶς*		ᾱ – –́ ⏑́ | ⏑ – –́ ⏑́ | ⏑ – . ⏑́
οὔθ' ἁμερίων σέ γ' ἀνθρώ-	III	– – ⏑ ⏑ | – ⏑ –́ –́
πων, ὁ δ' ἔχων μέμηνεν.		– ⏑ ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏑́

3) *Oed. Col.* 668—680 = 681—693.

Εὐίππου, ξένε, τᾶσδε χώ-	I	– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
ρας ἵκου τὰ κράτιστα γᾶς *ἔπαυλα,*		– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏑́
τὸν δ' ἀργῆτα Κολωνόν, ἔνθ'	II	– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
ἁ λίγεια μινύρεται		– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
5 *θαμίζουσα μάλιστ' ἀη-*		⏑ – –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
δὼν χλωραῖς ὑπὸ βάσσαις,		– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – . ⏑́
τὸν οἰνῶπα νέμουσα κισ-	III	⏑ – –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
σὸν καὶ τὰν ἄβατον θεοῦ		– ᾱ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
φυλλάδα μυριόκαρπον *ἀνήλιον*		– ⏕ –́ ⏕́ | – ⏕ –́ ⏕́
10 *ἀνήνεμόν τε πάντων*		⏑ – ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏑́
χειμώνων, ἵν' ὁ βακχιώ-	IV	ᾱ – –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́
τας ἀεὶ Διόνυσος ἐμβατεύει		– ⏑ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́ | ⏑ – . ⏑́
θεαῖς ἀμφιπολῶν τιθήναις.		– – ⏑ ⏑ | – ⏑ –́ –́ [1]

Wir haben Perioden vor uns, die zum größten Theile aus 12- (= 2 × 6-) zeitigen iambischen Kola bestehen. Der 5. Vers in 1) und der 3. in 2) sind unvollständige Kola, die durch 3-zeitige Pausen zu vervollständigen sind. V. 6 in 1), V. 4 und 7 in 2), endlich V. 2 und 12 in 3) sind iambische Kola von 18 (= 3 × 6) *χρόνοι πρῶτοι*. Der 8. Vers in 2) und der 13. in 3) zeigen rhythmische Verschiebungen, die wir weiter unten in anderem Zusammenhange eingehender besprechen werden. Endlich ist V. 9 in 3) Taktwechsel anzunehmen: *γένος ἴσον* statt *γ. διπλάσιον*.

Es folge nunmehr eine Analyse der sapphischen Strophe im Sinne der neuen Theorie, sowie die der asklepiadeischen Verse.

---

[1] Die metrische Analyse dieser Strophe rührt von Masqueray (a. a. O. S. 289 f.) her. V. 2 und 12 sind Phaläceen, als iambische Hexapodien aufgefasst. Über eine andere Deutung derselben vgl. v. Wilamowitz, *Mélanges Weil* S. 449—461.

1) Sappho *fr.* 1, Strophe 3:

ἄρμ' ὐπαζεύξαισα· κάλοι δέ σ' ἆγον
ὤκεες στροῦθοι περὶ γᾶς μελαίνας
πύκνα δινν῀ηντες πτέρ' ἀπ' ὠράνω αἴθερος διὰ μέσσω

— ⏑ ⏑́ ⏓ | — ⏑ ⏑́ — | ⏑ — . ⏓
— ⏑ ⏑́ ⏓ | — ⏑ ⏑́ — | ⏑ — . ⏓
— ⏑ ⏑́ ⏓ | — ⏑ ⏑́ — | ⏑ — . ⏓ | — ⏑ ⏑́ — | . ⏓ ∧

Die ersten zwei Verse, jeder von 11 Silben, zerfallen metrisch in zwei Hälften, deren zweite den iambischen Grundrhythmus in voller Reinheit zeigt: es sind drei Iamben, der dritte mit unterdrückter Kürze. Voran gehen drei Trochäen, in Wahrheit anaklastische Iamben: der mittlere davon lässt im zweiten Fuße — wie jede echte trochäische Dipodie — eine *ἄλογος* zu. Sonach ist der sapphische Elfsilber rhythmisch eine Vereinigung von drei iambischen Dipodien (*μέτρα*), wovon die erste ganz, die zweite zur Hälfte anaklastisch gebildet ist. Der dritte Vers besteht aus zwei Theilen: der erste ist der eben dargelegte Elfsilber, der zweite ist der sog. *versus Adoneus*, der nichts anderes ist als eine anaklastische brachykatalektische iambische Tetrapodie:

— ⏑ ⏑́ — | . ⏓ ∧ = —́ ⏑⏑ ⏑́ — | (⏑) — (⏑́ —).

Es ist somit der dritte Vers der sapphischen Strophe, rhythmisch betrachtet, eine Verbindung von fünf iambischen Dipodien, deren zwei letzte als 'Clausel' aufzufassen sind.[1])

2) *a*) Der sog. kleinere asklepiadeische Vers:

Alcäus *fr.* 33: *ἦλθες ἐκ περάτων γᾶς ἐλεφαντίναν*
(Hor. *carm.* I 1, 1: Maecenas atavis edite regibus)

hat folgendes Schema:

⏑ — / — ⏑ / — — } —́ ⏑ | ⏑ — —́ ⏑ | ⏑ — ⏑́ —.

Er besteht metrisch zunächst aus einer trochäischen Dipodie, deren erster Theil die oben S. 11 erörterte freie Behandlung zulässt, dann folgt ein Antispast, endlich ein reiner Diiambus, der die wahre iambische Natur der beiden vorhergehenden Dipodien aufzeigt. Wir haben es also rhythmisch wieder mit einem aus drei, zum Theil anaklastisch gebildeten iambischen Dipodien bestehenden Verse zu thun.

[1]) Wir haben die dritte Strophe des Gedichtes deshalb gewählt, weil hier die Zusammengehörigkeit des Adoneus mit dem dritten Verse der Strophe durch Synaphie deutlich ersichtlich ist.

b) Der größere asklepiadeische Vers:

Alcaeus *fr.* 44: *μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω.*

(Hor. *carm.* I 18, 1: Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem)

von folgendem Schema:

⏒ ⏓ ⏗ ⏑́ | ⏑ – ⏗ ⏑́ | ⏑ – ⏗ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ ⏗

wiederholt nur den Antispasten des kleineren, sonst ist er ihm metrisch ganz gleich. Er besteht also aus vier anaklastisch-iambischen Dipodien.

Wir gehen nun daran, das Wesen der *ἀνάκλασις* und ihre Wirkung auf das rhythmische Gefühl näher zu beleuchten. Hiebei müssen wir selbstverständlich von der Voraussetzung ausgehen, dass bei den Griechen dieselben Grundgesetze des Rhythmus Geltung hatten wie bei uns. Diese Annahme ist auch gerechtfertigt. Denn jene Gesetze sind ja uralt, und dass sie allgemein menschlich sind, ergibt sich daraus, dass sie in natürlichen Bewegungserscheinungen des menschlichen Organismus vorgebildet sind. S. darüber C. Bücher, *Arbeit und Rhythmus*, Leipzig 1899, S. 309 ff.

Das einfachste dieser Gesetze besteht in der regelmäßigen Abfolge stärker und schwächer betonter rhythmischer Einheiten. Wenn wir den normalen Gang des Menschen beobachten, so sehen wir, dass die Füße abwechselnd niedergesetzt werden, wobei jedesmal der rechte stärker auftritt als der linke. Man braucht diesen regelmäßigen Wechsel größerer oder geringerer Kraftäußerung nur durch irgend ein Mittel nachdrücklich zu unterstützen, um die natürliche Gangbewegung des Menschen zu voller rhythmischer Plastik zu veredeln (Marschschritt). Zu diesem Zwecke genügt das bloße Zählen mit eins-zwei: niemandem kann es dabei entgehen, dass sich unter dem zwingenden Einflusse der eigenen oder der fremden Gehfunction dieses Zählen so gestaltet, dass das Eins mit größerer Intension ertönt als das Zwei. Jede Verletzung dieses Gesetzes bringt eine beunruhigende Störung des rhythmischen Gefühles hervor.

Diese tritt in Erscheinung bei der Synkope, wo zwei 'Hebungen' einerseits und andererseits zwei 'Senkungen' zusammenstoßen. Man hat dabei die Empfindung, dass die Hebung mit ihrem Eintreten dem Rhythmus gleichsam vorgreift, während die beiden zusammentreffenden Senkungen getrennt sich einander entgegenstellen[1]).

---

[1]) Dieses Gefühl bekundet die Erklärung, welche Mar. Victor. p. 73, 33 für das *κῶλον* – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – gibt. Er sagt davon: appel-

Der Glykoneus *ἄριστον μὲν ὕδωρ, ὁ δὲ* ist, wie wir sahen, eine iambische Tetrapodie. Um die Wirkung der Synkope auch in der eigenen Sprache empfinden zu können, sehen wir uns nach deutschen Versen von dieser Gestalt um. Fast jedes Gedicht in vierfüßigen Iamben bietet bei sinngemäßer Scandierung deren einen oder mehrere dar. Und da in der deutschen Poesie nichts häufiger vorkommt als vierfüßige Iamben, die mit katalektischen dreifüßigen wechseln, so lassen sich auch Pherekrateen leicht finden.

In Geibels bekanntem Gedichte 'die Hoffnung' lauten zwei Verse so:

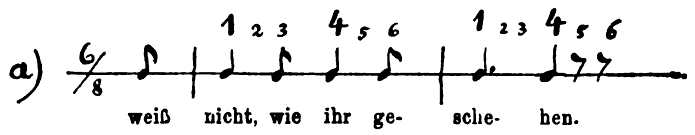
> Da wacht die Erde grünend auf,
> weiß nicht, wie ihr geschehen.

Man braucht den zweiten nur sinngemäß zu lesen, nämlich:

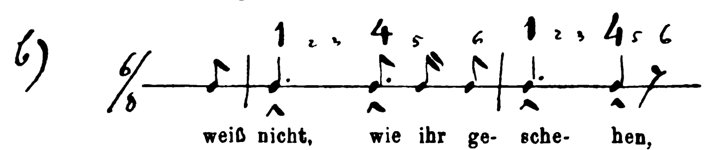
> weiß nícht, wíe ihr geschehen,

und man erhält einen zweiten Pherekrateus (⏑ – – ⏑ | ⏑ – · —).

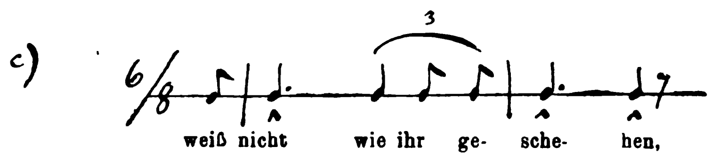
Ein Musiker gewöhnlichen Schlages würde jenen Vers im $^6/_8$-Takte, welcher als zusammengesetzter Takt ($^6/_8 = 2 \times {}^3/_8$) dem dipodisch gemessenen iambischen Versmaße am meisten entspricht, so rhythmisieren:



Hätte er den Pherekrateus zu vertonen, so würde er den Rhythmus wie folgt gestalten;



oder:



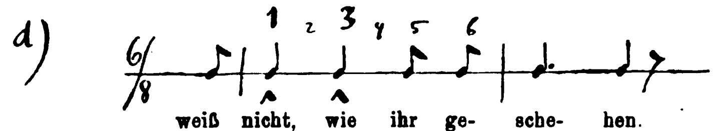
d. h. er würde die erste Hebung als *τρίσημος* und den folgenden Daktylus durch ein mehr oder weniger künstliches Mittel (im Falle *c*

---

latur quadrupes *δωδεκάσημος*, quod quattuor pedes quasi *per circuitum quendam recurrentes* contineat. Die pedes sind – ⏑ und ⏑ –, ⏑ ⏑, – – : jenes 'Sichentgegenstellen' ist mit *recurrere* bezeichnet. S. Blass a. a. O. XXXVI.

bedeutet ⌢³⌢ eine sog. rhythmische Triole, d. h. 3 Noten im Werte von 4 Achteln werden in der Zeitdauer von 3 Achteln gesungen) ebenfalls dreizeitig behandeln. Und genau so macht es bekanntlich die Westphal'sche Logaöden-Theorie[1]).

Es wäre aber auch folgende Rhythmisierung denkbar:



Die rhythmischen Accente (Icten) fallen im $^6/_8$-Takte auf die 1. und 4. Achtelnote. Im synkopierten Takte (*d*) fällt demnach der 1. auf die erste Viertelnote, dagegen ist der 2., der in die Mitte der zweiten Viertelnote fallen sollte, an den Anfang derselben vorgeschoben.

---

[1]) Der $^4/_4$- und der $^4/_8$-Takt sind mit dem $^6/_8$-Takte rhythmisch identisch, nur ist dort die Senkung mit der Hebung in der Zeitdauer gleich, hier aber ist die Hebung von der doppelten Zeitdauer der Senkung: jener Takt gehört dem isischen, dieser dem diplasischen Taktgeschlechte an. Im $^4/_8$-Takte also wären den obigen Rhythmisierungen die folgenden analog:

Endlich im $^4/_4$-Takte die folgenden:

Auch hier wird ein rhythmisch geübtes Ohr wahrnehmen, wie die zweite Viertelnote dem natürlichen Rhythmus vorgreift, während die 2. Achtel sich von der 1. gleichsam absondert und ihr entgegentritt. Da aber die zuletzt angegebene rhythmische Behandlung des $^6/_8$-Taktes in der modernen Musik nicht gebräuchlich und daher schwerer auffassbar ist, so wollen wir hier zu einem anderen Mittel der Verständigung greifen. Es ist wieder das der natürlichen Gangbewegung.

Um den Glyconeus ◡ – – ◡ | ◡ – ◡ – durch Schritte darzustellen, können wir etwa so vorgehen. Er beginnt mit einer Senkung, wir treten daher zuerst mit dem linken Fuße, also schwächer auf. Dann folgt die Hebung, das stärkere Auftreten mit dem rechten Fuße [1]). Die nächste Hebung ist sonach durch ein starkes Auftreten des linken Fußes darzustellen. Damit erscheint der Rhythmus alteriert, denn es sollte ja das schwache Auftreten dieses Fußes folgen. Es kommt eine Senkung, also ein schwaches Auftreten des rechten Fußes. Dieser soll jedoch bei regelmäßigem Rhythmus stark auftreten: wir sehen also den Rhythmus abermals gestört. Nun folgt eine Senkung, also das schwache Auftreten des linken Fußes, und damit ist der Rhythmus wieder eingerenkt und verläuft bis zum Ende der Reihe regelmäßig. Jedermann nimmt wahr, dass bei einer solchen Gehbewegung der Rhythmus an einer Stelle eine deutlich fühlbare Veränderung erfährt, aber auch, dass wirklich der stärker auftretende linke Fuß dessen regelmäßigem Verlaufe vorgreift, während an jener Stelle, wo das zweimalige schwache Auftreten beider Füße hintereinander erfolgt, die zweite, in rhythmisch regelmäßiger Weise eintretende Senkung von der ihr vorhergehenden außer-rhythmischen sich scharf absondert, ihr gleichsam entgegentritt.

Diese Rhythmisierung macht einen überraschenden Eindruck. Der natürliche Rhythmus ist an solchen Stellen in seinem Grundgesetze gestört, und dennoch ist die Abfolge der Silben keine unrhythmische. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung verleiht der Synkope einen eigenartigen Reiz.

Selbstverständlich lässt sich auch der Glykoneus *πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀν-* durch Schritte rhythmisch verständlich machen. Wir treten zuerst mit dem linken Fuße stark auf, dann mit dem rechten schwach. Mit dem schwachen Auftreten des linken bei *τὰ* und dem starken des rechten bei *δει-* ist der Rhythmus wieder in Ordnung gebracht. Die Anwendung dieses Verständigungsmittels auf den 3. Glykoneus, dann auf die Pherekrateen, die sapphischen und asklepiadeischen Verse bedarf keiner Erläuterung mehr.

---

[1]) Die Zeitdauer, während welcher der niedergesetzte Fuß in Ruhe bleibt, hängt davon ab, ob die Silbe einzeitig (◡) oder doppelzeitig (⏓) ist.

Aber wir sind beim 1. Glykoneus und beim 1. Pherekrateus in der glücklichen Lage, aus unserer accentuierenden Metrik und aus der modernen Musik ganz überraschende Parallelen beizubringen, durch welche die neue Theorie glänzend beglaubigt wird.

Sehr häufig nämlich setzen unsere Dichter an die Spitze von Versen in iambischen Gedichten statt des Iambus einen Trochäus, so dass beim Zusammentreffen mit dem folgenden Iambus ein Daktylus entsteht. Dies ist so augenfällig, dass eine iambische Scandierung an dieser Stelle geradezu komisch wirken müsste. Richard Wagner, dessen Vorgang für uns in einer Frage der antiken Rhythmik deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil er seine Texte, wie der antike Dichter, selbst vertonte, hat im ersten Akte des 'Lohengrin' folgendes Lied:

Einsam in trüben Tagen
hab' ich zu Gott gefleht,
des Herzens tiefstes Klagen
ergoss ich in Gebet.

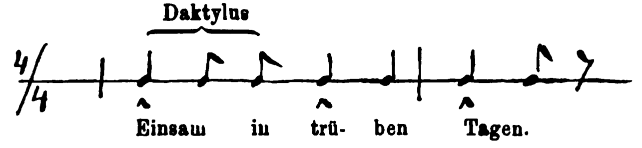
An der iambischen Natur des Rhythmus ist nicht zu zweifeln, aber 'einsam' ist kein Iambus, sondern ein Trochäus. Während nun das Volkslied sich nicht scheut, solche Füße accentwidrig dennoch als Iamben zu behandeln, z. B. in der bekannten Melodie 'O Tannenbaum, o Tannenbaum':

du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
nein, aúch im Winter, wenn es schneit,

statt:

néin, auch im Winter usw.,

hat selbstverständlich ein Rhythmiker wie Wagner die sinngemäße Scandierung auch musikalisch zum Ausdruck gebracht:



Jedermann kennt H. Heines Lied 'Du bist wie eine Blume', an dessen iambischem, steigendem Rhythmus gleichfalls kein Zweifel besteht. Der vorletzte Vers desselben lautet:

betend, dass Gott dich erhalte,

und den Trochäus 'betend' hat auch Rob. Schumann trochäisch wiedergegeben:



Am auffälligsten ist es aber, dass solche Trochäen statt der Iamben von unseren Rhythmikern selbst dort angewendet werden, wo der Accent der λέξις sie hiezu gar nicht nöthigte. Das Heine'sche Liedchen in Iamben:

> Aus meinen großen Schmerzen
> mach' ich die kleinen Lieder usw.

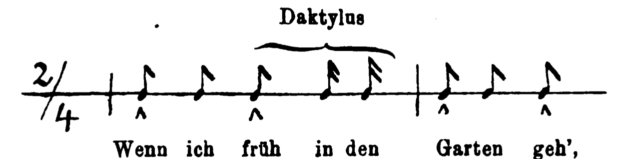
rhythmisiert Rob. Franz, der dritte in der Trias unserer großen modernen Rhythmiker, so:

Daktylus Daktylus

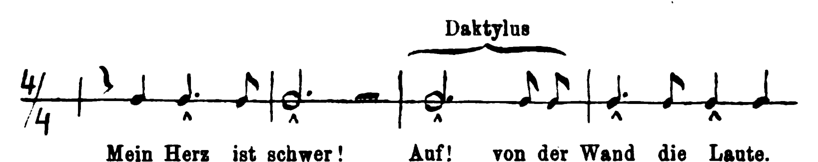
Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder.

Übrigens kommen die Fälle dieser Rhythmisierung bei den genannten Meistern so überaus häufig vor, dass ich mich begnüge, hier bloß diejenigen zu notieren, welche im 1. Bande der Schumann'schen Lieder begegnen [1]). Von einer ausnahmsweisen Erscheinung kann also hier nicht die Rede sein.

Für zwei Trochäen am Anfange des iambischen Verses (= 2. Glykoneus) führe ich aus Rob. Schumann (Bd. I, S. 164 'Volksliedchen') das Beispiel an:



für den Trochäus an 3. Stelle bei vorausgehenden zwei Iamben (= 3. Glykoneus, wie oben im Erosliede des Sophokles V. 1 u. 2) das folgende ('Myrthen' Nr. 15, T. 7 f.):



---

[1]) 'Myrthen': Nr. 1, Takt 2, 3, 5, 14, 18 usw.; Nr. 7, T. 4, 6; Nr. 10, T. 49, 51; Nr. 23, T. 11, 15; Nr. 24, T. 8, 14; Nr. 25, T. 22, 26. — 'Liederkreis': Nr. 3, T. 17, 25; Nr. 4, T. 4; Nr. 5, T. 15, 49, 53; Nr. 8, T. 12; Nr. 9, T. 12; Nr. 11, T. 33. — 'Frauenliebe und Leben': Nr. 7, T. 2, 4, 5, 8, 12, 14, 15 usw. (aber von S. 102, letzte Note des letzten Taktes an, wieder iambisch). — 'Dichterliebe': Nr. 2, T. 11; Nr. 10, T, 5; Nr. 12, T. 5, 10, 17; Nr. 13, T. 10, 24; Nr. 16, T. 10, 44. — 'Ausgewählte Lieder': Nr. 6, T. 6, 8, 21, 23, 35; Nr. 7, T. 55; Nr. 11, II, T. 9; Nr. 14, T. 12.

Ich zweifle nicht, dass auch für diese beiden Fälle sich noch zahlreiche Beispiele aufbringen ließen, wenn auch zugegeben werden muss, dass sie im Verhältnis zum ersten spärlich vorhanden sind.

Wenn wir nunmehr die ältere Theorie mit der neuen vergleichen, so tritt der Wert der letzteren sofort in helles Licht. Während nämlich jene, um die verschiedenen Arten der 'Logaöden' zu erklären, zu der Annahme gezwungen ist, dass der Daktylus, ein rhythmisch ungleichartiger Fuß, an verschiedenen Stellen zwischen Trochäen auftreten kann, während sie ferner immer wieder zu der den Alten völlig unbekannten 'Anakrusis' greifen, endlich bald einfache, bald mehrfache Binnenkatalexis annehmen muss, hat es die neue Theorie stets mit denselben Füßen zu thun, die zwar äußerlich eine andere Gestalt annehmen, ihrem Wesen nach aber immer die nämlichen bleiben. Sie geräth daher auch nicht in Verlegenheit, wenn die antistrophische Responsion in Frage kommt. Wenn Soph. *Phil.* 1124 und 1147

πόντου θινὸς ἐφήμενος — —ᵅ —̇ ⏑̇ | ⏑ — ⏑̇ —̇

und

ἔθνη θηρῶν, οὓς ὅδ' ἔχων

mit einander correspondieren[1]), eine Störung der Isometrie, welche die Westphal'sche Theorie bequem als Polyschematismus bezeichnet, so erklärt sie die beiden Trochäen *πόντου* und *θινὸς* des ersten und die drei des zweiten, *ἔθνη*, *θηρῶν* und *οὓς ὅδ'*, für syncopiert:

— — —̇ ⏑̇ | ⏑ — ⏑̇ —̇
— — —̇ —̇ | — ⏑ ⏑̇ —̇

und hat damit die verlangte Responsion erreicht. Aber auch wenn verschiedenartige Glykoneen zu einer Periode vereint sind, z. B. Soph. *Ant.* 382 *πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀν-* und *-θρώπου δεινότερον πέλει*,

macht es nicht die geringste Schwierigkeit, sie mit einander in vollen Einklang zu bringen, da

— ⏑ ⏑̇ —̇ | ⏑ — ⏑̇ —̇

und

— — —̇ ⏑̇ | ⏑ — ⏑̇ —̇

im Grunde völlig identisch sind, nur dass im zweiten Verse an zweiter Stelle statt des reinen Iambus ein anaklastischer eingetreten ist[2]).

---

[1]) Andere Beispiele bei Rossbach-Westphal, Metrik (1898), S. 541.

[2]) Vgl. noch H. Jusatz, *De irrationalitate studia rhythmica*, Leipziger Studien XIV (1891), S. 175 ff. und W. Velke, *De metrorum polyschematistorum natura*, Marburg 1877.

Dagegen erscheint für den ersten Blick ein Vorwurf, den man der eben vorgetragenen Deutung dieser Verse machen könnte, als berechtigt, dass nämlich bei einem so überaus häufigen und populären Versmaße wie den Glykoneen und Pherekrateen die Synkope als eine immerhin kunstvolle Rhythmenart nicht wahrscheinlich, dass hier vielmehr ein einfacher und natürlicher Rhythmus ausfindig zu machen sei. Dieser Einwand hätte indes ein großes Missverständnis zur Voraussetzung. Denn erstens war der griechischen Poesie reicher Rhythmenwechsel geradezu charakteristisch, was sich aus dem classischen Zeugnisse des berühmten Aristoxenos ergibt: *ῥυθμ. στοιχ.* p. 33 *Meibom.* *ἡ ῥυθμοποιΐα πολλὰς καὶ παντοδαπὰς κινήσεις κινεῖται*[1]), zweitens besaß dieselbe überhaupt zwar eine einfache Melopoiie, aber eine umso kunstvollere Rhythmopoiie. In der classischen Zeit war eben die Entwicklung der *μουσική* zunächst nur bis zu einer reichen Entfaltung ihres ersten Elementes, der Rhythmik, gediehen, das zweite und dritte, die Melodie und Harmonie, lagen noch, und zwar nicht zum Nachtheile des zu interpretierenden Textes, in den Anfängen. Die reine Musik und auch die Orchestik standen zum dichterischen Texte im Dienstverhältnis, die drei Schwestern Poesie, Musik und Orchesis schritten, wie v. Wilamowitz so schön und treffend sagt[2]), *eodem pede*, d. i. jenem, den der Dichter, der *ῥυθμοποιός*, vorgeschrieben hatte, einher. Später, als die Musik, insbesondere die Melopoiie, zu immer reicherer Entwicklung emporstieg, setzte sie sich über die *λέξις* vornehm hinweg, sie wurde die Herrin, jene die Dienerin. Gleichzeitig büßte der Rhythmus immer mehr seine Vielgestaltigkeit, seinen Reichthum ein.

Dieselbe Erscheinung können wir auch in der modernen Musik beobachten. Seitdem unter dem Einflusse der italienischen Schule die Melodie im *bel canto* zur Vorherrschaft kam, geschah der musikalisch richtigen Interpretation des Dichtertextes immer mehr Abbruch. Mit Recht hat man der Vertonung berühmter Goethe'scher Balladen, wie des 'Erkönigs' und des 'Fischers', durch Franz Schubert es zum Vorwurfe gemacht, dass infolge Überwiegens des rein musikalischen, des melodischen Elementes der Dichtertext zu kurz komme. Dieser verderbliche Einfluss der Melodie pflanzte sich andererseits auch auf die modernen Dichter fort. Sie setzen gar oft eine Scandierung ihrer Verse voraus, die mit einer sinngemäßen Declamation im Widerspruch steht und somit den Declamierenden geradezu zwingt, die Rhythmen völlig zu vernachlässigen und unsicher verschwimmen zu lassen. Sie kennen daher auch kunstvolle Metra wie Glykoneen und Phere-

---

[1]) Vgl. auch p. 293 *Meib.* (= p. 34, 3 ff. *W.*) *αἱ ἀπὸ τῆς ῥυθμοποιΐας γινόμεναι διαιρέσεις* (nml. der Silben und Töne) *πολλὴν λαμβάνουσι ποικιλίαν.*

[2]) *Comment. metr.* I p. 5.

krateen mit ihren unmittelbar zusammentreffenden Hebungen überhaupt nicht, ihre Rhythmen sind zumeist die reine Klappermühle. Erst unsere modernen Liederdichter Robert Schumann und Robert Franz und der Dichtercomponist Richard Wagner haben wieder dem Texte zu seinem Vorrechte verholfen. Indem sie die Melodie zurücktreten ließen, schufen sie umso kunstvollere Rhythmen und lehrten uns mit deren Hilfe unsere Dichtertexte rhythmenreicher und damit zugleich sinngemäßer zum Vortrag zu bringen. Durch diese Vertiefung in das Dichterwort bringen sie es erst eigentlich zur Geltung, während es vor ihnen schon nahe daran war, unter der Wucht der Melodie zu einer völlig überflüssigen Zuthat herabzusinken. Es gebürt also diesen Meistern das unsterbliche Verdienst, unser Kunstlied im Sinne des altclassischen reformiert zu haben.

Was bedeutet demnach die Westphal'sche Theorie, welche bei der Erklärung der 'Logaöden', wenn rationale Längen zusammentreffen, die erste derselben als *τρίσημος*, d. h. als Trochäus auffasst und sonach einen stetigen Wechsel von Hebungen mit ein- oder zweizeitigen Senkungen herstellt? Nichts anderes als ein Hineintragen der Wirkungen einer hochentwickelten Melopoiie in die metrischen Gebilde einer Zeit, in der die Melo- gegenüber der Rhythmopoiie erst im ersten Stadium der Entwicklung begriffen war.

---

2. 'Daktylo-Epitriten'.

Noch grundstürzender als diese Deutung der 'Logaöden' ist die neue Theorie der 'mit einem selbstgebildeten Namen' (F. Blass) sogenannten Daktyloepitriten. Man versteht unter den Daktyloepitriten jenes bei den Chorlyrikern sehr gewöhnliche und auch im Drama vorkommende Versmaß, welches unsere Metriker in so einleuchtender Weise in daktylische und trochäische, oder, wenn man die Anakrusis nicht gelten lassen will, auch noch in iambische und anapästische Kola[1]) zerfällen. Nun ist zwar gegen die Zusammenfassung zweier so gebildeter Kola zu einem Verse nichts einzuwenden: sie kommt in den sogenannten Asynarteten des Archilochos und in den Daktylotrochäen (den eigentlichen Logaöden) der Tragödie ziemlich häufig vor. Dagegen gibt zu Bedenken Anlass der Umstand, dass diese ältere Theorie im Bereiche eines und desselben Verses zwei-, ja selbst dreimal diese verschiedenartigen Kola mit einander wechseln lassen muss. Auch der ganz verschiedene Umfang derselben, der wieder nur durch

[1]) Masquerai a. a. O. S. 313 ff.

gewaltsame Mittel ausgeglichen wird, bereitet unüberwindliche Schwierigkeiten.

Es kommen ferner wie bei den Glykoneen so auch hier Stellen in Betracht, die, obwohl einander antistrophisch entsprechend, verschiedenartiges Metrum zeigen und uns dadurch über die wahre Natur des Versmaßes belehren. Sowohl bei Pindar als auch bei Bakchylides entsprechen einer scheinbaren trochäischen Dipodie Choriamben und ionici a minore. Sonach müssen

— ◡ — —, — ◡ ◡ — und ◡ ◡ — —

mit einander identisch sein. Da diese Stellvertretungen im Verhältnis zum Umfange der Gedichte selten begegnen, so kann man zwar hier zum Zwecke der rhythmischen Ausgleichung zu den oben (S. 4) erwähnten *χρόνοι ῥυθμοποιΐας* Zuflucht nehmen, immerhin darf man aber diese Erscheinung nicht unbeachtet lassen.

Endlich sprechen auch hier wieder die Zeugnisse der alten Metriker und der auf sie zurückgehenden Scholien des Pindar und Aristophanes eine gewichtige Sprache. Reihen wie die folgende:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — —

erklären sie nicht als Tripodien (— ◡ ◡, — ◡ ◡, — —), sondern als *δίμετρα* (d. i. — ◡ ◡ —, ◡ ◡ — —), ferner gilt ihnen

— ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

nicht als Pentapodie (— ◡, — —, — ◡ ◡, — ◡ ◡, — ⩘), sondern als *τρίμετρον* (d. i. — ◡ — —, — ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ⩘). Die katalektische daktylische Dipodie — ◡ ◡ — ⩘ kennen sie als solche überhaupt nicht, sondern deuten sie als Doppeliambus oder Doppeltrochäus. Die Reihe:

— — ◡ ◡ — ◡ ◡ — — — ◡ —

ist nach Schol. zu Aristoph. *Frö.* 220 (= Heliodor) ein *χοριαμβικὸν τρίμετρον ἀκατάληκτικόν, ὃ καλεῖται προσῳδιακὸν διὰ τὸ τὸν πρῶτον πόδα ἔχειν ἰωνικὸν ἀπὸ μείζονος* (d. i. — — ◡ ◡ | — ◡ ◡ — | — — ◡ —). Endlich heißt es vom Ditrochäus ausdrücklich, er stehe statt eines *ἰωνικὸς ἀπ' ἐλάσσονος* [1]).

Dass nicht alle Reihen, die sich wie Daktylen ausnahmen, von den Alten als Daktylen empfunden wurden, dafür zeugt eine Stelle des Aristophanes (*Wolken* 649 ff.)[2]), wo Sokrates, der sich dort auch auf die Rhythmik versteht, auf die Frage des Strepsiades, *τί μ' ὠφελήσουσ' οἱ ῥυθμοὶ πρὸς τἄλφιτα* folgende Antwort

---

[1]) Die Zeugnisse sind jetzt am sorgfältigsten zusammengestellt bei O. Schroeder, *Pindari carm.*, Leipzig 1900, S. 498 ff. Vgl. denselben *Berl. philol. Wochenschr.* 1898, S. 321 f., 877 ff. und *Verhandl. d. Philol. und Schulm.* 1900, S. 52 ff.

[2]) S. Westphal, Gr. Rhythmik (1885), S. 238.

gibt: *πρῶτον μὲν εἶναι κομψὸν ἐν συνουσίᾳ | ἐπαΐονθ' ὁποῖός ἐστι τῶν ῥυθμῶν | κατὰ δάκτυλον χὠποῖος αὖ κατ' ἐνόπλιον.* Platon (Rep. III p. 400 B) zählt, auf die Autorität des berühmten Musikers Damon sich stützend, im *γένος ἴσον* folgende Metren auf: *ἐνόπλιόν τινα... ξύνθετον καὶ δάκτυλον* (= reindaktylische Reihen der Lyriker) *καὶ ἡρῷον* (= dakt. Hexameter). Wenn der Enhoplius die besondere Bezeichnung *ξύνθετος* führt, so kann er nicht mehr, wie der *δάκτυλος* und *ἡρῷος* in gleichartige Theile, d. i. in Daktylen und Spondeen, zerlegt werden, sondern in ungleichartige. Wirklich zerlegt Aristides Quint. (p. 39 *Meib.*, p. 59, 8 ff. *W.*) den Enhoplius (– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –) in folgender Weise:

– ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – –.

Damit kommen wir auf jenen vielgestaltigen *πούς ἐξάσημος*, der den Namen 'Ioniker' führt, und es ergibt sich als richtige Bezeichnung dieses Versmaßes, wieder von Blass[1]) geltend gemacht, *τὸ κατ' ἐνόπλιον εἶδος.*

Um Allbekanntes rasch zu recapitulieren, so hat der Ioniker die doppelte Grundform:

ion. a maiore: ⏒ – ⏑ ⏑ und *ion. a minore* ⏑ ⏑ – ⏒.

Es kann ferner statt der letzten Kürze des ersteren und der ersten des letzteren eine Länge eintreten, so entstehen die beiden Formen ('*ionici retardati*' Schroeder):

⏒ – ⏑ – und – ⏑ – ⏒;

ferner durch Anaklasis[2]) die Form:

– ⏑ ⏑ –.

Endlich kommen noch die katalektischen Formen:

⏑ ⏑ – und – ⏑ –

in Betracht.

---

[1]) *Bacchyl.* p. XXXIV sqq.

[2]) Auch diese Anaklasis ist nichts als eine rhythmische 'Rückung'. Denn [Notenzeichen] (= ⏓ – ⏑ –) ist dasselbe wie [Notenzeichen] (= – ⏑ ⏑ –). Wahrscheinlich sind beide Ioniker aus der iambischen Dipodie entstanden. Denn 'die Iamben sind ein altionisch volksthümliches Versmaß' (v. Wilamowitz, *Eur. Herakles* II[2], S. 26). Daraus ergibt sich für alle Schemata der Ioniker mit Ausnahme des oben erklärten Choriambus steigender Rhythmus (⏓ –́ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ –́ ⏓, ⏓ –́ ⏑ –, – ⏑ –́ ⏓).

Das Verdienst, den Nachweis geführt zu haben, dass die Verse der daktyloepitritischen Oden des Bakchylides sich aus solchen *πόδες ἑξάσημοι* zusammensetzen, gebührt F. Blass (Bacchylidis carmina cum fragmm., Lips. ap. Teubner 1898)[1]). Seinen Fußspuren folgend, hat dann O. Schroeder dieselbe Theorie am Pindar in Praxis umgesetzt (Pindari carmina, Lips. ap. Teubner 1900).

Wir gehen daher sofort daran, zwei daktyloepitritische Strophen des Sophokles metrisch darzustellen:

a) *Oed. Rex* 1086—1097 = 1098—1109

εἴπερ ἐγὼ μάντις εἰμὶ καὶ κατὰ γνώμαν ἴδρις,
οὐ τὸν Ὄλυμπον ἀπείρων, ὦ Κιθαιρών,
οὐκ ἔσει τὰν αὔριον
πασέληνον, μὴ οὐ σέ γε καὶ πατριώταν Οἰδίπου
5 *καὶ τροφὸν καὶ ματέρ' αὔξειν,*
καὶ χορεύεσθαι πρὸς ἡμῶν, ὡς ἐπίηρα φέροντα τοῖς ἐμοῖς τυράννοις.
ἰήιε Φοῖβε, σοὶ δὲ ταῦτ' ἀρέστ' εἴη.

I – ⏑(⏑)– | – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – – | – ⏑ ⏓ ⊼
II – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏓ | – ⏑ – –
– ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏓ ⊼
III – ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – | – ⏑ ⊼
5 IV – ⏑ – – | – ⏑ – –
– ⏑ – – | – ⏑ – – | – ⏕ – | ⏑ ⏑ – ⏒ | – ⏑ ⊔ | ⏑ – · ⊔
V – – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏒ | – ⏑ ⊔ | · ⊔ · ⊔

b) *Trachin.* 94—102 = 103—111

ὃν αἰόλα νὺξ ἐναριζομένα τίκτει κατευνάζει τε, φλογιζόμενον
Ἅλιον Ἅλιον αἰτῶ
τοῦτο καρῦξαι, τὸν Ἀλκμήνας πόθι μοι πόθι μοι ναί-
ει ποτ', ὦ λαμπρᾷ στεροπᾷ φλεγέθων,
5 *ἢ ποντίας αὐλῶνος ἢ δισσαῖσιν ἀπείροις κλιθείς,*
εἴπ', ὦ κρατιστεύων κατ' ὄμμα.

I ⏑ – ⏑ – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – – | – ⏑ – – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ ⏓
– ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – –
II – ⏑ – – | – ⏑(–) – | – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – –
– ⏑ – – | –(⏑) ⏑ – | ⏑ ⏑ ⊼
5 III – – ⏑ – | – – ⏑ – | – – ⏑ – | – – ⏑ –
– – ⏑ – | – – ⏑ – | ⏓

---

[1]) Vgl. denselben, *Jahns Jahrbb.* CXXXIII (1886), S. 455 ff., ferner F. Hanssen, *Philol.* LI (1892), S. 244.

Drei Erscheinungen sind es vornehmlich, durch die sich hier der ionische Charakter des Versmaßes klar offenbart: die katalektische Form des Diiambus am Schlusse von V. 6 in *a*):

⏑ – . –,

die V. 7 in *a*) begegnende Katalexe:

. – . –,

endlich in V. 2 und 6 in *a*) die nachstehende Form zweier zusammentreffender Ioniker (der sog. Anaklomenos):

⏑ ⏑ – ⏑, – ⏑ – (–), d. i. ⏑ ⏑ – ⏑ | – ⏑ ⏑ – (–)[1].

Es sind dies nämlich metrische Gebilde, die in unzweifelhaft ionischen Strophen am häufigsten vorkommen[2]).

Fragen wir endlich, ob die Ioniker wegen ihres Ethos in das Epinikion passen — denn was den Chor des Drama anlangt, so besteht darüber kein Zweifel[3]) —, so muss betont werden, dass der Grundzug des Siegesliedes durchaus nicht der der ekstatischen Freude und des Jubels ist, dass vielmehr in demselben ein ernster, frommer, bisweilen sogar (wie in Pindars 2. olympischer Ode, dem 'Siegestodtenliede' für Theron von Akragas, und in Bakchylides' 2. Gedichte auf den damals todtkranken König Hieron von Syrakus) ein wehmüthig-trauriger Ton vorherrscht. Das ionische Maß aber gehört dem *ἦθος συσταλτικόν*, d. i. dem gedrückten, beengten Ethos an[4]), und dies begründet seine Verwendung in der genannten lyrischen Gattung.

---

[1]) S. Crusius, *Philol.* VI (1893), S. 168, v. Wilamowitz, *Gött. Gel. Anz.* 1898, S. 148, Anm. 1.

[2]) S. Rossbach-Westphal, *Metrik* S. 327 ff., v. Wilamowitz, *Ioniker bei Lyrikern* in *Philol. Unters.* IX, 125 ff., Kaibel *Sophokl. El.* S. 199. — v. Wilamowitz setzt ⏑ – – = ∧ ⏑ – – = ⏑ ⏑ – –, aber dass es ein Diiambus ist, lehrt wohl Anacr. *fr.* 23 *ἐκ ποταμοῦ 'πανέρχομαι πάντα φέρουσα λαμπρά* (– ⏑ ⏑ –, ⏑ – ⏑ –, – ⏖ –, ⏑ – . –). — Bei Pindar und Bakchylides kommt der Anaklomenos an folgenden Stellen vor: Pind. (ed. Schr.): *a*) **akatal.**: *Ol.* VII, ep. 5; XII, ep. 4; *Pyth.* IV, str. 4 (V. 4); *Nem.* V, str. 2; *Isthm.* II, str. 4 (V. 4). *b*) **katal.**: *Ol.* VIII, str. 3 (V. 11), ep. 3 (V. 17), 6 (V. 42); *Nem.* XI, ep. 2 (V. 12); *Isthm.* I, str. 2 (V. 2 u. 42); II, str. 4 (V. 4); ep. 1 (V. 27); III, str. 2; VI, ep. 4 (V. 22). — Bakchyl. (ed. Bl.): *a*) **akatal.**: XII, str. 3/4, ep. 8/9. *b*) **katal.**: I, str. 2 (V. 171); VII, str. 1, ep. 7.

[3]) v. Wilamowitz, *Isyllos* S. 159. Man beachte daselbst besonders die aus Athen. XIV, 625 beigebrachte Stelle: *οὐδὲ τὸ τῆς Ἰαστὶ γένος ἁρμονίας οὔτε ἀνθηρὸν οὔτε ἱλαρόν ἐστιν, ἀλλ' αὐστηρὸν καὶ σκληρόν, ὄγκον δὲ ἔχον οὐκ ἀγεννῆ. διὸ καὶ τῇ τραγῳδίᾳ προσφιλὴς ἡ ἁρμονία.*

[4]) Westphal, *Gr. Rhythmik* S. 257, Rossbach-Westphal, *Metrik* S. 335.

Wie bei den dorischen Chorlyrikern und im Drama, so lässt sich das ionische Versmaß auch bei den Dichtern der lesbischen Schule in noch viel weiterem Umfange nachweisen, als es bis vor Kurzem der Fall war. Am eindringlichsten hat v. Wilamowitz das letztgenannte Literaturgebiet nach Ionikern durchsucht: dass er trotzdem nicht ganz bis ans Ziel gekommen war, gesteht er selbst dadurch ein, dass er in den '*Mélanges Weil*' p. 449 ff. nunmehr, auf die Autorität des Varro gestützt (vgl. Terent. Maur. 2845 ff, 2882 ff. und Atil. Fortunat. 2676 P.), auch den sog. *versus Phalaeceus*:

Soph. *Ai.* 634: *δοῦποι καὶ πολιᾶς ἄμυγμα χαίτας*
„ 627: *οὐδ' οἰκτρᾶς γόον ὄρνιθος ἀηδοῦς*
Phil. 1145: *κοινὰν ἤνυσεν ἐς φίλους ἀρωγάν*
Catull. I, 1: *quoi dono lepidum novum libellum*

⏓ ⏒ – | ⏑ ⏑ – ⏓ | ⏒ ⏑ – –

als *species trimetri ionici* erweist.

Ist diese Messung des Verses richtig — und es dürfte schwer halten, sie zu widerlegen —, so können wir uns getrost der Führung Masquerai's anvertrauen, der, von Wilamowitz vollkommen unabhängig, auch die alkäische Strophe ganz analog zergliedert:

Alcäus *fr.* 35:
οὐ χρὴ κάκοισι θῦμον ἐπιτρέπην·
προκόψομεν γὰρ οὐδὲν ἀσάμενοι,
ὦ Βύκχι, φάρμακον δ' ἄριστον οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην

⏒ – ⏑ – | ⏒ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
⏒ – ⏑ – | ⏒ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏓
⏒ – ⏑ – | ⏒ – ⏑ – | – – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – | ⏑ – .⏓[1]).

Im Anschlusse an seine Analysen der sapphischen und alkäischen Strophe stellt Masquerai § 281—283 eine '*Comparaison des deux strophes*' an. Das Resultat ist folgendes. Beide Strophen haben die gleiche Zahl von Versen, beide beginnen mit einem 12silbigen Verse, alle Verse haben die gleiche Zahl von *μέτρα* (3 + 3 + 5), alle *μέτρα* die gleiche Zahl von *χρόνοι πρῶτοι.* Soviel Ähnlichkeit der beiden Strophengebilde, dazu die gleiche Heimat, gleiche Sprache, gleiche Zeit der beiden Dichter, all dies drängt zu dem Schlusse, dass wir es mit Versmaßen zu thun

---

[1]) Ich erwähne nur noch, dass Masquerai das jeweilige 3. Metron der ersten zwei Verse gleichfalls iambisch deutet (.– ⏑ ⏓), was aber wegen der zwei vorhergehenden Kürzen einige Schwierigkeit hat. Dagegen ist der katalektische Doppeltrochäus im ionischen Maß nicht im mindesten befremdend.

haben, die ihrem Wesen nach mit einander aufs innigste verwandt sein müssen.

Greifen wir nun auf die oben gegebene Erklärung der 'logaödischen' Kola zurück, so haben wir schon im Erosliede des Sophokles V. 8 und in seinem Preisgesang auf Kolonos V. 13 den *ionicus a minore* inmitten iambischer Kola vorgefunden. Der phaläceische Vers, den v. Wilamowitz ionisch misst, wird von Masquerai § 284 als katalektische iambische (zum Theil anaklastische) Hexapodie aufgefasst:

⏓ ⏒ –́ ⏑́ | ⏑ – ⏑́ –́ | ⏒ – · –́,

und es lässt sich auch gegen diese Deutung nichts Entscheidendes vorbringen. Endlich könnte man auch die sapphische Strophe in die variablen Schemata des Ionikers zerlegen:

– ⏑ — | ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓
– ⏑ — | ⏒ – ⏑ ⏑ | – ⏑ – ⏓
– ⏑ — | ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ — | – – ⏑ ⏑ | . — . ⏓;

und wirklich liegt der Eintheilung des sapphischen Elfsilbers bei Augustinus *de mus*. IV 8

iam satis | terris nivis | atque dirae

eben diese Auffassung zugrunde [1]).

Aus alledem ergibt sich, wie richtig v. Wilamowitz, *Gött. Gel. Anz.* a. a. O. S. 148 f. urtheilt, indem er sagt, dass die Takteinheit einer großen Anzahl der wichtigsten Verse ein Complex von vier Silben, zwei Längen und zwei Kürzen, ist, wovon die am Rande stehenden Kürzen indifferent sind:

⏒ – ⏑ –, – ⏑ – ⏒, – – ⏑ ⏒, ⏒ ⏑ – –, – ⏑ ⏑ –,

und dass Iamben, Trochäen, Ioniker und Choriamben im Grunde nichts anderes bedeuten als durch den Rhythmus herbeigeführte Variierungen desselben sechszeitigen Taktes:

♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪

Iamben: ⌞⌟ ⌞⌟

Trochäen: ⌞⌟ ⌞⌟

Ion. a mai.: ⌞⌟ ⌞⌟

Ion. a min.: ⌞⌟ ⌞⌟

Choriambus: ⌞⌟ ⌞⌟,

[1]) Auch Wilamowitz, *Gött. Gel. Anz.* 1898, S. 150 scheint den Vers so aufzufassen.

die erst allmählich ihre differenzierenden Namen erhalten haben.

Diese Thatsache wird nur bestätigt, wenn wir 'Logaöden' mit Choriamben und Ionikern zur Einheit eines Stasimons vereint sehen:

Soph. *Oed. Rex* 463—512:

463—472 = 473—482	I	v. 463	Logaöden
	II	v. 465	
	III	v. 466—468	
	IV	v. 469 f.	Anapäste
	V	v. 471 f.	Logaöden
483—497 = 498—512	VI	v. 483—485	Choriamben
	VII	v. 486 f.	Ioniker
	VIII	v. 490	
	IX	v. 491–496	
	X	v. 497	

Als neues Element schieben sich Anapäste ein: aber auch sie sind in Syzygien von je zwei *πόδες* zu zerlegen, wovon jeweilig die erste den stärkeren, die zweite den schwächeren Accent trägt. Und auch an Zeitdauer wird die anapästische Dipodie mit der iambischen gleich gewesen sein.

Wien. Hugo Jurenka.

Zum Thesaurus linguae Latinae.

Das Erscheinen der ersten Lieferungen des lang ersehnten *Thesaurus linguae Latinae* (Teubner 1900) darf wegen des hohen wissenschaftlichen Wertes und der weitreichenden Bedeutung des durch sie eingeleiteten Riesenunternehmens und bei dem Antheile, den Österreich an diesem Monumentalwerk hat, in unserer Zeitschrift nicht unerwähnt bleiben.

Nur kurz sei die Vorgeschichte des *Thesaurus* skizziert, deren auch das ebenso knappe als inhaltsreiche Vorwort Fr. Bücheler auf S. III fg. gedenkt. Schon derjenige, welcher unsere Wissenschaft zuerst formuliert und ihr die höchsten Ziele vorgezeichnet hat, Friedrich August Wolf, hatte den Plan eines umfassenden lateinischen Lexikons ernstlich erwogen. Aber erst im Jahre 1858 gab Halm auf der Wiener Philologenversammlung den Umriss einer Organisation, die mehrfach für die jetzige Muster geblieben ist. Noch weit bedeutungsvoller ist es, dass der Meister auf dem lateinischen Gebiete, Fr. Bücheler, der damals von Halm, Ritschl und Fleckeisen zum Leiter des Werkes vorgeschlagen worden war, auch dem jetzigen Directorium als sachkundiger Berather und vortrefflicher Mitarbeiter angehört. Aus

äußeren und inneren Gründen kam es in jener stürmischen Zeit zu keinem greifbaren Resultate. Doch eine Nachwirkung war der seit 1864 von Vahlen, dann von Hartel u. a. kräftigst geförderte Gedanke, ein *Corpus* kritisch berichtigter Texte der lateinischen Kirchenväter auf Kosten der Wiener Akademie herzustellen. Die Herausgeber der mehr als vierzig philologisch recensierten Textbände haben durch die Abfassung genauer sprachlicher Indices dem *Thesaurus* aufs erheblichste vorgearbeitet; weiterhin auch die Herausgeber des *Corpus inscriptionum Latinarum*, der *Monumenta Germaniae historica (auct. antiquissimi)*, des *Corpus glossariorum Latinorum*, endlich die vieler Autoren und die Verfasser neuerer lateinischer Lexika.

Den Plan Halms hatte inzwischen sein Nachfolger an der Münchener Universität, Eduard Wölfflin, seit 1883/4 thatkräftig durch die Gründung des „Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik" aufgenommen. Er hat dieses anfangs mit Unterstützung der kgl. bayerischen Akademie herausgegebene Organ geradezu als „Vorarbeit zu einem *Thesaurus linguae Latinae*" bezeichnet. Auf Grund einer privaten Organisation, die viele Österreicher umfasste, sind zahlreiche, von Wölfflin gestellte lexikalische und grammatisch-stilistische Fragen beantwortet und in den elf Bänden (vom zwölften liegt das 1. Heft vor) theils von ihm selbst, theils von einzelnen Geübteren im Zusammenhange behandelt worden. Insbesondere wurde eine ganze Reihe von Probeartikeln (bis *accuro*) ausgearbeitet, die für das vorliegende und das folgende Heft des I. Bandes eine willkommene Grundlage bilden. Da diese Artikel das ganze damals gesammelte Stellenmaterial verwerten sollten (Archiv I, 7), so stellen die heutigen definitiven Artikel vielfach verbesserte Auszüge wenigstens der anfangs ausgearbeiteten dar. Zwar ward Wölfflin nicht müde, im „Archiv", dieser großartigen Versuchsstation, die modernen Aufgaben der Lexikographie sowohl hinsichtlich der Lebensgeschichte der Wörter in der Schrift- und Volkssprache bis zum Übergange ins Romanische als auch betreffs der Semasiologie und Syntax klarzulegen und vor allem selbst den großen Gewinn, den die Philologie aus den erweiterten und vertieften lexikalischen Arbeiten ziehen kann, praktisch und eindringlich darzuthun, aber der eigentliche Thesaurusplan wollte keine wesentlichen Fortschritte machen. Da war es M. Hertz, welcher das Unternehmen, das er schon auf der Augsburger Philologenversammlung hatte anregen wollen, durch seine Görlitzer Präsidialrede (1889) neuerlich in Fluss brachte. Von da an zeigte die preußische Regierung und die Berliner Akademie für das Project wohlwollendes Interesse. Die Denkschrift Hertz', welche in den Sitzungsberichten dieser Akademie vom Jahre 1891 abgedruckt ist, gab Anlass zu eingehenden Verhandlungen zwischen den fünf Akademien zu Berlin, Göttingen, Leipzig, München und Wien. Für das Zustandekommen dieser großartigen Cooperation haben sich

Mommsen und v. Hartel hervorhebenswerte Verdienste erworben. Auf Grund eines durch Bücheler und Wölfflin entworfenen Arbeits- und Finanzplanes wurde bald nach der II. Wiener Philologenversammlung (1893) die Vereinigung endgiltig beschlossen, wonach sich die Wiener Akademie gleich den vier anderen für 20 Jahre zur Zahlung einer Quote von 5000 Mark verpflichtete. Die Vorarbeiten, welche nun sofort begannen, bestanden in der Verzettlung aller Wörter für die Schriftsteller bis zur Antoninenzeit nach Texten, welche eigens von Fachleuten abcorrigiert wurden. Diese beseitigten alle fraglichen Vermuthungen aus den Mustertexten und fügten auch zu den sicheren Verbesserungen die urkundlichen Lesarten hinzu. Die späteren Schriftsteller bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts wurden nur ausnahmsweise verzettelt, in der Regel von Kennern excerpiert. Österreich hat zu diesen fast durchaus opferwilligen 'Stiftern' des *Thesaurus* eine ganz erhebliche Zahl gestellt, wie aus den auf S. V bis XIII veröffentlichten alphabetischen Tabellen hervorgeht. Auch die lateinischen Inschriften bis zum Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. wurden verzettelt, die späteren excerpiert. Endlich zog man die Glossen und die modernen Fachwerke und Specialwörterbücher heran. Sodann wurden die einzelnen Mustertexte in kleinen Abschnitten mechanisch so häufig auf einzelne Zettel übertragen, bis solche für alle Belegstellen aller Worte vorhanden waren. Durch regelmäßige Berathungen der fünf Delegierten (es sind dies bekanntlich Diels, Leo [früher Wilamowitz-Moellendorff], Ribbeck und nach seinem Tode K. Brugmann, Wölfflin und v. Hartel) wurden auch alle Einzelheiten derart geklärt und die Arbeit so weit gefördert, dass schon im October 1899 mit der Abfassung der definitiven Artikel begonnen werden konnte. Während früher das riesige Zettelmateriale theils in München, theils in Göttingen aufgestapelt war, wurde es von da ab in das Münchener Akademiegebäude geschafft. Zum Generaldirector wurde für eine Reihe von Jahren der besonders durch seine gediegene Ausgabe von Statius' *Silvae* bekannte Dr. Fr. Vollmer verpflichtet und ein Stab jüngerer Gelehrter angeworben (darunter der Wiener Dr. K. Prinz). Diese schreiben auf Grund der Probeartikel und der sonstigen reichhaltigen Materialien die Geschichte der Wörter; bei seltenen führen sie alle Stellen an, bei gewöhnlicheren die für die Bedeutungsentwickelung wichtigsten in möglichster Kürze. Vor allem soll die Geschichte jedes Wortes klargestellt werden. Wenn dies auch nicht in der Art von Diels' *Elementum* möglich ist, so wird doch ein wohlgeordneter, verlässlicher, möglichst ausführlicher Abriss der Wortgeschichte erzielbar sein.

Zunächst nun ein paar Worte über das Äußere des Heftes. Die 14 Bogen Großquart (224 Spalten) umfassen außer der Einleitung, den gleichfalls schon erwähnten Tabellen und den *Notanda*, welche ein Verzeichnis der Abkürzungen enthalten, die Artikel *a* bis *absurdus*. Aus der Einleitung erfahren wir u. a., dass in er-

freulicher Weise auch die in den Probeartikeln nicht berücksichtigten Eigennamen in möglichster Vollständigkeit Aufnahme gefunden haben und dass für die Etymologie Prof. Rud. Thurneysen im Vereine mit Wilh. Schulze, aus dem romanischen Sprachmaterial unser Meyer-Lübke die nothwendigen Beiträge geliefert hat.

Die Artikel selbst zerfallen in zwei Haupttheile, den sogenannten Kopf, und das geordnete Stellenmaterial. Durch stärkere Zahlen, auch durch fetteren Druck sind die Hauptgruppen von den Unterarten geschieden[1]; bei längeren Artikeln wie bei *ab* werden u. a. durch Sperrung die äußerlichen Eintheilungsgründe hervorgehoben. Wie schon in den Probeartikeln sind die (übrigens auf das Nothwendigste beschränkten) Erklärungen des Verf.s eines Artikels in Cursive gedruckt. Die verwendeten neuen Lettern sind zwar klein, aber scharf und deutlich. Jede Seite ist in zwei Columnen geschieden, die fortlaufend gezählt werden; die beiden Spalten trennt ein mäßiger Zwischenraum, in welchem die 84 Zeilen einer vollen Seite durch Ziffern bezeichnet sind. Diese Einrichtung ist zum Citieren überaus bequem.

Am besten wird sich die Anlage des im allgemeinen trefflich begonnenen Werkes aus einer kurzen Betrachtung eines mittelgroßen Artikels erkennen lassen. Ich will nicht mit dem zwar grammatisch wichtigen, aber sehr ausgedehnten Artikel *a*, *ab* anheben, den Lommatzsch in 41 Columnen in allem Wesentlichen recht sorgfältig bearbeitet hat, sondern lieber einen auch sachlich nicht uninteressanten, nämlich *abacus* (S. 42, Z. 16 bis S. 43, Z. 15) herausgreifen und etwas eingehender besprechen. Ich wähle diesen deshalb, weil der entsprechende Probeartikel im Archiv I, 480—485 seinerzeit von mir, allerdings in kürzester Frist hergestellt worden ist und weil der neue zu einigen allgemeineren Bemerkungen Anlass gibt, die vielleicht für die folgenden Lieferungen in Erwägung gezogen werden können. Ich glaube, damit der Sache des *Thesaurus* mehr zu nützen als durch ein Lob im allgemeinen. Ich schicke voraus, dass die von Bannier überarbeitete Fassung weit knapper ist und auf etwas vollständigerem Materiale fußt, da mir u. a. keine neueren glossographischen Beiträge zur Verfügung gestanden waren.

Den sogenannten Kopf des Artikels eröffnet das Lemma und die etymologische, von Thurneysen stammende Bemerkung, dass *abacus* vom griechischen *ἄβαξ* stammt. Ich hatte im Probeartikel noch auf den wahrscheinlich semitischen Ursprung des Wortes hingewiesen. Die genauere Rücksichtnahme auf diese Lehnwörter (vgl. *abaddir*) scheint mir sehr wünschenswert zu sein. Darauf folgen die Stellen aus Prisc. (II 216, 322), welcher den griech.

[1]) Einigemal tritt die Scheidung der Gebrauchsweisen äußerlich nicht gehörig hervor; so sollte im Artikel *abavus* der freiere Gebrauch (Z. 61) sich von dem eigentlichen (ähnlich wie im Probeartikel) deutlich abheben.



Gen. *ἄβακος* und den sonst unbezeugten latein. Nominativ *abax*, Gen. *abacis* anführt. Nach dem Citate meines Artikels wird die orthographische Variante *abagus* aus einem auch bei mir stehenden Iuvenal-Scholion und einer Glosse belegt und der Hinweis auf die sachliche Behandlung von Mau und Hultsch in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie I, 5 ff. angereiht. Dies alles geschieht kurz und bündig in $5^1/_2$ Druckzeilen.

Der eigentliche Artikel beginnt (S. 42, Z. 22) mit neuem Absatz und enthält, wie der Probeartikel, die Citate in vier Hauptgruppen getheilt. Die erste, mit röm. **I** markiert, ist nicht näher bezeichnet: ich hatte *tabula sive mensa*, *cui vasa imponebantur* gewählt. Bannier schreibt erst zur 1. Unterabtheilung ähnlich *mensa simplex, cui urceoli vel vasa imponebantur.* Leidet aber unter dieser Kürze [1]) nicht etwas die Übersichtlichkeit, da der Benützer erst aus den Unterabtheilungen sich den generellen Begriff erschließen muss? Außer den Stellen bei Cato *r. r.* versetzt B. hieher die Iuvenal-Stelle III, 204 *urceoli sex, ornamentum abaci*, die sich zwar auf die ärmlichen Verhältnisse des Dichters Codrus bezieht, die ich aber wegen der im fgn. V. (205) erwähnten Marmorplatte *recubans sub eodem marmore Chiro* unter Nr. 2 (die kostbareren Tischarten) gezogen hatte. Mag man hierüber verschiedener Meinung sein können, jedenfalls unrichtig liest B. gegen die Handschriften *ornamenta* statt des Singulars, wohl bloß aus Versehen; denn sonst hätte nach den allgemeinen Principien des *Thesaurus* die urkundliche Lesart angegeben werden müssen. Auch die Auslassung des Kommas nach *sex* dient nicht dazu, das Verständnis der angeführten Worte zu erleichtern. Zur gleichen Gruppe zieht der Verf. wohl mit Recht Tertull. Idol. 8 *qui signum describit, quanto facilius abacum linit?*, während ich den Satz unter Nr. 2 gestellt hatte. Diese zweite Unterabtheilung charakterisiert B. durch *mensa pretiosa ad cenas lautas et sim. adhibita.* Vor den Beispielen für diese Bedeutung stehen die Glossen (die angeführten fünf bieten jedoch des Guten zu viel), dann chronologisch die Belegstellen von Varro bis auf spätere inschriftliche Belege. In auffälliger Weise erscheint (Z. 38) unter diesen das dem Corp. VI, 10237 entnommene Citat, in welchem es übrigens für *T(itii) Coccei* wohl *T(iti) Coccei* heißen soll, zwischen zwei Pliniusstellen derart eingestreut, dass man die folgende als eine Fortsetzung des inschriftlichen Beleges aufzufassen versucht ist. Es hätte doch wenigstens in Z. 41 wieder das nothwendige Lemma Plin. N. H. (37, 13) aufgenommen werden sollen. Hinzugefügt ist unter dieser Gruppe (Z. 43 fg.) Auson. epigr. II, 1, 2 und (Z. 49 ff.) die Stelle aus den Schriften des Martinus, *abbas Dumiensis*, des späteren

---

[1]) Gelegentlich sind auch die Citate zu kurz gehalten, so wenn unter *abavus* die Stelle aus Cic. Brut. 213 nur durch *duorum abavorum* angedeutet wird; es sollte doch wenigstens das regierende Substantiv *nomen* hinzugefügt sein.

Erzbischofs von Braga, welche als Nachahmung der bekannten Worte in Sidonius' carm. 17, 7 *nec per multiplices abaco splendente cavernas argenti nigri pondera defodiam* klar zeigt, dass der *abacus* hier mit mehreren muldenförmigen Vertiefungen zur Aufnahme der Gefäße zu denken ist. Dies hat auch B. richtig anerkannt. In einem anderen Sidoniuscitate (Z. 45) hätte ich zu dem an und für sich unverständlichen *in hac* noch *diaeta* in Klammer hinzugefügt. Die zweite Hauptbedeutung lautet (Z. 56): *tabula lusoria et aleatoria, alias* (soll wohl *alibi* heißen) *alveus (alveolus*[1]). Die Stellen aus den Glossen, Suet. Nero und Macr. Sat. sind die gleichen wie im Probeartikel. Die dritte Abtheilung ist *tabula geometrica, astronomica, geographica* überschrieben. Neu hinzugekommen ist eine Glosse aus einem *cod. Harleian.*, die aber zum Theil Verkehrtes bietet, indem sie (vgl. Z. 77 ff.) *abacus* auch als *stilus . . vel virga geometricalis* fassen will; weiter ist in Z. 76 fg. der Beleg aus den *Addenda* zu den Carm. epigr. 434, 5 aufgenommen. In dem älteren Citate (Z. 70 fg.) aus Mart. Capell. VI, 579 *abacus nuncupatur res depingendis designandisque opportuna formis* ist, wie ich glaube, ohne Grund das bezeichnende *designandisque* ausgelassen. Die übrigen fünf Stellen aus Martianus sind bloß citiert; m. E. hätte aber VI, 582 *abaci mensulam* als auffälligere Verbindung ausgeschrieben werden sollen. Die vierte Hauptgruppe wird gleichfalls nicht eigens (etwa *in architectura*) überschrieben, sondern es wird gleich als specielle Bedeutung unter 1. angeführt: *tabula quadrata in columnarum capitellis* (statt dieses späten Ausdruckes hätte ich den Fachausdruck *capitulis* vorgezogen). B. schreibt hier nur eine Stelle Vitruvs aus und gibt die fünf übrigen in folgender Zahlencolonne[2]) (S. 43, 2 fg.): 3, 5, 5 (*quater*). 3, 5, 6 (*bis*). 3, 5, 7. 4, 1, 12 (*bis*). 4, 7, 3. Er hat dabei die von mir wörtlich angeführten Stellen, aber nicht das Vorkommen von *abacus* gezählt; richtig hat es vielmehr zu lauten: III 5, 5 (*quinquies*), III 5, 6 (*ter*, bezw. mit der Stelle *secundum abaci extremam partem* ganz zu Anfang des Capitels *quater*), III 5, 7 (*ter*, bezw. mit dem gegen Ende des Capitels stehenden *abacus autem erit longus* sogar *quater*), IV 1, 12 (*ter*), IV 7, 3 (*bis*). Der zweiten Unterabtheilung dieser Gruppe hat B. die Worte vorgesetzt: *crusta marmorea vel marmoreae similis parietibus ornandi vestiendique causa applicata.* Über die von ihm aus Vitruv und Plin. Nat.

---

[1]) Die letzten zwei Wörter sind aus Versehen nicht cursiv gedruckt.

[2]) Die Häufung von arabischen Zahlen ist der Übersichtlichkeit nicht förderlich; vgl. Sp. 41, Z. 82 fg.: Cod. Iust. 5, 17, 8, 2. Kommen zwei oder gar mehr solcher Citate zusammen, so ist eine gleichförmige Zahlenallee fertig. Warum werden nicht überall die Bücher durch römische Ziffern unterschieden? Auch sieht man nicht recht ein, weshalb in dieser Lieferung die Bände des *C. I. L.*, des *Corpus Gloss.* und der Real-Encyklop. von Pauly-Wissowa auf diese Weise, aber die des Archivs, von Mignes Patrologie u. a. durch arabische Zahlen bezeichnet wurden.

Hist. angeführten Stellen hatte auch ich schon verfügt. Weniger genau bezeichnet er aber Vitruv VII 4, 4 *in cameris* als eigene Ergänzung, während im Schriftsteller *in his* (nämlich *cameris*) steht, und in Plin. Nat. Hist. XXXV, 2 *spatia montis cubiculo dilatantia* ist *in* vor *cubiculo* ohne einen ersichtlichen Grund ausgelassen. Ganz zum Schlusse des Artikels heißt es dann 'Apul. met. 2, 7 *coniecit Eyssenhardt:* abacum pascuae iurulentae (ambacupascuę iurulenta *cod.) vix recte*'. Ich hatte aus dieser Stelle auf eine neue Bedeutung *alveolus*, *scutula* 'kleine Mulde, Schüssel' geschlossen, vielleicht gelegentlich gleich 'Pfanne', wie *ἄβαξ* auch im Griech. bei Pollux VI 86, 90, X 105 als ähnl. Küchen- und Speisegeräth, bei Hesych. s. v. *μάκτρα* selbst als Backtrog erscheint. Ich hatte hieher ziehen wollen: Plin. Nat. Hist. XXXVII, 18 *primusque Pompeius capides et pocula . . . Iovi dicavit, quae protinus ad hominum usum transiere, abacis etiam escariisque vasis inde expetitis* (wo die enge Verbindung von *abacis* und *escariis vasis* bemerkenswert ist), doch will ich zugeben, dass hier die Beziehung zu I, 2 (Z. 42) mit B. und älteren Erklärern möglich ist. Ferner hatte ich *abacus* als 'Schüssel' erklärt an einer in Z. 43 nur durch die bloße Paragraphenziffer 21 angedeuteten Stelle desselben Buches *(murrina) amplitudine numquam parvos excedunt abacos, crassitudine raro quanta dicta sunt potoria.* Dass hier Tische gemeint sein sollen, schien mir nicht glaublich, da die *murrina* (die Flusspatgläser) sehr wertvoll waren und ein *calix capax plane ad sextarios tres*, also ein ca. $1^1/_2$ Liter fassender Becher von Plinius (das. § 18) als größte Seltenheit und Kostbarkeit gerühmt wird (*neque est hodie murrini alterius praestantior indicatura*). Aber auch hier ließe sich noch mit der Erklärung 'Prunktisch' das Auslangen finden, wenn nämlich an den kleinen Umfang der Platte gedacht wird. Der Wortlaut dieser Stelle hätte aber jedenfalls angeführt werden müssen. Für die von mir angenommene Bedeutung spricht aber deutlich die Apuleiusstelle. Hier besucht Lucius die verführerische *famula Fotis* in Abwesenheit der Herrschaft. Sie bereitet eben in der Küche eine ihm sehr in die Nase stechende, höchst pikante Roulade (*tuccetum perquam sapidissimum*). Dies wird im Vorhergehenden beschrieben *suis parabat isicium* (so ist ohne Zweifel mit Voss statt *uiscum* oder *suis* der Handschriften zu lesen) *fartim concisum* (Vliet ändert ohne Grund *congestum*) *et pulpam frustatim consectam.* Ich lese darnach für das handschriftliche *et ambacupascuę iurulenta* ohne irgendeine eigentliche Änderung *et in abaco pascuae iurulenta*, d. h. in einer Schüssel die Brühe einer Speise, eine Speisebrühe; denn die Fleischroulade pflegt mit Eiern, geröstetem Weißbrot, Gewürzen u. dgl. angemacht zu werden. *Ambacu* ist aus *abaco* mit über der Zeile nachgetragenem *in* entstanden; an *pascuae iurulenta* ist m. E. nichts herumzucorrigieren (*iurulenta omnia* sagt auch Celsus). Dass an unserer Stelle ein Kochgeschirr, nicht etwa der

Küchentisch gemeint ist, scheint mir ganz unzweideutig schon aus dem folgenden Hinweis hervorzugehen: *ipsa .. illud cibarium vasculum floridis palmulis rotabat in circulum,* ferner daraus, dass nach der sehr anschaulichen Beschreibung von Fotis' übrigen Körperbewegungen Apulius den Lucius sagen lässt: *quam pulchre quamque festive..., Fotis mea, ollulam istam.. intorques!* Es muss darnach in den obigen Worten ein Synonymum von *cibarium vasculum* oder *ollula* enthalten sein, was zu dem Grundbegriffe von *abacus* auch ohne Annahme einer übrigens so häufigen Bedeutungsänderung stimmt (vgl. *tegula* Tiegel). So erachte ich denn das Aufgeben dieser, wie gesagt, auch im Griechischen begründeten Bedeutung nicht für gerechtfertigt.

Bannier hat also diesen Artikel nicht mit der wünschenswert größten Sauberkeit bearbeitet. Doch gilt dies, wie ich nachdrücklich hervorheben will, nicht etwa auch von allen übrigen Artikeln. Die zahlreichen von Vollmer, Lommatzsch, Otto u. a. behandelten, zum Theil sehr umfangreichen und schwierigen Wörter zeigen, soweit ich schon eine genauere Prüfung vornehmen konnte, eine recht gewissenhafte Ausführung. Übrigens sind derlei Mängel bei einem so umfangreichen Werke und der Verschiedenheit der Mitarbeiter schwer zu vermeiden und bei den ersten Lieferungen einfach als Kinderkrankheiten zu beurtheilen, die sich durch Vollmers Umsicht und Fürsorge bald verlieren werden. Wegen gewisser Ungleichheiten in den Citaten und Abkürzungen, die erst allmählich festgestellt wurden, entschuldigt sich der Genannte zudem schon unter den *Notanda*.

Es ist wohl nicht erst nöthig, darauf hinzuweisen, wie sehr in allem Einzelnen die Artikel des *Thesaurus* das in den bisherigen Wörterbüchern Gebotene quantitativ und qualitativ übertreffen. Um gleich bei dem obigen Artikel zu bleiben, so bietet Forcellini 17 wenig geordnete, zum Theil nicht ausgeschriebene Stellen in 58 Zeilen; der *Thesaurus* hat 53 wörtlich citierte und 25 nicht ausgeschriebene, also zusammen 78 Stellen in 85 Zeilen, daher auf nicht ganz $1^1/_2$mal so großem Raum mehr als fünfmal so viel Stellen; De-Vit weist in etwa gleichviel (84) Zeilen nur 22, d. h. fast viermal weniger Belege auf. Georges kommt mit 5 ausgeschriebenen und 4 nur durch die Schriftstellernamen angedeuteten Stellen auf 19 Zeilen dagegen überhaupt gar nicht in Betracht. Dazu haben alle bisherigen Lexika der Entwicklungsgeschichte des Wortes auf lateinischem Boden keine Rechnung getragen, indem sie von der Bedeutung „Abctisch“, der in der lateinischen Literatur überhaupt nicht unter diesem Namen erscheint, ausgehen oder mit „Rechentisch“ anheben, einer Verwendung, die sich erst seit Persius nachweisen lässt. Dagegen werden die einfachen Formen des „Schenktisches“ schon seit Cato so bezeichnet; der Prunktisch aber wird nach Pisos Zeugnis (bei Plin. XXXIV, 14) überhaupt erst im Jahre 207

in Rom bekannt. Man hat also naturgemäß mit mir und B. von der Bedeutung bei Cato auszugehen. Und so wird in den meisten Artikeln dieser Lieferung das bisherige Material nicht nur bedeutend vermehrt, sondern auch die Beispielmasse gesichtet und geschichtlich oder sonst gehörig geordnet.

So beginnt sich denn, was seit jeher ein frommer Wunsch der classischen Philologie gewesen war, allmählich zu erfüllen. Wenn auch der Abschluss der 12 Bände auf eine Frist von 15 Jahren hinausgerückt ist und der vorläufige Preis für den Privaten ziemlich hoch erscheint, so ist anderseits das Monumentalwerk nicht nur diesen Aufwand, der zudem durch die Buchhandlung sehr erleichtert wird, vollkommen wert, sondern auch die anberaumte Zeit scheint für die Riesenarbeit nicht allzu lang.

Man darf schon jetzt von dem *Thesaurus* eine große Förderung besonders der lateinischen Studien in grammatischer, exegetischer und kritischer Hinsicht erwarten. Aber nicht nur alle übrigen Zweige der classischen Philologie, auch die Romanistik, vergleichende Sprachforschung, Theologie, Geschichte, Jurisprudenz, kurz alle Disciplinen, die sich auf lateinische Texte bis zum VII. nachchristlichen Jahrhundert stützen, werden den Beginn dieser verheißungsvollen Publication mit hoher Freude begrüßen.

Wien. Edmund Hauler.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Hugo Steiger, Wie entstand der Orestes des Euripides? Programm zu dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg für das Schuljahr 1897/8. Augsburg 1898. 8°, 55 SS.

Auf den „Orestes", diesen vielgescholtenen Spätling der Euripideischen Muse, möchte der Verf. mit einer gewissen Beschränkung ein Wort Lessings anwenden: dass die Polemik diesen Sohn des hohen Alters habe entbinden helfen. Damit ist ein Weg beschritten, den Wilamowitz-Moellendorff gewiesen: Euripides gebe gewissermaßen eine Fortsetzung und damit eine Kritik der Sophokleischen Elektra. Aus dem Widerspruche gegen diese sei der Orestes entstanden, und durch diesen Widerspruch werde er fortwährend bedingt. Diese polemische Tendenz habe unserem Drama in einzelnem zwar zu hohen ethischen Schönheiten verholfen, habe es aber im ganzen schwer geschädigt.

Dies der Kern und das Ziel der anregenden Abhandlung, die aus dem Gange der Handlung, der Technik des Dramas und der Charakterzeichnung zu erweisen sucht, wie der Dichter, dem „Dämon der Kritik" erliegend, sein so herrlich begonnenes Werk mit eigener Hand verdorben habe. Im ersten Theile des Dramas (bis v. 355) erinnere zwar kein Detail an seinen Vorgänger, aber das Ganze sei gegen ihn gerichtet und zeige, dass es nicht so einfach sei mit dem dauernden Glücke, das in der Elektra verheißen werde. Das eigene Gewissen erweise sich als der schlimmste Feind des Orestes. Im zweiten Theile, der uns zeigt, wie die Familien- und Volksgenossen das Glück des Mörders verhindern werden, seien die Eumeniden des Äschylus parodiert, dessen äußerliche Lösung des Sühneproblems dem Euripides nicht genügt habe. Er liefere „ein demokratisches Gegenstück zu dem Verlaufe der Handlung bei Äschylus: an Stelle des hochheiligen Gerichtshofes, der von der Göttin der Weisheit geleitet wird, wo Orestes von den Rachegöttinnen angeklagt, von Apollon vertheidigt, von Athene freigesprochen wird, tagt hier eine bewegte Volksversamm-

lung, in der, wie nicht selten in der Vaterstadt des Dichters, beide Parteien mit der Waffe sophistischer Rhetorik kämpfen, bis schließlich Privathass und Intriguen den Ausschlag geben" (S. 16). Zum Schlusse finde die Überlistungsscene der Sophokleischen Elektra ihr Gegenstück in der parallelen Scene des Orestes. In beiden Fällen stehe Elektra Wache vor dem Palaste, in dem Klytämestra (bezw. Helena) von Orestes und Pylades getödtet werden soll; bald darauf erscheine das ahnungslose zweite Opfer, hier Ägisthus, dort Hermione.

So gerne wir auch zugestehen, dass der Verf. mit seiner gründlichen Analyse des Euripideischen Dramas, die auf die Schönheiten des Stückes ebenso eingeht, wie auf seine Schwächen, eine gerechtere Beurtheilung des vielgeschmähten Stückes ermöglicht hat, so glauben wir doch, dass er zu weit gegangen ist, wenn er aus der polemischen Tendenz alle Schwächen in der Charakterzeichnung, im Gange der Handlung und in der Technik des Dramas erblicken will. Muss man denn überall dort eine Kritik des Euripides an seinen Vorgängern sehen, wo er anders verfahren ist als diese, einfach um seine Selbständigkeit und Originalität dem überkommenen Stoffe gegenüber zu zeigen? „Wenn er . . . als Theaterdichter die Dinge ein wenig lässlicher und menschlicher tractierte, so kannte er wahrscheinlich seine Athenienser hinreichend, um zu wissen, dass der von ihm angestimmte Ton für seine Zeitgenossen eben der rechte sei." Diese Worte Goethes bei Eckermann (28. März 1827) wird man wohl auch auf unser Stück anwenden dürfen, indem überdies der überlieferte Mythus für den Dichter doch eine Fessel war, die schließlich eine folgerichtige Entwicklung der Charaktere und der Handlung einigermaßen hemmte. Darauf weist gut hin der Schwede Claes Lindskog in seinen fast gleichzeitig mit der vorliegenden Abhandlung erschienenen und darum wohl nicht mehr berücksichtigten „Studien zum antiken Drama", Lund 1897, S. 54 ff., worin er sich über unsere Tragödie ausführlich verbreitet. — Infolge Druckfehlers steht S. 8 Wilamowitz-Möllerdorff und S. 22 *εἰς σϑένεις* für *εἰ σϑένεις*.

Prag-Kgl. Weinberge, Siegfried Reiter.

Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee. Von Christian Harder. Wien u. Prag, F. Tempsky 1900. Preis geb. 4 K 80 h.

Eine mit vieler Sachkenntnis und Sorgfalt zusammengestellte Arbeit, die ihrem Zwecke als Schulwörterbuch zu Homer vollkommen entspricht. In Bezug auf Vollständigkeit wurde das Buch genau geprüft; es fehlt kein einziges Wort, andererseits enthält

dasselbe auch nicht mehr als nothwendig ist, besonders in etymologischer Hinsicht, worin eine weise Beschränkung (die griechische Wurzel, die verwandten lateinischen und deutschen Wörter) geboten ist. Eine instructive Beigabe sind auch die Illustrationen, von denen man indessen einige (Unterwelt, Freiermord, Mühlstein) gerne vermissen würde, und die beiden Karten, so dass das genannte Wörterbuch als zum Unterrichtsgebrauche wohlgeeignet empfohlen werden kann.

Wenn ich trotzdem Einzelnes daran auszustellen habe, so geschieht es in der Absicht, etwas dazu beizutragen, dass das Buch bei einer nächsten Auflage, die ich ihm wünsche, seinem Zwecke noch besser entspreche.

Die Einleitung genügt für die Bedürfnisse der Schule: ich wünschte nur einiges wenige daran geändert.

Im § 12 wird als Beispiel für die Hephthemimeres verbunden mit der Trithemimeres *A* 7 *'Ατρεΐδης / τε ἄναξ ἀνδρῶν / καὶ δῖος Ἀχιλλεύς* angeführt. Dafür war doch gewiss weit eher einer von den 331 Versen zu setzen, welche im dritten Fuß gar keinen Abschnitt haben, wie *B* 204 *οὐκ ἀγαθὸν / πολυκοιρανίη. // εἷς κοίρανος ἔστω.* Aber das Beispiel ist auch noch unrichtig; denn zwischen *'Ατρείδης* und *τε* gibt es keine Cäsur, der Vers hat vielmehr den ersten Einschnitt nach der ersten Kürze des zweiten Fußes. Nebenbei bemerkt haben von diesen 331 Versen neben der Hephthemimeres 184 die Trithemimeres, 115 die Cäsur nach dem zweiten Trochäus, 32 gar keine Cäsur im zweiten Fuß. Unter den Cäsuren war ferner die nach dem dritten Trochäus an die erste Stelle zu setzen, denn sie wird unter gleichen Umständen bevorzugt und findet sich unter 27808 Versen, zweifelhafte Stellen nicht mitgerechnet, 15460mal.

§ 25. *σῦβόσιαι* ist ein Versehen, denn *Λ* 679 und *ξ* 101 *τόσσα συῶν συβόσῖα* hätte sonst choriambisches Maß (– ⏑ ⏑ –, – ⏑ ⏑ ⏓); ebenso beruht auch § 26 *οὐ μὰ γᾱρ 'Απόλλωνα Α* 86 auf einem Irrthum, denn *γὰρ* ist kurz und erst die nächste Silbe ist gelängt.

§ 39—41 (2. u. 3. Declination) bedürfen auch einer Änderung. Dass die 2. attische Declination fehlt, ist nicht richtig (*Πηνέλεῳ Ξ* 487 *Πηνέλεων Ν* 92 u. a.), auch hätten Formen wie *ὑψίκερων, ἀγήρω, Κόων, γαλόῳ, 'Αθόω* eine Erwähnung verdient. Der Dativ der *ῡ*-Stämme lautet nicht bloß *υΐ*, es findet sich auch *νηδύι Τ* 486 (im 5. Fuß, wofür andere die unrichtige Lesart *πνεύμονι* aufgenommen haben'). Der Vocativ von *ἄναξ* heißt nicht ausschließlich *ἄνα*, sondern, so nur in Verbindung mit *Ζεῦ*, auch bei Attikern und Späteren. Die regelmäßige Vocativform ist *ἄναξ* (bei Homer an 25 Stellen), ausnahmsweise wird *ἄνα* an zwei Stellen (Eur. Rhes. 828, Qu. Sm. IX, 227) von einem Menschen gebraucht.

§ 48. Dass δε als Suffix dem Accusativ angehängt wird (οἰκόνδε), widerspricht der Überlieferung (Lehrs Quaest. Ep. 40 ff. La R. Hom. Textkr. 221 f.), auch wird δέ in den besten Handschriften (ABCD u. a. zur Ilias) betont und von dem Accusativ getrennt, wovon nur die Adverbien οἴκαδε und φύγαδε eine Ausnahme machen. Wäre δε ein Suffix, so würde das Substantiv seine nominale Geltung einbüßen, während wir dabei Attribute und davon abhängige Genetive finden (La R. Hom. Stud. S. 84).

§ 52. Es fehlt αἰσχίων, αἴσχιστος.

§ 67. Hier wäre zu erwähnen gewesen, dass Dualformen und Iterative in der Regel kein Augment annehmen.

§ 78. Es fehlen die Futura ἐλάω, κρεμόω, γαμέω, καλέω, τελέω, νέομαι, μαχέομαι.

Über das eigentliche Lexikon ist nur weniges zu bemerken, vor allem, dass viel zu viele Formen angeführt sind, welche der Schüler nach Einübung der Formenlehre ohne besonderen Hinweis finden muss, wie ἀγρόνδε s. ἀγρός, ἄνδρες s. ἀνήρ, ἀνέγνω s. ἀναγιγνώσκω, ἀνελθών s. ἀνέρχομαι, ἀνέξομαι s. ἀνέχω, ἀνέσταν s. ἀνίστημι, ἀνιόντα s. ἄνειμι, ἄπιθε s. ἄπειμι, Ἄργοσδε s. Ἄργος, γενέσθαι s. γίγνομαι, Δία s. Ζεύς, δός s. δίδωμι, ἔβαν s. βαίνω, ἔπαθες s. πάσχω, ἐπέδραμον, ἐπέθηκεν, ἐπένειμε, ἐπεπόνθει, ἔπεσον, ἐπέστη, ἐπέσχον, ἐπῆλθον, ἔπηξεν und viele andere.

ἀήτης ὁ ist nicht homerisch, sondern ἡ ἀήτη (*O* 626 schr. δεινὸς ἀήτη mit *A* Aristarch Apoll. Soph., δ 567 ζεφύροιο λιγὺ πνείοντος ἀήτας mit BH sup. KM Schol. Eur. Phoen. 212 u. Aristarch). Die Masculinform ἀήτης findet sich erst bei späteren Epikern, wie Ap. Rh. I, 423. Qu. Sm. XI, 230. Opp. Kyn. IV, 63, 70, Mus. 216, 237, 309, 310, 329. Nonn. Di. 535, 551. III, 23, 159, 408 u. a. ἡ ἄκρη, theilweise substantiviert, ist von ἄκρος nicht zu trennen, dasselbe müsste auch bei ἡ ὑγρή und ὑγρός geschehen, wo es mit Recht unterblieben ist. *Υ* 531 ἥκιστος heißt nicht „fahrlässig", sondern „der schwächste, der ungeschickteste, unerfahrenste" im Rosselenken. Bei κεραοξόος τέκτων fehlt die Bedeutung „Drechsler"; bei λελόγχασιν das Zeichen der Kürze über ᾰ. λαγῳός hat kein ι subscriptum (Hom. Unt. I, S. 216); dagegen gibt es ein λαγῷος (vom Hasen herrührend), gebildet wie πατρῷος, μητρῷος, vgl. λαγῷα κρέα, Hasenbraten, Arist. Ach. 1108, gewöhnlich λαγῷα allein Ar. Ach. 1006. Equ. 1192, 1193, 1199 und noch oft bei den Komikern. λίπ' ἄλειψεν „salbte mit Öl, sonst λίπ' ἐλαίῳ mit fettem Öl" bedeutet vielmehr „salbte fett (mit Öl)". λίπα ἠλείψαντο steht bei Thuk. I. 6, 3. IV, 68, 4 und findet sich auch noch bei Späteren, wie Plut. Alex. 15, 4. Anton. 12, 1. Lukian 34, 5. 49, 1. Aelian. Frgm. 157. λίστρον Schurfeisen, zum Ebenen des Fußbodens, vielmehr zum Abscharren, d. h. Rei-

nigen desselben vgl. *χ* 456 *ξῦον· ταὶ δ' ἐφόρεον δμῳαί, τίθεσαν δὲ θύραζε*, sie scharrten ihn ab, und die Mägde trugen (das Abgescharrte) fort und schütteten es vor die Thüre.

Die Übersetzung von *H* 239 *τό μοι ἔστι ταλαύρινον πολεμίζειν* „das ist mir, heißt für mich als Schildträger zu kämpfen" lässt sich weder sprachlich rechtfertigen, noch gibt sie einen ordentlichen Sinn. Ich bleibe auch heute noch bei der Erklärung, die ich vor 40 Jahren (Hom. Stud. S. 74) dieser Stelle gegeben habe. Die Erklärung von *τερπικέραυνος* (*τρέπω*) „blitzschleudernd", dürfte schwerlich großen Anklang finden: es müsste wenigstens vorerst *κεραυνὸν τρέπειν* in der Bedeutung von *βάλλειν* oder *ἱέναι* nachgewiesen werden.

Die Zusammenschreibung von *εἰσάντα*, *ἐξέτι*, *διαπρό*, *εὐρυκρείων*, *εὐρυρέων*, *ἐπικάρ*, *τοπρὶν*, *τοπρῶτον*, *ὡσεί* kann ich auch nicht gutheißen; schon Bekker hat den Grundsatz aufgestellt, das was bei Homer getrennt vorkommt, wie *εὐρὺ* und *κρείων*, *τὸ* und *πρίν*, auch getrennt zu schreiben. Auch die Unentschiedenheit in der Schreibweise gewisser Worte kann ich in einem für die Schule bestimmten Buch nicht billigen: so finden wir *θνῄσκω*, *θρῴσκω*, *πρῴην*, *πάντῃ* bald mit, bald ohne Iota subscriptum, *Ἀλιθέρσης* neben *Ἀλιθέρσης*, *ὀπιπεύω* und *ὀπιπτεύω* (vgl. *παρθενοπῖπα*), *πάρδαλις* und *πόρδαλις*, *ἄκων* und *ἀέκων*, dagegen *Ἄσιος* (*λειμών*) *B* 461 und nicht die andere, weit besser beglaubigte Schreibweise.

Wäre der Hr. Verf. in Österreich zuhause (für die österreichischen Schulen ist doch sein Buch hauptsächlich bestimmt), so würde er *ἐν καρὸς αἴσῃ τίω* *I* 378 wohl nicht übersetzt haben „ich achte ihn nach Art eines Schnitzels", denn ein Schnitzel ist durchaus nichts Geringfügiges. Ebensowenig würde er für *Πυγμαῖοι* die Bedeutung „Fäustlinge" angegeben haben; denn unter Fäustlingen verstehen wir Fausthandschuhe, womit allenfalls *χειρῖδες* *ω* 230 übersetzt werden könnte.

Das Buch ist schön ausgestattet und sehr correct gedruckt; ich habe nur unbedeutende Versehen gefunden, wie *αγορεύω*, *Αρνη*, *Ατλας*, *ἕἴως*, *Ιαιρα*, *Τρωός*, *υμός*, *οταπμός* f. *ποταμός* (unter *Ὠκεανός*).

Diese Ausstellungen sind im Verhältnis zu dem umfangreichen Material geringfügig und können daher den Wert des Buches im Ganzen nicht sonderlich beeinträchtigen.

Linz. J. La Roche.



K. Dziatzko, Untersuchungen über ausgewählte Kapitel des antiken Buchwesens. Leipzig, B. G. Teubner 1900. V u. 206 SS.

Das reiche, von D. für mehrere einschlägige Artikel in der Real-Encyklopädie von Pauly-Wissowa (Bibliotheken, Buch, Buchhandel, Byblos 4) verwertete Material wird hier bei Behandlung verschiedener Fragen, die ich in der folgenden Inhaltsangabe berühren werde, noch vermehrt; doch fehlt es bisweilen an bestimmten Resultaten, während manche Hypothesen zum Widerspruch herausfordern.

Der größte Theil des Buches ist den Schreibstoffen gewidmet: I. Vorbemerkungen; II. Die Schreibstoffe der Griechen in frühhistorischer Zeit (14—26); III. *Βύβλος. Πάπυρος. Χάρτης*; IV. Die Zubereitung der Charta (49—103); V. Buchrolle und Chartablatt. Das Aufkommen des Pergamentcodex (115 bis 149). Im 2. Capitel will D. (S. 19) aus dem Umstande, dass die Autoren der besten Zeit nur Holz als Schreibmaterial der Vorfahren erwähnen, namentlich aber aus Eur. Alk. 962 ff. (*Θρήσσαις ἐν σανίσιν, τὰς Ὀρφεία κατέγραψεν γῆρυς*) und Iph. T. 794 ff. (*ἐν δέλτοις Πιερίσιν μῦθοι τάδ' ἐς ἀνθρώπους ἤνεγκαν*) erschließen, dass bis ins 6. Jahrhundert nur Holz für literarische Zwecke verwendet wurde, und denkt sogar (S. 25) an die Möglichkeit, hiefür die bekannte Tzetzes-Stelle zu verwerten: *ἐν χρόνοις τοῦ Πεισιστράτου . . αἱ Ὁμηρικαὶ συγγραφαὶ . . . συνετέθησαν καὶ βίβλοι ἐγένοντο.* Dies erscheint mir umsoweniger begründet, als nach D. selbst (S. 37) Varros schon von den Alten bestrittene Behauptung betreffs der Charta (Plin. XIII 69 — *hanc Alexandri Magni victoria repertam auctor est M. Varro* — und 84 ff.) angesichts der Zeugnisse von Inschriften (C. I. A. I 324 aus dem Jahre 407) und Autoren (Herod. V 58) keinesfalls ausschließt, dass es in weit älterer Zeit bei den Griechen einen nach Art der Charta bereiteten, unserem Papier entsprechenden Schreibstoff gab.

Aus dem 3. Capitel, in dem übrigens zweifelhafte Etymologien orientalischer Sprachen ausführlich erörtert werden, ist noch hervorzuheben, dass in der Regel *πάπυρος* den Rohstoff, *χάρτης* das Schreibmaterial in Bogen oder Blättern, *βίβλος* die fertige Buchrolle bezeichnet. Dies hat wohl die m. E. nicht zu billigende Folge gehabt, dass bei der kritischen und exegetischen Behandlung der vollständig mit gegenüberstehender Übersetzung abgedruckten Plinius-Stelle N. h. XIII 68—89 der aus Papyrus hergestellte Schreibstoff als Papier bezeichnet wird. In diesem verdienstvollen Abschnitte wird sichergestellt, dass möglichst breite Markstreifen der Papyrusstaude auf einem mit Wasser angefeuchteten Brett in verticaler Richtung nebeneinander gelegt und mit horizontal laufenden Streifen bedeckt wurden. Die übereinander liegenden Schichten wurden, solange sie noch

feucht waren, gepresst, wobei die im Mark enthaltenen Klebstoffe die Stelle eines Bindemittels vertraten; von D. (s. S. 84) veranlasste, neuerliche mikroskopische Untersuchungen haben ergeben, dass sich zwischen den erwähnten Schichten niemals Reste von Kleister fanden. — In dem Anhang über den Plinius-Palimpsest von St. Paul spricht D. auch im allgemeinen über die bei Palimpsesten wichtigen Reste älterer Linierung.

Zum 5. Capitel möchte ich betreffs der Faltung bemerken, dass eine mit einseitig bedrucktem oder gefärbtem Papier leicht anzustellende Probe einiges von dem, was D. und andere beobachtet haben, als selbstverständlich erweist. Bei Faltung je eines Blattes ergibt sich die Abfolge von Verso und Recto; dies ist die Regel für Papyrus (D. 145), kommt aber auch bei Pergament vor (vgl. z. B. Patetta, *Memorie d. Accad. d. Torino*, II. Ser. 45, 129: *In tutti i tre fogli il recto è dalla parte interna della pergamena*). Bei Faltung von Doppelblättern (Bogen) aber ergibt sich das Zusammentreffen je zweier Haar- (Verso-) oder Fleisch- (Recto-) Seiten von selbst; dies scheint bei Pergament gewöhnlich gewesen zu sein, wohl weil ein Fell meist einen ganzen Quaternio lieferte (Gundermann, Jahresber. üb. d. Fortschr. d. roman. Phil. IV 204). Vom Belieben hieng dann nur ab, ob die Lage mit einer Haar- oder einer Fleischseite beginnen solle (vgl. D. 139). — In den Addendis verweist D. auf den 2. Band der Oxyrhynchos-Papyri; die dort S. 2 f. erwähnten Charta-Codices des 3. Jahrhunderts sind geeignet, die Frage über Rollen- und Codexformat auf eine neue Basis zu stellen (vgl. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1900, 30).

Am 6. Capitel (149—178), das über Veröffentlichung der Bücher durch Privatabschriften und durch den Buchhandel spricht, interessiert am meisten die Hypothese: Horaz habe erst im Jahre 21 eine Buchhändlerausgabe seiner Gedichte veranstaltet. D. begründet sie (169—177) im wesentlichen, indem er die 20. Epistel des I. Buches als eine an sein Werk gerichtete Warnung des Dichters vor dem vollen Schritt in die Öffentlichkeit interpretiert. Ich kann auf Einzelheiten hier nicht eingehen, betone aber, dass D. den selbsterhobenen Einwand, dass carm. II 20 und namentlich III 30 Publicität der Gedichte voraussetze, nicht entkräftet hat; vgl. die Anzeige von Wissowa, D. L. Z. 1900, 3038.

In dieser Anzeige wird auch das im Schlusscapitel zur Datierung lateinischer Majuskelhandschriften herangezogene Merkmal: die Seitenüberschriften, die seit 400 üblich sein sollen[1]), mit Recht als ein seiner Zufälligkeit wegen

---

[1]) Das S. 180 nicht identificierte Citat stammt nach C. W. im Histor. Jahrb. d. Görresges. 1900, 636 aus der *vita Martini* des Sulpicius Severus.

hiefür nicht geeignetes bezeichnet. Auch reichen die Facsimilia für solche Untersuchungen meist nicht aus; so wird S. 189 der Vatic. 3225 des Vergil unter den Codices ohne Seitenüberschrift aufgeführt, während sich solche aus der erwähnten vollständigen Reproduction: *Codices e Vaticanis selecti* I. (Rom 1899) S. 21 und namentlich aus P. Nolhac, *Le Virgile du Vatican. Notices et extraits des mss. de la Bibl. Nat.* XXXV 2, 685 mit Sicherheit ergeben. Wertvoll sind dagegen die Zusammenstellung paläographischer Indicien für die Datierung (188 u. 199 f.) und die Nachweise (200 f.), dass juristische und theologische Handschriften Uncialschrift zu einer Zeit aufweisen, wo für Dichter noch die Capitale üblich ist.

Außer einem alphabetischen Inhaltsverzeichnis ist ein Verzeichnis der verbesserten oder erklärten Stellen beigegeben, eines der besprochenen Handschriften und Papyri wäre bei der schon eingangs betonten reichen Fülle des Gebotenen erwünscht gewesen.

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Ciceros erste und zweite Philippische Rede. Für den Schulgebrauch herausgegeb. von H. A. Koch u. A. Eberhard. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1899. gr. 8°. 36 SS. Preis Mk. 1·20.

Seit dem Erscheinen der zweiten Auflage war ein Zeitraum von 20 Jahren verstrichen. Es war daher geboten, den Commentar mit Rücksicht auf die stark angewachsene Literatur, insbesondere auf die mittlerweile erschienene kritische Ausgabe C. F. W. Müllers einer sorgfältigen Durchsicht zu unterziehen. Dies geschah auch seitens des Herausgebers mit gewohnter Umsicht. Sowohl in der Einleitung als auch in der Gestaltung des Textes und der Anmerkungen wurde manches geändert und berichtigt, bezw. erweitert. Eine besonders umfassende Vergrößerung erfuhr der kritische Anhang, der nunmehr 11 enggedruckte Großoctavseiten enthält. E. gibt hier zunächst eine gedrängte, aber sehr instructive Würdigung der Handschriften zu den Philippischen Reden und dann einen sehr sorgfältigen kritischen Commentar. Überdies enthält der Anhang noch eine Fülle wertvoller sprachlicher und stilistischer Beobachtungen, die wegen ihres zu großen Umfanges aus den Anmerkungen hieher verwiesen wurden. Allein die Benützung dieses reichen, im Anhang aufgespeicherten Materials ist leider sehr erschwert; denn eine überaus unzweckmäßige, völlig unübersichtliche Anordnung des auch noch sehr engen Druckes macht das Aufsuchen irgendeiner Notiz zu einer sehr zeitraubenden und augenschädigenden Arbeit. Von eigenen Vermuthungen Eberhards zur Gestaltung des Textes seien folgende genannt: Phil. I § 36 *o beatos*

illos, quamquam, Vulg. *o. b. i., qui cum.* Phil. II § 7 *bonam consuetudinem,* Vulg. nach den besten Handschriften *bonorum consuetudinem.* Diese Änderung ist jedoch nicht begründet, und es ist kein Anlass, von der Überlieferung abzuweichen. Cicero spricht davon, dass es gegen die *bonorum consuetudo* verstoße, vertrauliche Äußerungen eines Freundes in einem Privatbriefe als Waffe gegen den Briefschreiber zu gebrauchen, wenn man sich mit diesem entzweit habe. Es ist nun Eb. absolut nicht zuzugeben, dass *bonorum consuet.* gerade heißen müsste 'der Patrioten' oder 'gutgesinnter wackerer Bürger', sondern es bedeutet 'rechtschaffener, edler Männer' und entspricht so ganz trefflich dem geforderten Sinne; *urbanorum* aber, das Eb. dem überlieferten *bonorum* vorziehen möchte, erscheint mir viel zu schwach. — Phil. II § 35 schreibt Eb. *ut tute dicebas,* recht ansprechend für *tu ut d.,* ib. § 41 (im krit. Anh.) *tamquam heres iste invasit,* Vulg. *tq. h. esset, invasit.* Auch die Anmerkungen unter dem Texte enthalten manche lehrreiche Sammlung sprachlicher Beobachtungen; nur wäre es recht wünschenswert, wenn diese etwa durch einen Index zugänglicher gemacht würden. Die Note Phil. II § 3, dass *criminari* regelmäßig sich mit dem acc. c. inf. verbinde, bedarf einer kleinen Richtigstellung, denn es hat auch *quod* bei sich, vgl. Cic. de off. III § 112 *criminabatur, quod (L. Manlius) Titum filium ab hominibus relegasset.* — Aus einer gewissen Sucht, alles erklären zu wollen, mag sich eine ganz überflüssige Anmerkung erklären: Phil. I § 8 *complures ad me venerunt, ex iis quidam Roma recentes. A quibus accipio.* Eb. bemerkt nun: *ex iis,* hier nicht *ex quibus,* wohl wegen des folgenden *a quibus.* Doch ist dies ganz müßiges Gerede. *Ex iis* oder etwa *in iis* bedarf keiner Erklärung oder Rechtfertigung. Dass das folgende *a quibus* so vorausgewirkt habe, wie es Eb. darstellen will, ist gar nicht glaubhaft. Cicero hätte ja ganz gut zwar *ex quibus,* dann aber im Folgenden *ab iis* setzen können. Man sieht, dass solche Wortklauberei zu keinem Ziele führt. — In der Note zu *interfector* I § 35 über die Beschränkung im Gebrauche dieses Wortes tritt trotz der wortreichen Fassung gerade das Wesentliche nicht scharf genug hervor, dass nämlich *interfector,* auch wenn es sich nur um eine einzelne Tödtung handelt, dem Thäter ein bleibendes Merkmal, eine dauernde Eigenschaft verleiht, wie ja *suasor legis* (Cicero C. M. 10), *suasor deditionis* (Off. III 109) auch nur von einem einmaligen, aber bedeutsamen Eintreten für eine Sache gebraucht wird.

Noch kann es Ref. nicht unterlassen, ein paar Bemerkungen zu machen über eine Seite des kritischen Verfahrens A. Eberhards, nämlich hinsichtlich der Annahme von Interpolationen. Hierin scheint mir der Herausgeber doch etwas zu weit zu gehen und dem subjectiven Ermessen einen allzugroßen Spielraum zu gönnen. Es geht m. E. nicht an, an einen Redner wie Cicero und zumal

in einer so leidenschaftlichen Invective, wie die zweite Philippische Rede es ist, den Maßstab pedantischer Starrheit anzulegen und sofort beim geringsten Anstoß zu dem radicalen Mittel der Ausscheidung aus dem Texte zu greifen. So I § 21 '*at res popularis.' Utinam quidem aliquid velletis esse populare!* Hier wird von Eb. *esse* ausgeschieden, weil es nicht heißen kann 'zustande kommen, geschehen' oder 'bestehen'. Aber warum, frag' ich, soll hier *esse* die Bedeutung 'Bestand haben, bestehen' nicht haben können? Die Streichung ist völlig unbegründet. Ebenso gewaltsam ist es, II § 18 die kräftigen und echt Ciceronischen Worte *tecum ipse pugnares* als unecht auszuscheiden. Vielleicht ist darnach, was auch versucht worden ist, eine Partikel einzusetzen. Aber das Asyndeton, das Eb. so störend erscheint, kann nimmermehr einen ausreichenden Grund bilden zur Tilgung jener dem Sinne trefflich angemessenen Worte. — Ib. § 19 bezeichnet Eb. die Worte '*nihil profecto sapis*' als Glosse. Aber man versuche einmal, hier das zu thun, was Vahlen in seinem trefflichen Aufsatze '*De emendatione Tulliana*', Index lectionum der Berliner Univ. Somm.-Sem. 1899 in solchen Fällen empfiehlt, nämlich die Worte nicht bloß einzuklammern, sondern die Stelle nach Ausscheidung der verdächtigten Worte sich herauszuschreiben, '*ne uncinata oratione decipiantur legentes et adesse credant quae absunt.*' Eb. will jene Worte tilgen, weil sie den Zusammenhang stören. Ich finde im Gegentheil, dass nach Tilgung derselben eine unheilbare Gedankenlücke aufklafft. Cicero sagt nämlich: „Nicht aus Frechheit sprichst Du so unverschämt, sondern weil Du den Widerspruch gar nicht merkst. Du bist sicherlich von Sinnen: denn was ist verrückter usw.' Die folgende Begründung *quid est enim dementius* cet., ist nur dann verständlich, wenn sie das vorausgehende *nihil profecto sapis* erklärt. Scheidet man dieses hingegen aus, so müsste die Fortsetzung in ganz anderer Weise erfolgen; etwa in der Form '*maxima enim repugnantia est.*' Nicht ausreichend begründet ist auch II § 22 die Streichung von *constituta (cum esset legibus quaestio constituta)*. Ib. § 25 *iactasse se aliquos, ut fuisse in ea societate viderentur, cum conscii non fuissent* ist das durch die Stellung gehobene *conscii* (= *ne conscii quidem*) sehr sinngemäß und seine Beseitigung willkürlich. Ib. § 26 konnte *neminem occultantibus* hinter *adulescentibus* vielleicht wegbleiben, aber fehlerhaft ist es gewiss nicht, und der Gegensatz zwischen *neminem occ.* und dem folgenden *meum nomen latere potuisse* vielleicht nicht unwirksam. — Ib. §. 41 heißt es: *fratris filium praeterit, Q. Fufii, honestissimi equitis Romani suique amicissimi, quem palam heredem semper factitarat, ne nominat quidem.* Hier tilgt Eb. nach Heusinger und Klotz die letzten Worte *ne nominat quidem.* Es würden nämlich, meint Eb., wenn die Worte echt wären, zwei Übergangene genannt, auch bilde *ne nom. q.* keine Steigerung zu *praeterit,* endlich sei die Ergänzung von *filius*

nach *Fufii* hart. Aber vor allem, was spricht denn dagegen, dass hier zwei Übergangene genannt werden? Die Ergänzung von *filius* zu *Fufii* kann nach dem unmittelbar vorausgehenden *fratris filius* kaum anstößig erscheinen; *ne nom. q.* aber scheint allerdings eine Steigerung, keine bloße Paraphrase des vorausgehenden *praeterit* zu bedeuten, und eine solche wäre vielleicht doch denkbar. Indessen können auch rhetorische Gründe hier mitgewirkt und, wie nicht gar so selten, das logische Verhältnis der Gedanken getrübt haben. Wie sich aber *ne nominat quidem* in den Text eingeschlichen haben sollte, wäre wohl schwer zu sagen. — § 55 *doletis tres exercitus populi Romani interfectos: interfecit Antonius. Desideratis clarissimos cives: [eos quoque vobis] eripuit Antonius.* 'Der unnöthige Zusatz', bemerkt Eb. zu den eingeklammerten Worten, 'schwächt die rhetorische Wirkung', eine Begründung, die sicherlich den Redner selbst meistert. — Ib. § 58 *sequebatur raeda cum lenonibus, comites nequissimi; reiecta mater amicam impuri filii tamquam nurum sequebatur;* hier werden die Worte '*comites nequissimi*' von Eb. als störende Glosse zu *lenonibus* eingeklammert. Das aber ist nichts anderes als ein gewaltthätiges Zustutzen der Worte des Redners; denn jene allerdings in anakoluther Form an *raeda cum lenonibus* sich anschließende Bestimmung gewinnt die Kraft eines emphatischen Ausrufes 'welch nichtswürdige Begleitung!', der mir dem Zusammenhange dermaßen zu entsprechen scheint, dass man ihn unmöglich erst der Thätigkeit eines Interpolators zuschreiben kann. Von den meisten der Interpolationen aber, die Eb. statuiert, gilt überdies, dass es nicht eben leicht ist zu erklären, wie sie sich eingeschlichen haben sollten. So widerspricht es m. E. beispielsweise jeder Wahrscheinlichkeit, wenn Eb. Phil. I 21 vermuthet, dass jenes *esse* in *velletis esse* einem 17 Zeilen später im nächsten Paragraphen stehenden *velint esse* seine Entstehung danke. Auch für die Entstehung der vermeintlichen Glossen II § 19 *nihil profecto sapis,* II § 41 *ne nominat quidem* u. a. fehlt es an jeder halbwegs plausiblen Erklärung. Darum sei hier nochmals auf Vahlens treffliche Worte hingewiesen, der a. a. O. S. 4 hierüber bemerkt: *qui hoc [qua de causa aut quo consilio ductus interpolator aliquid addidisse videatur] omittunt quaerere, ut caecos vacillare in tenebris, cum reiciant, quae se sciant unde nata sint nescire; non audiendos esse ne eos quidem, qui ut interpolatoris sui rationes aperiant, incredibilia fingant et quae nusquam gentium fieri manifestum sit ea nobis facta esse persuadere velint.*

Wien. Alois Kornitzer.

Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische nebst deutsch-lateinischem Wörterverzeichnis für Ober-Tertia und Unter-Secunda mit Verweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert von Dr. Aug. Haacke. 12. Aufl., besorgt von Dr. Ewald Bruhn. Berlin, Weidmann 1900. 325 SS.

Der neue Herausgeber hat das bekannte Buch keiner wesentlichen Überarbeitung unterzogen, sondern, wie er im Vorworte selbst gesteht, sich bloß auf die Durchsicht desselben beschränkt. Es zerfällt also wiederum in zehn große Abschnitte, von denen jeder im Anschlusse an Partien aus Livius, Sallust (bell. Iug.), Caesar (bell. Gall.), Ovid (Metam.), Herodot, Thucydides, Xenophon und Homer (Od.) eine stattliche Reihe deutscher Stücke enthält, die von Anmerkungen — theils Winken für die Übersetzung, theils Verweisungen auf die Grammatik von Ellendt-Seyffert — begleitet sind. Erweitert ist das Buch durch drei Anhänge: ein alphabetisches Register der in den Anmerkungen gegebenen Regeln, durch eine Übertragung der Citate aus Ellendt-Seyffert auf die lateinische Schulgrammatik von Paul Harre und durch eine Sammlung von Stellen, an denen sich Beispiele für die wichtigsten Erscheinungen der Syntax des Verbums und der elementaren Stilistik finden.

Was die einzelnen Stücke betrifft, ist zunächst zu constatieren, dass in ziemlich vielen Fällen (ca. 50) der deutsche Text geglättet und verbessert wurde, sei es in Bezug auf den logischen Ausdruck und die Wahl der Worte (z. B. II 14, Z. 25; IV 26, 28; 31, 2; V 3, 25; 15, 6; VI 6, 21; VIII 6, 11; 14, 13; IX 8, 17; 21, 1; X 10, 4), sei es hinsichtlich der grammatischen Fügung (vgl. I 7, 17; II 32, 18; III 10, 25; IV 36, 32; V 13, 11; VI 5, 24). Gleichwohl ist zu bedauern, dass Dr. Bruhn in der Beziehung nicht weitergegangen ist; denn es begegnen leider noch jetzt zahlreiche Härten, ja sogar Verstöße gegen die Schriftsprache. So liest man wiederholt Verbalsubstantiva auf -ung wie: 'Bekriegung' (I 4, 22), 'Gefangennehmung' (II 26, 24; X 22, 15), 'Niedermachung' (II 26, 24; X 22, 15), 'Zurücklassung' (IV 31, 22; 43, 30; V 2, 23), Wendungen des Dialectes oder Latinismen [1]), z. B. 'jemandem behufs Erregung eines Krieges bearbeiten' (I 1, 21; IV 46, 27, *sollicitare*), 'sich überzeugt halten' (I 2, 14: *persuasum habere*), 'sich auf den Krieg legen' (II 12, 12; IV 38, 23 *incumbere in*), 'etwas vor sich bringen' (IV 2, 12 *proficere*), 'einem gleichzeitig sein' (VI 1, 11: *alicui aequalem esse*) usw. und nicht minder häufig uncorrecte Bildungen und Constructionen. So findet man oftmals, was Wustmann [2]) in

---

[1]) Die neue Auflage wurde bereichert durch die Wendungen: 'nicht darum herumkommen zu schwören' (II 20, 7: *facere non posse, quin*) und 'die ungemeine Anstrengung' (II 4, 2).

[2]) 2. Auflage, S. 100.

seinen „Sprachdummheiten" mit Recht rügt, in den passiven Perfectformen das Participium „worden" weggelassen, z. B. II 29, 19: 'es sollen an diesem Tage 10.000 Menschen erschlagen sein', vgl. noch II 1, 15; VI 9, 7; X 12, 8, oder in der indirecten Darstellung den Condicional der 3. Person der Einzahl (würde) an Stelle des Conj. Fut.[1]), z. B. II 18, 24: 'er gelobte, dass er keine Umwälzung verursachen würde', III 6, 20: 'voraussehend, dass Cäsar zum Consul gewählt werden würde' (statt: z. C. werde g. w.); IV 3, 17; 13, 22; VI 3, 23; VII 14, 27; IX 9, 24 u. dgl. An mehr als zehn Stellen erblickt man ferner die ungelenke Fügung[2]) . . . 'von dem er wusste (glaubte, hoffte), dass . . ', vgl. II 4, 10 'das Gesetz, von dem das Volk glaubte, dass es ihm von großem Nutzen sein würde', 31, 3; IV 11, 36; 30, 29; 36, 11; V 27, 16; VIII 15, 27; IX 2, 1 usw. — I 13, 30 ff. stehen die Worte: 'dass die Gefangenen ihr Wort hielten, braucht kaum erinnert zu werden' (*sic!*) und VIII 13, 17 heißt es: 'er ließ das Lager auf einer Höhe aufschlagen, wo man die Aussicht auf die Stadt hatte'. Zu beanständen ist des weiteren der causale Gebrauch der Conjunction 'indem', z. B. III 2, 12: 'er kehrte nach Rom zurück, indem er jetzt in der Stadt etwas zu finden hoffte'; IV 18, 5 und sonst. Hie und da trifft man schließlich auch falsche Wortstellungen. Ich führe nur an IV 47, 20: 'Doch glaubte er, bevor er wegziehe, damit es nicht scheine, als ob er geflohen sei, das Kriegsglück versuchen zu müssen'. — Dergleichen Dinge sollten doch aus einem Schulbuche ausgemerzt werden, namentlich zu einer Zeit, da man die Unbeholfenheit der Gymnasialschüler im deutschen Ausdrucke gerne von den philologischen Übersetzungsübungen herleitet.

Die jedem Stücke beigefügten Anmerkungen erhielten in der neuen Auflage vielfach eine angemessenere und klarere Fassung[3]) — für zu schwer oder nicht sofort verständlich halte ich: I 1, Anm. 16; IV 4, Anm. 8; IV 21, Anm. 4; VI 2, Anm. 8 und VI 8, Anm. 2 — und wurden bedeutend vermehrt; ich zählte an 190, die hinzukamen. Sie beziehen sich entweder auf Paragraphen der lateinischen Grammatik, bezw. auf frühere Stücke des Übungsbuches oder sollen unter Hinweis auf gewisse Constructionen, Phrasen und Vocabel die Übersetzung erleichtern. Weitaus die meisten von ihnen, etwa zwei Drittel, sind unwesentlich, manche, die dem Schüler eine zu große Handhabe bieten und Bekanntes

[1]) Da Ind. und Conj. in der 3. Person verschieden lauten, liegt doch gar kein Grund für eine Änderung vor. An einigen Stellen hat übrigens Bruhn den Text schon verbessert, vgl. III 10, 25; VI 5, 24.

[2]) Sie trägt nicht einmal viel dazu bei, den lateinischen Stilcharakter aufrecht zu erhalten, bewegt einen gedankenlosen Schüler vielleicht gar zu einer Übersetzung wie *de quo sciebat*.

[3]) Mir schweben folgende Stellen vor Augen: II 21, 8; 25, 11; III 16, 10; 26, 5; IV 28, 6; VIII 15, 7.

enthalten, sogar schädlich, z. B. II 15, 6; 7, 4; 11, 8; III 4, 5; IV 19, 4; 37, 3; V 16, 9; VI 6, 4; VII 16, 5 und IX 2, 11. Als wirklich nothwendig und wertvoll lassen sich aber folgende bezeichnen: II 5, 23; 7, 6; 8, 11; 10, 17; 31, 5; III 2, 2; 6, 10; 7, 11; 8, 10; 12, 3; 29, 1 u. 2; IV 3, 10; 6, 4; 10, 11; 15, 12; 20, 2 u. 3 u. a. m. — Getilgt wurden im ganzen bloß acht Bemerkungen, nämlich: I 25, 11; III 21, 12; 25, 5; V 23, 15; VI 3, 12; 10, 6; VIII 3, 4 und X 9, 6, die der Herausgeber mit vollem Rechte als überflüssig ausschied. Er hätte aber noch viel mehr entfernen können. Sollten denn auf der Stufe, für welche das Buch bestimmt ist, Wörter wie: 'erinnern' (*admonere* I 8, A. 13), 'übrigens' (*ceterum* II 8, 4), 'rechnen unter' (*numerare in* III 5, 3), 'weit' (*longe, multum* III 31, 2), 'diesseits' (*citra* IV 36, 8) und ähnliche unbekannt sein? Sollte ein Unter-Secundaner nicht wissen, dass 'zumal da' *praesertim cum* (I 11, 7), 'kein Römer' *nemo Romanus* (III 29, 8), 'ich für meine Person' *equidem* (X 8, 5) heißt, dass *propius* mit dem Accusativ verbunden wird (I 12, 8), der Präpositionalausdruck: 'bei Beginn des Frühlings' durch den Abl. absol. (*vere ineunte* I 14, 1), 'bekanntlich' durch *constat* mit *accus. cum inf.* (X 1, 5) ausgedrückt wird, und dass in Fragesätzen die Consecutio temporum zu beachten ist (vgl. I 5, 7 u. II 10, 4), sollte er endlich die bekannten Wendungen: *facere non posse, quin* (I 14, 13 u. IV 37, 3), *inter aliquos convenit* (II 18, 8), *accedit, quod* (III 11, 3), *restat, ut* (VII 12 7) usw. nicht selbst treffen können? Wenn schon so einfache Sachen angeführt werden, dann verdienten, glaube ich, doch auch alle jene Stellen eine Anmerkung, an denen irreale hypothetische Perioden oder Relativsätze in Abhängigkeit (von einem *accus. cum inf.*) erscheinen, wo Gerundivconstructionen vorkommen, *cum* '*inversum*' anzuwenden oder das deutsche 'dass' durch '*quod*' zu übersetzen ist[1]). Jedenfalls kann man aber verlangen, dass der Herausgeber consequent sei, d. h. dass er nicht an einer Stelle eine Erklärung versage, die er an einer anderen ähnlichen gibt. Das gilt z. B. von den Bemerkungen zu den 'ohne dass'-Sätzen, die in verschiedenen Stücken bald geboten werden, bald fehlen. Vergleiche III 10, 14 und VII 13, 9 (Abl. absol.+Negat.) mit II 32, 22 und IV 7, 48 sowie V 23, 14 (*quin*) mit IV 10, 22. Ebenso hat, wenn die Form 'verwendet werden' (*usui esse*: IV 11, 6) oder 'bewundert werden' (*admirationi esse*: VI 1, 4) mit einer Fußnote versehen wird, auch die ganz gleiche: 'gehasst werden' (II 26, 2) eine solche zu bekommen, zumal da das Zeitwort 'hassen' im Vocabular nicht zu finden ist.

---

[1]) Zahlreiche Beispiele hiefür lassen sich aus Anhang I zusammenstellen.

Wörterverzeichnis[1]) und Anhänge sind, soweit ich mich überzeugte, gewissenhaft und übersichtlich hergestellt, versprechen also sicherlich einen Gewinn für die Schüler.

Die äußere Ausstattung des Buches ist wie früher, elegant und praktisch zugleich; der Druck vorzüglich. An Druckfehlern fielen mir auf: I 4, Anm. 8: 'Sätze, durch'; I 5, 21: 'Tarentier' statt Tarent*in*er; III 28 sind Anm. 4 und 5 vertauscht; V 26, Anm. 7 ist *bene opti mesperare* zu trennen in *bene optime sperare* und VI 12, 24 'von Mardonius größten Versprechungen' ist. 'von Mardonius die gr. V.'

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

Knauth Hermann, Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides zum Drama ausgestaltet. Halle a. S., Waisenhausbuchhandlung 1898. 62 SS. 8°.

Der Verf. hat unter Benützung des Schiller'schen Fragmentes aus den Phönizierinnen des Euripides ein fünfactiges Drama gemacht. Den Ton der Schiller'schen Übersetzung, die freilich heute für niemand mehr mustergiltig ist, hat er so ziemlich getroffen und seine fünffüßigen Iamben stechen von denen Schillers nicht allzusehr ab. Er hat aber auch Kürzungen an Euripides und Schiller vorgenommen, die das Stück in Form und Inhalt wesentlich verändern. Ihnen ist zunächst der Chor zum Opfer gefallen, der bei Schiller zwar nur ein kümmerliches Dasein führt, dessen gänzliche Beseitigung aber auch die Änderung des Titels zur nothwendigen Folge hätte haben müssen, denn jetzt ist der Titel ganz sinnlos. Und er hat zweitens einzelne Stellen geopfert, die sich auf die sagenhafte Vorgeschichte beziehen. Unbegreiflicherweise hat er dabei aber auch alle Anspielungen auf die Misshandlungen, die Oedipus von seinen Söhnen erdulden musste, für entbehrlich gehalten: während doch der Seher Teresias dann in seiner Prophezeiung alles Unheil von dem Fluche ableitet, den der beleidigte Vater gegen seine Söhne geschleudert hat. Hier hat der Bearbeiter dem Euripides ins Fleisch geschnitten.

Wien. Jakob Minor.

Dr. Hermann Geist, Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch? Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1899. XIV u. 227 SS.

Der Verf. des vorliegenden Buches vertritt unter Berufung auf einige Äußerungen Goethes über die Einheitlichkeit seiner

[1]) Es hätte das eine oder andere Wort noch aufgenommen werden können; z. B. vermisste ich: 'auf jemanden gemünzt sein' III 8, 29.

Faustdichtung und auf Grund einer Analyse des Urfausts die völlig unhaltbare Ansicht, dass dem Dichter die Idee und der Plan seines „Faust" vollständig abgeschlossen vorlag, als er die Ausarbeitung dieses Werkes begann. Merkwürdigerweise betont der Verf. trotzdem im Titel wie an verschiedenen Stellen seines Buches, „dass Goethe im Faust das Bild seines eigenen Geistes und Lebens darstellt", ohne dabei zu beachten, dass er sich hiedurch in einen schier unlösbaren Widerspruch zu seiner ersten Behauptung verwickelt. Denn da Goethes Entwicklung nicht wie die Klopstocks während der akademischen Jahre zum Abschlusse gelangt, sondern bis in das Greisenalter des Meisters ständige Wandlungen erfährt, hätte der Dichter Sehergabe besitzen müssen, um am Beginn der 20er-Jahre „den einheitlichen Plan für das Ganze der Dichtung" zu entwerfen, die ein Bild seines eigenen Lebenskampfes bieten sollte.

Im weiteren Verlaufe der Darstellung verschiebt sich denn auch ein wenig der Standpunkt des Verf.s, indem er uns nur die Einheitlichkeit der vorhandenen Dichtung durch eine Analyse des ersten und zweiten Theils der Goethe'schen Tragödie zu erweisen sucht.

Ref. vermag angesichts des erwähnten principiellen Irrthums des Verf. in dem Buche Geists keine wesentliche Förderung der Faustfrage zu erblicken.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Mayr Richard, Literar-historisches Lesebuch. II. Theil für den 3., eventuell 2. und 3. Jahrgang höherer Handelsschulen. Wien 1900. Hölder. 8°. 552 SS. Preis geb. 5 Kr.

Es ist ein Buch eigenthümlicher Einrichtung, das da vor uns liegt, originell in seinen Umrissen, in seinem Aufbau und doch verfehlt, wenn man es als das beurtheilt, als was es sich gibt: als Lehrbuch. Ob da dem Verf. der Stift nicht ausgeglitten, steht dahin. Als Handbuch ist es zu kurz, als Lehrbuch zu breit, als selbständige Leistung bedeutend, als Hilfsmittel, das sich in den Kanon fügen soll, zu selbständig. Der Lehrstoff ist überreich, und wir können uns nicht vorstellen, wie derselbe bewältigt werden soll; da aber der Autor auf eine decennienlange Praxis zurückblickt, so können wir nur annehmen, dass er zu dieser Hoffnung berechtigt ist, weil an Handelsschulen viel weniger Zeit auf Prüfen verwendet wird als an Mittelschulen.

Seiner Anlage nach bedeutet das Buch einen wirklichen Fortschritt. Die Literaturgeschichte fließt in breiter, selbständiger Darstellung hin; der Autor hat nicht mosaikartig einzelne Stücke zusammengetragen, sondern selbst die Feder geführt, was wir

umso lieber ertragen, als sein Stil elegant, oft geradezu classisch ist. In die einzelnen Capitel der Literaturgeschichte sind Musterstücke eingewebt, über deren Auswahl freilich gestritten werden kann. Der Autor verbirgt seine Quellen nicht. Von Literarhistorikern haben ihn zumeist Scherer und Vogt beeinflusst; bei den Proben aus dem XVII. Jahrhundert zeigt er sich in hohem Maße abhängig vom alten Eggerschen Lesebuche. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf; es beweist nur wieder, wie gut das Buch war und welchen Fortschritt es vor 30 Jahren bedeutete.

Gegen den guten Geschmack ist einigemale verstoßen. S. 168 findet sich eine Stelle aus Abraham a Santa Clara: „Lass sterben diesen Madensack, diesen Mistfinken, dieses Wurmnest, dieses Beinhaus, diese Erdschollen, dieses garstige Rathhaus, diese lebendige Wüste, diesen Leimlümmel, diesen Windfang, diesen Sauwinkel, diese Gestankbüchsen, diesen zierlichen Unflath....." und so noch eine Weile weiter. Charakteristisch für Abraham ist das gewiss, schwerlich aber herz- und gemütherhebend für die Schule. Ebenso wenig passend für die Schule ist die „Makame von Hins". Auch die Salonscene von Anastasius Grün S. 579 und das Sprüchlein von Hoffmann von Fallersleben über den deutschen Zollverein gehören doch nicht in ein Schulbuch! Ebenso hätten wir Gaudy, von dem ja einige vortreffliche Dichtungen existieren, gerne anders vertreten gesehen als durch „Die große Firma Lump & Comp." S. 530. Zu den Geschmacklosigkeiten rechnen wir es auch, wenn Zedlitz' „Waldfräulein" S. 480 ganz sanft als „eine sinnige Märchenerzählung" empfohlen wird. Einer der bedeutendsten Zeitgenossen hat dieser Dichtung einen wahren „Bocksgeruch" nachgerühmt. Dahin gehört es auch, wenn es S. 542 heißt, dass „die geistige Führerschaft über die neue Generation einem der großen, zusammenfassenden Geister zufiel, wie sie noch jeder Generation des Jahrhunderts als Wegweiser dienten: dem Dichterphilosophen Friedrich Nietzsche". Recensent erlaubt sich, Nietzsche für eine Seifenblase in der Geschichte der Philosophie zu halten, die schon geplatzt und deren Leerheit heute aller Welt offenbar ist. Der Jugend von einer derartigen Erscheinung so enthusiastisch zu sprechen, kann doch nicht im Sinne des sonst besonnenen und klaren Autors gelegen sein.

An der Anlage müssen wir aussetzen, dass ausführliche Inhaltsangaben der Hauptwerke deutscher Classiker, namentlich der Dramen Goethes, Schillers und Grillparzers aufgenommen wurden. Die gehören in ein Handbuch, nicht aber in ein Lehrbuch. Den Schüler zur Lectüre und zur selbständigen Nacherzählung dieser Werke anzuhalten, ist nach unserer Meinung eine der Hauptaufgaben des Unterrichtes auf dieser Stufe.

Nicht ganz einverstanden sind wir auch mit der Periodisierung des Autors. Er unterscheidet von 1748 an vier Perioden: Das Zeitalter der Classiker (der Aufklärung) 1748—1806, Classi-

cismus und Romantik 1805—1832, die Epoche der Freiheits- und Einheitskämpfe 1832—1883, jüngste Ansätze seit 1883.

Uns sind die Zahlen 1805 und 1883 nicht verständlich. Classicismus und Romantik waren doch Factoren, die gerade in Schillers Meisterjahren zur Geltung kamen. Sie also erst nach Schillers Tode als bewegende Elemente in Rechnung zu ziehen, geht doch nicht an; noch verwerflicher aber ist die Ansetzung der Epoche bei 1883. Wir wissen, was den Autor dazu bestimmt; es ist das Todesjahr Richard Wagners. Aber wir leugnen ganz entschieden, dass mit Beginn der Achtzigerjahre eine Epoche angesetzt werden dürfe. Zunächst hat die Romantik lange über Goethes Tod fortgewirkt, und wenn auch das junge Deutschland, wenn auch die Eklektiker und die rein classischen Epigonen (Hamerling) die Romantik überwunden zu haben glaubten, sie bricht doch in den Siebzigerjahren wieder durch: Scheffels „Ekkehard", der sich erst da Geltung verschaffte, Freytags „Ahnen", Dahns Kampf um Rom" sind Erzeugnisse der Neoromantik; und was haben denn Ebers und Eckstein anderes gethan, als die Grundsätze der Romantik auf die Darstellung des Alterthums angewandt? Und ist in „Hannele" und in der „Versunkenen Glocke" der Realismus nicht wieder zur Romantik zurückgekehrt?! Steht es uns also zu, mit voller Bestimmtheit zu behaupten, dass wir die Periode der Romantik hinter uns haben? Die Décadence beginnt schon mit Sacher-Masoch und gipfelt in Hermann Bahr, mit dem der Autor in merkwürdiger Schrulle das Buch beschließt, noch durchaus nicht.

Besonders lobend muss hervorgehoben werden, dass in der Darstellung der neueren österreichischen Literatur der gebürende Platz eingeräumt ist. Vor allem ist Grillparzer ausführlich und ganz vortrefflich behandelt. Ihm sind mehr als 20 Seiten gewidmet. Dagegen ist Hamerling in seiner Bedeutung unterschätzt. Ein wesentlicher Fehler scheint es uns auch, dass Shakespeare keine eingehende Darstellung gefunden hat. Nach dem Plane des Werkes war dies unerlässlich und bei Schlegel oder noch besser schon bei Wieland wäre der Platz gewesen, ihn einzuschalten. Wir denken an eine nicht beiläufige, sondern ganz ausführliche Erörterung. Hier können von jenen Dramen, deren Kenntnis man von den Gebildeten verlangt, ohne dass man sie doch in den Kreis der Schullectüre einbezieht, Inhaltsangaben eintreten. Bei der Darstellung der neueren Literatur ist auch der Roman des XIX. Jahrhunderts etwas zu kurz gekommen, während merkwürdigerweise der des XVII. breite Darstellung gefunden hat.

In der Auswahl der älteren Literatur vermissen wir zwei allbekannte Stücke, die bei dem Charakter der Sammlung nicht fehlen durften: Tristans Schwertleite und eine ausführliche Behandlung des Meier Helmbracht. Aber der Autor wollte einmal ausgetretene Pfade nicht wandeln. Das ist indessen bei einem

Lehrbuche oft nicht zu vermeiden, wird doch auch sonst von Überflüssigem und für diese Altersstufe schwer Verdaulichem nur allzuviel geboten.

Wir greifen aufs Gerathewohl einige Einzelheiten heraus. Was soll für eine Handelsschule der ausführliche Excurs über die *carmina burana*? § 89 finden wir unter anderem den Gavriel von Montavel von Konrad von Stoffeln erwähnt, S. 114 Hermann von Sachsenheims Mörin, S. 120 eine ausführliche Entwicklung des französischen Dramas, der Mysterien, Mirakel und Moralitäten, fünf Seiten über das deutsche Drama des Mittelalters, übrigens eine ganz ausgezeichnete, glänzend geschriebene, nur eben nicht für die Schule passende Zusammenfassung, S. 122 eine ausführliche Inhaltsangabe des Tegernseers Antichrist, S. 123 Cyriacus Spangenberg, S. 144 Gianbattista Marini, S. 144 eine Menge spanischer und drei holländische Autornamen, S. 162 neben Ulrich von Braunschweig, dem Verfasser der „Banise“, noch Eberhard Happel und Andreas Buchholz. Und das alles für Handelsakademiker! Da sind die Grenzen der Auswahl wohl weit überschritten und das lässt sich kaum damit entschuldigen, dass der Autor seine literar-historischen Darstellungen offenbar nicht als Lehr-, sondern als Lesestoff auffasst.

Wir wollen nun noch einige Partien in der Reihenfolge des Buches betrachten. Die Entwicklung der Begriffe Literatur, Literaturgeschichte, Welt- und Nationalliteratur gehört zu dem besten, was wir je darüber gelesen, so vollständig, so klar, so geistvoll ist sie; dass unter den monumentalen Werken bleibender Bedeutung, „die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, Alexander Humboldts, Häckels etc.“, (so wörtlich die Reihe) aufgeführt sind, rechnen wir unter die Sünden gegen den guten Geschmack.

S. 5. Bei der Ausführlichkeit, mit der die Dialecte behandelt sind, hätte die späte Bildung und eigenthümliche Stellung des Schlesischen besonders hervorgehoben werden müssen. — Über Runen und mittelalterliches Schriftwesen spricht ein gebildeter Paläograph, Handelsschülern wahrscheinlich zu Dank. S. 27 lautet ein Satz: „Die recht unheilige Sammlung (*carmina burana*) lässt sich am ehesten mit einem modernen Commersbuch vergleichen“. S. 29 wundert uns, dass der Tönedieb für die classische Epoche des 13. Jahrhunderts noch aufmarschiert. S. 30 wird der Leich, an dieser Stelle übrigens durchaus entbehrlich, in seinem Wesen als Tanzweise mit unterlegtem religiösen Text nicht erklärt.

Was hier über das Wanderleben der „Gehrenden“ gesagt ist, grenzt stark an Beschönigung, wie denn überhaupt die naive Selbstsucht des Mittelalters immer wieder entschuldigt wird, und alles das nur um das Bild des blondlockigen Walther nicht zu entstellen! Überhaupt müssen wir constatieren, dass trotz der überall hervortretenden Einsicht und Selbständigkeit des Autors die „führenden Geister“ Walther von der Vogelweide, Luther und

Goethe, durchaus nach der norddeutschen Kathederschablone gezeichnet sind. Mit der Deutung des Siegfriedsmythus ist Recensent einverstanden; daraus folgt aber nicht, dass sie richtig ist. Ob der Held ein Sonnengott ist, der die Erde wachküsst, oder ein Himmelsgott, der die Sonne wachruft, ob Tages- oder Jahresmythus oder beides zugleich, gestehen wir es nur, darüber wissen wir gar nichts. Darüber ist Jakob Grimm zu keinem Resultat gekommen und über ihn sind wir in den letzten 40 Jahren auf keinem Gebiete der Germanistik mit Ausnahme der Laut- und Accentlehre auch nur einen ernstlichen Schritt hinausgelangt. Darum ist in der Schule in diesen Dingen die äußerste Vorsicht geboten. S. 32. Die Heldenlieder auf den Far-Oer sind jetzt wohl über ein Menschenalter vollständig verklungen. S. 33 Zeile 5 ist „am Schlachtfelde" in „auf dem Schlachtfelde" zu verbessern. Verantwortlich für den Fehler ist Recensent selbst.

S. 35 ff. Gleichzeitig mit diesem Buche erschien Brauns Abhandlung über die Nibelungenhandschriften, die den Verf. jedenfalls zu einer anderen Auffassung bestimmt hätte. Die große Energie, mit der Mayr für den unbekannten Nibelungendichter eintritt, erscheint uns für die Schule nicht angebracht. Seien wir gerecht: *sub judice lis est.* Dem Recensenten erscheint es unmöglich, dass ein und derselbe Autor die gewaltigen tragischen Partien des IV., VIII., XX. Liedes und die ganz flachen branches verfasst hätte. Wer die Stelle im XIV. Liede liest, wo geschildert wird, wie die Nibelungen über den Strom setzen, wie die Pferde der Strömung nachgeben, etlichez ouwet als ime diu müede gezam, der muss sich überzeugen, dass ein solcher Dichter nur aus eigener Anschauung schildern kann. Der Mann, der das gesungen, ist am „Treppelwege" der Donau gestanden, wo heute noch der Ortsname Rossatz an den uralten Uferwechsel im Donauthale erinnert. Ist demselben Manne zuzutrauen, dass er ein paar Dutzend Strophen vorwärts Traismauer und Zeiselmauer verwechselt hätte? Hätte der Dichter, der den Speer- und Steinkampf der riesischen Brünhilde in so markigen Tönen sang, dass ihn diese Strophen gewiss sein ganzes Leben lang durchzitterten, wirklich diese seine Brünhilde und ihr Schicksal vergessen können? Wer die St. Galler Handschrift in die Hand nimmt und bei Strophe 324, 325 den Widerspruch der Aventiuren-Eintheilung und der Einrichtung der Handschrift sieht, der muss nachdenklich werden. Zu Strophe 1674 habe ich im VIII. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie nachgewiesen, dass dort ursprünglich ein Abschnitt (Lachmann sagt Liedanfang) stand, wo die Aventiureneintheilung keinen notiert. Ich fordere schließlich von jedem Unbefangenen nur eines: er lese die âventiure, wie Hagen und Volker der Schildwacht pflegen, vom Augenblicke, da sich die Gäste zur Ruhe begeben bis zum Kirchgang am Morgen. Da liegt eine doppelte Darstellung desselben Gegenstandes vor, ganz verworren und widerspruchs-

voll. Lachmann hat aus diesen nicht 200 Strophen mit geringer Mühe und großer Klarheit die nebeneinander laufenden beiden Darstellungen ausgeschieden, sein XVI. und XVII. Lied. Jedes derselben gibt vollständigen Sinn und ist im Zusammenhange klar, neben einander oder wie sie in den Handschriften vorliegen, in einander verarbeitet, sind sie unsinnig; da sich aber dieser Zustand in allen Handschriften findet, muss er aus dem Archetypus stammen und lässt sich nur so erklären, dass einem recht ungeschickten Compilator zwei ähnliche, aber einander ausschließende Varianten derselben Fabel vorlagen, und dass sie der gute Mann pêle-mêle mit einer Kunst, die seiner Einsicht entsprach, in einander verarbeitete. Soll das der große nationale Sänger sein? Werde man sich doch klar, worüber man streitet! Natürlich muss um 1200 ein Mann das ganze redigiert haben, wahrscheinlich auf Wunsch eines österreichischen Fürsten oder Burgherrn, ein Fahrender, der sich den Liederschatz möglichst im Zusammenhange verschaffte, ihn zusammenschrieb und nach seiner Art glättete und so den Archetypus herstellte für der Nibelunge nôt. Dass er Lieder benützte, die im Volksmunde umliefen oder doch in jener Zeit geistiger Bewegung in Österreich vorgetragen wurden, wird wohl niemand bestreiten; andererseits wird sich niemand der Einsicht verschließen, dass er Eigenes dazugethan hat. Nur um das Maß dieser Thätigkeit handelt es sich; die Frage steht eigentlich so: Waren schon die Lieder, die für das Epos benützt wurden, in dieser vierzeiligen Strophe abgefasst, oder hat der Verf. der Urhandschrift diese Strophe für diesen Stoff zum erstenmale angewandt? Dass nur Epen der Volkssage und gerade die kürzesten, die solchen Liedern ähneln, wie wir sie uns vorstellen, der Alphart und der oberdeutsche Walther, in vierzeiligen Strophen abgefasst sind, macht äußerst wahrscheinlich, dass diese Strophe schon vor 1190 die übliche für die werdende Volksepik war. Ob sie eine Erfindung des 50 Jahre älteren Kürnbergers ist, oder woher dieser die volksthümliche Weise für seine Strophen übernommen hat, ist ganz gleichgiltig; der Streit ist also ein rein wissenschaftlicher, der sich auf einer scharfen Schneide bewegt. Es ist eine der Fragen, über denen ein ewiges non liquet schweben wird. In solchen aber ist in der Schule die größte Zurückhaltung geboten.

Unerfindlich ist, warum der Verf., der doch einige, wenn auch kurze mittelhochdeutsche Textproben aus Hartmann und Walther bringt, nicht auch ein paar Nibelungenstrophen im Urtext aufgenommen hat. Das V. Lied ist gebildeten jungen Leuten in der Sprache des Originals gerade so verständlich wie in der archaisierenden Simrockschen Übersetzung. S. 94. Was hier über Walthers Geburtsland gesagt wird, ist ein Beispiel musterhafter Darstellung einer heiklen Frage für die Schule. Gerade so hätte sich der Autor dem Nibelungenproblem gegenüber verhalten sollen.

S. 131 ff. Bei Fischart — den sprachgewaltigsten Deutschen, nennt ihn Jakob Grimm einmal — ist auf die sprachliche Seite zu wenig Gewicht gelegt. S. 300 heißt es „Herder war wie Leibniz, Lessing, Goethe ein Polyhistor"; das heißt doch, dem gewaltigen und tiefen Wissen eines Leibniz, Lessing, Herder Unrecht thun, wenn man Goethes Naschen an allen möglichen Gerichten und seine optischen Irrfahrten mit ihrem ernsten Streben auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft auf eine Stufe stellt.

S. 301 ff. Die Biographie Herders ist breit und dabei doch die Stellung und Bedeutung des Mannes für Schüler nicht in das gehörige Licht gerückt. Man darf nicht vergessen, dass Herder heute nicht mehr gelesen wird und dass sich deshalb dem Leser die Frage aufdrängt, warum wir dem Manne eine so hervorragende Stellung anweisen. Hier sollte groß gedruckt sein, was in Petit steht, und dafür wäre manches Detail des Lebenslaufes bei ihm und bei den folgenden Classikern zu entbehren. Dem „Jungen Goethe" sind neun Seiten Biographie gewidmet. Die Darstellung der beiden großen Classiker Goethe und Schiller ist die schwächste Partie des Buches. Ersterer erscheint in traditioneller Manier als der Nietzesche Übermensch, an den einen sittlichen Maßstab anzulegen verpönt ist. Natürlich fehlen auch Marianne v. Willemer und Ulrike v. Levetzov nicht; das Verhältnis zu seinem Sohne aber, das für seine beiden letzten Decennien so charakteristisch ist, wird mit keinem Worte erwähnt. Dass Goethe schmerzlos starb, wie S. 368 behauptet wird, ist unrichtig; er hat zwei Tage fürchterlich mit dem Tode gerungen.

An Einzelheiten notieren wir noch: S. 135 das Wort Sujet; S. 25 halben wohl Druckfehler für halber; S. 27 Umwelt statt Mitwelt oder Umgebung, soll wohl eine Verdeutschung für Milieu sein. Auffallend ist die Schreibung Bayer. Ein stilistischer Fehler des Autors ist es, nach dem temporalen Vordersatze mit „als" den Haupt- als Nachsatz mit „so" einzuleiten.

Haben wir also an dem Werke eine ganze Reihe von Ausstellungen zu machen gefunden, so kann das unserem Urtheile über den Wert desselben im großen und ganzen keinen Abbruch thun. Es ist eine originelle und bedeutsame Leistung, aber doch so, wie es vorliegt, mehr Handbuch als Schulbuch. Durch Ausscheidung einer Menge von Ballast, Ausgleichung gewisser Unebenheiten, energische Kürzung an richtiger Stelle, vor allem aber durch Ausmerzung jener, zum Glück seltenen Stellen, die als ungeeignet für die Jugend bezeichnet werden müssen, kann das Buch ohne große Mühe in einer 2. Auflage zu einem ganz vorzüglichen umgestaltet werden.

St. Pölten. Richard v. Muth.



Französische Schulgrammatik. Von J. Fetter und R. Alscher. Wien. Pichlers Witwe & Sohn. 1900. VII u. 278 SS.

Was diese eine Ergänzung zu Fetters „Lehrgang der französischen Sprache“ bildende Grammatik vor allem charakterisiert, ist die Doppelsprachigkeit, indem die Regeln vollständig französisch und deutsch gegeben werden. Letzteres war nothwendig im Hinblick auf die Instructionen; auf ersteres wollten die Verfasser nicht verzichten, um den Unterricht womöglich ganz in der fremden Sprache führen zu können. Damit bot sich dann auch die Möglichkeit, die von den Instructionen empfohlene Wiedergabe des bereits zum Verständnis gebrachten grammatischen Stoffes in französischer Sprache vornehmen zu lassen. Auch nach der Seite hin ist den Instructionen Genüge geleistet, dass nicht bloß Laut-, Formen- und Satzlehre, sondern in einem Anhange auch das wichtigste über Wortbildung, Synonymik und Metrik zur Behandlung kommt.

Der eingehaltene Vorgang ist durchaus inductiv: aus den vorangestellten, in reichlicher Zahl gegebenen, weder trivialen, noch allzu abstracten Beispielen werden die in leicht verständlicher Sprache gefassten Regeln abgeleitet. Als besonderer Vorzug ist hervorzuheben, dass in solchen Partien der Formenlehre, wo andere Lehrbücher sich meist mit der bloßen Aufzählung begnügen, wie beim persönlichen, possessiven, demonstrativen Pronomen usw., dann in den mehr lexikalischen Capiteln (Adverb, Präposition, Conjunction), die Verf. die Bedeutung und grammatische Function der Formen und Wörter im Zusammenhang des Satzes veranschaulichen. Dadurch wird nicht bloß die sonst öde und trockene Aufzählung lebhafter und interessanter, sondern es wird das Verständnis für den Gebrauch und die Bedeutung jener Wortformen und Wortarten gefördert und die Erwerbung eines Sprachgefühles für das Französische angebahnt. In der Satzlehre ziehen die Verf. Redensarten und sonstiges phraseologisches Materiale in reichlichem Maße zu grammatischen Anschauungszwecken heran. Rein lexikalisch ist das letzte Capitel (§ 363), welches die im Deutschen üblichen Fremdwörter behandelt, die im Französischen durch andere Wörter zu ersetzen sind.

Auf die äußere Gliederung des Textes durch den Druck ist besondere Sorgfalt verwendet worden. Weniger Wichtiges ist unter den Text verwiesen und kleiner gedruckt. Doch findet sich gerade hier manche den fortgeschrittenen und strebsamen Schüler fördernde Bemerkung.

Was den Umfang betrifft, so zeigt sich das Streben nach einer gewissen Vollständigkeit und Abrundung. Sicher hätte manches übergangen werden können. Auf den ersten Blick nimmt sich auch das Buch, namentlich gegenüber der jetzigen Tendenz, den grammatischen Stoff auf das Nothwendigste zu beschränken, etwas

umfangreich aus. Doch betonen die Verf. im Vorwort, dass nicht der ganze zur Darstellung gekommene Stoff zum Auswendiglernen bestimmt ist, dass sie vielmehr dem Schüler haben zugleich ein Nachschlagbuch liefern wollen, welchem Zwecke auch das ausführliche Sachregister dienen soll. Bringt man überdies von den 241 Seiten, welche die eigentliche Grammatik (Lautlehre, Formenlehre und Syntax) ausmachen, etwa ein Drittel für die französische Übersetzung der Regeln in Abzug, so kann der Umfang von beiläufig 160 Seiten noch immer mäßig genannt werden.

Im einzelnen wären noch folgende Bemerkungen zu machen.

Lautlehre. S. 1, § 4: Es muss als ein Mangel bezeichnet werden, dass die beiden qualitativ verschiedenen *a* des Französischen nicht unterschieden werden.

S. 7 u. 38: zur lautlichen Umschreibung von *dix, six.* Wenn der Endconsonant lautet, kann *i* nicht lang sein. Ebenso ist (S. 7, Anm.) in *exercice* das *i* kurz.

S. 11 f., §§ 21—24. Es ist nur die consonantische, nicht auch die vocalische Bindung berücksichtigt. Ja, der Strich nach *et* in *bon et* | *aimable*, *prudent et* | *utile* (§ 24) wird den Schüler verleiten, dort mit der Stimme abzusetzen und so gegen die vocalische Bindung zu verstoßen, was bekanntlich einem französischen Ohre viel unangenehmer klingt als eine unterlassene consonantische Bindung.

S. 38 u. 154. Den lautlichen Gesetzen des Französischen widerspricht die Transcription ßgõ für *second.*

S. 1, 4 und sonst findet sich die Schreibung *diphthongue.* So hässlich uns auch die Schreibung *diphtongue* scheinen mag, so kennt doch das Französische nur diese seit der letzten Auflage des Wörterbuches der *Académie.*

Formenlehre. S. 53. § 114. Das auf Sachen bezügliche substantivische Interrogativum *qui* hätte nicht übergangen werden sollen. Auch ist die Regel, dass *qu'est-ce qui* in Bezug auf Sachen als Subject eines persönlichen Verbums stehen muss, zu apodiktisch.

S. 119. Wie kommen *voici* und *voilà* unter die Präpositionen? S. 167, § 253. *Choisis qui tu voudras*, wo für *qui* richtig auf die Interrogativa verwiesen wird, gehört nicht unter die Beispiele für das Relativum.

Syntax S. 187, § 289, 4. Die Fassung der Regel muss in dem Schüler den Glauben erwecken, dass die unpersönliche Form als solche einen Modus, nämlich den Conjunctiv, verlangt. Das kann doch nicht die Absicht der Verf. gewesen sein?

S 191 f. Bei der Behandlung der Zeitenfolge im Nebensatz das Perfectum zu den präsentischen Zeiten (Präsens und Futurum) zu ziehen, statt, wie bisher, zu den historischen, dafür lag wohl kein besonderer Grund vor. Eher dürfte für die Beibehaltung des bisherigen Vorganges die Mehrzahl der Beispiele

sprechen. Dagegen vermisst man bei der ersten Gruppe den Imperativ.

S. 285. Die höchst unwahrscheinliche Erklärung des *que* als „wie sehr" in *je vivrais cent ans, que je me rappellerais encore cette terrible aventure* hätte dem Schüler füglich erspart werden können.

S. 149, § 210. Gegen die sonst präcise Fassung der Regeln verstößt der Verweis auf „*l'usage, l'oreille et le goût*" bei der Stellung der Adjectiva. Mit solchen Redensarten, hinter welchen die älteren französischen Grammatiker ihre Unfähigkeit, bei schwierigen Materien feste Gesichtspunkte zu gewinnen, zu verbergen suchten, wird der Schüler nichts anzufangen wissen.

Die Stilistik kommt nicht zur Behandlung. Doch ist in dieser Beziehung die Einrichtung des doppelsprachigen Textes sehr gut geeignet, dem Schüler manche Unterschiede zwischen deutscher und französischer Ausdrucksweise aufzuzeigen. S. 169, 174 und 201 würde wohl für *fille* einzusetzen sein: *jeune fille.* Schon Littré bemerkt (s. v. *garce*): *Aujourd'hui fille est devenu déshonnête en certains cas; on ne peut plus dire: une pension de filles; il faut dire: de jeunes filles ou de jeunes personnes.* Vgl. auch Scherffig, Französischer Antibarbarus, S. 117. Umgekehrt klingt die Verwendung des Wortes „Natur" ungebräuchlich S. 201: „Das Präsensparticip vereinigt die Natur des Verbs und die des Adjectivs in sich. Es hat die Natur des Verbs, wenn es die Handlung bezeichnet..... das Präsensparticip hat die Natur des Adjectivs, wenn es den Zustand bezeichnet". — Der deutsche und der französische Text stimmen nicht überein. S. 242 Anm. „Die Wurzel ist das einfachste Lautgebilde, welches noch eine bestimmte Bedeutung hat", und „*La racine est l'élément le plus simple, le plus général qui entre dans la formation d'un mot*".

Schwierigkeiten bot die Terminologie. Bezeichnungen wie „*attribut*", „*pronoms* (*possessifs*" usw.) in der französischen Bedeutung waren trotz der Instructionen (S. 61) nicht zu umgehen. Andererseits haben die Verf. die Ausdrücke „*génitif*", „*datif*" usw., welche das Französische nur mit Bezug auf fremde Sprachen kennt, ferner die sonst kaum üblichen „*proposition subjective*", „*objective*" mit Rücksicht auf die Instructionen eingeführt. Es liegt in der Natur der Sache, dass eine vom deutschen Standpunkt aus für Deutsche geschriebene Grammatik nicht jene idiomatische und nationale Färbung haben kann, wie eine von einem Franzosen für seine Landsleute berechnete. Sonst aber bürgt für die Correctheit des französischen Textes die Durchsicht von Seiten eines competenten Franzosen.

Zum Schlusse seien der Vollständigkeit wegen folgende Druckfehler verzeichnet. S. 7. Anm. 3: In der Umschrift von *Alexandre* ist das *e* als ein offenes zu bezeichnen. — S. 144, § 197, 5. Z.: *Laponsse* ist zu bessern in *Lapons se.* — S. 145, § 199, 2. Z.:

Statt *aiitr spiruel* ist zu lesen *air spirituel.* — S. 157, 2. A., 2. Spalte: Für *traten* ist einzusetzen *treten.* — S. 166, § 251, 4. 2.: der Beistrich nach *duquel* hat zu entfallen. — S. 167, § 258, 6. Z.: Als 3. Wort ist statt *me* zu lesen *ne.* — S. 192, 4. Abs., 3. Z.: *quiman quent* ist zu bessern in *qui manquent.* — S. 202, 3. Z. von unten: Für *lorsque il* ist zu schreiben *lorsqu'il.* — S. 209, § 316, 3. Z. *acoûté* ist zu bessern in *a coûté.* — Ebenda § 317, 3. Z.: Statt *a vu* ist zu lesen *ai vu.* — S. 210, 1. Z.: *Almicar* ist zu ändern in *Amilcar.* — S. 213, 1. Z. von oben: Für *se le ver* ist zu schreiben: *se lever.* — S. 239, 5. Z. von unten: Statt *Est ce* ist zu schreiben *Est-ce.* — S. 266, 1. Sp.; Für *appellcr* ist einzusetzen *appeler.* — S. 276, 2. Sp.: Statt *táche* ist zu schreiben: *tâche.* — S. 277, 1. Sp.: *vénimeux* ist zu bessern in *venimeux.* — Sonst ist der Druck wie auch das Papier und die Ausstattung empfehlenswert. Alles in allem genommen, stellt diese „Schulgrammatik" eine tüchtige Leistung vor, wohl geeignet, dem Schüler jenes Verständnis der Grammatik zu erschließen und jenes Maß formeller Bildung zu ermitteln, ohne welche ein eigentliches Sprachstudium nicht möglich ist.

Wiener-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Englische Lehrbücher.

Schulgrammatik der englischen Sprache für die Oberclassen höherer Lehranstalten. Von J. Bube. Stuttgart, Paul Neff 1896. 8°, VIII u. 201 SS.

Diese „Schulgrammatik" zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste der Formenlehre, der zweite der Syntax gewidmet ist; als „Anhang" folgen noch drei kleine Abschnitte: 1. „Die Zeichensetzung", 2. „Verben, Adjective und Participien in Verbindung mit Präpositionen", 3. „Synonyme". Die „Grammatik" ist so eingerichtet, dass die Regeln stets aus Mustersätzen, die meist aus Sprichwörtern, geflügelten Worten, Sinnsprüchen und beliebten Citaten bestehen, abgeleitet werden. Die Fassung der Regeln ist klar und correct, und es wird darin nicht nur die Schriftsprache, sondern auch die gesprochene Sprache der Jetztzeit gebürend berücksichtigt. Auf einige sachliche und methodische Mängel, die in einer zweiten Auflage leicht behoben werden können, habe ich in der „Zeitschrift für das Realschulwesen", Jahrg. XXII, S. 728 ff. hingewiesen.

Das Buch des Fräuleins Johanna Bube, das eigentlich für Mädchenschulen bestimmt ist, wird auch in höheren Knabenschulen gute Dienste leisten.

Dr. Otto Boerner und Dr. Oscar Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache. Gekürzte Ausgabe *C*, bearb. von Prof. Dr. Otto Schoepke, Dir. der I. städt. Realschule zu Dresden. Leipzig, B. G. Teubner 1900. 8°, VII u 108 SS. — Hiezu in Tasche: Wörterverzeichnisse (60 SS.).

Die vorliegende Bearbeitung des Lehrbuches von Boerner-Thiergen [1]) unterscheidet sich von diesem namentlich dadurch, dass der grammatische Stoff etwas eingeschränkt und der Übersetzungs- und Lesestoff bedeutend gekürzt worden ist. Außerdem hat der Bearbeiter statt der früher angewendeten Lautschrift meist Aussprachezeichen über den englischen Wörtern eingeführt, wodurch manche falsche Lautbilder entfernt wurden. Trotzdem sind in den „Wörterverzeichnissen“ einige der früher von mir beanständeten unrichtigen Aussprachebezeichnungen stehen geblieben: S. 6 al*ăs*, S. 9, 12 cŏffēe, S. 11 *Ĕ*dith, vălūe, S. 14 scăffōld, S. 15 hŭsband, S. 27 Hŏspice (i = ĕ). Neue Versehen sind: S. 3 *one* (ᵘŏn) [früher: ᵘ*an*], S. 10 rĕstor*ang* [früher: re'stōrāṉ], S. 10 for*bāde* [früher: bād], S. 15 *fŭrnish* [früher: fŏʳniš].

Dr. Oscar Thiergen. Grammatik der englischen Sprache. Im Anschluss an das Lehrbuch der englischen Sprache für den Schulgebrauch bearbeitet. Gekürzte Ausgabe *C*, bearb. von Prof. Dr. Otto Schoepke. Leipzig, B. G. Teubner 1900. 8°, VIII u. 172 SS.

Der Bearbeiter hat in dieser Ausgabe aus der Thiergen'schen Grammatik „alles Entbehrliche (vergleichende Hinweise aufs Latein, lediglich der Sprache der Poesie Angehöriges, Sprachgeschichtliches, abseits liegende Ausnahmen u. dgl.) ausgeschieden und das Bleibende hie und da zusammengezogen und vereinfacht“, ohne dass darunter die Vollständigkeit, Übersichtlichkeit und Klarheit des Buches gelitten hätten. Im übrigen blieb der Inhalt unverändert, und es gelten davon noch immer die Bemerkungen, die ich zu der ursprünglichen Fassung des Buches in dieser Zeitchrift, 1899, S. 749 ff. gemacht habe.

William Hanby Crump, English as it is spoken; being a series of familiar dialogues on various subjects. 12th ed. Revised and brought up. to. date by T. W. Boughton-Wilby. Berlin, Ferd. Duemmler 1900. 8°, VI u. 124 SS.

Die 12. Auflage des Crump'schen Gesprächsbuches ist ein genauer Abdruck der 11., die wir in dieser Zeitschrift 1897, S. 368 besprochen haben. Die von uns hervorgehobenen Druckfehler sind verbessert worden bis auf S. 37 to day, S. 46 it's (st. its), S. 55

[1]) Vgl. die Besprechung in dieser Zeitschrift 1899, S. 993 f.



particulary (st. particularly), S. 116 Britains (st. Britons!). Verwirrend ist die Doppelschreibung *nowadays* (S. 7), *now-a-days* (S. 47).

Max Seelig, Methodisch geordnetes englisches Vocabularium zu den Hölzel'schen Anschauungsbildern (Frühling, Sommer, Herbst, Winter, Bauernhof, Gebirge, Wald, Stadt, London, Wohnung). 2. Aufl. Bromberg, Friedrich Ebbecke 1899. 113 SS.[1])

Da bei dem Abschreiben der auf Grund des Anschauungsunterrichtes gewonnenen Vocabeln zu viel kostbare Zeit verloren geht und außerdem bei dem Nachschreiben derselben seitens der Schüler manches Fehlerhafte unterläuft, so ist ein gedruckter Leitfaden in den Händen des Schülers gewiss sehr empfehlenswert. Das vorliegende Büchlein bringt keine fertige Beschreibung der Hölzel'schen Bilder, sondern „gibt nur die englischen und entsprechenden deutschen Benennungen der auf den Bildern dargestellten Personen, Gegenstände, Thätigkeiten usw. und überlässt es dem Lehrer, auf Grund dieses Wörtervorrathes die Durchnahme des Bildes in der Art aufzubauen, die ihm nach der jeweiligen Classenstufe und den Kenntnissen der Schüler am angebrachtesten erscheint". „Um in Bezug auf die Reihenfolge und die Classenstufen, in denen die Bilder durchgenommen werden, keinen Zwang auszuüben, ist im allgemeinen bei jedem Bilde alles, was in demselben zur Darstellung gelangt, in den Vocabeln genannt, auch wenn es sich, wie z. B. Kleidung, Wagen usw. in den verschiedenen Bildern wiederholt." Um die Durchnahme einzelner Bilder auch mit Anfängern zu ermöglichen, sind im Anhange des Vocabulars einige „unbedingt nöthige grammatische und phraseologische Wendungen", sowie „Ausdrücke allgemeiner Natur, die zur Beschreibung eines Gemäldes gebraucht werden", zusammengestellt. Für die Beschreibung von London sind einige historische und culturgeschichtliche Bemerkungen eingeflochten; auch werden die auf dem Bilde nicht sichtbaren Stadttheile und Gebäude, die für die Lernenden von Bedeutung sind, erwähnt. Wie rasch statistische Angaben altern, beweist folgender Satz: „London has 4,500.000 inhabitants" (S. 75).

---

[1]) In demselben Verlage und von demselben Verf. erschien ein „Methodisch geordnetes französisches Vocabularium" (127 SS.), welches inhaltlich völlig mit seinem englischen Seitenstück übereinstimmt, nur dass es selbstverständlich statt des Bildes „London" das Bild „Paris" berücksichtigt.

Dr. Ewald Goerlich, Englische Vocabularien. 5. Bdch.: „Der Frühling"; zugleich im Anschlusse an das bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Anschauungsbild: Der Frühling. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) 1899. 39 SS.[1])

Dieses Bändchen ist ebenso eingerichtet wie die in dieser Zeitschrift (1899, S. 752) besprochenen vier ersten Bändchen (1. Die Stadt, 2. Der Winter, 3. Der Sommer, 4. Der Herbst). Da ɔ den Laut in *all* bezeichnet, so ist die Bezeichnung des betonten Vocals in *swallow* (S. 13. 18), *swamp* (S. 18), *watch* (S. 24) durch ɔ unrichtig. Der Vocal von *ant* wird S. 33 mit ā umschrieben; gewöhnlicher ist die Aussprache *ænt.*

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Johannes Grundmann, Die geographischen und völkerkundlichen Quellen und Anschauungen in Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900. 8°, 139 SS. Preis 3 Mk.

In seinen Vorbemerkungen sagt der Verf., dass Herder in diesem epochemachenden Werke, in dem er seinerzeit überhaupt weit vorausgeeilt sei, auf geographischem und völkerkundlichem Gebiete mit prophetischem Blicke die Wege und Ziele gewiesen und dass man bei der heutigen Entwicklung dieser beiden Wissenschaften fast vergessen habe, dass Herders Werk auch für sie eine neue Epoche bezeichne. Der Verf. zeigt zuerst Anlehnung an Leibniz, die in der einheitlichen Auffassung der ganzen Natur hervortrete, während er sich Rousseau gegenüber mehr polemisch verhalte. Kants abfälliges Urtheil über die „Ideen", die doch bezüglich der Astronomie, der Frage über die Bewohner anderer Welten usw. auf dessen Anschauungen zurückgehen, erklärt der Verf. aus der verschiedenen Eigenart der beiden Männer: „Die phantasievolle Art, der prophetische Blick Herders, der gerne den sicheren Boden verlässt und Ausblicke wagt, konnte dem nüchternen Verstande des Philosophen nicht zusagen".

Bei den Chinesen und Japanern, wo Herder sowohl überschwänglich lobende als auch höchst geringschätzige Quellen vorlagen, habe er den richtigen Mittelweg zu finden gesucht, sich aber doch mehr den geringschätzigen zugeneigt und die beiden Völker zu hart beurtheilt, weil er die mongolische Rasse überhaupt für wenig leistungsfähig gehalten. Bezüglich Ägyptens stütze

---

[1]) Ein Seitenstück dazu ist das 5. Bändchen der „Französischen Vocabularien" (36 SS.) mit völlig gleichem Inhalte.

er sich neben Diodor vor allen auf Niebuhr, doch verrathe seine Darstellung eine auffallende Unterschätzung der ägyptischen Kunst und Cultur, wie er denn auch im Gegensatze zu Niebuhr geglaubt habe, dass die Hieroglyphen niemals würden entziffert werden. Bei den Negern und Indianern halte sich H., seiner milden Denkweise entsprechend, mehr an diejenigen Darstellungen, welche die beiden Völker im milderen Lichte zeigen, da unter anderem die grausame Behandlung der Indianer durch die Europäer eine arge Schädigung ihres Volkscharakters bewirkt habe. Im übrigen sei H.s kritisches Verfahren bei der Auswahl der Quellen im allgemeinen und bei der Benützung derselben im einzelnen zu bewundern. Immer befrage er zunächst solche Reisewerke, deren Verf., mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, zugleich die Fähigkeit einer genauen Beobachtung besaßen, öfter absichtlich Übersetzungen statt der Originale, weil jenen häufig ergänzende Anmerkungen und Erläuterungen von sachkundiger Hand beigefügt waren. Reisebeschreibungen, welche nur Abenteuer erzählen, seien von vornherein ausgeschlossen gewesen. H., der überall Beziehungen zwischen Natur und Menschheit, zwischen Schauplatz und Geschichte aufsuche, gebüre als Vorläufer Karl Ritters das Verdienst, zuerst mit fühlbarer Tendenz allseitig den Versuch gemacht zu haben, die geschichtliche Entwicklung der Völker auch geographisch zu begründen. Für die anthropogeographischen Anschauungen sei theilweise der alte Hippokrates seine Quelle. Gegenüber den einseitigen Erklärungsversuchen Montesquieus, der für alle Unterschiede im Volkscharakter, ja selbst in der Regierungsform als letzte Ursache das Klimas ansieht, nehme H., obwohl er den französischen Gelehrten hochschätze, einen abweichenden Standpunkt ein, indem er neben den physischen Verhältnissen als maßgebend für die Entwicklung der Völker und ihrer Cultur auch den angeborenen Volkscharakter, die Nahrung, die Zeitverhältnisse, Tradition und Gewohnheit bezeichne.

Unstreitig ist der Verf. H.s Quellen mit großem Fleiße und großer Sachkenntnis nachgegangen. Er gelangt zu dem Ergebnisse, dass auch aus diesem Werke H.s feinfühlende und scharfe Urtheilskraft, sein Combinationsvermögen und die Fähigkeit, das Bedeutsame im Leben der Völker zu erfassen und meisterhaft zu schildern, überall hervorleuchte (S. 111). Ob und inwieweit H.s Anschauungen später recht behielten, darüber äußert sich der Verf. nur an wenigen Stellen.

Wien. L. Weingartner.

Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung und der Anfangsgründe der analytischen Geometrie. Mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der Studierenden der Naturwissenschaften bearbeitet von Dr. H. A. Lorentz, Prof. an der Universität Leiden. Unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Dr. G. C. Schmidt, Prof. an der kgl. Forstakademie Eberswalde. Mit 118 Figuren. Leipzig 1900, J. A. Barth. Preis 10 Mk.

Vorliegendes Buch, eine Schöpfung des als Physiker trefflich bekannten Professors an der Universität in Leiden H. A. Lorentz, kommt einem schon oft gefühlten Bedürfnisse der Studierenden der Naturwissenschaften entgegen, die mit dem Rüstzeuge des Differential- und Integralcalcüls vertraut sein müssen, ohne sich mit subtileren mathematischen Untersuchungen beschäftigen zu können. In dem vorliegenden Lehrbuche wurden dementsprechend rein mathematische Anwendungen in den Hintergrund gedrängt, dagegen wurden vielfach Beispiele aus der Mechanik und Physik aufgenommen. Das Buch ist — kurz gesagt — ein praktisch angelegtes und den Bedürfnissen der Praxis entsprechendes. Aus der sogenannten elementaren Mathematik wurden aufgenommen: die Theorie und Anwendung der goniometrischen Functionen, die graphische Darstellung der Functionen im allgemeinen, ferner die Einführung in die analytische Geometrie mit besonderer Berücksichtigung der analytischen Geometrie des Raumes.

Im ersten Capitel sind einige wichtige Theoreme aus der algebraischen Analysis entwickelt worden, so das Binomialtheorem, das wesentlichste aus der Theorie der höheren Gleichungen, die Zerlegung in Partialbrüche, die grundlegenden Sätze über Exponentialgrößen und Logarithmen, die Lehre von den Differenzenreihen. In der Lehre von der goniometrischen Function leistet die Einführung der Theorie der Vectoren erhebliche Dienste. Dies gilt auch von der Deduction der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie. Als Anwendung physikalischer Art wird nun auf die Formeln der schwingenden Bewegung, auch der sogenannten gedämpften, des Näheren eingegangen. Zahlreiche instructive Aufgaben sind jedem der Abschnitte beigeschlossen. In durchwegs physikalischem Sinne verfasst, ist der nun folgende Abschnitt, welcher von der graphischen Darstellung der Functionen handelt. Sehr instructiv ist auch die in dem Buche gebotene Einführung in die Infinitesimalrechnung zu bezeichnen; überall ist hier wie im folgenden die graphische Darstellung in den Vordergrund getreten. Auch die kinematische Behandlung einiger Aufgaben findet hier ihren Platz. An allen Stellen werden geometrische Anwendungen vorgenommen. Die Theorie der singularen Punkte, sowie der Krümmungsverhältnisse an Curven und damit im Zusammenhange der Begriffe der Normal- und Tangentialbeschleunigung sind in überaus einfacher Weise dargelegt worden. Anknüpfend an die Lehre von den partiellen

Differentialquotienten ist die Krümmung der Oberfläche zur Sprache gebracht worden. Die Aufgabe, die Maxima und Minima einer Function von mehr als zwei Variabeln zu finden, führt den Verf. zu einem kleinen Excurse auf die Methode der kleinsten Quadrate, die an einem physikalischen Beispiele erläutert wird. In den Grundbegriffen und Grundformeln der Integralrechnung, sowie in der Lehre von den doppel- und mehrfachen Integralen sind zahlreiche physikalische Aufgaben ausgeführt oder als auszurechnende Beispiele angegeben worden. So werden Aufgaben aus der Potentialtheorie, aus dem Attractionscalcül, aus der Lehre von den Trägheitsmomenten zur Sprache gebracht. Die weiteren Deductionen handeln von der Taylor'schen Reihe und deren mehrfachen Anwendungen. Unter den Hilfsmitteln für die Integration finden wir einige sehr bemerkenswerte Entwicklungen, so des Laplace'schen und der mit diesem verwandten Integrale, der elliptischen Integrale, der sehr brauchbaren Simpson'schen Regel; es wird auch der von James Thomson erfundene Integrationsapparat angegeben. Der folgende Abschnitt handelt von der namentlich in der Wärmetheorie belangreichen Fourier'schen Reihe, mit welcher der Übergang zu den Differentialgleichungen eröffnet wird. Auch in diesem Abschnitte findet man die rein physikalischen Probleme in besonderer Weise berücksichtigt. So wurde das Schwingungsproblem auch für den Fall erörtert, dass auf den schwingenden Punkt noch eine Kraft wirkt, die eine gegebene periodische Function der Zeit ist. Auch in der Theorie der simultanen Differentialgleichungen wurde besonders auf die Aufgaben aus der Mechanik des Näheren eingegangen. Äußerst gelungen bearbeitet erscheint der Abschnitt über die Anwendung der partiellen Differentialgleichungen auf die Probleme der mathematischen Physik, so der Flüssigkeitsdiffusion. Sehr dankenswert ist die Beigabe von Auflösungen zu den einzelnen Aufgaben, welche wichtiger Bemerkungen nicht entbehren.

Das vorliegende Lehrbuch erscheint dem Ref. als ein wichtiges Hilfsmittel beim Studium der theoretischen Physik. Es ist der Gebrauch desselben bestens zu empfehlen.

Die Continuität des gasförmigen und flüssigen Zustandes.

Von Prof. Dr. J. D. van der Waals. 2. verb. Aufl. 1. Theil. Leipzig, J. A. Barth 1899.

Bekanntlich sind die Forschungen von van der Waals über die Continuität des gasförmigen und flüssigen Zustandes aus dem Studium des molekularen Druckes entstanden, der durch eine eben begrenzte Flüssigkeit auf die Oberflächeneinheit ausgeübt wird. Die erste deutsche Auflage der bedeutungsvollen Schrift war aus dem Holländischen übersetzt und mit

Zusätzen von Dr. F. Roth versehen worden. In der neuen Auflage finden wir einige Änderungen, welche — wenn sie in bedeutenderem Maße den Inhalt betrafen — in Nachträgen aufgenommen wurden, welche den einzelnen Capiteln angehängt sind.

In dem ersten Abschnitte wird der Satz deduciert, dass für dampfförmige Körper das Product aus dem äußeren Drucke und dem Volumen kleiner ist, als für die sogenannten vollkommenen Gase. Die entsprechende Gleichung liefert unter der Voraussetzung constanter Temperatur eine Curve, die unter dem Namen Isotherme bekannt ist. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die analytische Ermittlung des Ausdruckes für den molekularen Druck, wobei der Gedankengang von La Place verfolgt wird; auf die potentielle Energie einer Flüssigkeit unter den Voraussetzungen, dass die Dichte bis zur äußersten Grenze constant ist, dass die Flüssigkeit nur vom leeren Raume umgeben ist und dass der Molekulardruck nicht von der Temperatur abhängt. Die Annahme, dass die Moleküle Massenpunkte sind, führt zu Ergebnissen, welche mit den Erscheinungen im Widerspruche stehen; es muss sowohl der Einfluss der Zusammensetzung der Moleküle, als jener der Ausdehnung derselben in Erwägung gezogen werden. In diesem Falle ergeben sich leicht die Correctionsglieder zum Gesetze von Mariotte-Gaylussac, wenn man noch die Beziehungen zwischen dem molekularen Drucke und dem Volumen in Erwägung zieht. Es wird nun weiter untersucht, ob und wie die in der van der Waals'schen Formel auftretenden Größen a und b von der Temperatur abhängen und auf die Theorie des Spannungscoëfficienten, auf die Beobachtungen über die Zusammendrückbarkeit der Gase, auf den Ausdehnungscoëfficienten, das Avogadro'sche Gesetz, auf die Versuche von Andrews und auf die kritische Temperatur des Näheren eingegangen. Gerade die letztgenannten Studien sind für die Anschauung der Continuität des gasförmigen und flüssigen Zustandes von der größten Bedeutung. Nunmehr war es dem Verf. möglich, die Werte der Laplace'schen Constanten in der Capillaritätstheorie für einige Körper näherungsweise zu bestimmen. Wie es möglich wird, auf diesem Wege molekulare Dimensionen zu bestimmen, zeigt der Verf. im Folgenden; ebenso zeigt derselbe, welche Bedeutung seine Betrachtungen auf dem Gebiete der mechanischen Wärmetheorie haben können. Die übereinstimmenden Eigenschaften der Normalcurven des gesättigten Dampfes und der Flüssigkeit für verschiedene Körper und die Andeutung für die Gestalt dieser Curven bei Gemengen, ebenso die Ausdehnungs- und Zusammendrückbarkeitscoëfficienten in übereinstimmenden Zuständen verschiedener Flüssigkeiten sind auf Grund der Abhandlungen des Verf.s vom Jahre 1880 dargestellt worden. Zum Schlusse werden als Nachtrag weitere Werte der Capillaritätsconstanten angegeben.

Diesem ersten Theile soll ein zweiter folgen, in dem die Theorie der Capillarerscheinungen aufgenommen werden wird. Das vorliegende Buch ist als ein classisches Werk, als einer der Grundpfeiler der modernen Molekulartheorie zu betrachten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Das Thierleben der österreichisch-ungarischen Tiefebenen.

Von August Mojsisovics von Mojsvár, Prof. der Zoologie an der technischen Hochschule in Graz. Biologische und thiergeographische Skizzen und Bilder, illustr. durch Originalbeiträge von E. Ameseder, Heinrich Bank u. J. Varrone. Mit 8 Tafeln und 26 Abbildungen. Wien 1897. Alfr. Hölder, k. u. k. Hof- u. Universitätsbuchhändler. 344 SS. Preis geb. Kr. 10·40, br. Kr. 8·40.

Vorliegendes Werk von dem rühmlich bekannten Verf. gliedert sich in zwei Hauptabschnitte: I. Die Donautiefebenen, II. Das podolische Plateau. Daran schließen sich „Thierbilder", endlich ein Verzeichnis der citierten und benützten Literatur und ein „alphabetisches Verzeichnis der deutschen und wissenschaftlichen Thiernamen".

In der Vorrede sagt der Autor, dass er bei der Ausarbeitung des Buches die Absicht hatte, „das noch nie im Zusammenhange behandelte Leben der Tieflandwirbelthiere unserer Monarchie unter Bezugnahme auf die wichtigsten geographischen, klimatischen und floristischen Verhältnisse gemeinverständlich und lesbar darzustellen". — Das Buch entspricht vollkommen den Erwartungen und wird in der unsere Monarchie behandelnden faunistischen Literatur immer einen ersten Platz einnehmen. Um die mit großer Sachkenntnis und Liebe zum Gegenstande geschilderte hochinteressante Thierwelt der großen ungarischen Tiefebene als Kern gruppieren sich zahlreiche Schilderungen des Thierlebens der anderen Tiefländer unserer Monarchie, und wo es die Vollständigkeit erfordert, greifen die Schilderungen auch über diesen Rahmen hinaus und behandeln das gesammte Gebiet des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates.

In der That ist der Gegenstand des Schweißes der Edlen wert, und kein Geringerer als weiland Kronprinz Rudolf hat sich seinerzeit mit den eigenartigen Lebenserscheinungen dieser weltentrückten Auwälder eingehend beschäftigt und tiefempfundene, begeisterte Schilderungen davon entworfen, deren in dem vorliegenden Werke oft Erwähnung geschieht.

Die geologischen und floristischen, sowie oro- und hydrographischen Verhältnisse werden, soweit sie für den Zweck des Buches in Betracht kommen, in eingehender und sehr verständlicher Weise behandelt. Besonders hervorzuheben sind die alle vor-

genannten Verhältnisse trefflich zur Darstellung bringenden Illustrationen, von denen die acht Tafeln wirkliche Prachtstücke sind und einen Schmuck des auch sonst schön ausgestatteten Buches bilden.

Einige Verstöße fielen dem Ref. auf, die sich bei einer Neuauflage leicht vermeiden ließen. S. 40 ist einmal „Rheinanke", ein andermal „Reinanke" zu lesen. — S. 147 steht Peromys statt Pteromys. — Ganz unklar ist der Satz S. 156 (Mitte): „Am spärlichsten sind die Literaturnachrichten über die im Alpengebiete lebenden Spitzmäuse (*Leucodon micrurus Fadio*), Dalmatien, die ich selbst nicht kenne". — Auf einem Versehen dürfte auch die Angabe (S. 172) beruhen, dass die Waldwühlmaus (*Arvicola glareolus* Schreb.) neben Insecten, Würmern, Aas, Sämereien, Wurzelknollen auch Speck verzehrt, da sie doch, wie an derselben Stelle angegeben wird, nur in Wäldern vorkommt. — Irrthümlich scheint dem Ref. auch die Angabe (S. 229), dass die letzte Wildkatze in Böhmen 1836 nach Frič im Blanskoer Walde erlegt wurde. Es soll wohl Blansker Wald heißen, da Blansko in Mähren liegt. — Einer näheren Erklärung bedarf die auf Seite 121 stehende Abbildung („Nest einer Drossel"). Das dargestellte Nest ist ein gedecktes mit seitlichem Eingange, wie es bekanntlich der Zaunkönig baut. Die Nester der Drosseln sind aber napfförmig. Stellt das Bild also eine abweichende Form eines Drosselnestes vor?

Das Buch wird gewiss allen Naturfreunden, in erster Linie jenen „von der grünen Zunft" hochwillkommen sein; man bekommt sogar vielfach den Eindruck, als wäre es vor allem für die Freunde der Jagd geschrieben. Aber auch für Schule und Haus bildet es eine schöne Bereicherung jener Literatur, welche sich mit den noch viel zu wenig gewürdigten Naturverhältnissen unserer Monarchie beschäftigt, und kann daher zur Anschaffung für Bibliotheken jeder Art wärmstens empfohlen werden.

Krems. Franz Müller.

Dr. Gustav Ficker. Leitfaden der Mineralogie für die dritte Classe der Gymnasien. Mit einer farbigen Tafel und 97 Abbildungen in Schwarzdruck. VIII u. 66 SS. Wien und Leipzig. Fr. Deuticke 1900. Preis geb. Kr. 1·60.

Das Erscheinen dieses neuen Leitfadens für den mineralogischen und geologischen Unterricht im Untergymnasium kann zu der Frage Anlass geben, ob ein neues Buch dieser Art nothwendig war, ob es gegenüber den bisher gebräuchlichen einen Fortschritt aufweist. Der Stoff ist durch die geltenden Vorschriften, die Bedürfnisse und die Mittel des Unterrichtes sowie durch die Tradition ziemlich genau umgrenzt. In der Auswahl des Stoffes

unterscheidet sich auch der vorliegende Leitfaden kaum in einem wesentlichen Punkt von den älteren Lehrbüchern; es ist so ziemlich dieselbe Reihe der wichtigsten verbreitetsten Minerale und Gesteine, aus der der Lehrer nach Maßgabe seiner Lehrsammlung und seiner geologischen Umgebung eine zweckmäßige Auswahl zu treffen hat.

Nur in der Behandlung des Stoffes kann somit der Fortschritt gelegen sein, der diese neue Erscheinung rechtfertigt, und in der Behandlung sind in der That mehrere Abweichungen zu finden, über welche mir hier einige Bemerkungen gestattet seien.

Zunächst habe ich mit Vergnügen constatiert, dass jeder Versuch vermieden ist, die Krystallformen irgendwie nach krystallographischen Schulregeln zu behandeln; sie sind bloß anschaulich beschrieben; es ist kein Versuch gemacht, sie „auf Achsen zurückzuführen". Das halte ich für vollkommen richtig. Auf der Unterstufe kann ein Nutzen von der Verwendung krystallographischer Schulbegriffe wie „Achse", „Achsenkreuz", „Krystallsystem" gewiss nicht erwartet werden. Insbesondere die Einführung der Achsen kann erst dann nützlich werden, wenn die geometrische Raumanschauung soweit entwickelt ist, dass ein Coordinatensystem im Raume erfasst werden kann. Dies ist im Untergymnasium sicher nicht der Fall; selbst in der Oberstufe wäre wohl zu erwägen, ob der Symmetriebegriff zur Charakterisierung der Formen nicht zweckmäßiger wäre, als die Bezugnahme auf die Achsen.

Dies wäre also ein negativer Fortschritt gegenüber dem bisherigen Brauch. Ein positiver liegt in der eingehenden Berücksichtigung der chemischen Eigenschaften der Minerale, in der Benützung der chemischen Formeln und chemischer Reactionsgleichungen. Dies setzt allerdings voraus, dass eine ziemlich eingehende Behandlung der Chemie vorausgegangen sei. Ich bin mit der Praxis des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den Gymnasien zu wenig vertraut, um beurtheilen zu können, ob der Durchschnittsschüler in der 3. Classe der Gymnasien überall so weit ist, um den in den Formeln und Gleichungen niedergelegten Angaben mit vollem Verständnis folgen zu können, kann aber nur sagen, dass ich dies wünschen würde. Wird dann der Unterricht in der Mineralogie auf die vom Verf. offenbar beabsichtigte Art zur Erweiterung, Vertiefung und Wiederholung der chemischen Lehren benützt, so werden nicht nur die positiven Kenntnisse in beiden Wissenszweigen eine Förderung erfahren, sondern auch der durchaus wünschenswerte Eindruck von dem Zusammenhang aller Zweige der Naturwissenschaften geweckt werden. Der Unterricht muss so sehr viel an Interesse gewinnen.

Mit dieser augenscheinlich zu Tage tretenden Wertschätzung der chemischen Seite der Mineralogie hängt offenbar zusammen, dass am Schlusse des Buches eine Übersicht der Minerale vor-

getragen wird, die wesentlich mit dem jetzt geltenden chemischen Mineralsystemen übereinstimmt. Diese Neuerung wird gewiss bei allen jenen Beifall finden, die mit dem Verf. in der Überzeugung von der Wichtigkeit der chemischen Merkmale der Minerale übereinstimmen.

Eine wichtige formale Abweichung von dem bisher am meisten benutzten Leitfaden ist endlich darin gelegen, dass die im Laufe der Erörterung zur Sprache kommenden terminologischen Begriffe im Text erläutert und nicht mehr als Anmerkungen unter die Zeile verbannt wird. Diese terminologischen Begriffe sind sehr wichtig; sie bilden ja in ihrer wissenschaftlichen Vertiefung und systematischen Zusammenfassung den wichtigsten Theil der mineralogischen Wissenschaft, die allgemeine Mineralogie. Gerade auf diese Begriffe ist schon beim ersten Unterricht Gewicht zu legen, und es entspricht gewiss nicht ihrer Bedeutung und gibt zu ganz falscher Abschätzung ihrer Wichtigkeit Anlass, wenn sie lediglich in der Form von Anmerkungen auftreten.

Beim Durchlesen des Buches habe ich nur wenige Stellen gefunden, die vielleicht bei einer Neuauflage einer Correctur unterzogen werden könnten. So wäre vielleicht bei der Beschreibung des Krystallisationsversuches auf Seite 1 die Anmerkung am Platz, dass der Versuch mit einer Alaunlösung besser gelingt als mit Steinsalz. Ich kann mich noch aus meiner Gymnasiastenzeit der Enttäuschung erinnern, die ich erlebte, als ich nach Angabe des Lehrers Steinsalzkrystalle züchten wollte. Der Versuch fällt immer recht kläglich aus, und der Schüler verliert das Zutrauen zu den Angaben des Leitfadens.

Bei der Besprechung der Kalksteine (S. 15) sollten die Pflanzenkalke Erwähnung finden, um so mehr, als der häufigste Baustein Wiens, der sog. Leithakalk, zu dieser Gruppe gehört.

Brillengläser werden wohl nicht aus Bergkrystall hergestellt (S. 30); was unter diesem Namen angepriesen wird, ist wohl nur reineres Glas. Dagegen könnte die Verwendung des Quarzes zu optischen Apparaten erwähnt werden.

Beim Bleiglanz (S. 50) wäre zu erwähnen, dass manche Vorkommnisse einen kleinen Silbergehalt besitzen, der technisch wichtig ist; beruht doch die Silberproduction unseres bedeutendsten Silberwerkes (Přibram) zum größten Theil auf diesem Umstand.

Am Gold (S. 53) kommt messinggelbe Farbe wohl nicht vor. Unter den Fundorten sollte füglich Südafrika nicht fehlen (Transvaal). Die Art des Vorkommens entspricht sehr alten nachträglich verfestigten Seifen.

Schließlich noch ein paar Worte über die Ausstattung. Die Abbildungen sind zumeist recht gut; namentlich gilt dies von den Landschaftsbildern. Auch die Darstellungen von Mineralstufen sind in Anbetracht der großen Schwierigkeit derartiger Bilder zumeist als gelungen zu bezeichnen. Allerdings muss ich

der Wahrheit die Ehre geben und constatieren, dass einzelne der analogen Bilder im Leitfaden von Pokorny-Latzel mir klarer und gefälliger vorkommen. Dies liegt wohl an der dort angewandten schärferen und präciseren Linienmanier. Ich möchte jedoch gerade auf die Abbildungen nicht viel Gewicht legen. Die Anschauung können sie niemals in dem Maße ersetzen, wie das bei Thieren und Pflanzen bis zu einem gewissen Grade der Fall ist. Der Druck entspricht allen an ein Schulbuch zu stellenden Anforderungen.

Wien. F. Becke.

A. Zorzi, Notizie, guida e bibliografia del R. R. Museo Archeologico, archivio e biblioteca già capitolari ed antico archivio comunale di Cividale del Friuli. Cividale 1899. 8°. VII u. 275 SS. Preis 4 Lire.

Der Verf., seit 1886 Director des staatlichen Museums von Cividale, hat eine bis dahin ziemlich unbeachtete und fast vergessene, hauptsächlich durch Schenkungen und Legate entstandene, bunt zusammengewürfelte Sammlung übernommen und mit unermüdlichem Eifer geordnet und eingerichtet. — Wer das heutige Museum von Cividale zu sehen Gelegenheit hat (was allerdings, da das hübsche Städtchen abseits von der großen Heerstraße der meisten Italienreisenden liegt, nicht gar zu häufig geschieht), ist erstaunt, hier eine reichhaltige und musterhaft geordnete Sammlung von Antiken und frühmittelalterlichen Denkmälern zu finden, die, wenn auch nicht an Reichthum, so doch hinsichtlich der zweckmäßigen Anordnung mit vielen der schönsten italienischen Museen auf eine Linie zu stellen ist, und die mit einem ebenfalls vortrefflich eingerichteten Archiv und einer Bibliothek verbunden ist.

Das Studium dieser Sammlungen ist jetzt wesentlich erleichtert durch den von Zorzi herausgegebenen Katalog, der sich in gleicher Weise über Museum, Bibliothek und Archiv erstreckt. In der Einleitung gibt der Verf. einen Überblick über die Geschichte des Museums. Es ist sein Verdienst, dass das früher schwer zugängliche Archiv, dessen Material auch vielfach zerstreut war, mit dem Museum vereinigt worden und jetzt für jedermann leicht und bequem zu benützen ist. Ein Vorzug dieses Museums vor vielen anderen Localsammlungen ähnlicher Art besteht darin, dass hier 1. nur das, was in der Landschaft selbst gefunden wurde, aufgestellt ist, und 2. alles, was da gefunden wurde, mit ganz wenigen Ausnahmen nur hieher gebracht worden ist, so dass wir hier die bisher bekannt gewordenen Denkmäler des italienischen Friaul in annähender Vollständigkeit beisammen sehen.

Da der Katalog selbstverständlich der Einrichtung des Museums folgt, so ist eine Angabe seines Inhaltes zugleich auch eine Beschreibung des Museums. In diesem ist die Anordnung so getroffen, dass im Erdgeschoss das Lapidarium aufgestellt ist, das chronologisch geordnet ist und zunächst Inschriften, Mosaiken, Bauglieder, Amphoren und Urnen aus römischer Zeit, dann Mosaiken und Reliefstücke mit vegetabilischen Ornamenten aus spätrömischer und byzantinischer, sowie Architekturstücke auch aus späterer Zeit enthält. Im ersten Stock sind prähistorische Alterthümer und römische Bronzen und Terracotten untergebracht; ferner die Sammlung von römischen Münzen, Denkmälern aus dem Mittelalter und der Neuzeit, Münzen aus derselben Zeit, darunter eine lückenlose Sammlung von Münzen aus Cividale unter allen Herrschern, die jemals der Stadt geboten. Daran schließt sich eine reichhaltige Medaillensammlung an. Es folgt in dem Katalog die Beschreibung des Archivs mit einer vorausgeschickten kurzgefassten Geschichte dieser früher dem Domcapitel gehörigen Urkunden- und Handschriftensammlung. In diesen Räumlichkeiten sind unter andern ein kostbares großes Elfenbeinkästchen, dessen Reliefs antike Typen enthalten, und zwei kleinere Kästchen ähnlicher Art aufgestellt. Das Archiv selbst birgt mehrere äußerst wertvolle Handschriften. Besondere Erwähnung verdienen namentlich: ein Evangelar aus dem V. oder VI. Jahrhundert (Nr. 1), das aus Aquileja stammt, und von dem sich ein Theil mit einem größeren Fragment aus dem Marcusevangelium in Prag befindet. Die älteste Handschrift von Paulus Diaconus Historia Longobardorum aus dem IX. Jahrhundert (Nr. 12; Cividale, das ja Diaconus' Geburtsstadt zu sein beansprucht, hat bekanntlich im vorigen Jahre die Milleniumsfeier des Geschichtschreibers gefeiert); ein jüngerer Codex des Rufinus aus dem XIII. (Nr. 11); ein Psalter (Nr. 31) mit Gebeten einer nicht sicher zu identificierenden Fürstin Gertrude, mit vielen Miniaturen aus zwei verschiedenen Perioden, die ältere von einem Mönch des Klosters Reichenau aus dem X. Jahrhundert, die jüngere aus nicht viel späterer Zeit, in byzantinischem Charakter gehalten; ein anderes Psalter (Nr. 22) enthält Gebete der heil. Elisabeth aus dem XIII. Jahrhundert; auf dem Einbande dieser Handschrift, die mit prächtigen Miniaturen und Initialen geschmückt ist, sind Holzintaglien mit Metallrahmen in Niello ausgeführt; Notizen in diesem, wie in dem anderen Psalter besagen, dass beide ein Geschenk der heil. Elisabeth an das Capitel sind; endlich noch eine Handschrift von Boëthius' *De consolatione philosophiae* aus dem XIII. Jahrhundert (Nr. 39), deren Anfang fehlt und deren Ende beschädigt ist, und ein lateinisches Bilderlexikon aus dem XV. Jahrhundert (Nr. 40), unvollständig.

Zu der Bibliothek gehören unter anderem zwei in Cividale gedruckte Incunabeln. Den Beschluss des Katalogs macht ein

schätzenswerter umfangreicher (S. 225—272) Abschnitt über die Bibliographie des Museums und des Archivs.

Die Beschreibung der Objecte ist durchweg, dem Zwecke des Kataloges entsprechend, kurz gefasst und mit völliger Sachkenntnis geschrieben. Wichtigere Gegenstände hebt der Verf. durch entsprechend eingehendere Erklärung hervor.

Zu bedauern ist nur, dass bei den Inschriften nicht die betreffenden Nummern des Corpus angegeben sind.

Papier, Druck und Ausstattung des Buches müssen wohl als recht minderwertig bezeichnet werden. Aber unstreitig kann dieser Katalog als gelungene Arbeit gelten, und wenn auch nicht anzunehmen ist, dass sein Erscheinen sehr dazu beitragen wird, viele Reisende von diesseits der Alpen zu einem Besuche der Stadt Cividale und ihres Museums zu veranlassen, so wird er immerhin demjenigen, der diese Abschweifung von seiner Route nicht scheut, einen willkommenen Führer abgeben.

W i e n. Dr. Arthur S t e i n.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Aus einem Pädagogenstübchen.

1. Karl August von Weimar über Erziehungskunst.

In dem denkwürdigen Übereinkommen der drei Monarchen von Russland, Österreich und Preußen vom 14./26. September 1815, welche unter dem Namen die heilige Allianz mehr genannt als gekannt ist, war auch eine strammere Ordnung der verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung in Aussicht genommen. Namentlich sollten bezüglich des Erziehungs- und Unterrichtswesens übereinstimmende Grundsätze aufgestellt werden. Karl August von Sachsen-Weimar, der über diesen Punkt wahrscheinlich auch mit Goethe Rücksprache gepflogen, erhoffte von dem Wiener Congresse ein erfreuliches Ergebnis. Doch kam auch diese hochwichtige Angelegenheit, wie manche andere, nicht vom Fleck. Etikettebesuche und Vergnügungen nahmen zu viel Zeit in Anspruch. Zwar begegneten sich die beiden Staatskanzler Metternich und Hardenberg in der Überzeugung, dass gute, leicht zugängliche Schulen sehr taugliche Mittel seien, der Unwissenheit, Unbildung und Unselbständigkeit des Volkes zu steuern. Doch waren beide aus der Staatsphilosophischen Schule hervorgegangen. Zwar war ihnen die französische Revolution verhasst, nicht aber das, was sie schließlich bewirkt hatte, die Staatsallmacht. Dass der alte ständische Bau dem Sturme nicht widerstanden hatte, war ihnen ganz recht, denn nun war weit bequemer zu regieren. An Napoleon missfiel ihnen der Despot, nicht aber das despotische System. Ein neues Staatsgebäude, in welchem einfacher und bequemer zu regieren war, sollte bezogen werden, wenigstens auf Probe. Man nannte dieses System das absolute und trachtete auch in der Unterrichtsverwaltung die Grundsätze des Absolutismus zur Anwendung zu bringen Daher das unablässige Resolvieren und Decretieren, Anordnen und Verordnen in Unterrichtssachen nach „grundsätzlichen Normalien", die bis ins Kleinste giengen. Der tieferen Potenzen im Staats- und Völkerleben war man sich dabei nicht bewusst oder wollte es nicht sein. Die meisten der tonangebenden Persönlichkeiten auf dem Wiener Congresse waren

in dieser Anschauung befangen. Auch Friedrich Gentz, der leidenschaftliche Bekämpfer der Revolution und Napoleons, den man eine zeitlang in einem Athem mit Fichte und Arndt als feurigen Anwalt der deutschnationalen Sache genannt hat, war auf dem Wege der Unterwürfigkeit unter den Absolutismus schließlich zur Vertheidigung des Bonapartismus gelangt. Nur ein kleiner Kreis von Theilnehmern am Congresse, deren Seele der Herzog von Weimar war, konnte sich mit der neuen Richtung der Politik nicht befreunden. Musste der alte ständische Bau ohneweiters fallen? Alle Welt sagte ja, Karl August sagte nein. Für ihn handelte sich alles um Wiederbelebung. Nicht Tod, nur Lähmung war über den alten, einstmals kräftigen Organismus des Deutschen Reiches gekommen. Diesen nicht zu zerstören, sondern umzuwandeln hielt der Herzog für das Richtige. Nicht die Verfassungen und Institutionen, die Gesinnung der Menschen wollte er umbilden; an die Stelle kleiner Interessen sollte hohe Liebe und idealer Schwung, an jene eigennütziger Beschränktheit opferfreudige Begeisterung für deutsches Gemeinwohl treten.

Was redet man beständig von dem edlen Enthusiasmus von 1813, sagte er zu Hardenberg. Im Jahre 1805 wäre es Zeit gewesen, Muth und Begeisterung zu zeigen. Damals galt es, Schmach und Verderben vom Vaterlande fern zu halten. Wie dann später, zur gerechten Strafe ein jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt und, um ein Wesentliches nicht zu vergessen, die französische Armee in Russland durch das Strafgericht Gottes vernichtet war — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen. Ich wünsche nichts sehnlicher als Unrecht zu behalten, wenn ich besorge, das Ende vom Congresse werde der Rückfall in die alte Gleichgiltigkeit sein . . . .

In seinem redlichen Bemühen, die Zeit des Aufenthaltes in Wien nicht nutzlos verstreichen zu lassen, hatte sich der Herzog ein behagliches Stübchen eingerichtet, wo man zusammenkam, um bei einer Pfeife guten Rauchtabak über Erziehungs- und Unterrichtsfragen, die dem Herzog besonders am Herzen lagen, die Ansichten auszutauschen, wohl auch manches vorlas, was man über diesen Gegenstand zu Papier gebracht hatte. Fleißige Besucher dieses „Pädagogenstübchens“ waren u. a. der dänische Gesandte Graf Bernstorff, nach Varnhagens Zeugnis ein Cavalier, in welchem sich der liebevolle menschenfreundliche Sinn, strenge Rechtlichkeit, hohe Bildung des Geistes und reiche Welterfahrung zu dem schönsten Ausdrucke des echten Menschenadels vereinten, der preußische General und ausgezeichnete Militärschriftsteller L. H. v. Boyen, Jakob Grimm, der im Gefolge des kurhessischen Gesandten nach Wien gekommen, Wilhelm v. Humboldt, der damals eine Dissertation „Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“ veröffentlichte, die dem Herzog aus der Seele geschrieben war, der Geschäftsträger der amerikanischen Union Justus Erich Bollmann, ein genauer Kenner der Staatslehre alter und neuerer Zeit, wie man sieht, sammt und sonders markige Persönlichkeiten in der Gelehrtenwelt.

Einsichtig und bescheiden sprach Karl August von seinen Ansichten über pädagogische Fragen nie anders als von Anregungen und Anliegen

in einer so wichtigen Angelegenheit. Stets war er bereit, seine Meinung als die eines Laien dem Urtheile der Fachkundigen unterzuordnen. Um mehr als bisher „aus dem Grünen zu schneiden“ und über manches, worüber er nicht ganz klug geworden, Belehrung zu erhalten, hielt er es für zweckmäßig, zunächst über allgemeinere Wahrheiten pädagogischer Natur einen Meinungsaustauch zu veranlassen. In diesem Punkte war Goethes Gönner und Freund der Ansicht, dass es gleichermaßen gefehlt sei, wenn der Einfluss der Erziehung überschätzt, wie wenn er unterschätzt wird. Im ersten Falle meinte man so oft, es lassen sich Fehler nur so ohneweiters mit Worten abthun oder durch zweckdienliche Lectüre beseitigen und Tugenden pfropfe man auf, wie man gute Obstsorten einem Wildling aufsetzt. Un doch kann eine nur halbweg tiefer gehende Kenntnis der Menschennatur jedem sagen, dass alles derartige mechanische Einwirken nichts Bleibendes schaffen könne. Im anderen Falle meint man, die Natur, auch wenn man sie mit der Pflugschar ausmerzen würde, kehre doch immer wieder und macht daher um die Mittagszeit schon Feierabend. Das Richtige ist wohl dieses: Die Erziehung kann etwas, kann vieles ausrichten, aber sie ist eine freie Kunst und erfordert Nachdenken und Ausdauer, nicht von Stunden und Wochen, sondern von Jahren. Wenn man sieht, mit welcher Umsicht und Beharrlichkeit mancher eine seltene Pflanze, ein edles Thier behandelt, mit welcher Emsigkeit man der Singvögel und der Bienen wartet, Reitpferde und Jagdhunde dressiert, da kann man lernen, wie viel im Kindergarten zu thun sein mag und welche Mühe man sichs kosten lassen sollte, in junge Menschenherzen das Reich Gottes zu pflanzen. Was da alles durch des Menschen Willen und Zucht vollbracht wird, lässt sich freilich nicht so handgreiflich nachweisen, wie beim Trainieren, und ebenso wenig vermag man bei Pfund und Loth anzugeben, wieviel ab- und zuzuthun ist, um den Normalstand eines Menschenwesens herzustellen; aber dennoch darf man getrost auf erfreuliche Früchte zählen, wenn man nur ein klar erkanntes Ziel sich vorhält, aber auch über die Wege, die zu demselben führen, nachdenkt und die richtigen wählt.

Der erlauchte Schulfreund vermisst vielfach das positive Moment der Erziehungsthätigkeit und sagt diesfalls: Die Erziehung kann nicht wenig leisten vorab durch Verhütung, durch Abwehr schlimmer Einflüsse, durch Abscheiden wilden Holzes, durch Unterdrückung dieser und jener Verkehrtheit. Allein dem guten Erzieher ist es um mehr zu thun, er möchte nicht allein abwehrend, sondern vornehmlich schaffend wirken. Er möchte vor allem ein frommes Gemüth, einen festen Willen, einen jeder Gemeinheit entfremdeten edlen Sinn und Trieb pflanzen und damit einen sicher ausreichenden Fond als Mitgabe fürs ganze Leben in dem Herzen des Zöglings niederlegen. Ein missverstandenes Christenthum meint zwar, das sei nicht Sache des Menschen, da muss die umschaffende Gottesgnade wirken. In alle Wege ist der Satz, dass des Menschen Trachten böse ist von Jugend auf, eine unumstößliche Wahrheit, und ebenso wahr ist es, dass, wie das leibliche Werden und Bestehen, so auch das geistige seine letzte Quelle im höchsten Wesen hat. Allein

sollte denn das „Bete und arbeite“ so zu deuten sein, dass nur das äußere Werk dem Menschen obläge und er nicht an allem, auch dem Innersten und Tiefsten mitarbeiten könnte? Nein, Mitarbeiter und Werkzeug zu sein des Geistes Gottes in der Wiedergeburt des inwendigen Menschen, das ist des Erziehers heiliges Vorrecht und heilige Pflicht, und zwar umsomehr, da diejenigen Anlagen, die über die Bildung des Charakters entscheiden, im jugendlichen Alter sich am frühesten und deutlichsten offenbaren.....

2. Öffentlicher und Privatunterricht.

Der Herzog war willens, den Erbprinzen Karl Friedrich in die öffentliche Schule zu schicken, allein in diesem Punkte musste er den Damen und dem Staatsrathe nachgeben. Er selbst war frei von jedem aristokratischen Vorurtheil, er ließ die bürgerlichen Kreise nicht nur etwas gelten, sondern schätzte sie hoch als die Träger des Fortschritts. Mit dieser Ansicht stand er so ziemlich allein. Dass der Adel nicht nur politisch und gesellschaftlich, sondern auch geistig und nach der Seite der Charakterbildung hin eine höhere Stellung einnehme, galt als ausgemacht, nicht nur in Weimar, sondern auch in Berlin, obwohl dort die Erinnerung an Jena die Denkenden mit wenig Stolz und Zuversicht erfüllen konnte. Selbst an Goethe, der ein großer schöner Mann, im gestickten Hofkleide, Haarbeutel und Galanteriedegen, in Haltung und Erscheinung nichts zu wünschen übrig ließ, wollten die Damen des Hofes gefunden haben, dass er zwar die Würde seines Ranges gut repräsentiere, aber doch als ein Frankfurter Bürgerssohn den natürlich feinen Anstand des Aristokraten vermissen lasse. Indessen glückte es dem Herzog ein Einvernehmen dahin zu treffen, dass seine Kinder mit ausgesuchten jungen Leuten ihres Alters, auch mit bürgerlichen Knaben, gemeinsam Lectionen erhielten. Dass der öffentliche Unterricht, wenn er nicht gar zu viele Unzuträglichkeiten mit sich bringt, dem Privatunterrichte vorzuziehen sei, hielt der Herzog für eine ausgemachte Sache. Er begründete das zunächst vom Gesichtspunkte des Lernens aus. Die Kenntnisse werden in einer halbweg guten Schule mit größerer Sicherheit sich einprägen, und der dabei nothwendige Mechanismus wird für den Lehrer und namentlich für den Schüler weniger ermüdend sein, wenn eine größere Anzahl von Schülern beisammen ist, hauptsächlich wegen der oftmaligen ungesuchten Wiederholungen. Noch höher aber ist der Vortheil anzuschlagen, den der öffentliche Unterricht vor der anderen Art voraus hat hinsichtlich der sittlich bildenden Kraft, die schon ein geordnetes gemeinsames Lernen an und für sich, noch mehr aber die Ordnung eines Schulstaates in sich schließt. Als die Mittelsphäre zwischen Familie und Gemeinwesen soll die Schule von beiden etwas haben, das Element des Einwirkens auf Gemüth und Pietät und das Element der Pflicht und des Gehorsams. Gerade was die Gewöhnung an Ordnung und Sitte betrifft, werde viel zu viel gepredigt und gedroht und zu wenig regiert. Wo sich Widerspenstigkeit und Roheit zeigen, darf man mit Abschreckung und Strafe nicht sparen. Aber da wird das

Jahr über erstaunlich viel blind geschossen. Die besten Motive werden vor der Zeit abgenützt und zu altem Eisen, bevor sie wirklich nutzbar geworden sind[1]).

Das Bedenken, dass die Kinder der Vornehmen im Umgang mit Kindern niederer Stände Unsitten annehmen, theilte der Herzog auch nicht ohneweiters. Natürlich. schlechte Kameradschaft müsse unbedingt gemieden werden, allein allzu ängstlich solle man auch nicht sein, vorausgesetzt, dass es mit der eigenen Hausregierung gut bestellt ist und die jungen Leute durch gute Grundsätze gegen schlechte gehörig gefeit und kugelfest sind. Ist dem so, können sie schon etwas vertragen, ohne Schaden zu nehmen. Das Gemeine wird ihnen nicht imponieren, sondern sie im Gegentheile mit Widerwillen erfüllen. Was insbesonders die Lüge betrifft, könne man die Wahrnehmung machen, dass Söhne und Töchter eines Hauses, in welchem Wahrheit und Offenheit herrschen, durch Wortbrüchigkeit, Lüge und Verstellung entschieden angewidert werden. Der Jugend einige Weltbeobachtung beizubringen, habe etwas Schützendes für die Zeit ihres Eintretens in die Selbständigkeit. Erliegen doch gerade im reiferen Alter so viele junge Leute schädlichen Einflüssen, weil ihr sittliches Bewusstsein nicht gefestigt und ihr Unterscheidungsvermögen infolge des zu langen und ängstlichen Isoliertbleibens zu wenig entwickelt ist.

Innsbruck. F. Lentner.

Über das künstlerische Princip im Unterrichte. Von Dr. Albert Fischer. Groß-Lichterfelde. Verlag von Bruno Gebel 1900. 41 SS.

Der Verfasser will mit dieser kleinen Schrift einen Beitrag zur Frage der Schulreform, u. zw. zur Methodik des Unterrichtes liefern; er verspricht uns auch außer diesen „Grundlinien zu einer weiteren Schulreform“ ein größeres Werk über dieselbe Frage. In einer etwas schwerfälligen, im Ausdrucke hie und da grotesken Einleitung bestimmt der Autor seinen streng deutschen, nationalen Standpunkt. Ihm ist das Jahr 1871 die größte Errungenschaft deutschen Geistes, von da an zählt er. Der Kampf des erstarkten Deutschthumes gegen alles Fremde, wozu auch Griechen und Römer gezählt werden, übertrug sich selbstredend auch auf das Gebiet der Schule, und führte zu der Schulreform mit den Lehrplänen von 1892. Fischer glaubt, dass damit eine gründliche Reform vorbereitet ist, u. zw. durch die ganz veränderte Methode. Das „grammatisch-logische Princip“ ist verlassen, die Anschauung ist grundlegend. Die Consequenzen daraus sind nicht nur für das philosophische Gebiet

[1]) Hegels Schulreden enthalten einen ähnlichen Gedanken in schöner Ausführung.



von Bedeutung. „Aus dem Kritiker, der die Worte wägt, muss ein Künstler werden, der ein Bild zu schaffen vermag. Die Werke der Alten sollen nicht mehr mit kritisch-grammatischem Verstande Zeile für Zeile durchgeackert werden, sondern vor der Seele des Schülers soll ein Bild der Antike in ihren wichtigsten Lebensformen entstehen. Und so möchte ich das neue Princip, das auf die lebendige Erfassung des Ganzen ausgeht, das künstlerische nennen.“ Das Wort „künstlerisch“ will der Verfasser im weitesten Sinne des Wortes aufgefasst wissen. Der Induction soll der Vorrang gesichert bleiben. Aber der Lehrer ist als solcher kein wissenschaftlicher Forscher, sondern ein Künstler, der die fertigen Ergebnisse in rechter Weise zu reproducieren versteht. „Immer strebe zum Ganzen“ dient als Grundsatz. Es wird freilich schwer sein, wenigstens für den Anfang, diese pädagogischen Künstler zu finden, bei so viel Brotgelahrtheit, die sich kaum irgendwo mehr breit macht, als auf dem Gebiete des Unterrichtes. Im ganzen und großen will der Verfasser, und mit Recht, dem Subjectivismus die ihm gebürende Stellung erobern. Es ist Lichtwark'scher Geist, nur in anderer Form, dem wir hier begegnen. Den großen Kampf zwischen subjectiver und objectiver Anschauung wird auch diese Schrift, die durchaus interessant genannt werden muss, nicht zu entscheiden imstande sein. Auch sie ergreift Partei und verstärkt dadurch das Gewicht derselben. Gleichzeitig hat sie aber damit das Anrecht darauf verloren, das Zünglein an der Wage zu bilden. Dass sie vom guten Glauben an eine gute Sache getragen ist, gereicht ihr zur Ehre. Hie und da schießt die Schrift aber weit über das Ziel hinaus und nichts lässt ihren Mangel an jeglicher Objectivität unangenehmer empfinden, als die Beurtheilung Nitzsches (p. 22). Sehr einverstanden erklären wir uns mit dem Autor dort, wo er ein so treffendes Citat über den modernen Wissenschaftsbetrieb bringt, wie das von Ernst Curtius (Alterthum und Gegenwart I. 3), worin dieser davor warnt, die besondere Kenntnis eines Studienfaches allein ins Auge zu fassen, ohne den allgemeinen Wissenschaften die Aufmerksamkeit zu widmen, welche früher als Bedingung jeder höheren Bildung angesehen wurde. „. . . Darin liegt die Bewahrung vor einem handwerksmäßigen Betriebe der Wissenschaften, darin zugleich das nationale Gepräge und die Weihe deutscher Wissenschaft.“ Auch sein Urtheil über die moderne, literarhistorische Kleinkrämerei, wir erinnern an eine gewisse Richtung der Goetheforschung, wird jeder gerne unterschreiben, dem der Dichter als Künstler höher steht, denn als Mensch. Hieher passt Lessings Citat aus dem 81. Literaturbrief: „Es ist unendlich leichter, über den großen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen“, oder aus dem siebenten Brief: „Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen.“ Dagegen möchten wir uns sehr für den „guten, alten Classenlehrer“ Dettweilers bedanken, für den Verf. plaidiert. Es wären noch eine Reihe schöner Citate, Gedanken des Autors selbst oder solche, die er von anderen Autoren entlehnt, zur Charak-

teristik dieser Schrift anzuführen. Und gerade in der Fülle fremder Citate und eigener Gedanken des Autors liegt das Reizvolle und Anziehende dieser Schrift, so sehr sie auch an vielen Stellen zum Widerspruch reizen mag. Ja ganz zum Schlusse wird der Verf. sogar ein wenig objectiv, dass er resumiert, nachdem er dem deutschen Gemüthe eine Lobrede gehalten: „Freilich, wenn fremde Sprachen und die Kenntnis fremden Lebens uns in unserem nationalen Leben fördern können, dann dürfen wir nicht so kleinlich sein, das Fremde abzuweisen, nur weil es fremd ist. Das Deutsche muss nur im Mittelpunkte bleiben, jeder Lehrer muss sein Fach in dieser Perspective betrachten.“ Das ist das Pförtchen, durch das die Antike wieder eingeschmuggelt wird. Deshalb verlangt er Unterordnung des Stoffes unter höhere Gesichtspunkte. Das ist die Forderung des künstlerischen Principes, und damit wird jeder Nichtpedant einverstanden sein. Das ist ein Theilchen echt humanistischen Renaissancegeistes, das jeden im besten Sinne modernen Menschen und Lehrer belebt.

Troppau. Rudolf Böck.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Die Perser. Tragödie des Aschylos. Verdeutscht und ergänzt von Hermann Köchly, herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite unveränderte Aufl. Heidelberg 1900, 63 SS. 8°.

Die Herausgabe der von Köchly für eine öffentliche Aufführung im Jahre 1876 ausgearbeiteten Übersetzung der 'Perser' war ein Pietätsact seiner Gattin. Dies und weiter der Umstand, dass dieses Drama einen modernen Übersetzer à la v. Wilamowitz noch nicht gefunden, mag selbst einen zweiten Abdruck rechtfertigen. Im übrigen muss aber gesagt werden, dass die Technik des Übersetzens altclassischer Dramen seit 1876 Fortschritte gemacht hat, zu deren Höhe die vorliegende Übersetzung nicht mehr hinaufreicht. Man sieht es ihr zwar an, dass den Verf. das Streben beseelte, den lyrischen Schwung der Chorlieder im Sinne einer größeren Verständlichkeit für weitere Kreise um ein erhebliches herabzustimmen, was zu seiner Zeit gar nicht so selbstverständlich war. Andererseits macht es den Eindruck, als ob es dem Verf. harte Mühe bereitet hätte, das Silbenquantum des breiten trochäischen Tetrameters mit dem nöthigen Wortmaterial auszufüllen. Auch der Trimeter zeigt brüchige Stellen in sprachlicher und metrischer Beziehung. Und endlich sinkt in allen drei metrischen Gattungen die Rede oft bedenklich zum Niveau der Prosa herab. Für all dies hier einige Proben: 170 ff., 713 f., 715 f., 790 f.; 460 f., 837; 700 ff.

Wien. Hugo Jurenka

G. Schimmelpfeng. Erziehliche Horazlectüre. Zweite erweiterte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899. 62 SS.

In dem kleinen, aber inhaltsreichen Büchlein, das „allmählich aus der Praxis des Schullebens hervorgegangen ist", legt uns der Verf. Früchte einer intensiven Beschäftigung mit Horaz vor, nicht etwa in aufdringlicher Form als neue Ergebnisse der Forschung, sondern der

Horazfreund gestattet uns gleichsam einen Blick in seinen Spiegel, um zu zeigen, was für Bilder bei ihm der Dichter der Lebensweisheit erzeugte, und zu lehren, wie man solche Bilder zu gewinnen und zu entwickeln hat.

So beschäftigt sich denn der 1. Theil hauptsächlich im allgemeinen mit einigen Hauptsätzen Horazischer Lebensanschauung, die besonders für die Erziehung zu beherzigen sind, und entwickelt deren Leitmotiv in einer eingehenden Inhaltsgliederung der ersten und zweiten Epistel des 1. Buches. Daran reiht sich eine wirklich schöne metrische Übersetzung von Epistel I, 2. 7 und 10.

Der 2. und 3. Theil haben einen mehr abgegrenzten Inhalt, Schöpfungen, zu denen Horaz die Fundgrube abgibt. Im 2. Theile bespricht der Verf. das Wesen der Fabel und findet, dass viele Stellen in den Gedichten des Horaz die Grundlage zur Ausarbeitung von Fabeln bilden können. Solche Versuche, die er vielfach mit seinen Schülern in lateinischen Versen ausführte, legt er uns nun vor, und man muss vor solchen Leistungen eines Unterrichtes allen Respect bekommen: schön durchgeführte Gedanken in reizender Sprache und correcter metrischer Form. Wie lange noch werden wir solche Lateiner haben!

Am interessantesten aber sind im 3. Theile die Proben von wirklich gehaltenen Schulreden, welche Grundsätze Horazischer Lebensanschauung auf moderne Themen, ja auf brennende Tagesfragen anwenden. Mächtig erhebt sich aus diesen Reden der edle Charakter des von echt antiker Humanitas durchgeistigten Lehrers, der von seinem hohen Standpunkte abgeklärter antiker Lebensweisheit zu seinen Zöglingen spricht, die im Begriffe stehen, aus der Humanitätsanstalt in die moderne Welt hinauszutreten. Edler und zugleich humaner ist wohl nie der moderne Realismus, die socialdemokratische Strömung unserer Tage abgethan worden, als es unser Mentor in seiner auf Horazens Epistel über die Unzufriedenheit der Menschen gegründeten Schulrede thut. Vielleicht hat der Materialismus unserer Zeit eine richtige Ahnung, wenn er gegen die classische Bildung anstürmt; sie dürfte kaum in seinen Kram passen! Und darum beneidenswert der Mann, der als Lehrer solche praktische Bildung vermitteln, den Wert der Antike gegen Tagesfragen unverblümt vertheidigen und auch vor Schülern gewissen Erscheinungen der Zeit die Maske lüften darf!

Nicht minder der Wirklichkeit des Tages entnommen ist die zweite Rede, die sich großentheils auf politischem Gebiete bewegt, die Uneinigkeit der Deutschen beklagt, die Stellung des classisch gebildeten Lehrers zur Parteienbildung streift und mit Mahnungen an die zu entlassenden Schüler schließt. Ebenso sind auch die angefügten Dispositionen zu weiteren Schulreden voll der schönsten Gedanken aus dem classischen Bildungsschatze, voll der kernigsten Worte, die ein deutscher Lehrer an seine Zöglinge richten kann.

So bewundern wir denn in dem kleinen Büchlein den großen Mann, der nicht nur die Vorschrift hatte, Erzieher zu sein, sondern der es auch wirklich war und es auch sein durfte.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Tabellen zur englischen Literaturkunde nebst parallelen historischen Daten von Käthe Behrend. Berlin 1900. Winkelmann.

Diese Tabellen enthalten eine Übersicht über die englische Literatur und sind zur Wiederholung für solche bestimmt, welche sich die Kenntnis der Literatur schon zu eigen gemacht haben. Für den an-



gegebenen Zweck sind sie zweifelsohne recht nützlich, freilich selbstgemachte Übersichten werden besser im Gedächtnisse haften. Kleinere Mängel, die den Tabellen anhaften, lassen sich in einer nächsten Auflage verbessern. Die Tabellen können zur Anschaffung für Schulbibliotheken empfohlen werden.

Bernstein A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Durchgesehen u. verbessert von H. Potonié u. R. Hennig. 5., reich illustrierte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1897. 1.—4. Lieferung. (Vollständig in 42 Lieferungen à 30 Pf., Gesammtpreis 12 Mk. 30 Pf.

Schon die vorliegenden vier Heftchen gestatten, das Urtheil abzugeben, dass die Bernstein'schen naturwissenschaftlichen Volksbücher zu dem Besten auf dem Gebiete der populären naturwissenschaftlichen Literatur gehören. In anziehender Form werden die interessantesten Probleme der Naturwissenschaft besprochen und auch die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse und Theorien berücksichtigt. Die Anführung einiger Capitel-Überschriften aus den vier ersten Heften: Erhaltung der Energie, Die Schwere der Erde, Das Licht und die Entfernung, Von der Blüte und der Frucht, der Kreislauf der Stoffe, Wie die Wärme mit den Atomen ihr Spiel treibt, Abstammungslehre — allein genügt schon, eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des behandelten Stoffes zu geben. Ref. kann die Bernstein'schen Volksbücher zur Anschaffung für Bibliotheken und jedem, der sich selbst bilden und mit den brennenden Fragen der Naturwissenschaften vertraut machen will, angelegentlichst empfehlen.

Krems. Franz Müller.

Elemente der Experimentalchemie. Geordnet nach den Grundsätzen von Prof. Dr. Rudolf Arendt. Herausgegeben von J. F. Herding und D. Hahn. Hamburg und Leipzig, Voss; 1898.

Im Anschlusse an die Grundsätze, welche von Prof. Arendt für den Unterrichtsbetrieb in der Chemie ausgesprochen wurden, haben die Verf. das vorliegende Büchlein veröffentlicht. Vorzugsweise ist dieses für jene Lehrer bestimmt, deren Specialfach Chemie nicht ist; für sie soll diese Schrift ein geeigneter Wegweiser sein.

In jedem Abschnitte werden zuerst die Apparate zusammengestellt, die bei den folgenden Versuchen gebraucht werden, dann wird auf die Experimente selbst eingegangen und schließlich die Beschreibung der Eigenschaften der gewonnenen Körper vorgenommen.

Der Reihe nach gelangen zur Behandlung: Vorführung chemisch einfacher Körper, der Sauerstoff und die Oxyde, der Schwefel und die Sulfide, die Halogene, Umwandlung der Oxyde, Sulfide, Chloride ineinander (Wechselzersetzung), Übersicht der binären Verbindungen, Hydrate, Salze (mit besonderer Rücksichtnahme auf die Zersetzung derselben), höhere Oxydationsstufen als Oxydationsmittel.

Wertvoll erscheint dem Referenten das im Anhange Gesagte zu sein; es bezieht sich auf die ordnungsmäßige Einrichtung des Experimentes, auf die Einrichtungsgegenstände für das chemische Lehrzimmer; dann

werden Winke für die Handhabung und Herstellung von Geräthen und eine Übersicht der Apparate gegeben. Die verwendeten Geräthschaften und Vorrichtungen sind sehr einfach, so dass auch mit sehr bescheidenen Mitteln der in dem Büchlein beschriebene Lehrgang eingehalten werden kann. Das Buch wird sich für den Unterricht jedenfalls sehr geeignet erweisen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Programmenschau.

1. Stonjek, P. Stephan, Entdeckungsgeschichte Ostasiens.
Progr. des Benedictiner-Gymn. zu Braunau i. B. 1899, 8°, 44 SS.

Bei der Bedeutung, die jetzt Ostasien, speciell China, in der Colonialpolitik der europäischen Mächte zukommt, erscheint dem Verf. der Versuch gerechtfertigt, die im Laufe der Zeiten erlangte Kenntnis über diesen Ländercomplex im Zusammenhange darzustellen. Der erste Abschnitt ist der freilich nur geringen Kunde der Alten von jenen Gebieten, dem Lande der Serer, der Heimat der Seïde, gewidmet. Sehr gut hat der Verf. die Vorstellungen der alten Geographen, wie Eratosthenes, Marinus von Tyrus, Claudius Ptolemäus von Alexandrien über die West-Ost-Erstreckung der bewohnten Erde, der *οἰκουμένη*, bezw. über den Umfang des Erdäquators hier eingeflochten, weil dieselben noch auf die Entdeckungen Einfluss übten[1]). Der zweite und dritte Abschnitt behandelt die Entwicklung der Kenntnisse von Ostasien im Mittelalter, die neben den Arabern vorzugsweise der christlichen Missionsthätigkeit seitens der Nestorianer des Orients und der abendländischen Glaubensboten, wie Plan Carpins, Rubruquis' und Odoricos von Pordenone zu danken ist. Die Summe der bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts erworbenen Kenntnisse über diese Gegenden erscheint gezogen in den Reiseberichten Marco Polos, dessen „Chatai“ (China) und „Zipangu“ (Japan) ja das Ziel der Entdecker am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit bildeten. Die letztere Periode ist Gegenstand der Darstellung im vierten und fünften Abschnitt, wobei vornehmlich der Thätigkeit und der Verdienste des Jesuitenordens um die Erforschung Ostasiens, vom heil. Franciscus Xaverius, dem „Apostel Indiens“, an bis auf die französischen Mitglieder des Ordens der folgenden Zeit, welche zugleich die erworbene Kunde literarisch verarbeiteten, aber auch der protestantischen Mission und ihrer wissenschaftlicheen Thätigkeit, sowie der rein scientifischen oder commerciellen Zwecken dienenden Forschungsreisen gedacht wird. Die auf einer gründlichen Kenntnis der einschlägigen Literatur beruhende Arbeit ist eine sehr verdienstliche und macht überhaupt einen erfreulichen Eindruck. Aufgefallen ist, dass, während sonst wohl gelegentlich auch von den Beziehungen Russlands zu diesen Gebieten gesprochen wird, nicht die Erwerbungen desselben am Ende der Fünfzigerjahre des vorigen Säculums im Amurlande erwähnt wurden.

Bielitz. S. Gorge.

---

[1]) Man vgl. auch des Ref. Aufsatz „Columbus und der Umfang des Erdäquators“ in der Zeitschrift f. Schul-Geogr., Jahrg. XIII (Wien 1892), S. 245 f.



2. **Größe und Masse der Weltkörper.** Von Bernhard Lorentz. Progr. des Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1899. 8°, 33 SS.

Dieser nach jeder Richtung lesens- und empfehlenswerte Aufsatz enthält eine sorgfältigst durchgearbeitete Auseinandersetzung aller jener Methoden, welche in der theoretischen Astronomie zur Bestimmung der Größe und Masse der Weltkörper gebräuchlich sind. Er zerfällt seinem Inhalte nach in zwei Theile. Der erste Theil behandelt die Methoden zur Bestimmung der Größe der Weltkörper und beginnt mit der Erklärung des Triangulierungs-Verfahrens zu einer Gradmessung auf der Oberfläche der Erde und der Berechnung der Dimensionen derselben aus einer oder mehreren solchen Gradmessungen. Sodann kommt die bekannte Methode der Messung der Parallaxe des Mondes aus correspondierenden Höhenbeobachtungen an die Reihe; eine Methode, die als eine beliebte trigonometrische Übungsaufgabe in die meisten Lehrbücher der Geometrie an Mittelschulen Eingang gefunden hat; ferner die verschiedenen Methoden zur Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde, von denen insbesonders die der Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe einer eingehenden Erklärung und Besprechung ihrer Vortheile vor den anderen unterzogen wird. Es folgt die Berechnung der Größe der Planeten aus ihren, wie bekannt, direct messbaren scheinbaren Durchmessern, sodann die der kleinen Planeten aus einigen, auf photometrische Gesetze sich stützenden Hypothesen, nämlich einerseits dem Vergleiche ihrer Lichtstärken mit denen der großen Planeten und andererseits dem bekannten astrophotometrischen Grundgesetze, dass das Verhältnis der Helligkeiten von Sternen zweier aufeinander folgender Größenclassen constant und gleich 2·412 ist, derart, dass wenn man die Lichtstärke eines Sternes erster Größe gleich 1 setzt, die eines Sternes n^{ter} Größe $\frac{1}{2\cdot412^{n-1}}$ beträgt. Hier ist dem Verf. entgangen, dass es, Dank den vielen in den letzten Jahren besonders in Amerika gebauten Riesenfernrohren, schon gelungen ist, auch directe die scheinbaren Größen einiger der kleinen Planeten zu messen, und zwar hat der Astronom Barnard mit dem großen 36zölligen Refractor der Licksternwarte die Durchmesser der drei ersten unter den kleinen Planeten Ceres, Pallas und Vesta direct gemessen und sie zu 1″155, 0″675 und 0″537 gefunden, woraus ihre wahren Durchmesser sich zu 837, 489 und 388 km ergeben. Schließlich werden noch die Kometen und Sternschnuppen, ferner die Fixsterne, Sternhaufen und Nebelflecke behandelt.

Der zweite Theil ist der Besprechung über die Massen der Himmelskörper gewidmet und beginnt, wie natürlich, wieder mit der Erde. Von den vielen Methoden zur Bestimmung der Dichte der Erde erfährt die Methode mit der Drehwage, wie sie in dem letzten Jahrzehnt (1887 bis 1896) von Pater Karl Braun, dem ehemaligen Director der erzbischöflich-Haynald'schen Privatsternwarte in Kalocsa in Ungarn, durchgeführt wurde, eine ausführliche und durchaus exacte Besprechung. Dieselbe gibt die mittlere Dichte der Erde, bezogen auf Wasser, zu 5·527 an, mit einer wahrscheinlichen Ungenauigkeit von nur 0·0012. Etwas kurz wird der Mond mit den Worten abgefertigt: „Die Masse des Mondes wurde aus den Erscheinungen der Präcession, Nutation und den Gezeiten auf etwa $^1/_{81}$ der Erdmasse bestimmt“. Eingehender wird wiederum die Ableitung der Masse der Sonne besprochen, sowie aller derjenigen Planeten, welche einen Begleiter auf ihrem unaufhörlichen Laufe um die Sonne haben, eine Ableitung, welche bekanntlich auf Grundlage des dritten Kepler'schen Gesetzes erfolgt. Betreffs der kleinen Planeten heißt es: „Die Massen der Planetoiden können nicht groß sein, trotz ihrer großen Anzahl dürfte ihre Gesammtmasse kaum einem der mittelgroßen Planeten

gleichkommen.“ Hier wäre die statistische Untersuchung Ravennas in den Astronomischen Nachrichten (1896, Nr. 3359) zu erwähnen gewesen, welcher die Gesammtmasse dieser kleinen Körperchen zu $\frac{1}{57136000}$ der Sonnenmasse findet. Das letzte Capitel behandelt schließlich die Massen der Doppelsterne, insbesondere jener, welche in den letzten Jahren auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam auf spectralphotographischem Wege entdeckt wurden.

Dies ist in Kürze der wesentliche Inhalt der Abhandlung. Ref. fühlt sich verpflichtet, alle Freunde der Astronomie, besonders der hier einschlägigen Fragen der Astronomie auf dieselbe aufmerksam zu machen. Vieles davon lässt sich in der Mittelschule zur Ergänzung und Belebung des Unterrichtes verwerten. Wünschenswert wäre es nur gewesen, wenn der Verf. bei den von ihm angeführten Zahlenangaben etwas kritischer vorgegangen wäre. Der Verf. scheint in dieser Richtung den „Astronomischen Kalender“ der Wiener Sternwarte nicht zu kennen, der stets die dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden numerischen Daten über die Größen und Massen der Himmelskörper gibt, was in Betreff der Angaben des Verf.s nicht immer gesagt werden kann.

Karolinenthal. Dr. S. Oppenheim.

---

3. A. Hausenblas, Die Brüxer Mundart (1. Theil: Vocalismus). Progr. des ersten k. k. Staatsgymnasiums im II. Bezirke von Wien für das Schuljahr 1897/98. 40 u. 4 SS.

Seitens aller, die sich mit der Erforschung der deutschen Mundarten in Böhmen beschäftigen, wird die vorliegende Arbeit von Hausenblas freundlich begrüßt werden, denn nur auf Grund zahlreicher derartiger Einzeluntersuchungen wird es möglich sein, die von dem Vereine für die Geschichte der Deutschen in Böhmen seit fast vierzig Jahren geplante wissenschaftliche Bearbeitung der deutsch-böhmischen Dialecte zu verwirklichen.

Nachdem H. in die verworrenen Anschauungen über die Mundarten des nordwestlichen Böhmens einige Klarheit zu bringen und den Brüxer Dialect gegen die benachbarten abzugrenzen versucht hat, gibt er eine kurze Übersicht über die Geschichte des Deutschthumes in Brüx und Umgebung. Auf einige Vorbemerkungen über lautliche Eigenthümlichkeiten der Mundart im Vocalismus, im Consonantismus, in der Quantität der Vocale und im Accente folgt die Behandlung der Vocale 1. in Bezug auf Bildung und Klang, 2. im Vergleiche mit den entsprechenden mhd. Lauten in den Stamm-, wie in den unbetonten Silben und in zusammengesetzten Wörtern; zum Schlusse gibt der Verf. einige recht ansprechende „vorläufige Sprachproben“.

Da die Arbeit gewiss die verdiente Beachtung finden wird, so soll hier auf einzelne Punkte etwas näher eingegangen werden.

Es ist zu bedauern, dass H. für die geschichtliche Darstellung die einschlägigen Arbeiten des verdienten Forschers L. Schlesinger — außer der Geschichte von Böhmen das Stadtbuch von Brüx bis zum Jahre 1526 und die Geschichte des Kummerner Sees bei Brüx — nicht benützt hat. weil hiedurch die Übersicht (S. 6 ff.) an Klarheit gewonnen hätte und einzelne Irrthümer wären vermieden worden. Nach dessen Darlegungen war die Umgebung des Sees, der sich östlich bis Brüx ausdehnte, in der vorgeschichtlichen Zeit verhältnismäßig dicht von Slaven bewohnt, worauf noch die zahlreichen slavischen Ortsnamen deuten, die vielfach schon in

den ältesten Urkunden erwähnt werden. Auf dem Schlossberge von Brüx stand seit dem zehnten Jahrhunderte zum Schutze der Landesgrenze ein Castell, Gnevin genannt, am Fuße des Berges lag ein slavischer Burgflecken, der in den ältesten Urkunden Gnevin, Gnevin-most, Mochta, Pons und erst seit 1253 Pruks, Prveckis, Bruck, Brucka usw. heißt und bereits zu Beginn des 13. Jahrhundertes Marktrecht besaß. Schon um diese Zeit dürften sich deutsche Kaufleute hier niedergelassen haben; die planmäßige Gründung einer deutschen Ansiedelung, in der der slavische Burgflecken allmählich aufgieng, erfolgte um das Jahr 1270 (Schlesinger, Gesch. Böhmens S. 169 und Brüxer Stadtbuch Nr. 24). Um die Besiedelung der Dörfer mit deutschen Bauern machte sich besonders das Cistercienserkloster in Ossegg verdient, das in der Umgebung von Brüx große Besitzungen erwarb. Dem Beispiele des Klosters folgten bald auch die weltlichen Herren, indem sie deutsche Landleute herangezogen und die Dörfer mit deutschem Rechte ausstatteten (Schlesinger, Gesch. Böhmens S. 161 ff., Stadtbuch Nr. 66).

Die deutsche Stadtbevölkerung war jedenfalls zum größten Theile aus Mitteldeutschland eingewandert, galt doch in Brüx wie in anderen Städten des nördlichen Böhmens das Magdeburger Recht.

Über die Mundart, die in mittelalterlicher Zeit in Brüx und Umgebung gesprochen wurde, geben die zahlreichen deutschen Urkunden, die Schlesinger im Stadtbuche von Brüx veröffentlichte, nur geringe Anhaltspunkte, da die Schreiber sich bemühten, die Sprache der Hofkanzlei zu gebrauchen. Immerhin bieten einige Aufzeichnungen, wie Nr. 284 vom Jahre 1453, einzelne recht beachtenswerte Erscheinungen. Doch möchte ich die Behauptung H.s (S. 36), dass der Brüxer Dialect im 15. und 16. Jahrhunderte schon in den Grundzügen den gegenwärtigen Vocalstand besaß, bezweifeln. Eine flüchtige Durchsicht der Kirchenrechnungen von 1517—32, die Prof. Neuwirth im 30. Jahrgange der Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, S. 341 ff. veröffentlichte, zeigt allerdings zahlreiche Erscheinungen, die der heutigen Mundart entsprechen, z. B. die weit ältere und weit verbreitete Verdumpfung des a zu o (gnoden, hot, wolen, noch, rot, sonobend, woppen), die Vermengung des aus i entstandenen ei mit eu (scheyne, hey, außreymen, Seufrid), u für o (hultz pl. hulczer, gehulfen, hulen, kirchuf, purkirche, tun = tonne), a für e (rachnung), a für au (aus altem ou: ach gekaft), kurzes i für ie (gissen, glockengisser), Vermengung von g und ch, welche auf die gehauchte Aussprache des g hindeutet (strig, stenbrog, stenbreger, tachlon), p für pf (top, topper) u. a. Dagegen finden sich nicht wenige mundartliche Erscheinungen, die dem gegenwärtigen Dialecte nicht zukommen, z. B. das Fehlen des Umlautes in borgermeister, boxen (Büchsen), furen und foren, hutte, clopel (Klöppel). Konge (Könige), mol (Mühle), rusten, stubl (Stübchen), stuck, tagloner, Dagegen der auffallende Umlaut in meurer neben maurer, die ungewöhnliche, durchgehends gebrauchte Form naue für neue; der merkwürdige Diphthong in haute, stenhaute, haudjung neben hutte (Hütte). Ei (aus mhd. ei) scheint monophthongisch geworden, aber nicht wie heute als a, sondern wie e gesprochen worden zu sein: mester, seel, sten, stenbrog, stenbreger, stenhutte, stemetz, zwe; Rückumlaut erscheint noch in den Perfectparticipien gedackt, gesatzt, geschankt; es besteht noch die schwache Flexion im Singular der weiblichen Substantiva, wie: in der hutten, kirchen, schulen; der Plural von bret lautet brette; das Zahlwort zwei hat noch die drei Formen zwene (m.), zwu (f.), zwe (n.) — Da schon vor, besonders aber nach dem dreißigjährigen Kriege, durch den Brüx und Umgebung furchtbar litt und die Bewohnerzahl der Stadt auf wenige hundert Familien herabgesetzt, die Landbevölkerung aber fast vernichtet wurde, eine nicht unbedeutende Einwanderung aus allen Gauen Deutschlands stattfand, wodurch ohne Zweifel auch die Mundart

beeinflusst wurde, so ist wohl anzunehmen, dass der Brüxer Mischdialect erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundertes zu dem Lautstande gelangt ist, den er gegenwärtig aufweist.

S. 13, Z. 6 von unten ist zu den Beispielen für die Überlänge noch anzuführen glâ (glaube ich). — S. 17, Z. 8 von unten und S. 20, Z. 3 von oben ist die Regel von der Erhaltung des a ungenau, da in Lehnwörtern a regelmäßig und selbst in Fremdwörtern nicht selten zu o wird, z. B. in Altar, Fackel, Kalk, Kammer, Kappe, Pfaffe, Pfahl usw. — S. 18, Z. 17. Die Ausnahmen möchte ich lieber als Parallelentwicklungen zum Nhd. als aus dem Differencierungsbedürfnisse (dem H. nach meiner Meinung zu große Bedeutung beimisst) hervorgegangen erklären. — Z. 29. erbd, els (elle) — ich bediene mich der von H. gebrauchten Schreibweise — finden im mhd. erbeit (neben arbeit) und ellen, elle ihre Vorbilder. — Z. 32. Die unter 4. angeführten, desgleichen die S. 20, Z. 25 und S. 25, Z. 8 angegebenen Beispiele gehören, da die betreffenden Vocale in der unbetonten Silbe stehen, in das Capitel S. 38 ff., wo sie auch (S. 40) wieder angeführt werden. Denn die tonlosen Vocale unterliegen nicht denselben Gesetzen wie die betonten, sie werden (selbst die schweren â, ei, au, z. B. gnôwliχ, šnîdliχ) zu tonlosem e oder i oder verflüchtigen vollständig; wir haben hier somit kein „Abirren von der Hauptregel“, sondern eine regelrechte Entwickelung vor uns. — S. 19, Z. 5 von unten. u für a erscheint auch in ulwer (alware) albern, in dem Fremdwort ebulîr, Parlierer (schon 1517 pulierer) und in drudsn (tratzen) trotzen. — S. 20, Z. 2. gâx und štâd möchte ich als nicht umgelautete Formen der mhd. Wörter gæhe (neben gâch) und stæte ansehen, was sich auch bei mehreren der auf derselben Seite unter æ angeführten Beispielen wie khâs (kæse), hâl (hæle), ‚mâ‘ (mæjen) neben ê und in âderle, das H. S. 21, Z. 2 anführt, zeigt; ähnlich steht auch jâxer neben jeχer (S. 21, Z. 8). — S. 21, Z. 17. Khid gehört natürlich nicht zu mhd. keten, sondern zu kütte, zu dem es auch S. 29, Z. 27 gestellt ist. — S. 21, S. 11 von unten. Der Artikel über mhd. ë sollte meiner Meinung nach folgendermaßen angeordnet sein: ë erscheint im Brüxer Dialecte regelrecht als a, z. B. bâsn, khâfr, lâm lâwr, nâwl usw. braxn, hards usw. Unter dem Einflusse der Schriftsprache ist aber das mundartliche a stark zurückgedrängt worden, das nun als unfein und veraltet gilt. — Dieselbe Erscheinung zeigt selbst das vor r aus i entstandene e (S. 245 ff.): ward, hard, kharχe usw. — S. 24, Z. 23. Eingeschobenes i findet sich außer in miliχ und ôriχ, auch in kholiχ (Kalk), kheliχ (Kelch), dswiliχ und miniχ (mhd. münech „Mönch“). — Z. 31 dswâegn geht nicht auf mhd. zwicken, sondern auf zwîgen (Lexer III, 1215) zurück. — S. 25, Z. 14 f. ist unklar; das Deminutivsuffix — l ist ahd. — ili. Weinhold mhd. Gr. § 252. — Z. 2 von unten. eb ist das mhd. eb(e), das neben ob(e) besteht und die lautlich richtige Entwicklung des ahd. ibu ist. — sel usw. ist wohl nicht durch Anlehnung an derf entstanden oder das alte sal, sondern die umgelautete Form söl, die schon im Mhd. vorkommt. — S. 26, Z. 22. dard, weist, wie mhd. dart neben dort, auf die ahd. Grundform darot. — S. 27, Z. 12. Den Umlaut von ober zeigt auch der êwere (im Gegensatze zu der nidere), der Ortsname Ewerleidnsdorf (Oberleutensdorf), der Superlativ der êwrsde (schon mhd. öberst). — S. 28, Z. 1. Die Wörter, die ô behalten, scheinen keine mundartlichen, sondern sogenannte gelehrte Wörter zu sein, in rôr hat das folgende r die Erhaltung des ô bewirkt. — Z. 16. î (für œ), das ich als Umlaut des aus ô entstandenen û ansehe, zeigt auch doxlîner (tagelœner Nebf. taglüner!). — S. 29, Z. 6. sinsd erklärt sich als Umlaut des mhd. su(n)st, der in den Nebenformen süs, sünst belegt ist, khimsd, khimd zeigen den bei starken Zeitwörtern regelmäßigen Umlaut des Stammvocales (wohl kaum die Erhaltung des i der alten Grundform quimst, quimt); desgleichen geht im (um) auf die umgelautete mhd. Form ümbe, üm zurück. Denselben Umlaut zeigt auch insld, aus mhd. ünslit,

unslit. — Z. 11 von unten. Bei den Ausnahmen ist anzuführen, dass die mhd. Formen auch ohne Umlaut vorkommen, die sonach die Grundlage für die Formen des Brüxer Dialectes bilden, so dass von Ausnahmen eigentlich nicht gesprochen werden kann. — gribl geht nicht auf mhd. grüppel, sondern auf die Form grüpel zurück. — S. 30, Z. 14. khamsd (neben kham) ist der mhd. Superlativ kûmist, aber mit dem im bair.-öst. belegten ou für û, woraus in der Brüxer Mundart a wurde. — Z. 9 von unten. ê in nêr (nur) erklärt sich leicht als Erhaltung des Stammvocales der dem mhd. niuwer, niur zugrunde liegenden älteren Form newære. — Z. 6 von unten. Von den Wörtern, in denen sich mhd. ei (als ae erhalten hat, sind auszuscheiden šmâesen [dagegen gšmâs, mhd. gesmeiȥe], râef und lâem, da ihnen î (smîȥen, rîf, lîm) zugrunde liegt. Auch saen dürfte auf die mhd. Form sîhen und nicht auf seihen zurückgehen. Andere sind keine eigentlichen Dialectwörter, sondern sogenannte gelehrte Wörter, die durch die Schriftsprache der Schule, der Gerichte u. dgl. ins Volk gedrungen sind, z. B. âed (Eid, dafür volksthümlich Schwur), âeder (Eiter, dafür Geschwür), šâedl (Scheitel), grâes (Kreis, dafür Ring), râeñ (reichen, dafür langen), dsâeχər (Zeiger, dafür Weiser), desgleichen die von H. nicht angeführten Wörter beleidigen, feist, geisel, heiter, leisten, leiten, mai, meierhof, schmeicheln, speichel, steil, weigern, weinen; auch khaesər (Kaiser) zeigt den Einfluss der Schriftsprache. Wieder andere verdanken ihre schriftdeutsche Form der Sprache der Kirche, wie gâesd (Geist) und haeliχ (heilig), desgleichen hâeland und hâedə (paganus). In ae (Ei, germ. ajjaz), vielleicht auch in aeñ (eigen) dürfte der ursprüngliche j(g) laut den Diphthongen erhalten haben, wie sich auch das durch Contraction entstandene mhd. ei in aedə (Egge, mhd. egede), aedegsə (egedehse) nicht in a verwandelt. Dass hier die Schriftsprache den ursprünglichen Lautstand der Mundart (ähnlich wie oben beim ē) stark angegriffen hat, zeigen Doppelformen wie âehâemsen und aehamsen (vgl. ham, heim), nâñ und nâeñ (neigen), râdsen und raedsən (reizen), šrâ und šrâe, zâñ und zâen (Zeichen). Dass das Differencierungsprincip, wie H. allerdings zögernd vermuthet, dabei eine Rolle spiele, möchte ich bezweifeln, da ja auch Laib und Laub (lâb), Eiche und Auge (âxe) im Dialecte nicht geschieden werden. — Die Regel über mhd. ei soll somit lauten: Mhd. ei wird in der Regel zu â, wo ei erscheint, ist, die wenigen oben besprochenen Fälle abgerechnet, Einfluss der Schriftsprache anzunehmen. — S. 32, Z. 9. Auch die Ausnahmen bei mhd. ou sind nur scheinbar: gâom geht wohl auf die mhd. Form gûme zurück; hâoə (hauen), râom (rauben), dâoə (thauen) sind schriftdeutsche Formen, neben denen aber die mundartlichen noch vorkommen, z. B. rôdhâ (Rodehaue), šbidshâ (Spitzhaue), râwər (ein Wurzelschössling, der dem Baume die Kraft raubt), es dâd (es thaut), dâwedər (Thauwetter). Auch šâoə, das H. nicht anführt, ist schriftdeutsch, wofür der Dialect gugn (mhd. gucken) verwendet. — S. 34, Z. 4. gruməd geht natürlich nicht auf mhd. grüenmât, sondern auf die nicht umgelautete Form — gruonmat zurück. — S. 37, Z. 12. Von alten Leuten hörte ich auch fôder sprechen. vərgeχn usw. sind keine Zusammensetzungen von jagen, sondern vom mhd. jechen „fugare“ (Schmeller I. 1480 unter jöuchen). — S. 40, Z. 12. Hieher gehören auch braediñ Bräutigam, homfl handvoll, insld Unschlitt, gnôwliχ Knoblauch, šnîdliχ Schnittlauch; zu den tonlosen Vorsilben dsom zusammen. — S. 40, Z. 3. Immerhin kennt der Brüxer Dialect ganz artige Zusammenziehungen enklitischer Wörter, besonders der Pronomina, z. B. hosdmrs (hast du mir es), hosdre (hast du ihrer), sulmrsn (sollen wir es ihm), homsdrs (haben sie dir es), hodrsn (hat er es ihm) usw.

Die Arbeit ist sauber und übersichtlich gedruckt; Druckfehler und kleinere Versehen kommen selten vor, z. B. S. 20, Z. 17, laȥen statt lâȥen, S. 13, Z. 17, sîn statt siñ, S. 23, Z. 1 von unten, nicht, trichter statt niht, trihter, S. 29, Z. 22, khênîχ statt khêniχ, S. 33, Z. 9, schlieȥen statt slieȥen, S. 33, Z. 7 von unten, schnüeren statt snüeren.

Möge die ganze Untersuchung recht bald zu einem gedeihlichen Abschlusse kommen, und möge sie zu recht zahlreichen Nachahmungen anregen! Besonders an die Vertreter des deutschen Sprachfaches an den zahlreichen Mittelschulen Deutschböhmens sei die Bitte gerichtet, der Mundart ihres Wohnsitzes die gebürende Beachtung zu schenken, in grammatikalischer wie in lexikographischer Hinsicht fleißig zu sammeln, so lange es noch Zeit ist.

Leitmeritz. Josef Blumer.

Nekrolog.

Schulrath Josef Mik †.

Montag den 15. October 1900 ist einer der besten Männer auf dem Central-Friedhofe in Wien zur ewigen Ruhe gebettet worden.

Einige Tage vorher war unser lieber Freund Josef Mik von Hainfeld (in Niederösterreich), wo er seit vielen Jahren den Sommer zuzubringen pflegte, anscheinend frisch und gesund nach Wien zurückgekehrt. Freitag den 12. October machte ein Herzschlag dem so kräftig aussehenden Manne plötzlich ein Ende.

Mit Bestürzung vernahmen alle seine zahlreichen Freunde und Bekannten die Kunde von diesem unerwarteten, traurigen Ereignisse, und so mancher von ihnen eilte selbst aus weiter Ferne nach Wien, um diesem edlen Menschen, diesem ausgezeichneten Lehrer und warmen Freunde der Jugend, diesem hervorragenden Manne der Wissenschaft an dessen Grabe noch ein letztes Lebewohl zu sagen.

Zwar hat sich Mik selber das schönste und dauerhafteste Denkmal gesetzt, denn sein Name wird in der österreichischen Schulgeschichte und in den Annalen der Wissenschaft in Ehren fortleben immerdar. Dennoch wollen wir unserem lieben, heimgegangenen Freunde noch folgende Zeilen der schmerzlichen Erinnerung und des wehmuthsvollen Gedenkens weihen, wollen hiemit der tiefbetrübten, vereinsamten Witwe sagen, dass zahlreiche Herzen lebhaften Antheil nehmen an ihrem unermesslichen Schmerze.

Josef Mik war am 23. März 1839 zu Hohenstadt in Mähren geboren, wo seine Eltern, Franz und Josefine Mik, ein Apothekergeschäft betrieben. Der Vater, welcher selbst gute naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, legte bei seinem begabten, von lebhaftem Interesse für alle Naturerscheinungen beseelten Sohne Josef den ersten Grund zu dessen späteren Berufsstudien.

Nachdem Josef Mik die Trivialschule seines Heimatsortes beendet hatte, besuchte er das Staatsgymnasium in Olmütz, und zwar in den Jahren 1850—1857. Mit dem Reifezeugnis ausgestattet, bezog er im October 1857 die Universität Wien, wo er hauptsächlich mathematisch-naturwissenschaftliche Collegien besuchte, um sich für das Mittelschul-Lehramt vorzubereiten [1]).

[1]) Seine Lehrer waren die Professoren und Docenten: J. Boehm (Botanik, Mikroskopie), E. Fenzl (Botanik), J. Friese (Allgemeine Naturgeschichte), R. Kner (Zoologie), A. Kunzek (Physik), F. Moth (Mathematik), E. Suess (Palaeontologie), F. Unger (Pflanzen-Anatomie und Physiologie), L. Zekeli (Geologie und Palaeontologie), F. Zippe (Mineralogie). Außerdem besuchte er die Collegien der Professoren A. Jäger (Österr. Geschichte) und F. Lott (Prakt. Philosophie und Psychologie).



Im März 1861 verließ Mik als 22jähriger Mann die Universität, nachdem er die Hausarbeiten zu seiner Lehramtsprüfung abgeliefert hatte. Er war nämlich vom Unterrichtsministerium eingeladen worden, eine Supplentenstelle am Gymnasium in Görz zu übernehmen. Und er kam dieser Einladung nach, da er sich hiezu wegen der ihm seit dem zweiten Semester seiner Universitätsstudien gewährten Staatsunterstützung jährlicher 315 Gulden verpflichtet fühlte.

Er supplierte in Görz vom 11. April 1861 bis 31. August 1865. Sein Director war der nachmalige Landesschulinspector Karl Ritter v. Holzinger.

Während des Schuljahres 1865/66 finden wir ihn wieder in Wien mit den Vorbereitungen zu seiner Lehramtsprüfung beschäftigt. Allein Krieg und Cholera störten ihn in seiner Arbeit, und er übernahm daher eine Supplentur mit voller Stundenzahl am Staatsgymnasium in Linz, die er während des ganzen Schuljahres 1866/67 besorgte. Director war damals Med. Dr. Columbus, der ebenfalls Naturgeschichte lehrte. In diesem Schuljahre hat Mik seine Lehramtsprüfung vollendet.

Im September 1867 erfolgte seine erste Anstellung als wirklicher Lehrer an dem neu errichteten Staats-Realgymnasium in Freistadt in Oberösterreich, an dem er durch vier Schuljahre (1867/68—1870/71) verblieb. 1869/70 war er mit der Leitung der jungen Anstalt betraut.

Hier in Freistadt war es, wo Mik seines Lebens treue Gefährtin, die liebende Gattin fand. Seine Ehe war eine glückliche und musterhafte.

Im Juli 1871 wurde Mik zum Professor der Naturgeschichte, Mathematik und Physik am akademischen Gymnasium in Wien ernannt, welches kurz vorher seinen jetzigen Prachtbau bezogen hatte.

Gleich in die erste Zeit seiner Wirksamkeit am akademischen Gymnasium in Wien, die den Hauptinhalt seines Lebens ausmacht, fällt die Geburt seines einzigen Kindes, eines Töchterchens, das ihm im Jahre 1885 plötzlich dahingerafft wurde.

Das war der schwerste Schicksalsschlag seines Lebens gewesen, er hatte den kräftigen Mann für längere Zeit dienstunfähig gemacht, so dass er für den Rest des Schuljahres 1884/85 beurlaubt werden musste, sonst hat er niemals, weder vorher noch nachher, einen Urlaub in Anspruch genommen. Allmählich trat an Stelle des herbsten Seelenschmerzes stille Wehmuth und Entsagung, und Mik nahm mit Beginn des Schuljahres 1885/86 seine gewohnte Thätigkeit wieder auf. Hatte er schon früher außer seinem Kinde fast nur der Schule und der Wissenschaft gelebt, so geschah dies jetzt in einem noch höheren Grade.

Schon von den früheren Stätten seiner Thätigkeit her war Mik der Ruf eines sehr geschickten Lehrers und Erziehers vorausgegangen, eines Pädagogen, der es verstand, den naturwissenschaftlichen Unterricht leicht fasslich und angenehm belehrend zu gestalten, der die Gabe besaß, den Schülern Lust und Liebe zum Gegenstande, zum Lernen einzuflößen, sie zur denkenden Betrachtung der Natur und ihrer so mannigfaltigen Erscheinungen anzuleiten, und den dafür die Schüler dankbaren Herzens hochschätzten, ja vergötterten. Als solcher bewährte sich Mik auch in Wien, und darauf ist es wohl zurückzuführen, dass ihm im Laufe der Jahre (1871/72—1891/92) nicht weniger als 18 Probecandidaten zur Einführung ins Lehramt von der hohen Unterrichtsbehörde zugewiesen wurden.

Ueber jeden dieser Probecandidaten hat Mik einen eingehenden, fachmännischen Bericht an die hohe Unterrichtsbehörde erstattet. Und diese hat ihm für die eifrige, gewissenhafte und von großem Interesse für den Gegenstand zeugende Mühewaltung bei Einführung der Probecandidaten ins Lehramt wiederholt Dank und Anerkennung schriftlich kundgegeben.

Seine lehramtliche und sonstige Thätigkeit wurde vielfach belobt und anerkannt; Beweis dessen die zahlreichen Anerkennungsschreiben

unter seinen hinterlassenen Papieren. Als Mik im Jahre 1884 nach 17jähriger definitiver Dienstleistung in die VIII. Rangsclasse versetzt wurde, erhielt er zugleich eine Verdienstzulage jährlicher 240 Gulden. In jener Zeit (1881—1886) war er auch Mitglied der Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen.

Von Sr. Majestät dem Kaiser wurde Mik wiederholt ausgezeichnet, und zwar 1894 mit dem Titel eines k. k. Schulrathes und im December 1898, als er auf eigenes Ansuchen in den bleibenden Ruhestand übernommen wurde, durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josef-Ordens.

Mik schied schweren Herzens und unter lebhaftem Bedauern seitens seiner Amtsgenossen und Schüler mit Ende des ersten Semesters des Schuljahres 1898/99 aus dem Verbande des akademischen Gymnasiums, an dem er durch nahezu 28 Jahre sehr ersprießlich gewirkt hatte.

Groß ist Mik als Mann der Wissenschaft zu nennen. Schon als Gymnasiast in Olmütz befasste er sich mit selbstgewählten wissenschaftlichen Fragen. So entstand als Ergebnis seiner damaligen botanischen Studien seine im Jahre 1860 bei Ed. Hölzel in Olmütz herausgegebene Erstlingsarbeit „Flora der Umgebung von Olmütz". Das Büchlein, welches LXIV und 148 Octavseiten enthält, wurde durch eine Reihe von Jahren von den Schülern des Olmützer Gymnasiums als Pflanzenbestimmungsbuch benützt. Eine weitere floristische Leistung ist sein im Jahre 1871 bei J. Zöttl in Freistadt verlegter „Beitrag zu einer Phanerogamen-Flora von Freistadt", der noch heute am Freistädter Gymnasium als Bestimmungsbuch in Verwendung stehen soll (8°, 128 SS.).

Schon als Supplent des Görzer Staatsgymnasiums war Mik Mitglied der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien (seit 1863), von der er bald nach seiner Anstellung in Wien zum Ausschussrathe gewählt wurde. Dieses Ehrenamt bekleidete er bis zum Jahre 1897, wo er sich wegen Überbürdung mit anderen wissenschaftlichen Arbeiten veranlasst sah, darauf zu verzichten. Während der Zeit seiner Mitgliedschaft sehen wir ihn wiederholt die Geschäfte eines Vicepräsidenten dieser Gesellschaft besorgen und an den Sitzungen und Discussionsabenden regen Antheil nehmen.

Das Schwergewicht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit liegt in seinen entomologischen Studien, namentlich in den äußerst zahlreichen, scharf durchdachten Schriften zur Kenntnis der Dipteren (Zweiflügler). Durch diese dipterologischen Arbeiten, welche häufig von sehr lehrreichen, vom Autor selbst meisterhaft gezeichneten Abbildungen (Tafeln) begleitet sind, hat Mik eine über Österreichs Grenzen weit hinaus reichende Berühmtheit erlangt. Er galt nicht bloß als ein vortrefflicher Kenner europäischer Dipteren, sondern als einer der tüchtigsten Dipterologen aller Culturstaaten der Erde. Wer immer einen Zweifel, eine Frage auf diesem Gebiete lösen wollte, wandte sich an Mik als an eine Autorität ersten Ranges. Die Zahl der Correspondenzen und Briefe, die er infolgedessen zu schreiben hatte, ist erstaunlich.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle seine in verschiedenen Zeitschriften[1]) zerstreuten Abhandlungen namentlich aufzuführen. Er selbst hat die bis zum Jahre 1890 veröffentlichten Arbeiten nach Titel und Inhalt in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt und in der von ihm in Gemeinschaft mit den Herren Edmund Reitter, kaiserl. Rath

[1]) Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien; Berliner Entomologische Nachrichten; Deutsche Medicinal-Zeitung, Berlin; Horae Societatis Entomol. Russicae, Petersburg (Trudy Russkago Entom. Obszcz.); Wiener Entomolog. Zeitung; Jahresber. üb. d. akad. Gymnas. Wien; Fauna von Hernstein in Niederösterreich (von G. v. Beck); Wiedemayers Badeschrift „Obladis" (Innsbruck) usw.



in Paskau (Mähren) und Friedrich Wachtl, Professor an der Hochschule für Bodencultur in Wien, gegründeten „Wiener Entomologischen Zeitung“, deren Chef-Redacteur Mik bis zu seinem Tode war[1]), veröffentlicht, und zwar unter dem Titel: „Ein Beitrag zur Bibliotheca Entomologica“. (Vgl. „Wiener Entomolog. Zeitung“ 1891, S. 65—96.)

Aus diesem Repertorium, in welchem nicht weniger als 113 Abhandlungen aus dem Gebiete der Insectenkunde (fast ausschließlich Dipteren betreffend) aufgeführt sind, ist der Umfang, sowie Zeit und Ort des Erscheinens jeder Arbeit und die Zahl der etwa beigegebenen Tafeln usw. zu ersehen. Den Anfang dieser langen Reihe von Publicationen machen seine dipterologischen Studien in der Umgebung von Görz, welche in den Verhandlungen der zoolog.-botan. Gesellschaft in Wien, und zwar in den Jahrgängen 1863, 1864 und 1866 niedergelegt sind und beweisen, dass Mik schon als supplierender Gymnasiallehrer die Zweiflügler liebgewonnen hatte. Auf seine Arbeiten „Dipterologische Untersuchungen“ (1878), „Dipterologische Mittheilungen“ (1880—1881), „Dipterologische Miscellen“ (aus verschiedenen Jahren) usw., wird besonders hingewiesen.

Die seit dem Jahre 1891 erschienenen entomologischen Arbeiten Miks, deren Zahl auch noch mehr als 60 beträgt, und die sich zum Theile mit den gallenerzeugenden Dipteren (Cecidomyiden oder Gallmücken) befassen, können in den letzten zehn Jahrgängen der „Wiener Entomologischen Zeitung“ nachgesehen werden. Übrigens dürften dieselben als Vervollständigung des oberwähnten Repertoriums demnächst in dieser Zeitschrift übersichtlich und chronologisch zusammengestellt werden.

In derselben Zeitschrift finden sich außer vielen Originalarbeiten Miks auch zahlreiche Berichte (Referate) über entomologische Arbeiten anderer Autoren aus der Feder des Verewigten (siehe Literatur).

Durch alle diese sehr ins Detail gehenden und überaus gründlichen Arbeiten hat Mik das Studium der Dipterenkunde mächtig angeregt und gefördert. Die Zahl der von ihm entdeckten neuen Gattungen, Arten und Varietäten ist sehr groß. Nur beispielsweise sei erwähnt, dass in seiner Programmarbeit vom Schuljahre 1877/78, betitelt „Dipterologische Untersuchungen“, nicht weniger als zwölf neue Gattungen und sieben neue Arten (meist aus der Dipterenfamilie der Dolichopodiden) beschrieben werden. Auch sind ihm zu Ehren von anderen Entomologen viele neue Insectenarten und selbst mehrere Gattungen (Mikia, Mikiella, Mikimyia usw.) benannt worden. Ja sogar eine neue Pflanzenart wurde ihm gewidmet.

In den letzten Jahren studierte M., ohne gerade seinen Dipteren untreu zu werden, mit Vorliebe das bis jetzt wenig betretene Gebiet der blattminierenden Insecten, indem er während seines alljährlichen Sommeraufenthaltes in Hainfeld a. d. Gölsen und auch sonst zahlreiche wichtige und grundlegende Beobachtungen machte und aus verschiedenen Insectenordnungen interessantes Material sammelte. Schreiber dieser Zeilen sah zu Ostern v. J. zahlreiche, sehr schöne, auf diesen Gegenstand bezügliche Zeichnungen (meist colorierte kleine Tafeln), welche M. bereits mit erläuternden Erklärungen und Beschreibungen versehen hatte. Nicht bloß um die diesbezügliche Priorität des verstorbenen Forschers zu wahren, sondern auch im Interesse der Wissenschaft wäre es sehr zu wünschen, dass die namhaften Ergebnisse dieser Studien sammt den zugehörigen Bildern möglichst bald veröffentlicht würden.

---

[1]) Die der „Wiener Entomologischen Zeitung“ von Mik gegebene Einrichtung, die Gliederung und Anordnung des Stoffes, die Ausnützung des Raumes und der verschiedenen Druckarten, die Inhaltsübersicht, das Namenregister usw., das alles ist geradezu musterhaft und nachahmenswert.

Auch auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur finden wir M. hervorragend thätig. So gab er im Vereine mit dem Unterzeichneten seit 1887, d. i. seit dem Tode des Regierungsrathes Director A. Pokorny, die an den meisten österreichischen Mittelschulen in Verwendung stehenden Pokorny-schen Lehrbücher der Naturgeschichte des Thierreiches (20.—25. Aufl.), des Pflanzenreiches (17.—21. Aufl.) und des Mineralreiches (14.—19. Aufl.) für die unteren Classen der Mittelschulen weiter heraus. Dass M. bei den Bearbeitungen der Pokorny'schen Lehrbücher zumeist den schwierigeren Theil der gemeinsamen Arbeit (freiwillig) übernahm, soll hier gerne zugestanden werden.

Gegenüber dem von mehreren Seiten gemachten Vorschlage, die Pokorny'schen Bücher gänzlich umzuarbeiten, wodurch sie aufgehört hätten, die Pokorny'schen Bücher zu sein, verhielt er sich im Einverständnisse mit seinem Mitarbeiter ablehnend. Er war in diesem Punkte sehr conservativ, und zwar nicht bloß in pietätvoller Rücksicht auf Pokorny, sondern auch in Rücksicht auf die Anschauungen und methodischen Bedürfnisse der meisten Lehrer der Naturgeschichte österreichischer Mittelschulen. Selbstverständlich hinderte ihn das aber nicht, wirkliche Mängel und entschiedene Unrichtigkeiten sofort zu beseitigen, bezw. etwas, was er als gut und zweckmäßig erkannt hatte, aufzunehmen.

Nach dem Ableben des Universitäts-Professors Dr. Vitus Graber (1892) erhielt Mik den ehrenvollen Auftrag, dessen Leitfaden der Zoologie für die oberen Classen der Mittelschulen (in 2. und 3. Aufl.) fortzusetzen. Auch dieser Aufgabe hat er sich vollkommen gewachsen gezeigt.

Weiters verfasste Mik mit Professor Dr. P. Pfurtscheller aus Anlass der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien (1894) einen „Katalog der naturhistorischen Lehrmittelsammlung der Wiener Mittelschulen“, nachdem er im Vereine mit dem Genannten und mit anderen Wiener Mittelschul-Professoren eine sehr gelungene Ausstellung dieser Lehrmittel veranstaltet hatte. (Vgl. „Österr. Mittelschule“, IX. Jahrg., S. 192—195, und Katalog der Ausstellung der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, Wien 1894.)

Endlich sei noch erwähnt, dass Mik zahlreiche Gutachten und Referate über naturgeschichtliche Lehrtexte, Bilderwerke, Präparate usw. verfasste, die theils an das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht erstattet, theils in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien u. a. veröffentlicht wurden. —

So konnte Mik auf eine sehr erfolgreiche Thätigkeit, auf ein inhaltsreiches Leben, von dem er nicht weniger als 38 Jahre der Schule, bezw. ebensoviele der Wissenschaft gewidmet hatte, mit Befriedigung zurückblicken. Und er war zufrieden; er war glücklich, wenn er, ein Feind des politischen oder nationalen Parteikampfes, sich in seine frei gewählten Arbeiten und Studien vertiefen und so jenes schwere Leid vergessen konnte, das ihm ein missgünstiges Schicksal durch den Raub seines einzigen, geliebten Kindes zugefügt hatte. Ein Gemüthsmensch edler Art, ein liebenswürdiger, reiner und unantastbarer Charakter und bei all seinen Vorzügen ein bescheidener Mann, war M. bei allen, die mit ihm in Berührung kamen, hoch geschätzt und beliebt.

Sein Scheiden vom Freistädter Gymnasium beschreibt das erste, von seinem damaligen Director verfasste Programm dieser Anstalt in der rührendsten Weise.

Von der Stadtgemeinde-Vorstehung Freistadt hat Mik damals mehrere Dankschreiben erhalten, in welchem seine großen Verdienste um die naturgeschichtliche Lehrmittelsammlung des dortigen Gymnasiums in lobender Weise hervorgehoben werden und sein Scheiden von Freistadt tief bedauert wird.

Wie ungern man ihn vom akademischen Gymnasium in Wien scheiden sah, geht aus dem Jahresbericht über diese Anstalt vom Schuljahre 1898/99 hervor.

Als es unter seinen Wiener Schülern bekannt wurde, dass sich Mik von seinem Lehramte zurückziehen wolle, entstand eine förmliche Bewegung unter ihnen, und einige schrieben (anonyme) Briefe an ihren lieben Lehrer, worin sie ihn auf das inständigste baten, von diesem Gedanken abzustehen.

Ein Beweis für seine große Bescheidenheit ist Folgendes: Als er das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens erhalten hatte, wollte ihm sein Director diese Auszeichnung in einer Festversammlung aller Lehrer und Schüler überreichen. Mik aber lehnte dies ebenso höflich als entschieden ab, so dass die Überreichung in aller Stille stattfinden musste. Gleichwohl hat ihn die kaiserliche Anerkennung seines Wirkens mit inniger Freude und Befriedigung erfüllt.

Auch in seinem Ruhestande war M. unermüdlich thätig. Selbst bei seinen Spaziergängen in Wald und Flur, die doch der Erholung gewidmet sein sollten, war sein Geist mit dem Beobachten und Vergleichen dieser oder jener Erscheinung beschäftigt. So überraschte ihn gleichsam mitten in der Arbeit der unerbittliche Tod, so dass er vieles nicht abschließen konnte, was er noch gerne in Ordnung gebracht hätte, denn er war sehr genau und ordnungsliebend, wovon seine hinterlassenen Sammlungen, Bücher, Schriften, Literaturverzeichnisse und Zettelkataloge ein beredtes Zeugnis ablegen, und was auch Schreiber dieser Zeilen, der durch eine lange Reihe von Jahren mit ihm gemeinsam zu arbeiten das Glück hatte, bezeugen kann.

Im akademischen Gymnasium und auch anderwärts hat die Nachricht von dem Tode Miks eine große Aufregung hervorgerufen. Amtsgenossen, Freunde und Schüler des so plötzlich Abberufenen wetteiferten in der letzten Ehrung des geliebten Freundes, des geliebten Lehrers, indem sie seinen Sarg mit herrlichen Blumen und Kränzen schmückten. Die feierliche Bestattung erfolgte Montag den 15. October 1900.

Have pia anima! Höre, geliebter Freund, noch die letzten Worte! Für uns bist Du nicht todt, nein, in der Erinnerung, im Gedächtnis Deiner treuen Gattin, Deiner Freunde und Amtsgenossen, Deiner Schüler lebst Du fort und fort. Wir werden in Wehmuth Dein gedenken immerdar. Möge Dir die Erde Deiner zweiten, geliebten Heimat leicht sein! Schlafe wohl!

Klagenfurt. Dr. R. Latzel.

Standesangelegenheiten.

Nach amtlichen Mittheilungen fanden im Solarjahre 1900 folgende Beförderungen in höhere Rangsclassen statt:

Von Directoren wurden in die VI. Rangsclasse befördert 28, von Professoren in die VII. Rangsclasse 281 (gegen 230 im Vorjahre), von Professoren in die VIII. Rangsclasse 252; die Gesammtzahl der Beförderten hat demnach die Höhe von 561 erreicht.

Die dankenswerte liberale Durchführung des Gehaltsgesetzes vom Jahre 1898 seitens der Unterrichtsverwaltung wird zur Behebung des bestehenden Lehrermangels wesentlich beitragen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Theorie Leukas-Ithaka.

Das kephallenische Reich des Odysseus, der Schauplatz, auf dem sich die Handlung des Epos vorwiegend abspielt, umfasste die Westküste Akarnaniens, die ihr im Westen und Südwesten vorgelagerten Inseln und wahrscheinlich den südwestlichen, von der ambrakischen Bucht bespülten Theil der epirotischen Küste. Das Epos nennt zunächst vier Inseln von größerer Bedeutung und Ausdehnung: Ithaka, Samos, Dulichion, Zakynthos. Der Name der letzteren Insel hat sich bis in die classische Zeit unverändert erhalten, das heutige Zante. Der Name der akarnanischen Samos aber war schon im VI. Jahrhundert v. Chr. erloschen. Diese Erscheinung steht nicht vereinzelt da; während der seit der Dichtung der ersten Odyssee-Lieder verflossenen Jahrhunderte waren auch viele andere geographische Benennungen spurlos verschwunden und so mancher Ort hatte seinen Namen wechseln müssen. Ich will nur ein Beispiel anführen: Strabo (Geogr. ed. Meineke 1857) gibt 457, 17 an, dass die jonische Samos ursprünglich Melamphyllos, später Anthemis und dann Parthenia hieß. Die Erklärung dafür liegt offen. Die großen, von Nord nach Süd sich fortpflanzenden Völkervorstöße, die man noch immer und mit Unrecht dorische Völkerwanderung nennt, haben die fast über alle Küsten und Inseln des Mittelmeerbeckens verbreitete mykenische Cultur abgebrochen. Während diese in den nachfolgenden Jahrhunderten allmählich auslebte, vollzog sich zwischen den Bruchtheilen der eingewanderten Völkerschaften und den früher ansässigen Bewohnern der langwierige Process der Verschmelzung. Diese Zeit, die man zwischen das XI. und VII. Jahrh. v. Chr. ansetzen mag, ist selbst in Bezug auf die später in der Geschichte hervortretenden Stämme noch nicht aufgeklärt, von den akarnanischen Inseln wissen wir aus dieser Periode gar nichts. Denn die kühnen Handelszüge der Korinthier, welche sich im jonischen Meere bis über Kor-

kyra hinaus erstreckten und die Gründung mehrerer Colonien auf den akarnanischen Inseln zur Folge hatten, fallen schon in den Anfang der historischen Zeit. Dass während der Dauer einer so langen und bewegten Zeitperiode, wo Völkerschaften vordrangen, sich neue Wohnsitze suchten und wieder von nachrückenden Elementen verdrängt wurden, die alten Namen der am äußersten Ende griechischer Erde liegenden, für die weitere Fortentwicklung Griechenlands nicht besonders wichtigen Inseln leicht in Vergessenheit gerathen konnten, oder doch die Erinnerung an sie so weit getrübt wurde, dass man schließlich nicht mehr mit Sicherheit bestimmten Inseln die homerischen Namen beizulegen vermochte, müsste jeder auch ohne überlieferte Angaben zugeben. Aus Strabos Geogr. X 2 p. 452—459 erhellt aber, dass man schon in der zweiten Hälfte des VI. Jahrh. v. Chr., also gleichzeitig mit dem Erwachen eines regeren Interesses für die homerischen Dichtungen, die damaligen Inseln Ithaka, Kephallenia und Dulichion mit den homerischen nicht identificieren durfte, sondern gezwungen war, durch Interpretation der betreffenden Stellen aus dem Schiffskatalog und der Odyssee die alten Namen auf die jetzigen Inseln zu vertheilen. Ähnliche Versuche wurden von Logographen begonnen, von Atthidenschreibern, alexandrinischen Grammatikern und Commentatoren Homers fortgesetzt, führten aber zu keinem endgiltigen Abschlusse. Strabo bespricht folgende, auch untereinander widersprechende Ansichten seiner Gewährsmänner.

456, 14: „*οὐδὲ Παλεῖς Δουλίχιοι ὑφ' Ὁμήρου λέγονται, ὡς γράφει Φερεκύδης.*" Der Logograph aus Leros, der zur Zeit des Pisistratus zu Athen lebte, hält die auf der Insel Kephallenia liegende Stadt Pale für Dulichion. Bezeichnend ist, dass auch Pausanias, dem Strabos geographisches Werk sicherlich genau bekannt war, diese Ansicht gelten lässt. Paus. descr. Graeciae ed. Schubart VI 15, 7 (490): „*οὗτοι δὲ οἱ Παλεῖς ἐκαλοῦντο Δουλιχιεῖς τὰ ἀρχαιότερα.*"

456, 14: „*οὐδ' Ἑλλάνικος ὁμηρικὸς Δουλίχιον τὴν Κεφαλληνίαν λέγων.*" Der Logogragh aus Mytilene, der Zeitgenosse des Herodot und Thukydides, hat für seine *Αἰολικά* auch über die akarnanischen Inseln Erkundigungen eingezogen und bezeichnet Dulichion nicht als eine Stadt, sondern als eine Insel, und zwar als das damalige Kephallenia.

456, 14: „*οὔτε τῆς Κεφαλληνίας τὸ Δουλίχιον, ὡς Ἀνδρων φησίν.*" Dieser dem III. Jahrh. v. Chr. angehörige Atthidenschreiber aus Halikarnass erklärt, dass Dulichion ein Theil von Kephallenia sei oder doch zu diesem gehöre.

Ohne Namen zu nennen, fährt Strabo fort.

456, 14: „*οὐκ ὤκνησαν δέ τινες τὴν Κεφαλληνίαν τὴν αὐτὴν τῷ Δουλιχίῳ φάναι· οἱ δὲ τῇ Τάφῳ, καὶ Ταφίους τοὺς Κεφαλληνίους, τοὺς δ' αὐτοὺς καὶ Τηλεβόας.*" Im weiteren erzählt er, dass der aus Athen vertriebene Kephalos die

Insel Taphos erobert und nach seinem Namen benannt habe, und schließt mit den Worten: „ταῦτα δ' οὐχ ὁμηρικά". Es fällt auf, dass Pausanias auch diese Widerlegung Strabos nicht gelten lässt, cf. I 37, 6 (91): „Κέφαλον γὰρ τὸν Δηΐονος συνεξελθόντα λέγουσιν Ἀμφιτρύωνι ἐπὶ Τηλεβόας τὴν νῆσον οἰκῆσαι πρῶτον, ἣ νῦν ἀπ' ἐκείνου Κεφαλληνία καλεῖται."

Über die Lage des homerischen Dulichion war man somit vollständig im unklaren; doch auch über Kephallenia und Ithaka selbst waren die Ansichten getheilt. Strabo 454, 10: „οὐ γὰρ εὐκρινῶς ἀποδίδωσιν ὁ ποιητὴς οὔτε περὶ Κεφαλληνίας οὔτε περὶ τῆς Ἰθάκης καὶ τῶν ἄλλων πλησίον τόπων, ὥστε καὶ οἱ ἐξηγούμενοι διαφέρονται καὶ οἱ ἱστοροῦντες." Aus diesen Worten erhellt, dass Strabo eine Anzahl verschiedener Ansichten über Ithaka und Kephallenia vorgefunden hat, dieselben aber unerwähnt lässt. — Bei der Besprechung der Insel Asteris citiert er den Skepsier 456, 16; es ist jener Demetrios aus Skepsis, der neben Eratosthenes dem Apollodoros bei der Abfassung des Commentars zum Schiffskatalog als Quelle diente. Demetrios behauptet, es habe die Insel Asteris nicht mehr dieselbe Gestalt wie zu Zeiten Homers, wobei er an den δ 846 erwähnten Doppelhafen denkt. Apollodoros widerspricht, Asteris sei noch immer, wie früher, auf derselben liege das Städtchen Alalkomenai; Strabo stellt dies dahin richtig, dass Alalkomenai nicht auf Asteris, sondern auf dem beide Theile Ithakas verbindenden Isthmus liege.

Schon diese wenigen Stellen, deren Anzahl aus der Homerliteratur des Alterthums ergänzt werden kann, geben Zeugnis von der Vielfältigkeit der Untersuchungen, welche über die Lage der odysseeischen Inseln angestellt wurden. Der innere Grund derselben aber kann nur in der vielleicht durch alte Tradition, vielleicht auch durch Autopsie gewonnenen Erkenntnis liegen, dass sich die von Homer genannten und bezeichneten Inseln mit den damals Ithaka, Kephallenia und Dulichion benannten, trotz der in zwei Fällen bestehenden Namensgleichheit nicht decken. Ferner erhellt aus den früher erwähnten Citaten, dass Strabo bei der Abfassung seines geographischen Werkes die Frage nicht nur nicht erledigt, sondern in einzelnen Punkten geradezu entgegengesetzte Ansichten und Behauptungen vorfand. Bei seinem in der Beschreibung Griechenlands überall zutage tretenden Bestreben, Homer zu interpretieren, kann auch er die Frage nicht unberücksichtigt lassen. Wie weit er in seinen Untersuchungen selbständig ist, oder aber von Apollodoros abhängt (cf. Niese, Rhein. Mus. XXXII, p. 267 und Hermes XIII, p. 12) ist gleichgiltig. — Er stellt folgende Behauptungen auf:

a) 452, 8: Leukas war in alten Zeiten eine zu Akarnanien gehörige Halbinsel. Korinthier nahmen im VI. Jahrh. v. Chr. die Küste in Besitz und drangen bis zum ambrakischen Meerbusen vor; sie durchschnitten den Isthmus und machten dadurch die

Halbinsel zur Insel; sie verpflanzten die alte Stadt Neritos neben die Stelle, wo früher der Isthmus war, nun aber die durch eine Brücke verbundene Meerenge sich befindet, und nannten die Stadt Leukas, wahrscheinlich von dem weißen Fels, so dass nunmehr die ganze Insel den Namen daher bekommen hat;

b) 455, 18: Kephallenia ist die homerische Insel Samos oder Same, auf welcher die gleichnamige Stadt lag;

c) 454, 11, 12: Homers Ithaka ist das jetzige Ithaka;

d) 456, 16: das hom. Asteris ist der kleine, zwischen Ithaka und Kephallenia aus dem Meer sich erhebende Fels Asteria; Dulichion ist eine der Echinaden, ebenso das hom. Thoai das jetzige Oxiai.

Obwohl diese Hypothesen in der Folgezeit, weil ja die Vorliebe für Homerexegese rasch erkaltete und endlich ganz erlosch, ununtersucht, aber auch unbeachtet blieben — denn weder Plinius, noch Pausanias oder irgend einer der späteren Schriftsteller nehmen auf dieselben Rücksicht — behielten sie Giltigkeit und bildeten, als man nach 1800 Jahren wieder daran gieng, das Reich des hom. Helden aufzusuchen und näher kennen zu lernen, die Grundlage für weitere Forschungen. Daraus aber, dass auch diese neueren Untersuchungen und die aus denselben gewonnenen Schlüsse weit auseinander gehen und nicht in einem einzigen Punkte eine bestimmte Bestätigung dafür ergaben, dass die jetzigen localen Verhältnisse mit den Angaben Homers im Einklang stehen, erwächst die Verpflichtung, vor allem anderen zu prüfen, inwieweit Strabos Hypothesen, von welchen doch die neueren Forschungen ausgiengen, begründet erscheinen, und ob man überhaupt berechtigt war, dieselben als Ausgangspunkt zu wählen.

a) Leukas, behauptet Strabo, sei ursprünglich durch einen Isthmus mit dem Festlande verbunden, daher eine Halbinsel gewesen. Diese Ansicht war im Alterthum allgemein verbreitet. In gleichem Sinne berichtet Plinius nat. hist. IV 2: „Leucadia ipsa peninsula, quondam Neritis appellata, opere accolarum abcissa a continenti ac *redita* ventorum flatu congeriem arenae accumulantium.“ (cf. Thuk. I 30; III 81; IV 8; Plutarch, de sera numinis vindicta 7; Arrianus Indica 41, 2, 3 usw.)

Geologische Untersuchungen aber, welche in der neuesten Zeit auf Leukas und der gegenüberliegenden Küste angestellt wurden, haben in überraschender Weise festgestellt, dass Leukas ursprünglich keine Halbinsel, sondern eine an der Nordostseite vom Festlande durch einen Wasserweg von mindestens 600 bis 1000 m Breite getrennte Insel war, und dass sich, weil durch die gerade dort besonders starke Meeresströmung der nordöstliche Theil nach und nach abgeschwemmt wurde, im Laufe der Jahrhunderte aus Sand und kleinen Steinen eine Düne gebildet hat. An der Wahrheit dieses Ergebnisses ist nicht zu zweifeln; daher steht es fest, dass zwischen Akarnanien und Leukas kein Isthmus,

sondern nur eine nach und nach sich ausbreitende Ablagerung bestand, und dass die Korinther nach der Gründung der Leukas-Colonie nicht den Durchstich eines Festlandes ausführten, sondern nur einen versandeten Wasserweg erweiterten und vertieften. Es ist nun wahrscheinlich, dass sie, um aus Handelsrücksichten die kürzeste und leichteste Wasserstraße von Norden her sicher beherrschen zu können, die Düne von beiden Seiten her zu einem Molo befestigten und durch eine Brücke verbanden, somit den Wasserweg absperrten. — Dadurch aber wurde für die Folgezeit die Vereinigung der Sand- und Steinmengen erleichtert, so dass sich die Düne wieder schloss, was Plinius erwähnt. Nach vielen tausend Jahren wird wohl Leukas dauernd mit dem Festlande verbunden sein, ursprünglich war es eine Insel und zur mykenischen Zeit dürfte die Versandung nur so weit vorgeschritten gewesen sein, dass man die seichte und schmale Wasserstraße mit den damaligen kleinen Fahrzeugen ganz gut zur Durch- und Überfahrt benützen konnte.

Die Aufdeckung dieses Irrthums, in welchem allein die Erklärung dafür liegt, dass bei der Vertheilung der homerischen Inseln Leukas niemals in Betracht gezogen wurde, drängt die ganze Frage in eine neue Richtung. Denn während man früher für die vier größeren Inseln der Odyssee thatsächlich nur drei vorfand, und, um die vierte zu finden, zu einer der kleinen, durch die Ausmündung des Achelous versandeten, öden und spärlich bevölkerten Echinaden (cf. Thuk. II 102) greifen musste, wird man von nun an auch Leukas in den Kreis der Untersuchungen einbeziehen und die homerischen Namen auf vier größere, nahe aneinander liegende Inseln vertheilen können.

b) „Kephallenia ist die hom. Samos." Als Beweis für seine Behauptung zieht Strabo eine in der Odyssee zweimal gleichlautend vorkommende Stelle herbei, *δ* 671 und *ο* 29: „*ἐν πορθμῷ Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης.*" Weil Ithaka an der Ostseite des Sundes von Viscardo liegt, muss, so schließt Strabo, das gegenüber liegende Kephallenia die homerische Samos sein. Dieser Schluss ist nicht zwingend, weil die Prämissen nicht unbedingt wahr und giltig sind. Denn abgesehen davon, dass die Identität des homerischen mit dem damaligen Ithaka schon zu seiner Zeit nicht allgemein anerkannt wurde, so dass er zuerst diesen Zweifel hätte entfernen müssen, ist es durchaus nicht erwiesen, dass hier kein anderer als der zwischen Ithaka und Kephallenia liegende Sund verstanden werden kann. *Πορθμός* ist gleichbedeutend mit *πόρος*; *πόρος* aber bedeutet nicht immer Furt oder Sund, sondern auch, wie aus *β* 434, *ϑ* 183, *μ* 434, *Ω* 8 hervorgeht, im allgemeinen Pfad oder Weg zu Wasser und zu Land. Zwischen Leukas im Norden und Ithaka-Kephallenia im Süden, zwischen Cap Doucato und Cap Marmaka liegt die noch heute am meisten benützte Straße für die Verbindung Korfu —

Patras. Ist denn die Möglichkeit ausgeschlossen, dass der hom. Sänger mit *πορθμός* an unseren Stellen diese Wasserstraße gemeint habe? Strabos Annahme ist demnach zum mindesten nicht unanfechtbar. Und wenn er später hinzufügt, dass noch zu seiner Zeit die Ruinen der alten Stadt Same sichtbar waren, musste er zuerst nachweisen, dass es eben die Überreste der hom. Stadt Same und nicht etwa die einer anderen, ebenfalls untergegangenen Stadt waren.

c) Nicht minder unglücklich ist Strabo bei dem Beweise, dass Ithaka das homerische sei. Er führt eine Stelle an, die allerdings für die locale Bestimmung der Insel maßgebend ist und deshalb im zweiten Theile dieses Aufsatzes eingehender besprochen werden muss. *ι* 25, 26: „*αὐτὴ* (*Ἰθάκη*) *δέ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται - πρὸς ζόφον, αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε.*“ Odysseus bestimmt hier die Lage Ithakas in dreifacher Weise: im Verhältnis zum gegenüberliegenden Festland, in Bezug auf die Himmelsgegend und im Verhältnis zu den umliegenden Inseln, also Ost, Nord, Süd. — Die Supposition derjenigen Bedeutung von *χθαμαλός*, welche aus *N* 683, wo die niedrigste Stelle der Mauer *χθαμαλώτατον* genannt wird, aus *λ* 194, *χθαμαλαὶ εὐναί*, das niedrige, auf der Erde liegende Blätterlager, aus *μ* 101 *σκόπελον χθαμαλώτατον*, ein Felsen von geringerer Höhe, und aus mehreren Stellen attischer Schriftsteller erhellt, und die dem Sinne von *ταπεινός* gleichkommt, zieht unleugbare Widersprüche nach sich. Denn das charakteristische Merkmal der Insel, die zackigen Felsen, *τρηχεῖα* (cf. *ι* 27, *κ* 463, *ν* 242, *ξ* 1) und Telemachs Ausspruch *δ* 605, dass es in Ithaka an Wiesen und Ebenen fehle, schließen den Begriff „niedrig, eben“ aus. Diesen Widerspruch versuchten die Commentatoren durch Interpretation des Adjectivs zu beheben. Strabo schließt sich einer der Auslegungen an und schreibt 454, 12: „Man nimmt hier *χθαμαλός* nicht für *ταπεινός*, sondern für ‘sehr nahe dem Festlande’, und *πανυπέρτατος* nicht für *ὑψηλότατος*, sondern für ‘am höchsten gegen die Finsternis’. Ithaka ist nämlich die am höchsten gegen Norden gelegene Insel. *ἄνευθε* aber bedeute, ‘weit weg, abgesondert’, so dass die übrigen Inseln weit hin gegen Süden und weiter vom festen Lande weg lagen, Ithaka aber am nächsten dem Festlande und am höchsten gegen Norden.“

Wieso es dem Geographen aus Amaseia entgehen konnte, dass gerade diese an sich richtige Auslegung der die Lage des hom. Ithaka schildernden Verse ganz deutlich drei Merkmale angibt, von denen nicht ein einziges dem damaligen Ithaka zukommen kann, lässt sich nur daraus erklären, dass er eben niemals diese Inseln sah und ihre Lage zu einander und zu dem Festlande vergleichen konnte. Erstens kann Ithaka nicht als diejenige Insel bezeichnet werden, welche am höchsten gegen Norden liegt; denn wenn man auch Leukas, die Strabo nur als Halbinsel kannte,

nicht in Betracht zieht, liegen noch fünf größere Inseln nördlicher als Ithaka: Attakos, Arkòndhi, Kastos, Kalames und Meganisi. Zweitens befindet sich Ithaka durchaus nicht in der Nähe des Festlandes; ein Dampfschiff benöthigt, um die Strecke zur akarnanischen Küste zurückzulegen, etwa drei Stunden, für homerische Schiffer war es mindestens eine halbe Tagesreise; viel richtiger hätte der Insel Dulichion, die Strabo als eine der Echinaden bezeichnet, das Attribut *χθαμαλός* beigelegt werden können, wenn es je die von jenem antiken Interpreten willkürlich angenommene Bedeutung gehabt hätte. Und drittens: Unter *αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε* können nur die im vorhergehenden Verse genannten Inseln Samos, Dulichion und Zakynthos gemeint sein. Wenn Homers Ithaka das damalige Ithaka, Samos aber, wie Strabo behauptet, Kephallenia ist, dann liegt doch Samos von Ithaka aus weder *πρὸς ἠῶ*, noch *πρὸς ἠέλιον*, sondern *πρὸς ἑσπέραν*. Es deckt sich somit Strabos Annahme in keinem Punkte mit der Wirklichkeit.

d) Worauf sich die Annahme stützt, dass Dulichion zu den Echinaden gehöre und Asteria die hom. Asteris sei, bleibt ganz unerwähnt. I 59 erwähnt Strabo, dass sich Asteria vollständig verändert habe und nun nicht einmal einen Ankerplatz, geschweige denn einen Doppelhafen besitze, und führt dies, ebenso wie das Verschwinden der Nymphengrotte Ithakas, auf außerordentliche Naturereignisse zurück.

Die Analyse der von Strabo aufgestellten Hypothesen hat somit ergeben, dass dieselben nicht hinreichend begründet sind und zum Theil der wirklichen Lage der betreffenden Inseln nicht entsprechen. Umsomehr muss es befremden, dass die Männer, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Ithaka bereisten und durchforschten, dieselben nicht als unbrauchbar ablehnten und nicht einmal den Versuch anstellten, aus den betreffenden Andeutungen der homerischen Sänger auf theoretischem Wege eine neue Basis für die weiteren Forschungen zu finden. Vom ersten Spatenstich an, mit welchem die Ausgrabungen auf Ithaka begannen, betrachtete man als feststehend, dass Ithaka das homerische Ithaka sei und concentrierte die ganze Thätigkeit nur auf diese einzige Insel. Dieses Vorurtheil und die so leicht zur Selbsttäuschung verleitende Phantasie, welche selbst auf den kühlsten Fachmann beim ersten Betreten dieses classischen Bodens mächtig einwirkt, führten jene Männer zu der Überzeugung, in Ithaka die Angaben Homers vollinhaltlich, ja selbst bis ins kleinste Detail bestätigt gefunden zu haben.

So fand William Gell, der 1806 mit einigen Freunden Ausgrabungen auf Ithaka unternahm, auf dem die Inselhälften ver-

bindenden Isthmus, auf dem Berge Aëtos, Ruinen und große Steinblöcke, und glaubte, dass dies die Überreste der Burg des Odysseus seien. Seine Nachfolger bestätigten dies. 1832 landete Thiersch an der Insel und entdeckte sogar die Nymphengrotte. Diesen Vermuthungen trat R. Hercher (Hermes, 1866. I. p. 263—280) scharf entgegen und wies nach, dass, wie er selbst p. 263 sagt, zwischen dem Ithaka Homers und der Wirklichkeit eine Reihe factischer Widersprüche bestehe, die nicht hinwegzuinterpretieren sind. Was aber Hercher über die Entstehung der in den Epen verwendeten Ortsnamen und die Glaubwürdigkeit aller auf das Reale sich erstreckenden Angaben, welche von den Sängern der damaligen Culturperiode in die Dichtungen eingeflochten wurden, behauptet, liest man wie ein Blatt aus vormärzlicher Zeit, da ja das Gefüge dieser und ähnlicher Theorien durch die mykenischen Ausgrabungen für immer zerstört ist. Jenen durch Herchers Widerlegung veralteten Ansichten sind auch in späterer Zeit einige Gelehrte treu geblieben, so H. Schliemann, welcher die Resultate seiner Ausgrabungen auf Ithaka in dem Buche „Ithaka, Peloponnes und Troja" veröffentlichte (cf. C. Schuchardt „Schliemanns Ausgrabungen") und Alex. v. Warsberg in seinen beiden belletristisch sehr wertvollen Werken „Odysseeische Landschaften" (1878) und „Ithaka" (1887). An allen diesen, wenn auch verfehlten, aber sicherlich ehrlichen Arbeiten Kritik zu üben, ist nicht unsere Sache; sie haben das eine wenn auch nur negative Verdienst, gezeigt zu haben, dass man sich der Lösung der Aufgabe nicht einen Schritt genähert hat. Leakes (Travels in Northern Greece III) Urtheil, dass die Stadt des Odysseus nicht am Isthmus liegen könne, sondern an einer anderen Bucht der Insel gesucht werden müsse, erweiterte das Feld der Forschung. Partsch, Kephallenia und Ithaka (Ergänzungsheft Nr. 98 zu Petermanns Mittheilungen 1890) und E. Reisch, Ithaka (*Serta Harteliana* 1896, p. 146—159) verlegen Stadt und Burg des Odysseus in die nördliche Inselhälfte in die Nähe von Stavrós, das Gehöfte des Eumaios in die südliche Inselhälfte auf die Hochebene von Marathiá. — Im Jahre 1900 kam Dörpfeld mit Goekoop nach Ithaka, um Ausgrabungen vorzunehmen. Die Untersuchungen der ersten Tage haben mit Sicherheit erwiesen, dass die von Gell gefundenen Ruinen wohl griechisch, aber nicht mykenisch sind; und da auch alle anderen Örtlichkeiten der südlichen Inselhälfte mit den Angaben der Odyssee nicht in Einklang gebracht werden konnten, vermuthete er, dass, wenn das jetzige Ithaka wirklich das alte sei, der Palast des Odysseus nur auf dem nördlichen Theile der Insel gesucht werden könne. Es fand sich in der That nicht weit von Stavrós entfernt eine Stelle, die nach Analogie der argolischen Burgen auf eine mykenische Ansiedlung schließen ließ. Man hat daher dort gegraben und die ganze Gegend auf das sorgfältigste abgesucht, aber nicht eine einzige Spur eines mykenischen Baues gefunden;

auch unter den gesammelten Vasenscherben war keine einzige, welche in die mykenische Zeit datiert werden konnte. Sämmtliche Überreste, welche damals gefunden wurden, gehören schon der korinthischen Periode der Insel an, gehen demnach nicht über den Anfang des VI. Jahrh. v. Chr. hinaus. — Über diese Ausgrabungen wurde noch nichts veröffentlicht. — Das in jeder Richtung negative Resultat seiner Forschungen und Ausgrabungen auf Ithaka, die Erkenntnis, dass Strabos Hypothesen sich als unbegründet erwiesen haben, und endlich die ganze Vorgeschichte dieser Frage, welche bezeugt, dass trotz vieler Arbeit jede Lösung des Problems, Dichtung und Wahrheit hier in Einklang zu bringen, bisher gescheitert ist, ließen in ihm die Vermuthung erwachen, ob denn nicht etwa eine ganz andere Insel das hom. Ithaka sei. In zwei 1900 gehaltenen Vorträgen (24. März in Athen und 22. April in Olympia) trat Dörpfeld mit der neuen Theorie „Leukas sei das homerische Ithaka“ vor die Öffentlichkeit. Der Verf. wohnte dem letzteren der beiden Vorträge bei und wird im Folgenden versuchen, die damals mündlich vorgebrachten Beweisgründe wiederzugeben und, *καθ' ὅσον δύναται*, durch Besprechung der betreffenden Angaben der Odyssee weitere hinzuzufügen.

Dörpfelds Theorie wurzelt in der Erkenntnis, dass Leukas stets eine Insel war und trotz der Versandung des Durchstichs auch jetzt noch eine Insel ist.

Die nächste Consequenz, die sich aus dieser Erkenntnis speciell für die Frage, wo das homerische Ithaka zu suchen sei, ergibt, führt direct nach Leukas. Wenn wir vier große, nahe bei einander liegende Inseln haben, dieselbe Zahl, wie sie auch bei Homer aufgezählt wird, Leukas, Kephallenia, Ithaka, Zakynthos, und die Zugehörigkeit von Leukas zum ithakesischen Reiche außer Zweifel steht, kann der Schluss, dass diese Inseln mit den homerischen Inseln Ithaka, Dulichion, Samos, Zakynthos identisch sind, nicht unberechtigt sein. Ithaka, als Hauptgegenstand unserer Frage, wird zuerst auf eine derselben bezogen werden müssen.

Zakynthos entfällt, weil sie ohne Zweifel die von Homer genannte Insel ist.

Ithaka schließen wir aus, weil trotz eingehender Untersuchungen im Gebiete der Insel selbst und ihrer Küsten, trotz vielfacher, oft gewagter Interpretation der über Situation und äußere Merkmale aufklärenden Angaben in der Dichtung kein einziger der vielen Versuche, hier die Wirklichkeit mit der Dichtung in Einklang zu bringen, das erhoffte Resultat ergeben hat, und weil schließlich die Ausgrabungen, denen die großen Erfolge der neuesten Zeit das Recht des letzten und entscheidenden Wortes in allen ähnlichen Streitfragen gesichert haben, gar nichts ans Licht brachten, was als Rest eines mykenischen Baues, wie er im Epos sattsam beschrieben ist, gedeutet werden könnte.

Und da auch Kephallenia wegen seiner Lage nicht in Betracht kommt, bleibt eine einzige Möglichkeit übrig: Leukas ist das homerische Ithaka. Diese Behauptung wird im ersten Momente gewiss befremdend wirken; doch es gilt ja nur den Nachweis zu erbringen, dass die homerischen Angaben mit Leukas in Einklang gebracht werden können.

Dieselben lassen sich in drei Gruppen theilen, deren erste die Lage der Insel, die zweite die Hafenplätze, die dritte das Innere der Insel näher bestimmt.

I) ι 21—28:

„*ναιετάω δ' Ἰθάκην εὐδείελον· ἐν δ' ὄρος αὐτῇ,*
Νήριτον εἰνοσίφυλλον, ἀριπρεπές· ἀμφὶ δὲ νῆσοι
πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον· αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε,
τρηχεῖ', ἀλλ' ἀγαθὴ κουροτρόφος· οὔ τοι ἐγώ γε
ἧς γαίης δύναμαι γλυκερώτερον ἄλλο ἰδέσθαι“.

In diesen tief empfundenen Worten lässt der Sänger den Helden die lange im Innern vergrabene Liebe zum Vaterlande äußern, indem sich das Bild der längst ersehnten Heimat seinem geistigen Auge plötzlich darstellt. Gewiss hat der Dichter der Phaiakis Phantasie genug gehabt, um auch von einer ihm selbst gänzlich unbekannten Gegend ein Bild zu entwerfen. Dass er aber gerade an dieser Stelle nicht nur charakteristische Merkmale angibt, sondern auch die Lage nach allen Richtungen hin genau bestimmt, den Berg, der die Insel beherrscht, umliegende Inseln, die zum Reiche gehören, mit Namen nennt und die Richtung zeigt, wo diese von Ithaka aus liegen, dies alles lässt klar die bestimmte Absicht erkennen, hier möglichst naturgetreu zu schildern. Der Sänger hat die Insel genau gekannt und vom hohen Punkte aus vielleicht selbst die herrliche Aussicht genossen, die er beschreibt.

Aus diesen Gründen werden gerade diese Verse, mögen sie einer älteren oder jüngeren Dichtungsschicht der Odyssee angehören, zum Mittelpunkte der Untersuchung.

Wir finden hier Ithakas Lage nach drei Richtungen hin bestimmt: durch *χθαμαλή* in Bezug auf das Festland, also gegen Ost, durch *πανυπερτάτη πρὸς ζόφον* gegen Nordwest, durch *πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε* in Rücksicht auf die umliegenden Inseln gegen Süd und Südost.

Der erste Blick auf die Landkarte wird lehren, dass keine dieser Angaben bei Ithaka, dagegen alle drei bei Leukas zutreffen.

a) Nach Strabos richtiger Deutung bezeichnet *χθαμαλός* „nahe am Festlande“. Während Ithaka mehr als 20 Km. von der akarnanischen Küste entfernt liegt, ist Leukas durch einen kaum 1 Km.

breiten, seichten Wasserweg von derselben getrennt; die allmählich entstandene Düne hat den Verkehr zwischen beiden Küsten mittels Kähnen und Flössen ermöglicht; keine der umliegenden Inseln ist dem Festlande näher gerückt als Leukas, daher ist sie die *χθαμαλὴ νῆσος*.

Diese Auffassung deckt den Inhalt eines Verses auf, welcher bis jetzt unaufgeklärt blieb.

α 171—173:

„ὁπποίης τ' ἐπὶ νηὸς ἀφίκεο; πῶς δέ σε ναῦται
ἤγαγον εἰς Ἰθάκην; τίνες ἔμμεναι εὐχετόωντο;
οὐ μὲν γάρ τί σε πεζὸν ὀίομαι ἐνθάδ' ἱκέσθαι".

Diese Fragen sind wörtlich *ξ* 188, mit kleinen, durch den Wechsel der Person bedingten Veränderungen *π* 57, 222 wiederholt.

So oft ein Fremder Ithakas Küste betritt, wird er mit diesen Fragen angesprochen. Nach der Frage um Name und Herkunft befiehlt es die Höflichkeit, nach der Überfahrt sich zu erkundigen. In der nächsten Frage, wer denn die Schiffer waren, die den Fremden herüber brachten, prägt sich eine gewisse Sorge und Angst aus, ob es nicht etwa der Insel feindlich gesinnte Männer oder gar Seeräuber waren, die mitlandeten, was bei der allgemeinen Verbreitung des von Homer so oft erwähnten Unwesens erklärlich erscheint. Der Sinn des Schlussverses aber blieb dunkel. Man half sich damit, die Frage, ob der Fremde zu Fuß gekommen sei, für einen Scherz in dem Munde eines Inselbewohners zu erklären, ähnlich unserem „du bist doch nicht vom Himmel gefallen". Dieser Auffassung widerspricht die Situation, welche in allen vier Fällen eine viel zu ernste ist; das Gemüth des fragenden Telemachos und Eumaios ist infolge der vorher geschilderten, traurigen Verhältnisse zu umdüstert, als dass man an einen scherzhaften Ausspruch denken dürfte. Die Fragen tragen vielmehr das Gepräge zusammengehöriger, typisch gewordener Redensarten, welche, nur bestimmten Örtlichkeiten und Verhältnissen zukommend, sich im Volksmunde fortpflanzten, vom Dichter als Ganzes übernommen und im Liede verwertet wurden. Der Inhalt des letzten Verses aber wird sofort klar, wenn wir annehmen, dass die Ithakesier den nur durch eine ganz kurze Überfahrt unterbrochenen Zugang von Norden her den Landweg nannten, im Gegensatz zu dem langen, von den Inseln oder von Elis her führenden Seeweg.

Auf ähnliche Weise bietet die Leukas-Theorie für zwei andere, bis jetzt ebenfalls nicht aufgeklärte Verse aus der Philoitiosscene eine leichte Erklärung.

V. 187 *„πορθμῆες δ' ἄρα τούς γε διήγαγον"* und
V. 210 *„ὅς μ' ἐπὶ βουσὶν*
εἷσ' ἔτι τυτθὸν ἐόντα Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ".

Philoitios der Oberhirte treibt den für den Schmaus der Freier bestimmten Antheil, eine Kuh und fette Ziegen, zur Burg; Fährleute brachten ihn und die Thiere herüber; diese überführen aber jeden, der es wünscht; daher sind es entweder vom Landesherrn dazu bestimmte Sclaven, oder Freie, welche die Überfuhr als Erwerb betreiben.

An einen regelmäßig eingerichteten Fährdienst zwischen dem heutigen Ithaka und der akarnanischen Küste ist wegen der Entfernung nicht leicht zu denken. Da man aber die Stelle erklären musste, lässt man den Philoitios gar nicht vom Festlande, sondern von Samos, dem heutigen Kephallenia, kommen; natürlich musste man, um consequent zu sein, auch V. 210 unter *Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ* die Insel Samos verstehen. Dass diese Annahmen äußerst unwahrscheinlich sind, haben wohl selbst diejenigen, von denen sie ausgesprochen wurden, gefühlt; deshalb versucht E. Reisch (*Serta Harteliana* 1896, p. 149) die Grundfarbe zu decken, indem er die Vermuthung ausspricht, es habe der Dichter diese Wendung vielleicht anderswoher übernommen, wo sie in einem anderen Sinne gebraucht worden sein könnte. In einer solchen Erklärung liegt das Geständnis, keine Erklärung zu haben. Denn alle diese Annahmen werden unhaltbar, wenn man zur Erklärung

ξ 100—102

„*δώδεκ' ἐν ἠπείρῳ ἀγέλαι· τόσα πώεα οἰῶν,*
τόσσα συῶν συβόσια, τόσ' αἰπόλια πλατέ' αἰγῶν
βόσκουσι ξεῖνοί τε καὶ αὐτοῦ βώτορες ἄνδρες"

herbeizieht, wo Eumaios dem als Bettler verkleideten Odysseus den unermesslichen Reichthum seines Königs rühmt, die Herden aufzählt, die er am Festlande, und die er auf Ithaka besaß — nur *ἤπειρος* und *Ἰθάκη* werden ausdrücklich genannt — und erwähnt, dass die Herden von gemieteten Fremden und leibeigenen Sclaven gehütet werden. Wenn Philoitios in Dankbarkeit sich erinnert, wie ihn als jungen Mann Odysseus einst zum Oberhirten *Κεφαλλήνων ἐνὶ δήμῳ* erhöht hat, kann also nur das Festland und nicht Samos gemeint sein, da Eumaios, als er die Herden seines Herrn aufzählte, gewiss nicht vergessen hätte, Samos zu erwähnen, wenn sich auch dort königliche Weideplätze und Viehherden befunden hätten. Philoitios kam mit seinen Schlachtthieren vom Festlande her, und zwar auf einem Flosse über die Meerenge, wo für den Verkehr zwischen Leukas und dem akarnanischen Hinterlande ein ständiger Überfuhrdienst eingerichtet war.

Der Verkehr dürfte ein sehr lebhafter gewesen sein, denn der Hauptbesitz der ithakesischen Könige lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Festlande, dessen Fruchtbarkeit besonders hervorgehoben wird (*ἐριβῶλαξ ἤπειρος*, *ν* 235, *φ* 109). Eumaios zählt 48 Herden von Gross- und Kleinvieh, die am Festlande weideten, auf, während in Ithaka selbst nur 11 Ziegenherden und

die seiner Obhut anvertrauten Herden der Schweine sich befanden. Ein derartiges Verhältnis aber, das einen täglichen, regen Verkehr zwischen der Inselstadt und dem Festlande voraussetzt, wäre kaum denkbar, wenn man den Stammsitz der ithakesischen Könige nach Ithaka verlegt. Auch würden in diesem Falle die Herren von Ithaka eher bestrebt gewesen sein, auf dem nahe liegenden, ebenfalls als sehr fruchtbar bezeichneten Samos ihren Besitz auszubreiten, als auf dem weit entlegenen und schwer erreichbaren Festlande.

b) Die zweite Bestimmung bezeichnet Ithaka als die *πρὸς ζόφον* höchst gelegene Insel.

Wenngleich als sicher angenommen werden darf, dass *ζόφος* infolge seiner Stammverwandtschaft mit *γνόφος*, *δνόφος*, *νέφος* und *κνέφας* (cf. Buttmann Lex. 2, p. 266) den Begriff des Finstern und Dunklen in sich birgt, sind wir dennoch nicht imstande, die Bedeutungsentwicklung genau zu verfolgen, weil uns die wahrscheinlich im Alterthum selbst nicht klar präcisierten Ansichten über Lage und Ort des Hades und über die Ost- und Westpunkte des Horizontes nicht ganz aufgeklärt sind; nach diesen beiden Richtungen, glaube ich, hat sich die Bedeutung von *ζόφος* weiter ausgebildet.

Wenn *γ* 335 Athene mit den Worten *ἤδη γὰρ φάος οἴχεθ' ὑπὸ ζόφον* zur Aufhebung des Opfermahles drängt, oder wenn an anderen Stellen *ζόφος* mit *ὄμβρος* und *θύελλα* zusammengebracht wird, so kann im ersten Falle nur die Dämmerung, das Dunkel, das sich nach Sonnenuntergang über die Erdscheibe senkt, im zweiten Falle nur die Finsternis gemeint sein, die bei einem heftigen Gewitter einzutreten pflegt. *λ* 57, 155: „*πῶς ἦλθες ὑπὸ ζόφον ἠερόεντα*" bezeichnet *ζόφος* speciell das in der Unterwelt herrschende Dunkel, ebenso *υ* 356 und Aisch. Pers. 825 „*ἄπειμι γῆς ὑπὸ ζόφον*". An anderen Stellen ist *ζόφος* inhaltsgleich mit Hades, wie *Ο* 191, *Φ* 56.

In diesen und ähnlichen Stellen wird *ζόφος* mit *ὑπό* verbunden; dort, wo es eine Himmelsgegend bezeichnet, mit *πρός* (cf. *μ* 81, *κ* 90, *ι* 26, *ν* 241, *Μ* 240). Es liegen hier Deutungen auf Nord, Nordwest und West vor. Vielleicht verstand man unter *ζόφος* dasjenige Kreissegment am westlichen Himmel, innerhalb dessen die Sonne zwischen den Solstitien untergeht, so dass *ζόφος* so West, wie Nordwest bedeuten könnte; dafür spricht der Umstand, dass *ζόφος* einmal im Gegensatze zu *ἠώς* Ost, wie *κ* 190, das anderemal zu *ἠῶς καὶ ἠέλιος* Südost, wie *ι* 26, steht.

Die beiden divergierenden Wege, auf welchen sich die Bedeutung von *ζόφος* fortbewegte, treffen in einem Punkte zusammen, in der Anschauung, dass *ζόφος* die Grenzlinie des Irdischen ist, über welche hinaus es kein Leben mehr gibt, an welcher der Weg zur Unterwelt beginnt.

Nur die zwei letzten Bedeutungen können an unserer Stelle in Betracht gezogen werden, und beide treffen zu, wenn Leukas diejenige Insel ist, welche *πανυπερτάτη πρὸς ζόφον* genannt ist. Denn im ersten Falle zeigt die Karte, dass nur Leukas diejenige Insel sein kann, welche im Bereich des ithakesischen Reiches am höchsten gegen Nordwest liegt, im zweiten Falle urtheilen wir aus ω 11: „*πὰρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην*", wo Hermes die Schattenbilder der ermordeten Freier in den Hades führt, dass nach der Vorstellung des Dichters über den leukadischen Felsen hinaus sich nichts weiter mehr befand, als das unbekannte, unermesslich weite Meer.

c) Die dritte Bestimmung lautet ι 22 s:.. *ἀμφὶ δὲ νῆσοι*

„*πολλαὶ ναιετάουσι μάλα σχεδὸν ἀλλήλῃσιν,*
Δουλίχιόν τε Σάμη τε καὶ ὑλήεσσα Ζάκυνθος.
...αἱ δέ τ' ἄνευθε πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε".

Der zweite Vers darf nicht als Apposition zu *νῆσοι πολλαί* aufgefasst werden, da doch drei Inseln nicht mit *πολλαί* bezeichnet werden können. Der Dichter will offenbar sagen, dass sich in der Nähe von Ithaka eine Menge von kleineren Inseln befanden, und reiht dann die drei größeren an. Es ist unverkennbar, dass die Aufzählung der kephallenischen Inseln nach einer bestimmten Gruppierung erfolgte; zuerst werden die kleineren Inseln angeführt, hierauf Dulichion und Samos und schließlich Zakynthos. Natürlich hat der Sänger das zunächst liegende zuerst, hierauf das entferntere und schließlich das am weitesten entlegene erwähnt. Dieses so entworfene Bild stimmt in allen Linien mit der Aussicht von Leukas zusammen und auffallend treffen auch alle Nebenumstände zu. *ἀμφί* bedeutet nicht „ringsherum im Kreise" wie *περί*, sondern „von zwei Seiten" (cf. *Α* 37 *ἀμφιβέβηκας*, ambo, anceps). Thatsächlich liegen sämmtliche Inseln von Leukas aus nur nach zwei Seiten hin, nach Südost und Süd, wie es der Dichter angibt. Dulichion und Samos werden sehr oft zusammen genannt und dann stets durch die eine innere Zusammengehörigkeit bezeichnende Partikel *τε* mit einander verbunden. Liegt es nun nicht am nächsten, unter Dulichion und Samos das heutige Kephallenia und Ithaka zu verstehen, jene zwei Inseln, die so dicht neben einander liegen, dass sie von Leukas aus fast wie eine Insel erscheinen? Wie könnte man vom heutigen Ithaka aus diese Gruppierung der Inseln und die Zusammengehörigkeit von Dulichion und Samos erklären?

Zu erwähnen ist noch, dass der Sänger die Insel nur nach drei Richtungen hin örtlich bestimmt, die vierte Richtung (West) unerwähnt lässt. Im Westen vom jetzigen Ithaka liegt aber die große Insel Kephallenia, nach der bisherigen Annahme das alte Samos! Auch dieses sonst unwesentliche Moment lässt sich von Leukas aus erklären, weil im Westen von Leukas nichts liegt,

als das weite, namenlose, unbekannte Meer, das für die örtliche Bestimmung der Insel kein charakteristisches Merkmal darbot.

Der Rückblick auf den Inhalt der eben besprochenen Verse und auf den in allen Punkten geschlossenen Beweis, dass die dort gegebenen Localbestimmungen nicht allein in den allgemeinen Angaben, sondern auch in allen Details mit der Lage und Gestalt der Insel Leukas so vollständig im Einklang stehen, dass auch die anderen in der Odyssee zertreut vorkommenden, auf zufällige Eigenschaften der Örtlichkeit sich beziehenden Bemerkungen, die von den philologischen Erklärern noch nicht endgiltig aufgeklärt werden konnten, durch die Beziehung auf Leukas selbstverständlich werden, schließt die Möglichkeit aus, dass das Zusammentreffen aller in der Dichtung gegebenen Merkmale mit der Wirklichkeit ein zufälliges sei, und entfernt jedes Bedenken gegen Dörpfelds Theorie, um so mehr, als dieselbe nicht auf einer durch Interpretation des Textes gewonnenen Hypothese, sondern auf der durch naturwissenschaftliche Forschung begründeten Erkenntnis einer Thatsache beruht.

II) Aus der zweiten Gruppe der Angaben, welche uns über Ithakas Hafenplätze Aufschluss geben, erfahren wir, dass hauptsächlich drei Häfen benützt wurden.

1. Der *Ῥεῖθρος λιμήν*. Dieser wird nur an einer einzigen Stelle *α* 185 namentlich genannt. Er liegt am Fuße des bewaldeten Neion, von der Stadt Ithaka abseits und tiefer als dieselbe *α* 303. — In *ω* 308 ist zwar der Name *Ῥεῖθρος* nicht genannt, doch sicherlich derselbe Hafen gemeint.

2. Bestimmtere Angaben finden sich über den nach dem Meergreise benannten *Φόρκυνος λιμήν* auf dessen Gestade der endlich heimgekehrte Odysseus zuerst den heimatlichen Boden betritt *ν* 117, und wo Telemachos aus Pylos zurückkehrend landet *ν* 345, *ο* 495, 555, *ω* 151. In der Nähe des Hafens befand sich eine den Nymphen geweihte Grotte, welche *ν* 96—112 beschrieben wird. Letztere unter die den Hafen selbst bestimmenden Merkmale einzureihen, erscheint mir nicht zulässig. Denn die Grottenbildung an den Küsten der aus Kalkstein bestehenden und überdies vulkanischen Veränderungen unterworfenen griechischen Inseln ist eine so leichte und schnelle, dass sich die Gestalt der Grotten binnen verhältnismäßig kurzer Zeit wesentlich verändern kann. Ich erinnere hier an die überraschend schönen Grotten von Melos und Santorin. Der Phorkyshafen liegt im Landbezirke der Stadt Ithaka, am Eingang desselben halten zwei schroff ins Meer abfallende Felsen Wacht und hemmen die Strömung der Flut, so dass die Schiffe, ohne angeseilt zu sein, ruhig im windstillen Hafen liegen; die Gestade werden von den sichtbaren Spitzen des Gebirgsstockes Neriton *ν* 351 überragt. Nach Telemachos' Ankunft im Hafen werden die Segel gerefft, und die Landung durch Rudern bewerkstelligt *ο* 495.

3. Ohne bestimmten Eigennamen finden wir den dritten Hafen. Das ist erklärlich, denn er war der größte und wichtigste Hafen von Ithaka und lag unmittelbar am gleichnamigen Hauptorte der Insel. Es war der Stadthafen von Ithaka, der von den Bewohnern im Gegensatz zu dem kleineren und unbedeutenderen Phorkys- und Rheithronhafen einfach „der Hafen“ genannt wurde. Aus dieser Gewohnheit erklärt es sich, dass Eumaios denselben π 473 *λιμὴν ἡμέτερος* nennt. π 324, 352 wird ihm das Epitheton *πολυβενθής* beigegeben.

Wenn auch die geringe Anzahl dieser zum Theil typischen Merkmale uns kein vollkommen deutliches Bild von den Hafenplätzen Ithakas gibt, so werden sie dennoch hinreichen, um nachzuweisen, dass auch in diesem Punkte Leukas viel mehr, als das heutige Ithaka den Angaben der Dichtung entspricht.

Bei allen drei Häfen wird ein sanft ansteigendes Sandgestade vorausgesetzt; dies ergibt sich für das Rheithron aus α 185, für den Phorkyshafen aus ν 114, 119, für den Stadthafen aus π 325. Die Schiffe werden ans Land gezogen, den schlafenden Odysseus legt man in den Sand des Strandes, die phaiakischen Schiffer, denen der Hafen nicht unbekannt war, rudern mit solcher Gewalt an, dass ihr Schiff bis über die Hälfte ans Ufer hinauffährt. An den Küsten des heutigen Ithaka lässt sich nicht ein einziger Hafen auffinden, dessen Strand *θὶς θαλάττης* genannt werden könnte. Die Ufer fallen überall steil ins Meer ab, und im jetzigen Haupthafen der Insel, dem weiten Hafen von Molo, und der aus diesem sich abzweigenden Bucht von Wathy werden auch große Segler hart ans Ufer gesteuert und verankert. Da aber die homerischen Sänger bekanntlich sonst genau zwischen einem Flach- und einem Steilufer zu unterscheiden verstehen, im ersten Falle die Schiffe ans Land rudern und aufs Gestade hinaufschieben, im anderen Falle Anker werfen lassen, wäre der Widerspruch mit der Wirklichkeit nicht zu erklären, wenn man nicht absichtliche Fälschung oder Unkenntnis der Örtlichkeiten voraussetzte; beide Annahmen aber wären unbegründet und falsch.

Für die Beantwortung der Frage, wie die Hafenplätze Ithakas zu einander lagen, gibt uns der Mordanschlag der Freier die nöthigen Auskünfte. Telemachos befindet sich auf der Rückfahrt von Pylos nach Ithaka, fährt also nach Norden; die Freier, welche ausziehen, um ihm die Einfahrt in den Stadthafen abzuschneiden, müssen ihrem Schiffe einen südlichen Curs geben; Telemachos entrinnt ihnen aber und landet, ohne ihnen in Sicht gekommen zu sein, schon früher im Phorkyshafen, dem ersten Hafen von Ithaka ο 36. Daher muss dieser südlich vom Stadthafen liegen. — Die Entfernung dieser beiden Häfen ist ebenfalls gegeben. Telemachos landet, nachdem die Morgendämmerung bereits eingetreten ist ο 494, wandert sofort zum Gehöfte des Eumaios hinauf und trifft hier ein, gerade als dieser in erster Morgen-

stunde das Frühmahl bereitet π 1, 4. Die Entfernung vom Hafen zum Gehöfte war demnach gering. Um von hier zur Stadt Ithaka, welche am Haupthafen lag, zu gelangen, benöthigte ein Fußgänger nicht ganz einen halben Tag; denn Eumaios eilt morgens in die Stadt π 155, und kommt in den Abendstunden zurück π 452, ohne sich in der Stadt längere Zeit aufgehalten zu haben π 467, ρ 191. Die beiden Hafenplätze lagen daher ungefähr fünf bis sechs Wegstunden von einander entfernt. Was die Lage des Rheitronhafens anbelangt, wissen wir nur, dass er ebenfalls abseits der Stadt νόσφι πόληος lag, jedenfalls in weit geringerer Entfernung, da α 303 die Schiffer die Rückkehr des Mentes, welcher in die Stadt gekommen war, erwarten. Dieser Hafen dürfte auf der dem Phorkyshafen entgegengesetzten Seite der Insel, also im Norden, gelegen haben.

Diejenigen, welche die Stadt Ithaka und die Burg des Odysseus in die südliche Inselhälfte verlegten, waren überhaupt nicht imstande, die drei Häfen in einer Weise zu vertheilen, dass sie auch nur im entferntesten den homerischen Schilderungen entsprochen hätten. Wenn im Golf von Molo die einen den alten Stadthafen, die anderen den Phorkyshafen, v. Warsberg sogar das Rheithron erblickt, so haben wir es hier nicht einmal mit schwach begründeten Vermuthungen zu thun, sondern nur mit leeren Versuchen, das Unbekannte zu errathen. Die in neuerer Zeit gewonnene Überzeugung, dass die gegenseitige Lage der Stadt und der Häfen aus der Dichtung selbst herausgelesen werden muss, führte zu einer Vertheilung der Häfen, die auf den ersten Blick den homerischen Angaben entspricht, so dass man, wenn sonst nichts gegen Ithaka als die Insel des Odysseus spräche, ihr zustimmen könnte. Aber abgesehen davon, dass dies noch immer kein zwingender Grund wäre, an der alten Theorie festzuhalten, da es ja nicht schwierig sein kann, an der Küste einer so vielfach zerklüfteten Insel, wie das heutige Ithaka, wo sich zahllose kleine Einbuchtungen und Ankerplätze gebildet haben, drei Orte, die jeder gegebenen Situation entsprechen, ausfindig zu machen, zumal wenn man jede, selbst die kleinste Bucht in Betracht ziehen will: werden sich nach genauer Erwägung auch gegen die Wahl dieser drei Punkte nicht unbegründete Bedenken erheben lassen, während die Häfen von Leukas mit den homerischen Angaben vollständig übereinstimmen.

Die drei genannten Hafenplätze wurden im heutigen Ithaka auf folgende Weise vertheilt:

1. Die vom Nordcap der Insel, dem Cap Marmakas, nach Süd und Südwest sich ausbreitende Bucht von Aphåles ist das homerische Rheithron;

2. die im Süden gelegene Bucht von H. Andreas ist der Phorkyshafen, von welchem aus ein Weg zur Hochebene von Marathiá führt, wo das Gehöft des Eumaios stand;

3. die homerische Stadt Ithaka liegt im Norden der oberen Inselhälfte, unweit vom heutigen Stavrós, und die an der West-

küste der Insel, unterhalb der Stadt befindliche Einbuchtung, die jetzige Bucht von Polis, ist der Stadthafen von Ithaka.

Oberhalb der Bucht von H. Andreas erhebt sich 280 m über dem Meeresspiegel die Hochfläche von Marathiá; diese geht in den Hauptgebirgszug der südlichen Inselhälfte über, den Stéphani, dessen Zacken bei Merovigli die Höhe von 671 m erreichen. Wie wäre es nun möglich, vom Strande des Hafens die Spitzen des Neriton zu erblicken, eines Gebirgszuges, der sich in seiner höchsten Erhebung nur um 137 m über den Stéphani erhebt, und weit entfernt in die Mitte der nördlichen Inselhälfte verlegt wird? Und doch wird das ausdrücklich hervorgehoben, als *ν* 311 Athene den Nebel zerstreut und vom Strande aus dem staunenden Odysseus die waldreichen Gipfel des Neriton zeigt. Auch wenn man, um für alle Fälle diese Erklärung zu retten, Neriton und Stéphani identificieren wollte, hätte man an der Sache nichts geändert, da auch dieser von der Bucht aus nicht sichtbar ist, und, nach seinem jetzigen Aussehen zu schließen, niemals bewaldet sein konnte.

Ferner stimmt auch die Entfernung von Marathiá nach Stavrós, also vom Hofe des Eumaios zur Stadt Ithaka, mit den homerischen Angaben nicht ganz überein.

Dieser Weg ist durch die natürliche Beschaffenheit der Insel so genau vorgezeichnet, dass er auch in mykenischer Zeit derselbe gewesen sein muss wie heute: von Marathiá nach Wathý, am Meeresstrand bis zum Aetos, an dessen Ostabhang auf die nördliche Inselhälfte und nun in gerader Richtung über Agros, Levki nach Stavrós. Diese Strecke wird man, wenn Maulthiere, und wo es möglich ist, Wagen benützt werden, in 5 bis $5^1/_2$ Stunden zurücklegen können; ein Fußgänger benöthigt mindestens 7 Stunden. Dadurch aber wird es unwahrscheinlich, dass Eumaios den Weg hin und zurück in einem Tage, vom Morgen bis zum Abend, zurückzulegen vermochte.

Die Bucht von Polis wird für den Stadthafen des alten Ithaka erklärt. Diese kleine Einbuchtung — sie erinnert an die piccola marina auf Capri — an einer Stelle der Insel, die dem Festlande abgewendet ist; diese kleine Bucht soll der Haupthafen eines mächtigen Reiches gewesen sein, wo sich der Verkehr mit dem Auslande concentrierte *α* 177, während der prächtige Golf von Molo und der tief einschneidende Hafen von Wathý von König und Volk unbenützt, dem Sänger unbekannt blieben!

Gegen die Annahme Apháles-Rheithron spricht der Name. An zahllosen Beispielen kann nachgewiesen werden, dass dort, wo ein Ortsname von einem Appellativum hergeleitet ist, der Inhalt dieses als charakteristisches Merkmal jenem anhaftet. Ῥεῖθρον bedeutet „das Fließende, Flutende, Furt, Fluss". Wenn ein Hafen, der doch gewöhnlich gerade das Gegentheil von ῥεῖθρον ist, so benannt wird, war sicher ein ganz auffälliger Grund dazu gegeben. Im Golf von Aphäles finden wir keinen Anhaltspunkt, er

ist eine breite Bucht ohne besonderes Merkmal, wie sie an den Inselküsten sehr häufig vorkommen.

Homers Rheitron liegt auf Leukas. In der Nordostecke der Insel, dort, wo schon in mykenischer Zeit die von Laertes unterworfene Ansiedlung Nerikos oder Neritos ω 377 lag, und später die korinthische Colonie Leukas aufgebaut wurde, breitet sich zwischen der Inselküste und dem gegen das Festland hin sich bildenden Lido ein Hafen aus, dessen eigenthümliches Merkmal jene Furt war, welche den Verkehr zur thesprotischen Küste vermittelte, und von diesem ῥεῖθρον erhielt der ganze Hafen den Namen.

Ungefähr drei Wegstunden südlich von Rheitron, der jetzigen Alexandrosbai entlang, schneidet an der Ostküste, bei der kleinen Ansiedlung Neochorion die Bucht von Poros tief in die Insel ein. In der Gestalt einer Ellipse mit der Längenachse in der Richtung von Nord nach Süd wird sie durch eine Landzunge gebildet, einen Hügelzug von 150—200 m Höhe, der von der Insel abzweigt und sich in nördlicher Richtung wieder soweit derselben nähert, dass die schmale Einfahrt sehr leicht vertheidigt werden konnte. Das Gestade dieser einem Alpensee ähnlichen Bucht ist seicht und sandig, der mittlere Theil derselben ist aber so tief, dass unser Dampfschiff „Neptun" den ganzen Hafen ohne Gefahr durchfahren konnte. Der Hafen von Poros entspricht in allen Theilen dem λιμὴν πολυβενθής, dem Haupthafen Ithakas. Der Strand geht in eine breite, sanft ansteigende, äußerst fruchtbare Terrasse über, von welcher man die im Hintergrund sich aufthürmenden, bewaldeten Spitzen des H. Ilias 1037 m und Slati 1157 m erblickt. Auf dieser unteren Terrasse dürfte Dörpfeld den ersten Spatenstich machen, sobald er, um Burg und Stadt des Odysseus zu finden, die Ausgrabungen eröffnet.

Vom Poroshafen führt über Fels und Stein ein beschwerlicher Karrenweg nach Süden, hinauf zur oberen Terrasse von Katochori, auf welcher sich gegenwärtig drei kleine Ansiedlungen, Lianaki, Evgiros und Marantochori, befinden. Dieser obere, in einer Höhe von 300—600 m sich weit ausbreitende, auf drei Seiten von Wald umschlossene Almboden wird gegen Norden von dem fernhin sichtbaren Stocke des Slati 1157 m und Stavrotas 1180 m abgesperrt. Auf diesen prächtigen Weideplatz wird man das Gehöfte des Eumaios verlegen. Von Marantochori, dem südlichsten Punkte des Bodens, gelangt man auf einem steilen Fußwege in einer halben Stunde zu einer an der Südküste der Insel liegenden Bucht, welche ebenfalls den homerischen Angaben vollkommen entspricht, und zwar den Angaben über den Phorkyshafen: der Strand sandig und flach, ringsherum der graugrüne Ölwald, über ihm der Berge sonnbeleuchtete Spitzen, und die Einfahrt durch zwei nahe Felsen versteckt und so schmal, dass

das Meer seine Wellen vom Hafen ablenkt, in welchem nie gestörte Ruhe und Stille herrscht.

III. Die Angaben über das Innere der Insel wären, für sich allein genommen, viel zu allgemein, als dass man aus ihnen einen Schluss auf eine bestimmte Örtlichkeit ableiten dürfte; doch im Zusammenhang mit den bereits erörterten zeugen auch sie für die Wahrscheinlichkeit der neuen Theorie.

Leukas ist so vorwiegend Gebirgsland, dass es mit Recht die Schweiz des ionischen Archipels genannt wird (cf. *κ* 417, *ι* 27 *τρηχεῖα Ἰθάκη*; *α* 247, *φ* 346 *κραναή* usw.). Der Mangel an einer großen, weiten Ebene, wie wir sie bei Sparta zwischen Taygetos und Parnon finden, ist durch mehrere, an Weideplätzen reiche Hochböden und in Ost und Nordost der Insel durch breite, äußerst fruchtbare Gelände, die von zahllosen Quellen und Bächen bewässert in herrlicher Vegetation prangen, ersetzt (cf. Telemachos' Worte *δ* 601—605 und Athenas Schilderung *ν* 242—250). — Der Hauptstock des von Nord nach Süd gelagerten Gebirgszuges liegt in der Mitte der Insel und endigt, bevor er in die zum Meer sich herabsenkenden Terrassen übergeht, in zwei mächtigen Erhebungen, deren nördliche mit den Spitzen Meganoros 1836 m und H. Ilias 1035 dem Neion *α* 187, *ν* 81, die südliche mit dem Stavrotas 1180 m und Slati 1159 m dem Neriton *ι* 22, *ν* 351 entspricht.

Die Schilderung der Burg und der sich anschließenden Unterstadt deutet mit Bestimmtheit auf einen mykenischen Bau. Der große Platz vor dem Megaron *α* 107, *δ* 625—627, die Vorhalle des Saales *α* 126, 127, der von Säulen getragene, schön gewölbte Männersaal *α* 128, 130, in demselben der Herd *φ* 176, eine lange Reihe von Sitzen, in der Mitte der Thron *α* 130, 145 (ähnlich in Kephala bei Knosos auf Kreta), im oberen Stockwerke das Frauengemach *α* 328, das Badezimmer *ρ* 87, ferner der Marktplatz der Unterstadt *α* 372, *β* 7 sind charakteristische Merkmale, die jeder, der eine mykenische Burg gesehen hat, stets in Erinnerung behält. Ein mykenischer Bau trotzt mit seinen Mauern und Fundamenten tausenden von Jahren und nicht leicht wird er vom Erdboden spurlos verschwinden, außer es hätten ihn Naturkräfte in solchem Maße versenkt und verschüttet, dass Stadt und Burg überhaupt nicht mehr auffindbar sind. Solche gewaltige Veränderungen auf den ionischen Inseln sind trotz ihres vorherrschend vulcanischen Charakters nicht verzeichnet; so können wir denn mit Zuversicht erwarten, dass, wie einst Priams Feste, später die Tyrannenburgen, welche Argos' fruchtreiche Ebene von vier Seiten umklammert hielten, in unseren Tagen des Königs Minos sagenhafter Palast gefunden und aufgedeckt wurden, in nächster Zukunft auch der Stammsitz des Wanderhelden aus Ithaka dem Tageslicht wiedergegeben werde.

Dörpfelds Theorie hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich; ob sie zur Wahrheit wird, können, — wie den durch Rech-

nung bestimmten Stern das Fernrohr im Weltall erst suchen und finden muss, — nur die Ausgrabungen erweisen.

Wie Dulichion und Samos zu vertheilen sind, ist eine Nebenfrage, die sich zum großen Theile von selbst beantwortet. Wer annimmt, das Leukas Ithaka ist, wird infolge der früher erwähnten Gruppierung der Inseln Kephallenia und Ithaka für Dulichion und Samos halten. Dörpfeld identificiert Kephallenia mit Dulichion, Ithaka mit Samos. Dafür sprechen eine ganze Reihe von Angaben in der Odyssee. Die Zusammengehörigkeit der beiden Inseln erhellt aus *α* 245, *ι* 24, *π* 123, *τ* 131 und Hymn. ad Ap. Pyth. 429. Dulichion wird als fruchtbar und weizenreich bezeichnet *ξ* 335, *π* 396, *τ* 293; es ist die größere und mächtigere Insel; nach *π* 247 kamen aus Dulichion 52 edle Jünglinge um Penelopeia zu freien; *σ* 126 wird des Freiers Amphinomos Vater Nisos ein edler und mächtiger König von Dulichion genannt. Auch der Name selbst spricht für Kephallenia, da sie dem Schiffer, welcher auf der Fahrt von Süden das breite Hinterland nicht übersehen kann, wie ein langer Streifen am Horizonte erscheint. Endlich wurde ja auch schon im Alterthume dieselbe Ansicht ausgesprochen.

Es erübrigt nur noch die Entscheidung über Asteris. Von dieser Insel, auf welcher *δ* 847 sich die Freier in Hinterhalt legten, um den aus Pylos zurückkehrenden Telemachos zu überfallen, sagt der Dichter, dass sie im Canal zwischen Ithaka und Samos liegt *δ* 844 und einen Doppelhafen besitzt *δ* 845.

Wer Ithaka für das homerische Ithaka, Kephallenia für Samos hält, muss schon aus dem Grunde, weil im ganzen Canal von Ithaka überhaupt keine andere Insel sich befindet, das Felsriff Dhaskálio mit Asteris identificieren. *Ἀμφίδυμος* ist ein Epitheton, das sicherlich nicht vielen Hafenplätzen zukommt; denn man darf hier nicht an zwei nahe aneinander liegende Häfen denken, wie etwa Munychia und Zea, dagegen spricht die Bedeutung von *ἀμφί*, sondern an einen Hafen, der durch einen schmalen, weit ins Meer vorspringenden Küstenstrich in zwei Theile getheilt ist, so dass sich auf beiden Seiten ein Hafen befindet. Eine derartige Küstenbildung ist eine Seltenheit, und wo sie vorhanden ist, wird sie ein charakteristisches Merkmal, das der Sänger an unserer Stelle mit *ἀμφίδυμος* bezeichnet. Dhaskálio ist ein kleiner, aus dem Meer einzeln hervorragender Fels, welcher, überall von Riffen umgeben, schwer anfahrbar ist, nicht einmal einer Barke sichere Zuflucht gewährt, geschweige denn einen Doppelhafen besitzt. Auch Strabo hatte diese Bedenken von seinen Gewährsmännern übernommen und half sich mit dem Erdbeben, das so vieles erklären muss und auch hier den Doppelhafen verschlang.

Andererseits wäre in Rücksicht auf die Lage die Wahl Dhaskálios als Hinterhalt ganz verfehlt gewesen. Denn abgesehen davon, dass Telemachos im Phorkyshafen, wie er es auch wirklich that, ohne den Auflauernden in Sicht zu kommen, landen konnte, hätte er selbst bei der directen Fahrt in den Polishafen gar

nicht beim Hinterhalte vorbeisteuern müssen und wäre den ihm gerade entgegenkommenden, von weitem sichtbaren Feinden ganz leicht nach rückwärts entkommen. Viel sicherer hätten die Freier vom Phorkyshafen aus dem Schiffe des Telemachos den Weg abschneiden können.

Trotz alledem wird Dhaskálio so eng mit der Bucht von Polis verbunden, dass hier Grund und Folge fast in reciprokem Verhältnisse erscheint: Dhaskálio ist Asteris, weil es der Bucht von Polis gegenüber liegt; die Bucht von Polis ist Ithakas Hafen, weil sie in der Nähe von Dhaskálio liegt. Damit aber ist die Schwierigkeit, die in der Erklärung dieser Stelle liegt, nicht behoben.

Dörpfelds Theorie, der zufolge unter *πορθμὸς Ἰθάκης τε Σάμοιό τε παιπαλοέσσης* nur der zwischen Leukas und Ithaka liegende Sund verstanden werden kann, bringt auch hier die geographischen Thatsachen mit der homerischen Erzählung in Einklang.

Zwischen Ithaka und Leukas liegt mitten im weiten Meer eine kleine Insel, Arkudhi wird sie jetzt genannt. An der Ostküste derselben schuf die Natur einen Hafen, welchem in ganz überraschender Weise das Merkmal der *λιμένες ἀμφίδυμοι* zukommt, wie sich der Verf., welcher an der von Dörpfeld Ende April 1900 unternommenen Expedition nach Leukas theilnahm, aus nächster Nähe überzeugte. Die Lage der Insel ist eine solche, dass jeder, der von Süden nach Leukas fährt, an derselben vorbeisteuern muss. Wenn Telemachos, wie die Freier annehmen mussten, die Richtung gegen den Phorkyshafen genommen hätte, wäre er ihnen unmittelbar vor dem Doppelhafen in die Hände gefallen; da er aber in den Phorkyshafen segelte, fuhr er an der Westküste von Arkudhi vorbei, so dass er von den an der Ostküste im Hafen lauernden Freiern nicht erblickt werden konnte.

Ein Vergleich der beiden Theorien ergibt folgende Vertheilung der Inseln und Hafenplätze:

Homer	Ältere Theorie		Dörpfelds Theorie	
Ithaka	Thiáki (Ithaka)		Levkas (St. Maura)	
Dulichion	Dulichion (Echinad)		Kephallenia	
Samos	Kephallenia		Thiáki	
Zakynthos	Zante		Zante	
Asteris	Dhaskálio		Arkudhi	
Rheithron	Apháles	Hafen	Nordost	Hafen
Stadthafen	Polis	auf	Poros	auf
Phorkyshafen	H. Andreas	Thiáki	Sivota	Levkas.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, dem unermüdlichen Erforscher des griechischen Alterthums dafür zu danken, dass er mir mit gewohnter Liebenswürdigkeit gestattete, seine in den Vorträgen entwickelten Ideen in diesem Aufsatze zu verwerten.

M.-Trübau. Joh. Gallina.



Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Udo Bahntje, Quaestiones Archilocheae. Diss. inaug. Göttingen 1900, 103 SS. 8°.

Diese inhaltreiche, von vielseitigem, gründlichem Wissen zeugende Arbeit ist für mehrere Gebiete der Archilochos-Forschung von Wichtigkeit. Cap. I '*De Archilochi vita*' gibt quellenkritische Untersuchungen der sagenhaften Überlieferung, die sich an den *βίος* des A. angesetzt hat. Verf. zeigt dabei die ausgesprochene Tendenz, derselben ein höheres Alter und somit größere Glaubwürdigkeit zu vindicieren. Das war vom Übel. Denn die Thatsache, dass die Lebensbeschreibungen großer Männer mit Erdichtungen ausstaffiert wurden, ist nun einmal nicht wegzuleugnen. Am bedenklichsten ist es, dass Verf. die durch Oinom. bei Euseb. praep. ev. VI 7 (und V 31 und 33) berichtete Colonisierung von Thasos durch Parier unter der Führung des Telesikles und seines Sohnes Archilochos für historisch hält. Die Beweisführung für diese, schon aus inneren (chronologischen) Gründen sehr zweifelhafte Annahme ruht aber auf schwachen Füßen. Verf. meint, dass die Notiz bei Paus. X 28, 3, wonach Tellis, der Großvater des Archilochos, mit Kleoboia die Heiligthümer des Demetercultus nach Thasos bringt, nur eine religiöse Function sei, daher nicht von der Besiedlung der Insel verstanden werden könne. Das ist ein Irrthum. Tellis bringt jene *sacra* natürlich als *κτίστης* und *ἀρχηγέτης* mit. Die Notiz bei Euseb. ist aber nichts weiter als die Ausschmückung der Thatsache, dass Arch. aus Paros nach Thasos ausgewandert ist. Dass diese Auswanderung ganz andere Gründe hatte als die Colonisierung der Insel, wird auch durch den von Hiller von Gärtringen auf Paros gefundenen Stein (Mittheil. des k. deutschen arch. Instituts, Athen 1900, XXV) wahrscheinlich gemacht, von welchem Verf. zwar erfuhr, dessen Inhalt er aber leider nicht kannte (s. meinen Progr.-Aufs. Wien 1900, S. 5 f. und 14 f.). Wenn es bei Euseb. heißt, dass der Führer

der Expedition Telesikles, der Vater des Arch., war und dass dieser ihn begleitete, so ist hier die Fiction völlig klar ersichtlich; denn Arch. musste natürlich als Dichter in dieselbe Rolle gedrängt werden, die Eumelos bei der Auswanderung der Bakchiaden nach Syrakus, Sappho bei jener der lesbischen Oligarchen nach Sicilien gespielt hat (s. Wiener Studien XX, S. 15). Was aber die Deutung des Orakels durch Arch. betrifft (*Ἀερία* = *Θάσος*), so kann sie nicht als Beweis für das hohe Alter des Orakels angesehen werden; denn *Ἀερία* ist die Bezeichnung für jedes Land, das in 'dunkler Ferne' liegt (daher auch für Ägypten, Libyen, Aithiopien), und wird für die Orakelsprache typisch gewesen sein. S. 12 f. neigt der Verf. zu der Auffassung hin, dass Arch. dem Adel von Paros angehörte: hier stimmen wir vollkommen überein, vgl. meine eingehende Beweisführung in obigem Progr. S. 3 ff. Auch darin hat B. recht, dass aus Fr. 3 noch nicht folge, dass Arch. am lelantischen Kriege theilgenommen hat. Aber es wird gestattet sein, die Futura *τανύσσεται* und *ἔσσεται* dahin zu verstehen, dass aus ihnen die freudige Absicht des Dichters spricht, an diesem Kriege als Hoplite theilzunehmen. Denn sonst wäre ja jenes Epigramm nur eine poetische Paraphrase des bei Strabo X 448 erwähnten Vertrages, dessen Kunde irgendwie nach Paros gedrungen wäre. — Cap. II enthält eine Zusammenstellung der Urtheile des gesammten Alterthums über unseren Dichter. — Cap. III behandelt die Überlieferung der archiloch. Gedichte im Alterthum, zunächst durch Rhapsoden (Heracl. Ephes. bei Diog. Laert. IX 1) und Schulexemplare (nach diesen citierten noch Plato und Aristoteles, die unter *ἴαμβοι* auch die trochäischen Gedichte mitverstanden), dann durch fachphilologische Ausgaben (Alexandriner), welche die Gedichte nach metrischen Gesichtspunkten anordneten (*ἐν τετραμέτροις*, *ἐν τριμέτροις*, *ἐπῳδοί*, *ἐλεγεῖαι*), endlich durch die Anthologisten. Verf. classificiert weiter (p. 32 f.) die erhaltenen Fragmente nach den Beweggründen, welche die späteren Autoren veranlassten, sie zu citieren, und im Zusammenhange damit beantwortet er die Frage, bis zu welcher Zeit die vollständigen Gedichte des Archilochos erhalten waren (Kaiser Julian[1]). Es folgen p. 35 ff. gute kritische Bemerkungen über einzelne Stellen, wovon ich die über das neue von Mahaffy (Flinders-Petrie pap. I tab. IV 2) publicierte Fragment (gegen Crusius, Rhein. Museum IL p. 299) besonderer Beachtung empfehle, desgleichen die über Fr. 39 (p. 43), Fr. 102 (p. 44), Fr. 143 (p. 44), endlich die Cj. des Verf. zu Clem. Al. strom. p. 739: *θεοῖσ' ἔνι πείρατα.* — Am ertragreichsten ist aber Cap. IV '*De verborum delectu*'. Verf. zeigt in geschickter Anordnung des

[1]) Die Stelle des Synes. de insomn. p. 156 scheint Verf. nicht richtig verstanden zu haben: 'vix dixisset eius opera et memoriam *temporum fuga deteri*': *τηρεῖ* heißt doch nicht *deterit.*

Materiales *A*) wie Arch. bei aller Abhängigkeit von Homer (vergl. G. Setti, Omero ed Archil., Riv. di stor. ant. 1897, S. 25 ff.) mit brillanter Meisterschaft es verstand, die homerische Rede den Anforderungen der neuen, von ihm selbst in die Kunstpoesie eingebürgerten Versmaße anzuschmiegen, und wie er in seiner Sprache den veränderten Culturverhältnissen Rechnung getragen hat, *B*) inwieweit der Wortschatz des Arch. mit dem der epischen Dichter und der späteren Schriftsteller (besonders in semasiologischer Beziehung) übereinstimmt oder von ihm abweicht, wobei gleichzeitig sein großer Einfluss auf die letzteren zutage tritt. Eine solche Untersuchung war bisher ausständig, und so bedeutet dieses Capitel einen wichtigen Fortschritt in der Archilochosforschung.

Von Druckfehlern habe ich notiert: S. 7, Z. 10 *valuisse* statt *valuisset*, S. 17, Z. 15 *sanguis* statt *sanguinis*, S. 28, Z. 12 *apellabantur*, S. 31, Z. 22 *quaestiunculas* statt *-a*. Auf S. 37 lesen wir das auch sonst überaus häufig begegnende *videtur* nicht weniger als sechsmal. Aufgefallen ist mir, dass Verf. die neuen Straßburger Fragmente fast ganz seitwärts stehen ließ: vielleicht hat er sie erst zu spät näher kennen gelernt.

Wien. Hugo Jurenka.

Dr. Hanz Meltzer, Griechische Grammatik. II. Bedeutungslehre und Syntax. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1900. 142 SS.

Zu der von mir im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift, S. 887 fg. kurz angezeigten „Formenlehre“ bildet dieses Bändchen die abschließende Ergänzung, deren Inhalt sich aus dem oben angeführten Titel von selbst ergibt. Ebenso ersieht man schon aus dem Titel, dass der Verf. entsprechend den von Ries entwickelten Grundsätzen den gewöhnlich unter dem Schlagworte „Syntax“ zusammengefassten Stoff in die beiden Abschnitte „Wortbedeutung“ und „Wortfügung oder Syntax“ zerlegt hat, ein Versuch, der im ganzen als recht gelungen bezeichnet werden kann. Bei der Darstellung des behandelten Stoffes, welche, wie in der Formenlehre, auf das engste Maß eingeschränkt ist, ist überall die verständige Benützung der neueren, auf den Gegenstand bezüglichen Literatur ersichtlich, wie man insbesondere aus den Ausführungen über die Tempora (S. 30 ff.), über die Grundbedeutung und über den synkretistischen Charakter der griechischen Nominalcasus (S. 56 ff.), über die Präpositionen (S. 83 ff.) ersieht. Großer Wert ist mit Recht auf die Anführung vieler Beispiele gelegt, doch müssten dieselben, um dem Zwecke vollkommen zu entsprechen, durchaus auch in deutscher Übersetzung wiedergegeben sein, wovon leider offenbar aus buchhändlerischen Gründen Umgang genommen ist.

Innsbruck. Fr. Stolz.



Homer und die römische Poesie. Von Dr. Johannes Tolkiehn. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 14°, 219 SS.

Inwieferne Ilias und Odyssee im täglichen Leben der Römer eine Rolle spielten, hat Dr. Tolkiehn bereits in seiner Abhandlung: *De Homeri auctoritate in cotidiana Romanorum vita,* enthalten in den Jahrbüchern für class. Philol. Suppl. XXIII, p. 222—289, gezeigt. Mit der obgenannten Schrift verfolgt er den Zweck, darzulegen, welche Spuren das Studium der Gedichte Homers, die nur als sagengeschichtliche Quellen betrachtet sein sollen, in der römischen Literatur hinterlassen hat. Die überaus sorgfältig und anziehend geschriebene Arbeit umfasst einen allgemeinen und einen besonderen Theil. Der erstere beginnt mit einem geschichtlichen Überblicke über alle jene Dichtungen, die unter dem mittel- oder unmittelbaren Einflusse Homers standen, von Livius Andronicus bis zu den Schriftstellern des 6. nachchristlichen Jahrhunderts. Darauf folgt eine detaillierte Aufzählung der Hilfsmittel, die der gewissenhafte Forscher zur Verfügung hatte. Das 3. Capitel bildet den Übergang zum eigentlichen Thema, insofern der Verf. die verschiedenen Erscheinungsformen des homerischen Einflusses innerhalb der römischen Poesie auseinandersetzt, streng zwischen mittel- und unmittelbarer Einwirkung unterscheidend und unter Anführung interessanter Beispiele auf die Schwierigkeiten hinweisend, welche die namentlich für die Dramatik, doch auch für Horaz und Ovid in Betracht kommende Contaminationsmethode hervorrief. — Die Thatsache, dass den Römern selbst die Herübernahme homerischer Elemente in ihre Literaturwerke nicht verborgen geblieben sei, bespricht Dr. Tolkiehn im nächsten (4.) Abschnitte. Er führt dabei alle Zeugnisse der römischen Schriftsteller an, die entweder ihre eigene und ihrer Zeitgenossen Abhängigkeit von Homer im allgemeinen zugestehen (z. B. Ennius, Ovid, Manlius, Claudian) oder sie in besonderen Fällen an anderen nachweisen (Cicero, Gellius, Priscian). Im Anschlusse an diesen Punkt kommt der Verf. im 5. Capitel auf die antiken Commentatoren (vgl. die Terenz-, Vergil-, Horaz-Scholien) zu sprechen und entwirft an der Hand von kritisch geprüften Stellen ein deutliches Bild, welches sich von der Thätigkeit der Alten auf diesem Gebiete gewinnen lässt. „Mit dem heutigen Maßstabe gemessen", heißt es S. 52, „sind die Leistungen der Alten unvollkommen und mangelhaft, und kommen über einen gewissen Dilettantismus nicht hinaus; selbst Servius [1]) unterscheidet sich vortheilhaft von den übrigen nur durch die Fülle des

[1]) Besser wird Servius S. 42 beurtheilt, wo Tolkiehn sagt: „Man wird nicht umhin können, anzuerkennen, dass uns in dem Commentar des S. im allgemeinen ganz verständige Beobachtungen überliefert sind. Doch fehlt es auch nicht an Spreu unter dem Weizen".

Gebotenen. Geradezu armselig und dürftig ist Lactantius Placidus (zu Statius), Porphyrio ragt hingegen durch Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit hervor.“ Keine günstigere Meinung erweckt, wie Dr. Tolkiehn im 6. Capitel seines Buches ausführt, die einzige aus dem Alterthum erhaltene Monographie über das Verhältnis Homers zu den römischen Dichtern (Vergil), welche in den *Saturnalia* des Macrobius uns vorliegt. — Nach geistreicher Beleuchtung dieser Studie kommt der Verf. zu dem Resultate, dass die Anlehnung Vergils an Homer in Plan und Inhalt der *Aeneis* zwar tiefer erfasst ist als bei Servius, dass jedoch die zahlreichen Verwechslungen, Irrthümer und Versehen bei Macrobius den Eindruck machen, als sei dessen Gewährsmann seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen. — Mit S. 79 nimmt der besondere Theil der Abhandlung seinen Anfang. Nach einigen Vorbemerkungen über die Frage, wie die Römer überhaupt die Kunst des Übersetzens übten — es ergibt sich, dass sie den Begriff einer wörtlichen Übersetzung in unserem Sinne nicht kannten — werden alsbald sämmtliche Nachrichten und Bruchstücke von Homer-Übersetzungen einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Daraus erhellt: *a*) Im allgemeinen. Uns sind sieben mehr oder minder vollständige Homer-Übersetzungen bekannt. Ilias und Odyssee scheinen nur Attius Labeo und Polybius (ein Freigelassener des Kaisers Claudius, der eine prosaische Paraphrase lieferte) übersetzt zu haben, die Odyssee allein Livius Andronicus und theilweise Tuticanus, während die Ilias von Cn. Matius, Ninnius Crassus und dem Verf. der von einigen Philologen dem Silius Italicus zugeschriebenen Epitome (*Ilias Latina*) bearbeitet ist. Außerdem übertrugen Cicero, Horaz, Terentianus Maurus, Lactantius, Chalcidius, der Verf. der sogen. *periochae* und Hieronymus gelegentlich für einzelne Stellen ihrer Werke kleinere Abschnitte, Verse oder Verstheile. Sie alle aber stehen dem Urtexte ziemlich unbeholfen gegenüber, selbst die späteren, welchen eine gefeiltere Sprache zugebote stand, ringen mit dem Ausdrucke. *b*) Im besonderen gilt als bemerkenswert: 1. Die Od. des Liv. Andr. ist bei Rücksichtnahme auf die Nationalität des Übersetzers, auf das vom Original verschiedene Versmaß, die noch unerweichte Härte der lateinischen Sprache, die Ausdehnung des Werkes, die Neuheit der Arbeit und die Schwierigkeit bei der Beurtheilung jedenfalls auf eine höhere Stufe zu stellen, als dies Mommsen und Ribbeck thaten. 2. Die Homer-Übertragungen Ciceros, der nur von Fall zu Fall für seine philosophischen Schriften Verse der Il. und Od. übersetzte, verdunkeln — der Verf. folgt der Kritik Ribbecks — durch rhetorischen Aufputz den Zauber homerischer Poesie, so dass ihre Anschaulichkeit und Anmuth nicht recht zur Geltung kommt. 3. Die unter dem Namen *Ilias Latina* bekannte Epitome[1]), die vor dem

---

[1]) Die in jüngeren Handschriften stehende Überschrift inc. Pindarus, '*De bello Troiano*' (in den älteren Ausgaben liest man 'P. The-

Tode Neros entstanden sein muss und über deren Verf. wir vollständig im Unklaren sind (T. nimmt mit Verres und Altenburg ganz richtig an, dass sie auf Grund der sprachlichen und metrischen Erscheinungen dem Silius Italicus, welchem sie Buecheler und Ribbeck zuschrieben, nicht beigelegt werden darf), erhebt sich nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit, sondern repräsentiert sich als ein dürftiger Auszug aus dem Original, von dem kaum ein Fünftel in der Bearbeitung übrig blieb; ihre Theile zeigen ferner kein gleichmäßiges Gefüge, da einige Partien ziemlich ausführlich behandelt sind, während andere viel schlechter wegkamen. Diese Eigenthümlichkeit und der Umstand, dass in der Il. Lat. erhebliche Abweichungen vom homerischen Texte begegnen, glaubt T. „durch freie, nicht durch das Original controlierte Reproduction des Inhaltes des griech. Epos" erklären zu können. Diese Annahme macht uns allerdings die Auslassungen und Änderungen plausibel, — den Schreiber ließ einfach das Gedächtnis im Stiche — es scheint aber nicht recht glaublich, dass der Übersetzer eines so umfangreichen Werkes ohne Vorlage gearbeitet habe; ob er nun aus einer vollständigen Ilias willkürlich excerpierte oder aus einer griech. Chrestomathie ins Lateinische übersetzte, wird man freilich nicht mehr entscheiden können.

Im zweiten Hauptabschnitte des speciellen Theiles handelt Tolkiehn von der Bearbeitung des homerischen Stoffes zu selbständigen römischen Dichtungen. I. Epos. Es lassen sich über diese epischen Versuche, zu denen man das *carmen Priami*, das Epos eines gewissen Lupus über die Rückkehr der Helena und des Menelaus, die Ἕκτορος ἀναίρεσις des Arbronius Silo, die *Anthomerica* Macers, die *Posthomerica* des Camerinus, Neros *Troica* und Lucans *Iliacon* rechnen muss, fast nur Vermuthungen aussprechen; mit Sicherheit kann man bloß behaupten, dass Arbronius, dessen Gedicht wohl ein bei Priscian erhaltener Saturnier angehört haben dürfte, und Lucans *Troica*, nach den Fragmenten zu schließen, aus den homerischen Gesängen geschöpft sind, während diese Ansicht für die Dichtung Neros zurückzuweisen ist. Ohne Zweifel hat sich aber Horaz in der 5. Satire des II. Buches, in welcher er die Erbschleicherei ins Lächerliche zu ziehen bemüht ist, in der äußeren Staffage an die Odyssee angeschlossen. — II. Lyrik. *a*) Ovids Heroiden (1 u. 3). Obwohl der Dichter seine Bausteine aus dem alten Epos (Od.) zusammentrug und außerdem

---

banus') erklärt Tolkiehn S. 98 folgendermaßen: „Wie leicht konnte die Epitome die Überschrift '*Homerus Thebanus*' auf Grund der Tradition erhalten, der zufolge Homer aus dem ägyptischen Theben stammte; vielleicht diese von einem, der es besser zu wissen glaubte, in 'Pindarus Thebanus' geändert worden und schließlich nach Fortfall des Thebanus 'Pindarus' allein übrig geblieben!" — Zu den Zeugnissen, die für die erwähnte Tradition a. a. O. angeführt werden, ist nachzutragen: Heliodor, *Aethiopica,* 3 B. c. 14.

eine Reihe von Zügen aus der Ilias in seine Epistel einwebte, so hat er doch an manchen Stellen die homerische Darstellung für seine Zwecke und Zeit modificiert. *b*) Die *Deliberativa* des Dracontius. Tolkiehn erbringt den Beweis, dass diese Arbeit ein Conglomerat aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen ist und der Verf., der mit seiner mythologischen Gelehrsamkeit prunken wollte, unter anderen Dichtungen auch die Ilias heranzog. *c*) Epigramme. Die Kürze der meisten verhindert oft die Erkenntnis der Herleitung; Nachwirkungen der homerischen Poesie offenbaren sich aber auch auf diesem Gebiete, z. B. bei Luxorius, Martial, bei welchem sich deutliche Spuren finden, in der lat. Anthologie und den *Epitaphia* des Ausonius. — III. Drama. Auch mit Bezug auf diese Literaturgattung lässt sich wenig Bestimmtes über das Verhältnis der Römer zur Ilias und Odyssee vorbringen. Parallelen finden sich zwar genug in den Fragmenten, und wenn die Verff. einiger Dramen, so namentlich Ennius im *Achilles* und in den *Hectoris lutra* sowie Accius in der *Epinausimache* nicht Homer selbst benützten, so haben sie sich doch an ein „ihn benützendes griech. Originaldrama“ angeschlossen, wir können aber nur von der Möglichkeit homerischen Einflusses sprechen. Überdies ist das Material, aus dem wir schöpfen, infolge der subjectiven Schätzung der Bruchstücke höchst problematisch; in etlichen Fällen kann man Ribbecks Auffassung nicht beistimmen.

Zuletzt wird (im dritten Hauptabschnitte des II. Theiles) die Verwendung homerischer Partien zu Episoden innerhalb größerer Gedichte erörtert. Die Zahl der hieher gehörigen Dichter ist kleiner, als man erwarten könnte. Eine derartige Verarbeitung bietet sich uns in der Aeneis Vergils dar (die Cyclopen-Geschichte der Odyssee), in den Metamorphosen Ovids (gleichfalls die Polyphemepisode, die Schilderung der Wunderzeichen in Aulis, die Erzählung vom Ehebruche des Mars und der Venus) und in desselben Dichters *ars amatoria* (die Venussage ist z. B. auch dort, vgl. II 561—592, doch weiter ausgeführt, zu finden), ferner bei Valerius Flaccus im 2. Buche seiner Argonautica (die Anspielung auf die Empörung der Götter gegen Juppiter, vgl. I. B. d. Il.) und bei Silius Italicus, im II. Buche der Punica (Erwähnung der Schicksale des Eurydamas, vgl. Od. XXII 283 u. II 183). Enger Anschluss ist erkennbar bei Vergil — nur lässt er einen der Gefährten des Odysseus in der Höhle zurückbleiben, der dann später dem Äneas die Abenteuer erzählt, — Ovid folgt in den Metamorphosen ebenfalls vollkommen dem Gange, welchen die Erzählung bei Homer nimmt, während er sich, was Tolkiehn geschickt darlegt, in den Gedichten der 1. Periode (*ars amat.*) oft in bewussten Widerspruch zu seiner Quelle setzt und durch Vergröberung des Stoffes und Herabziehung ins Gemeine zu wirken sucht. Valerius Flaccus und Silius Italicus schließlich

scheinen mehrere Homerstellen zu einem Ganzen vereinigt zu haben; letzterer war insoferne flüchtig, als er die Namen Eurydamas und Eurymachos verwechselte.

Aus diesen Untersuchungen zieht der Herausgeber am Ende seines Buches zwei wichtige Schlüsse. Erstens constatiert er, dass sich der homerische Stoff in keinem der vorhandenen Erzeugnisse rein und unverfälscht darstelle, sondern dass die meisten röm. Dichter, wenn sie sich im ganzen auch an Homer hielten, doch ziemlich willkürlich mit dem überkommenen Gute wirtschafteten; dies ersehe man aus den Kürzungen, Zusammenziehungen, Umstellungen, Auslassungen, Zusätzen und Abweichungen, aus Erscheinungen, die wohl auch damit zusammenhängen, dass überhaupt im Alterthume ein großer Mangel an Akribie bei Benützung des Dichters geherrscht habe. Zweitens macht der Verf. auf das eigenartige Ergebnis aufmerksam, das mit den in seiner ersten Abhandlung vorgebrachten Beobachtungen übereinstimmt, dass das römische Volk die Ilias mehr begünstigte als die Odyssee. Diese wurde nämlich, wie sich zeigen lässt, nicht nur seltener übersetzt, sondern auch minder häufig für römische Epen und Dramen verwertet. Ohne Zweifel sagten den praktischen Römern abenteuerliche[1]) Märchen nicht so zu, wie die lebensvollen Darstellungen von Kampf und Streit.

So hat denn Dr. Tolkiehn die Aufgabe, die er sich stellte, gelöst, soweit sie natürlich gelöst werden konnte, und dabei fast überall gründliches Wissen sowie besonnenes Urtheil geoffenbart. Die Arbeit ist aber auch deswegen wertvoll, weil in ihr wiederholt andere literarhistorische Probleme gestreift, neue Sacherklärungen für lateinische Dichter und Prosaiker geboten, Textesverbesserungen vorgeschlagen und auch Betrachtungen ästhetischer Natur angestellt werden. Diese Eigenschaften machen das Buch, das sich ganz abgesehen vom guten Drucke[2]) noch durch seine elegante Stilistik auszeichnet, zu einer interessanten Lectüre.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

---

[1]) Charakteristisch ist es für den märchenhaften Zug Ovids, dass nur er der Odyssee eine größere Berücksichtigung angedeihen ließ.

[2]) Es begegnete mir nur ein Druckfehler, S. 199 unten: Kalyso.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weissenborns erklärende Ausgabe. Neu bearbeitet von H. J. Müller. Vierter Band, erstes Heft, Buch XXI. Neunte Auflage. Berlin 1900, Weidmann'sche Buchhandlung. — VIII und 174 SS. Preis Mk. 2·10.

Wie jede neue Auflage der Bände der erklärenden Liviusausgabe Weissenborn's in der Bearbeitung von H. J. Müller für den Forscher und den Lehrer wieder Interessantes bringt, so ist es auch hier geschehen. Indem wir auf die Erklärungen, an welchen, wie wir bei früheren Besprechungen nachwiesen, auch stets gefeilt wird, diesmal nicht weiter eingehen, bemerken wir bezüglich des Textes, dass da neuerdings einige Änderungen sichtlich durch immer mehr vertieftes Eindringen in die Eigenthümlichkeiten der handschriftlichen Überlieferung, namentlich des *cod. P*, veranlasst wurden; der kritische Anhang, welcher gegenüber dem in der achten Auflage dieses Buches (1888) einen Zuwachs von drei Seiten erhalten hat, gibt einen präcisen Überblick über alles Wichtige mit gelegentlichen schätzbaren Hinweisen auf den livianischen Sprachgebrauch. Ein paar Conjecturen, die in demselben als „wahrscheinlich richtig" bezeichnet werden, hätten wohl auch noch ohne Bedenken in den Text gesetzt werden können. Die Fehlergruppen des *cod. P* in der dritten Decade decken sich oft auffallend mit jenen des *cod. V* in der fünften und theilweise mit denen der Überlieferung für die vierte, so dass hie und da nun eine solche übersichtliche Vergleichung einem Verbesserungsversuche an einer zweifelhaften Stelle mehr Gewicht verleihen kann.

So hält Ref. den im Anhang S. 160 zu 3, 6 bescheiden mitgetheilten Vorschlag des Herausgebers *quando* (statt *quandoque*) für eine wirkliche Emendation, da sie durch eine der hervortretendsten Versehengruppen, welche ich in den Abhandlungen zur 3., 4. u. 5. Decade durch manche Beispiele weiter belegen konnte, gestützt wird (*que* ist hier einfach aus dem folgenden *quisque* vorgeschrieben) und zugleich eine auffallende Ausnahme im livianischen Gebrauche beseitigt, welche bisher seit Fabri überall durch eine lange Anmerkung mit Hinweisen auf spätere erklärt werden musste. — Ebenso dürfte 10, 7 das mit der Note „vielleicht richtig" versehene *quae⟨que⟩ terra marique* des A. Perizonius der Berücksichtigung im Texte würdig sein. — 19, 9 möchte ich an dem *Saguntinos* der alten Ausgaben, wie dies nach mir auch Luterbacher (1894) gethan, noch immer festhalten (das handschriftliche *Saguntini*, welches in dieser Form im Zusammenhange von den Herausgebern einfach gestrichen werden muss, entstand, wie derartige Beispiele genug nachgewiesen wurden, unter dem Einflusse des vorhergehenden *qui*). — 22, 2 wird wohl doch mit Wölfflin und Linsmayer *firmatque* zu schreiben sein, da beim folgenden handschriftlichen *eum*, das man, um es zu halten, in *eam* änderte, auch nur Einwirkung des voranstehenden *eam* anzunehmen ist. — 27, 7 möchte ich noch immer beim *ex*

loco edito des Clericus bleiben, wie dies in neuester Zeit auch Luchs, Luterbacher und H. J. Müller selbst in der vorletzten Ausgabe thaten (im handschriftlichen *ex loco prodito* ist *pro* nur wieder aus dem nahen *profecti* wiederholt), und zur Vergleichung unter anderem besonders Curtius Ruf. VII 5, 13 empfehlen, wo nach dem *in edito monte* auch die folgenden Worte *haud procul castris ipsos abesse* an Livius erinnern (Liv. *haud procul abesse*). Fr. Schmidts *ex composito* (statt *ex loco prodito,* bezw. *edito*) stimmt freilich gut zur citierten Polybiosstelle, aber es ist doch zweifelhaft, ob Nachahmung des griech. Historikers bis zu solchen Kleinigkeiten herab gegenüber den Buchstaben der Überlieferung, wenn diese sich zwangloser emendieren lassen, den Ausschlag geben soll. — 54, 3 *sed uti numero etiam, non animis modo valeatis, singulis vobis novenos ex turmis manipulisque vestri similes eligite.* Im Anhang S. 171 wird Forchhammers *singuli* als „wahrscheinlich richtig" notiert; nach meiner Ansicht mit Recht, wie auch Luchs, Luterbacher und Novák in neuester Zeit sich dafür entschieden haben. Über diese Fehlergruppe der Zusetzung oder Auslassung eines *s* am Wortende, selbst dort, wo nicht eine nächste Veranlassung vorlag, habe ich in meinen Abhandlungen zur 4. und 5. Decade ausführlicher gesprochen. Auch hier zeigte sich wieder auffallende Übereinstimmung in der Überlieferung der 3. Decade (z. B. XXI 29, 5 *Scipionis* statt *Scipioni;* 52, 10 *inopinatos* statt *inopinato;* 57, 14 *omnes* statt *omne;* 58, 5 *captis* statt *capti;* XXIV 46, 5 *sonituque* statt *sonitusque;* XXV 2, 6 *Africanos* statt *Africano;* 12, 9 *privatis* statt *privati* usw.). Beachten wir nun an der in Rede stehenden Stelle noch dazu die sieben anderen schließenden *s* in nächster Nähe, so erscheint die Herstellung des gewünschten *singuli* aus *singulis* wohl so ziemlich evident. — 62, 4 dürfte *pulvinario* nach sonstigen Erfahrungen seine Entstehung nur dem Einflusse des vorangehenden *olitorio* verdanken und das gewöhnliche *pulvinari* auch in dieser Ausgabe unbedenklich herzustellen sein.

10, 12 wäre das nach einer Andeutung von Luchs eingeschaltete *arbitror* nach dem sonstigen Usus cursiv zu drucken; würde aber nicht die Einschiebung eines *dico* dieselben Dienste leisten und dabei den Ausfall bei den Verhältnissen unserer Überlieferung leichter erklären? (Oben § 11 '*dedemus ergo Hannibalem?*' *dicet aliquis,* hier dann *nec dedendum solum⟨dico⟩*).

Möge uns der verdiente Herausgeber bald auch mit jenen Büchern erfreuen, in welchen der Weissenborn'schen Ausgabe seine Neubearbeitung noch nicht zu Theil wurde.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Cornelii Taciti de origine situ moribus ac populis Germanorum liber. Recensuit Ioannes Müller. Editio maior. Editio altera emendata. Vindobonae et Pragae sumptus fecit F. Tempsky, Lipsiae sumptus fecit G. Freytag 1900. 8⁰. V et 36 pp. Preis 70 *h* = 60 Pf.

Diese Müller'sche Recension der Germania war bisher im 2. Bande der bei Tempsky-Freytag erschienenen Tacitusausgabe enthalten. Jetzt liegt sie als Sonderausgabe vor mit der Bemerkung '*Editio maior. Editio altera emendata*' auf dem Titelblatte, die mit Rücksicht auf das Proömium und den kritischen Apparat gewählt sein mag.

Der Text hat vielfach gewonnen. So steht C. 4, Z. 1 [1]) *opinionibus*, von dem Herausgeber so gestützt, dass wohl jedes Bedenken ausgeschlossen ist. Die Überlieferung ist ferner hergestellt 6, 12 *(dextros agunt)*, 7, 12 *(audiri)*, 16, 10 *(picturam)*, 18, 2 *(munera probant, munera . . . . .)*, 26, 1 *(ideoque magis servatur, quam si vetitum esset)*, 35, 2 *(redit)*. Die Stellen, mit denen M. letzteres zu stützen sucht, wollen freilich nicht einleuchten. 37, 7 liest er jetzt mit Cc *ac*, 37, 19 *Caesari abstulerunt*, 38, 13 *comptius hostium*, 39, 12 *centum pagis habitant*, 45, 1 *Sitonas*, 46, 23 *Etionas*. 2, 15 ist die unter Annahmen einer Verwechslung der Endungen aufgenommene Conjectur *plurisque gentes et appellationes*, abgesehen von ihrer Nothwendigkeit, jedenfalls geistreich. Dagegen macht 2, 20 *aucto victore* für *a victore* die Stelle nur dunkler. Beibehalten wurden — fraglich kann es sein, ob mit Recht — die Conjecturen *praetractentur* 11, 3, *turba* 11, 11, *poena* 12, 7. Unnöthig war es, 19, 15 mit Halm *adgnatis* zu schreiben. An der ähnlichen Stelle Hist. V 5, 13 schrieb Halm selbst, wie jetzt Meiser, *agnatis*. Für die Schlussworte des C. 21 *(victus inter hospites comis)* hatte die erste Ausgabe *victus inter honestiores comites*. Es war an der Zeit, mit dieser Conjectur aufzuräumen. Aber auch *victus inter honestiores communis*, womit jetzt C. 22 beginnt, wird kaum Freunde finden. Ebensowenig wird man sich 36, 4 für die Änderung *nomina et superioris sunt* im Sinne von *nomina sunt et nomina* (oder *et ea*) *superioris sunt* begeistern; die Stelle kommt dabei noch übler weg als durch die Conj. *nomina* allein. 39, 1 folgt M. in der Beseitigung von *se* nach *vetustissimos* der herrschenden Richtung. Was gegen *se* sprechen soll, ist mir nie klar geworden; das aber ist klar, dass dafür die Überlieferung und alles im Folgenden spricht (vgl. *eoque omnis superstitio respicit, tamquam . . .* und *magnoque corpore efficitur, ut se Sueborum caput credant*). Nicht zu billigen ist 45, 22 ff. die Änderung *fecundiora igitur nemora lucosque sicut Orientis secretis, ubi tura balsamaque sudantur, ita Occidentis insulis terrisque, ⟨iisque⟩ inesse crediderim . . .* Glaubt man mit der Überlieferung nicht zurechtkommen zu können, so ist es doch

---

[1]) Nach Halm.

wohl das Beste, *et* vor *sicut* und nach *crediderim* Komma zu setzen, was übrigens nicht Andresen zuerst vorgeschlagen hat. 46, 12 conjicierte du Mesnil ansprechend *victui fera.* An und für sich könnte ja *herba* stehen. Wenn aber M. *herba* beibehält und meint, *solae in sagittis spes* gehe nur auf die Verbesserung der Lebenslage, die mit *victui herba* gegeben ist, so ist dies gewagt und reicht trotzdem nicht aus. Es müsste vor allem der Widerspruch zwischen *victui herba* und *idemque venatus viros pariter ac feminas alit* beseitigt werden. — Der kritische Apparat ist an sich sowie in dem, was er zur Stütze oder Erklärung enthält, meist trefflich. Ich verweise z. B. auf das, was 16, 12 für die Richtigkeit von *hiemi* beigebracht ist. Hie und da aber werden auch hier noch Besserungen eintreten können. So gilt 20, 15 'quanto *Halm*: tanto *Bc* (lies *BC*), quo cb^2 in *litura*' von *quanto* Z. 16. 38, 11 wird mit Halm als Überlieferung *innoxie* gegeben; bei Müllenhoff dagegen: 'innoxie *Bbc*, inopię *C*'. 39, 1 gibt *C* vetustissimo. 46, 5 ist nicht schlechthin *mixtos* überliefert, sondern mixtos *Bc*, mistos *b*, mist^{i}os b^2. 16, 14 wird jetzt von einer Änderung abgesehen und in der Stelle der Gedanke gesucht '*abdita autem et defossa aut ignorantur aut (in eiusmodi incursionibus et raptibus) non quaeruntur*'. Da würde man wohl auch bei Tac. lesen *aut eo ipso fallunt, quod non quaeruntur.* Daher besagt die Stelle, meine ich, doch *abdita autem et defossa aut ignorantur aut quaerenda sunt, eoque ipso fallunt*, insoferne man irregeht und nichts findet. 40, 16 gegen *vestis* (Andresen-Zernial) *vestes* zu halten, ist misslich. Auf Grund von Dichterstellen *vestes* von einer Decke zu verstehen, verbietet *veste*, in demselben Capitel von demselben Gegenstand gebraucht; an zwei zu denken, wie M. will, dazu berechtigt wohl nichts.

Im ganzen hat man es mit einer guten Ausgabe zu thun, die sich auch im Drucke vortheilhaft von der ersten unterscheidet, und wer sich mit der Germania beschäftigt, wird sie nicht übersehen dürfen.

Cornelii Taciti de origine situ moribus ac populis Germanorum liber. Recensuit Ioannes Müller. Editio minor. Editio altera emendata. Vindobonae et Pragae sumptus fecit F. Tempsky, Lipsiae sumptus fecit G. Freytag 1900. 8⁰. 28 pp. Preis 50 *h* = 40 Pf.

Auch diese Ausgabe trägt die Bezeichnung *Editio minor. Editio altera emendata.* Es liegt aber von diesem Büchlein, wenn auch nicht ausdrücklich mit dem Vermerk '*Editio minor*', doch thatsächlich bereits die dritte Ausgabe aus dem Jahre 1889 vor, und es ist mithin nicht klar, warum die hier in Betracht kommende als die zweite bezeichnet ist. Den Inhalt bilden nach Hinweglassung des Proömiums und des kritischen Apparates der Text und das Namensverzeichnis der oben besprochenen Ausgabe; es scheint also diese vorzugsweise für Schüler bestimmt zu sein.

Wien. Franz Zöchbauer.

Des Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden. Für den Schulgebrauch erklärt von C. W. Nauck. 15. Aufl. von O. Weissenfels. Leipzig, Teubner 1899. XLV und 244 SS.

Was die weitverbreitete Nauck'sche Horazausgabe durch die erste Neubearbeitung gewonnen hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es dürfte daher genügen, hier nur das hervorzuheben, worin diese Auflage von der vorausgehenden sich unterscheidet.

Im allgemeinen sind die vorgenommenen Änderungen nicht so durchgreifend, wie sie wohl von mehreren Seiten gewünscht wurden. Zwar ist überall das Bestreben des Herausgebers anzuerkennen, den Wert und die Brauchbarkeit dieses beliebten Schulbuches zu heben, aber die allzugroße Rücksichtnahme auf den ersten Herausgeber ließ noch manche seiner Tüfteleien, manche seiner gekünstelten Erklärungen, besonders auf dem Gebiete der Metrik stehen, deren Beseitigung Belling (Wochenschrift für cl. Phil. 1895, Sp. 903) mit Recht als sehr wünschenswert bezeichnet hat.

Die Einleitung bietet jetzt, abgesehen von einzelnen stilistischen Verbesserungen und kleineren Zusätzen, die sich auf das äußere Leben des Dichters (p. XII) und auf sein Verhältnis zu Archilochus (p. XXV) beziehen, einen längeren Abschnitt über das Fortleben des Dichters.

Der Text weist verhältnismäßig geringe Abweichungen auf, und diese sind zum größten Theile auch Verbesserungen. I 14, 19 wird jetzt *interfusa* geschrieben (früher *inter fusa*) und davon der Accusativ *nitentes Cycladas* abhängig gemacht. — III 5, 17 wird nun Lachmanns Conjectur aufgegeben und zur Überlieferung *perirĕt* zurückgekehrt und ebendaselbst V. 37 die Conjectur Janis und Kreusslers: *anxius* (statt *inscius*) aufgenommen. — III 6, 9 verlangt W. mit Rücksicht auf *bis: Monaesĭs* statt *Monaeses*. — III 7, 20 schreibt W. *movet* (statt *monet*) und erklärt es: 'bringt zur Sprache'. Er führt sie gewissermaßen ins Treffen. — IV 8 werden nun nebst V. 17 und 33 auch V. 15 *non celeres* bis 19 *rediit* und V. 38 für interpoliert erklärt. — Epod. 7, 13 wird *caecos* für passender befunden als *caecus* und Epod. 15, 8 f. das besser überlieferte *turbaret-agitaret* statt *turbarit-agitarit* ohne weitere Begründung in den Text gesetzt.

Bedeutender sind die Veränderungen, welche der Commentar erfahren hat. Vor allem finden wir viele Einleitungen zu den einzelnen Gedichten entweder erweitert oder gänzlich umgearbeitet. Vergl. I 3, 4, 6, 15, 22, 28, 32; II 3, 19; III 3, 7, 12, 16; IV 2, 9. Nauckische Erklärungen sind mehrfach aufgegeben worden. I 5, 9 *adest* früher; 'steht bevor, erwartet sie', jetzt: 'der Seher sieht das Zukünftige gegenwärtig vor sich': — I 32, 2 *lusimus* früher als 'leichtes Getändel' erklärt, jetzt als 'Schaffen des lyrischen Dichters' gedeutet. III 8, 11 *institutae*, früher: 'nicht *quae didicit*, sondern *quae coepit*', jetzt

quae didicit. IV 11, 29 *digna,* früher: 'deiner würdig', jetzt: 'nicht sowohl deiner würdig als dir angemessen'. Zu II 16, 7 bemerkte Nauck: 'Die Wortbrechung scheint auch hier eine überströmende Fülle zu versinnlichen'. Vorsichtiger, aber freilich etwas unklar W.: 'durch die Wortbrechung *(ve—nale)* wird jedenfalls auf das gebrochene Wort bei Horaz ein starker Nachdruck gelegt'. Neue Anmerkungen begegnen uns nur spärlich, so zu I 35, 15 *ad arma* und *cessantes,* zu II 4, 5 *forma,* zu III 5, 15 *exemplo trahenti.* Die Zahl der Parallelstellen ist um drei gewachsen; s. I 3 und 22, II 13. Sie sind sämmtlich aus Goethes Faust. Zu III 3, 1 wird auf den holländischen Admiral C. de Witt hingewiesen, der auf der Folter die Anfangsverse dieses Gedichtes citiert habe. Viel zahlreicher dagegen sind die kleinen Änderungen und Zusätze zu dem bestehenden Grundstock der Anmerkungen; sie fördern in gleicher Weise die Wort- und Sacherklärung. Freilich sind noch einige Erklärungen Naucks von etwas orakelhafter Fassung stehen geblieben, die mir einer Nachbesserung bedürftig erscheinen. Dahin zähle ich: I 14, 11 *Pontica pinus,* d. h. daraus gezimmert; II 18, 16 *pergunt* wird im Deutschen: 'nach wie vor'; IV 4, 56 In *pertulit* liegt: bis (zu Ausonias Städten trug); IV 9, 42 *catervas* 'der Versucher'.

Minder wichtige und nutzbringende Anmerkungen wurden gestrichen, so z. B. II 12, 25 die in dieser Form unverständliche Bemerkung über *cum* und *tum*; IV 14, 42 über *Medusque et Indus* und vor allem der Excurs zu III 11, 49—52 von dem die Naukische Polemik gegen Hofmann Peerlkamps Kritik enthaltenden Abschnitte entlastet. Aber es will mir scheinen, als ob noch manche Erklärungen des ersten Herausgebers beseitigt zu werden verdient hätten, da sie theils zu trivial sind, theils aber über das Interesse der Schüler hinausgehen. Dahin rechne ich die Bemerkung über *ne* I 2, 5, über *quale portentum* 'ein Ungethüm wie es' I 22, 13, über den Ablativ *recenti* II 19, 5, über die Zwischenstellung des Pronomens III 24, 45; ferner II 11 die Anführung der verschiedenen Urtheile über den ästhetischen Wert dieses Gedichtes, III 7, 18 die Bemerkung, Muret habe acht Beispiele von verschmähter Liebe, die sich durch Verleumdung rächte, zusammengestellt und Epod. 17, 12 die Berufung auf das Urtheil Murets wegen *homicida* = ἀνδροφόνος.

Die übertriebenen metrischen Auffassungen Naucks theilt zwar W. nicht ganz, vergl. Einl. zu I 38 und II 16, 7, aber Behauptungen wie Einl. III 15: Das Metrum malt die Ruhelosigkeit der Angeredeten, oder Epod. 16, 17: Der Spondiacus *(Phocaeorum)* versinnlicht das Gewicht des Beispieles und ebendort V. 29: Der Spondiacus *(Appenninus)* der Schwerfälligkeit des Gebirges, der *moles moniutm* entsprechend, sollten doch nicht immer wiederholt werden. Auch den Wegfall von Fremdwörtern wie S. 227

cachieren, S. 229 invidiös, S. 3, 92, 126 compendiarisch dürfte niemand beklagen.

Von nennenswerten Druckfehlern sind mir im Commentar aufgefallen: S. 112 *iugo* statt *collo*, S. 153 *frigere* statt *frigore*, S. 232 *pŏlypus* statt *pōlypus*.

Das Buch verspricht unter der kundigen Hand seines Neubearbeiters immer vollkommener zu werden und ist besonders wegen seiner vortrefflichen Einleitung nicht genug zu empfehlen.

Wien. F. Hanna.

Max Rubensohn, Griechische Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutschen Übersetzungen des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben. Mit einer Zinkographie. (Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen, herausgegeben von August Sauer, 2—5.) Weimar, Verlag von Emil Felber. 1897. 8°. CCLXXVI und 210 SS. Ladenpreis 10 Mk., Subscriptionspreis 8·80 Mk.

Der Mailänder Jurist und Neulateiner Andrea Alciato, der unter großem Zulauf in Frankreich an den Universitäten Avignon und Bourges wirkte, hat sich durch die Begründung einer im XVI. und im XVII. Jahrhundert viel gepflegten Literaturgattung, der Emblemata, einen Namen von europäischer Bedeutung erworben. Nachdem ihm 1872 in England Henry Green ein bibliographisches (A. Alciati and his books of Emblems, London) und 1884 in Frankreich G. Duplessis ein kunstgeschichtliches Werk (G. Duplessis, Les emblémes d'Alciate, Paris 1884) gewidmet haben, betrachtet Rubensohn diese Dichtungen zum erstenmale vom philologischen Standpunkte aus. Der Name Emblemata (= eingelegte, eingesetzte Arbeiten) ist aus der bildenden Kunst entlehnt und bezeichnet diese Dichtungen nach ihrem nächsten Zweck: nämlich nach ihrer Tauglichkeit für die bildende Kunst. Sie waren in erster Linie zur Illustration bestimmt; sie sollten Malern, Goldschmieden und Metallgießern Motive zur Illustration oder zur Ausschmückung mit Wappen, Abzeichen u. dgl. an die Hand geben. Als Stoff für solche Gedichte empfahlen sich begreiflicherweise zunächst solche, die durch ihren Inhalt schon ein unmittelbares Verhältnis zur bildenden Kunst hatten. Geschichte und Naturgeschichte boten dem Künstler Figuren und Gegenstände aus dem Menschenleben, dem Thier- und Pflanzenreich dar. Die Thiere, die in der äsopischen Fabel als handelnde oder auch bloß als redende Personen auftreten, konnte der Illustrator sichtbar vor Augen stellen. Hatte der Inhalt des Gedichtes auf Gegenstände der Kunst, auf Statuen oder Bilder, auf Wappen oder häusliche Geräthe nähere oder entferntere Beziehung, so wurden diese Dinge den Versen voran-

gestellt. Reichen Stoff zu solchen Bildergedichten bot auch dort, wo es sich um unsichtbare, geistige Dinge handelte, die beliebte Renaissanceeinkleidung abstracter Dinge in die Formen der Allegorie und des Symbols. Ja, bei dem Zuge der Zeit, die das Lehrhafte überall mehr als die freie Kunst suchte, konnte es nicht fehlen, dass diese symbolisch-allegorischen Darstellungen, in denen sich ein allgemeiner Gedanke, eine Sentenz oder eine Moral viel deutlicher ausdrücken ließ, als in der Form der geschichtlichen Anekdote oder Erzählung, zuletzt das Übergewicht erhielten, und dass man unter emblematischen Poesien nicht mehr bloß „Bildergedichte" in eigentlicher, sondern auch in übertragener Bedeutung „Sinnbilder" verstand. Alle die kleinen Dichtungsgattungen, die im XVI. Jahrhunderte eine so große Rolle spielen, fanden sich so auf diesem Boden zusammen: die Anekdote und der Schwank, die Fabel und die Parabel, das Apophthegma und der moralische Satz, die Sentenz, das Sprichwort und das Räthsel. Und auch hier hat man es natürlich selten mit Eigenbau, sondern mit altem, schon herrenlosem Gut zu thun, das entweder direct oder indirect durch die Vermittlung der Neulateiner aus dem Alterthume stammt: schon Alciato hat die griechischen und römischen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen tüchtig ausgenützt und sich die griechische Anthologie so wenig entgehen lassen, wie die übrigen Neulateiner, die an ihr Übersetzungsversuche machten. Auch die typische Form des Emblemes hat Alciato aufgestellt: ein kurzes Motto oder eine Devise, die den Inhalt meistens in Sentenzform angibt, geht als Überschrift voraus; dann folgt das Bild, und unter diesem stehen die erläuternden Verse, die schon durch die Illustration im Raume beschränkt werden und nur im Zusammenhange mit dem Bilde Sinn und Bedeutung haben.

Alciatos Embleme haben zuerst in Deutschland das Licht der Welt erblickt. Ihr Verf. schickte eine Abschrift an den berühmten Humanisten und Staatsmann Konrad Peutinger nach Augsburg, der sie ohne Alciatos Wissen durch den Augsburger Drucker Heinrich Steyner illustrieren und im Druck erscheinen ließ; gegenüber Green führt Rubensohn den Nachweis, dass diese Ausgabe vom Jahre 1531 (104 lateinische Embleme enthaltend) die erste ist. Der mit den Augsburger Illustrationen wenig zufriedene Verf. fand bald darauf in Paris an Christian Wechel einen Verleger, bei dem im Jahre 1534 die erste von Alciato selbst veranstaltete Ausgabe (mit 113 Nummern) erschienen ist. Von da ab häufen sich die Ausgaben; bis 1545 sind schon dreizehn verschiedene Drucke, bis 1600 hundertunddreißig, bis zum heutigen Tage im ganzen hundertundachtzig Auflagen von Green nachgewiesen worden. Für den Text der Alciato'schen Embleme kommen nur die vom Verf. selbst veranstalteten Ausgaben in Betracht: 1546 Venedig, bei den Söhnen des Aldus Manutius (um 97 Nummern vermehrt) und die seit dem Jahre 1548 in Lyon

erscheinenden Ausgaben, von denen die im Jahre 1550 die Sammlung mit 211 Nummern vollständig macht (die vier Ausgaben von 1531, 1534, 1546 und 1551 hat neuerdings H. Green durch photolithographischen Neudruck zugänglich gemacht; London 1870 und 1871). Die Alciato'schen Epigramme wurden im XVI. Jahrhundert an der Universität Paris, wie ein antiker Autor, interpretiert; ein nach Italien verschlagener Tiroler (Johannes Thuilius) hat sie, durch einen kranken Fuß ans Zimmer gefesselt, in Venedig auf tausend Seiten commentiert. Der Lyoner Verlag warf nicht nur immer neue Ausgaben des lateinischen Textes, sondern auch Übersetzungen in allen Sprachen auf den Markt. Das Buch wurde bei allen Nationen als das beste Lehrbuch der Moral und der Politik betrachtet; und in Italien als Regentenspiegel für adelige und besonders fürstliche Kinder mit dem machiavellistischen Titel: „Il principe" versehen. Aber auch eine neue Literaturgattung war damit begründet, die besonders im XVI. und im XVII. Jahrhundert, aber auch noch später zahlreiche Nachfolger fand: H. Green schätzt die Anzahl der Emblemenschreiber auf 1400, ihre Werke auf 3000 bis 4000.

Unter den französischen Übersetzungen bespricht Rubensohn nur die von Jean le Févre, 1536 in Paris bei demselben Christian Wechel erschienen: er gibt die lateinische Vorlage meistens in achtzeiligen Strophen (ababbcbc), die aus Achtsilbern bestehen, wieder; nur bei längeren Stücken bedient er sich des Alexandriners oder der Dekasyllaben. In der Form der achtzeiligen Strophe ist ihm der erste deutsche Übersetzer Wolfgang Hunger 1542 nachgefolgt, mit dessen Leben und Werken sich Rubensohn am ausführlichsten, leider aber nirgends abschließend, beschäftigt. Hunger, ein humanistisch geschulter Jurist, der in Begleitung einiger junger Edelleute auf Reisen gieng, in Freiburg noch zu den Füßen des großen Ulrich Zasius saß und den Glareanus kennen lernte, kam bald nach Alciatos Abgang an die französische Universität Bourges, wo er zuerst als juridischer Lehrer in die Fußstapfen des gefeierten Mannes trat und von 1535—37 Vorlesungen über Institutionen hielt. Als er im Jahre 1537 zurückkehrte, nahm er auch die Embleme des Alciato im Original und in der französischen Übersetzung Le Févres in seine Heimat mit; zur Zerstreuung und, um sich in seiner fast vergessenen Muttersprache zu üben, begann er sie zu übersetzen. Während die Arbeit rasch vorrückte und in einigen Tagen ein großer Theil der ganzen Sammlung übersetzt war, wurde er neuerdings nach Bourges zurückgeführt, wo er wieder von 1537 bis 1539 lebte. Und hier erfuhr er nun, dass der Verleger Le Févres in Paris eine zweite Ausgabe der französischen Übersetzung vorhabe. Durch einen Schüler ließ er ihm seine fertigen Stücke anbieten und den Vorschlag zu einer dreisprachigen Ausgabe machen, in welcher der deutsche Text neben dem lateinischen und

dem französisichen stehen sollte, wo man also auch Gelegenheit haben sollte, die drei Sprachen und ihre Versarten miteinander zu vergleichen. Wechsel gieng zwar auf Hungers Anerbieten ein; er trug ihm auf, seine Übersetzung zu vollenden und er schickte ihm sogar eine Zugabe, die Alciato für eine neue Auflage bestimmt hatte, um auch diese neuen Stücke zu übersetzen und zu ihnen die Bilder zu entwerfen. Aber, obwohl Hunger während der Vorbereitungen zu seiner dritten Prüfung sein Pensum erledigte, zog sich das Erscheinen der neuen Ausgabe doch so lange hinaus, dass Hunger, der im Jahre 1539 Professor in Ingolstadt wurde und später als Beisitzer am Reichskammergericht, dann in den Diensten der Bischöfe von Freising eine ehrenvolle Thätigkeit entfaltete, sie nicht mehr in Frankreich abwarten konnte. Erst 1542 ist sie, zusammen mit dem lateinischen, aber ohne den französischen Text, in Paris bei Wechel erschienen. Hungers Übersetzung schließt sich in der strophischen Form an die französische an, wo diese Achtzeilen verwendet; wo aber le Févre längere Versarten gebraucht, da bleibt der deutsche Übersetzer bei den einfachen Reimpaaren stehen. Trotzdem er von dem französischen Übersetzer auch inhaltlich nicht unbeeinflusst ist, steht er ihm und dem lateinischen Originale stilistisch doch selbständig gegenüber; und trotzdem er ein Gelehrter und von dem Zug der Zeit zum Lehrhaften nicht unberührt ist, redet er doch die derbe, aber kräftige Sprache des Volkes. Seine Übersetzung ist nicht bloß als das erste deutsche Buch, das in Antiqua gesetzt, und als das erste deutsche Buch, das im Auslande gedruckt wurde, ein doppeltes bibliographisches Curiosum [1]), sondern sie hat auch literarischen Wert.

Ein Vierteljahrhundert später veranstaltete ein sonst ganz unbekannter Mann, wie es scheint, ein Arzt, Jeremias Held aus Nördlingen, eine Ausgabe und Übersetzung der Alciatischen Embleme unter dem Titel: „Liber emblematum — Kunstbuch“ (zuerst Frankfurt 1566, dann 1580; 212 Nummern). Auch dieser Übersetzer betont den doppelten Zweck der Sammlung. Erstens den Lehrzweck: man soll aus ihr Tugend, Sitten und alle bürgerliche Ehrlichkeit lernen; zweitens den Kunstzweck: man soll mit diesen Emblemen seinen Hausrath, Gewand, Teppich, Schild, Wappen, Helm, Bitschier (Petschier), Wand, Pfosten, Kussin und andere Dinge zieren können. Die Embleme gehören also zu den Geräthinschriften, die gerade aus dem XVI. Jahrhundert so zahlreich vorhanden sind. Während aber Hunger nur die von Alciato dem Äsop entlehnten Fabeln als altgriechisches Gut erkannt hat, er-

[1]) Weder das eine, noch das andere ist wirklich richtig, und ich bin hier leider gleichfalls das Opfer der zuversichtlichen Behauptungen dieses Herrn Rubensohn geworden. Vgl. Jellinek in der Ausgabe von Schedes Psalmen S. XVII und Wackernagel-Martin II 26, Anm. 72.

kennt der in den Neulateinern wohlbelesene Nördlinger Übersetzer auch die griechische Herkunft der Stücke aus der Anthologie. Er ist ein treuer, aber sprachlich und metrisch sehr unbeholfener Übersetzer, der für jedes Distichon zwei Reimpaare braucht und trotzdem noch zu sehr gewaltsamen Mitteln greifen muss, um seine Verse und Reime fertig zu bringen.

Hat es sich bisher um Alciato und die Übersetzer seiner Embleme gehandelt, unter denen die Stücke aus der griechischen Anthologie nur einen kleinen Bruchtheil bilden, so rückt jetzt die Anthologie etwas mehr in den Mittelpunkt. Rubensohn weist aus den Schulordnungen nach, dass die Planudeische Anthologie um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts in den Lateinschulen viel gelesen, interpretiert und zu Übersetzungsversuchen aus dem Griechischen und Lateinischen verwendet wurde. Solchen Schulzwecken dienten die zahlreichen Florilegien, in welche natürlich weniger die schönen Liebesgedichte aus der alexandrinischen Zeit, als die späteren lehrhaften Epigramme und Sinngedichte von sententiösem, gnomischem oder satirischem Charakter Aufnahme fanden. So fiel auch dem jungen Opitz, als er während seines Görlitzer Aufenthaltes mit dem Rector Küchler verkehrte, dessen Schulausgabe (Florilegium 1618 f., in fünf Centurien erschienen, unvollendet) in die Hände; er fand hier eine Auswahl der griechischen Texte, begleitet von lateinischen Übersetzungen der Neulateiner und Küchlers selbst, in Prosa und in Versen. Der junge Opitz hat den Dank für diese Belehrung dadurch abgestattet, dass er sich in die Tochter des Rectors verliebte und sie unter mehr oder weniger freier Benutzung von Texten oder auch bloß von Motiven der Anthologie in deutschen Liebesgedichten besang, in denen er sich zuerst als deutscher Dichter versuchte. Und auch später noch ist „Meleager“ aus der Anthologie sein dichterisches Vorbild geblieben, dem er nacheiferte, bis er sich, freilich früh genug, seiner Liebesgedichte zu schämen begann. In Frankreich bearbeitete auf ähnliche Weise Ronsard, in den Niederlanden Heinsius einzelne Gedichte oder Motive der Anthologie; und da Opitz, wie man weiß, auch ihrem Muster folgte, so ist leicht zu begreifen, wie sich hier die Fäden verschlingen. Auch Weckhrlin hat im Wetteifer mit Ronsard und mit Opitz Gedichte oder Motive der Anthologie auf diese freiere Weise bearbeitet; er legte dafür, wie Opitz in der späteren Zeit, das Florilegium von Megiser, dem Schüler Frischlins, zugrunde, wo er außer den griechischen Texten auch die Übersetzungen der Neulateiner fand. Eine intensivere Pflege widmete Opitz in seiner späteren Zeit den Gedichten der Anthologie, als seine niemals ergiebige schöpferische Ader ganz versiegt war und er sich schon in den Dreißigerjahren auf Übersetzungsarbeiten angewiesen sah. Vielleicht hat ihn Hugo Grotius, der die Gedichte der Anthologie ins Lateinische übersetzte, darauf hingewiesen. In Danzig war er dann

eifrig bemüht, griechische und lateinische Epigramme, aus den besten alten und neueren Scribenten gesammelt, mit freier deutscher Übersetzung herauszugeben, um „die außerordentliche, ja fast unnachahmliche Glückseligkeit unserer Sprache durch Gegenhalten desto besser“ zu vergleichen. Seine Sammlung hat also gerade den entgegengesetzten Zweck wie die Übersetzung der Emblemata von Hunger: so verächtlich der Humanist des XVI. Jahrhunderts von der Muttersprache denkt, so übertrieben verherrlicht sie der deutsche Renaissancedichter des XVII. Jahrhunderts. Im Jahre 1639 sind zwei dünne Hefte des Opitz'schen Florilegii variorum epigrammatum (liber unus, abgedr. in der Frankfurter Ausgabe 1644; liber alter, abgedr. bei Triller II 777 ff.) erschienen, zusammen 192 Nummern enthaltend, von denen ungefähr 46 direct oder indirect (9) aus der Anthologie stammen. Opitz gibt zuerst den griechischen Text; darauf folgen eine oder mehrere lateinische Übersetzungen, die entweder von Neulateinern herrühren oder von Opitz selbst unter starker Benützung früherer Versuche oder der lateinischen Prosaübersetzung, die ihm die Ausgabe der Anthologie von Eilert Lübben (1603) an die Hand gab, in Versen abgefasst sind; darauf werden andere Übersetzungen in lateinischen Versen bloß in Form von Citaten nachgewiesen, die Opitz meistens der Küchler'schen Auswahl entlehnt hat; zuletzt folgt die deutsche Übersetzung von Opitz, welche nicht mehr eine freie Umschreibung, sondern bestrebt ist, das Original in Inhalt und Form möglichst getreu wiederzugeben. Die antiken Distichen werden zwar in den herrschenden Alexandrinern (meistens mit abwechselnd männlichem und weiblichem Ausgange) wiedergegeben; aber die Verszahl des Originals wird genau eingehalten, jedem Distichon entspricht also ein selbständiges Reimpaar, womit auch die Verschränkung der Reime in Form von Quatrains (abab) ausgeschlossen war. Inhaltlich ist Opitz zwar mitunter von den lateinischen Übersetzungen beeinflusst, aber er gibt das Original doch im ganzen treu ohne Zusätze und Umschreibungen in klarer Sprache und in reinen Versen wieder. Im Gegensatze zu den Übersetzern des XVI. Jahrhunderts erscheint er auch hier als der Begründer jener Richtung der Übersetzungsliteratur, die in der classischen und romantischen Periode zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet und erst in unseren Tagen in ihrem Ansehen erschüttert worden ist. Man erwartet nun eigentlich, dass der Verf. nachweisen wird, wie Opitz Schule gemacht hat. Leider aber lässt er sich auch diesen zweiten angesponnenen Faden wieder aus den Händen gleiten. Um seine „Sammlung nicht allzu stark anschwellen zu lassen“, begnügt er sich mit nur zwei Beispielen und wendet sich in dem letzten Abschnitte der Einleitung Schirmer und Schoch zu, welche noch die ältere Art der freien Bearbeitung vertreten.

Gegen meine Gewohnheit und Neigung habe ich von der nahezu dreihundert Seiten füllenden Einleitung dieses ausführliche

Referat gegeben, weil ich der Meinung bin, dass wenige unter den Lesern dieser Zeitschrift die Zeit und Kraft aufbringen werden, sie bis zu Ende zu lesen. Und das ist Schade! Denn es steckt viel Arbeit und Gelehrsamkeit in ihr, so gut wie in den umfänglichen Anmerkungen zu den mageren Texten, zu denen Rubensohn immer die griechischen Originale und frühere Übersetzungen nachweist. Seit Jahren erinnere ich mich nicht, ein gelehrtes Buch in die Hand bekommen zu haben, das ein solches Ungeschick in der Gestaltung des Stoffes und in der Formgebung bewiesen hätte, wie dieses; es zu lesen ist eine wahre Qual! Schon aus meiner Inhaltsangabe wird es ersichtlich geworden sein, wie das Buch kaum den Anspruch eines Ganzen machen kann, sondern in ganz verschiedenartige Theile auseinanderfällt, die nur zwangsweise mit einander verknüpft wurden. Der Verf. setzt auf dem breiten Grunde von fast 200 Seiten mit den Emblematikern ein und lässt dieses Thema fallen, gerade da, wo es interessant wird. Denn nicht bloß auf die Gemähle und Reimsprüche der Fruchtbringenden Gesellschaft, die er wenigstens in einer Anmerkung berührt, wäre hier hinzuweisen gewesen, sondern noch mehr auf die Dichtung der Nürnberger, auf Harsdörffers „Nathan, Jotham und Simson“ und auf seine geistlichen Andachtsgemähle, auf die geistliche Emblematik des XVII. Jahrhunderts überhaupt; die mathematischen Erquickstunden von Harsdörffer und die Bilderreime der Nürnberger hat er nachträglich in den Anmerkungen 155 ff. herangezogen; für die letzteren hatte Fischer in einem hübschen Excurse zu Frisch's Schulspiel vorgearbeitet. Wie er uns aber in Bezug auf die emblematische Poesie vor der Thür stehen lässt, ebenso ist es bei den Nachbildungen der Anthologie der Fall. Mit Opitz' Anfängen bricht er ab; er erkennt es zwar als eine dankbare Aufgabe, den Motiven der griechischen Anthologie bei Logau nachzugehen, lässt ihn aber für dieses Mal doch wieder außer Spiel. Nicht einmal der Gesichtspunkt, dass es sich um eine Auswahl von Anthologieübersetzungen handelt, ist festgehalten; denn Hunger und andere wussten gar nichts von der Anthologie, sie übersetzten nach abgeleiteten Quellen. Noch schlimmer aber steht es mit der Disposition des Stoffes in dem Buche selbst. Ich habe mich bemüht, die Darbietungen des Verf s in einen möglichst geradlinigen Bericht zu bringen, um wenigstens einigermaßen Zusammenhang in die Dinge zu bringen. Aus dem Buche selbst wird der Leser weder über die Emblemausgaben noch über die Anthologieübersetzungen Klarheit erhalten: Biographie, Bibliographie, Statistik, Metrik, alles ist in einen unangenehmen Brei zusammengerührt. Zu den Texten kommen Anmerkungen und Einleitungen; zu beiden wiederum massenhafte Nachträge und Verbesserungen, so dass der Verf. selbst zuletzt fühlt, dass er den unentwirrbaren Knäuel seines Buches nur durch ein Sachregister nutzbar machen kann, das er sich rühmt „mit verhältnismäßig

großem Aufwand von Arbeit hergestellt" zu haben. In diesem Buch steht nichts an Ort und Stelle: von der ersten bis zur letzten Seite werden wir nach oben, nach unten, auf die Anmerkungen, auf die Nachträge verwiesen. Nichts wird erledigt; beständig werden wir auf zukünftige Arbeiten vertröstet. Und wie Rubensohn seine Zeitschriftenartikel im nächsten Hefte immer wieder ergänzen und berichtigen muss, so folgt auch hier der Behauptung die Selbstberichtigung auf dem Fuße nach. Im Kleinen so gut wie im Großen wird dieser Verf. niemals fertig; trotz der umständlichen Breite, in der er sich ergeht, ist er außerstande, die kleinste Kleinigkeit zu erledigen. Die Biographie Hungers beginnt er mit der Grabschrift; erzählt dann in endloser Ausdehnung die Jugendgeschichte und verweist dann wieder auf die Grabschrift zurück. Die Anmerkungen haben zu dem Texte oft genug gar keine Beziehung, sondern werden nur „in diesem Zusammenhang", d. h. in keinem Zusammenhang angebracht, weil der Verf. sonst keinen Platz dafür gefunden hat. Ein schlechteres Gelehrtendeutsch, als Rubensohn schreibt, ist auch im XVI. und im XVII. Jahrhundert nicht geschrieben worden. Die Citate beginnen deutsch und werden mitten im Satze oder in der Anmerkung lateinisch fortgesetzt, wodurch ein heilloses Gemisch der Sprachen entsteht. Es gibt in diesem Buche keinen Satz ohne Parenthese, ohne Einschränkung, ohne Selbstberichtigung. Citate und Ziffern, die uns nicht mehr imponieren, ins Massenhafte anzusammeln, das ist das Ideal von Wissenschaft, dem er nachläuft. Und die Masse muss es ausmachen! Sie muss den Mangel an Sorgfalt im Einzelnen und im Wichtigeren decken, den der Verf. durch seine Selbstcorrecturen freilich selber nur zu deutlich verräth.

Zur Begründung dieses Urtheils sei es mir gestattet, einige Beispiele herauszuheben. S. LXXX habe ich mir vergebens den Kopf zerbrochen, wie Hunger 1542 die französische Übersetzung vom Jahre 1546 benutzt haben soll, bis sich endlich herausstellte, dass 1536 zu lesen ist. CCLXXI: „Die griechischen Texte hat Schoch wohl n i e in der Hand gehabt, oder g e n a u e r (!): von zweien fand er solche (!) bei Heinsius". S. LXXIV ist von den in der Sammlung der Emblemata von 1546, bezw. 1549 hinzugekommenen 97 neuen Epigrammen die Rede; CLXI heißt es, die Ausgabe von 1546 enthalte 86 Embleme; CLXII heißt es dann „zur Charakteristik der 96 (resp. 97 s. die Anmerkung) seit 1546 neu hinzugekommenen Gedichte ist S. LXXIV das Nöthige gesagt." In so confusen Angaben soll sich der Leser zurechtfinden! Ich habe Wochen vertrödelt, um in diesen Kleinigkeiten die Meinung des Verf.s zu errathen. CCXX f. berechnet Rubensohn die Anzahl der aus der Anthologie entlehnten Stücke auf 37; CCXXXIII hat Opitz 41 Gedichte aus der Anthologie übersetzt. CCXXIX f. haben der dreißigjährige Krieg und die Frömmler der

folgenden Zeit den griechischen Genius aus Deutschland auf lange hin vertrieben; CCXXXIV zeigt sich Opitz in seiner Auslese schon 1639 als ein rechtes Kind seiner Zeit, dem der wahre Geist des Hellenenthums noch fast völlig verschlossen blieb .... Und das sind nicht vereinzelte Beispiele, so geht es durch das ganze Buch. Ich bemerke ausdrücklich, dass es sich in den meisten Fällen nicht um Unrichtigkeiten handelt, sondern nur um die gänzliche Unfähigkeit, eine Sache so klar und deutlich darzustellen, dass der Leser den Ausführungen des Verf.s folgen kann. Ich bin, wie ich höre, nicht der Einzige, dem diese Gattung von Gelehrsamkeit ungenießbar ist[1]).

Eine besondere Berücksichtigung aber muss ich noch dem metrischen Capitel zutheil werden lassen, in dem Rubensohn, von Hunger ausgehend, sich über die Metrik des XVI. Jahrhunderts im allgemeinen auslässt.

Klarer als irgend ein anderer Dichter des XVI. Jahrhunderts hat sich Hunger über seine metrischen Principien ausgesprochen. Als seine Absicht bei der geplanten dreisprachigen Ausgabe der Embleme bezeichnet er in dem Widmungsgedichte ausdrücklich, dass man daraus die Eigenart der drei Sprachen und ihrer Metrik (rhythmorum genus) vergleichend erkennen sollte; dabei werde sich der Vorzug der lateinischen Rhythmen vor den beiden übrigen und der Vorzug der französischen vor den deutschen, von denen der gelehrte Mann also eine sehr geringe Meinung hat, ganz von selber ergeben. Von der deutschen Metrik sagt er noch weiter das Folgende:

„Nostri autem rhythmi praeter monosyllaborum asperitatem, quibus lingua Germanica plena est, Gallicanorum suavitati ideo quoque merito cedunt, quod ubique pro recepto nostris more octonas syllabas observavi, quum Galli magna licentia nescio quos masculos a femellis segregent, ut taceam reliqua, quibus in hoc genere nobis sunt feliciores.“

Daraus ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit das Folgende:

1. Hunger hat es, obwohl er die Strophenform der französischen Vorlage in der Reimstellung nachahmt, doch keineswegs auf eine Nachbildung des französischen Rhythmus abgesehen. Denn wie hätte denn der Leser den Unterschied der gallischen von den deutschen Rhythmen herausfühlen sollen, wenn er sich selber Mühe gegeben hätte, die gallischen Rhythmen nachzubilden? Das ergibt sich weiter auch daraus, dass er das Metrum

[1]) Zu der S. CCIX erwähnten Opitz-Ausgabe bemerke ich, dass mein Exemplar der Frankfurter Ausgabe von 1644 die Widmung an den Fürsten von Anhalt enthält. Wenn diese Ausgabe also wirklich nur eine Titelauflage der Breslauer von 1638 ist, dann dürfte auch diese sie enthalten haben und das Berliner Exemplar defect sein.



der französischen Vorlage sofort verlässt; sobald diese über den Achtsilber hinausgeht, und sich weder den Alexandriner noch die Dekasyllaben nachzuahmen bemüht.

2. Diese achtsilbigen Verse, bei denen der Übersetzer stehen bleibt, erklärt er ausdrücklich für deutsche *(pro recepto nostris more)*, und er behauptet, sie überall durchgeführt zu haben *(ubique observavi)*; im Gegensatze zu dem Franzosen, dessen Verse sich durch den männlichen und den weiblichen Ausgang und andere Vorzüge *(ut taceam reliqua, quibus in hoc genere nobis sunt feliciores)* unterscheiden. Auf diese Vorzüge verzichtet Hunger also geradezu, als für den Deutschen unerreichbar; und er ist sich nicht bewusst, in den strophischen Gedichten einen anderen Rhythmus als in den bloßen Reimpaaren angewendet zu haben.

3. Hunger kennt nur männlichen Versausgang. Rubensohn glaubt, zwei Fälle gefunden zu haben (S. XC), in denen weiblicher Ausgang vorliegen soll. Den ersten Fall (der edlest Kayser Carl huett) hätte er lieber gar nicht anführen sollen, weil es sich in ihm wohl um eine fehlende Senkung, aber nicht um weiblichen Ausgang handeln kann; dass Hunger hier Carl zweisilbig geschrieben oder gelesen hat, ist ihm selber eingefallen. Den zweiten Fall, der ihn auf den rechten Weg hätte führen müssen, hat er nicht richtig beurtheilt. Der Vers lautet: 'Als Antony het erschlagen'. Wenn dieser Vers nach Hungers Regel acht Silben und einen männlichen Ausgang haben soll, dann kann er nur gelesen werden: Als ′Antony′ het e′rschlage′n; d. h. wir haben hier einen deutlichen Beweis, dass sich Hunger um den natürlichen Accent nicht gekümmert hat. In den Reimen e′rschlage′n : wage′n liegen also nur erweiterte stumpfe Reime vor; die Vorliebe für erweiterten Reim weist ja Rubensohn selber (S. XCV f.) bei Hunger nach.

4. Von den in dem Rhythmus gelegenen Vorzügen der französischen Verse unterscheidet Hunger ausdrücklich die in der Sprache gelegenen, wobei er den einsilbigen Wörtern die Rauhigkeit der deutschen Sprache zur Last legt (praeter monosyllaborum asperitatem, quibus lingua Germanica plena est). Mit dieser leicht verständlichen Äußerung weiß Rubensohn wieder nichts anzufangen. Zu dem Texte macht er (S. LXXXIV) den ganz ungeschickten Zusatz „*asperitatem* (sc. im Reim)“, den er auf dem folgenden Bogen (CX) als „ungenau“ wieder zurückzieht. Aber auf demselben Bogen (XCIX) bringt er die Äußerung noch immer mit Accentverhältnissen in Verbindung, weil er nämlich über den Satzaccent so ganz im Unklaren ist, dass er von jedem Zusammentreffen einsilbiger Wörter einen Zusammenstoß von Accenten befürchtet! Erst in den Nachträgen hätte ihn (S. 167) eine Stelle aus Opitz' Poeterey auf den rechten Weg führen können; da er aber diese Stelle mit seinen verkehrten Ausführungen über-

einstimmend findet, scheint er sie dennoch nicht richtig verstanden zu haben . . . Wenn von der Rauhheit einer Sprache die Rede ist, versteht man darunter immer das Zusammentreffen vieler und harter Consonantenverbindungen. Es ist ganz klar, dass dieses durch viele einsilbige Wörter gefördert werde, weil die Zahl der Monosyllaba, die (so die Pronomina, Interjectionen, Artikel u. a.) vocalisch anlauten oder auslauten, doch nur eine geringe ist und im anderen Falle vor jedem consonantischen Anlaut eine Consonantenhäufung entsteht. So hat die Sache auch Opitz verstanden, indem er von ihr in dem Zusammenhang redet, der von der „Zusammenstoßung der Buchstaben“ handelt.

5. Weniger sicher ist, inwieweit wir bei Hunger überhaupt Kenntnis der romanischen Verskunst voraussetzen dürfen. Wenn er sagt: *„quum Galli magna licentia nescio quos masculos a femellis segregent, ut taceam reliqua, quibus in hoc genere nobis sunt feliciores“*, so kann das ja leichthin von einem gesagt sein, der sehr viel weiß, aber sich nicht tiefer auf die Sache einlassen will; es kann aber ebenso gut auch die bescheidene Ausdrucksweise dessen sein, der über das bloße Gefühl nicht hinausgekommen ist. Und wenn man bedenkt, welche geringe Rolle der theoretische Unterricht in der Metrik in der Zeit vor Opitz spielt, so wird man eher die letztere als die erstere Auffassung gelten lassen wollen.

Und nun sehe man sich einmal an, was Rubensohn aus diesen Äußerungen Hungers herausgebracht hat (CXVI): nämlich, „dass Hunger seine Achtsilber nicht nach den nationalen Versgesetzen dichtete, sondern, soweit es möglich war, nach den ihm, wie selten einem Deutschen, völlig vertraut gewordenen französischen Principien. Musste er doch in seinem Vorhaben[1]) bestärkt werden, dass der oberste Satz der Theorie der Franzosen die auch bei uns längst populäre Silbenzählung war“!!!

Zu diesem mit den obigen Äußerungen Hungers in unversöhnlichem Widerspruch stehenden Resultate ist der Herausgeber aber nicht bloß durch falsche Interpretation, sondern auch durch eine Untersuchung statistischer Art geführt worden, die wir nun näher anschauen und controlieren müssen, — soweit das möglich ist! Denn leider hat Rubensohn das Pferd auch hier vom Schweif an aufgezäumt; er hat es für geschickt erachtet, die metrischen Untersuchungen nicht seiner Ausgabe, sondern einer bloßen Auswahl mit auf den Weg zu geben, so dass man seine Aufstellungen also nur theilweise nachprüfen kann. Freilich ist das gerade genug, um die Methode seiner statistischen Arbeit zu erkennen.

---

[1]) Davon sagt Hunger nur das gerade Gegentheil: dass er nämlich die Verschiedenartigkeit der gallischen und der deutschen Rhythmen fühlbar machen wolle!



S. CIV ff. macht er sich daran, nach den von Lubarsch gerühmten Achtsilbern zu suchen, die auf der vierten und auf der achten Silbe betont sind. Obwohl er zugeben muss, dass bei Le Févre diese Verse keineswegs zahlreich sind, glaubt er doch Hungers Verse daraufhin untersuchen zu müssen, ob sie der französischen Regel nicht vielleicht noch näher stehen als die der französischen Vorlage. Wirklich findet er, dass in den Achtzeilen der Auswahl das Verhältnis der auf der vierten Silbe betonten Verse das von 400 : 40, d. h. 10 : 1 ist; unter den nicht in die Auswahl aufgenommenen Versen sei das Verhältnis 504 : 66, d. h. 7·6 : 1. Und nun fährt er auf mir ganz unverständliche Weise fort: „In sämmtlichen Achtzeilen zusammen (also in 872 Versen, dazu die 10 von Nr. XXXIII) treffen wir somit auf 106 derartige Verse (8·3 : 1)“. Unverständlich ist mir hier zweierlei: 1) 400 + 504 Verse machen nicht 872, sondern nach meiner Rechnung 904 Verse aus; 2) wie kommt die zehnzeilige Strophe, die doch aus bloßen Reimpaaren besteht, in diese Rubrik, während Rubensohn doch oben die Reimpaare gesondert berechnet hat und in ihnen ein ganz verschiedenes Verhältnis (124 : 6 = 20·6 : 1) gefunden hat? Aber lassen wir das so bestehen [1])! Jedermann wird nach diesen Aufstellungen der Meinung sein, dass Rubensohn aus der statistischen Thatsache den Schluss ziehen wolle, dass die in den Achtzeilen so viel häufiger auftretenden Verse mit dem Accent auf vierter Silbe auf romanischen Einfluss zurückzuführen seien; und dass in den deutschen Reimversen, wo dieselbe Erscheinung so viel seltener vorkommt, dieser Einfluss sich eben nicht geltend macht. Mit einer geschickten Wendung („die wahre Bedeutung der angeführten Ziffern wird sich erschließen ...“) springt aber unser gewandter Statistiker von diesem Gedankengange ab, weil er auf einem anderen Zettel vermerkt findet, dass bei den zeitgenössischen deutschen Dichtern das Verhältnis das von 19 : 1 (Burker Haldis) und 46 : 1 (Erasmus Alberus) ist. Saul, der Sohn Kiß', zog aus, seines Vaters Eselinnen zu suchen und fand ein Königreich! Rubensohn

---

[1]) College M. H. Jellinek hat sich an einem einsamen Sylvesterabend das traurige Vergnügen gemacht, dem Ursprung des Rechenfehlers nachzugehen. Er schreibt mir darüber: „Die Zahl 872 (Z. 28) ist richtig (wenn man sich über das Fehlen des einen Verses in Nr. 27, S. 11 hinwegsetzt), denn die Zahl der achtzeiligen Emblemata ist nach S. LXXXVIII, 109. Falsch ist dagegen die Zahl 400 S. CVIII, Z. 7. Denn R. spricht hier von den Achtzeilern, die er abgedruckt hat. Er gibt S. 1—15 im ganzen 41 Nummern; 25. 33. 38 fallen weg, bleiben also 38, Verzahl 304; eigentlich 303, da Nr. 27 siebenzeilig ist. Natürlich stimmt auch nicht die Zahl 63 für die nicht abgedruckten; denn, da er 38 abdruckt und die Gesammtzahl 109 beträgt, müssen 71 übrigbleiben. Die beiden Theilstatistiken sind aber falsch. S. CIV gibt er wieder als Gesammtzahl der abgedruckten Verse 400 an, rechnet dabei aber, da er CIII ein Beispiel aus Nr. 33 anführt, auch die Nicht-Achtzeiler ein. (In Wahrheit hat er 331 Verse abgedruckt)“.

wollte die auf der vierten Silbe betonten Achtsilber auf romanischen Einfluss zurückführen, und siehe! sie kämen in den deutschen Versen noch häufiger vor! Es ging nun freilich nicht mehr an zu sagen, dass die in den französischen Strophen seltener auftretende und die in den deutschen Reimpaaren häufigere Versform auf gallischen Einfluss deute! Aber deshalb war die Mühe doch noch nicht verloren; man konnte ganz gut von dem romanischen Vers ausgehen, wenn man nur mit einer geschickten Wendung den Übergang zum deutschen Verse fand, und dann (CXXII) doch wieder die jambischen Achtsilber auf den romanischen Reimvers zurückführen!

Auf den folgenden Seiten (CXI f.) sieht nun die Sache natürlich ganz anders aus. Jetzt hat die gallische und die deutsche Metrik die auf der vierten Silbe betonten Verse gemein; jetzt müssen wir, wenn wir den specifisch gallischen Typus in der Hunger'schen Metrik erkennen wollen, diese bei der Statistik ausscheiden. Und ebenso müssen wir auch alle diejenigen Verse ausscheiden, deren Betonung „unsicher oder willkürlich" ist.

Das thut er denn auch; und der gute Mann hat gar keine Ahnung davon, dass er, indem er sagt: „wir wollen den specifisch gallischen Rhythmus erkennen", das schon voraussetzt, was er beweisen soll. Er begeht aber auch einen logischen Rechenfehler, den ich ihm an einem Beispiele deutlich machen will.

In einem Bezirke von 1000 Seelen soll das Verhältnis der Einheimischen zu den Fremden festgestellt werden. Es ergibt sich, dass 500 Einheimische und 200 Fremde da sind; von 300 Seelen fehlt das Nationale, d. h. man weiß nicht, ob sie Einheimische oder Fremde sind. Wird irgend ein vernünftiger Beamter daraufhin das Verhältnis der Einheimischen zu den Fremden als 500 : 200 ausgeben? Die 300 Menschen, deren Nationale nicht erhoben ist, sind auch irgendwo geboren und zuständig; sie können alle Einheimische oder alle Fremde sein. In dem ersten Fall ist das Verhältnis das von 500 : 500 = 1 : 1; im letzteren 800 : 200 = 4 : 1. Es ist klar, dass eine solche Statistik völlig wertlos ist. Dass man erst die Daten haben und kennen muss, wenn man eine statistische Tabelle aufstellt; und wenn man sie nicht kennt, muss man die Statistik überhaupt aufgeben. Man darf aber nicht glauben, dass die Dinge, die man nicht weiß, auch nicht da sind; sonst spielt man unwillkürlich und ohne dass man es weiß, den Vogel Strauß.

Ehe Rubensohn also ein paar Dutzend Verse ausgeschieden hat, weil er sie nicht sicher lesen und betonen kann, hätte er sich bemühen sollen, sich mit den Regeln des Satzaccentes bekannt zu machen. Es wird mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn ich ihm zu diesem Zwecke meine Metrik empfehle; bloß aus dem Grunde, weil ein anderes Buch über diese Dinge eben nicht vorhanden ist. Aus den Seiten XCIX und CXI

sehe ich, dass ihm auch die elementarsten Kenntnisse über Satzbetonung fehlen: dass Versschlüsse 'wie ein Kauf anbót' selbst in der neuesten Dichtung etwas Gewöhnliches sind, hätte er dort lernen können, und den einsilbigen Wörtern steht er so hilflos gegenüber, wie die alten Schulmeister, die mit dem Verbum 'bringt' im letzten Verse des Tauchers experimentierten ('den Jüngling bringt keine wieder'), weil es ihnen unmöglich schien, dass ein Verbum (!!) unbetont sein sollte! Freilich erfordern diese Dinge, bei denen man nicht seine Zettelkästen anfüllen kann, ein eingehendes Studium und auch praktische Einübung. Es wird aber ohne das eben doch nicht gehen; es wird nichts nützen, die Accente zu zählen, ehe man sie kennt. Denn man kann nur mit dem rechnen, was man in der Hand hat.

Aber auch die 766 (von seinen 872) Verse, die, wie er sich ungenau ausdrückt, jambischen Rhythmus haben, hätte er ohne Rechenfehler nicht ausscheiden dürfen. Und ich will ihm nun sagen, was aus seinen statistischen Aufstellungen, vorausgesetzt, dass sie richtig sind, logisch zu folgern war. Wenn das Verhältnis der auf der vierten Silbe betonten Verse zu den übrigen wirklich so steht:

I. bei Hunger in den französischen Strophen . . 8·3 : 1,
II. „ „ in den deutschen Reimversen . . 20 : 1,
III. bei Burkhard Waldis . . . . 19 : 1,
IV. bei Erasmus Alberus . . . . 46 : 1,

so beweist das, dass ein principieller Unterschied zwischen Hunger I und Hunger II gar nicht besteht, sondern nur ein Gradunterschied. Denn hätte man es hier mit verschiedenen Versen zu thun, so müsste man auch sagen, dass Erasmus Alberus in anderen Versen schreibt, als Hunger und Burkhard Waldis, da das Verhältnis von 8·3 : 20 noch lange nicht so drastisch ist, als das von 20 : 46. Wer aber behauptet, dass Hunger durch den französischen Vers beeinflusst ist, der muss uns zuerst sagen, wie das Zahlen**verhältnis** im Französischen ist; er darf nicht gleich die auf der vierten Silbe betonten mit den entsprechenden deutschen und umgekehrt vergleichen, sondern er muss das **Verhältnis** beider, sowohl im Deutschen wie im Französischen vorkommender Verse vergleichen. Wer die einen oder die anderen von vornherein ausscheidet, der hat damit die Rechnung schon verfehlt. Was aber zweitens die „rhythmische Gliederung" betrifft, so kann der Nachweis französischen Einflusses nur dann als erbracht gelten, wenn nachgewiesen ist, dass sich 1. gewisse Figuren im Französischen mit besonderer Häufigkeit einstellen; dass sich 2. diese Figuren in den deutschen Achtsilbern entweder gar nicht, oder doch in weit geringerem Percentsatz einstellen. Weder das eine noch das andere hat Rubensohn angerührt; dafür aber zu den antiken Versfiguren seine Zuflucht genommen, bei denen die Quantitätsverhältnisse eine entscheidende Rolle spielen, während sie für den

romanischen Vers fast gar nicht in Betracht kommen. Hungers Verse durchzulesen und die Beobachtung zu machen, dass sie, iambisch gelesen, mit dem Accentprincip nicht mehr in Widerspruch stehen, als die Verse von Hans Sachs u. a., das wäre für Rubensohn zu naheliegend gewesen; Hunger in seinen deutschen Achtsilbern über den romanischen Vers auf Glykoneen zu führen, das war ein Ziel, des Schweißes dieser Edlen wert.

Wer die statistische Methode in der Metrik handhaben will, der muss sich auf zwei Dinge verstehen: 1. auf die Metrik und 2. auf die Mathematik Den Zahlenapparat spielen lassen und die Ziffern geschickt zu arrangieren, um ein Resultat plausibel zu machen, das ist so wenig Wissenschaft, als es eine Kunst ist, ein „schönes" Finanzbudget vorzulegen. Und die statistische Methode hat nur dann Wert, wenn man mit Ziffern rechnet, die sich mit Sicherheit erheben lassen. In jedem anderen Falle sage ich wie Bismark: „Mit der Statistik kann man alles beweisen".

Unser Verf. ist, wie wir gesehen haben, so wenig Mathematiker als Metriker. Letzteres noch weniger als ersteres! Freilich: auf dem metrischen Gebiete gibt es keine Nachträge, kein 'siehe oben', und kein 'siehe unten', und auch keine Anmerkungen. Da sind die Dinge nicht durch Richtigstellung nachträglich wieder ins Reine zu bringen, sondern wenn sie nicht von vornherein richtig sind, sind sie falsch und einfach wertlos. Daher sind denn auch alle Folgerungen, die der Verf. mit großer Zuversicht auf den Hans Sachsschen Vers macht, hinfällig, wie schon Drescher in der Deutschen Literaturzeitung (1900, Nr. 40, Sp. 2595 ff.) mit Recht eingewendet hat. Aber auch sonst geht durch die ganze metrische Partie dieser Einleitung eine solche Confusion der Begriffe und Vorstellungen hindurch, dass man kaum begreift, wie es der Verf. fertig bringt, auf einem ihm so ganz fremden Boden mit solcher Sicherheit aufzutreten. S. CVI redet er von Skansion französischer Verse; S. CXIX wird das Wort Skansion in anderem (richtigem) Sinne gebraucht. Durch die ganze Partie geht die Bezeichnung der auf der vierten Silbe betonten Achtsilber als „Verse mit jambischem Rhythmus" durch, obwohl sie zum mindesten ungenau ist (vgl. Hunger II 7: ságen : wer hát mich grössen hér). S. CII heißt es, dass Leute wie Weckhrlin am Ende der Verse die natürliche Betonung auf das Sorgfältigste beachtet haben; aber Wörter wie Freiheit findet man bei Wekhrlin oft genug in Cäsur und in letzter Hebung, und solche Betonungen nennt Rubensohn (S. XCIX) „nur möglich, indem die erste Silbe ihre natürliche Betonung theilweise einbüßt", womit auf mehr als laienhafte Weise der Wechsel von Tonhöhe und Tonstärke umschrieben wird. An derselben Stelle soll die Nachbildung des französischen Verses eine „Regulierung des deutschen Verses" erstrebt haben (S. CII), wobei zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt werden: der französische Vers hat auf Opitz

nur eingewirkt durch die Beachtung des Wortaccentes; die Regulierung des Verses, d. h. den regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung konnte Opitz der französischen Verskunst nicht verdanken, aus dem einfachen Grunde, weil sie dort gar nicht vorhanden ist. S. CIII wird von bewusster Vermeidung der „Nebensilben in der Antepaenultima" geredet — als ob Nebensilben nicht auch betont sein können usw. usw.

Ich kann dem Verf. ein richtiges Gefühl nicht absprechen, wenn er S. CLXX gelegentlich der Held'schen Übersetzung bemerkt: „Der Leser hat also nicht zu befürchten, dass auch diesem Dichter eine lange metrische Erörterung gewidmet werde."

Wien. J. Minor.

Ph. Rossmann, Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. 2. umgearb. und bedeutend verm. Aufl., herausgegeben unter Mitarbeiterschaft von A. Brunnemann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. VIII u. 126 SS.

Das vorliegende Buch bezweckt, wie schon sein programmatischer Titel sagt, Deutschen, welche sich dem Studium der französischen Sprache und französischer Verhältnisse berufsmäßig widmen, während der Dauer ihres zeitweiligen Aufenthaltes im Auslande und speciell in Paris ein guter Rathgeber und verlässlicher Führer zu sein.

Wie nothwendig ein solcher Führer war und wie gut der rühmlich bekannte Verf. seine Aufgabe gelöst hat, beweist schon der äußere Umstand, dass die erste Auflage des Buches in kürzester Zeit vergriffen war. Der größere Theil des Buches ist der Besprechung des Aufenthaltes in Paris, dem Mekka der deutschen Neuphilologen, eingeräumt, denn erfahrungsgemäß ist für den Deutschen nichts schwieriger als in Paris schnell zweckdienliche Unterkunft und den zu seiner sprachlichen Ausbildung nöthigen persönlichen und gesellschaftlichen Verkehr zu finden. Nur zu oft steht das Studienergebnis mit den beträchtlichen Zeit- und Geldopfern nicht im Verhältnis. Dieser leider häufig eintretende Misserfolg des Aufenthaltes in Paris hat wohl den Verf. in erster Linie bewogen, seinen Führer zu schreiben, um auf Grund eigener und fremder Erfahrungen diesen Übelstand zu beheben oder doch wenigstens zu mildern.

Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. Erwägungen vor der Reise, 2. Erlangung praktischer Sprachbeherrschung, 3. Realkenntnisse.

Im ersten Theile behandelt der Verf. die Frage, in welchem Lebensalter Studienreisen ins Ausland gemacht werden sollen und welches ihre Dauer sein soll; ferner die Wahl des Aufenthalts-

ortes und die Reisevorbereitungen. Er meint, wer sich dem Studium einer fremden Sprache widme, könne nicht früh genug einen Aufenthalt inmitten des fremden Sprachgebietes nehmen, und über seine Ansichten puncto Dauer des Aufenthaltes belehrt uns eine vom Verf. auf der Kölner Philologenversammlung 1895 gestellte und von dieser angenommene These, welche lautet: Es ist wünschenswert, dass der Neuphilologe vor seiner Anstellung ein Jahr und später in angemessenen Zwischenräumen jedesmal mehrere Wochen im Auslande verbringt. (Vgl. die Neueren Sprachen III, S. 580 uf.) Diese These hat im allgemeinen nichts Anfechtbares, nur kommt deren vollkommene Realisierung demjenigen, der sie zu finanzieren hat, nicht billig. Vorläufig heißt es noch, sich mit weniger begnügen, dafür das Wenige gut ausnützen.

Für den Pariser Aufenthalt verlangt der Verf. mit Recht gute sprachliche und sachliche Vorbereitung. Wenn diese fehlen sollte, empfiehlt er als Vorstufe für Paris einen Aufenthalt in einer Provinzstadt Frankreichs (im Norden etwa Nancy, Dijon, Caen; im Süden Grenoble), in der Schweiz (Genf, Lausanne) oder endlich, und zwar in letzter Linie, in Belgien.

Von all diesen Städten sind in großer Menge Adressen von Wohnungen und Pensionen mit den bezüglichen Preisen sowie verschiedenartige, dem Studierenden gebotene Lerngelegenheiten angegeben.

Unser Hauptinteresse nimmt aber der zweite Theil des Buches, der von der Unterkunft, den Hör- und Sprechübungen in Paris handelt, in Anspruch, denn von der Gestaltung dieser drei Bedingungen hängt hauptsächlich der Erfolg des Aufenthaltes ab.

Das Capitel Sprechübungen wäre besser mit dem Capitel Unterkunft oder unmittelbar nach ihm behandelt worden, weil es wesentlich mit ihm zusammenhängt; auch würden dem Verf. Wiederholungen erspart geblieben sein.

Leider spielt in Bezug auf Unterkunft und Sprechübungen in Paris der Zufall die größte Rolle, und dieser Umstand kann vom Standpunkte des strebsamen Studierenden aus nicht genug bedauert werden. Wohl bemüht sich der Verf. ehrlich, die Hindernisse, welche dem Studierenden den vollen Erfolg seines Aufenthaltes vorenthalten, aus dem Wege zu räumen, aber es ist ihm bei den vielen Factoren, die hiebei in Rechnung kommen, nicht möglich, einen sicher zum Ziele führenden Weg zu weisen. „Das Ideal der meisten“, sagt er, „wäre gewiss, in einer gebildeten Familie Pension zu erhalten, bei der man möglichst als einziger Ausländer recht viel Gelegenheit hat, französisch zu hören und sich im Sprechen zu üben. Solche Familien finden sich aber nur selten, und die Pension ist, wenn schon eine sich findet, 250 bis 300 Fr. Das übersteigt schon die Mittel der meisten Neuphilologen“.

Wer das Glück nicht hat, in eine solche Pension zu kommen, muss entweder eine minderwertige Familienpension beziehen oder sich in einem der vielen mit internationaler Gesellschaft reich durchsetzten Pensionshäuser niederlassen, wenn er es nicht vorzieht, eine Privatwohnung in einem Hôtel meublé zu nehmen und die Sprechgelegenheiten ganz außerhalb der Wohnung zu suchen.

Der Verf. gibt, um den Wohnung suchenden Fremdling vor Zeit- und Geldverlusten zu schützen, eine schier unübersehbare Menge von Gasthöfen, Hôtels meublés, Chambres meublées, Privat- und Familienpensionen an, deren viele mit dem Namen eines Gewährsmannes oder mit sonstigen, die Wohnung charakterisierenden Bemerkungen versehen sind. Diese Angaben sind hoch willkommen und bieten oft genug Anhaltspunkte für eine entscheidende Wahl. Selten befriedigt aber, wie schon gesagt, die Unterkunft, und es berührt eigenthümlich, wenn z. B. der Verf. die in ein Pensionshaus verschlagenen Neuphilologen, welche nur internationale Gesellschaft zum Verkehr haben, tröstet, indem er schreibt: „Sie können durch ihren Gedankenaustausch die gesammelten Erfahrungen gegenseitig klären und sich nebenbei auch einmal ermuthigen zu geduldigem Ausharren in den Entbehrungen, die sich jeder Deutsche, der Studien halber in Paris weilt, aufzuerlegen hat."

Wenn aber die Sprechgelegenheit und die praktischen Sprechübungen der vornehmste Zweck des Pariser Aufenthaltes sind, wie verhält es sich dann mit der Erreichung dieses Zweckes, wenn der Verf. S. 45 hierüber weiter sagt: „Die häufigste Klage ist die, dass sie (die Neuphilologen) trotz aller Bemühungen und Empfehlungen keinen ausgiebigen Umgang mit Franzosen finden können. Unter diesem Drucke leiden in Paris fast alle Ausländer. Wer in seiner Pension keine gebildeten Franzosen kennen lernt, denen er sich enger anschließen, mit denen er den größten Theil des Tages verbringen und die er sprachlich und sachlich fortwährend um Rath bitten kann, ist übel daran. Und wie selten gelingt das!" — Schuld daran ist der abgeschlossene Charakter des französischen Familienlebens.

Der Verf. ist zwar bestrebt, durch Hinweis auf verschiedene Vereine, in welche Ausländer zugelassen werden und wo der Studierende event. Anschluss findet, diese prekäre Lage des Sprachbeflissenen zu verbessern, aber er ist leider außer Stande, in Bezug auf Sprechübungen einen sicher zum Ziele und zum Erfolg führenden Weg zu weisen.

Um wenigstens den Anfänger in dieser Richtung vor drohendem Schiffbruch zu retten, gibt er ihm den wohlgemeinten, aber recht kostspieligen Rath, sich einen Privatlehrer zu suchen, um bei diesem planmäßigen Sprechunterricht zu nehmen. Da aber solche Privatstunden in Paris 5—15 Fr. per Stunde kosten und dies für die meisten Neuphilologen eine zu große Auslage bedeutet, so schlägt er für die Minderbemittelten als Nothbehelf für Sprech-

übungen den Unterrichtsaustausch vor und gibt gleichzeitig mehrere Adressen an, die solchen vermitteln.

Wir sehen also, dass in dem großen, weiten, verkehrsreichen Paris dem Neuphilologen puncto productiver Sprachübung gegen alle Erwartung schlechte Auspicien gestellt werden und dass es Zeit ist und noththut, diesem Übelstande abzuhelfen. Ein Verdienst des Verf.s ist es, die Wahrheit hierüber gesagt und den Finger in diese Wunde gelegt zu haben. Das Eine ergibt sich zur Evidenz aus den geschilderten Umständen, dass jährlich von Privaten und vom Staate eine Unmenge Geld für diesen Zweck ausgegeben wird, ohne einen sicheren Erfolg erhoffen zu lassen. Da muss Wandel geschaffen werden im Interesse des Staatssäckels, der Lehrer und der Schule [1]).

Verlassen wir dieses etwas trübselige und uns durch den objectiven Thatbestand so wenig zufriedenstellende Capitel und wenden wir uns den Hörübungen zu. Damit steht es in Paris aufs beste. Keine andere Stadt Frankreichs bietet auch nur annähernd so ausgezeichnete Gelegenheit zur passiven Spracherlernung. Die in Bezug auf Sprechübungen so karge und knickerische Hauptstadt gibt hinsichtlich der Hörübungen mit vollen Händen und scheint auf dieser Seite ersetzen zu wollen, was sie auf jener vorenthält. Der Verf. gibt detaillierte Angaben über alle möglichen Vorlesungen (Institut de France, Sorbonne usw. usw.), er empfiehlt den Besuch der Theater und zeigt, wie dieser ein methodischplanmäßiger sein müsse, um erfolgreich zu sein; deshalb stellt er ein kleines Programm der successive zu besichtigenden Stücke zusammen, was vom Leser dankbar entgegengenommen wird. Nicht vergessen wird in diesem Capitel das Hospitieren von Schulen, der Besuch gefeierter Kanzelredner mit Angabe von Ort und Zeit, wo und wann sie zu hören sind. Dieser embarras de richesse ist fast imstande, den Fremden zu verwirren, und er droht, ihn von seinem näheren und wichtigeren Ziele, der Pflege der Sprechübungen, abzuziehen.

---

[1]) Ein diesbezüglicher Vorschlag, wie diese Frage erfolgreich zu lösen möglich wäre, wird in Bälde der öffentlichen Discussion unterbreitet werden. Die klare Einsicht, dass besonders die nur zweimonatlichen Ferialaufenthalte im Auslande in Bezug auf praktische Sprechübungen aus den eben angeführten Gründen ein verhältnismäßig noch viel unsichereres und zweifelhaftereres Resultat ergeben, haben in Wien die Gründung und Organisation der sog. französischen und englischen Fortbildungscurse zur Folge gehabt, deren Zweck es ist, den an Wiener Mittelschulen wirkenden Neuphilologen Gelegenheit zu geben, in Gruppen von 5—6 Theilnehmern wöchentlich einmal in je zweistündiger Vereinigung unter Leitung gebildeter Nationaler fremdsprachliche Conversation zu pflegen. Die Curse werden vom k. k. Ministerium f. C. und U. finanziert; der Erfolg ist ein sicherer, der Zuspruch ein reger; sie eignen sich gleicherweise für jüngere und ältere Lehrer. Im heurigen Jahre sind nicht weniger als fünf solcher Curse im Gange. (Näheres hierüber s. Zts. Österr. Mittelschule, XIV. Jahrg., S. 119.)

Nicht weniger fruchtbar und ertragsfähig ist der Pariser Boden in Bezug auf die Vermittlung der sogen. Realkenntnisse, insbesondere aller jener, welche directer Anschauung bedürfen. Die Besprechung der Realien bildet den dritten Theil des Buches.

Es ist leider in jüngster Zeit von den Reformern hinsichtlich der Wichtigkeit der Realien, wie in so vielen anderen Punkten, weit über das Ziel geschossen worden, und der Verf. ist nicht freizusprechen von dem Vorwurf, dass auch er von den radicalen Reformern etwas beeinflusst ist. Sie messen den Realien fast mehr Bedeutung bei als der Sprache selbst; und zu wissen, wie der Franzose Löffel und Gabel hält, gilt ihnen mehr als die Kenntnis der wichtigsten grammatischen Regel. Es soll gewiss nicht in Abrede gestellt werden, dass die Kenntnis von Land und Leuten, von Sitten und Einrichtungen in Frankreich jedem Neuphilologen bis zu einem gewissen Grade nothwendig ist und dass er sich dieses Wissen am besten durch eigene Anschauung im Auslande und speciell in Paris hole. Wer aber einiges Beobachtungsvermögen besitzt, wird nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris in Bezug auf diese Sachen für sein Leben genug gesehen und gelernt haben, so dass es nicht nöthig ist, dass der Neuphilologe der Realien wegen alle paar Jahre den Aufenthalt in Paris erneuere, wie es der Verf. verlangt, und dass er sich ihretwegen durch eine Menge die Realien behandelnder Bücher durcharbeite.

Intensive Studien und Forschungen über den Volksgeist, die Gesetze, Geschichte und Geographie Frankreichs gehören ganz anderen Wissensgebieten an, und es ist nicht anders als Absurdität zu nennen, wenn verlangt wird, dass der neuphilologische Lehrer eine umfassende Kenntnis in diesen Gegenständen besitze: dies ist unmöglich, zum Glück auch unnöthig. Als guter Führer widmet der Verf. in seinem Buche den Realien mehrere lehrreiche und interessante Capitel, deren Inhalt zu wissen dem Studierenden schon vor dem Aufenthalte in Paris nützlich, zumtheil nothwendig ist. Was er da über Unterrichts- und Erziehungswesen, über die Pariser Familie, über Geselligkeit, Volkscharakter und Volksgeist zu lesen bekommt, ist alles bei einigem Beobachtungsvermögen in kurzer Zeit in Paris fast ohne Buch zu lernen und genügt ihm zumeist für die Zukunft.

Eine knappe Darstellung der jüngeren und jüngsten Literatur Frankreichs mit kurzer Charakteristik der Hauptrichtungen und ihrer Vertreter ist dem Leser sehr willkommen und dient ihm zur Orientierung. Auch die Capitel über französische Malerei, Sculptur, Architektur und Musik bringen wissenswerte Mittheilungen und befriedigen selbst weitergehende Ansprüche. Endlich ist die Aufzählung der wichtigsten Tages- und Wochenblätter, der Zeitschriften und Bibliotheken mit Angabe ihrer besonderen Bestimmungen eine ebenso passende als zweckdienliche Beigabe.

Der Verf. hat alles zusammengetragen, geordnet und gesichtet, was ihm seine eigene weitreichende Erfahrung für den „Führer" ersprießlich erscheinen ließ und was er aus anderen Quellen und Büchern Verwendbares vorfand. Er hat den Stoff übersichtlich und klar vorgeführt und es so zuwege gebracht, dass sein Buch für alle Neuphilologen, die Studien halber französisches Gebiet und speciell Paris besuchen, ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist.

Wien. Al. Seeger.

Luckenbach H. Dr., Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 3. vermehrte Auflage. 72 SS. München u. Leipzig, R. Oldenburg 1900. Preis M. 1·20, geb. M. 1·50.

Für die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit von Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte spricht schon der Umstand, dass binnen Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Die dritte Ausgabe unterscheidet sich von der zweiten wesentlich in zwei Punkten: erstlich sind an Stelle mancher weniger deutlichen oder mangelhaften Abbildungen bessere eingesetzt worden, so in Fig. 4, 15, 40, 50, 106, 115, 116, 170, 179, zweitens ist eine Erweiterung eingetreten, welche die Brauchbarkeit des Buches auch für den philologischen Unterricht erhöht. Neu aufgenommen sind: Dreifüße, Wagenlenker (Bronze, 1896 in Delphi gefunden), Faustkämpfer (Thermenmuseum, Rom) S. 22, Bronzestatue des Apollo (Neapel) und der zitherspielende Apollo (Vatican) S. 47, Poseidon (Lateran) S. 49, Euripides (Neapel) S. 51, Thermen des Caracalla Reconstr., Marcellustheater S. 62, Germane (Sueve) von der Trajanssäule (Tac. Germ. 38), Barbarin, Gallierin oder Germanin (Florenz, Tac. Germ. 17) S. 68, endlich eine Reihe von antiken Denkmälern, die aus Deutschland stammen: die Igeler Säule S. 68, Meilenstein in Augsburg, römischer Legionar auf einem Grabsteine in Wiesbaden S. 69, Thermenanlage in Badenweiler im Schwarzwald S. 70 usw. Schließlich wurde in dem Abschnitte 'Aus römischen Provinzen' eine Reihe von Abbildungen aufgenommen, die hauptsächlich da heranzuziehen wären, wo die Berührung der Römer mit den Germanen zur Sprache kommt S. 70 f.

Da die Abbildungen vorwiegend für den Geschichtsunterricht bestimmt sind, so gibt es natürlich manches, womit der Philologe beim altclassischen Unterricht nicht viel anfangen kann; dahin gehört z. B. die Nike des Archermos S. 20, oder der sog. Apollo von Tenea S. 44, die Bronzestatue des Apollo S. 47, die Medusa aus einer Metope in Selinus S. 49 und manches andere. Mag nun auch von vielen Seiten die Forderung gestellt worden

sein, alles Archaische aus dem Schulbetriebe wegzulassen, so dürften doch wenigstens Geschichtsstunden bei Durchnahme des kunsthistorischen Theiles passenden Anlass bieten, auf archaische Bildungen hinzuweisen; denn es ist nicht zu leugnen, dass die Schüler beispielsweise erst aus der Gegenüberstellung des sogen. Apollo von Tenea und des Doryphoros von Polyklet (Problem der stehenden jugendlich-männlichen Gestalt), oder der Nike des Archermos und der des Paionios (Problem des Fliegens), oder der Medusa von der Metope zu Selinunt und der Medusa Rondanini so recht einen Begriff bekommen von dem großartigen Aufschwung, den die griechische Kunst im 4. Jahrhundert v. Chr. nahm. Beim altclassischen Unterricht werden die Schüler Luckenbachs Abbildungen oft mit Nutzen heranziehen können. Es seien nur einige wenige Beispiele angeführt: die Burg von Tiryns (S. 6) zur Erklärung des homerischen Anaktenhauses, das sog. Schatzhaus des Atreus (S. 7) bei der Schilderung des Alkinoospalastes, sehr viele von den abgebildeten Statuen bei der Lectüre von Ciceros vierter Verrina, die ausführlicheren Darbietungen von der Akropolis und deren Bauten (S. 24 ff.) u. a. bei Durchnahme von Dem. Ol. III 25, *δημοσίᾳ μὲν τοίνυν οἰκοδομήματα καὶ κάλλη τοιαῦτα καὶ τοσαῦτα κατεσκεύασαν ἡμῖν ἱερῶν καὶ τῶν ἐν τούτοις ἀναθημάτων, ὥστε μηδενὶ τῶν ἐπιγιγνομένων ὑπερβολὴν λελεῖφθαι,* den Hermes des Praxiteles und die Darstellungen auf dem Zeusaltare von Pergamon (S. 21 u. 33 ff.) bei der Horazlectüre, Orpheus und Eurydike (S. 42) bei der Lectüre des Vergil und Ovid, die Darstellungen des Apollo S. (47) bei der Lectüre des Homer, Ovid, Horaz und Tacitus usw. Lobend hervorzuheben ist, dass L. die auf deutschem Boden erhaltenen Denkmäler in so ausgiebigem Maße in seinem Buche aufgenommen hat. Man vgl. über diesen Punkt, was die österreichischen Länder anbetrifft, den Programmaufsatz von Gutscher 'Zur Behandlung der Realien beim lateinischen Unterricht', Leoben 1896.

Die Abbildungen lassen an Deutlichkeit und Schönheit nichts zu wünschen übrig. Nur scheint mir beim Amphitheatrum Flavianum eine ältere Aufnahme benützt worden zu sein, aus einer Zeit, wo noch das *Forum Romanum* als Campo Vaccino den Tummelplatz der Herden bildete. Die Umgebung des Colosseums ist heute doch eine etwas andere. Der den Abbildungen beigegebene Text enthält in knapper Form alles Nothwendige. Nähere Erläuterungen wird natürlich der Lehrer geben müssen. Da überdies bei der vortrefflichen Ausstattung der Preis ein äußerst geringer ist, so kann das Buch nach jeder Richtung hin aufs beste empfohlen werden. Es wird bei einsichtiger Leitung des Anschauungsunterrichtes vonseiten des Lehrers nicht nur in Geschichtsstunden, sondern auch beim altclassischen Unterricht vorzügliche Dienste leisten. Ref. hätte nur den einen Wunsch, dass bei einer Neuauflage ein Plan von Rom und ein solcher von Athen Aufnahme finde.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

L. Malavialle, La Carte de l'Inde d'après Pomponius Méla. Extrait des Annales de Géographie. Tome IX, 1900 (Nr. 45 du 15. Mai 1900).

Malavialle versucht es, die Karte Indiens nach dem Texte des Pomponius Mela zu zeichnen. Darnach hätte das Land die Gestalt eines nur wenig verschobenen Quadrates, das im N. die Kette des Taurus, im W. der Indus, im S. und O. das Meer begrenzen, so dass sich also die Zeichnung, von der Verschiebung der beiden Küstenlinien abgesehen, den wirklichen Verhältnissen ziemlich nähert. Nach dem Texte der bisherigen Ausgaben des Pomponius Mela müsste der Ganges an der Südküste münden, mithin auch einen südlichen Lauf haben, und thatsächlich ist er auch auf den entsprechenden Karten von Spruner-Menke, Sieglin, Miller usw. so dargestellt. Malavialle macht nun zwei höchst wahrscheinliche Conjecturen im Texte Melas, indem er III 67: Oras tenent *ab Indo* ad Gangen Palibotri, a Gange ad Colida atrae gentes. Ab Colide *ad Cudum* recta sunt litora usw. statt „ab Indo" — *a Tamo*(Ostabfall des Taurus zum Meer), und statt des ganz unverständlichen „ad Cudum" — *ad Indum* liest. Infolge dieser Conjecturen, wonach der Ganges nicht an der Süd-, sondern an der Ostküste münden müsste, würde die Darstellung Melas nicht nur den thatsächlichen Verhältnissen entsprechen, sondern auch mit der Auffassung der anderen alten Geographen übereinstimmen. — Taprobane verlegt Malavialle bereits auf die südliche Halbkugel, weil es Mela für bewohnt, aber schon das nördlich davon gelegene *Cap Colis* (Comorin) wegen der allzu großen Hitze für unbewohnbar erklärt.

Wien. L. Weingartner.

Elemente der Geometrie der Lage. Für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. Rudolf Böger, Professor am Realgymnasium des Johanneums in Hamburg. 62 SS. Mit 33 Figuren im Texte. Leipzig, Verlag von G. J. Göschen 1900.

Mit obigem Leitfaden will der Verf. die Einführung der projectivischen Geometrie in die obersten Classen der Realschulen und Gymnasien des Deutschen Reiches anbahnen, nachdem er schon im Jahre 1897 im Programme der obgenannten Anstalt dieser Idee entsprechend vorgearbeitet hat. Sein Interesse für diese Disciplin bekundete er schon 1886 in einer Programmabhandlung der höheren Bürgerschule zu Hamburg, welche die Büschel und Netze von ebenen Polarsystemen zweiter Ordnung zum Gegenstande hat. Weitere Studien über die verallgemeinerte Theorie des Feuerbach'schen Kreises und über die Construction eines

Kegelschnittes aus fünf Punkten, von denen zwei oder vier imaginär sind, erschienen 1898 in den ‚Mittheilungen der mathematischen Gesellschaft in Hamburg'. Weiter veröffentlichte er in G. J. Göschens Verlag ein größeres Lehrbuch über die ebene Geometrie der Lage, welches den Hochschulunterricht begleiten soll.

Dieser Entwicklungsgang des Autors bezeugt, dass er sehr wohl berufen ist, an der Reorganisation der Lehrpläne mitzuwirken.

Nachdem in der Vorrede die Vorzüge und der Bildungswert der Geometrie der Lage gehörig beleuchtet wurden, citiert der Verf. eine Anzahl einfacher, stereometrischer Hilfssätze, entwickelt mittels dieser die Beziehungen der centralen Collineation, geht dann auf das vollständige Viereck und Vierseit, sowie auf deren harmonische Eigenschaften über, erklärt sodann die Projectivität von Punktreihen und Strahlenbüscheln, führt hierauf die Kegelschnitte als Erzeugnisse je zweier solcher Gebilde dualistisch vor, leitet ferner die Sätze von Pascal und Brianchon ab, specialisiert sie für das Viereck, bezw. Vierseit, und das Dreieck, bezw. Dreiseit, schließt hieran die Theorie von Pol und Polare, aus welcher die Beziehungen zwischen conjugierten Durchmessern hervorgehen, und gelangt schließlich zu metrischen Relationen, die zu den analytischen Gleichungen der Kegelschnitte führen. Der Lehrgang wird durch die Lösung zahlreicher einschlägiger Aufgaben belebt, und zur Wiederholung und Einübung des Stoffes sind außerdem noch interessante Lehrsätze und Aufgaben angeschlossen.

Der organische Aufbau des Büchleins ist gut gelungen und hat den Ref. mehrfach sympathisch berührt; jedoch dürfte die Bewältigung des gebotenen Lehrstoffes weit mehr Zeit in Anspruch nehmen, als der Schule zur Verfügung steht. Außerdem wäre ein tüchtiges Schülermateriale die nothwendige Voraussetzung für den Erfolg.

Die in Österreich vor etwa 30 Jahren gemachten Erfahrungen lehren, dass die planmäßige Einführung der neueren Geometrie Schwierigkeiten in sich schließt; und die Unterrichtsverwaltung hat es deshalb den Fachlehrern anheimgestellt, bei günstigen Schulverhältnissen kleinere Partien aus der projectivischen Geometrie in den Lehrstoff einzubeziehen.

Ref. hat diesbezüglich in seiner 23jährigen Lehrthätigkeit mancherlei versucht und dabei gefunden, dass es einen zu großen Aufwand an Zeit und Mühe erfordert, den ganzen Einleitungsapparat der Geometrie der Lage und die dieser Disciplin eigenthümliche neuartige Ausdrucksweise in der Schule einzubürgern. Er begnügt sich deshalb jetzt damit, die Lehre von den geometrischen Verwandtschaften beim Unterrichte in der darstellenden Geometrie nebenbei zu gewinnen, ferner die projectivischen Eigenschaften des Kreises mittels der Sätze von Menelaos und Ceva zu begründen und durch räumliche Abbildung auf die anderen Kegelschnitte zu übertragen.

Damit will Ref. aber nicht gesagt haben, dass Prof. Bögers Plan aussichtslos ist. Im Gegentheil wünscht er als passionierter Fachmann diesem das beste Gelingen. Doch müsste seiner Überzeugung nach eine Reform des ganzen geometrischen Elementarunterrichtes vorangehen, etwa wie sie von J. Henrici und P. Treutlein angestrebt wird, um einen allseitigen Erfolg zu sichern.

Jedenfalls wird das instructiv geschriebene, mit deutlichen Figuren ausgestattete und nette Büchlein der Geometrie der Lage viele neue Anhänger zuführen; und dies möge dem Verf. zum Troste gereichen, wenn seine berechtigten Wünsche in nächster Zeit nicht in Erfüllung gehen sollten.

Wien. Adalbert Breuer.

Grundriss der allgemeinen Chemie. Von W. Ostwald. Mit 57 Textfiguren. 3. umgearbeitete Aufl., Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1899. Preis gbdn. Mk. 17·2.

Seit dem Erscheinen der 1. Auflage des Grundrisses der allgemeinen Chemie von Prof. Ostwald, welcher zu den berufensten Forschern auf dem weiten Gebiete der physikalischen Chemie gehört, sind in dieser Wissenschaft bedeutende Forschungen gemacht worden, namentlich auf dem Felde der chemischen Mechanik, welche eine bedeutende inhaltliche Vergrößerung des Buches erheischten. Mit vollem Rechte betont der Verf., dass nicht nur die chemische Technik und die analytische Chemie eine Umwandlung durch die neuen Gedanken erfahren, sondern auch weiter abliegende Gebiete, wie die Physiologie, zeigen sich beeinflusst durch die Anwendung der Fortschritte der allgemeinen oder rationellen Chemie.

Das Buch ist vollständig umgearbeitet worden. Selbstredend konnten in dem engen Rahmen des Buches nur die wesentlichsten Forschungsergebnisse hervorgehoben werden und es musste alles entbehrliche Beiwerk entfallen; gerade dadurch hat aber der Verf. den Zweck seines Buches, Anfängern ein möglichst zuverlässiger und klarer Führer zu sein, am meisten gefördert. Es wurden die hypothetischen Bilder ausgeschieden, von denen die physikalische Chemie einen ausgedehnten Gebrauch macht. In consequenter Weise wurden die Einheiten des Centimeter-Gramm-Secunden-Systems in Verwendung gezogen und namentlich in den Abschnitten, welche von den thermischen Verhältnissen handeln, macht sich manche darauf bezugnehmende Neuerung recht angenehm fühlbar.

Die Anordnung des Stoffes ist nicht durchwegs dieselbe geblieben, wie in den beiden früheren Auflagen. Der erste Theil handelt von der Stöchiometrie (Massenverhältnisse chemischer Verbindungen, Stöchiometrie gasförmiger Stoffe, Stöchiometrie der

Flüssigkeiten, Stöchiometrie der festen Stoffe, Lehre von den verdünnten Lösungen, Systematik). Im zweiten Theile, der Verwandtschaftslehre, werden zunächst die Principien der allgemeinen Energetik besprochen, dann geht der Verf. auf die Thermochemie, die chemische Mechanik, die Elektrochemie, die Photochemie und die chemische Verwandschaft ein.

In allen diesen genannten Abschnitten trifft man eine sehr klare und präcise Diction und Darstellung an; es ist überall auf die sorgfältige Mitteilung der Ergebnisse der experimentellen und theoretischen Forschungen Bedacht genommen worden; in der Darstellung der letzteren hat der Verf. — wo es sich erforderlich erwies — sich des mathematischen Calcüls bedient; so finden wir die Principien der kinetischen Gastheorie und der Thermo-Dynamik in recht ansprechender Weise dargelegt. Recht gelungen müssen auch jene Erörterungen bezeichnet werden, die sich auf die Oberflächenspannung der Flüssigkeiten beziehen. Hier wird der Satz an die Spitze der Betrachtungen gestellt, dass — um ein Theilchen in die Oberfläche zu bringen — halb so viel Arbeit erforderlich ist, als um es in Dampf zu verwandeln; es wird auch durch Vorführung eines Beispieles ein Begriff von der Größe der bei diesen Vorgängen in Betracht kommenden Kräfte gegeben. Recht anschaulich sind die Resultate der Forschungen über verdünnte Lösungen discutiert werden. Bekanntlich zeigen die Gesetze, welche derartige Lösungen befolgen, mehrfach große Ähnlichkeit mit den Gesetzen, welche für gasförmige Körper Geltung haben.

In der allgemeinen Energetik werden die Begriffe der verschiedenen Energiearten aufgestellt und gezeigt, dass ähnlich wie bei der Energie eines Gases, welche durch das Product zweier Größen, des Druckes und des Volumens gemessen wird, alle Energiearten sich in zwei Factoren verlegen lassen, deren Product dem Zahlenwerte der Energie selbst entspricht. Diese Factoren erweisen sich als Intensitäts- und Capacitätsfactoren. Einer der schwierigsten in dem Buche zur Behandlung kommenden Theile ist die chemische Mechanik, welche namentlich durch die scharfsinnigen Forschungen von Guldberg & Waage (1867) sich zu einer wirklichen Theorie der chemischen Vorgänge und Gleichgewichtszustände entwickelt hat. Die Grundlage dieser Entwicklung bildet das Gesetz der chemischen Massenwirkung, demzufolge die chemische Wirkung der wirksamen Masse, d. h. der Stoffmenge in der Volumseinheit oder Concentration proportional ist. Es werden im Anschlusse hieran die sogenannten Phasengesetze erklärt und am Schlusse der Entwicklungen der Satz aufgestellt, dass ein chemisches Individuum ein Stoff ist, den wir als Phase von constanter Zusammensetzung behalten, wenn wir seine Zustandsbedingungen (Temperatur, Druck, Zusammensetzung der anderen gegenwärtigen Phasen) stetig innerhalb eines gewissen Umfanges

(des Existenzgebietes dieses Stoffes) verändern. Es dürfte durch diesen von Wald im Jahre 1897 aufgestellten Satz der Impuls für weitere Forschungen gegeben worden sein; vorzugsweise dürfte es gelingen, die stöchiometrischen Gesetze aus der Begriffsbestimmung des chemischen Individuums abzuleiten.

In dem Abschnitte, der von der Elektrolyse handelt, wird unter anderem auch der Theorie der Volta'schen Kette Aufmerksamkeit zugewendet, wobei auch dem Umstande Rechnung getragen wird, dass eine Wärmeentwicklung in der Kette selbst stattfindet. Es werden die Innenreactionen, die Concentrationsketten, die Gasketten erörtert, ferner wird auf die Beziehungen zwischen Elektrolyse und Polarisation in eingehender Weise aufmerksam gemacht. Für den Physiker von hohem Interesse wird auch der folgende Abschnitt sein, in dem die Erscheinungen der Photochemie zur Sprache kommen. Es wird auch in diesem Abschnitte der Erscheinungen der Emission und Absorption gedacht. Im letzten Buche sind theoretische Erörterungen über die chemische Verwandtschaft vorgeführt. Es wird das, was in früheren Abschnitten über die chemische Massenwirkung und über die Reaction gegen zwangsweise Veränderungen gesagt wurde, weitergeführt. Wichtig ist in daher Beziehung die Untersuchung, wie weit ein gegebenes Gebilde noch vom Gleichgewichte entfernt ist, und welche Arbeiten es noch leisten kann, bis es diesen Zustand erreicht, dann die Frage nach der Geschwindigkeit, mit welcher der endliche Zustand erreicht wird. Die Methoden zur Bestimmung jener Größen, welche die chemische Verwandtschaft charakterisieren, sind theils chemische, theils physikalische; letztere beruhen darauf, dass man irgend eine Eigenschaft an dem vorliegenden Gemenge misst, welche sich gleichzeitig mit der Menge des zu bestimmenden Stoffes ändert; wenn man dann den Zusammenhang zwischen dem Betrage dieser Eigenschaft und der Menge kennt, so kann man von dem einen auf die andere schließen. Im weiteren Verlaufe des Buches betrachtet der Verf. die Reactionsgeschwindigkeit und die Katalyse, durch welche die erstere in namhafter Weise beeinflusst werden kann. Den Zusammenhang der Affinitätseigenschaften und der stöchiometrischen Beziehungen erörtert der Verf. im ersten Abschnitte des Buches. Mit Recht betont der Verf., dass ein ganz wesentlicher Theil der üblichen chemischen Systematik auf dem Vorhandensein großer Unterschiede in den Affinitätseigenschaften beruht, zu deren Erkenntnis quantitative Messungen nicht erforderlich waren, und dass die spätere messende Forschung dann diese allgemeinen Grundzüge mit der Mannigfaltigkeit exacter Zahlenbestimmungen auszufüllen hat. Es wird auch in diesem Abschnitte, wie denn überhaupt im Verlaufe des ganzen Buches, kurz die Geschichte des betreffenden Problems zur Sprache gebracht.

Die vorliegenden Grundzüge der allgemeinen Chemie können als ein sehr gelungener Auszug aus dem großen Lehrbuche des Verf.s über denselben Gegenstand betrachtet werden, der dem Studierenden sich sehr vortheilhaft erweisen und auch dem weiter Vorgeschrittenen mannigfache wertvolle Winke und Rathschläge bieten wird.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. F. Frenkel, Die Lehre vom Skelet des Menschen, unter besonderer Berücksichtigung entwicklungsgeschichtlicher und vergleichend-anatomischer Gesichtspunkte und der Erfordernisse des anthropologischen Unterrichtes an höheren Lehranstalten. Mit 81 Figuren. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1900. 176 SS.

Dr. F. Frenkel ist bekannt als Herausgeber von anatomischen Wandtafeln, deren bereits in früheren Jahrgängen unserer Zeitschrift (47. und 49. Jahrg.) anerkennend Erwähnung geschah. Zugleich mit diesem Buche erscheint nun die 3. Lieferung der anatomischen Wandtafeln (Taf. V und VI). Da dem Verf. nur der beschränkte Raum einer Tafel (Taf. VI) für das menschliche Skelet zur Verfügung stand, konnte er nicht allen Theilen desselben die wünschenswerte Berücksichtigung widmen. Um den Lehrern der Naturgeschichte eine möglichst genaue Kenntnis des Skelets, die ihm auch große Vortheile für den zoologischen Unterricht bietet, zu vermitteln, schuf der Verf. dieses Büchlein. Schon der Umstand, dass er sich in der Gruppierung und didaktischen Behandlung des Stoffes eng an das allgemein bekannte Lehrbuch der menschlichen Anatomie von C. Gegenbauer anschließt, dem er z. B. einen ganzen Abschnitt (§ 33, Knöchernes Kopfskelet) wörtlich entnimmt, gibt uns die Versicherung, dass wir es mit einem Buche zu thun haben, das auf streng wissenschaftlicher Grundlage fußt. Wir finden das Bindegewebe, das Skelet im allgemeinen, das Rumpfskelet, das Kopfskelet und das Skelet der Gliedmaßen ausreichend berücksichtigt. Die Illustrationen, die in ihrer Mehrheit der Anatomie von Gegenbauer entnommen oder Originalzeichnungen sind, müssen als gut gelungen und recht instructiv bezeichnet werden.

Eine Besprechung des menschlichen Gebisses vermisst man; der Verf. weist einfach auf die Erläuterungen zu Taf. III seiner anatomischen Wandtafeln hin. Da die Abhandlung auch Nichtabnehmern des Tafelwerkes zugänglich sein soll, wäre der Vollständigkeit halber dieser Abschnitt nicht zu übergehen gewesen. Auch hätte es sich empfohlen, dem Werke ein Register oder wenigstens ein Inhaltsverzeichnis beizufügen.

Das Buch empfiehlt sich ferner durch seine klare Sprache und schöne Ausstattung. Die interessanten entwicklungsgeschicht-

lichen Thatsachen, die der Verf. meisterhaft schildert, die zahlreichen vergleichend-anatomischen Gesichtspunkte, denen wir wiederholt begegnen, lassen die Schrift nicht nur für den Lehrer der Naturwissenschaften, sondern auch für jeden Gebildeten wertvoll erscheinen.

Wiener-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

---

*Lehrbuch der Geologie. Ein Leitfaden für Studierende von Hofrath Dr. Franz Toula, o. ö. Prof. der Geologie an der technischen Hochschule in Wien. Mit 367 Illustrationen, einem Atlas von 30 Tafeln u. zwei geologischen Karten. Wien, Alfred Hölder 1900.

Bei der hervorragenden Stellung, welche die Arbeiten österreichischer Forscher anerkanntermaßen in der Geologie einnehmen, musste es beinahe befremden, dass bisher kein selbständiges Lehrbuch der Geologie von einem österreichischen Autor veröffentlicht wurde. Diese Lücke in der österreichischen Literatur ist durch das vorliegende Buch sehr glücklich ausgefüllt. Prof. Toula, einer der bedeutendsten Geologen unseres Vaterlandes, hat ein Lehrbuch geschaffen, das im Anschlusse an den für Mittelschulen bestimmten Leitfaden desselben Verf.s zunächst für den Gebrauch der Hörer an der Wiener Technik eingerichtet ist, jedoch über diesen Zweck weit hinausgehend, zu einem von dem modernsten wissenschaftlichen Geiste getragenen Compendium der Geologie geworden ist. Ein ganz besonderer Vorzug des Buches ist das überall wahrnehmbare Walten des trefflichen „Lehrers“, der mit größtem didaktischem Geschicke auch schwierige Capitel der Geologie und deren Hilfswissenschaften klarzulegen versteht. Es sei diesbezüglich nur auf die Behandlung der gesteinbildenden Mineralien, auf die systematische Übersicht des Thier- und Pflanzenreiches, sowie auf die zahlreichen tabellarischen Übersichten im stratigraphischen Theile des Buches hingewiesen. Allenthalben sind die neuesten Forschungsresultate berücksichtigt, und eine imponierende Zahl von mit größter Sachkenntnis aus den besten Fachschriften ausgewählten Illustrationen zieren nicht nur das Werk, sondern bilden eine stete wertvolle Ergänzung des geschriebenen Wortes. Die 30 lithographierten Tafeln mit über 600 paläontologischen Abbildungen, sowie eine geologische Weltkarte und eine geologische Karte von Mitteleuropa sind in einem besonderen Hefte vereinigt und verdienen nach Zeichnung und technischer Ausführung das höchste Lob. Der Verlagsbuchhandlung gebürt auch die vollste Anerkennung für die gediegene Ausstattung des Buches. Man kann demnach erwarten, dass jeder österreichische Geologe das schöne Werk mit Genugthuung zur Hand nehmen wird; die studierende Jugend aber besitzt in ihm einen sicheren Führer durch die weiten Hallen der universellsten aller Wissenschaften.

Wien. Dr. Franz Noë.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die südafrikanische (Transvaal-) Republik und ihre Fürsorge von staatswegen für den elementaren, mittleren und höheren Unterricht.

Allgemeines.

Die gangbare Meinung ist, dass das tapfere Burenvolk der südafrikanischen Republik — dies seit 1884 der officielle Name statt des von Transvaal — bei dem Mangel staatlicher Fürsorge rücksichtlich der bescheidenen Anfänge seines Schulwesens auf die private Initiative, insbesondere der protestantischen Mission verschiedenster Richtung und des katholischen Bischofs zu Pretoria, angewiesen war. Dem letzteren ist allerdings ein Seminar für Mädchen, eine Knabenschule und ein von Nonnen geleitetes höheres Institut gutzuschreiben.

Nun hat die Pariser Ausstellung 1900, auf der der Republik sowohl in der I. Classe „Elementarunterricht", als in der II. Classe „Mittlerer und höherer Unterricht" der Grand prix zufiel, einen für das Burenvolk vortheilhaften Wandel der Meinungen herbeizuführen vermocht. So bescheiden sich auch das, was das Unterrichtsministerium der südafrikanischen Republik in einer Ecke des Transvaalpavillon an Karten und Tabellen, Photographien und Schülerarbeiten exponierte, in der Fülle des Unterrichtsstoffes ausnahm, für das ernstliche Bestreben der jungen Republik auf dem Gebiete staatlicher Fürsorge und zur Widerlegung oft wiederholter, zum Theil gehässiger Anklagen genügt es als vollgiltiges Beweismaterial. Vor uns liegt ein officieller Bericht[1]) über diesen Theil der südafrikanischen Exposition, der uns durch eine gedrängte Darstellung über den Stand der Verwaltung und Gesetzgebung sowie durch die Reproduction der wichtigsten Tabellen und graphischen Darstellungen das Verständnis des Gebotenen wesentlich erleichtert.

---

[1]) Ausgabe von „Het allgemeen Nederlandsch Verbond (Uitgevers Maatschappij „Nederland" s' Gravenhage-Pretoria): Die Regierung der südafrikanischen Republik und das Unterrichtswesen"



Eine vorurtheilslose und den Thatsachen gerecht werdende Beobachtung muss bei Besprechung des Schulwesens vor allem darauf verzichten, den Maßstab des modernen Europäerthums anzulegen. Weder die Topographie der Republik noch der Gang der kurzen geschichtlichen Entwicklung mit ihren fortgesetzt störenden Hemmungen bieten hiezu ausreichende Voraussetzungen. Charakter der Schule und Charakter des Landes sind zwei untrennbare Dinge. Ein weites, von klimatischen agricolen und orographischen Gegensätzen beherrschtes Gebiet von mehr als 300.000 km² — fünf einhalbmal so groß wie unser Königreich Böhmen — mit (1895) kaum 800.000 Einwohnern, also mit einer relativen Bevölkerung von nicht ganz drei Köpfen auf einen Quadratkilometer, ist von vornherein auf einen extensiven, der Zusammenfassung im großen geschlossenen Anstalten widerstrebenden Unterrichtsbetrieb angewiesen. Dazu kommt, dass neben den eigentlichen Herren des Landes, den großgrundbesitzenden 150.000 Buren, höchstens noch 76.000 Fremde (Engländer, Deutsche, Holländer, Franzosen) hier in Betracht gezogen werden, während die 653.000 Afrikaner — Kaffern, Basutos und Betschuanen — (mit fast 354.000 Kindern), noch heute aller politischen Rechte und der Eignung zur Erwerbung von Grundbesitz beraubt, einen in cultureller Beziehung nahezu völlig ausgeschalteten Factor bilden. Aber auch innerhalb der 21 Landesbezirke [1]) und des seit 1895 ähnlich wie unserer Monarchie Bosnien angegliederten Swazielandes in SW. herrschen ganz abnorme Populationsgegensätze. Ein breiter Streifen Landes, der sich vom nördlichen Rustenburg durch Waterberg südlich vom Krokodilriver, über fast ganz Zoutpansberg bis nach dem nördlichen Lijdenburg an die portugiesische Gebirgsgrenze hinzieht, also den NO., N. und NW. der Republik umspannt, ist fast unbewohnbar und daher thatsächlich menschenleer. In der südwestlichsten Ecke der Republik, in den Bezirken Bloemhof, Wolmaranstad und einem Theil Lichtenburgs, haust auf dürrem Sandboden ein armes, im fortgesetzten Wandern im Winter nach den wärmeren niedrigeren Wiesen begriffenes und von der Viehzucht lebendes Volk, dass, selbst fester Wohnsitze entbehrend, kein sesshaftes Schulwesen zu unterhalten vermag. Ähnliche Erscheinungen kehren in einzelnen Theilen der Bezirke Middelburg, Bethal, Ermelo und Carolina wieder. Endlich ist der starke Zufluss von Europäern der verschiedensten Nationen nach Erschließung des reichen Goldsegens in den Bezirken Heidelberg und Potschefsstroom der stetigen Entwicklung eines national befestigten Schulwesens äußerst abträglich gewesen.

Nicht minder ungünstig haben fortgesetzte äußere Verwicklungen der seit 1852 aus kleinen Anfängen gewordenen jungen Republik, vor allem die Eifersucht Englands, auf das Gedeihen des Schulwesens eingewirkt. Wir verweisen in großen Zügen auf die mit Hilfe der englisch

---

[1]) Bethal, Bloemhof, Carolina, Ermelo, Heidelberg, Krugersdorp, Lichtenburg, Lijdenburg, Marico, Middelburg, Potschefsstroom, Piet Retief, Pretoria, Rustenburg, Standerton, Utrecht, Vrijheid, Wakkerstrom, Waterberg, Wolmaransstad, Zoutpansberg.

gesinnten städtischen Bevölkerung 1877 durch eine Volksabstimmung herbeigeführte Annexion des Landes von Seite der Engländer, den darauffolgenden Burenaufstand und die englischen Niederlagen 1881, die in diesem Jahre wieder hergestellte Unabhängigkeit, die Neuregelung des Verhältnisses zu England durch den Vertrag vom 27. Februar 1884, den Streit um das Swazieland, den im Einverständnis mit den englischen Minenbesitzern zu Johannesburg von Jameson, dem Vertrauensmann Cecil Rhodes, im December 1895 eingeleiteten, aber infolge der Wachsamkeit der Buren und der englischen Niederlage zu Krügersdorp am 1. Jänner 1896 vereitelten Einbruch in die Republik. Die nachfolgende Darstellung wird zeigen, wie das vom burischen Volksraad abgelehnte Verlangen der zahlreichen englischen Einwanderer (uitlanders) nach staatsrechtlicher Gleichstellung mit den Buren nicht ohne Einfluss auf die in den letzten Jahren durchgeführten Schulreformen blieb.

Wir haben diese allgemeinen, den Charakter des Landes berücksichtigenden Bemerkungen vorausschicken müssen, um dem Leser das Verständnis des eigenartigen Schulwesens der südafrikanischen Republik zu erleichtern.

Stand und Entwicklung der Schulgesetzgebung.

Die nachfolgende Betrachtung bezieht sich ausschließlich auf die vom Staate in was immer für einer Form unterstützten Schulen. Wir bedauern, dass das auf der Pariser Ausstellung beigebrachte Material uns nicht in den Stand setzt, einen sicheren Einblick in den übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach nicht allzu umfangreichen privaten Betrieb zu thun und diesen zu einer vergleichsweisen Untersuchung heranzuziehen.

Einen Schulzwang im modernen Sinne, eine Verpflichtung der Eltern, ihre Kinder zur Schule zu schicken, gab und gibt es in der Republik nicht. Das Gesetz Nr. 8 vom Jahre 1892, wenig abweichend von dem Gesetze des Jahres 1882, beschränkt sich darauf, den Eltern die Aufgabe zuzuweisen, für den Unterricht ihrer Kinder zu sorgen. Andererseits bestand nicht die geringste Beschränkung bezüglich der Errichtung von Schulen, die jeglicher staatlichen Aufsicht entbehren. Thatsächlich existierten auch solche sowohl in Johannesburg als in Pretoria, wenn auch deren Zahl infolge noch zu erörternder Umstände in den letzten Jahren stark abgenommen hat.

Das Jahr 1892 bedeutet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des Transvaal'schen Volksschulwesens. Unterstützungen durch den Staat in der Art, dass für den Kopf jedes Schulkindes ein bestimmter Betrag beigesteuert wurde, erfolgten schon früher und gehen bis auf das Jahr 1882 zurück. Allein einmal scheinen derlei unterstützte fremdsprachige Schulen bezüglich der geforderten Pflege der holländischen Landessprache sehr viel zu wünschen übrig gelassen zu haben, dann war die Zahl der „Burenschulen“, d. h. der Schulen, die auf einem Bauernhofe gehalten wurden, nicht gering, deren Inhaber dem Wunsche der aus den Colonien stammenden Eltern nach einer ausgedehnteren Pflege der englischen Sprache glaubten Rechnung tragen zu müssen.

War es doch in den an Natal grenzenden Bezirken Sitte, die Kinder nach dem englischen Natal zur Schule zu schicken oder von dorther englische Lehrer und Lehrerinnen zu beziehen. Das Gesetz Nr. 8 vom Jahre 1892 ist daher zweifellos von der Tendenz geleitet, der besonderen Pflege der holländischen Staatssprache nach Möglichkeit die Wege zu ebnen. Die nächste Wirkung desselben war nun, dass von den zwei früher genannten Schulgattungen die erstere bei streng geführter Überwachung zum Theil von weiterer Unterstützung ausgeschlossen wurde, die zweite größtentheils einging, so dass sowohl das öffentliche Schulunterstützungsbudget als auch die Ziffern der öffentlich unterstützten Schulkinder in den Jahren 1893 und 1894 einen recht beträchtlichen Rückgang aufwiesen.

Das Schulgesetz vom Jahre 1892 stellte nachfolgende drei Grundsätze fest: 1. Die Staatsbürger sind in ihren privaten, auf Errichtung von Schulen gerichteten Bestrebungen, wobei ihnen die Initiative zufällt, von staatswegen thatkräftigst zu unterstützen. 2. Der Staat behält sich zur Sicherung der protestantisch-christlichen (auch wohl holländischen!) Erziehung das Aufsichtsrecht über die von ihm unterstützten Schulen vor. 3. Es ist eine höhere Unterrichtsanstalt zur Heranbildung von Beamten und Lehrern zu errichten. Wir sehen zunächst, wie dem auf die praktische Lebensbethätigung gerichteten Sinne des nüchternen Bauernvolkes und des aus ihm hervorgegangenen Volksraades jedwede auf die Pflege der Wissenschaft als solcher gerichtete Erwägung fernelag.

Staatliche Förderung der privaten Initiative.

Den ersten Grundsatz, den man in Zusammenhang mit dem § 25 des Gesetzes bringen muss, durch den unter Voraussetzung des holländischen als Schul- und Unterrichtssprache der Pflege der englischen oder einer anderen fremden Sprache vom dritten „standaard" (Schuljahr) an von den gesetzlich geforderten 25 Unterrichtsstunden 3, vom vierten standaard an 4 Unterrichtsstunden und weitere fremdsprachige Überstunden nur unter Belassung der übrigen 22, bezw. 21 Lehrstunden eingeräumt werden dürfen, suchte man in der Durchführung durch nachfolgende Maßnahmen zu erreichen:

Sobald ein über sechs Jahre altes Kind durch eine nicht allzu große Zahl von Monatstagen die vom Ministerium „anerkannte" Schule besucht hat, entfällt auf dasselbe ein Schulbeitrag von 6—8 Pfund Sterling (72—96 fl. ö. W.). Außerdem wurden gewährt: Ein besonderer Beitrag für Kinder nachweisbar armer Eltern, ein solcher für Schulen mit geringer Kinderzahl (bedingt durch die örtlichen Verhältnisse und die oft meilenweit auseinanderliegenden Burengehöfte), ein besonderer Beitrag für einen Schulgehilfen in Schulen mit 20—80 Kindern und mehreren Classen, ein weiterer Beitrag für angefügte Gewerbeclassen, ein Wohnungsbeitrag bis 2 £ (24 fl. ö. W.) monatlich für arme Kinder, deren Eltern mehr als drei Meilen von der nächsten unterstützten Schule sesshaft waren, ein Monatsbeitrag für Schulmiete, Subventionen zum Neu- oder Umbau von Schulen oder Lehrerwohnungen, theilweiser Ersatz der Zinsen des beim Schulbau aufgewandten Capitales, zinsenlose

Darlehen zu Schulbauten über Beschluss des executiven Rathes. Übernahme bis zur Hälfte der Ausgaben für die Schuleinrichtung, Ersatz der Reisekosten der aus dem Auslande bezogenen Lehrer, Verdienstzulagen für Lehrer von 10—50 £ (120—600 fl. ö. W.) je nach Dienstalter und Lehrumfang, geschenksweise Überlassung von Grundstücken für Schulzwecke, 109 Stipendien für Kinder alter, naturalisierter Bürger in der Höhe von 60—100 £ (720—1200 fl. ö. W. über Beschluss der vom Volksraad eingesetzten Stipendiencommission, Preise für Schulwettkämpfe zwischen Schülern unterstützter Schulen.

Mittelbar im Zusammenhang mit der Förderung des Volksschulwesens standen:

Die Unterstützung bei Errichtung von Dorfbibliotheken, die Einrichtung und Unterhaltung einer Staatsbibliothek zu Pretoria, die Gründung eines Staatsmuseums und eines zoologischen Gartens in Pretoria, endlich die Prämiierung guter Schulbücher.

Zweifellos sind alle diese seit dem Jahre 1892 mit jährlich sich steigernder Thatkraft, wie die später zu erwähnenden Ausgabeposten erhärten werden, in Angriff genommenen Maßnahmen in erster Linie nur den holländischen Schulen zugute gekommen. Im Grunde entspricht dies auch dem Gang der inneren Politik seit 1892, der dann zu dem verhängnisvollen Zusammenstoß mit England führte. Trotzdem giengen auch die fremdsprachigen Schulen unter bestimmten Voraussetzungen von staatswegen nicht leer aus. Für diese sogenannten Besluitschulen sorgte der Volksraadserlass v. 1892, § 344, dessen Entstehung noch vor die Zeit der Erlassung des obgenannten Gesetzes fällt. Darnach können auf Grund einer halbjährlich wiederkehrenden Inspection fremdsprachige Schulen, wenn deren Kinder sich über ein bestimmtes Maß von Wissen in der officiellen (holländischen) Sprache und Geschichte der südafrikanischen Republik und Südafrikas auszuweisen vermögen, einen Beitrag von 4—5 £ (48—60 fl. ö. W.) per Schülerkopf erlangen. Dies setzte natürlich die Pflege der „officiellen“ Sprache innerhalb der Schule voraus. In den aufgestellten Forderungen liegt etwas mehr, als auf den ersten Anblick hin erscheinen mag. Geschichte Südafrikas! Was ist sie seit dem ersten Angriff der Engländer 1782 auf das Kapland und der durch ihn erfolgten Besitzergreifung am 16. September 1795 bis zu Jamesons Putschversuch anderes als die Geschichte fortgesetzter Spannungen zwischen den nach Unabhängigkeit ringenden Buren und Englands ausgreifender Colonialpolitik? Der Streit mit England hat die holländischen Buren aus der Kapcolonie zunächst nach Natal, dann von dort über die Drakenberge getrieben, wo sie 1848 die Oranjeflussrepublik und dann unter Pretorius' thatkräftiger Führung die von Transvaal ins Leben riefen. So kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Forderung der Pflege des holländischen — sagen wir des antienglischen — Staatsgedankens von Seite der unterstützten fremdsprachlichen Schulen von der tiefen gegensätzlichen Strömung gegen englisches Wesen ihren Ausgang nimmt. Dass derlei Besluitschulen gediehen, dafür lieferten die deutsche Schule zu Johannesburg und eine gleichsprachige während des

Kriegslärmes in Pretoria eingerichtete Anstalt glänzende Beweise. Beide erhielten von staatswegen wertvolle Baugründe, die erstere überdies ein unverzinsliches Darlehen von einigen tausend Pfund Sterling. Dennoch muss sich der Volksraadserlass vermuthlich der englischen Einwanderung gegenüber — leider schweigen hierüber die officiellen Berichte — rücksichtlich des angestrebten Anschlusses an den holländischen Staatsgedanken als nicht sehr wirkungsvoll erwiesen haben. Thatsache ist, dass 1896 ein neues Gesetz Nr. 15 die Regierung ermächtigte, mit der Errichtung eigener Staatsschulen in den Goldfeldern vorzugehen, womit Transvaal das vielleicht allzu lange festgehaltene Princip der Nichteinmischung des Staates in das untere Volkschulwesen zum erstenmal verließ. Über diese Schulgattung selbst werden wir an späterer Stelle sprechen. Ob nun durch das Gesetz von 1896 der Volksraadserlass § 344 von 1892 außer Kraft gesetzt wurde, und ob es auch nach wie vor unterstützte Besluitschulen gab, darüber geben die vorliegenden Berichte keinen Bescheid. Ebenso bedauerlich ist es, dass die Ziffernausweise, indem sie nur die eine Gruppe „subventionierter“ Schulen kennen, uns nicht einen Vergleich der Zuwendungen an die von der Regierung „anerkannten“ (holländischen) mit denen an die fremdsprachigen (Besluit-) schulen und zwar fortlaufend nach Jahren bis incl. 1898 gestatten.

Schulaufsicht.

Der zweite, durch das Gesetz von 1892 festgestellte Grundsatz betrifft die staatliche Aufsicht. Darnach war das Land in Inspectionskreise eingetheilt. Sechs dem Lehrerstand entnommene Schulinspectoren bereisten das Jahr über die ihnen zugewiesenen Kreise, wohnten den Schulprüfungen bei, entschieden über das Aufsteigen der Schüler in den höheren „standaard“ (Classe), überwachten die Lehrer, regten in schullosen Gegenden die Errichtung von Schulen an und berichteten an das Unterrichtsministerium. Der Bericht hebt die wachsende Popularität dieses Aufsichtsinstitutes hervor.

Staatliche Initiative und secundärer Unterricht.

Der dritte Grundsatz umschreibt die active Theilnahme des Staates an Schulgründungen. Der Staat ist hier weitergegangen, als ihm das Gesetz auferlegte. 1893 wurde das Staatsgymnasium in zwei Abtheilungen (A. eigentliches Gymnasium, B. Realschule) zu Pretoria eröffnet. Die Aufnahmsprüfung bezog sich auf die Forderungen des sechsten „standaard“, also im Vergleiche mit unseren Einrichtungen auf ein vorgeschritteneres Vorbildungsstadium. An der gymnasialen Abtheilung werden die antiken Sprachen — leider erfahren wir nicht, in welchem Umfange — gepflegt: das erste 1898 in Gegenwart von Regierungscommissären abgehaltene Abiturientenexamen lieferte ein durchwegs befriedigendes Resultat. Das stattliche Schulgebäude, in der Front mit einem einstöckigen Aufbau, an den sich zwei ebenerdige Seitenflügel anschließen, wird von einem durch Bäume beschatteten Vorgarten umgeben, der von der Straße durch einen mit Strauchwerk bedeckten Zaun getrennt wird. Hohe Fenster, große

lichte Säle, alles Geschmack wie Zweckdienlichkeit athmend, — ein würdiges Object berechtigten Neides für so manche Schwesteranstalt auf dem europäischen Continente. Der Vorbereitung für das Gymnasium dient eine Staatsmusterschule, an die wieder ein Staatslehrerseminar angegliedert wurde. Endlich hat man 1897 eine Bergakademie eröffnet, deren Existenz allerdings durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg in Frage gestellt wurde. Hier wurden (1898) 111 Schüler (88 am Gymnasium, 4 an der Bergakademie, 19 am Seminar) von 21 Professoren unterrichtet. Die weiten Räume des Gymnasialgebäudes beherbergten die Laboratorien der Bergakademie und eines Staatsgeologen. Durch nachfolgenden Beschluss des Gymnasialcuratoriums im Jahre 1894 wurde auch Fremden das Eintrittsexamen ermöglicht: „Candidaten, deren Kenntnis der niederländischen Sprache nicht hinreicht, den Forderungen des Examens in dieser Sprache ganz zu genügen, die aber des Niederländischen soweit geläufig sind, um dem Unterricht folgen zu können, dürfen sich beim Examen einer anderen Sprache bedienen".

Auch für den weiblichen Unterricht sorgte der Staat 1894 durch Errichtung einer Staatsmädchenschule zu Pretoria, mit der ein Seminar und eine höhere Töchterschule verbunden ist. Ein Internat der Mädchenschule nimmt zu den gleichen Bedingungen (36 £ = 432 fl. ö. W. Jahreskostgeld), wie die Schüler des Gymnasiums und der Normalschule die drei von Pädagogen überwachten Staatswohnungen, die Landestöchter in Pflege und Überwachung. An diesen weiblichen Lehranstalten wurden (1898) 35 Zöglinge von 6 Lehrkräften unterrichtet. Noch sei erwähnt, dass das prächtige einstöckige Gebäude (mit 15 Fenstern in der Front) der Staatsmädchenschule seiner Bestimmung nicht übergeben war, als es durch die Engländer nach der Einnahme Pretorias sofort in ein Hospital umgewandelt wurde.

Zahl und Lage der vom Staat unterstützten Schulen.

Schon die Unterscheidung zwischen Stadt- (besser Dorf-) Schulen einer- und Burenschulen andererseits, noch mehr aber das Verhältnis zwischen diesen zwei Schulgattungen verweist uns auf ein ganz mit der Eigenart des Landes verwachsenes Schulsystem. Zur ersten Gruppe gehören jene Anstalten, deren Sitze sich innerhalb eines geschlossenen Verbandes menschlicher Wohnstätten befinden. Ein solcher Verband kann nun Stadt oder Dorf sein, ist aber in der Republik thatsächlich fast nur Dorf, da außer der Hauptstadt Pretoria (c. 6000 weiße Einwohner), Johannesburg (c. 10.000 weiße und schwarze Einwohner) und Potschefsstroom (1500 Einwohner?) irgend nennenswerte Verbände nicht vorkommen. Es stehen also zumeist Dorfschulen den Burenschulen gegenüber, d. h. Anstalten, die sich innerhalb eines bäuerlichen Einzelgehöftes niedergelassen haben, und die ihr der Zahl nach dürftiges Schülermaterial aus weiter Ferne beziehen oder durch zeitweilige Verpflegung im Gehöfte festhalten. Aber den zahlreichen Burenschulen gegenüber treten wieder die verhältnismäßig wenigen Dorfschulen mehr in den Hintergrund. Vielfach sind Burenschulen in Bauernhöfen untergebracht, bilden

also einen Theil des Bauernhofes. Vor uns liegt das Bild der Schule in Visshershoek (Bezirk Pretoria): Ein langgestreckter, schmaler ebenerdiger, mit Strohdach geschützter Bau, das Gesimse mit weißem Kalkanstrich, die rauhen Wandflächen der Tünche entbehrend. Aus dem Wiesengrund gelangt man über ein paar roh zugehauene Stiegensteine zu den zwei roh gezimmerten Thüren, die an den beiden Enden der Langseite angebracht sind. Zwischen den Thüren befinden sich drei sehr weit voneinanderliegende Fenster mit einer bei unseren Alpengehöften noch häufig vorkommenden geringen Lichte. Ganz unregelmäßig ist noch ein viertes Fenster zwischen der einen Thür und der Hausecke eingefügt. Zweifellos wird das Innere des Gebäudes dem Außenbild an Einfachheit gleichen. Freilich ist seit der dem Unterrichtsministerium ertheilten Ermächtigung, Staatsgelder zur Errichtung besonderer Schulgebäude und Lehrerwohnungen beizusteuern, eine Reihe zweckmäßiger Gebäude aufgeführt worden. Die Burenschule in Schietfontein (Bezirk Pretoria) besitzt ein Schulhaus, das noch nicht zu den zweckmäßigsten gerechnet wird. Der Bau ähnelt dem unserer Neubauten für einclassige Landschulen. Auf der Schmalseite, welche die Inschrift 1898 Schietfontein School trägt, befindet sich die von einer mit Glas verschalten Ventilationsöffnung überkrönte Doppelthür. In die uns zugewandte, mit einer Holzschindelwand überzogene Längsseite sind drei regelmäßig angebrachte große Fenster eingefügt. Die Fenster werden nach Art unserer Waggonfenster durch zwei übereinander verschiebbare Glasrahmen geschützt, die auseinandergeschoben die ganze, übereinander entweder die obere oder untere Fensterlichte decken. Die innere Einrichtung ist einfach, jedoch zweckmäßig. Ein Stacheldrahtzaun schließt das rings um die Schule liegende Wiesengrundstück ein.

In sämmtlichen 22 Bezirken (einschließlich Swazieland) befanden sich (1898) 47 Stadt- (Dorf-) Schulen. Hievon entfallen die meisten auf die Bezirke Pretoria (7) und Potschefsstroom (5). Gar keine Schule hatte Swazieland. Es befanden sich je eine Schule in 9, je zwei Schulen in 6, je drei Schulen in 2, je vier Schulen in 2 Bezirken.

Dagegen gab es (1898) in denselben Bezirken nicht weniger als 462 Burenschulen. Die höchste Ziffer weist der Bezirk Pretoria (62) auf. Dann folgen: Potschefsstroom (58), Rustenburg (51), Heidelberg (45). Am schlechtesten steht es in den Bezirken: Bethal, Wakkersstroom und Wolmaransstad je 8, Piet Retief 5, Utrecht 4 Schulen und Swazieland 1 Schule.

Die Gesammtzahl der Schulen betrug (1898) demnach 509, wobe rücksichtlich der Schulenanzahl die Bezirke Pretoria und Swazieland die äußersten Pole darstellen.

Es ist bedauerlich, dass uns eine Statistik der Schulen nach deren Classenzahl nicht vorliegt. Allein der Umstand, dass wir über die Zahl der an den Schulen jedes Bezirkes verwendeten Lehrpersonen unterrichtet sind, setzt uns in den Stand, festzustellen, dass 1. die Zahl der einclassigen Schulen sehr groß sein muss, und dass 2. mehr als zweiclassige Schulen zu den Seltenheiten gehörten. An sämmtlichen (Dorf-

und Buren-) schulen wirkten (1898) 830 Lehrpersonen. Im Durchschnitt entfallen daher nur 1·6 Lehrkräfte auf eine Schule. Männliche Lehrkräfte gab es 578, weibliche 252. Über die meisten Lehrkräfte verfügten die Bezirke Heidelberg (148), Pretoria (139) und Potschefsstroom (120). Die wenigsten Lehrkräfte standen in Verwendung in den Bezirken: Bethal 11, Piet Retief und Utrecht je 10 und Swazieland 2.

Erst in verhältnismäßig später Zeit ist die Republik in die Lage gekommen, sich mit der Frage der Heranbildung einheimischer Lehrkräfte zu beschäftigen. Daher darf es uns nicht wundernehmen, dass sich die überwiegende Mehrzahl der Lehrpersonen fast zu gleichen Theilen aus dem auswärtigen Südafrika und aus Europa recrutierte. Einheimische Lehrkräfte gab es 158, Lehrkräfte aus dem übrigen Südafrika 349 und Lehrkräfte aus Europa 323[1]).

Die verhältnismäßig rasche, ja zum Theil sich überstürzende Entwicklung des staatlich geförderten Schulwesens in den letzten Jahren hat naturgemäß alle die mit der mangelnden Qualification des Lehrpersonales verbundenen Gebrechen gezeitigt. Tradition und Stetigkeit der Entwicklung sollen eben auf keinem Gebiete der öffentlichen Verwaltung mehr als auf dem der Schule unverrückbare Leitsterne bleiben. So ist es gekommen, dass sich in den Schulen der Republik (1898) nur 381 Lehrpersonen durch die erlangte Lehrbefähigkeit über ihre Qualification auszuweisen vermochten. Daneben gab es 119 Lehrpersonen, die zwar der Staat zum Unterricht autorisierte, die aber dennoch kein zur Ertheilung des Unterrichtes berechtigendes Diplom besaßen. Wir erfahren nicht, wie weit die vom Staate aufrecht erhaltene Forderung gieng. Doch pflegen in den Tagen der Noth die Grenzen nicht allzuweit ausgesteckt zu sein. Diesen schlossen sich 330 Lehrpersonen an, die überhaupt keine Befähigung besaßen. Es standen also den 381 Diplomierten 449 nicht diplomierte Lehrpersonen gegenüber. Interessant ist es, dass das Verhältnis der diplomierten zu den nichtdiplomierten Lehrerinnen (134 : 118) ein viel günstigeres war. Auch innerhalb der Bezirke machten sich bemerkbare Unterschiede geltend: Während der Bezirk Heidelberg neben 88 diplomierten, 28 „autorisierte“ und 32 nicht befähigte Lehrpersonen ausweist, entfallen auf den Bezirk Rustenburg 17 diplomierte, 7 autorisierte und 39! nicht befähigte, auf Wolmaransstaad bei einem Stand von 9 Schulen 3 diplomierte und 9 nicht befähigte Lehrpersonen!

Im Jahre 1898 befanden sich in sämmtlichen Schulen der Republik 14.702 Kinder. Hiebei kommen zwei Kategorien (eine Statistik nach Geschlechtern liegt leider nicht vor) von Schülern in Betracht. Der

---

[1]) Auffallend und, wie mir scheint, nicht zufällig ist es, dass, während in den Bezirken Heidelberg 72 und Potschefsstroom 65 südafrikanische (englische?) Lehrkräfte in Verwendung kamen, im Bezirke Pretoria nur 11 Lehrpersonen dieser nationalen Angehörigkeit sich vorfinden. Am meisten einheimische Lehrer (83) beschäftigte der Bezirk Potschefsstroom.

Elementarunterricht umfasst die ersten drei „standaarden" (im Durchschnitt ein Jahr Zeit für einen „standaard"), der mittlere Unterricht die nächstfolgenden drei „standaarden". Dem Lehrer steht die Wahl der Methode sowie der Lehrbücher vollkommen frei, doch bleibt er dem nach „Allgemeinen Vorschriften" amtshandelnden Schulinspector gegenüber dafür verantwortlich, dass kein Kind ohne Erfüllung der für jeden „standaard" festgesetzten Forderungen in die nächst höhere Classe versetzt werde. Darnach theilen sich die 14.702 Kinder in 13.474 Theilnehmer an dem elementaren und 1228 Theilnehmer an dem mittleren Unterricht. An dem letzteren participieren fast nur die Schulen der Bezirke Pretoria (328 Kinder), Heidelberg (276), Potschefsstroom (203). Auf alle anderen 19 Bezirke entfällt nur eine geringe Zahl von Theilnehmern am mittleren Unterrichte (49 in Middelburg bis je zwei in Bethal, Zoutpansberg und Swazieland). Schulgeld zahlten 9524 Kinder. Von der Schulgeldzahlung befreit waren 5178, eingemietet (durch Zahlung von Wohnungsgeld) wurden 2055 Kinder.

Da uns nur Ziffern über den bezirksweisen Antheil der Schulkinder an den Schulen vorliegen, also eine Gruppierung der einzelnen Schulen rücksichtlich der Kinderzahl nicht möglich ist, müssen wir uns auf ganz allgemeine Schlüsse beschränken. Schon die Thatsache, die sich aus dem Vergleich der vorgeführten Hauptziffern ergibt, dass 28·8 Schulkinder auf eine Schule im Durchschnitt entfielen, legt die Schlussfolgerung nahe, dass von einer starken Frequenz der Schulen nicht die Rede sein kann. An den Schulen im Bezirke Heidelberg entfallen als eine Folge des großen Menschenzusammenlaufes bei den Arbeiten in den Goldminen allerdings nicht weniger als 57·1 Schulkinder auf eine Schule im Durchschnitt. Die nächsthöchste Frequenz weisen die Bezirke Marico mit durchschnittlich 37 und Krügersdorp mit durchschnittlich 35·1 Schulkinder aus. Die geringste Schulfrequenz entfällt auf die Schulen des Bezirkes Standerton mit durchschnittlich 15·3 Kindern. Nicht weniger als 15 Bezirke bleiben mit ihrer Frequenz hinter der Gesammtdurchschnittsziffer von 28·8 zurück. In der That ist die Zahl der Burenschulen mit einem Schülerstand bis zu 15 Kindern eine recht beträchtliche.

Auch bezüglich des Verhältnisses der schulgeldzahlenden zu den schulgeldbefreiten Kindern macht sich innerhalb der Bezirke — auch hier liegen nur bezirksweise Angaben vor — bedeutsame Unterschiede geltend. Im Gesammtdurchschnitt ist die Zahl der zahlenden fast doppelt so groß wie die der befreiten Schüler. Das Verhältnis ist dagegen ein umgekehrtes bei den Schulen der Bezirke Bloemhof (262 befreite neben 183 zahlenden), Heidelberg (1464 neben 1337) und Wolmaransstad (136 neben 115). Andererseits greift das Überwiegen der schulgeldzahlenden über die befreiten weit über das Gesammtdurchschnittsverhältnis hinaus an den Schulen der Bezirke Lijdenburg (496 zahlende neben 140 befreiten), Pretoria (1560 neben 435) und Swazieland (26 neben 4). Also auch auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Wohlhabenheit machen sich bezirksweise ganz auffallende Gegensätze bemerkbar. Gerade in der Umgebung

von Städten und Dörfern hat die Ansiedlung armer Afrikaner in deren nächster Umgebung die Anhäufung des Proletariates begünstigt. Auf den Witwatersrandgoldfeldern gab es Schulen, an denen kein einziges Kind Schulgeld zahlte. Gerade in den südlichen Provinzen war der Procentsatz der befreiten Kinder am größten. Die mit den meisten Schulen ausgestatteten Bezirke besaßen verhältnismäßig die geringste Zahl befreiter Kinder.

Es wird rühmend hervorgehoben, dass der Schulbesuch (85·9% an den Stadt- (Dorf-) Schulen und 91·7% an den Burenschulen) ein besonders günstiger war. So wenig wir beabsichtigen, den Wert dieses Lobes irgendwie einzuschränken, so müssen wir doch auf die Thatsache verweisen, dass ein Vergleich mit der Statistik der Schulversäumnisse im europäischen Sinne nicht zulässig ist. In der Republik existiert eben keine Schulpflicht. Wenn die Eltern nicht wollen, schicken sie die Kinder überhaupt nicht in die Schule, und diese kommen dann für die Statistik der Schulversäumnisse nicht in Betracht. Dagegen ist anzunehmen, dass die von dem Wert des Schulunterrichtes überzeugten Eltern ihre Kinder umsomehr zu fleißigem Schulbesuch verhalten werden. Dazu kommt das Institut der Beitragsleistung per Kopf des Schulkindes, die häufige Einmietung von Kindern auf dem Gehöfte, welches die Schule beherbergt, und so manche im Drange der Noth zur Hebung der Schulfrequenz von staatswegen in Gang gebrachte Maßregel. Leider liegt uns eine Statistik über die Zahl der Kinder vom 6—12. (bezw. 14.) Lebensjahr in der Republik nicht vor. Nur diese Ziffer wäre mit Vortheil und Sicherheit zum Vergleich mit der ausgewiesenen Schülerzahl und mittelbar zur Feststellung des culturellen Zustandes der nach unseren Begriffen schulpflichtigen Jugend der Republik heranzuziehen.

Ganz uneingeschränkt muss aber das Lob rücksichtlich der Thatsache lauten, wie sich im Laufe der letzten Jahre unter staatlicher Förderung die Schulfrequenz überhaupt gehoben hat. Im Jahre 1882 betrug die Schülerzahl an den staatlich unterstützten Schulen 875. Sie stieg dann langsam, aber ziemlich stetig bis 1886 auf 2555, 1890 auf 6989, um 1891 mit 8800 den ersten Höhepunkt zu erreichen. Es kamen dann die Jahre 1892 und 1893, in denen aus dem schon oben entwickelten Gründen (Schulreform) die Zahl bis 5900 sank. Von da an hob sich die Ziffer fast sprunghaft von 6626 im Jahre 1894, 7200 im Jahre 1895, 7600 im Jahre 1896, 10.700 im Jahre 1897, auf 14.702 im Jahre 1898. Diese Ziffern bedürfen in der That weiter keines Commentars.

Wir werfen noch einen Blick auf die Karte der Republik, um uns über die räumliche Anordnung der staatlich geförderten Schulen, bezw. der Schulorte rasch zu orientieren. Die Stadt Pretoria, also die etwas nach Süden verschobene Mitte der Republik, kann als das topographische Centrum der nach allen Seiten hin ausstrahlenden Schulstätten angenommen werden. Zunächst verläuft ein breiter Gürtel von Pretoria nach dem Westen über Krügersdorp, an der Grenze zwischen dem südlichen Rustenburg und Nordpotschefsstroom hin nach Südmarico, dann nach dem Süden längs der zwischen Krügersdorp und Heidelberg

verlaufenden Bezirksgrenze, endlich nach dem Westen Middelburg zu. Östlich hievon ist ein schmälerer Gürtel im Grenzgebiete zwischen den Bezirken Bethal und Middelburg einer- und Ermelo, Carolina und Lijdenburg andererseits in südnördlicher Richtung bemerkbar. Gerade an Flussläufen haben sich die Schulen am liebsten niedergelassen. Ohne Schulen ist im Westen Nordmarico und Nordrustenburg, im Norden Nordwattersberg und Nordzoutpansberg, im Osten Ostlijdenburg. Swazieland endlich in der südöstlichen Ecke hat eine einzige mit zwei Lehrern, die von 30 Schülern besucht wurde. In der Anordnung der Schulen tritt uns der Gegensatz der bewohnbaren Landstriche zur menschenleeren öden Bodenfläche stark vor die Augen. Gerade die kleineren Bezirke weisen einen sehr hohen Stand an Schulen aus.

Die Staats- (Rand-) Schulen auf den Goldfeldern.

Wir haben des Umstandes bereits gedacht, wie wenig der Volksrathserlass § 344 ex 1892 den staatlichen Erwartungen entsprach und dadurch der Anstoß zu dem Gesetze Nr. 15 d. J. 1896 gab, durch welches die Regierung zur Errichtung von Staatsschulen auf den Goldfeldern ermächtigt worden war. Es muss zugestanden werden, dass die Regierung in der kurzen Spanne Zeit von 1896 bis zum Ausbruch des Krieges von ihrer Vollmacht umfassenden Gebrauch machte, so vielfache Schwierigkeiten bei Beschaffung geeigneter Flächen für Schulbauten, Gewinnung passender Schulräume, Heranziehung des Lehrpersonales aus dem Auslande, usw. sich dem Unternehmen in den Weg stellten. Darin mag auch die Ursache gefunden werden, weshalb es auf den Malmani-Goldfeldern in Marico und denen in Zoutpansberg bis jetzt nicht zur Eröffnung von Staatsschulen gekommen ist. Im Jahre 1898 waren nachfolgende Staatsschulen eröffnet:

4	Schulen in Johannesberg	mit	22	Lehrern	und	698	Schülern
1	Schule in Barberton	„	4	„	„	118	„
1	„ in Klerksdorp	„	6	„	„	200	„
1	„ in Kaapsche Hoop	„	2	„	„	51	„
1	„ in Maraisburg	„	4	„	„	95	„
1	„ in Pelgrimsrust	„	1	„	„	44	„
1	„ in Randfontein	„	2	„	„	41	„
1	„ in Krugersdorp	„	6	„	„	197	„
1	„ in Nigel	„	2	„	„	60	„
12	Schulen	mit	49	Lehrern	und	1499	Schülern.

Nahezu ein Drittel der dortigen Lehrpersonen gehörte der englischen Nationalität an, ohne auch nur ein Wort holländisch zu verstehen. Die Uitländer Kinder erhalten gegen ein geringes Schulgeld den Unterricht in ihrer (d. h. der fremden) Sprache. Doch wird für allmähliche, jedoch systematische Einführung in das Verständnis und den Gebrauch der holländischen Sprache gesorgt.

Finanzieller Theil.

Bringt man die jährlich als Beiträge an die unterstützten Schulen hinausgezahlten staatlichen Summen in ein Verhältnis zur Zahl aller Kinder der unterstützten Schulen in dem betreffenden Jahre, so zeigt sich auch hier eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Ausgabentendenz.

Im Jahre 1882 entfiel auf den Kopf eines Schülers dieser Schulen ein Staatsbeitrag von 3 £ 4 sh. 8 p. (38 fl. 80 kr.). Bis zum Jahre 1891, in welchem derselbe 5 £ 7 sh. 3 p. (64 fl. 35 kr.) betrug, behauptete er trotz einiger unwesentlichen Schwankungen die steigende Tendenz. Aus schon erwähnten Gründen sank der Beitrag in den Jahren 1892 bis 1894 (im letzteren 4 £ 14 sh. 4 p. (56 fl. 60 kr.) betragend). Hierauf stieg er 1895 auf 5 £ 10 sh. 4 p. (66 fl. 20 kr.), 1896 auf 5 £ 15 sh. 2 p. (69 fl. 10 kr.), 1897 6 £ 1 sh. 10 p. (73 fl. 10 kr.), und endlich 1898 die Höhe von 6 £ 14 sh. 1 p. (80 fl. 45 kr.) erreichte.

Der jährlich hinausgezahlte Totalbeitrag setzte 1882 mit 2753 £ (33.036 fl.) ein, stieg allmählich bis zum Jahre 1889 auf 14.715 £ (176.580 fl.), dann sprungweise 1889 auf 24.987 £ (299.844 fl.), 1890 auf 35.546 £ (426.552 fl.), 1891 auf 43.823 £ (525.876 fl.), fiel dann in den Jahren 1892—1895 jährlich um einige tausend £, erreichte 1896 44.548 £ (534.576 fl.), 1897 65.650 £ (787.800 fl.) und endlich 1898 die Höhe von 90.935 £ (1,091.220 fl.).

Im Jahre 1898 wurden folgende Summen für die nachfolgenden Anstalten verausgabt:

				per Schülerkopf	
für das Gymnasium	8.900 £	(106.800 fl.)	d. h.	101 £	(1.212 fl.)
Bergakademie	1.045 £	(12.540 fl.)	d. h.	260 £	(3.120 fl.)
Musterschule usw.	4.800 £	(57.600 fl.)	d. h.	17 £	(204 fl.)
Staatsmädchenschule, Seminar u. höhere Töchterschule	2.600 £	(31.200 fl.)	d. h.	11¼ £	(135 fl.)
Knabenlogis	2.300 £	(27.600 fl.)	d. h.	15 £	(180 fl.)
Mädchenlogis	850 £	(10.200 fl.)	d. h.	14½ £	(174 fl.)
Fürsorge für Taubstumme	730 £	(8.760 fl.)	d. h.	42 £	(524 fl.)
Subventionen für Schulen	150.000 £	(1,800.000 fl.)	d. h.	11 £	(132 fl.)
Staatsschulen in den Minendistricten	7000 £	(84.000 fl.)	d. h.	13½ £	(162 fl.)

Was den Taubstummenunterricht betrifft, so muss bemerkt werden, dass derselbe im Lande nicht ertheilt wird. Noch wartet man mit Rücksicht auf die geringe Zahl mit der Errichtung einer Anstalt zu. Taubstumme und blinde Kinder werden über Wunsch der Eltern ganz oder theilweise auf Staatskosten nach der Taubstummen- und Blindenanstalt zu Worcester in der Kapcolonie gebracht. Bezüglich der Post „Subventionen für Schulen" dürfte es auffallen, dass sie gegenüber den vorher ausgewiesenen um mehr als 700.000 fl. höher erscheint. Der Grund liegt darin, dass die erste Post (1,091.220 fl.) nur die wirklich als Beitrag

hinausgezahlte Summe darstellt, während in der zweiten Post (1,800.000 fl.) die sonstigen Ausgaben an Beiträgen für Schulbauten, Schulmieten, Kosten bei Beschaffung der Lehrer, Verdienstzulagen usw. (siehe Capitel „Förderung der privaten Initiative) mit inbegriffen wurden. Was endlich die Randschulen betrifft, so muss bemerkt werden, dass in der betreffenden Budgetpost die Ausgabe beim Ankauf, Bau, Miete und Herstellung der Schulhäuser und Lehrerwohnungen nicht einbezogen wurde.

Es erübrigt nur noch, einen Blick auf das gesammte Unterrichtsbudget der Republik (inbegriffen die Kosten für das Ministerium, die Schulinspection und alle mittelbar mit der Unterrichtsfürsorge im Zusammenhang stehende Maßnahmen) und auf die stetige Entwicklung desselben zu werfen. 1882 betrugen diese Ausgaben 3000 £ (36.000 fl.), sie stiegen 1885 auf 8800 £ (105.600 fl.), 1890 auf 35.000 £ (420.000 fl.), 1895 auf 63.500 £ (762.000 fl.), 1897 auf 140.500 £ (1,686.000 fl.), endlich 1898 auf 226.416 £ 4 sh. 8 p. (2,716.994 fl. 80 kr.). Man wird der Republik das ehrende Zeugnis nicht versagen dürfen, dass sie seit einer Reihe von Jahren den Weg der culturellen Entwicklung des ihr anvertrauten Landes herzhaft und opferbereit beschritten und begangen hat.

Schluss.

Wir haben auf Grund des vorliegenden Materiales ein Bild über die Volksbildungsbestrebungen der südafrikanischen Republik sine ira et studio zu entwerfen gesucht. Wenn wir manche Fragen unbeantwortet lassen mussten, so geschah es, weil uns unsere Quellen im Stich ließen. Aber das Gebotene dürfte immerhin als genügend betrachtet werden, um sich wenigstens in den Hauptfragen über ein uns sonst so ferne abliegendes Gebiet mit einiger Befriedigung zu orientieren. Man wird auch finden, dass es an gutem Streben in diesem nun von der Kriegsfurie durchtobten Erdenwinkel des schwarzen Continentes bis zur Stunde nicht gefehlt hat. Wie immer nun auch die Geschicke fallen mögen, wer immer in Hinkunft berufen sein sein sollte, das einmal aufgenommene Werk der culturellen Entwicklung zur Fortführung zu übernehmen, wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Geist, der in den letzten Jahrzehnten so viel Gutes aus dem finsteren Nichts zu schaffen vermochte, auch in der Zukunft seinen befruchtenden Segen offenbare. Die Frage nach der Zukunft ist nicht allein eine solche nach der immerhin möglichen, der Vergänglichkeit unterworfenen, Staatsumformung. Sie geht tiefer in den Kern der Sache ein, indem sie nach der Möglichkeit forscht, ob und unter welchen Einflüssen ein so zähes, selbstbewusstes Wesen, wie das holländische Burenthum, im großen englischen Culturleben aufzugehen vermag. Noch für lange Zeit dürfte sich das auf dem Gebiete der Schule Errungene als ein nicht so leicht zu erschöpfender Kriegsschatz bewähren. Diejenigen der Leser, die begreiflicherweise so mancherlei Fragen nach der Methodik des Unterrichtes, nach dem Stand der Lehrmittel, über den gesammten inneren Betrieb des Schulwesens auf allen Stufen auf den Lippen haben, theilen wir zum Schlusse alles

mit, was wir davon wissen: Die Freiheit der Bewegung des Individuums tritt denjenigen, die an das Reglement in allem und jedem und an ein fürsorgliches Verbuchen und Einregistrieren des letzten in der Schule zutage geförderten Wortes gewöhnt sind, im Unterrichtsbetrieb der Republik in einer vielleicht befremdenden Weise entgegen. Immerhin sind die Disciplinen namhaft gemacht, die dem Unterricht auf den drei vorgesehenen Stufen zugetheilt sind. Der letzten Stufe (Gymnasium, höhere Töchterschule und Seminar) sind nachfolgende Gegenstände allein zugewiesen: Algebra, Geometrie, Physik, Botanik, Zoologie, Chemie, alte Sprachen, Buchhaltung und Pädagogik.

Wien. Victor v. Kraus.

Über eine neue, exacte Erkenntnisart der Schlüsse nach den syllogistischen Figuren.

Die auf die Schlussfiguren der Logik angewendeten, seit jeher üblichen Kreisbeweise sind zwar in mancher Hinsicht instructiv, leiden aber an zwei Fehlern. Erstens ist der Kreis nicht das vollständige Analogon eines Begriffes, indem er nur dessen Umfang, nicht aber das Wesen des Verhältnisses zwischen Inhalt und Umfang zum Ausdruck bringt; zweitens sind dieselben eben nur Anschauungs- und keine exacten Beweise. In diesem Mangel einer einheitlichen, exacten Ableitung der Schlussfiguren war auch der Grund zur Aufstellung der der Mnemotechnik dienenden, oft sogar „als poetische Äußerung“ aufgestellten Wörter: Barbara usw.

Die erstaunliche Unsicherheit im Schließen, die jeder Lehrer der Logik bei seinen und fremden Schülern besonders nach der Zeit des Logikstudiums zu bemerken Gelegenheit hat, darf nicht wundernehmen, indem die bisherige Beweisart der Schlüsse vollständig isoliert ist, d. h. mit der exacten Darstellung anderer Disciplinen ganz und gar nicht übereinstimmt.

Um meine nachfolgende Theorie, wie ich glaube, zu begründen und schulgerecht darzustellen, diene Folgendes.

Die Begriffe können versinnlicht werden durch ihren Inhalt oder durch ihren Umfang. Beide sind als Repräsentanten des Begriffes zu betrachten, indem jedem solchen ein bestimmter Inhalt und ein bestimmter Umfang entspricht, welche beide noch überdies im gesetzmäßigen Zusammenhange (nämlich im umgekehrten Verhältnisse zu einander) stehen.

Die gewöhnliche Sprache vollzieht sich in Sätzen, die mathematische Sprache in Gleichungen. Jedem Satze entspricht eine Gleichung. Um einen exacten Beweis, d. i. die Mathematik auf die Logik anzuwenden, müssen wir die Begriffe durch Zahlen ausdrücken[1]). Untersuchen wir nun, auf welche Weise dies möglich ist.

---

[1]) Mit diesem Problem beschäftigte sich auch gleichzeitig mit dieser Arbeit (eingesendet im Juli 1900) eine, auf allerdings anderen Principien fußende Schrift von Prof. Markič, Rudolfswert, 1900.

Wollen wir den Begriff durch seinen Umfang symbolisieren (die etwaige Gleichheit der Umfänge mehrerer macht keinen Eintrag), so nehmen wir als Symbol für den Begriff diejenige Zahl, welche anzeigt, wie oft der als Einheit angenommene Umfang in dem Umfang eines Begriffes enthalten ist.

Eine bestimmte Abgrenzung der (psychologischen, schwankenden) Begriffe steht in unserer Gewalt.

Aber auch der Inhalt des Begriffes lässt sich, wie ich glaube, durch eine Zahl symbolisieren. Wurde doch die Mathematik in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus der Zahlenlehre zu einer Begriffslehre erhoben. Aus der Gleichung $p = m\,b$ (gemeiniglich: Kraft = Masse mal Beschleunigung) erhalten wir $m = \frac{p}{b}$; hier ist $p = \frac{p\ kg}{1\ kg}$, $b = \frac{b^m}{1^m}$ und die Maßzahl oder das Symbol für die Masse wird ausgedrückt durch den Quotienten aus den Symbolen für die steigerungsfähigen Größen, Kraft und Beschleunigung, also aus den sich auf ungleichnamige Größen sich beziehenden Symbolen. Dies sei der erste Fall.

Es gibt aber auch Beispiele (und diese repräsentieren den zweiten Fall), in denen als Symbol eines Begriffes das Verhältnis zweier sich auf gleichbenannte Größen beziehender Zahlensymbole erscheint.

Dies ist z. B. der Fall für die Function eines Winkels, etwa für $\sin \alpha = \frac{a}{c}$, also gleich dem Verhältnis der Maßzahlen zweier Seiten eines rechtwinkeligen Dreieckes, wobei $a = \frac{a^m}{1^m}$, $c = \frac{c^m}{1^m}$ ist.

Diese in beiden Fällen erhaltenen Begriffssymbole können dann in Gleichungen gebracht werden, welche sich wieder in zwei Gattungen theilen, nämlich erstens in solche, in denen nur auf gleichbenannte Größen sich beziehende Zahlensymbole vorkommen, und zweitens in solche, in denen dies nicht der Fall ist. Ein Beispiel der ersteren Gattung wäre der Ptolemäische Lehrsatz des Sehnenviereckes, ein Beispiel der letzteren, der Eulersche Körpersatz $E + F = K + 2$.

Während bei der mathematischen Darstellung des Umfanges des Begriffes der Fall 2 maßgebend ist, scheint mir bei der Zahlensymbolisierung des Inhaltes, obschon dieser bisher als keine eigentliche Größe, wie etwa der Umfang angesehen wurde, der Fall 1 oder 2 einleuchtend zu sein. Wir brauchen nur den Inhalt einer einfachen, z. B. einem Sinne zugehörigen Vorstellung als Verhältnis (oder auch nur als Quotient) zweier Functionen, etwa der beiden steigerungsfähigen, des Reizes und der Reizverarbeitung aufzufassen, also diese einfache Vorstellung durch eine Verhältniszahl zu symbolisieren, da ja jedenfalls 2 in einem gewissen Verhältnisse zu einander stehende bestimmte Factoren bei Entstehung eines bestimmten Inhaltes maßgebend sind. Der Inhalt eines zusammgesetzten Begriffes wäre demnach gleich der Summe solcher Verhältniszahlen. Zwischen einem allgemeinen und einem zugehörigen speciellen Begriff (schwarz im allgemeinen und Schwärze besonderer Art) be-

stünde der Unterschied, dass jenem die Summe der Verhältniszahlen der möglichen Beobachtungsfälle, diesem dagegen nur eine Verhältniszahl entspricht. Für die logischen Gleichungen wären demnach bei mathematischer Darstellung des Inhaltes eines Begriffes alle die obigen Punkte maßgebend, u. zw. von den ersteren Punkten der Fall 1 oder 2 der Symbolisierung eines Begriffes, je nachdem die steigerungsfähigen Glieder des Quotienten sich auf ungleichartige oder gleichartige Größen beziehen. Überdies kann nach dem heutigen Stande der Wissenschaften auch noch in anderer Weise gezeigt werden, dass sich alle Begriffsinhalte, wenn auch in ungewohnter Weise (eine wissenschaftliche Betrachtung ist ja völlig unabhängig von der naiven Anschauung und Nomenclatur der psychischen Phänomene) mathematisch ausdrücken lassen; z. B. „roth" durch die Schwingungszahl, „halbroth" (wenn dieses Wort üblich wäre) durch die halbe Schwingungszahl; ästhetische Beziehungen durch die Krümmungsradien der Curven und ihrem Verhältnis zu einander usw., Festigkeit durch Kräfte, ja sogar „tugendhaft" z. B. durch den Grad der Übereinstimmung einer Handlung mit der entsprechenden idealen Vorschrift (ähnlich wie bei der Wahrscheinlichkeitsrechnung) usw. Mit der Realisierung des Strebens der Wissenschaft, alle Kräfte auf eine Urkraft zurückzuführen, wäre auch die, allen den obigen Zahlen nöthige gemeinsame Beziehungseinheit gegeben. Der mathematische Beweis ist also auch bezüglich der Berücksichtigung des Inhaltes dem Kreisbeweise vorzuziehen. Wollte man, trotzdem Inhalt und Umfang beim Kreise nicht im entsprechenden Verhältnisse stehen, behaupten, dass bei den üblichen Kreisbeweisen auch der Inhalt berücksichtigt werde, so wäre dies schon deshalb falsch, weil in den Begriffen B und C gleiche Merkmale enthalten sein können, B zwar dem A untergeordnet, C aber dem A conträr sein kann, was bezüglich des Inhaltes einen Widerspruch enthielte, da das dem B und C gleiche Merkmal das einemal in A, das anderemal außer A vorkäme. Bei dieser Darstellung der Inhalte in Gleichungen denke ich mir z. B. den Satz: Der Neger ist schwarz, in der Form. „Das Schwarze des Negers ist = einem Theile vom Schwarz im allgemeinen".

Da ferner der Prädicatsbegriff P häufig einen weiteren Umfang besitzt als der Subjectsbegriff S, so werde ich den ersteren in der Gleichung particulär nehmen und mit $\frac{P}{p}$ bezeichnen (d. h. der p^{te} Theil von P). Eine etwaige Äquipollenz von S und P würde das Folgende nicht beeinflussen. Was weiters die Verneinung eines Begriffes betrifft, so setze ich das eigentlich Selbstverständliche voraus: Kein S ist P heißt logisch so viel als „S ist nicht P" und dies so viel als „S ist gleich einigen non P", also $S = \frac{\text{non } P}{p}$. Non P ist nicht, wie die Logikbücher behaupten, als unendlich groß aufzufassen, sondern es umfasst nur die Begriffe der möglichen Erfahrung. Wovon wir keinen Begriff haben, dies braucht nicht in der Lehre vom Begriffe berücksichtigt zu werden. Zieht man die Verneinung in jeder Prämisse ins Prädicat, so kann dieselbe im Schlussatze selbstverständ-

lich dort gesetzt werden, wo sie in den Prämissen vorkommt; war also S verneint, so kann auch der verneinte Subjectsbegriff (ein solcher ist zwar oft leicht zu vermeiden), war P verneint, so kann der verneinte Prädicatsbegriff im Schlussatze gesetzt werden. Die Verneinung des Mittelbegriffes, der im Schlussatze ausfällt, kommt naturgemäß zur Copula in demselben. Ist aber die Copula verneint, so kann der Schlussatz nicht in streng mathematischer Form gegeben werden. Wir wollen deshalb das „ist" mit „=", das „ist nicht" mit „$\neq$", also mit dem durchstrichenen Gleichheitszeichen bezeichnen.

Alle Schlüsse können nun durch Anwendung der beiden Grundsätze:

1. Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie auch unter einander gleich,

2. Wenn von zwei Größen eine einer dritten gleich, die zweite aber ungleich ist, so sind die zwei Größen mit einander ungleich,

mit Leichtigkeit entwickelt werden. Bei strenger Anwendung dieser Darlegungen werden allerdings auch Schlussätze vorkommen, welche formal vollkommen richtig erschlossen wurden, aber eine bisher ungewohnte Form besitzen. Ebenso werden sich scheinbare, aber auch nur scheinbare Widersprüche mit manchen bisher üblichen Lehren der Logik ergeben; denn wenn die Logik behauptet, aus zwei verneinten Prämissen ergäbe sich kein Schlussatz, so hatte sie eben nur das, ich möchte sagen, specielle Positive und nicht das Allgemeine derselben im Auge. Wenn wir bedenken, dass aus zwei Gleichungen bei Anwendung nur einer Operation (nämlich der Substitution, welche hier einzig und allein Anwendung finden kann, da zwar aus $a = b$ und $c = d$ in der Mathematik verschiedene Gleichungen abgeleitet werden können, je nachdem dieselben addiert.., multipliciert.. werden, dagegen, wenn sich a auf Blume, c auf Lilie, m auf einen, beiden gemeinsamen Begriff bezieht, aus $a = m$ und $c = \frac{m}{n}$ nur der Satz c ist a oder eigentlich $c = \frac{a}{n}$ gefolgert werden kann) auch nur ein einziger Schlussatz möglich ist, freilich unberücksichtigt, ob S und P positiv oder als non S, non P negativ genommen werden, so wird sich aus solchen Prämissen statt mehrerer Schlussätze, deren Wahrheit, wie die jetzigen Logikbücher empfehlen, erst durch Substitution von mannigfaltigen Begriffen erprobt wird, unbedingt ein einziger, sicherer ergeben.

Schlüsse wie:

Quadrate sind Parallelogramme,
Rhomben sind nicht Quadrate,
———
Rhomben sind Parallelogramme

und

Quadrate sind Parallelogramme,
Trapeze sind nicht Quadrate
———
Trapeze sind nicht Parallelogramme

sind Schlüsse, zwar nicht aus der Form, doch aus der Materie abgeleitet. Also je nach dieser letzteren würden sich verschiedene Schluss-

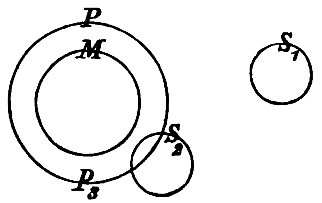
sätze ergeben. Nach meiner Methode ergibt sich aber bei jeder Materie in dem obigen Beispiele ein giltiger Schlussatz. Die den obigen Schlüssen entsprechende allgemeine Form wäre

$$M = \frac{P}{p}$$
$$S = \frac{\text{non } M}{m}.$$

Da nicht nur M und non M sondern auch M, und $\frac{\text{non } M}{m}$ (M und ein Theil von non M) sich ausschließen, gelangt das zweite Princip zur Anwendung;

demnach der Schlussatz: $S \mp \frac{P}{p}$.

Aus dem Kreisbeweise ersieht man denselben Schlussatz.

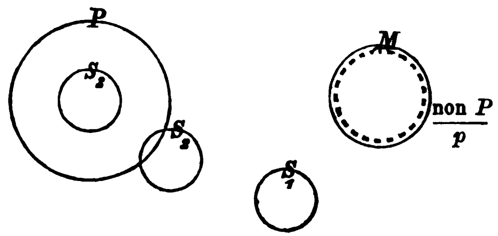


In allen drei Fällen ist S nicht gleich denjenigen P, welche M sind oder mit M zusammenfallen: Trapeze und Rhomben sind nicht gleich denjenigen Parallelogrammen, welche zugleich Quadrate sind. Ferner aus den Prämissen

$$M = \frac{\text{non } P}{p}$$
$$S = \frac{\text{non } M}{m}$$

folgt ebenso nach dem obigen zweiten Princip; $S \mp \frac{\text{non } P}{p}$ oder S ist nicht gleich demjenigen Theile von non P, welcher gleich M ist.

Der Kreisbeweis zeigt dasselbe:



In allen drei Fällen ist S nicht denjenigen non P gleich, welche zugleich M sind. Schlüsse in dieser Form, in welcher das Prädicat des Schlussatzes beschränkt erscheint, will ich „beschränkte" nennen.

Endlich aus den Prämissen

$$M = \frac{\text{non } P}{p}$$
$$\frac{M}{m} = \frac{\text{non } S}{s}$$

folgt desgleichen, da $\frac{M}{m}$ in M enthalten ist: $\frac{\text{non } S}{s} = \frac{\text{non } P}{p}$ oder: Einige $\frac{\text{non } S}{s}$ sind gleich diesen $\frac{\text{non } P}{p}$.

Z. B. aus:

Kohlenstofformen sind nicht schmelzbar,
Einige Kohlenstofformen sind nicht Edelsteine

folgt: Einiges, was nicht Edelstein ist, ist nicht schmelzbar oder strenger: ....ist gleich einigem nicht Schmelzbaren.

In der Logik brauchen die beschränkten Schlüsse wie die zwei ersteren zwar keine weitere Berücksichtigung zu finden, doch die exacte Logik bringt sie hervor und sie machen es, wie später gezeigt wird, möglich, alle Schlussformen aus einem einzigen Gesetz leicht und selbstverständlich, giltig für jede auch gekünstelte Aussprache der Prämissen abzuleiten.

Manchmal, wenn zwei Verneinungen zusammentreffen, kann die Aussprache des Schlussatzes, obschon leicht, so doch „geschraubt" ausfallen; doch berührt dies den Wert dieser Methode nicht im geringsten. Die Ausdrucksweise der Schlussätze der „beschränkten" Schlüsse erscheint uns zwar vielleicht befremdlich, und doch wäre dieselbe oft bei strengster Wortbeachtung auch bei den bisher üblichen richtigen Schlüssen am Platze. Ist nämlich

$$M = \frac{P}{p}$$
$$S = \frac{M}{m}$$

so $S = \frac{P}{p}$ $\left(\text{eigentlich } S = \frac{P}{pm}\right)$

oder: S ist gleich denjenigen P, welche M sind; denn außer M könnten noch N, O etc. im Umfange von P liegen.

Aus:

Parallelogramme sind Vierecke
Quadrate sind Parallelogramme

folgt: Quadrate sind Vierecke oder strenger: Quadrate sind gleich einem Theile derjenigen Vierecke, welche Parallelogramme sind. Hier kann „derjenigen... welche.." weggelassen werden, und zwar aus später angeführten Gründen. Einen solchen Schluss will ich einen „vollständigen" nennen. Berücksichtigt man dies alles, so ergibt sich die ebenso leicht fassliche, als wissenschaftliche Darlegung der syllogistischen Figuren.

I. Figur.

1.)
$$\frac{\begin{array}{l} M = \frac{\text{non } P}{p} \\ S = \frac{M}{m} \end{array}}{S = \frac{\text{non } P}{p}}$$ (vollständiger Schluss).

2.)
$$\frac{\begin{array}{l} M = \frac{P}{p} \\ S = \frac{\text{non } M}{m} \end{array}}{S \mp \frac{P}{p}}$$ (beschränkter Schluss).

3.)
$$\frac{\begin{array}{l} \frac{M}{m} = \frac{P}{p} \\ S = \frac{M}{n} \end{array}}{?}$$

Da $\frac{M}{m}$ und $\frac{M}{n}$ sowohl bezüglich der Größe als auch der Identität verschieden sein können, so lässt sich wegen des Mangels eines Mittelbegriffes kein Schlussatz ableiten.

II. Figur.

1.)
$$\frac{\begin{array}{l} P = \frac{M}{m} \\ S = \frac{\text{non } M}{n} \end{array}}{S \mp P}$$ (vollständiger Schluss).

2.)
$$\frac{\begin{array}{l} \frac{P}{p} = \frac{M}{m} \\ \frac{S}{s} = \frac{\text{non } M}{n} \end{array}}{\frac{S}{s} \mp \frac{P}{p}}$$ (beschränkter Schluss).

3.)
$$\frac{\begin{array}{l} P = \frac{\text{non } M}{m} \\ S = \frac{\text{non } M}{n} \end{array}}{?}$$

Da $\frac{\text{non } M}{m}$ und $\frac{\text{non } M}{n}$ aus den gleichen Gründen wie oben ver-

schieden sein können, so existiert hier demnach kein Mittelbegriff und **kein Schlussatz.**

III. Figur.

$$1.)\ M = \frac{P}{p}$$

$$M = \frac{S}{s}$$

$$\frac{S}{s} = \frac{P}{p} \quad \text{(vollständiger Schluss).}$$

2.) Bei der III. Figur gibt es gemäß obiger Festsetzung bezüglich der Verneinung keine Schlussformen nach dem zweiten obigen Grundsatze, weil der Mittelbegriff immer an Subjectsstelle erscheint. Daher sind hier keine beschränkten Schlüsse möglich, sondern wir erhalten, abweichend von den bisher bestandenen Regeln der Logikbücher, aber den Schlussformen Bocardo usw. ganz entsprechend, in allen Fällen, in denen natürlich die Mittelbegriffe stimmen und der verneinte Subjectsbegriff non S als Subjectsbegriff des Schlussatzes angenommen werden muss, vollständige Schlüsse, welche allerdings die Schwäche besitzen, dass in ihnen nicht gesagt wird, was S, sondern was non S ist. Siehe obiges Beispiel: Kohlenstofformen usw.

$$3.)\ \frac{M}{m} = \frac{\text{non } P}{p}$$

$$\frac{M}{n} = \frac{S}{s}$$

(kein Schlussatz).

Entwickeln wir mit Hilfe der mathematischen Zeichensprache alle Formen der Schlussfiguren, so können wir folgende einzige Regel abstrahieren:

Nach dem ersten obigen Grundsatz (ohne irgendwelche Voraussetzung bezüglich des Begriffes P im Obersatze), ferner, nach dem zweiten Grundsatze, welcher also angewendet wird, wenn M im Ober- oder Untersatze verneint ist, unter der Voraussetzung, dass das ganze P an Prädicats- oder an Subjectsstelle im Obersatze erscheint (hiezu gehören also auch diejenigen Fälle, in denen das Subject und Prädicat des Obersatzes äquipollent sind, bei welcher Bedingung demnach der beschränkte Schluss in einen vollständigen übergienge), ergeben sich vollständige Schlüsse.

In allen übrigen Fällen resultiert entweder kein (wenn der Mittelbegriff fehlt) oder ein beschränkter Schlussatz. Der Grund hievon liegt im Wesen der beiden angewendeten Grundsätze und in den Schlüssen

Wenn S ist P und A ist S, so $A = \frac{P}{p}$; wenn aber S ist P und $A = \frac{P}{p}$, so muss nicht A gleich S sein.

Zum Schlusse noch die Bemerkung: Der Verf. dieser Schrift hat sich von der leichten Erfassbarkeit in einer kürzeren Zeit, als dies bei der jetzigen Darstellungsart der logischen Figuren der Fall ist, und vom praktischen Werte der angeführten Lehren überzeugt.

Wr. Neustadt. Dr. Hoffmann.

Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. Bearbeitet von J. Diviš und G. Steinschneider. 14. Jahrgang. 1901. Wien und Prag. Tempsky. Preis K 8.

Mit der gewöhnlichen Verspätung ist der 14. Jahrgang des bekannten Jahrbuches des höheren Unterrichtswesens erschienen. Die Einrichtung des Buches, das einem allgemeinen Bedürfnis entspricht, ist dieselbe geblieben. Die geschichtlichen Theile sind, wie früher, recht dürftig, im einzelnen finden sich wie früher bedauerliche Fehler, wie z. B. S. 37, wo derselbe Professor bald als Ordinarius, bald als Extraordinarius erscheint. Das Streben nach Vervollkommnung ist immerhin anzuerkennen, erreicht ist sie aber noch lange nicht.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Zu Robert Hamerlings Nachlass.

Die Freunde Robert Hamerlings möchten wir darauf hinweisen, dass im Archiv des hiesigen philologischen Seminars drei Aufsätze des Dichters aufbewahrt werden, die er in den Jahren 1852/53 als Mitglied des Seminars verfasst hat. Von diesen ist einer, betitelt „*De Horatii arte poëtica*", lateinisch, die beiden anderen, „Über die Gleichnisse der Ilias" und „Über den Platonischen Mythus von der *περιφορά* der Götter im Phädrus" sind deutsch abgefasst. Wir sind gerne bereit, den Forschern, die sich für Hamerlings Entwicklung interessieren, diese Aufsätze zugänglich zu machen.

Wien, Januar 1901.

Die Direction
des philologischen Seminars.

Literarische Miscellen.

Sachs-Villate, Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schulausgabe. Unter Mitwirkung des Prof. Dr. Karl Sachs. Neubearbeitung 1900. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Die neue Bearbeitung des allgemein geschätzten und benützten Wörterbuches unterscheidet sich von der früheren hauptsächlich dadurch, dass eine Anzahl von Ausdrücken, insbesondere aus den wissenschaftlichen, technischen und Sportgebieten neu aufgenommen wurde. Bei der Auswahl wurde nach den alten, bewährten Grundsätzen verfahren; weniger Wichtiges und Nebensächliches für den Schul- und Handgebrauch wurde weggelassen. Aus der großen Zahl der in den französischen Sprachgebrauch eindringenden englischen Wörter wurden gleichfalls nur die gebräuchlichsten aufgenommen. Die zusammengesetzten Artikel des deutsch-französischen Textes erfuhren eine beachtens- und lobenswerte Vereinfachung. Ein besonderes Verdienst hat sich die Verlagsbuchhand-

lung dadurch erworben, dass die neue Ausgabe eine größere Druckschrift aufweist, die vielseitig aus hygienischen Rücksichten gewünscht wurde. Die nachbessernde Hand ist überall wahrzunehmen.

Eine erwünschte Beigabe ist die von Dr. Jansen zusammengestellte Übersicht der französischen Maße, Gewichte und Münzen.

Alles in allem genommen bedeutet die neue Ausgabe einen Fortschritt, den wir namentlich im Interesse auch der österreichischen Schulen begrüßen. Handlich ist das Buch allerdings nicht.

Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen. Verfasst von Dr. Alois Höfler, k. k. Schulrath, unter Mitwirkung von Dr. Ed. Mais. Mit 290 Holzschnitten, drei farbigen Figuren, einer lithographierten Sterntafel und einem Anhange von 140 Denkaufgaben. 3., verb. Aufl. Wien, Druck u. Verlag von Carl Gerold's Sohn 1900. 8°, 194 SS. Preis geh. 2 K 30 h, in Lwd. geb. 2 K 60 h.

Das nunmehr in dritter Auflage erscheinende Lehrbuch der Physik ist für den Unterricht auf der Unterstufe der Gymnasien und Realschulen trefflich geeignet. Mit der für diese Unterrichtsstufe nöthigen Einfachheit und Klarheit des sprachlichen Ausdruckes verbindet dasselbe den Vortheil, dass, so oft es angeht, zur Erklärung der Naturerscheinungen Vorkommnisse des alltäglichen Lebens herangezogen werden, wodurch der Schüler nach und nach gewöhnt wird, selbständig die Erklärung einfacher physikalischer Vorgänge zu versuchen. Die äußere Ausstattung des Buches ist vollkommen entsprechend, selbst der kleine Druck ohne jede Anstrengung leserlich, die Zeichnungen stehen denen in anderen Lehrbüchern dieser Art nicht nur nicht nach, sondern übertreffen dieselben vielfach noch durch Schärfe und Deutlichkeit.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Die Principien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt von Dr. E. Mach, Professor an der Universität Wien. 2. Aufl. Mit 105 Figuren und 6 Porträts. Leipzig, J. A. Barth 1900. Preis 10 Mk.

Da nach Ablauf von drei Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage der „Principien der Wärmelehre“ von Prof. Mach auf diesem Gebiete keine bedeutenderen Forschungen eingetreten sind, hat sich der Verf. in der vorliegenden zweiten Auflage auf wenige kleinere Einschaltungen und Ausführungen beschränkt. Bemerkenswert sind die wenigen Worte, welche der Verf. in dem Abschnitte „Der Substanzbegriff“ in Bezug auf seine Stellung zur Atomtheorie ausspricht. Er befindet sich ganz auf dem Standpunkte Stallos, in dessen „*The Concepts of modern Physics*“. Prof. Mach spricht sich für die Verwendbarkeit der Volumelemente in den theoretischen Betrachtungen aus, da „die Volumelemente sich ganz so wie endlich ausgedehnte Körper unter Umständen verhalten, nur dass man den Vortheil hat, dass aus solchen kleinen Volumelementen mit beliebiger Genauigkeit jeder noch so complicierte Fall zusammengesetzt werden kann“. In dem citierten Werke von Stallo, dem das vorliegende Buch gewidmet ist, sucht der Verf. aus

der Wissenschaft deren latente metaphysische Elemente zu entfernen; in diesem Streben begegnen sich Stallo und Mach.

In den Abschnitten, welche allgemeineren und abstracteren erkenntnistheoretischen Inhaltes sind, wurden auch einige wesentliche Zusätze gemacht; ebenso ist auf die seit dem Erscheinen der ersten Auflage hinzugekommene Literatur Rücksicht genommen worden. Im rein physikalischen Theile des Buches wurden fast keine Änderungen vollzogen. Anerkennenswert hervorzuheben ist, dass zur leichteren Orientierung ein Register dem Buche beigegeben wurde, dass ferner die Porträts jener Männer, die auf dem Gebiete der Wärmetheorie bahnbrechend wirkten, nach neuen Originalen hergestellt wurden.

Jedenfalls hat das Buch in der vorstehenden zweiten Auflage nur gewonnen. Die interessanten und lehrreichen, meist originellen Ausführungen Prof. Machs werden wohl keinen Leser seines frisch geschriebenen Buches unbefriedigt lassen.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Josef Redtenbacher, Die Dermatopteren und Orthopteren von Österreich-Ungarn und Deutschland. Mit 1 lith. Tafel. Wien, Carl Gerold's Sohn 1900. Preis 3 K 20 h.

Der Verf. bespricht zunächst den Bau der Ohrwürmer und Geradeflügler und erklärt die im Buche vorkommenden technischen Ausdrücke unter häufigem Hinweis auf die gut gelungenen Zeichnungen der lithographierten Tafel. Daran reihen sich die Besprechung der Entwicklung und kurze, aber sehr wertvolle Notizen über das Vorkommen, den Fang und die Präparation der Dermatopteren und Orthopteren, sowie die Angabe der Literatur.

Das Buch enthält ferner übersichtliche Tabellen zur Bestimmung der Ordnungen, Familien und Gattungen. Dort, wo mehrere Arten einer Gattung aufzuzählen sind, unterstützt uns eine Übersicht der Arten. Die Ordnungen, Familien, Subfamilien und Gattungen sind genau charakterisiert, die biologischen Momente ausreichend berücksichtigt. Ebensowenig fehlt der Hinweis auf die einschlägige Literatur. Die Beschreibung der Arten ist genau und zutreffend. Sehr eingehend behandelt der Verf. die geographische Verbreitung der Species und erwähnt speciell für Niederösterreich sogar einzelne Fundstellen.

Die Dermatopteren und Orthopteren Redtenbachers sind für jeden Lehrer der Naturgeschichte ein sehr brauchbarer Behelf und sollten in keiner Lehrerbibliothek fehlen. Denn, wenn auch die Zahl der Monographien und Schriften über Orthopteren einzelner Kronländer der Monarchie eine nicht zu unterschätzende ist, so hat uns doch der Verf. mit vorliegendem Werke ein Buch geschaffen, welches das zerstreute Material gesammelt enthält und uns dasselbe unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen in nutzbringender Weise darbietet.

Dr. Karl Schwippel, Verbreitung der Pflanzen und Thiere. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1900. Preis geh. 2 K.

Der Verf. bringt im ersten Theile dieser für Naturfreunde berechneten Schrift eine kurz gehaltene Erdgeschichte, erwähnt den Einfluss der Wärme, des Lichtes, der Luft, der Bodenarten auf das Gedeihen der Thiere und Pflanzen, erörtert die wichtigsten Vegetationsformationen, Fälle von Symbiose im Thier- und Pflanzenreiche und geht

dann auf die Besprechung der geologischen Formationen und der in ihnen sich findenden Organismen über. Der zweite Theil behandelt die Verbreitung der Pflanzen und Thiere in der Gegenwart. Die Floren- und Faunenreiche werden eingehend geschildert. Als Anhang erscheint die systematische Eintheilung der Pflanzen (nach Straßburger) und der Thiere (nach Hertwig).

Das Werkchen kann Naturfreunden, denen größere Werke nicht zugänglich sind, empfohlen werden. Die zahlreichen Zusätze und Berichtigungen (vier Seiten) hätten ebenso wie die vielen Druckfehler in denselben vermieden werden können.

Philipp Klenk, Thierschutz in Schule und Gemeinde. Berlin, Verlag des Deutschen Lehrer-Thierschutzvereines 1900.

Die vorliegende kleine Abhandlung ist eine Preisschrift des Berliner Thierschutzvereines. In derselben schildert der Verf. die entsittlichende Wirkung der Thierquälerei, die Gefahren der Gemüthsverwilderung für die menschliche Gesellschaft, die Bekämpfung der Thierquälerei durch die Schule, die Einwirkung des Lehrers auf die Jugend außerhalb der Schule und die Bekämpfung der Thierquälerei unter den Erwachsenen.

Der Berliner Thierschutzverein lässt außer einer großen Anzahl von Flugblättern auch illustrierte Lesebüchlein und Kalender erscheinen. Die in den bis jetzt erschienenen drei Bändchen enthaltenen Erzählungen sind dem kindlichen Gemüthe angepasst und dürften ihren Zweck, die Jugend thierfreundlich zu machen und durch die Jugend wohlthuend auf das Elternhaus einzuwirken, nicht verfehlen. Der Preis einer Probesendung beträgt 60 h.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Programmenschau.

4. S. Reiter, Zur Etymologie von elementum. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Prag-Königl. Weinberge 1900. 14 SS.

Durch Diels Schrift über *elementum* ist die Frage nach dem Ursprunge dieses Wortes von neuem angeregt worden. Der Verf. lässt die verschiedenen etymologischen Versuche Revue passieren und entscheidet sich für die alte Deutung aus den Buchstabennamen *el-em-en*. Nach seinen Ausführungen ist in der That zuzugeben, dass diese Etymologie von den bisher aufgestellten noch die wahrscheinlichste ist. Das Hauptbedenken gegen sie liegt in der Frage, warum das Wort gerade von den Buchstaben L M N und nicht von den ersten des Alphabets A B C abgeleitet worden ist. Dieser Einwand wird durch einen Gedanken Wölfflins wenn nicht beseitigt, so doch abgeschwächt: dass der spitzfindige römische Schulmeister, der das Wort erfunden hat, sich die Buchstaben als *στοιχεῖα* in zwei *στοῖχοι* angeordnet dachte, deren zweiter mit L M N begann. Da von den zwei griechischen Ausdrücken für die Buchstaben, *γράμματα* „Schriftbilder" und *στοιχεῖα* „Glieder einer Reihe", der erste durch lateinisch *litterae*, der zweite durch *elementa* wiedergegeben wird, so ist in der That die Reihenanordnung für die Bedeutung von *elementum* ganz wesentlich; *abecetum* wäre gewiss keine

treffende Übersetzung von *στοιχεῖον* im Unterschiede von *γράμμα* gewesen. — Also discutierbar ist die von R. vertretene Etymologie jedenfalls, wenn ich auch nicht gerade für sie durchs Feuer gehen möchte.

Wien. Paul Kretschmer.

---

5. Josef Kohm, Neue Antiphon-Studien. Progr. des k. k. Staatsgymnasium im III. Bezirke Wiens. 1899. 8°, 20 SS.

Die Abhandlung untersucht eine Anzahl von Stellen in den Reden Antiphons, zumeist in den Tetralogien. In der Regel vertheidigt der Verf. die handschriftliche Überlieferung gegenüber den von anderer Seite geäußerten Bedenken und versuchten Besserungen, und wird mit diesem Streben in der größeren Zahl der behandelten Fälle Beifall finden. Ich halte es aber auch I. 12 für unnöthig, an dem überlieferten Wortlaut zu ändern, wie es K. vorschlägt. Dagegen möchte ich I, 6 die Conjectur Vahlens *ὅπως τὸ πραχθὲν ἦν ἀληθὲς ἐπεξελθεῖν* an Stelle der handschriftlichen Lesart setzen. — Verfehlt ist Kohms Erklärung der nach Schäfer emendierten Stelle III. *β*, 1 *τολμᾶν τά τε ἄλλα παράτε φύσιν λέγειν κτλ·* „anderes zu thun, als sie sonst gewohnt sind, d. i. zu wagen". Eine Lesart, die nur durch solche Künsteleien aufrecht erhalten werden kann, ist unbedingt aufzugeben. Dafür gibt *τά γε ἄλλα καὶ παρὰ φύσιν λ·*, was bereits von anderer Seite vorgeschlagen worden ist, einen befriedigenden Sinn, auch ohne dass man diese Wortfolge zu ändern brauchte. — Auch III. *β*, 2 versucht K. durch eine offenbar falsche Erklärung die Überlieferung zu halten, indem er *ἀποδεξαμένους* trotz des vorangehenden *μή* affirmativ verstehen will, was einfach unmöglich ist. Es ist, wie es scheint, ein Adverb davor ausgefallen.

Wien. Fr. Slameczka.

---

6. P. Nikolaus Avancini, S. J., ein österreichischer Dichter des XVII. Jahrhunderts. Von Prof. Nikolaus Scheid. Progr. des öffentlichen Privatgymn. an der Stella Matutina zu Feldkirch 1899, 46 SS.

Prof. Nikolaus Scheid, S. J., entwirft in dieser kleinen, aber gehaltreichen und musterhaft geschriebenen, wie gedruckten Abhandlung ein treffliches Lebens- und Charakterbild von einem der hervorragendsten und besten lateinischen Dichter des XVII. Jahrhunderts, dem am 1. December 1611 zu Brez im Südtiroler Nordberg geborenen, am 6. December 1686 zu Rom als Assistenten für Deutschland bei der Ordenscurie der Gesellschaft verstorbenen Nikolaus de Avancini, Lyriker, Dramatiker, ascetischen Schriftsteller und Kanzelredner.

Die auf selbständigen Quellenstudien beruhende Schrift, welche die Angaben früherer und neuerer Schriftsteller in manchen wesentlichen Punkten berichtigt und ergänzt, gliedert sich in drei Hauptabschnitte: I. Leben und Wirken, II. Der vaterländische Dichter, III. Würdigung des Dichters. Im ersten Abschnitte wird Avancinis Bildungsgang, seine Studien im Grazer Ordenscollegium, seine Thätigkeit in den verschiedenen Schulen des Ordens, sodann als Professor und akademischer Prediger an der Universität in Wien, endlich in der Verwaltung verschie-

dener Ordenshäuser und Provinzen kurz geschildert; der zweite Abschnitt charakterisiert den Dichter, doch mit Ausschluss der sechs Bände füllenden Dramen, also zunächst dessen lyrische Dichtungen, mit besonderer Berücksichtigung ihres vaterländischen Gehaltes, der dem Verf. den Ehrennamen eines „Hofpoeten der Ferdinande“ eingetragen und nach dessen Tode Kaiser Leopold I. zu einem ihm gewidmeten lateinischen Elogium veranlasst hat. Die Capitelüberschriften: 1. Die patriotischen Marienoden, 2. „Der Hofpoet der Ferdinande“, 3. Der Fürstenspiegel, 4. Das Kaiserjubiläumsbuch, geben die Gesichtspunkte, nach denen die Charakteristik angelegt ist; eine große Zahl Citate und Proben, zum Theil in deutscher, u. zw. meist recht gelungener Modernisierung der lateinischen Originale, unterstützt und belebt das mit Sorgfalt und Geschmack, mit Liebe aber ohne Einseitigkeit ausgearbeitete Charakterbild. Der dritte Abschnitt weist dem Dichter den ihm gebürenden Platz unter seinen Zeitgenossen an.

Wir beglückwünschen den Verf. zu seiner Arbeit, die einen wertvollen Baustein zur Geschichte der gelehrten Dichtung in Österreich in der Zeit vor der Wiederbelebung der deutschen Literatur unter Maria Theresia bietet. Möge er uns bald als Fortsetzung seiner Studie eine Würdigung des Dramatikers Avancini bieten, der in der Geschichte des Jesuitenordens einen hervorragenden Platz einnimmt; auch die Besprechung seiner Kanzelreden und der übrigen Prosaschriften (Vita et doctrina Jesu Christi, Leopoldi Gulielmi, Archid. Austriae [des Mitbegründers der kaiserlichen Gemäldegallerie] virtutes) dürfte von Interesse sein.

7. Die Comedy vom jüngsten Gericht, ein altes Volksschauspiel von Altenmarkt bei Radstadt. Nach der einzigen Handschrift herausg. von Prof. Matthias Jäger (I. Theil, S. 1—48). Progr. des fürsterzb. Gymn. am Collegium Borromäum zu Salzburg 1899, 8°, 48 SS.

Prof. Matthias Jäger, eines der eifrigsten Mitglieder des Borromäums, der von den bis jetzt erschienenen 25 Programmabhandlungen des Gymnasiums hiemit die vierte liefert, beschenkt uns mit einer Probe, etwa einem Viertel, aus dem Altenmarkter Spiel vom jüngsten Gericht, das von ihm 1897 bei einem Bauer in Filzmoos in einer Handschrift aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts gefunden wurde und nach der Schlussbemerkung der Handschrift unter Leitung des Webermeisters Franz Plattner in Altenmarkt 1755, 1764 und 1781 aufgeführt worden ist.

Im Vorberichte werden die Ergebnisse der Forschung des Herausgebers über die Herkunft der Handschrift, ihre Schicksale und ihren Schreiber in Kürze mitgetheilt; daran schließt sich ein buchstabengetreuer Abdruck des Personenverzeichnisses, des Prologes (9 Strophen zu 4 Zeilen) und der Verse 1—1461. Den Abdruck des „ganzen Volksschauspiels mit Inhaltsübersicht und einigen Anmerkungen“ in Buchform stellt der Herausgeber für die nächste Zukunft in Aussicht und knüpft daran die Bitte um etwaige Mittheilungen über Herkunft und Verbreitung dieses Volksschauspiels, sowie auch über die Abstammung des erwähnten Franz Plattner, den er aus beachtenswerten Gründen mit Tirol in Verbindung gebracht hat.

Da die versprochene Buchausgabe, so viel ich weiß, noch aussteht, wäre es verfrüht, auf Grund der Probe Vermuthungen anzustellen und Wünsche zu äußern.

Soweit aus dem vorliegenden Texte geschlossen werden kann, berührt sich das Altenmarkter Spiel mehrfach mit bereits gedruckten geistlichen Spielen ähnlichen Inhalts; namentlich dürften die von Wackernell herausgegebenen 'Altdeutschen Passionsspiele aus Tirol' (Quellen und For-

schungen zur Geschichte, Cultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer, im Auftrage der Leogesellschaft herausgegeben von Hirn u. Wackernell, I, 1897) und die daselbst in der umfangreichen Einleitung besprochenen Sterzinger Handschriften dem Herausgeber des Altenmarkter Spieles schätzenswerte Dienste leisten.

Es ist sehr erfreulich, dass sich gerade ein Geistlicher dieses interessanten Denkmals der so reichen volksthümlichen dramatischen Poesie unserer Alpenländer annimmt; Studiengang und standesmäßige Beschäftigung machen ihn in hervorragendem Maße für eine solche Arbeit geeignet; die geistliche Literatur, mit der sich ja diese Spiele so vielfach berühren, liegen ihm näher als dem Laien, der sich oft erst mühsam in sie hineinarbeiten muss, vereinigt sich, wie dies bei dem Herausgeber der Fall ist, hiermit auch Vertrautheit mit der deutschen Philologie, so darf man der versprochenen Ausgabe das günstigste Prognostikon stellen. Einer philologischen Bearbeitung bedarf aber der Text ohne Zweifel; denn das Spiel, dessen gegenwärtige Gestalt der Herausgeber auf etwa 1750 (Wiederaufblühen der Rosenkranzbruderschaft in Altenmarkt) verlegt, ist nach den nicht seltenen, alterthümlichen und ungenauen Reimen wahrscheinlich viel älter; auch für die Bestimmung der Herkunft dürften diese Reime nähere Winke geben.

Das Denkmal verdient aber eine vollständige Ausgabe und sorgfältige Bearbeitung; es ist, nach der Probe zu schließen, eine nicht unbedeutende Schöpfung der Volksmuse nach Aufbau und Ausdruck, stellenweise von poetischer Schönheit und dramatischer Kraft. Das gedruckte Fragment enthält folgende, durch Musikeinlagen geschiedene Scenen: Prolog (9 Strophen); Ankündigung des jüngsten Gerichtes durch den Priester (V. 1—80); das besondere Gericht, dargestellt am Geschick des vom Tode getroffenen bußfertigen und durch Marias Fürsprache den Teufeln entrissenen Jünglings (V. 81—962); Enoch und Elias als Vorboten des allgemeinen Gerichts (V. 963—1020); Lucifer und die sieben Hauptsünden (V. 1021—1206); die Höllenfahrt der personificierten Hauptsünden, ein Gegenspiel zwischen Schutzengel und Teufel (V. 1207 bis 1461). Die abgedruckte Probe bricht mit dem Abgange der dritten allegorischen Person, der Todsünde Unkeuschheit, ab.

Wir sehen der Gesammtausgabe des Stückes mit dem größten Interesse entgegen.

8. Ein melodramatisches Gedicht aus der Zeit des Jesuitengymnasiums auf Maria Theresias sieghaftes Gottvertrauen.
Von Anton Baran. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Krems 1899. S. 12—24.

Director Anton Baran hat schon in seiner Geschichte des Kremser Gymnasiums bei Besprechung der dramatischen Aufführungen der Jesuiten und der Piaristen auf eine im Benedictinerstift Göttweig aufbewahrte Sammlung solcher lateinischen Schulcomödien, Festspiele u. ähnl. hingewiesen. Nun bietet er ein solches allegorisches Spiel „Fiducia in Deum", das er, gestützt auf die Chronogramme zu Anfang und zu Ende des fünf Octavdruckseiten füllenden Textes und in scharfsinniger Deutung der mehr oder minder versteckten geschichtlichen Anspielungen, dem Jahre 1743 zuweist und mit der glorreichen Rückreise Maria Theresias von der Königskrönung in Prag und ihrer Donaufahrt von Linz nach Wien, bei der sie am 4. Juli des genannten Jahres Krems berührte, in Verbindung bringt.

Das dreitheilige Festspiel gibt einen recht guten Begriff von der Anlage und Ausdrucksweise dieser einst so schwungvoll betriebenen Art gelehrter Gelegenheitsdichtung. Der erste Theil schildert die Österreich von allen Seiten, vor allem von Bayern und Frankreich drohende Gefahr



der zweite bildet den Höhepunkt, die höchste Noth der Erblande und das Auftreten der Fiducia in Deum; der dritte die Wendung durch das Eingreifen der Ungarn.

Durch die Einleitung, welche die geschichtliche Grundlage in kurzen, aber treffenden Zügen schildert, und durch die raisonnierende Inhaltsangabe, in welche die erläuternden Bemerkungen des Herausgebers und die Deutung der zahlreichen Anspielungen verflochten sind, hat der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der österreichischen Schulgeschichte zum Verständnis der interessanten Dichtung wesentlich beigetragen.

Wien. Dr. K. F. Kummer.

---

9. Holzer Jos., Die Entwicklung des österreichischen Schulwesens, insbesondere des Mittelschulwesens unter der Regierung Kaiser Franz Josephs I. Progr. des Staatsgymn. in Marburg 1899. 8°, 19 SS.

Behandelt wird die äußere Entwicklung des Schulwesens nach den Gruppen: Hochschulen und ähnliche Anstalten, Mittelschulen im engeren und im weiteren Sinne, Fachschulen höherer und niederer Ordnung, in den wesentlichsten Gruppen übersichtlich. Hieran schließen sich allgemeine Bemerkungen über die Volks- und Bürgerschule und die sich anreihenden Fortbildungsschulen. Den Schluss bildet ein Anhang über die Schulinspection und die Schulbücherliteratur. So kurz und allgemein auch das Thema behandelt ist, so vermag das Schriftchen doch der studierenden Jugend, für welche es in erster Linie verfasst ist, und auch weiteren Kreisen in übersichtlicher und instructiver Weise einen Begriff zu geben von dem mächtigen Aufschwunge, den das österreichische Mittelschulwesen in den letzten 50 Jahren genommen hat.

Wien. J. Rappold.

An die Verfasser von Programmarbeiten physikalischen und chemischen Inhaltes.

Die Redaction der „Vierteljahrsberichte des Wiener Vereines zur Förderung des physikalischen und chemischen Unterrichtes“ beabsichtigt, ein möglichst vollständiges Verzeichnis der Programmarbeiten chemischen und physikalischen Inhaltes zu bringen und auch über solche Aufsätze zu referieren. Sie bittet deshalb die Verfasser derselben um Zusendung der betreffenden Programme, bezw. der Separatabdrücke aus denselben.

Wien. Prof. Dr. K. Haas.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Calē-facere.

Ich veröffentliche die folgenden Zeilen nicht sowohl aus eigenem Antrieb, als vielmehr auf den Wunsch von Prof. Skutsch in Breslau, der im Anschluss an das hier zu Bietende eine glänzende Erklärung gewisser lautlich schwer zu deutender Formen lateinischer Worte vorzubringen gedenkt.

Der genannte Gelehrte hatte nämlich im Philologus LIX, S. 482 ff., wo er meine Etymologie von *em* (= *eme*), die ich für so einleuchtend hielt, dass ich kein Wort beifügen zu müssen geglaubt hatte, gegen die zopfigen Einwände von Köhler und Maurenbrecher so treffend vertheidigt und begründet, dass wohl künftighin jede ablehnende Stimme verstummen muss, anhangsweise auch die Form *olē-factare* bei Plautus nachgewiesen. Dies bot mir Gelegenheit, in dem Dankbrief, den ich an ihn richtete, ihm meine Auffassung dieser Wörtergruppe mitzutheilen mit der Bitte, er möge „einen seiner Schüler auf dieses Thema hetzen". Prof. Skutsch aber wünscht, dass aus meiner eigenen Feder die leichtfassliche Erklärung dieser Formen dem Publicum mitgetheilt werde. Es sei denn.

Seit sechzehn Jahren erkläre ich den Schülern des k. k. Franz Joseph-Gymnasiums die Bildungen nach dem Muster von *calefacere* so, dass ich zunächst vom Verbum *calere* ausgehend, ihnen die Unmöglichkeit darlege, dass in *cale* ein „Stamm" zu suchen sei, denn ein leerer Stamm als bloße abstracte Fiction kann in keine Wortgruppe (Juxtaposition) treten. Aber nach bekannten Analogien wie es die sämmtlichen periphrastischen Conjugationen des Lateinischen sind, bleibt kein Zweifel, dass in dem *cale* von *cale-fio* nichts anderes zu suchen ist, als ein volles Wort, u. zw. eine Participialform, die der Natur der Sache nach aber nur das P. Pr. A. sein kann. Sachlich ist *hoc ferrum calens fit* doch gewiss identisch mit *hoc ferrum calē-fit*. Es ist es aber gewiss

auch lautlich. Denn *calens*, gesprochen *calēs* muss in der Juxtaposition *cales-fit* ebenso sein *s* einbüßen wie zum Exempel *rē fert* aus *re(s) fert* (Brugmann IF 1897, S. 228 ff.). Damit erklärt sich die ganze Reihe von Stellen, in denen *calens* mit *fio, fis, fit, fiebam, fiebas, fiebat* usw., und mit *factus* in irgend einer Anwendung verbunden ist.

Schon mit dem Übertritt in die Pluralität stehen wir auf dem Boden der Analogie: *hoc ferrum calefit, amore calefio, utrumque calefit* sind klar; aber *haec ferramenta cale-fiunt* zeigen dieselbe vulgäre Übertragung singularer Fügung auf die Pluralität wie *Galli aduersus Caesarem profecti sunt* gegenüber *Caesar aduersus Gallos profectus est.* Darüber ist also nichts zu reden.

Aber noch weiter greift die Analogie in den activen Gegenstücken mit *facere.* Denn auch hier kann der Schmied, wenn er sein Eisen ins Feuer steckt, noch getrost sagen: *hoc ferrum calē(ns) facio.* Erst wenn die Form auf männlich-weibliche Objecte bezogen erscheint, wird sie Analogieform: *hunc vomerem calēfacio*, aber nicht *calentem facio.* Aber diese Ausbreitung des neutralen Particips ist eben nicht ohne Beispiel. Ich will nicht auf deutsche Analogien hinweisen, wo das neutrale zwei das zween und zwo ganz aufgezehrt hat, oder auf das vom Schulmeisterzopf verzogene neutrale selbst, neben dem selber, selbe und gar das gut süddeutsche 'selben' heute als Ketzerei gilt. Nein, das Lateinische hat die schönste Analogie in *possum*, neben dem doch *potissum* allgemach ganz erlosch. *Hoc fieri pot' est* oder besser *pote 'st* muss Ausgangspunkt der Bildung gewesen sein. Schon ein *pot' esne hoc mihi dicere* zeigt die Verbreiterung des Neutrums über die anderen Geschlechter und des Singulars über die Pluralität *possunt* = *pote sunt.* Also auch hierüber genug.

Neben den Formen also wie *stupe(ns) fio, tepe(ns) fio* u. dgl., die ersichtlich verbalen Ursprungs sind, stehen dann noch adjectivische Bildungen wie *mansue(s)-fio, consue(s)-fio, desue(s)-factus* u. dgl. Der alte Varro hatte genug grammatisches Gewissen zu schreiben (*leonem*) . . .

týmpanis adeó fecerunt mánsuem, ut tractarént manu;

aber Lucrez sündigte gegen den Genius der Sprache, als er schrieb: *terram sol excoquit et facit ārē.* Er hätte zu schreiben gehabt: *ārēs*[1]); ein Zeichen, dass er (nach Freund Marx kein Lateiner, sondern vielleicht ein Karer) die Wortfügung selbst nicht mehr begriffen hat.

Und damit bin ich eigentlich zu Ende. Denn wie sich *călē* infolge des Jambenkürzungsgesetzes zu *călĕ* (vgl. *bene, uale, puta* u. dgl.) schwächt, wie dann in diesem *căle-fio* noch Syncope

[1]) Wobei natürlich das P. Pr. A. neutral substantivisch zu fassen ist, wie wenn man sagt: *amor et inuidia contraria sunt.*



eintritt, das ist absolut richtig schon bei Lindsay[1]) zu lesen; das setze ich also bei meinen Lesern voraus. Und somit ist die Bahn für Prof. Skutsch frei gemacht.

Wien. J. M. Stowasser.

Herr Prof. Stowasser erlaubt mir, seinem Aufsatze ein paar Zeilen anzuhängen, um vorläufig anzudeuten, wo ich hinaus will; eine ausführliche Behandlung der Fragen, die tief in die Morphologie des lateinischen, aber auch des oskisch-umbrischen Verbums eingreifen, will ich thunlichst bald an anderer Stelle liefern.

Die vergleichende Sprachwissenschaft setzt das *calē* in *calēbam* und das in *calēfacio* gleich, und „außer Frage“ steht ihr ferner die morphologische Identität dieser *calē* „mit den in den altkirchenslavischen Imperfecten wie *vidě-achŭ*, *děla-achŭ* enthaltenen Casusformen auf -*ē* und -*ā*“ (Instrum. Sing.); „wahrscheinlich“ ist ihr außerdem ein „Zusammenhang mit den ai. Formen wie *vidám* in *vidá̦ cakāra*“ (Brugmann, Grundriss II 1267). Dem stimme ich so weit bei, dass auch ich die beiden *calē* als identisch ansehe und in dem *bam bas bat* (ursprünglich *fam fas fat*) wie Brugmann ein ursprünglich selbständiges Präteritum jener Wurzel sehe, die in griech. φύω, lat. *fore futurus fui* usw. vorliegt. Im übrigen aber meine ich auch hier, dass man besser thut, Spaziergänge am Ganges, am Plattensee und in ähnlichen Gegenden zu unterlassen, bis die Wege am Tiber alle untersucht sind (vgl. Jahrbücher f. Philol. Suppl. XXVII 83). So habe denn auch ich seit Jahren still für mich vermuthet, dass dies *calē* und alle entsprechenden Formen nichts sind als Participia Präsentis: *calefacio* = *calens facio* und *calebam* = *calens bam* (ursprünglich *calens fam*), und wenn ich diesen Gedanken noch nicht publiciert habe, so lag das an zwei Bedenken: 1. statt *dăbam* ist eigentlich *dābam* zu erwarten. Zu der an sich naheliegenden Annahme einer Analogiebildung (*amāre : amābam* = *dăre : dăbam*) mochte ich mich wegen des zweiten Bedenkens nicht recht entschließen. Dieses ist 2. dass *calefacio* in vielen Fällen, scharf genommen, einen syntaktischen Fehler enthält: *eum obstupefecit pudor* z. B. bei Terenz (Ph. 284) sollte vielmehr heißen: *obstupentem fecit*. Dass solche syntaktische Fehler sich einbürgern, dass die Flexionsfähigkeit mancher Worte im Laufe der Zeit vergessen wird, war mir freilich nicht unbekannt, und *calebamus -batis -bant* statt *calentes bamus batis bant* trug ich kein Bedenken, auf einfaches mechanisches Durchconjugieren nach *calebam -bas -bat* zurückzu-

[1]) Der natürlich auf den Schultern von Skutsch steht (*Satura Viadrina* S. 133 f.).



führen. Ich hatte mir dazu auch *possumus*, *possunt* verglichen, statt *potēs sumus*, *sunt* nach dem Singular *possum potest* = *pote sum, pote est* gebildet[1]), erinnerte mich auch der periphrastischen Futurbildung im Sanskrit, wo *dātāsmi dātāsi* = *dator sum, dator es* durchconjugiert wird *dātāsmas dātāstha*, d. i. gewissermaßen *dator sumus, dator estis*. Aber so begreiflich es auch ohne weiteres ist, dass man den Plural genau an den Singular anpasst, so wenig war eigentlich doch für *calefacio* begreiflich, warum das Neutrum *calens facio* das Masculin-Feminin *calentem facio* überwältigt haben sollte.

Hier, wo ich stehen blieb, ohne mich zu Weiterem entschließen zu können, ist Hr. Prof. Stowasser weitergekommen. Er hat den glänzenden Gedanken gehabt, schlagend wie etwa seine Etymologien von *praeco* (= *praedico*) und *em* (= *eme*), vom Passiv *calefio* auszugehen, und damit ist allerdings mein zweites Bedenken ebenso einfach wie glücklich erledigt: *calefio*, das für alle drei Geschlechter von vornherein gleich war, und *calefacio*, das ursprünglich nur für das Neutrum galt, zusammen mussten nahezu mit Nothwendigkeit zum Gebrauch von *calefacio* für alle Geschlechter führen. Ich kann es nicht unterlassen, heute schon hinzuzufügen, wie jetzt wieder einmal in eine Regel unserer Schulgrammatik *a posteriori* Sinn und Verstand kommt. Als Schuljunge fand ich es immer verwunderlich, dass das Passivum von *facio* bei einsilbigem Präfix regulär gebildet wird: *afficior conficior* usw., bei zweisilbigem Präfix dagegen auf *fio: assuefio calefio* usw. Es braucht jetzt kein Wort weiter: Stowassers vortrefflicher Gedanke der Priorität des *calefio* vor dem *calefacio* löst uns das alte Räthsel.

Nachdem so mein Bedenken betreffend *calefacio* völlig geschwunden ist, kann ich dem anderen, das ich ohnehin nur als accessorisch angesehen hatte, gar kein Gewicht mehr beilegen: natürlich ist *dăbam* zu *dăre* usw. zugebildet wie *amābam* neben *amāre* steht usw.; ich hätte daran wohl nie gezweifelt, wenn ich gleich bedacht hätte, dass ja insbesondere der Conjunctiv des Imperfectums *darem* auch im Unterschied von allen anderen Verben der „ersten Conjugation" kurzes *ă* u. zw. von altersher hat. Analogiebildungen der Art muss ohnehin jeder für die Imperfectbildung auf *-bam* annehmen; wenn *audiebam* und *audibam* neben einander stehen, so muss natürlich auch eine der beiden Formen nach Analogie geschaffen sein. Welche? ist wohl jetzt keine Frage mehr. Ursprünglich muss *audiebam* sein, = *audiensbam*, während *audibam* zu *audire* nach *monebam* zu *monere*, *amabam* zu *amare* usw. geschaffen ist.

[1]) Ich bemerke übrigens, dass dies *pote* nicht bloß neutral, sondern auch eine Nebenform des masculin-femininen *potis* war. Vgl. Leo, Plaut. Forschungen S. 266, Skutsch in Vollmöllers Jahresber. f. roman. Philol. IV, S. 82.



Aber dies alles und vieles sich Anschließende näher zu erörtern, bleibt, wie gesagt, einer anderen Stelle vorbehalten. Nur andeutend will ich noch die, die sich für die italischen Dialecte interessieren, schon jetzt darauf hinweisen, dass ich entsprechend auch das *f*-Perfectum des Oskischen erklären werde: *aamanaffed* ist einfach *aamanaf fed*[1]); wir haben eine verwandte Bildungsweise offenbar in dem *staief fud* der Iovila bei Planta O.-U. Grammatik II 518 anzuerkennen. Eine ganz ähnliche Erklärung wird ferner wohl für andere lateinische Verbalformen wie *averuncassit averuncassint* aufzustellen sein; wahrscheinlich stehen sie einfach für *averruncans sit, averruncans sint.* Und da schließlich das *bo*-Futurum von dem *bam*-Imperfectum gewiss nicht zu trennen ist, so wird man sich künftig vor der Gleichstellung von latein. *amabo* mit keltischen Formen wie *no charub* zu hüten haben. Damit aber sinkt dann so ziemlich das letzte Stück Fundament der 'italo-keltischen Urgemeinschaft' in Staub.

Sollte sich dies alles bewähren — und ich hoffe es —, so gebürt der Dank Hrn. Prof. Stowasser, der meinen Untersuchungen, als sie zu stagnieren drohten, das frische Wasser seiner vortrefflichen Ideen so liebenswürdig zugeführt hat.

σύν τε δύ' ἐρχομένω καί τε πρὸ ὁ τοῦ ἐνόησεν,
ὅπως κέρδος ἔῃ· μοῦνος δ' εἴ πέρ τε νοήσῃ,
ἀλλά τέ οἱ βράσσων τε νόος, λεπτὴ δέ τε μῆτις.

Breslau. F. Skutsch.

Über die Quellen von Kleists Prinzen von Homburg.

I.

Im Spätherbste des Jahres 1809 war Heinrich von Kleist nach mehrjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt; nicht als Triumphator, wie er sichs versprochen hatte, sondern als Schiffbrüchiger. Zuletzt hatte er den Kampf Österreichs wider Napoleon mit leidenschaftlichem Antheil begleitet. Die Erschütterung seines Gemüthes über den unglücklichen Ausgang entlud sich in einer Krankheit, die ihn wochenlang in dem fremden Prag festhielt. Dann begab er sich, leidlich hergestellt, nach Berlin. Hier war die Familie sogleich thätig, den Wandervogel, den es noch immer nach Österreich zog, an die Heimat zu fesseln. In dieser Zeit entstand der Prinz von Homburg. Kleist soll durch freundschaftliche Zurede bewogen worden sein[2]), ein Drama aus der heimischen

[1]) Im Oskischen lautet der Nominativus Singularis des Partic. Präs. ohnehin auf -*f* aus.

[2]) Treitschke: Preußische Jahrbücher. — Wilbrandt: Kleists Leben.

Geschichte zu dichten. Das ist freilich nicht erwiesen; aber mag ihn auch sein Herz getrieben haben, sich der Wiedergeburt des Vaterlandes zu weihen, immerhin knüpfte er eine persönliche Hoffnung an das Gelingen des Werkes. Eine Anstellung im Staats- oder Hofdienst, schrieb er seiner Schwester Ulrike, sei für ihn in Aussicht genommen worden. So bedeutet der Prinz von Homburg eine merkwürdige Umkehr im Denken und Dichten Kleists. Er bewarb sich um ein Amt, das er vor wenigen Jahren von sich gestoßen hatte; feierte die militärische Disciplin, welche er früher Sclaverei gescholten; pries überschwänglich die Wohlthat des Lebens, das er oft und leichtherzig fortzuwerfen geneigt war. Er setzte sein Alles auf eine Karte. Dass der Aufschwung seines Charakters und seines Talentes von dem Hofe und der Öffentlichkeit verkannt wurde, hat den Dichter bis ins Innerste verwundet, und von diesem Schlage hat er sich nicht mehr erholt.

An diesem Misserfolge war vor allem schuld die Behandlung des Stoffes, die zwar vaterländisch war, aber hinter der Gestaltung vollkommen zurücktrat. Es war dem Zeitgeiste fremd, dass ein Held schwach sein und für sein Leben zittern könne. Das Jahrzehnt, welches die Napoleonische Weltmonarchie aufsteigen sah, wollte nichts von zartern Regungen menschlicher Gefühle wissen, und gerade die Kreise, für welche der Dichter sein Werk bestimmt hatte, wehrten die lebenswahre Seelenschilderung als schwächliche Empfindelei ab. Kleist dagegen hatte zum letztenmale seinen Lieblingsplan, antike und moderne Welt- und Kunstanschauung zu einer höheren Einheit zu verbinden, zu verwirklichen getrachtet, und thatsächlich war ein neues und höchst lebendiges Werk dieser Verbindung entsprossen, welches nur den einen Mangel hatte, dass es nicht zur rechten Zeit kam. „Der Prinz von Homburg“, urtheilt Hebbel, der die Bedeutung und Tiefe des Werkes am frühesten erkannte, „gehört zu den eigenthümlichsten Schöpfungen des deutschen Geistes, und zwar deshalb, weil in ihm durch den bloßen Schauer des Todes, durch seine hereindunkelnden Schatten erreicht worden ist, was in allen anderen Tragödien (das Werk ist eine solche) nur durch den Tod selbst erreicht wird: die sittliche Läuterung und Verklärung des Helden. Auf dieses Resultat ist das ganze Drama angelegt, und was Tieck an einem bekannten Orte als den Kern hervorhebt, die Veranschaulichung dessen, was Subordination sei, ist eben nur Mittel zum Zweck“ [1]).

Und merkwürdig, gerade dieser eigenthümliche Zug des Kleist'schen Dramas, der Hebbel durchaus originell und deutsch erscheint, gehört einer antiken Dichtung, der Iphigenie von Aulis des Euripides, an und ist von Kleist einem modernen, vielleicht etwas widerstrebenden Stamm aufgepfropft worden. Daher rührt

---

[1]) Hebbels Schriften. Bd. 11.

auch bis zu einem gewissen Grade die Herbigkeit und Fremdheit der Frucht her.

Die äußere Handlung der beiden Dramen hat wenig Verwandtes, desto mehr jedoch die treibende Kraft, die Art des Conflictes. Hier ist ein Vater genöthigt, die Tochter, da ein Oheim, den geliebten Neffen dem Wohle des Vaterlandes zu opfern. Die Handlung steuert einem tragischen Ende zu, ohne dass die Helden wirklich dem schier unvermeidlichen Tode verfallen. Beide, Iphigenie sowohl als der Prinz von Homburg, stehen noch in der Jugendblüte und an der Schwelle künftigen Glückes, als sie unvermuthet von jähem Untergange bedroht werden. Unheimliche Furcht vor dem Tode ergreift die lebensfrohen, glückdurstigen Gemüther, und dieses gesteigerte Empfinden spricht sich rücksichtslos als Liebe zum Dasein aus. Allein die tief Entmuthigten, welche so sehr unter das herkömmliche Heldenthum zu sinken scheinen, erheben sich wieder über ihre menschliche Schwäche und bringen dem Vaterland ihr Leben als freies Opfer dar, so sehr sie sich gesträubt haben, einen unfreiwilligen Tod zu leiden.

Bereits Treitschke hat das Antike im Prinzen von Homburg empfunden, ohne jedoch auf ein bestimmtes Muster hinzuweisen. „Statt den Dichter der Unnatur zu beschuldigen, fragen wir uns selbst: sind nicht die conventionell ritterlichen Ehrbegriffe, von denen wir beherrscht werden, das gerade Widerspiel der kerngesunden hellenischen Natürlichkeit, des naiven Schauderns vor dem Tode, wie es die alten Dichter oft aussprechen?“ Wohl zeigen Antigone in der Todtenkammer, Philoktet auf der einsamen Insel, selbst Achilles in der Unterwelt eine tiefe Anhänglichkeit an das Leben. Allein ihre Klagen sind kaum von anderer als episodischer Bedeutung und verrauschen wie flüchtige Klänge. Erst Euripides hat in seiner Iphigenie in Aulis den Erhaltungstrieb zum Angelpunkt einer tragischen Handlung gemacht. Hier ist der ganze Process der Todesfurcht, der eine edle Seele anheimfällt, in seinen unheimlichen Wendungen bloßgelegt. Und gerade an dieses Muster hat sich Kleist in der vielgescholtenen Scenenfolge der Verzweiflung, welcher der Prinz von Homburg angesichts des Todes erliegt, gehalten, allerdings mit einer Freiheit, die er selbst in seinem Briefe eines jungen Dichters an einen jungen Maler classisch kennzeichnet: „Wenigstens, dünkt uns, lässt sich ein doppelter Gebrauch von einem Bilde machen; einmal der, den ihr davon macht, nämlich die Züge desselben nachzuschreiben, um euch die Fertigkeit der malerischen Schrift einzulernen, und dann in seinem Geist, gleich vom Anfang herein, nachzuerfinden.“ So eignet sich Kleist fremdes Eigenthum an, indem er eine Handlung sucht, die ihm die gleiche Kraft des Fluges verstattet, zu dem sich ein Meister vor ihm erhoben hat.

Unvorbereitet und in jähem Glückswechsel erfährt Iphigenie vom Chor, dass sie zum Opfer ausersehen sei. Ebenso wird der

Prinz von der Meldung seines Freundes Hohenzollern überrascht, dass er von dem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden ist. Ein sichtbares Zeichen kündigt beiden hierauf den nahen Tod an. Iphigenie schaudert vor dem Altar und den vorbereiteten Weihgeschenken, der Prinz vor dem offenen Grabe zurück. Da erst erwacht in beiden die volle Liebe zum Dasein und zwingt die Geopferten zur Selbsterniedrigung. Sie wirft sich Agamemnon, er der Kurfürstin zu Füßen. Iphigenie kniet vor dem Vater, der Prinz vor seiner zweiten Mutter.

Iph.[1]): Sieh, statt eines Zweiges der Flehenden leg ich
Mich selbst vor Deine Füße.

Ιφ. ἱκετηρίαν δὲ γόνασιν ἐξάπτω σέθεν
τὸ σῶμα τοὐμόν,... V. 1216.

Prinz: O, lass mich Deine Knie umfassen, Mutter! . . .[2])

Die Welt steigt vor den bewundernden Blicken der Todgeweihten auf:

Iph.: Die Sonne ist So lieblich. — Prinz: O Gottes Welt, o Mutter, ist So schön.!

Sie bitten, dass man ihr Leben nicht vor der Zeit abschneide.

Iph.: Zwinge mich nicht, vor der Zeit zu sehen,
Was da unten ist.

Prinz: Lass mich nicht, fleh' ich, eh die Stunde schlägt,
Zu jenen schwarzen Schatten niedersteigen!

Sie ruft die Fürbitte des lallenden Kindes zu ihrer Rettung an. Er sieht im schlechtesten Trossknecht einen hilfespendenden Genius. Sie mahnt den Vater an vergangene Zärtlichkeit, er die Tante an das Versprechen, das sie einst seiner sterbenden Mutter gegeben, ihm eine zweite Mutter sein zu wollen. Iphigenie, die als Braut ins Lager eingezogen, „wie umleuchtet von lieblichem Glück“[3]); der Prinz, welcher als Sieger „die Zukunft heut wie ein Feenreich überschaut“: sie wurden beide in ungeahntes Unglück gestürzt, und es entwertet sich darum alles, was das Leben verschönt und erhöht. In der Vorahnung des Todes wird das nackte Dasein unschätzbar, ja zum einzigen Gut.

Iph.: Nichts Süßer's gibt es, als der Sonne Licht
Zu schau'n! . . . . Besser
In Schande leben
Als bewundert untergehen.

Ιφ.: τὸ φῶς τόδ' ἀνθρώποισιν ἥδιστον βλέπειν
κακῶς ζῆν κρεῖσσον ἢ καλῶς θανεῖν. V. 1250.

Prinz: Will ich nichts, als leben,
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!

---

[1]) Ich citiere zumeist nach der Schiller'schen Bearbeitung, der Kleist gefolgt sein mag, und nur dann, wenn ihm das Original vorzuschweben scheint, den griechischen Text.

[2]) Klytämnestra sagt vorher zu Achilles:
„Soll sie (Iphigenie)
Etwa selbst flehend Deine Knie umfassen?“ IV. 270.

[3]) III V. 5.

Dieses kühne Motiv, dass Schande dem ruhmvollen Tode vorzuziehen sei, hat Kleist, wie das seine Art ist[1]), breit entwickelt und anschaulich gemacht. Die Worte der Iphigenie sind ja schon die außerordentliche Steigerung der Homerischen Verse, welche Achilles in der Unterwelt ausspricht:

„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem hilfsbedürftigen Mann, ...“

Aber Kleist kann sich nicht genugthun in der Demüthigung des Prinzen. Dieser versichert nicht bloß, dass ihm Ruhm nichts gelte, sondern er bedeckt sich mit Schande. Die Cassation, die Preisgabe der Braut, alles scheint ihm recht, nur um das Leben zu retten. Iphigenie spielt mehr mit dem verwegenen Worte; denn sie flieht aus Scham vor Achilles, ihrem verheißenen Bräutigam, so dass ihr Klytämnestra zurufen muss: „Lass die Glücklichen erröthen!“ Der verzweifelte Prinz steigt so tief herab, dass er die verschmähte Natalie um ihre Fürsprache beim Kurfürsten anfleht. Hierin ist Kleist über den antiken Dichter hinausgegangen, und eben diese letzte Zuthat im Stimmungsbilde der Todesverzweiflung hat am meisten abgestoßen und selbst Treitschke verletzt, der den Dichter so warm vertheidigte. Er nennt diesen Zug unmotiviert und niedrig. Unmotiviert ist er nicht, aber niedrig. Trotz alledem gehört diese außergewöhnliche Entwicklung des von Euripides angeschlagenen Motivs zu den von Lessing so schön benannten „nothwendigen Fehlern“, weil auf diesem Boden umso größere Schönheiten gedeihen. Hat Kleist die Verzweiflung bis in die äußersten Ausläufer dargestellt, so setzt er dafür auch die sittliche Erhebung in lebensvolle Handlung um, für welche ihm Euripides hier und dort verstreute Keime lieferte.

Zwischen die zwei Höhepunkte der inneren Handlung sind in beiden Dramen äußere Geschehnisse verwandter Art eingeschoben. Achilles kämpft gegen das Heer und die Fürsten als Vertreter des allgemeinen Willens an, ohne jedoch einen Erfolg zu erzielen. Das Heer will die Opferung Iphigeniens, und Achilles schwebt in der Gefahr, gesteinigt zu werden. Euripides bringt indes diese Vorgänge nicht auf die Bühne, sondern lässt sie von Achilles knapp erzählen. Kleist zeigt uns, was zu Gunsten des Prinzen geschieht.

Vor unseren Augen thut Natalie den Fußfall vor dem Kurfürsten, um sein Herz zu erweichen. Wirft das Heer dem Achilles vor, er sei durch die Hochzeit bethört worden, so gesteht Natalie selbst, jungfräuliche Scham hintansetzend, dass ihr Herz sich nach dem Prinzen sehne. Doch will sie ihn nicht für sich erhalten wissen. Natalie ist mit ihren weiblichen Überredungskünsten nicht glücklicher als Achilles mit seinem männlichen Ungestüm. Der

---

[1]) Man vergleiche die Bearbeitung des Molière'schen Amphitrion. Wo sich Molière mit einer Maxime begnügt, bietet Kleist Action.

Fürst ist in seinem Urtheil unbestechlich. „Darf ich den Spruch, den das Gericht gefällt, wohl unterdrücken?“ Und weicht er auch endlich den Bitten Nataliens und lässt er sich herbei, den Prinzen zu begnadigen, wenn dieser den Urtheilsspruch als ungerecht verwirft, so ist damit nur wenig gewonnen, denn er rechnet damit, dass der Prinz die Gerechtigkeit des Urtheiles bei ruhiger Überlegung anerkennen muss. Somit bleibt das Todesurtheil in Kraft, und der Prinz scheint ebenso verloren zu sein wie Iphigenie.

Indes scheiden sich bei scheinbarer Übereinstimmung gerade hier die Wege der beiden Dramatiker. In selbständiger und tief menschlicher Weise bereitet Kleist ein versöhnliches Ende vor, während Euripides die Situation ruhig auf der Scheide belässt. Das Schicksal des Griechen ist unerbittlich, während der Kurfürst bei aller Willensstärke ein fühlender Mensch ist. Natalie hat ihn verwirrt; er ist seines Gefühles nicht so sicher wie seines Urtheiles. Trügt den Fürsten die Hoffnung nicht, dass der Prinz sich dem Urtheile unterwerfen und auf seiner Seite gegen Natalien stehen werde, dann darf der Reuige ohne Schaden für das Gemeinwohl begnadigt werden.

Kleist verschleiert geflissentlich diesen freundlichen Ausgang des Conflictes und lässt darum Natalien, die um den Prinzen bangt, genau so handeln, wie Achilles handeln muss. Während dieser sich rüstet, Iphigenien mit Gewalt vom Altar zu reißen, bereitet sie einen Aufstand des Heeres zur Rettung Homburgs vor. Iphigenie hat keine andere Lebenshoffnung, indessen dem Prinzen freisteht, das Urtheil zu verwerfen. Natalie thut darum scheinbar ihren vermessenen Schritt ohne Nöthigung, aber sie rechnet ebenso wie der Kurfürst mit dem Gerechtigkeitsgefühl des Prinzen. Nur verkennt sie dabei die Absicht des Fürsten, Gnade zu üben. Ohne die Dazwischenkunft der Göttin musste Achilles gegen das Vaterland kämpfen. Wohl das größte sittliche Vergehen nach griechischer Auffassung. Handelte er aber anders, so brach er feig und ehrlos ein gegebenes Versprechen. In diesem Conflicte der Pflichten und Interessen siegt das persönliche über das allgemeine Wohl. Und denselben Fehltritt begeht Natalie. Sie will die Insubordination eines ehrgeizigen Jünglings, die nur durch den Tod gesühnt werden kann, decken durch eine Empörung des Heeres, welche im Falle des Gelingens alle militärische und staatliche Ordnung zerstören müsste. So verliert auch sie über dem persönlichen Interesse jeden Sinn für das staatliche.

Gerade die entgegengesetzte Stimmung — die Liebe zum Vaterlande — bricht sowohl bei Iphigenien als auch beim Prinzen durch, sobald sie die ersten Schauer der Todesangst überstanden haben. Nun sind sie bereit, das über sich ergehen zu lassen, was sie zuerst mit Grauen erfüllt hatte. Sie loben zwar den Eifer der Freunde, die sich ihrer annehmen:

Iph.: Das größte Lob gebürt dem wohlgemeinten,
Dem schönen Eifer dieses fremden Freundes.

Prinz: Kottwitz, gib Deine Hand mir, alter Freund!
Du thust mir mehr, als ich am Tag der Schlacht
Um Dich verdient!

Aber sie lehnen hierauf die fremde Einmischung als überflüssig und nutzlos ab:

Iph.: Du aber, Mutter, lade nicht vergeblich
Der Griechen Zorn auf Dich und stürze mir
Den großmuthsvollen Freund nicht ins Verderben.

Prinz: Doch jetzt geschwind geh hin
Nach Arnstein wiederum, von wo Du kamst,
Und rühr' Dich nicht; ....

Nach dem blinden Affect der Furcht ist die ruhige Überlegung in ihr Recht eingetreten. Bei Euripides vollzieht sich dieser Umschwung überraschend, bei Kleist wird er scenisch vorbereitet.

Iphigenie erklärt plötzlich, wie inspiriert:

„Vernimm jetzt, was ein ruhig Überlegen
Mir in die Seele gab —
Ich bin entschlossen zu sterben."

Der Prinz erklärt, nachdem er lange mit sich gekämpft und einen unverdienten Pardon abgelehnt hat:

„Ich hab's mir überlegt,
Ich will den Tod, der mir erkannt, erdulden!"

Der freie Wille nimmt dem Tode seine Schrecken; dazu verleiht ihm die Zeugenschaft der Gesammtheit Glorie:

Iph.: Ich bin entschlossen
Zu sterben, aber ohne Widerwillen,
Aus eigener Wahl und ehrenvoll zu sterben ...
Das ganze Griechenland hat jetzt
Die Augen auf mich einzige gerichtet.

Prinz: Ich will das heilige Gesetz des Krieges,
Das ich verletzt, im Angesicht des Heers
Durch einen freien Tod verherrlichen!

Keine fremde Zurede kann die zum Tode Entschlossenen mehr erschüttern.

Iph.: Meinen Entschluss bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Prinz: Ruhig, es ist mein unbeugsamer Wille.

Die Bedeutung der Gesammtheit wächst in den Augen der Todgeweihten in demselben Maße, als ihr Wille zum Leben abnimmt, und die Fortdauer der eigenen, engen Existenz gilt nichts mehr neben der einen That der Aufopferung und deren Folgen für das Vaterland.

Iph.: Ich mache seine Flotte frei — durch mich
Wird Phrygien erobert. Wenn fortan
Kein griechisch Weib mehr zittern darf, gewaltsam
Aus Hellas' sel'gem Boden weggeschleppt
Zu werden von Barbaren ....
aller Ruhm davon
Wird mein sein.

Prinz: Es erliege
Der Fremdling, der uns unterjochen will,
Und frei auf mütterlichem Grund behaupte
Der Brandenburger sich; denn sein ist er,
Und seiner Fluren Pracht nur ihm erbaut!

Die Aussicht auf Unsterblichkeit und Nachruhm hat große Macht über den Willen Iphigeniens. Aber auch der Prinz entzieht sich solchem schönen Wahne nicht, nur äußert er ihn auf mehr bescheidene Weise bloß monologisch [1]).

Iph.: Ich werde Griechenland errettet haben,
Und ewig selig wird mein Name strahlen.

*IΦ.: Ταῦτα πάντα κατθανοῦσα ῥύσομαι, καί μου κλέος,
Ἑλλάδ' ὡς ἠλευθέρωσα, μακάριον γενήσεται.* V. 1384.

Prinz: Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!

Der Todte wird seinem Volke ein schützender Genius:

Iph.: Sterbend schütz' ich sie.

Kleist legt diesen Gedanken dem Kurfürsten in den Mund:

„Und seinem Geist, todt vor den Fahnen schreitend,
Kämpf' er (der Schwede) auf dem Gefild der Schlacht sie ab."

Mit edler Gelassenheit nimmt Iphigenie, ebenso wie der Prinz, Abschied vom Leben. Mit ihrem Lose versöhnt, wollen sie auch nicht betrauert sein, da ihr Leben einem höheren Zwecke gewidmet ist.

Iphigenie zur Mutter:

Beneide mich als Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Prinz zu den Kameraden:

Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,
Der eine dürftige, den ich vielleicht
Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph
Verglichen über den verderblichsten
Der Feind' in uns, den Trotz, den Übermuth
Errungen glorreich morgen? [2])

Ihre letzten Bitten gelten der Verhütung eines gefürchteten Übels.

Iph.: Eine Bitte gewähre mir.

---

[1]) Selbst diese Zurückhaltung Kleists empfindet Wilbrandt noch peinlich. Nach ihm dürfte sich der Prinz vom Ruhme nicht mehr locken lassen. Das ist aber eher eine ethische Forderung als eine poetische. „Nur am Schlusse", sagt Wilbrandt, „unterlag der Dichter der Versuchung, diese reine Entwicklung um des träumerischen Bildes willen zu verletzen, die ihm von vorneherein im Sinne lag; und vollends reizte es ihn, dem sehnsüchtigen Todesgefühl, das ihn so oft mit dramatischer Lust bewegt hatte, das Wort zu leihen:
„Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!" (S. 376 a. a. O.).

[2]) Hier mischen sich antiker und moderner Einfluss ganz sonderbar. Schillers Kampf mit dem Drachen gibt die Gedanken, die Gefühlsrichtung aber Euripides.

Mutter: Kann ich noch etwas Angenehmes sonst
In Argos Dir erzeigen?

Iph.: Meinen Vater
Und Deinen Gatten — hass ihn nicht!

Prinz zum Kurfürsten:
Bewill'ge huldreich eine Gnade mir!

Kurfürst: Sprich, junger Held! Was ist's, das Du begehrst?
Was es auch sei, es ist Dir zugestanden.

Prinz: Erkauf', o Herr, mit Deiner Nichte Hand
Von Gustav Karl den Frieden nicht!

Tadelt Schiller die höhnische Antwort der Klytämnestra [1]), weil sie nicht beruhigt:

O, der
Soll schwer genug an Dich erinnert werden!

so lässt Kleist den Kurfürsten trostreich antworten:

Sei's, wie Du sagst, mit diesem Kuss, mein Sohn,
Bewilligt sei die letzte Bitte Dir!

Nachdem Iphigenie und so auch der Prinz ihre letzten Wünsche geäußert haben, erhebt sich ihr Blick zum Vaterland, dem sie Sieg und Herrschaft über die Fremde erhoffen:

Iph.: So will's die Ordnung, und so sei's! Es herrsche
Der Grieche, und es diene der Barbar,
Denn der ist Knecht, und jener freigeboren!

Prinz: Geh und bekrieg, o Herr, und überwinde
Den Weltkreis, der Dir trotzt, denn Du bist's wert!

Nicht ebenso leicht wie die Helden finden sich Achilles und Natalie mit dem Tode der Geliebten ab. Der heroische Entschluss, sich zu opfern, findet zwar anfänglich lauten Wiederhall in ihrer Brust.

Achilles: Ja. — Ist dies dein ernster
Entschluss, ich kann dir darauf nichts erwidern.
Warum, was Wahrheit ist, nicht eingestehen?
Du hast die Wahl des Edelsten getroffen.

Natalie: Nimm diesen Kuss! Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir.

Dann aber folgt eine starke Reaction, und die Liebenden trachten, die erhabenen Märtyrer dem Leben und sich wiederzugewinnen.

Achilles [2]): Je mehr dies schöne Herz sich mir entfaltet,
Ach, desto freudiger lebt's in mir auf,
Dich als Gemahlin in mein Haus zu führen.

---

[1]) Anmerkungen zur Iphigenie in Aulis.

[2]) Hartung versucht, diese Stelle als Interpolation zu erklären. Doch sind die inneren Gründe, die er anführt, nicht stichhältig; er verkennt sogar, wie mir scheint, eine poetische Schönheit der Dichtung.

Natalie überschreitet die Schranken des Geschlechtes, wie Achilles seiner Fürstenpflicht vergisst, im Augenblicke, da ihr die Vollstreckung des Todesurtheiles unabwendbar erscheint:

„O Mutter, lass! Was sprichst du mir von Sitte?
Die höchst' in solcher Stund' ist, ihn zu lieben.“

Allein Iphigenie und der Prinz widerstehen selbst diesen eindringlichsten Bitten, am Leben zu bleiben.

Iph.: Meinetwegen soll niemand durch dich sterben! Ich vermag's,
Mein Vaterland zu retten. Lass mich's immer.

Der Prinz antwortet Natalien schroff: „Hinweg!“ Auf die erneuten Bitten der Kameraden erwidert er bitter:

Tyrannen, wollt ihr
Hinaus an Ketten mich zum Richtplatz schleifen?

Fein differenziert sind die letzten Worte Achilles' und Nataliens, jedes vollständig aus dem Charakter und der Situation geschöpft.

Achill als Held und Mann sagt:

Du findest mich, wenn du kommst.

Natalie dagegen als hilfloses Mädchen:

O, Erde, nimm in deinen Schoß mich auf!
Wozu das Licht der Sonne länger schauen?

Eigenthümliche Berührungen bieten die Schlusscenen der beiden verglichenen Werke dar. Die letzten Anstalten vor und nach dem Todesgange des Prinzen erinnern in mancherlei Einzelheiten an die Iphigenie, was umso bemerkenswerter ist, als die Schiller'sche Bearbeitung diesen Epilog als undramatisch gestrichen hat. Vielleicht zog das mystische Colorit der Scene, worin Iphigenie entrückt wird, die Phantasie Kleists an. Und es ist denkbar, dass er das antike Mysterium in seinen somnambulen Traum umgewandelt hat. Es mag wenig auffallen, dass das äußere Beiwerk dasselbe ist. Die Binde vor den Augen, Blumen, die erquicken und bekränzen, sind hier und dort erwähnt; aber bedeutungsvoller ist, dass ein Vorgefühl erhöhten Daseins die Abschiedsworte der Iphigenie und des Prinzen erfüllt.

Chor: In Ruhm wirst du unsterblich bei uns leben.
XO. *κλέος γὰρ οὔ σε μὴ λίπῃ.*
Iph.: O Fackel Jovis! Schöner Strahl des Tages,
Ein ander Leben thut sich mir jetzt auf.
Zu einem andern Schicksal scheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl!
ΙΦ. *ἰὼ, ἰώ.*
λαμπαδοῦχος ἁμέρα Διός τε φέγγος, ἕτερον
ἕτερον αἰῶνα καὶ μοῖραν οἰκήσομεν.
χαῖρέ μοι, φίλον φάος.
Prinz: Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist etc.

Wie Iphigenie von Artemis, wird der Prinz gleich wunderbar vom Kurfürsten vor dem Tode erlöst, worüber der Chor in Jubelrufe und Lobpreisungen auf die Helden ausbricht:

Chor: Wohlauf! O seht sie hier, Ilions[1])	*ΧΟ. ἰώ, ἰώ*
Phrygias Bezwingerin	*ἴδεσθε τὰν Ἰλίου*
Hingehen.	*καὶ Φρυγῶν ἑλέπτολιν*
	στείχουσαν,....

Kottwitz: Heil, Heil dem Prinzen von Homburg!
Alle: Heil! Heil! Heil!
Dem Sieger in der Schlacht von Fehrbellin!

Die letzten Worte, in welche beide Dramen ausklingen, sind heiße Wünsche um Sieg im bevorstehenden Kriege:

Chor: Freudvoll zieh' hin in der Phryger Gebiet,
Sohn Atreus'; freudvoll kehre zurück
Mit der herrlichsten Beute von Troja.

ΧΟ. χαίρων, Ἀτρείδη, γῆν ἴκου Φρυγίαν
χαίρων δ' ἐπάνηκε,
κάλλιστά μοι σκῦλ' ἀπὸ Τροίας ἑλών.

Feldmarschall: Zum Sieg! Zum Sieg!
Alle: In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

II.

Ist es mir gelungen nachzuweisen, dass Kleist im großen und im einzelnen von Euripides angeregt worden ist, so wäre noch der wahrscheinliche Weg zu zeigen, wie der Dichter seinen Stoff gefunden und gestaltet hat.

Die Geschichte des Prinzen von Homburg zeigt ein doppeltes Gesicht. Ein anderer Mann war der wirkliche Prinz, ein anderer der im Gedächtnisse der Menschen fortlebende. Eine Legende hat seine Gestalt verklärt und mit einem reichen poetischen Zauber umgeben, so dass die Kunst einen Theil der Arbeit geleistet fand, ehe sie sich des Stoffes bemächtigte[2]).

In jungen Jahren (geb. 1633) ist er schwedischer Oberst; als verabschiedeter Invalide heiratet er die reiche, alternde Margaretha Brahe (1661). Nach dem Tode seiner Gemahlin, welcher 1669 erfolgte, kehrte er nach Deutschland zurück. Ein Jahr darauf vermählte er sich zum zweitenmale mit Luise Elisabeth von Kurland, einer Nichte des großen Kurfürsten. Politik begünstigte die Werbung Homburgs, und noch im selben Jahre wurde der Prinz zum General der Cavallerie ernannt. An den Feldzügen des Kurfürsten gegen Frankreich im Jahre 1672 und 1673 nahm er nicht theil, aber er deckte 1674 nach der unentschiedenen Schlacht von

[1]) Übersetzung von Donner.

[2]) Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen Quellen von J. Jungfer. Berlin 1891. — Preußische Jahrbücher, Bd. 45. Prinz von Homburg in Geschichte und Dichtung von Varrentrapp.

Türkheim erfolgreich den Rückzug des märkischen Heeres. An Gelegenheit, Siege zu verscherzen, fehlte es in diesem Feldzuge durchaus, darum sind die Vorwürfe des Kurfürsten in Kleists Drama historisch unbegründet. Den Mittelpunkt im thatenreichen Leben Friedrichs von Homburg bildeten die Ereignisse des Jahres 1675; die Forcierung des Passes von Rathenau und die Schlacht von Fehrbellin. Von der ersten Waffenthat schreibt der Prinz an seine Frau, es sei „die schönste Action“ der Welt gewesen; an die zweite noch ruhmreichere knüpfte sich frühzeitig der Vorwurf, der Kurfürst habe sie übereilt und strafwürdig gefunden. Ein thatsächliches Zerwürfnis der Fürsten in einer Steuerfrage gab dem Gerüchte Nahrung. Hierauf gab Friedrich der Große der volksthümlichen Tradition, die er beim Besuche des Schlachtfeldes von Fehrbellin kennen gelernt hatte, gleichsam die historische Weihe. Nach [1]) seinen 1751 zuerst veröffentlichten Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg entschließt sich der Kurfürst nur deshalb zur Unterstützung des Prinzen, um die drohende Vernichtung seiner Truppen abzuwenden; aber nach dem Siege verzeiht er ihm „die Leichtfertigkeit, das Glück des ganzen Staates aufs Spiel gesetzt zu haben“. „Si je vous jugeois selon la rigueur des lois militaires, vous auriez mérité de perdre la vie; mais à Dieu ne plaise que je ternisse l'éclat d'un jour aussi heureux, en répandant le sang d'un prince qui a été un des principaux instruments de ma victoire.“ Die Legende wurde aufgefrischt durch die Memoiren des Barons Pöllnitz, welche 1791 in Druck erschienen, hierauf durch die Erzählung des hundertjährigen Majors Götze von der Schlacht bei Fehrbellin im Officierslesebuch (1793) [2]). Wohl standen die ältesten authentischen Berichte über die Schlacht von Fehrbellin in Widerspruch mit den Worten Friedrichs des Zweiten, die von Verdy du Vernois [3]) und Prof. Ermann (1804) kritisch beleuchtet und entkräftet wurden, aber die Kunst hatte sich bereits des dankbaren Stoffes bemächtigt und ihm neue Kraft eingehaucht.

Chodowiecki verherrlichte die Scene durch einen Kupferstich, der Braunschweiger Maler Kretschmar durch ein Gemälde, das in der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1800 bedeutenden Erfolg errang. Dieses Bild ist vollständig verschollen, obwohl es der König angekauft hatte [4]). Man verkennt nicht nach der unten citierten

[1]) Jungfer, S. 81.

[2]) Ich konnte den Aufsatz nicht zu Gesicht bekommen, den Kleist, wie Jungfer annimmt, als junger Officier gelesen haben wird. Hier fand er den charakteristischen Zug der Frömmigkeit, welchen er dem Prinzen lieh. Ist dies auch kein Beweis, da der Prinz thatsächlich sehr gläubig war, so ist es immerhin wahrscheinlich.

[3]) Geschrieben 1791, veröffentlicht erst 1860.

[4]) Jungfer hat es gesucht, aber in den königlichen Sammlungen nicht nachweisen können. Seither bemühte sich auf meine Bitte Herr Robert Schwann, Lehrer am Luisenstädtischen Gymnasium in Berlin, mit

Beschreibung, dass im Bilde Kretschmars eine leichte Zerknirschung angedeutet, aber die Furcht vor dem Tode kaum vorgeahnt ist. Wenn dieses Bild nach Jahren auf Kleist einwirkte, so geschah es bloß indirect. Denn Kleist hat zuerst den vom Kurfürsten angeblich gethanen Ausspruch: „Ihr hättet das Leben verwirkt" in ein thatsächliches, kriegsgerichtliches Todesurtheil verwandelt. Und diese Änderung vollzog sich, wie mich dünkt, unter dem literarischen Einfluss des Euripides, weil dem modernen Dramatiker das Urtheil des Kriegsgerichtes dieselben tragischen Situationen versprach, wie sie der Opfertod dem antiken gewährt hatte. Freilich mag der Prinz schon in Kretschmars Bilde jugendlich gefasst worden sein, was zu den dargestellten Eigenschaften — feurige Tollkühnheit und Schüchternheit — gut passt, allein die anderen Merkmale der eigenartigen geistigen Physiognomie Friedrichs von Homburg hat Kleist erst geschaffen.

Welche historische Quellen Kleist außer den Memoiren Friedrichs zum Aufbau seiner Handlung benützt hat, darüber lassen sich interessante, mehr oder weniger gegründete Vermuthungen anstellen, schwerlich jedoch directe Beweise erbringen. Niejahr hat in einer Abhandlung [1]) an eine von Livius erzählte Episode erinnert. In der That machen die vielfachen Anspielungen des Dichters auf die Antike, die Eigenart des Conflictes, der in römischer Auffassung des Kriegsrechtes zu wurzeln scheint, eine

---

der größten Sorgfalt, für die ich hier herzlich danke, dem Bilde auf die Spur zu kommen. Herr Dr. Seydel, Director der königlichen Sammlungen, fand es nicht mehr im Inventar. Indes gelang es Herrn Schwann, wenigstens eine Beschreibung des Bildes im Katalog der königlichen Akademie vom Jahre 1800 auszuforschen. Der Maler heißt im Kataloge irrthümlich Karl Kretschmann, doch besteht kein Zweifel, dass Kretschmar der Urheber des Bildes ist (Deutscher Nekrolog 1847). Das Begleitwort des Kataloges zum Bilde, welches den Namen führte: Der große Kurfürst und der Prinz von Homburg, enthält eine historische Skizze, die fast wörtlich der Schrift Friedrichs des Großen entlehnt ist. „Die Verwüstungen der Schweden in der Mark riefen den großen Kurfürsten vom Rheine, wo er gegen die Franzosen focht, schnell seinen Erbstaaten zuhilfe. Unerwartet plötzlich erschien er, eroberte Rathenau und lieferte die entscheidende Schlacht bei Fehrbellin (19. Jänner 1673), in welcher sein ganzes Heer aus Reitern bestand, deren Avantgarde der feurige, unternehmende Prinz von Hessen-Homburg führte. Ohnerachtet des strengsten Befehles, sich in nichts Entscheidendes einzulassen, hatte ihn sein Feuer hingerissen. Friedrich Wilhelm rettete den Sieg und das Vaterland. Nach der Schlacht waren die Feldherren um den Kurfürsten versammelt, schüchtern stand der Prinz von ferne. Der Kurfürst rief ihn zu sich und sagte: „Wenn ich nach der Strenge der Kriegsgesetze mit Ihnen verfahren wollte, so hätten Sie das Leben verwirkt, allein Gott behüte mich, dass ich einen so schönen Tag mit dem Blute eines Prinzen beflecken wollte, der eines der vornehmsten Werkzeuge meines Sieges gewesen ist. Unter den Generalen sieht man auch Dörflinger. (Höhe 8 Fuß, Breite 9 Fuß)."

[1]) Euphorion 1897, S. 68.

Anlehnung an Livius glaubwürdig. Indes weist die neuere Kriegsgeschichte einen Fall von Insubordination und deren Bestrafung auf, der reichere und innigere Beziehungen zu Kleists Handlung hat. Boivin du Villars, der Secretär des französischen Marschalls Brissac, erzählt in seinen 1607 veröffentlichten Memoiren die That eines jungen Adeligen, namens Boissy, die möglicherweise den Keim zur Gestaltung der Homburglegende lieferte [1]).

Marschall Brissac will das Bergschloss Vignale angesichts des feindlichen spanischen Heeres erstürmen. Der Handstreich muss rasch und sicher geführt werden, damit es dem Feinde unmöglich sei, der Feste zuhilfe zu eilen. Der Feldherr ordnet seine Truppen in drei Angriffscolonnen, während die Cavallerie den Spaniern die Zugänge verlegt, und befiehlt, dass der Angriff nicht früher begonnen werden dürfe, ehe der Aufmarsch vollendet sei und das Signal zum Sturm geblasen werde. Allein der junge Boissy kann seine Ungeduld nicht bezähmen und erklimmt, ohne den Befehl abzuwarten, die Schanze. Dort vertheidigt er sich mit wunderbarer Tapferkeit und verleitet seine Genossen derart zur Nachahmung des tollkühnen Streiches. Als das Handgemenge groß ward, sah sich Brissac gezwungen, vor der Zeit zum allgemeinen Angriff überzugehen, um nicht die ganze Action scheitern zu lassen. Trotzdem der Sturm ohne die nöthige Vorsicht eingeleitet war, gelang es den ungestüm vordringenden Franzosen, die Besatzung von Vignale zu überwältigen, und die Spanier mussten sich, nachdem das Unglück geschehen war, ohne Schwertstreich zurückziehen.

Nach dem Einzug in die Feste fragte Brissac nach dem Soldaten, der ohne Befehl vorgegangen war, stellte sich, als ob er dessen verwegene That bewunderte, und versprach ihm eine Belohnung, wenn er sich meldete. Boissy geht in die Falle. Allein Brissac lässt ihn sofort gefangen nehmen und dem Profoß übergeben. Dagegen belohnt er mit goldenen Ketten, hundert Thaler schwer, die Krieger, welche die 13 Fahnen der Besatzung erbeutet haben. Wochenlang wird Boissy, mit Ketten beladen, im Gefolge des Heeres mitgeführt. Erst als Brissac in Turin eingerückt war, dringen die Führer in den Marschall, den gefangenen Boissy freizugeben. Anstatt jedoch ihrem Willen nachzugeben, beruft der Marschall ein Kriegsgericht ein, um über den Schuldigen zu urtheilen, da er ihn als seinen Verwandten nicht selbst richten könne. Er stellt der Versammlung vor, dass Boissy gegen seinen ausdrücklichen Befehl gehandelt, bei dem gefahrvollen Unternehmen seine Anordnungen verletzt habe. Der Fehler sei ein so schwerer,

---

[1]) Mémoires de Boivin du Villars, S. 510 ff. Ich verdanke diesen Nachweis der Güte des Herrn Prof. Ch. Mathieu, Lector an der Wiener Universität, der mich auf die Quelle der zahlreichen modernisierten Formen des Abenteuers aufmerksam gemacht hat.



dass er nur durch den Tod gesühnt werden könne[1]). Bei genauer Erwägung der Sachlage konnte das Kriegsgericht nicht umhin, Boissy zum Tode zu verurtheilen. Sobald das Urtheil gefällt war, übergab Brissac seinem Secretär du Villars eine 200 Thaler schwere Goldkette, ohne sich über ihre Bestimmung auszusprechen, und befahl, Boissy, vom Scharfrichter begleitet, dem Kriegsgerichte vorzuführen. Als beide das Zimmer, wo das Gericht tagte, betreten hatten, erklärte Brissac dem jungen Boissy, dass er nach dem Urtheile der Versammelten den Tod verdiene. Allein da Tapferkeit, nicht böser Wille ihn verleitet habe, die schwere Schuld zu begehen, glaube der Marschall, die Todesstrafe erlassen zu können und die schmähliche Gefangenschaft als hinreichende Sühne der Unthat betrachten zu dürfen. Zum Lohne für das gelungene Wagnis und als Ansporn zu größeren Dingen im Dienste des Königs verleibe er ihm die Gnadenkette, die du Villars alsogleich dem Begnadigten umhängte.

Villars beschließt die Erzählung mit der kurzen Betrachtung: „Alle Führer fanden die Strafe und die Belohnung so bewunderungswürdig, dass es niemand, sowohl unter den Führern, als auch in der Armee gab, der nicht den Marschall darum gelobt hätte und den Ansporn fühlte, immer sein Bestes zu thun.“

Die gedrängte Zusammenfassung des Berichtes zeigt, welch ungewöhnliche Ähnlichkeit der Vorfall Boissy mit der Handlung des Prinzen von Homburg aufweist. Die strategische Vorbereitung, die Bedeutung des Signales, die Verwandtschaft des Schuldigen mit dem Heerführer, die Gefangennahme des Heldenjünglings, seine Verurtheilung zum Tode, die Eroberung der Fahnen, die Frage des Feldherrn, wer der Übertreter seines Gebotes sei, die Begnadigung, welche vorbereitet ist und allen Theilen überraschend kommt, die goldene Kette, mit der der Schuldig-Unschuldige belohnt wird. Wohl decken sich gewisse Züge dieser Erzählung mit der von Niejahr angezogenen und sind typische: der vorschnelle Angriff, die Verurtheilung, die Intervention und die Begnadigung, nachdem das formelle Gesetz erfüllt ist. Eine seltenere Übereinstimmung tritt jedoch in den zufälligen Nebensachen und vor allem in der charakteristischen Haltung des Feldherrn hervor. Das eigene Spiel, das mit dem Spruch und dem Verurtheilten getrieben wird, die absichtsvolle Geheimthuerei des Feldherrn, die Belohnung, welche dem Pardon auf dem Fuße folgt, das sind so individuell charakteristische Motive, dass es ein seltener Zufall

[1]) Il fit appeller au conseil tous les seigneurs de l'armée, auquels il proposa le commandement qu'il avait faict de n'aller à l'assaut auparavant le coup de la trompette, l'audace et la temerité de Boissy à violer les lois militaires en un affaire si dangereux qu'estoit l'ordonnance d'un assaut: que ceste faute estoit si grande qu'elle ne pouvoit estre expiée que par la mort de celuy qui l'avoit commise, par laquelle apprendroit à se rendre observateur de ses commandements.

wäre, wenn Kleist sie erfunden hätte, ohne die Geschichte Boissys zu kennen. Allerdings ist nicht erweisbar, vielleicht nicht einmal glaubwürdig, dass Kleist die Memoiren du Villars gelesen hat. Allein die Erzählung muss in mannigfachen Varianten bekannt worden sein, da sie noch heute in französischen Lesebüchern angetroffen wird[1]). So ist es nicht undenkbar, dass irgendeine Form Kleist bekannt worden ist, vielleicht mit und neben der Episode des Livius. Es mischen sich ja noch andere Einflüsse im Kern und Beiwerk des Kleistischen Dramas. Wenn der kriegserfahrene Reitergeneral zum träumerischen Jüngling, seine Gattin Luise Elisabeth zum lieblichen Heldenmädchen Natalie wird, so wirkt Goethes Egmont nach. Gewisse Einzelheiten der Schlachtenmalerei sind in Anlage und Ausführung Schillers Wallenstein nachgebildet. So ist die unhistorische Opferung Frobens eine prächtige Durchbildung von Wallensteins Erzählung. W. T. II 4.

Wallenstein:

Octavio stand vor mir.
„Mein Bruder“, sprach er, „reite heute nicht
Den Schecken, wie Du pflegst. Besteige lieber
Das sich're Thier, das ich Dir ausgesucht.
Thu's mir zulieb. Es warnte mich ein Traum.“
Und dieses Thieres Schnelligkeit entriss
Mich Banniers verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder.

Graf Sparren:

Hoheit, Dein Pferd ist scheu, Du musst verstatten,
Dass ich's noch einmal in die Schule nehme!
Mit diesem Wort entsitzt er seinem Fuchs
Und fällt dem Thier des Herren in den Zaum.
Dem Fuchs d'rauf sitzt er auf, den Froben reitet,
Und kehrt zurück, wohin sein Amt ihn ruft.
Doch Froben hat den Schimmel kaum bestiegen,
So reißt, entsendet aus der Feldredoute,
Ihn schon ein Mordblei, Ross und Reiter, nieder.
In Staub sinkt er, ein Opfer seiner Treue,
Und keinen Laut vernahm man mehr von ihm.

Kleist gestaltet Schillers Episode aus, indem er den Tausch der Pferde aufs genaueste motiviert. Kein Traum warnt Froben, sondern die Wirklichkeit. Darum kann das Thier des Kurfürsten kein Schecken sein, wie Wallensteins Pferd, sondern es ist ein strahlend weißer Schimmel, der die Kugeln des Feindes auf den Kurfürsten lenkt. Dies bemerkt Froben und veranlasst den unerschrockenen Fürsten unter dem Vorwand, das jüngst in Eng-

[1]) Eine mir bekannte moderne Darstellung weist noch eine bedeutendere Ähnlichkeit mit Kleists Drama auf. Auch diese geht nicht unmittelbar auf du Villars zurück, da der Name Boissy als Roissy erscheint, eine Falschschreibung, welche das historische Lexikon von Bouilhet wiederholt.

land erstandene Pferd sei nicht vollkommen zugeritten, zum Absitzen. Eine fromme List, auf die der Kurfürst lächelnd eingeht.

Noch deutlicher trägt Mörners Bericht vom angeblichen Tode des Kurfürsten seinen Ursprung zur Schau. Die ganze Episode ist durchaus Kleists Erfindung und geht auf Schillers Wallenstein (Tod IV 10) zurück[1]).

Wie Thekla den Boten, der Maxens Tod meldet, selbst sehen und sprechen will, so thut auch die Kurfürstin, nachdem sie den ersten Schmerz und ihre Schwäche überwunden hat. Mörner erzählt mit derselben Kunst, Breite und rhetorischen Pracht, wie Schillers Hauptmann. Zuerst wird die strategische Position gezeichnet:

Hauptmann:
a) Von vorn und von den Flanken fassten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
b) Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Picken ihnen entgegenstreckte.
c) Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge.

Mörner:
a) Zwei Linien hatt' er mit der Reiterei
Durchbrochen schon und auf der Flucht vernichtet,
b) Als er auf eine Feldredoute stieß —
Hier schlug so mörderischer Eisenregen
Entgegen ihm, dass seine Reiterschar
Wie eine Saat sich knickend niederlegte;
c) Halt musst' er machen zwischen Busch und Hügeln,
Um sein zerstreutes Reiterkorps zu sammeln.

Hierauf folgt das persönliche Eingreifen der Führer und ihr Fall.

Hauptmann:
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich ehrlich zu ergeben,
a) Doch Oberst Piccolomini — (Thekla, schwindelnd, fasst einen Sessel) ihn machte
Ein Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Ritte war's ihm losgegangen —
b) Zum Graben winkt er, sprengt, der erste, selbst
Sein edles Ross darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehen!
c) Sein Pferd, von einer Partisan durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schleudert weit den Reiter ab,
d) Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.

Mörner:
In diesem Augenblick, dem Staub entrückt,
Bemerken wir den Herrn, der bei den Fahnen
Des Truchß'schen Korps dem Feind entgegenreitet;

---

[1]) Niejahr (Vierteljahrsschrift f. vergleichende Literaturgeschichte VI.) hat den Zusammenhang schon wahrgenommen.

a) Auf einem Schimmel[1]) saß er da,
Im Sonnenstrahl, die Bahn des Siegs erleuchtend.
Wir alle sammeln uns bei diesem Anblick
b) Auf eines Hügels Abhang, schwer besorgt,
Inmitten ihn des Feuers zu erblicken:
c) Als plötzlich jetzt der Kurfürst, Ross und Reiter,
In Staub vor unsern Augen niedersinkt;
d) Zwei Fahnenträger fielen über ihn
Und deckten ihn mit ihren Fahnen zu.

Den letzten grausamen Zug der Schilderung hat Kleist gemildert; ein seltener Fall in seinem Schaffen: Max starb, während der Kurfürst am Leben blieb. Wie die Neubrunn ruft: Mein theures Fräulein! so Natalie: Meine Mutter! Thekla wie die Kurfürstin fordern den Erzähler auf, den Bericht des Erlebnisses fortzusetzen. Im dritten Theile wird die Rache um den Gefallenen erzählt:

Hauptmann:

a) Da ergriff, als sie den Führer fallen sahn,
Die Truppen grimmig wüthende Verzweiflung.
Der eignen Rettung denkt jetzt keiner mehr.
b) Gleich wilden Tigern fechten sie; es reizt
Ihr starrer Widerstand die Unsrigen,
c) Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Mörner:

a) Drauf fasst bei diesem Anblick
Schmerz unermesslicher des Prinzen Herz;
b) Dem Bären gleich, von Wuth gespornt und Rache,
Bricht er mit uns auf die Verschanzung los . . .
c) Und hätte nicht der Brückenkopf am Rhyn
Im Würgen uns gehemmt, so wäre keiner,
Der am Herd der Väter sagen könnte:
Bei Fehrbellin sah ich den Helden fallen!

Man sieht, bis auf die Verszahl und die Vergleiche stimmen die beiden Schlachtenschilderungen; und in gleicher Weise wird die Situation gesteigert und belebt durch das Zwischenspiel der Zuhörer. Die Entlehnung dieser Scene wird überdies am besten dadurch charakterisiert, dass der Erzähler, Rittmeister Mörner, in der Schlacht von Fehrbellin gefallen ist. Prinz Homburg schrieb selbst in einem Briefe an seine Frau: „Auf unsere Seiten wurd' mir der ehrliche Obrist Mörner an der Seiten Knall und Fall totgeschossen; der ehrliche Frobening tot mit einem Stücke kein Schritt vom Kurfürsten.“

III.

So sind zwei Theile verschiedenen Gehaltes und Zuschnittes im Prinzen von Homburg zu einem organischen Ganzen zusammen-

---

[1]) Kleist hat den Tausch der Pferde weiter benutzt, indem er so das falsche Gerücht vom Tode des Kurfürsten motiviert.

gewachsen: ein moderner und ein antiker; der eine soldatisch, thatenlustig, der andere leidend und innerlich. Das militärische Vorspiel ist für Kleist nur ein nothwendiger Unterbau; darauf erhebt sich die dominierende Front des Werkes, die Opferung eines dem Herrscher theueren Wesens zum Wohle des Vaterlandes, dessen Todesfurcht und Erhebung über menschliche Schwäche. Den Grundriss dieser eigenartigen Schöpfung verdankt Kleist dem Drama des Euripides. Aber bei der genialen Umwertung des antiken Motivs ist Kleist über eine Schwierigkeit nicht hinweggekommen. Bei Euripides ist es ein Weib, das die Todesfurcht leidet und besiegt, bei Kleist ein Soldat, ein Widerspruch zum Kostüm, wie Wilbrandt sagt. Die innere Wahrheit und Nothwendigkeit des modernen Werkes ist darum nicht geringer, wohl aber sein äußerer Anblick befremdlicher. Kleist hat mit echtem Dichtersinn nicht den ersten besten Helden an Stelle der Iphigenie gesetzt. Sein Homburg ist ein Träumer, ein innerlich unfertiger Jüngling, impulsiv wie ein Weib, dem das vollendete Heldenbild des Kurfürsten erziehend gegenübersteht.

Es ist von Brahm versucht worden, den Prinzen von Homburg ganz aus Kleists Innerlichkeit, aus dem Zwiespalt zwischen dem Menschen und Soldaten, der ihn während seiner Dienstzeit erfüllte, rein zu entwickeln. Ich will nicht leugnen, dass sich in Kleists Persönlichkeit Elemente mischten, welche dem Prinzen von Homburg verwandt waren. Will man jedoch einigen Briefstellen, die allerdings nicht den ganzen Charakter, aber die zeitweilige Gemüthsverfassung des Dichters zeigen, einen gewissen Wert nicht absprechen, so ist der Prinz von Homburg nicht gerade Kleists Ebenbild. In starkem Widerspruch zu dieser Gestalt steht des Dichters Wort: „Ach, es muss öd und leer und traurig sein, später zu sterben als sein Herz". Genießen ist auch für Kleist der Preis des Lebens, aber die Todesfurcht ist ihm das Verächtlichste. „Ach, es ist nichts ekelhafter als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das uns dann etwas wert ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte". Auch der Nachruhm, der über den Prinzen solche Macht hat, lockt Kleist nicht immer, obwohl es die Leidenschaft ist, die sein Leben erfüllt und zerstört: „Nachruhm! Was ist das für ein seltsames Ding, das man erst genießen kann, wenn man nicht mehr ist? O, über den Irrthum, der die Menschen über zwei Leben betrügt, der sie selbst im Tode noch äfft."

In der ungebrochenen Lebenslust und in der heißen Ruhmbegierde Homburgs sehe ich den literarischen Einfluss der Antike und — von Kleists Zeit. Dies Paradoxon bedarf einer Erklärung. Wie mir scheint, ist der Prinz von Homburg ein ästhetischer Protest gegen das Franzosenthum, wie die Hermannsschlacht ein

politischer ist. Es ist ein Krieg auf Tod und Leben, den Kleist gegen die französische Auffassung der tragischen Würde in seinem letzten Drama geführt hat. Als Racine die Iphigenie des Euripides für seine Landsleute umdichtete, war er auf nichts so sehr bedacht, als ja keine Todesfurcht in seiner Heldin aufkommen zu lassen:

> Vous voyez de quel œil, et comme indifférente
> J'ai reçu de ma mort la nouvelle sanglante.
> Je n'ai point pâli.

Was Racines Iphigenie dagegen hochhält — die Liebe —, das hat Kleists Held mit Füßen getreten. Homburg stößt Natalie von sich, möchte sie an den Schwedenkönig verschachern, bloß um sein Leben zu erhalten. Solch einen Einfluss *e contrario* hat Kleist im „allerneuesten Erziehungsplan" so scharf gekennzeichnet, dass ich die Stelle wiederholen muss, um den Widerspruchsgeist, der in ihm waltete, richtig würdigen zu können. „Das gemeine Gesetz des Widerspruchs ist jedermann aus eigener Erfahrung bekannt; das Gesetz, das uns geneigt macht, uns mit unserer Meinung immer auf die entgegengesetzte Seite hinüberzuwerfen. Jemand sagt mir, ein Mensch, der am Fenster vorübergeht, sei so dick wie eine Tonne. Ich aber, der ans Fenster komme, ich berichtige diesen Irrthum nicht bloß: ich rufe Gott zum Zeugen an, der Kerl sei so dünn als ein Stecken." Und an anderer Stelle desselben Aufsatzes: „Aber das Gesetz, von dem wir sprechen, gilt nicht bloß von Meinungen und Begehrungen, sondern auf weit allgemeinere Weise auch von Gefühlen, Affecten, Eigenschaften und Charakteren." Die Vortragsweise des Aufsatzes, dem ich diese Stellen entlehne, ist zwar etwas burlesk, aber der Ernst der darin vertretenen Grundanschauungen leuchtet überall durch. Dazu hatte Kleist in seinem Kampfe gegen die tragische Würde der Franzosen erlauchte Vorgänger. Lessing hat ihn eröffnet im Laokoon. „Wir Neueren glauben keine Halbgötter mehr, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln." Schiller, der selbst über die tragische Würde philosophisch gehandelt hat, erneuerte den Angriff in einer Anmerkung zur Iphigenie. „Besser in Schande leben als bewundert sterben. Der französische Übersetzer mildert diese Stelle: Une vie malheureuse est même plus prisée qu'une glorieuse mort." Wozu aber diese Milderung? „Iphigenie darf und soll in dem Zustand, worin sie ist, und in dem Affect, worin sie redet, den Wert des Lebens übertreiben." Kleist hat sich an die Spitze der Opposition gegen den Cultus des falschen Heroismus, der in Frankreich zu Zeiten der Classiker, in der Napoleon'schen Epoche mehr als je getrieben wurde, mit einer seltenen Verwegenheit gestellt. Freilich, je unmännlicher sich sein Prinz geberdet, desto erhabener wird das freiwillige Opfer seines Lebens, und desto höher steigt der Zweck, um dessentwillen er es dahingibt. Racines Heldin hat keine Todesfurcht ge-

litten, aber dafür ist das Leben, welches ihr erhalten bleibt, nur ein schales Geschenk der Götter. Das ganze Drama Racines dreht sich um die Frage: Wird Iphigenie den Achilles heiraten? und dennoch fanden die Zeitgenossen Racines: „L'amour n'y règne pas comme dans le Bajazet ou la Bérénice.“ Kleists Held ist nicht galant, sondern fast brutal gegen das Mädchen, das er über alles liebt. Hamlets Wort: „Geh in ein Kloster, Ophelia!“ übertrumpft er noch durch den höhnenden Rath:

> Such in den Bergen
> Dir einen Knaben, blondgelockt wie ich,
> Kauf ihn mit Gold und Silber Dir ...

So ist Kleists Prinz ein Protest in Handlung und Haltung gegen alles, was den Franzosen als Ideal galt. Aber dieses Werk ist darum kein negativ polemisches Product: es ist über die reizbare Stimmung des Widerspruchs weit hinausgewachsen, ein tiefmenschliches Ideal hat sich darin, wenn auch in schroffen Formen, durchgerungen. Wilbrandt meint: „Ja es ist nicht zu kühn, dieses echt vaterländische Schauspiel eine Allegorie im edelsten Sinne zu nennen; denn in dem Charakterbild des Prinzen von Homburg hat Kleist offenbar sein eigenes Schicksal abgebildet: seine überspannten Jugendträume, seinen Fall, sein dunkles Ringen mit dem Tode, seine Entsagung und die Erhebung und Versöhnung, zu der er sich in diesem Gedichte emporrang.“ Auch ich sehe im Prinzen von Homburg eine Allegorie, aber eine gewaltigere als die von Kleists eigenem Schicksal. Es ist der ganze preußische Staat, den Kleist zur Selbstermannung, zur Regeneration aufruft. Der Prinz von Homburg erscheint mir als Seitenstück und geläuterte Fortsetzung der Hermannsschlacht. In diesem ersten patriotischen Stück wollte Kleist noch den Feind im ersten Anlauf fällen; im zweiten, reifern knüpft er den Sieg an eine innere Wandlung, an die Loslösung von äußerer Ruhmsucht, an die Unterordnung des individuellen Daseins unter die Staatsgemeinschaft. Aus Leiden und Todesschauern sollte dem Vaterland, das nach dem Unglück von Jena und Auerstädt zu neuem Kampfe rüstete, ein glorreicher Sieg erblühen. Es war ein alter Lieblingsgedanke Kleists, dass das Unglück die Menschennatur erhebt und adelt. Er hat wohl, als er dem gedemüthigten, aber nicht gebrochenen Vaterlande ein patriotisches Drama geben wollte, nach einem Stoffe gesucht, in dem er ein solches Empfinden aufs schärfste ausprägen konnte. In diesem Sinne pflichte ich Wilbrandt vollkommen bei, dass der Dichter in seinem letzten Drama sein wärmstes Empfinden gestaltet hat; aber er hat auch ein politisches Ideal aufgestellt und mit Euripides um die Siegespalme in der Verherrlichung des Vaterlandes und der Menschennatur gerungen. Wie der Grieche sieht auch Kleist den Triumph des Helden in der Hingabe der eigenen Person an das Ganze. Hierin und in anderen Zügen wählte sich Kleist den Euripides zum Führer. Aber dieser mann-

bare Geist überantwortete sich niemandem blindlings. Unser Zeitalter kennt und duldet nicht einmal in der Vorstellung mehr das Menschenopfer. Dafür erfand Kleist das vom Kriegsgericht verhängte Todesurtheil. Aber nicht bloß in dieser Äußerlichkeit verjüngte er den alten Stoff. In seinem Drama regiert kein Fatum mehr die Menschheit, sondern ein hohes Sittengesetz. Iphigeniens Opferung ist unverschuldet, ein Schicksalsschlag; ihre Rettung eine Gnade der Gottheit: des Prinzen Verurtheilung zum Tode ist sittlich gerechtfertigt; sein Pardon eine Folge der vorausgehenden Läuterung. Der Prinz entgeht dem Untergang durch Sühne und Lösung der Schuld. Dadurch gewann die Persönlichkeit, welche das Todeslos über den Helden verhängen muss, so außerordentlich an menschlichem Werte. Agamemnon ist ein bedauernswertes Spielzeug des Schicksals, das sich widerwillig und feig zum Opfer seiner Tochter verleiten lässt, der Kurfürst aber ist ein weiser Monarch, ein gerechter und gütiger Richter. Es mag sein, dass uns seine Strenge nicht sympathisch ist, aber sie kann uns nicht verwerflich erscheinen. So hat Kleist seinen Meister Euripides nicht copiert, sondern in seinem Geiste hat er für andere Zeiten, andere Sitten und andere Menschen eine Handlung neu erfunden. Die Selbstbestimmung des Menschen, dieses Ideal der modernen Sittlichkeit, die Charaktertragödie Shakespeares, hat Kleist im Prinzen von Homburg versöhnt mit der griechischen Schicksalstragödie. Kleist verbarg jedoch ebensowenig wie Euripides die Schwäche des Menschen, sondern er machte sie zur Wurzel ihrer Kraft. Das ist, wie mir scheint, der tiefe Sinn der Fabel vom Falle und von der Erhebung des Prinzen von Homburg.

Wien. W. Duschinsky.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

H. Meylan-Faure, Les épithètes dans Homère (Doctordissertation der Universität Lausanne), Lausanne, Bridel & Cie. 1899, 132 pp.

Eine geordnete Übersicht über die sogen. ständigen Beiwörter in den Homerischen Epen ist keine überflüssige Arbeit und verspricht demjenigen, der sie unternimmt, neue Erkenntnisse zu liefern. Die Vorarbeiten und die Hilfsmittel für die Erklärung im einzelnen sind nicht in geringer Zahl vorhanden, und der Verf. hat eine Liste der zurathe gezogenen Schriften, worunter die deutschen in der Mehrzahl sind, beigegeben. Deren Wert ist aber ein sehr verschiedener, zumal was die Etymologie angeht. So ist denn das Ergebnis nach dieser Seite hin, obwohl das große Werk von Brugmann und Delbrück in der bezeichneten Liste zu lesen ist, kein nennenswerter.

Die Anordnung des Stoffes ist sachlich; es werden die Beiwörter der Götter voran, dann die der Menschen, der Naturgegenstände und der Culturerzeugnisse vorgeführt. Ein Index enthält in alphabetischer Ordnung diejenigen Beiwörter, die zu besonderen Erläuterungen Anlass geben. Über die Entstehung und Aufgabe der Beiwörter bringt der Verf., gestützt auf seine Gewährsmänner, Richtiges vor. Dass alte und junge Dichterarbeit und dementsprechendes Sprachgut nebeneinander liegt, wird berücksichtigt, aber man darf sich nicht einbilden, dies nach Versen trennen zu können. Zu Ende des 6. Jahrhunderts war die Dichtung abgeschlossen, und die Griechen des angehenden sechsten Jahrhunderts übten an der vorliegenden Masse grammatische Thätigkeit, zumal die Bedeutung vieler Wörter ihnen fremd war und ihre Versuche, diese aufzuklären, sind noch heute die Grundlage für unsere Wissenschaft. Nur sollten wir mit den Mitteln unserer weitersehenden Sprach- und Religionsvergleichung über jene oft kindlich anmuthende Erklärungsweise hinauszukommen suchen, wozu kaum schüchterne Anläufe gemacht worden sind. Unser Verf.

hat sich keinesfalls darum bemüht, brauchbares Neues zu finden. In dem neuen Schulwörterbuch von Chr. Harder ist ein Fortschritt zu erkennen, aber es ist in der Richtung noch viel zu thun. So ist die Gruppe *ἀ-κήριος*, *ἀκηράσιος* und *ἀκήρατὸς* auch hier noch unklar behandelt; in der vorliegenden Dissertation wird nur *ἀκήριοι* H 99 (100) unter den Wörtern aufgeführt, die zu besonderen Erläuterungen Anlass geben; man kann aber nicht sagen, dass der Ausdruck des Zweifels darüber, was *ἀκήριοι* bedeute (p. 77), eine Erläuterung sei. So könnte man eine reichliche Zahl von Beiwörtern beibringen, über deren Bedeutung man vergeblich Aufklärung sucht; doch ist zur Entschuldigung des Verf.s zu bemerken, dass auch die neueste Auflage von Brugmanns Griechischer Grammatik unsere Wissbegierde nicht befriedigt, indem auf die meisten Beiwörter nicht Rücksicht genommen wird, weder unter den gelegentlichen Vergleichungen mit verwandten Sprachen noch in der Lehre von der Wortzusammensetzung. Erwähnt seien als besonders schwierig zu deuten die Epitheta des Hermes, das Adj. *ὁμοίιος*, dessen Gleichsetzung mit *ὁμοῖος* denn doch zu bequem ist; *τηλύγετος*, wobei zu untersuchen wäre, ob es ein Verbaladjectiv vom Stamm *γα* = *γετος* gegeben hat; vgl. *νηγάτεος*, jetzt von Harder mit 'glänzend' übersetzt; über *ἀτρύγετος* wird vom Verf. auch nichts entschieden. Und so ist denn hier noch genug zu thun, und jeder, der sich auf diese Arbeit werfen wird, kann aus der vorliegenden Dissertation ersehen, was der Aufklärung bedarf.

Villach. —————— G. Vogrinz.

Homeri Odysseae epitome. In usum scholarum ed. A. Scheindler. Editio altera correctior. Vindob. MDCCCC.

Für die Schulbücher Österreichs gilt die amtliche Verordnung, dass sie ohne „Vorrede" zu erscheinen haben. Das hat auf manchen unserer Herausgeber eines Autortextes gar nicht beengend gewirkt. Denn einerseits hatte er über die eigene Gestaltung desselben überhaupt nichts zu sagen, anderseits tröstete er sich damit, dass der stupende pädagogische Wert seiner Ausgabe durch ins Auge springende Neuerungen äußerlicher Natur hoffentlich sofort einleuchten werde.

Pädagogische Neuerungen hat nun auch unser Buch im Vergleiche zu dessen erster Auflage aufzuweisen, und recht wertvolle: einen größeren und viel schöneren Druck und die überlieferten Bücherüberschriften auf jeder Seite. Aber Verf. hatte auch über sein textkritisches Verfahren gar manches zu sagen: er hat es auch gesagt, theils in der Praefatio der ersten Ausgabe, theils in besonderen Publicationen. In dieser 2. Auflage musste er sich jener Verordnung fügen, er begnügt sich mit den folgenden, auf einem Vorsetzblatte gedruckten Worten:

In hac adornanda nova editione ad codicum scripturam in priore multis locis neglectam reverti et textum ab Arthuro Ludwichio constitutum fere totum recepi.

Was diese wenigen Worte alles zu bedeuten haben, das ausführlicher darzulegen, ist Pflicht des Referenten.

Als Verf. den Text seiner 1. Ausgabe feststellte, da war es die Zeit, wo die Linguistik und vorab die wissenschaftliche Durchforschung der Sprache Homers in voller Blüte stand. A. Nauck hat ihre Ergebnisse mit kühn ändernder Hand in den Text hineingetragen, und sein Vorgang musste auf den Schulmann deshalb bestechend wirken, weil die neuen Lesarten (z. B. *αἰτιάονται, δράοντες, δηιόοιεν, ἀρόουσι, ἐόργει, ἐγὼ ϝείπω, ἴδε ϝάστεα)* zum Theil eben jene Formen waren, die der Schüler infolge der genetischen Methode unseres griechischen Elementarunterrichtes als Voraussetzungen der attischen kennen gelernt hatte: denn das versprach ja natürlich eine bedeutende Erleichterung des Verständnisses. Solche Erwägungen also wirkten auf die Textgestaltung der 1. Auflage unseres Buches einigermaßen bestimmend.

Aber in Bälde stellte sich die Reaction ein. Naucks Methode hatte zum Radicalismus geführt (A. Fick und Payne Knight), und dieser war Wasser auf die Mühle der berühmten Königsberger Schule. Durch die Bemühungen derselben (Lehrs, *De Aristarchi studiis Hom.* und A. Ludwich, *Aristarchs hom. Textkritik*) trat aus dem dichten Gewölke verworrener Scholienmassen die Lichtgestalt des Aristarchos als Textkritikers des Homer immer siegreicher zutage. Die Königsberger führten den Beweis, dass Aristarch kein verwegener Emendator war, dass er vielmehr seine glänzenden Geistesgaben lediglich in den Dienst der bestmöglichen *recensio* gestellt habe. Seine Ausgabe habe auch durchaus nicht die Gestalt unserer Vulgata verderblich beeinflusst, die letztere habe vielmehr als voralexandrinisch zu gelten (A. Ludwich, *Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen*). Aristarchs Text stelle allerdings nicht den reinen und echten Homer, den 'Urhomer' dar, aber wie richtig sein textkritisches Verfahren war, das gebe sich am besten dadurch zu erkennen, dass seine bittersten Gegner (Nauck und v. Wilamowitz) an zahllosen Stellen gerade seinen Lesarten den Vorzug zu geben sich gezwungen sahen. Jedenfalls sei sein Text der diplomatisch sicherste, der bestbezeugte und stelle 'eine der wichtigsten Etappen auf der langen Heerstraße der Homerkritik' dar. Es sei daher das rationellste, sich zunächst um diesen Text zu bemühen, da doch die Herstellungsversuche des echten Homer durchaus auf problematischen Grundlagen aufgebaut seien. Denn wenn man auch von den aristarcheischen Formen wie *ἑήνδανε, Ἡρακλῆος, προσηύδα* nicht darthun könne, dass sie homerisch sind, so sei doch sicher, dass sie griechisch sind; dagegen könne man die neuaufgestellten Formen *ἑάνδανε, Ἡρακλέεος, προσηύδαε* weder als homerisch noch als griechisch erweisen.

Wenn also Verf. die früheren Bahnen verließ und sich jetzt fast wörtlich an A. Ludwich angeschlossen hat, so wollte er damit sagen, dass auch auf ihn wie auf die meisten Homerforscher die Argumente der Königsberger völlig überzeugend gewirkt haben. Wäre er auf dem Standpunkte der 1. Auflage verblieben, so wäre dem neuen Buche der Vorwurf erstanden, es stehe nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung. Der Anschluss an Ludwich ist, wie gesagt, ein sehr enger, so eng, dass Verf. auch gewaltsamere Conjecturen Ludwichs, die dieser selbst als unsicher bezeichnet, z. B. *η* 89 *ἀργύρεοι δὲ σταθμοὶ ἐν οὐδῷ χαλκέῳ ἔσταν* in seinen Text aufgenommen hat. Doch aber gewann der praktische Schulmann über den Gelehrten in Fällen die Oberhand, wo der Text Ludwichs von den Lehren unserer Schulgrammatik abweicht. Verf. accentuiert also nicht *ἄνδρά μοι, ὄφρά οἱ, ὅττί κεν* usw. nicht *ἔν, οἶδε, ἧδε* usw., er schreibt auch nicht *ὃν δὲ δόμον δὲ, Ἰθάκην δὲ,* nicht *τοὶ γὰρ* u. ä. Das kann niemand missbilligen. Was speciell *ὃν δὲ δόμον δὲ* anlangt, so sagt Dion. *De comp. verb.* 20, indem er den bekannten Vers *αὖθις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής* auf sein Ethos untersucht, dass derselbe kein einziges einsilbiges und nur zwei zweisilbige Wörter (*αὖθις* und *λᾶας*) enthalte: er las also — zur Zeit des Augustus — sicher nicht *πέδον δὲ*. Dagegen möchte ich empfehlen, sich in folgenden zwei Fällen Ludwich anzuschließen: *τῶ* 'daher' (Lenz zu Herodian. I 492, 19, neuerdings durch die pap. Bacchyl. *col. XXXIII, 32* bestätigt)[1]) und *ἦ* (*α* 409) im zweiten Theile der Doppelfrage: denn diese beiden wissenschaftlich gesicherten Schreibweisen sind auch bei Curtius-Hartel § 244, 3, A. 3, bezüglich § 270, 1, A. erwähnt.

Verf. hatte sich entschlossen, eine Epitome herauszugeben, die es dem Schüler ermöglichen sollte, während seiner Gymnasialstudien die ganze Odyssee zu bewältigen. Diesem Zweck mussten Opfer an Versen gebracht werden. Denjenigen derselben, '*qui puerili aetati parum sunt apti*' (praef. p. IV) wird gewiss kein vernünftiger Schulmann eine Thräne nachweinen: er wird es sogar billigen, dass in der 2. Auflage damit noch gründlicher aufgeräumt wurde (vgl. *α* 78, *κ* 7). Vielleicht hätten noch *ε* 226 f. fallen und *ε* 119 der Vers etwa so geändert werden können: . . *παρ' ἀνδράσι οἰκία ναίειν* (dann 120 zu streichen und 130 *τὸν γὰρ ἐγὼ* zu schr.). Auch jene einzelnen Verse und ganze Verspartien, die von der Kritik einstimmig als später Zusatz bezeichnet werden, dürfte kaum jemand vermissen. Aber es mussten, um den Namen Epitome zu rechtfertigen, noch mehr und ausgiebige Striche vorgenommen werden. Es konnten nun Partien weggelassen werden, welche, wenn auch echt, doch zum Verständnisse des Ganzen

---

[1]) Dieser Pap. (und auch der des Herondas 5, 43) bestätigt auch La Roches Conjectur zu V 87 *ἁμαρτήσειεν* st. *ὁμαρτήσειεν* (*col. XXXVII, 30*).

nicht unentbehrlich waren. Diese aber mochte Verf. nicht aufgeben, theils eben weil sie echt sind, theils weil er wollte, dass der Schüler die g a n z e Odyssee kennen lerne. Es blieb also nur der eine Weg übrig, solche Verse und Versgruppen zu opfern, die von modernen Kritikern (Kirchhoff, Kammer, Nauck, Düntzer, P. Knight u. a.) mit dem Obelos bezeichnet waren, und Verf. entschied sich für diesen Weg. Da sich nun aber gerade gegen solche Athetesen der conservative Zug der modernen Kritik noch entschiedener richtet als gegen textliche Änderungen, so müssen sie bei einem Buche, dessen streng wissenschaftlichen Standpunkt wir soeben gerühmt haben, auf uns den Eindruck einer Disharmonie machen. Ich muss sagen, dass ich die ersterwähnten leichter vermisst hätte, da ich diese von unseren Kritikern geführten Messerstiche ins Fleisch des Dichters schmerzhaft mitempfinde. Aber was war zu thun? Hätten etwa, um sie zu vermeiden, ganze Gliedmaßen amputiert werden sollen? Das ist eben das arge Dilemma, in welches uns das Princip der Epitome bringt. Geradeheraus gesagt, ich bekenne mich zu jenen, denen '*frigidus horror membra quatit* . . . .'

Indes auch vom Standpunkte des Verf. aus konnten Stellen von eigenartiger Schönheit wie *ν* 81—85 eine ausnahmsweise Behandlung erfahren. Ich bemerke ferner, dass ich einzelne Verse, z. B. *γ* 77 f., 186—224, von niemanden beanstandet finde und dass die Ausscheidung von *ϑ* 6—24 statt bloß 16—24 wohl auf einem Versehen (6 für 16) beruht: denn wie die Sache jetzt steht, schließen sich 6 und 24 nicht recht zusammen.

Der Druck wurde aufs sorgfältigste überwacht. Ich habe, obwohl ich etwa ein Drittel des Buches Wort für Wort mit der Ausgabe Ludwichs collationierte, nur einmal einen abgesprungenen Accent entdeckt (*α* 121). Dagegen hat Verf. *η* 320 ein Versehen Ludwichs selbst verbessert.

W i e n. Hugo J u r e n k a.

In Taciti Historias studia critica et palaeographica scripsit Georg. A n d r e s e n. I. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Askanischen Gymnasiums zu Berlin (Ostern 1899). Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1899. 4°, 21 SS.

Die im Jahre 1892 erschienene Schrift des Verf.s 'De codicibus Mediceis Annalium Taciti' brachte die Ergebnisse seiner Vergleichung des Med. 68, 1 sowie desjenigen Theiles des Med. 68, 2, der die sechs letzten Bücher der Annalen enthält. Die vorliegende Schrift befasst sich mit Med. 68, 2, soweit er die Historien enthält, ferner mit Med. 68, 4 (a) und 5 (b), die als Abschriften des Med. 68, 2 zur Ergänzung der Lücken in diesem herangezogen werden. Wer immer nun die erstgenannte Schrift eingehender studiert hat, der wird sich kaum über die

Behauptung wundern, dass wir es auch bei der vorliegenden mit einer Leistung zu thun haben, die für die Textkritik des Tacitus von eminenter Wichtigkeit ist. Allerdings meint der Verf. mit einer Art von Bescheidenheit, Meiser habe ihm nur wenig mehr nachzutragen übrig gelassen. Wer sich jedoch mit der Schrift eingehender befasst, der wird mit Staunen die Ergebnisse betrachten, zu denen Genauigkeit der Beobachtung und Scharfsinn bei der Verwertung der Beobachtungen zu allgemeinen Folgerungen geführt haben, Folgerungen, die sich beziehen auf die Persönlichkeit des Schreibers, seine festen Normen beim Corrigieren und Tilgen, in der Verwendung bestimmter Zeichen für gewisse Buchstaben und Silben, z. B. der festen Formen für *ti* je nach der Stellung. Wer die Schrift studiert, der wird bald zur Überzeugung kommen, von welcher Wichtigkeit die Berücksichtigung dieser Gesetze oft für die Textkritik werden könne, und dass die Bemühungen der Vorgänger Andresens von vornherein oft schon deshalb minder erfolgreich sein mussten, weil sie solchen Erscheinungen zu wenig Wichtigkeit beilegten oder von ihnen überhaupt keine Ahnung hatten. Infolge dessen findet sich selbst bei Meiser vielfach Schwanken in der Beurtheilung dessen, was der ersten, was einer späteren Hand angehört, falsche Lesungen, ja selbst Verwechslung von Zeichen für Buchstaben. Dem nicht ermüdenden Eifer, mit dem A. den bis auf ihn oft nicht geahnten Geheimnissen namentlich des Med. 68, 2 nachgieng, ist es zu danken, dass jetzt der Streit erledigt sein muss, ob I 2, 7 *etiam prope* oder *prope etiam* zu lesen sei; denn der Schreiber selbst tilgte, wie A. darthut, das erste *etiam.* I 45, 13 gab man bisher als Überlieferung *praesenti tiexilio,* weil man das feste Gesetz nicht kannte, an das sich die 1. Hand bei der Form für *i* nach *t* hielt, je nachdem es im Innern eines Wortes vor einem Vocal stand oder nicht, und weil man außerdem das Zeichen für *a* mit dem für *t* verwechselte. Andresen weist nach, dass nicht *ti* wiederholt sei, sondern dass ursprünglich *praesenti auxilio* geschrieben, *a* dann von 1. Hand getilgt und *u* in *e* geändert wurde. *Exilio* aber für *exitio,* eine häufige Verwechslung, gehörte schon der Vorlage des Schreibers an. Wie hier bei *a*, gieng man auch anderwärts irre. So las man bisher I 63, 3 als Überlieferung *raptisae repente armis.* A. zeigt, dass der Schreiber, wie so häufig, zu dem folgenden *repente* abirrend, schrieb *rapente*, dieses aber selbst in *raptis* verbesserte, wie man bisher mit a und b las. Zu I 65, 13 *cuncta illic externa et hostilia: se coloniam Romanam et partem exercitus et prosperarum adversarumque rerum socios; si fortuna contra daret, iratis ne relinquerentur* hat Baiter keine Bemerkung, Ritter merkt *c̃tradaret* an. Dazu fügt Meiser *c̃uncta* (nota erasa) und *colp̧niā*; beides falsch: die Hs. hat *cuncta* mit Rasur nicht über *c*, sondern über *a*; *colp̧niā* aber ist ein schwerer Irrthum Meisers. Es ist nur *coloniam* überliefert, wie A. haarscharf dar-

thut. Von einer vierten Erscheinung in der Hs. sprechen weder Meiser noch seine Vorgänger, dass nämlich in *relinquerentur* von 1. Hand *ur* getilgt und von derselben Hand am Rande *nt* angemerkt ist. Mit Recht gibt demnach A. der Stelle folgende Gestalt: *se, coloniam Romanam et partem exercitus et prosperarum adversarumque rerum socios, si fortuna contra daret, iratis ne relinquerent*. I 84, 6 (*hinc confusi pedites equitesque in exitium ruamus*) machte bisher *hinc* der Erklärung Schwierigkeit. Nun constatiert A., dass *hinc* in der Hs. gar nicht existiere: nicht vier Buchstaben enthalte der betreffende Raum, sondern drei, von denen der letzte unzweifelhaft nicht *c*, sondern *t* sei; vor diesem stehe *u* oder *n* und davor *I*, das durch einen ganz kleinen, aber deutlich wahrnehmbaren Strich in gewohnter Weise getilgt sei. A. meint, *I* verdanke sein Dasein einem Abirren zu *In exitium* Das Wichtigste ist jedenfalls, dass es von 1. Hand getilgt ist. Wenn sich dann A. bei folgendem *t* zwischen *u* und *n* für *u* entscheidet, so ist das natürlich. Hiernach hat *hinc* keine Berechtigung mehr; an seine Stelle tritt *ut*, zu dessen Ergänzung vor *hinc* man sich bisher genöthigt sah. Und die Ursache des Irrthums? Man hatte bisher den oben an *I* angebrachten schrägen Strich nicht bemerkt oder nicht verstanden und in dem Zeichen den ersten Theil von *h*, im letzten Theile des (langobardischen) *t* aber ein *c* gesehen. I 68, 13 gab man bisher *iusto agmine* stillschweigend als Überlieferung. Man kann aber bezüglich *iusto* Andresens Bedenken nicht ignorieren. Nun hat die Hs. *In* (Ende der Zeile) *sto agmine*, wo *n* außer Zweifel steht. Es ist ferner einer der gewöhnlichsten Fehler der Hs., dass im Innern eines Wortes eine, ja oft mehr Silben weggelassen sind, wie nebst vielen anderen Fällen IV 84, 9 *mani(fe)sta*, II 31, 6 *inho(ne)sta* zeigen. Es entspricht demnach Andresens hübsche Änderung *infesto agmine* der Überlieferung mindestens ebenso gut als die bisherige Lesart *iusto agmine*.

Die Schrift enthält noch vieles, auf dessen Erwähnung man ungern verzichtet. Allein das Angeführte dürfte genügen, die Bemerkung zu rechtfertigen, dass sie die Aufmerksamkeit aller Tacitusforscher verdient. Sie bildet eine so nothwendige Ergänzung der kritischen Apparate, selbst des trefflichen von Meiser, dass es bedenklich wäre, ohne sie an textkritische Fragen heranzutreten. Die beigefügte Tafel gibt die Schreibung einiger besonders interessanter Fälle sowie die Zeichen für *li*, *gi*, *ti* (wenn kein Vocal folgt) und *ei*. Wenn es, was nicht ausgeschlossen ist, einmal zu einem Neudruck kommen sollte, so wäre S. 5, Z. 18 *Parthorum* für *Dacorum* und S. 11, Z. 6 v. u. nach *ignibus* herzustellen *pars*.

Wien. Franz Zöchbauer.



Antonius Swoboda, Odonis abbatis Cluniacensis Occupatio. Lips. 1900, Teubner. XXVI, 173 SS. 8°.

Aus einem *Parisinus* (l'Arsenal 903 saec. X—XI) hat Sw. zum erstenmal die *Occupatio* des berühmten Cluniacenserabtes Odo herausgegeben. Die Handschrift selbst ist unvollständig, das Fehlende ergab der *Parisin. S. Genovefae.* 2410, ein Verhältnis, dessen glücklicher Entdecker der Herausgeber ist. Das noch unbekannte Werk gibt in sieben Büchern sehr ungleichen Umfanges die Geschichte des Menschen auf Erden nach der Genesis und die Erlösung und Heilswerdung. Es ist keine leichte Lectüre, sich durch diese sieben Bücher hindurchzuarbeiten, aber man muss mit Sw. trotz der Dunkelheit und fast gesuchten Unverständlichkeit vieler Stellen anerkennen, dass das Werk eine wirklich bedeutende Dichtung ist, natürlich im kirchlichen Sinne des Mittelalters. Seine Anlage ist folgende. Jedem Buche ist nach dem Vorgange des Prudentius eine lyrische Vorrede vorausgeschickt. Im ersten Buche wird über die Schöpfung der Engel und über deren Fall gehandelt, das zweite stellt die Schaffung des Menschen dar und schildert den Sündenfall. Im dritten Buche handelt Odo über die Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradiese, über die Zunahme der Sünde, über die Sintfluth und den Untergang Sodoms und Gomorrhas, im vierten über die Erzväter und das mosaische Gesetz. Das fünfte behandelt Johannes den Täufer, Christi Menschwerdung und sein irdisches Leben, das sechste schildert die eigentliche Erlösung, Christi Kreuzigung, Höllenfahrt und Auferstehung, die Himmelfahrt und die Ausgießung des h. Geistes. Im siebenten Buche wendet sich der Dichter seiner eigenen Zeit zu und geißelt die Laster und Thorheiten der Menschen.

Die Vorliebe der früheren Dichter des Mittelalters für seltene Wörter und Wortformen ist aus den Ausgaben der *Poetae latini aevi Carolini* bekannt, und wir wissen auch, dass diese Dichter gern ihre Darstellung mit griechischen Worten schmücken. Von beidem hat Odo den ausgiebigsten Gebrauch gemacht und hat daher eine Menge Glossen für die wenig verständlichen Ausdrücke beigeschrieben. Diese Worte hat Sw. in der Einleitung gesammelt, allerdings nur mit seltenen Hinweisen auf frühere Standorte und auch nicht ganz vollständig. Es wäre vielleicht vortheilhafter gewesen, sie in einem Index anzuordnen und hier kurz über ihre Herkunft zu handeln. Beachtenswert ist auch die Zusammenstellung der merkwürdigen Wortformen p. XXI sq., die manche romanische Formen enthält.

Unberücksichtigt ließ der Herausgeber die Frage nach der Abhängigkeit des Dichters von früheren Vorbildern und nach der Imitation und hier ist demnach für die Ausgabe nicht wenig nachzutragen. Ich gebe die nur im Vorbeigehen gesammelten Stellen nach der Reihenfolge im Texte.

I praef. 13 *avidum quae trahit amnis esocem,* vgl. Sulp. Sev. Dial. II (III) 10, 4 *immanem esocem diaconus traxit* und Paulin. Petroc. Vita Mart. V 675 *ad litora traxit congaudens esocem.* I 11 f. stammt fast wörtlich aus Ovid. Met. I 19 f. 195 *libitina* Hor. Ep. II 1, 49, 335 u. Sedul. P. C. II 20 *Ni pius ille sator culpas ignoscere promptus.* II 41 *crumina* Hor. Ep. I, 4, 11. 60 f. *Aeva . . . suasa virum malesuada venenat* Prudent. Dittoch. 2. 65 *pubeda* Mart. Cap. 1, 31; 9, 908. 134 *cornicatur* Pers. V 12. 141 *crepera . . . voce* Avien. Arat. 325 (?). 149 f. Verg. Ecl. II 68 *Ah pater infelix;* 69 *quae te dementia cepit.* 162 *acutela* Prisc. 4, 4. 240 *Verbigenae* Prud. Cath. 3, 2. 283 *oxongia* Aldhelm. aen. polyst. 48. 339 Prudent. Apoth. praef. 1 *trinum specimen vigor unus.* 364 *trucem fragili* Hor. C. I 3, 10. III 73 *bilances* Mart. Cap. 2, 180. 179 *Simpuvium divi* Iuvenal. VI 343, Prud. Perist. 2, 514. 200 Venant. Fortun. V. Mart. I 39 *Mellis et inrigui haec austera absinthia miscam.* Die Schilderung des Frühlings 230 ff. stammt besonders aus den Georgicis, nämlich 231 Georg. I 48; 232 Ge. I 43; 233, 235 Ge. I 55; 234 Ge. I 223 f. 310 *mastruga* Prud. Sym. II 699. 325 f. sieht aus, als entstammte es dem Physiologus. 382 Aen. X 818 *molli mater quam neverat auro.* 877 Ovid. Met. I 84, 979 Hor. A. P. 165 *amata relinquere pernix.* 980 ib. 163 *Cereus in vitium flecti.* 981 ib. 168 *cavet quod mox mutare laboret.* 1007 Hor. C. II 2, 12. 1053 Verg. Ecl. II 18 *Alba ligustra cadunt.* Ecl. V 39 *paliurus.* 1059 ib. I 25 *inter viburna cupressi.* 1102 Sedul. P. C. I, 101 *Cuncta quis expediet.* IV 272 Sedul. P. C. I 338 *tuba clamat erilis.* 567 *mediestinus* Hor. Ep. I 14, 14. V 82 Verg. Ecl. IV 7 *Iam nova progenies.* 102 Sedul. P. C. II 59 ff. 110 Sedul. II 62. 165 Sedul. II 20 *pius ille sator culpas ignoscere promptus.* 330 Iuvenc. evang. I 250 *hominique deoque.* 353 *terricrepus* August. conf. 8, 2, 3. 397 Sedul. II 83 *Quid furis, Herodes?* 422 Hor. Ep. I 18, 71 *Et semel emissum volat inrevocabile verbum.* 431 Sedul. II 121 ff. 440 Sedul. II 126. 459 *lanio* Sedul. II 127. 494 Sedul. I 366 *Gaudia longa metam.* 556 Isid. orig. XI 1, 4. 657 Sedul. II 67 *cum virginitatis honore.* 666 f. Prud. Perist. 6, 149. 675 Sedul. II 224. 796 Hor. A. P. 333 *Aut prodesse volunt.* 816 Catonis Dist. I 18, 1 *quae sunt adversa caveto.* VI 147 Sedul. V 190. 186 Sed. V 139 *praesidis ante tribunal Staret.* 329 Sed. V 237 *meruerunt cernere vultum.* 640 Hor. C. II 10, 11 *feriuntque summos Fulgura montes.* 719 Sedul. I 47 *fana profana.* VII 23 Sedul. II 8 *Perfidus ille draco.* 151 Hor. Ep. I 2, 69 f. 751 Sedul. I 132 *Mitis in inmitem.*

Man sieht, dass Odo sich besonders an Sedulius angeschlossen hat. Doch scheint auch für die späteren Theile Arator stark benützt zu sein; vielleicht führt VI 693 auf dies Verhältnis, das ich hier nur andeuten wollte. Von allen früheren Autoren allein wird Apicius genannt III 375:

Arserat inque sua nec Apitius ille coquina
Hac mercede datus quod struxerit hanc sibi primus.

Vielleicht ist die Erwähnung unabhängig von Isiod. orig. XX 1, 1.

Da die Textesüberlieferung zeitlich sehr nahe an Odo heranrückt, so ist die Zahl der Handschriftenfehler nicht sehr groß und bei weitem die meisten sind vom Herausgeber bemerkt und verbessert worden. Nur an wenigen Stellen möchte ich von der Schreibweise des Herausgebers abweichen, nämlich V 223 *Christi* statt *Christus,* V 306 *Tegmine sub* statt *Sub tegimen,* V 792 ist das Komma nach *semper* zu streichen und nach *ligatus* zu setzen; IV 313 *tetras potuere* statt *potuere tetras*, 315 Punkt nach *ullum*, I 340 besser Komma nach *impar*.

In der Dichtung finden sich merkwürdig wenig Anspielungen auf die eigene Zeit, sie ist daher culturhistorisch nur wenig verwendbar. Daran ändert auch die Thatsache nichts, dass im siebenten Buche über die Laster der Zeit gehandelt wird; der Verfasser geht nämlich nicht ins einzelne ein wie etwa Amarcius, sondern begnügt sich mit allgemeinen Dingen, er selbst tritt ganz zurück. Somit trägt die Dichtung einen ausschließlich geistlichen Charakter, der noch durch die Sprache verstärkt wird. Odo hat nämlich mit merkwürdiger Vorliebe griechische Wörter in seine Dichtung aufgenommen (wie etwa I 221 *Mictyron et rinos eius teyoten aduncans*), und, wie schon oben bemerkt, allerhand fremdartige und seltene Wörter bevorzugt. Es fehlen davon in der Zusammenstellung des Herausgebers p. XIX sqq.[1]) folgende: I 7 (auch sonst) *nympha* statt *lympha; clivus* = *collis* auch I 125; I 247 *collumina* (*astra*); I 310 *terebrator;* II 7 *dealis* i. e. *forma;* II 51 *datrix* und *evacuatrix;* II 157 *currile;* II 319 *corditus;* III 1054 *falcastrum;* V 703 *ignivomus;* VII 82 *bibax;* VII 303 *altilogus;* VII 307 *incomminus* (wenn nicht *in comminus* zu schreiben ist). Dass man sich in der mittelalterlichen Welt in diesem Gedichte befindet, ergibt sich weiter aus der vielfachen Bezugnahme Odos auf Thiere und Pflanzen[2]) sowie aus der Vorliebe für Sprichwörter und ähnliche Redensarten (vgl. für das letztere I 125 f. 232; II 69, 191 f. III 195 [*anxietas iuniperina*, ob richtig?]; III 1121; IV 563; VII 686. Antik ist die Reminiscenz IV 164 und auf antike Vorlage kann zurückgehen V 711 f.

Von Druckfehlern scheinen nur solche stehen geblieben zu sein, die sich ohneweiteres verbessern, wie IV 136, IV 273, IV 730, V 125. Im Index fehlt *Adam* zu II 117 und *Eden* II 85.

Besondere Sorgfalt hat der Herausgeber auf die Untersuchung über den Reim verwendet und die Ergebnisse derselben p. XXIII bis XXV niedergelegt. Interessant ist z. B. ein solcher Vers wie:

III 162 *Tum residere genuque tenere caputque movere.*

---

[1]) p. XIX l. 5 muss es heißen *catullire* V 48.
[2]) Vgl. II 501 f.; III 325 f., 1053 ff.; IV 24 ff., 80, 250; V praef. 11.

Es waren aber auch solche Reime aufzusuchen, in denen die Hephthemimeres an die Trithemimeres anklingt wie:

III 160 *Insertis manuum digitis sit flere suetus* und

I 5 *Aethera curva putes planum cum sit teres aurum,*

wo Hephthemimeres und Versausgang reimen. Wichtiger freilich sind diejenigen Verse, in denen der Reim ganz durchgeführt ist, wie:

III 182 *Nosse deum vel habere bonum fit denique summum.*

Solche Verse sind auch der classischen Poesie keineswegs fremd.

Dass der Herausgeber diese interessante Dichtung in einer sorgfältigen Ausgabe veröffentlicht hat, dafür muss man ihm großen Dank wissen, und Ref. wünscht aufrichtig, ihm weiter auf diesem Wege zu begegnen.

Dresden-A. M. Manitius.

Schülercommentare zu Ciceros Schriften aus dem Verlage von F. Tempsky: 1. Schülercommentar zu Ciceros Laelius de amicitia von Dr. Franz Klaschka. Wien u. Prag 1900. Preis geh. 80 h, geb. 1 K 30 h. 2. Schülercomm. zu Ciceros Cato maior de senectute von Dr. Franz Klaschka. Wien u. Prag 1900 Preis geh. 80 h, geb. 1 K 30 h. 3. Schülercomm. zu Ciceros Rede für L. Murena von Hermann Nohl. Wien u. Prag 1900. Preis geh. 40 h.

Der Herausgeber der beiden ersten Bändchen bietet in einer nunmehr — man darf im allgemeinen wohl sagen, leider — üblich gewordenen Weise einen Schulcommentar, der sich an den Text der im gleichen Verlage erschienenen Ausgabe von Th. Schiche anschließt. Das Hauptgewicht wurde von ihm, wenngleich auch manche brauchbare sprachlich-stilistische und sachliche Bemerkung gegeben wird, auf das Zustandekommen einer gut deutschen Übersetzung gelegt, und die diesem Zwecke dienenden Anmerkungen, d. h. also directe Übersetzungshilfen, nehmen den breitesten Raum ein, so dass neben ihnen alles andere stark zurücktritt. Über die Berechtigung derartiger Ausgaben, die den Schüler fast jeder Denkarbeit bei der Übersetzung überheben, soll hier weiter kein Wort verloren werden. Aber ein anderer Umstand kann nicht unerwähnt bleiben. Es ist ja selbstverständlich, dass der Herausgeber für seine Arbeit all das zurathеziehen und verwerten sollte, was in den Commentaren zur Erläuterung dieser beiden Schriften bisher geleistet wurde. Dennoch aber dürfte die Art, wie Kl. dies thut, über das selbst bei einem solchen Schülercommentar übliche und zulässige Maß der Benützung fremden geistigen Eigenthums hinausgehen. Denn die gefälligen Übersetzungen, die Kl. zum Laelius bietet, sind zum weitaus größten Theile dem trefflichen Schulcommentar von Strelitz (Gotha, F. A. Perthes, 2. Auflage, 1899) entnommen, und die bezüglichen Anmerkungen zum Cato maior bieten in zahllosen Fällen eine allzu unselbständige Anleh-

nung an C. Meissners Commentar dieser Schrift (im Teubner'schen Verlage). Es wäre leicht, durch Gegenüberstellung der Anmerkungen Klaschkas und der genannten anderen Commentare dies im einzelnen zu erweisen; doch würde dies den dieser Anzeige zugemessenen Raum ungebürlich überschreiten. Wo Kl. Selbständiges bietet, ist seine Übersetzung nicht immer einwandfrei, wie etwa Lael. § 11 *bella delevit,* 'die Kriege vernichten', was sprachlich unzulässig ist. Zuweilen stört eine gewisse Vorliebe für allzu freie Übersetzung, wo eine treuere in ganz gutem Deutsch möglich war, so C. M. § 41 *ut id non liberet, quod non oporteret* 'dass es ungebürliche Gelüste in uns nicht aufkommen lässt'. Warum nicht 'dass man nicht nach dem Gelüste trage, was unstatthaft ist'? Zumeist wird von K. an das Wissen der Schüler ein gar zu niedriger Maßstab angelegt. Manchmal aber stellt er doch wieder an den Schüler Zumuthungen, die dieser kaum erfüllen kann, so Lael. § 24 *stantes plaudebant in re ficta*; hiezu bemerkt Kl. bloß 'warum *stantes?*' Gerade als ob nicht ganz widersprechende Erklärungen gerade dieses *stantes* von Gelehrten vorgebracht worden wären! Lael. § 10 sollte bestimmter darauf hingewiesen werden, dass diese verstärkende Wiederholung der Negation nur durch *ne — quidem* erfolgen könne. Ib. § 68 zu *spem adferunt, ut — fructus appareat* ist mit Klaschkas Erklärung, dass der *ut*-Satz den Inhalt der Hoffnung bezeichne (nach Seyffert-Müller z. d. St.) doch gar nichts gewonnen. Denn eben dies ist ja das Auffällige, dass dieser Inhalt der Hoffnung, der sonst durch den Acc. c. inf. gegeben wird, hier in Gestalt eines *ut*-Satzes erscheint. Die Erklärung liegt aber darin, dass der Begriff des Hoffens sich mit dem des Wollens, des Erstrebens nahe berührt, wie denn ja *exspecto* überhaupt nie mit Acc. c. inf., wohl aber gern mit *ut* construiert wird. Auf gleicher psychologischer Grundlage beruht sicherlich auch die nicht seltene Verwendung der Negation *μή* bei dem von *ἐλπίζω* abhängigen Infinitiv. — C. M. § 3 sollte es in der Note über Cato genauer heißen, dass er die älteste römische Geschichte in lateinischer Sprache geschrieben habe, da es eine solche in griechischer Sprache schon vor ihm gab. Ib. sollte s. v. Laelius den Schüler eine kurze Note über diesen bedeutenden Mann orientieren. Was soll in einem Schülercommentar zu Cato maior eine Verweisung auf Bemerkungen im Schülercommentar zu Laelius, da der Schüler doch sicherlich nicht im Besitze desselben ist? — Ib. § 5 heißt es zu *stultam senectutem:* 'Beachte die Stellung von *stultam!*' Die Bemerkung ist unzutreffend, da die Adjectiva mindestens ebenso häufig, ja vielleicht häufiger ihrem Substantivum vor- als nachgestellt werden, u. zw. ohne besonderen Nachdruck. — Ib. § 6 *quam nobis quoque ingrediundum sit;* hier wird der Schüler mit dem Citat aus Plato, das als solches nicht einmal bezeichnet wird und das in der abgerissenen Form, wie es angeführt wird, nämlich ohne das verbum

regens *πυνθάνεσθαι* auch nicht einmal recht verständlich ist, gar nichts anzufangen wissen. Zweckmäßiger wäre es da m. E. wohl gewesen, zur Erläuterung der archaistischen lateinischen Ausdrucksweise auf die verwandte Ausdrucksform, die auch im Griechischen möglich ist, hinzuweisen: *ἣν ἡμῖν πορευτέον ἐστίν.* Ib. § 44 ist die Erläuterung der '*esca malorum*' durch Plato Timaeus p. 69 D *κακοῦ δέλεαρ* durch ein dem Schüler völlig unbekanntes griechisches Wort in einem Schülercommentar zwecklos.

Nohls Schülercommentar schließt sich an seine im gleichen Verlage in 2. Auflage erschienene Ausgabe der *Mureniana* an. Er bietet eine sehr angemessene und den Schüler wirklich fördernde Erläuterung dieser interessanten, aber doch auch manche Schwierigkeiten enthaltenden Rede Ciceros. Dass Nohls Erklärungen überall nur das Resultat eigener Prüfung und selbständigen Urtheils darstellen, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, und an mehr als einer Stelle wird die bisher vorgetragene Ansicht von ihm berichtigt. Einen besonderen Vorzug auch dieses seines Schülercommentars bilden die wirklich gelungenen trefflichen Winke zur Übersetzung des lateinischen Ausdrucks. Mag sein, dass dies immer noch etwas reichlich geschieht, aber man kann dem Herausgeber, der die Kunst des Übersetzens in wahrhaft mustergiltiger Weise handhabt, darob nicht gram sein. Die ganze Art der Erklärung Nohls, wie er stets zum scharfen Erfassen des Gedankens anleitet und bestrebt ist, wirklich alles das zu erläutern, was dem Schüler Schwierigkeiten bereitet oder auffallend erscheinen muss; diese ganze eindringende und lebensvolle Erklärungsweise zeigt klar, dass dieser Schülercommentar aus der Praxis der Schule hervorgegangen ist. Bei der Übersetzung einzelner Worte gibt N. jetzt nicht mehr bloß die jeweils im Deutschen geforderte, von der Grundbedeutung oft ganz verschiedene Übersetzung, sondern leitet dieselbe zumeist in zweckmäßiger Weise aus der Grundbedeutung ab. Auch von etymologischer Ableitung wird ein verständiger Gebrauch gemacht; sie wird nur dort gegeben, wo dadurch das Verständnis des Wortsinnes wirklich eine schärfere Beleuchtung erfährt. Von bemerkenswerten Erklärungen einzelner Stellen seien hier hervorgehoben: § 6 *paene imperio ex urbe expulisse* wird treffend erklärt durch Hinweis auf *in Catil.* I § 10 *exire ex urbe iubet consul hostem, interrogas me, num in exsilium? Non iubeo, sed si me consulis, suadeo* 'also ein eigentlicher Befehl, den er kraft seiner Amtsgewalt gegeben hätte, lag nicht vor'. Gut und bündig ist § 13 die Erklärung des Ausdrucks '*umbra luxuriae.*' Treffend die Beobachtung § 16 über das Zeugma in der Verbindung des *eruendu* mit *ex sermone recenti.* Ebenda zu den Worten '*nec mihi umquam minus in Q. Pompeio novo homine virtutis esse visum est quam in homine nobilissimo, M. Aemilio* weist Nohl in scharfsinniger Weise nach, dass hier Cicero unlogisch geworden ist in dem Bestreben, die *homines novi* und

damit auch sich in den Vordergrund zu stellen und zu verherrlichen. — § 40 stellt Nohl, wie ich glaube, die Auffassung der Worte '*nos quoque habuimus scenam competitricem*' in zweifelloser Weise richtig. Die bisher übliche Erklärung der Stelle lautete: '*competitricem* als Unterstützung bei der Bewerbung ums Consulat' (Halm-Laubmann, ähnlich Strenge). Allein das passt gar nicht recht zum Sinn der Stelle; denn vorausgehen die Worte: *quod ego in mea petitione sensi* 'das bekam auch ich bei meiner Bewerbung zu fühlen'. Und so hatte ich selbst mir längst zu Halms Erklärung an den Rand geschrieben, dass *competitricem* hier wohl eher das Gegentheil bedeuten müsse, und freue mich sehr, dass N. dies nunmehr direct ausspricht und erklärt: Der *competitor* kämpft gegen einen, also 'ich halte die Bühne als Gegnerin' oder auch 'mein Mitbewerber führte Spiele gegen mich ins Feld'. Gemeint sind die großartigen Spiele, die Ciceros Mitbewerber C. Antonius als Prätor gegeben hatte. — Man ersieht aus den angeführten Proben, die sich leicht vervielfachen ließen, dass N. auch in diesem Schülercommentar keine handwerksmäßige Erklärung bietet, wie dies in den Unterrichtsbehelfen dieser Art üblich ist, sondern die Resultate ernsten und selbstständigen Denkens vorlegt. — § 52 wäre es wünschenswert, wenn in dem Citat aus Appian dem Schüler das fremde Wort '*ὑπερεθίζειν*' verdeutscht würde, da er es in seinem Schulwörterbuch gar nicht findet.

Wien. Alois Kornitzer.

Weidners Schulwörterbuch zu Cornelius Nepos. Bearbeitet von Johann Schmidt, Professor am k. k. akadem. Gymnasium in Wien. Zweite Auflage. Mit 85 Abbildungen. Wien und Prag. Verlag von F. Tempsky. 1898.

Die verschiedenen, von einander vielfach abweichenden Versuche, den überlieferten Text des Corn. Nepos den Bedürfnissen des Unterrichtes anzupassen, haben die merkwürdige Folge gehabt, dass zu einigen dieser Ausgaben eigene Wörterbücher erschienen. Das vorliegende ist eine Neubearbeitung desjenigen, welches ursprünglich Weidner in Rücksicht auf seine Textesrecension ausgearbeitet hatte. Die Verweisungen auf die einzelnen Stellen sind mit Ausnahme sehr weniger Fälle beseitigt. Meines Erachtens hätte dies überall geschehen können, da der Wortlaut der betreffenden Stellen ohnedies beigefügt ist. Von großem Werte für den Schüler ist die Angabe der Grundbedeutung und Bedeutungsentwicklung der einzelnen Wörter, die besondere Berücksichtigung der Phraseologie sowie die Quantitätsbezeichnung der naturlangen Silben bei den Stichwörtern. Mit Recht war der Verfasser bemüht, die Verwendung des Buches auch beim Gebrauche anderer Aus-

gaben zu ermöglichen. In dieser Beziehung wird noch einiges zu ändern oder nachzutragen sein. Das Citieren der *vitae* nach der überlieferten Zahl ist unpraktisch für jene Ausgaben, die nicht sämmtliche *vitae* enthalten. Ferner werden abweichende Lesarten in Klammern beizufügen sein, da der Schüler sonst zu dem Glauben verleitet werden könnte, nicht die citierte Stelle vor sich zu haben. Jetzt leuchtet es für den mit dem Schriftsteller Vertrauten doch noch allenthalben durch, dass bei der Anlage des Buches Weidners Text die Grundlage bildete. Namentlich ist der originale Wortlaut vielfach unberücksichtigt geblieben. Ich führe an Milt. 3, 5 *plerique.* Them. 6, 1 cum satis alt*itudo* muri exstruct*a* vider*etur.* Paus. 3, 3 aditum petentibus *conveniundi* (vgl. meinen Bericht bei Bursian: LXXII. Bd. S. 88). Ep. 1, 4 a plurimis *omnium.* 2, 1 pauper *iam* a maioribus relictus. 4, 2 *pro* patriae caritate. 7, 1 deducta *illa multitudo militum.* Pel. 2, 1 *eo* patriam recuperare. Dann bedeutet aber *ex proximo* „zunächst", *locus* „Gelegenheit" (vgl. Unger, Der sogen. Corn. Nepos, S. 64, Anm. 1). Unter *dubito* fehlt die Angabe der Construction von *non dubito* mit dem acc. c. inf. (vgl. Lupus, Sprachgebr. S. 151. Nipperdey-Lupus, Gr. Ausg. zu praef. 1).

Eine wiederholt begegnende, also beabsichtigte und bewusste Eigenthümlichkeit ist es, dass ein und derselbe Ausdruck unter verschiedenen Stichwörtern verschieden übersetzt wird. Ich verweise auf *affluentia* und *munditia*, *causa* und *cognosco, cogitatio* und *fero, cultus* und *domesticus, consensio* und *globus*, *demens* und *sed, dimico* und *summus*, *dodrans* und *heres*, *ferocia* und *sum, minor* und *probo, regius* und *spiritus*, *religio* und *sine.*

Ich lasse nun ein paar Bemerkungen folgen, die sich mir bei der Durchsicht des Buches ergaben. Unter *bona* würde es sich empfehlen, die Bedeutung „Vorzüge" erst vor das letzte Beispiel zu setzen. — Zu *delibero b*) würde ich die betreffende Stelle citieren. — Unter *e, ex* war die Verbindung *ex te natum* sub 1 *a*) anzuführen. — Die Bedeutungen „ausnehmen" und „aufnehmen" waren bei *excipio* auseinander zu halten. — Die Etymologie von *exemplum* ist bei Stowasser zutreffender. — Unter *exerceo* war die Klammer erst nach h a l t e n zu schließen, indem sich die Bedeutung „in Schranken halten" auf das Simplex *arcere* bezieht. — Als Beleg für den intransitiven Gebrauch von *facio* ist irrthümlich angeführt *multa crudeliter avareque facere.* — Unter *fors* passt, wie oben erwähnt, die Übersetzung „w o h i n der Zufall sie geführt hätte" (Pel. 2, 1) nicht für jeden Text. — Unter *habeo* 2) ist die Bedeutung „zeigen" angeführt, diese kommt jedoch erst sub 3) zur Geltung. — Die Pluralform *hemerodromoe* fehlt. — Unter *is* ist das Verhältnis zwischen 1 und 2 unklar. — *Neque ita multo post* wird übersetzt wohl besser lauten „nicht gar v i e l (statt „lange") später." — Unter *lego* waren die Bedeutungen „lesen, auswählen" sammt den beiden Beispielen um-

gekehrt anzuordnen. — Unter *moveo* wird *minus* mit „nicht“ übersetzt, aber an der angeführten Stelle Them. 4, 3 heißt es *minus quam vellet*. — Der Gebrauch des Wortes *provincia* von einer persischen Satrapie war unter *a*) einzureihen, die Bedeutung „Amt, Wirkungskreis“ gehört an die letzte Stelle. — Unter *sub* würde ich anordnen 1) 2) 3). — *Vere* (Lys. 3, 5) fasse ich (vgl. diese Zeitschr. XXXII v. J. 1881, S. 125) nicht ironisch, sondern übersetze: „Wie berechtigt seine Verurtheilung gewesen wäre“ usw. — Die Bedeutungsentwicklung von *versus* hätte nach Stowasser gegeben werden sollen.

Störende Druckfehler finden sich nur in geringer Anzahl. S. 73 b (unter *gloria*) fehlt *in-* vor *veterata*. S. 78 b (u. *honos*) ist zu verbessern praecipuus (für *-m*). S. 92 b (u. *laedo*) consecuturos (f. consecturos). S. 93 a (u. *laus*) virtutum (f. -em). S. 168 a (u. *super*) supererat (f. superat). S. 189 a (u. *vis* 2) fehlt in dem letzten Citate *a* vor *consilio*.

Die beigegebenen Abbildungen sind lehrreich und wohl geeignet, das Interesse der Schüler für den Schriftsteller zu beleben.

Unter den vorhandenen Wörterbüchern zu Corn. Nepos dürfte das vorliegende seinem Zwecke am besten entsprechen.

Wien. R. Bitschofsky.

---

1. Repetitorium der lateinischen Syntax und Stilistik. Ein Lernbuch für Studierende und vorgeschrittene Schüler, zugleich ein praktisches Repetitorium für Lehrer, bearb. von Prof. Dr. Hermann Menge, Director des kgl. Gymnasiums in Wittstock. 7. berichtigte u. ergänzte Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler 1900. Lex.-8°, VIII u. 122 + 450 SS. Preis 7 Mk.
2. Lateinische Stilistik für die oberen Gymnasialclassen. Von Dr. Hermann Menge. 2. durchgesehene Aufl. Wolfenbüttel, Zwißler 1900. gr. 8°, IV u. 83 SS. Preis 1 Mk.

1. Der Verf. verdient aufrichtigen Dank, dass er sich durch die neuen preußischen Lehrpläne, 'durch deren Bestimmungen dem Unterrichte in der lateinischen Grammatik die stärksten Wurzeln abgeschnitten und dem Unterrichte in der lateinischen Stilistik die Berechtigung aberkannt worden ist', nicht irre machen ließ, sein Werk in 7. Auflage erscheinen zu lassen. Wenngleich die Verhältnisse bezüglich des lateinischen Unterrichtes in Österreich nicht anders liegen, wird das Buch, das Syntax, Stilistik, Synonymik und Antibarbarus zugleich enthält, namentlich wegen seiner praktischen, für das Selbststudium eingerichteten Anlage den Schülern immer gern empfohlen. Und selbst der Lehrer zieht es mit Vorliebe zurathe, weil es abgesehen von seiner Reichhaltigkeit inhaltlich durchaus verlässlich ist und durch sorgfältige Nachbesserung von dem Verf. auf der wissenschaftlichen Höhe der Zeit erhalten wird. Ohne auf die dermaligen Besserungen und Zusätze,



welche eine unbedeutende Erweiterung des Werkes — von acht Seiten — herbeiführten, im einzelnen einzugehen, bietet Ref. im Folgenden einige Bemerkungen, wie sie sich bei der Durchsicht der neuen Auflage ergaben.

§ 6, I 2) behandelt M. die Fälle, wo das neutrale Adjectiv im Singular als Prädicatssubstantiv fungiert. So *mors est extremum omnium rerum.* Aber ganz derselben Natur ist der entsprechende Gebrauch des Plurals, wie *natura inimica inter se sunt libera civitas et rex,* den M. getrennt § 6 II 4) behandelt. Ist Trennung aus irgend einem Grunde nöthig, so ist ein Hinweis von der einen Stelle auf die andere nicht zu unterlassen. — § 74 (Gen. und Abl. qualitatis) ist die nunmehr sicher stehende Thatsache, welche mehrere Forscher unabhängig von einander beobachtet haben, dass nämlich die Positive von Adjectiven dritter Declination nicht gerne im Gen. qualitatis erscheinen, endlich einmal auch in das Repetitorium aufzunehmen. (Vgl. diese Zts. Jahrg. 1900, S. 1006). — § 154, 19 steht *proelio commisso* im Sinne von *proelio facto.* Ersteres bedeutet 'nach Beginn der Schlacht'. — § 260, 2 werden Relativsätze wie *quae est tua prudentia* oder *qua es prudentia* als absolute bezeichnet. Klarer würde die Bezeichnung, wenn auf § 23, 4 (*etiam frater tuus, id quod maximo dolori mihi est, me dereliquit*) verwiesen würde. — § 346 ist die Anmerkung völlig unbrauchbar. Sie lautet: '„Mir wird befohlen" heißt regelmäßig *mihi imperatur, ut* (oder *ne*), also mit unpersönlicher Construction. Griechischartig sagt Cicero (Verr. 5, 68) mit persönlicher Construction *deduci imperantur* (= *iubentur*). Cf. auch Hor. epist. I 5, 21'. Allein die angeführte Stelle aus Cicero ist nicht gleichbedeutend mit *iis imperatur deduci*, was völlig unverständlich wäre, sondern kommt gleich einem *eos deduci imperatur.* M. deutet selbst die richtige Erklärung an, indem er auf die entsprechende Structur von *iubeo* verweist, über die sich § 436 *a*) 1 die richtige Bemerkung findet: '*Iubere* und *vetare* müssen im Passiv sogar dann persönlich construiert werden, wenn der Befehl oder das Verbot gar nicht an das Subject gerichtet ist; z. B. *Decius in castra deduci iussus est.*' Ganz anderer Natur ist wiederum die aus Horaz beigebrachte Stelle: *Haec ego procurare imperor.* — § 372 liest man: '*accedit quod* gibt ein wirkliches, schon vorliegendes Factum als hinzukommenden Grund an ('der Umstand, weil'), während das häufigere *accedit, ut* überhaupt bezeichnet, dass eine neue Thatsache zu dem schon Angeführten hinzukomme ('dass').' Dies ist die althergebrachte Form der Regel, deren Unklarheit nicht erst nachgewiesen zu werden braucht. Wunderlich ist, dass die einfache Fassung, deren Richtigkeit sofort in die Augen springt, noch immer unbeachtet bleibt. Nachdem schon L. Ramshorn, Lat. Grammatik. 2. Aufl. Leipzig 1830, S. 747* bemerkt hatte: '*Accedit quod* gibt einen neuen Grund oder noch vorhandenen Umstand an, *accedit ut* einen Nebenumstand,

der noch in Betracht zu ziehen ist', erklärt J. Walser, Kritische Nachlese zu Dr. Scheindlers Schulgrammatik. Wien 1890, S. 41, ohne seinen Vorgänger Ramshorn zu kennen, Folgendes: 'Will der Autor eine Reihe von Thatsachen im Sinne gleichwertiger Momente begründend vorführen, so gebraucht er im Verlaufe der Darstellung *accedit quod*; will er aber dem Primären etwas Secundäres, dem Allgemeinen ein Besonderes als beiläufiges, wenngleich beachtenswertes Moment unterordnen, so zieht er die Construction mit *ut* vor.' — § 398 *d*) Anm. 2 handelt von den Attractio modi et temporis. M. führt hiefür nur conjunctivische Nebensätze auf. Allein es gibt auch eine indicativische Attractio temporis, u. zw. auch in Hauptsätzen. Vgl. Caesar b. G. I 6, 1 *Erant omnino itinera duo . . mons autem altissimus impendebat.* Über Fälle wie Cic. Off. I 143 *quae erant* (st. *sunt*) *prudentiae propria, suo loco dictum est* handelt M. Wetzel, 'Gymnasium' 1884, Sp. 265.

2. Das Büchlein ist zehn Jahre in den Händen von Schülern und hat offenbar gute Dienste geleistet. Es ist in 2. Auflage einer genauen Durchsicht unterzogen worden, weist aber nur an wenigen Stellen wesentliche Abweichungen von der Fassung der ersten Bearbeitung auf. Es war eben kein Grund vorhanden, den Stoff durch Zusätze zu erweitern oder durch Streichungen zu kürzen. Immerhin dürfte für eine künftige Auflage Folgendes zu beachten sein. § 26 heißt der Genetiv bei *esse* und *videri* (*stulti, constantis est, dementis videtur*) Genetivus qualitatis. So auch im Repetitorium § 180, 3. Richtig heißt es ebd. § 76 G. possessivus. — § 58 wird *quocunque* (*quoquo*) *modo* durch *omni modo* erläutert. Allein es ist in der Regel gleich *quovis* (*quolibet*) *modo.* — Nach § 102 *d*) ist *nonne videmus* oder *vides* u. ä. am Satzanfange zu meiden. Nothwendig wäre aber daneben die Belehrung, dass man dafür *videsne* (*videmusne*) sagt oder die Stellung verändert. Vgl. Cic. Sest. 47 *Nonne ad servos videtis rem publicam venturam fuisse?* Acad. II 86 *Quid? hoc nonne videtur contra nos valere?* — § 103 ist wohl die Bemerkung nicht zu umgehen, dass 'Allitteration' kein antiker Terminus ist, sondern von Joannes Jovianus Pontanus herrührt; vgl. Gerber, Sprache als Kunst II 163.

Wien. J. Golling.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigiert v. Karl Glossy. Neunter Jahrgang. Wien, Karl Konegen, 1899.

Gleich seinen Vorgängern beschränkt sich der neunte Band des von der Grillparzer-Gesellschaft herausgegebenen Jahrbuches nicht bloß auf den Dichter der Ahnfrau und seine Werke, sondern er sucht sich wie diese auch über Grillparzers gleichgestimmte Zeitgenossen und über sämmtliche führende Geister zu verbreiten, welche das Schriftthum Deutschösterreichs im neunzehnten Jahr-

hundert aufzuweisen hat. Die Reihe der Abhandlungen eröffnet diesmal gebürenderweise Jakob Minor mit einem Aufsatze „Zur Geschichte der deutschen Schicksalstragödie und zu Grillparzers Ahnfrau", in dem der rühmlich bekannte Literarhistoriker wichtige Ergänzungen und Nachträge zu seinem Buche „Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern", Frankfurt a. M. 1883, und zu seiner Einleitung zu dem die Schicksalstragödien enthaltenden Band in Kürschners Nationalliteratur bringt.

Wolfgang von Wurzbach verfolgt das Motiv der Jüdin von Toledo in den verschiedenen Fassungen, die es in den Chroniken und in den Dichtungen der Spanier erhalten hat, und Emil Horner weist in einer längeren Abhandlung nach, dass Bauernfeld zu seinem Fortunat neben dem Volksbuche nicht nur die dramatischen Bearbeitungen Dekkers und Tiecks benützt, sondern sich auch in der uns erhaltenen Umarbeitung der ersten Niederschrift bezüglich der Scenenführung an Grillparzers „Traum ein Leben" angelehnt hat.

Anton Schlosser theilt uns fünfundzwanzig Briefe Adalbert Stifters mit, die den letzten zwanzig Lebensjahren des Dichters entstammen und an den Juwelier Josef Türk, an Johann Gabriel Seidl u. a. gerichtet sind. Über die Vorläufer Grillparzers in der dramatischen Behandlung des Ottokar-Stoffes, über die Schwierigkeiten, die sich der Aufführung von „König Ottokars Glück und Ende" entgegenstellten, und über die Aufhebung des Verbotes durch das persönliche Eingreifen des Kaisers Franz handelt in sehr sorgfältiger, des Dichters eigene Darstellung mehrfach berichtigender Weise der verdiente Herausgeber Karl Glossy, dem wir auch die Mittheilung eines bisher ungedruckten Romanfragmentes von Schreyvogel, den Neudruck eines in Gutzkows „Telegraph" (1837) erschienenen Aufsatzes „Die Poesie in Österreich" von dem jungen Dingelstedt und eine biographische Skizze des vor kurzem dahingeschiedenen Philosophen Robert Zimmermann verdanken. Endlich gibt uns Michael Maria Rabenlechner Urtheile über einige Stücke Grillparzers aus dem Tagebuche des Dichters der „Aspasia" wieder und theilt uns einen Brief mit, in dem ein jüngerer Freund Grillparzers Urtheil über den „Ahasver in Rom" überliefert.

Da sich auch die Verlagshandlung bezüglich der äußeren Ausstattung des Buches vor Kosten ebensowenig gescheut hat wie in den vergangenen Jahren, verdient das Werk eine ähnliche Verbreitung und Beliebtheit, wie sie das Goethejahrbuch seit mehr als zwanzig Jahren bei allen genießt, die der Entwicklung unserer neueren Dichtung Interesse entgegenbringen.

Görz. Dr. Franz Streinz.

August Ehrhard, Le théâtre en Autriche: Franz Grillparzer. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, 1900. II, 509 SS.

An die zwei verdienstvollen Arbeiten, die Aug. Ehrhard über deutsche Literatur veröffentlicht hat, „*Les Comédies de Molière en Allemagne*“ und „*Henrik Ibsen et le théâtre contemporaine*“ reiht sich nunmehr eine dritte, die schon durch ihren Stoff das specielle Interesse Österreichs herausfordert. Eine französische Biographie Grillparzers — der wir, sei gleich beschämt zugestanden, trotz ausgiebigster Einzelforschung noch immer keine umfangreiche, erschöpfende deutsche gegenüberstellen können. So wird das zunächst nur für den engeren Kreis der Landsleute gedachte Werk auch zu einem Buche für uns. Wir könnten natürlich die vielen, ganz ausgezeichneten Übersetzungsproben und ausführlichen Analysen, die eine Bekanntschaft zu vermitteln bestimmt sind, entbehren. Aber die Freude an der geschmackvollen Darstellung, dem ruhigen Urtheil, vor allem der echten Begeisterung, die den Biographen für seinen Autor erfüllt, wird den deutschen Leser mitreissen, umso zwingender, weil sie aus fremdem Idiome, wie aus fremdem Geiste zu ihm mit lauteren Zungen redet. Ehrhard hat sich seinen Dichter wirklich erobert und eine Studie geliefert, welche die in den letzten Jahren erschienenen, wie Rabanys Kotzebue, Bonafous' H. v. Kleist, so ehrenvolle Zeugnisse sie auch für die Beschäftigung Frankreichs mit der deutschen Literatur ablegen, weit übertrifft.

Nach der beliebten französischen Methode hat Verf. sein Buch in zwei Theile: 'Der Mensch und seine Zeit' und 'Das Werk' zerlegt. Im ersten Theile stellt er zunächst das Leben Grillparzers dar. Einige kleine Irrthümer sind nicht von Belang: S. 7 spricht er von Schreyvogel „*qui dirigeait depuis 1814 les théâtres de la cour de Vienne*“. Die Briefe und Tagebücher sind gut ausgenützt, besonders scharf wird das Verhältnis zu Kathi Fröhlich charakterisiert. Ausführlich behandelt das zweite Capitel den „Österreicher“, besonders in der politischen Situation seines Landes, während, wie begreiflich, der Wiener in der ganzen Darstellung, auch in der der Dichtung zu kurz kommt. Leider dient Verf. zur Charakteristik Österreichs allzu oft die zweifelhafte Quelle „*L'Autriche telle qu'elle est*“, die Übersetzung der Sealsfield'schen Brochure, deren Autor er nicht zu kennen scheint. Im 3. Abschnitte entwickelt er Grillparzers „*Idées littéraires*“, die vielleicht doch besser erst aus der Betrachtung der Werke abzuleiten gewesen wären. Neben dem richtig erkannten Einflusse Goethes erscheint mir der der Romantik etwas unterschätzt. Sehr berechtigt ist die große Ausdehnung des 4. Cap. „*Le musicien*“. Die verschlossenen Papiere sind nicht in der Hofbibliothek (164), sondern in der Stadtbibliothek hinterlegt. Den zweiten Theil eröffnet das Schicksalsdrama „Die Ahnfrau“, zu der auch Müllner und Houwald ausführlich herangezogen wurden. Man kann das

Werk nicht besser würdigen, als Verf. es mit den Worten thut: *„Par la richesse du fond, par la grande somme de vérité intérieure l'Aieule dépasse d'une distance énorme les oeuvres de Houwald et de Müllner. Par la vie qu'elle donne au principe fataliste, elle est également supérieure à la Fiancée de Messine“* (236). Das zweite Capitel umfasst die Griechen-Dramen, in denen Verf. zu sehr nach antikem Geiste sucht. Im „Goldenen Vließ“ ist die Bedeutung, die Grillparzer dem Vließe zu geben suchte, zu wenig beachtet. Unter den „nationalen Dramen“, die das 3. Capitel behandelt, erregt der Ottokar, bei dem auch die Reimchronik viele Belege liefert, die größte Bewunderung des Verf.s; er stellt das Werk über Schiller, ja sogar Shakespeare. Beachtenswert ist, wie er sich in den Geist des „Treuen Diener seines Herrn“ versenkt hat. Das 4. Capitel fasst unter der Aufschrift *„Fantaisie et Comédie“* die 'Melusine', 'Traum ein Leben', wo auch wieder auf die Quelle wie auf die geistige Verwandtschaft mit Peer Gynt hingewiesen wird, und 'Weh' dem, der lügt' zusammen, das in der Erörterung des Problems Minors treffliche Ausführungen nicht berücksichtigt. Cap. 5 wirft unter *„Oeuvres diverses“* 'Esther', 'Jüdin von Toledo' und 'Libussa' zusammen. Die letztere hätte sich an die nationalen Dramen leicht anreihen lassen, die ersteren zwei könnten eine Gruppe für sich bilden. Über die Esther-Fortsetzung äußert Verf. sich ziemlich unentschieden. Nicht erfüllt wurde, was der Obertitel des Werkes zu versprechen schien: *„Le théâtre en Autriche“*. Grillparzer wird als einziger Repräsentant genommen; wie dies geschehen, kann nur nochmals die wärmste Zustimmung finden.

Wien. A. v. Weilen.

Morf Heinrich, Geschichte der neueren französischen Literatur. (XVI.—XIX. Jahrhundert.) Ein Handbuch. I. Buch: Das Zeitalter der Renaissance. Straßburg, K. J. Trübner 1898. kl. 8°, X u. 246 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Welter Nikolaus, Frederi Mistral, der Dichter der Provence. Mit Mistrals Bildnis. Marburg a. L., N. G. Elwert 1899. kl. 8°, 356 SS.

Mit der Veröffentlichung des ersten Bandes einer die ganze Periode der neufranzösischen Literatur umfassenden Darstellung betritt Morf einen Boden, der zwar ihm selbst schon seit langem nicht mehr fremd ist, wo man aber sonst einen auf dem in anderer Richtung liegenden Gebiete der Sprachgeschichte und der mittelalterlichen Literatur hervorragend thätigen Gelehrten nicht oft antreffen wird. Liegt eben eine gewisse Beschränkung des Arbeitsfeldes nothwendig in der heutigen Ausdehnung der Wissenschaft, so muss eine so innige Vertrautheit mit all den verwickelten Fragen der neueren französischen Literatur, die an und für sich schon ihren ganzen Mann fordert, bei einem Vertreter der roma-

nischen Philologie, in der es ohnedies fast keinen Horizont gibt, billig wundernehmen. Kürzere Essays und Beiträge für die Deutsche Rundschau u. a. Zss. haben wohl schon früher die gewandte Darstellungskunst des Züricher Professors gezeigt; in vorliegendem Buche aber sehen wir ihn mit Sicherheit und Eleganz einen großen Abschnitt der Literaturgeschichte beherrschen, wo die Vorarbeiten zwar nicht spärlich sind, aber doch der eigenen Forschung vieles zu thun übrig lassen. Auf dem Gebiete deutscher Zunge begegnet zur Zeit ein Historiker der neueren französischen Literatur nur wenigen hervorragenderen Arbeitsgenossen; so darf man sich aufrichtig über Morfs Unternehmen freuen und die glückliche Vollendung des begonnenen Werkes wünschen, ohne dabei der Hoffnung zu entsagen, dass man ihn gelegentlich auch wieder auf dem Plan, wo er sich einst seine Sporen verdient hat, thätig sehen werde.

Als Handbuch in vier Bänden, deren jeder etwa ein Jahrhundert, der letzte also noch die jüngste Zeit in sich begreift, ist das Werk gedacht, und dessen Bestimmung für Lehrer und Studierende des Faches sowie für gebildete Laien bedingt zugleich die Anlage wie die Darstellung. In knappen Zügen wird in vorliegendem ersten Bande die Literatur des vielbewegten XVI. Jahrhunderts im Zusammenhange mit dessen politischen, kirchlichen und culturellen Bestrebungen dargestellt, der leitende Gedanke der Zeit durch das Wirrsal einer Menge von oft minderwertigen Erzeugnissen verfolgt und die französische Renaissance mit der älteren italienischen in Beziehung und Vergleich gestellt, wobei das Gemeinsame wie das Unterscheidende kräftig herausgearbeitet wird. Den drei Hauptabschnitten ('Am Ausgange des Mittelalters', 'Die Anfänge der Renaissance-Literatur', 'Höhezeit und Niedergang der Renaissance') gehen allgemein orientierende Einleitungen voran, welche den betreffenden Zeitraum kurz, aber ausreichend charakterisieren; ebenso führt eine die alte wie die neue Zeit überschauende Betrachtung im Eingang des Buches in das Verständnis des Jahrhunderts ein. Diese Seiten, welche den gewaltigen Riss, der damals durch das civilisierte Europa gieng und das verfallende Gebäude der mittelalterlichen Welt auf einmal verschlang, in seinen Ursachen und Wirkungen beleuchten, gehören zu den gelungensten Charakteristiken, welche dieser Zeitraum gefunden hat. — Für kurz gefasste Handbücher der Literatur besteht eine Klippe, der nicht leicht zu entgehen ist: die beabsichtigte Kürze wird zum bloßen Schema, die erstrebte Reichhaltigkeit zu einer Aufzählung von Schriftstellern und ihren Werken, welche nur wenig von einem Register verschieden ist. Morf hat dies glücklich vermieden. Er beschränkt sich auf die wichtigeren Erscheinungen und gruppiert die kleineren Geister um die großen: Rabelais, Montaigne und Ronsard nehmen einen ihnen gebürenden Platz ein, ohne von ihrer Umgebung bedrängt zu sein. Mit Fußnoten, Anmerkungen

und sonstigen gelehrten Zuthaten hat der Verf. das Buch nicht beschwert; man liest es fließend und ahnt kaum die Arbeit und den Fleiß, woraus es erwachsen. Der fachmännische Leser findet jedoch im Anhang eine ausführliche Bibliographie und im Vorwort eine Rechtfertigung des Verfahrens, welche eine objective Kritik befriedigen werden. So scheint es mir nicht zweckmäßig, an die schöne Leistung einen kleinen Maßstab anzulegen. M. hat mit seinem schönen Buch die allgemeine Bildung und die Wissenschaft zugleich erheblich gefördert.

Mistrals Hauptwerke sind durch August Bertuchs Übertragungen auch dem gebildeten Publicum Deutschlands bekannt geworden. Diesen Ruf zu festigen und dem Dichter von Maiano weitere Freunde bei uns zu gewinnen, ist die Absicht des Welterschen Buches, das nicht lang vor Mistrals siebzigstem Geburtstage erschien und dem noch immer jugendlichen Greis gewiss Freude gemacht haben wird. Seit Böhmer und Koschwitz den Anstoß zu eingehenderer Beschäftigung mit der neuprovençalischen Sprache und Dichtung gegeben, findet sich dieses oder jenes Werk Mistrals gelegentlich sogar im Vorlesungsverzeichnisse deutscher Universitäten als Gegenstand der Lectüre und Interpretation; für das leichtere Verständnis außerhalb der Provence hat übrigens der Dichter selbst durch Beigabe einer französischen Übersetzung gesorgt. Vorliegendes Buch, dessen Verdienst vor allem in dem begeisterten Sichversenken in die Stimmung und Landschaft der Dichtungen und in tiefem Nachempfinden besteht, will nicht so sehr die gelehrte Forschung mehren, als die Liebe zum Dichter und seinem sonnigen Vaterlande. So weht uns aus vielen Seiten eine wahrhaft südfranzösische, blumendufterfüllte Luft entgegen, klingt eine melodische, ans Provençalische — wenn naturgemäß auch nur von ferne — erinnernde Sprache an unser Ohr. Vielleicht könnte man finden, dass die Gesammtwirkung bei sparsamerem Verbrauche der Begeisterung eine stärkere gewesen wäre, da nur der Südländer andauernd eine solche Spannung der Gefühle erträgt. Ich will Welter deshalb nicht tadeln, hätte aber die hohen Töne für besonders hervortretende Stellen aufgespart, bei der Darstellung unbedeutenderer Lebensereignisse jedoch einige Noten tiefer gegriffen. Freilich floss Mistrals Leben ruhig und gleichmäßig dahin, ohne große Aufregung und glücklicherweise ohne tragische Momente. So wird man gern die fesselnde Darstellung und die schöne Sprache des Welter'schen Buches anerkennen.

Wie der Titel („Der Dichter der Provence") besagt, steht Mistrals Persönlichkeit weit im Vordergrunde des Buches, wie denn auch seine Bedeutung die seiner Mitstrebenden überragt; neben ihm kommen Roumanille, Aubanel und einige weniger berühmte Landsleute nur vorübergehend zur Geltung. Die Entstehung des Feliberthums, seine Organisation und Wandlungen sind kurz,

aber genügend besprochen, doch wäre gerade für das große Publicum eine etwas eingehendere Behandlung ihrer historischen Seite, ein weniger flüchtiger Blick auf das Mittelalter vielleicht nicht überflüssig gewesen, wogegen die Aufzählung der einzelnen Festgerichte (vgl. S. 7) und ähnliches, wenn es auch zur Charakteristik der Provence und ihrer Sitten beitragen kann, ohne Schaden hätte gekürzt werden können. Die Analyse der wichtigsten Dichtungen Mistrals, nebst Übersetzungen besonders schöner Stellen daraus nehmen den größten Theil des Buches ein: Mirèo, Calendau, Lis Isclo d'or, Nerto, Die Königin Johanna und das Rhônelied werden nacherzählt und zergliedert, und Welter ist auch für die Schwächen nicht blind. Der Leser seines Buches wird also nicht nur einen wirklichen Genuss, sondern auch Belehrung und vielleicht sogar Anregung zur Beschäftigung mit den Originalen finden. Und das wäre, glaube ich, für den Verf. der schönste Erfolg.

Czernowitz. M. Friedwagner.

Weltgeschichte. 2. Band: Die Randländer des Mittelmeeres. Herausgegeben von H. F. Helmolt. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1900, 8°, 574 SS.

Dem ersten Bande dieses eigenartig angelegten Werkes ist in kurzer Zeit ein zweiter — in der ganzen Reihe der vierte — gefolgt. Der günstige Eindruck, den der erste trotz einzelner Ausstellungen in Bezug auf die Methode gemacht hat, kann auch an dem vorliegenden hervorgehoben werden. Mit Rücksicht auf die schon bei dem ersten Bande in dieser Zts. (51. Jahrg., S. 332) gemachten allgemeinen Bemerkungen können wir uns bei dem vorliegenden Bande begnügen, aus dem reichen Inhalte das Wesentliche herauszuheben. Der Band wird durch einen gehaltvollen, von dem Herausgeber überarbeiteten Aufsatz des verstorbenen Grafen Eduard Wilczek über den inneren geschichtlichen Zusammenhang der Mittelmeervölker eingeleitet. Die Idee des Aufsatzes ist ja nicht neu; wenn man will, findet man Ähnliches schon in Curtius' Griechischer Geschichte. Die Ausführung geht dahin, dass das Meer keineswegs nur trennende Eigenschaften besitzt, sondern auch nähernd und ausgleichend wirkt. In vier Capiteln wird hier 1. Die Zusammenfassung der Mittelmeervölker zum Begriff der mittelländischen Rasse, 2. Der Antheil der einzelnen Völker (Ägypter, Israeliten, Phönizier, Griechen, Karthager und Römer) an der Entstehung des mittelländischen Geistes, 3. dessen Entwicklung und 4. dessen Blüte in der Renaissance geschildert. Werden schon in diesem einleitenden Theile des ersten Bandes (S. 1—44) die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker im allgemeinen hervorgehoben, so geht der zweite Theil (S. 45—158) in einer tüchtigen Arbeit von Brandis auf die

alten Völker am Schwarzen Meere und am östlichen Mittelmeere näher ein. Wir erhalten nach einer allgemein geographischen und ethnographischen Einleitung eine scharf umrissene Geschichte der Bevölkerung Kleinasiens, der europäischen Grenzvölker (Skythen und Sarmaten), der Urvölker des Rumpfes der Balkanhalbinsel (Illyrier, Thraker, Macedonier), des Reiches der Seleukiden und des griechisch-baktrischen Reiches. Der dritte Theil (S. 159—216) — er stammt aus der Feder von W. Walther — schildert die Entstehung des Christenthums und seine östliche Entfaltung. Soweit es in einem Werke dieser Art möglich ist, wo die Rücksichtnahme auf die breiteren Lesermassen das Eingehen in kritische Fragen hindert, wird der Leser auch über die Quellen zur Geschichte des Urchristenthums belehrt; dies ist auch in späteren Partien der Fall, wo sich etwas eingehendere Bemerkungen über die christliche Literatur der nachapostolischen Zeit finden (S. 175 ff.). Gut zusammenfassend ist das Capitel über die Ausbildung der katholischen Kirche (S. 180 ff.), ebenso werden die Gründe der Christenverfolgungen (S. 190) und auch die Lehrstreitigkeiten und Spaltungen in klarer Weise auseinandergesetzt. Im vierten Theile (S. 227—252) schildert H. Schurtz die Geschichte Nordafrikas von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage: Die älteste Besiedlung Nordafrikas durch Libyer, Berber und spätere Einwanderungen, die Geschichte Kyrenes und Karthagos, die römische und die Vandalenherrschaft, die arabische Eroberung, die türkische Herrschaft, die französische Colonisation und Marokko in der Gegenwart: die Geschichte Karthagos ist etwas kurz weggekommen, Wichtiges wird aber m. E. nicht vermisst. Gut ist (S. 242) im Hinblicke auf gewisse vor einem Decennium aufgeworfene Probleme der stete Hinweis auf die gänzliche Ausrottung oder Hinwegführung der Vandalen aus Afrika; gut sind endlich auch die Hemmnisse dargelegt, die einer intensiven Colonisation des Landes durch die Franzosen im Wege stehen. Die Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis in die alexandrinische Periode herab wird im fünften Theile (S. 253—296) von Scala knapp, aber doch mit ansprechender Hervorhebung aller historisch wichtigen Momente in 16 Capiteln dargestellt, aus denen wir das vierte „Die heroische (mykenische) Zeit“ besonders herausheben möchten. Im sechsten Theile (S. 297—314) gibt C. Pauli eine Übersicht über die frühesten Einwanderungen in Italien (Iberer, Ligurer, Italiker, Illyriker), dann eine Geschichte der Etrusker, soweit man von einer solchen reden darf. Ansprechend sind die Ausführungen über die Herkunft der Etrusker (S. 307 ff.); der Schluss behandelt die Einflüsse der Urvölker auf die äußeren Geschicke und die Cultur der Halbinsel. Im siebenten Theil (S. 315—464), dem mit Recht ein breiterer Raum zugewiesen ist, gibt Julius Jung eine Darstellung der Geschichte Italiens und der römischen Weltherrschaft von den Anfängen Roms bis in die Zeiten des Kaisers

Justinian; der letzte Theil endlich (S. 469—550), eine Arbeit von H. Schurtz, enthält eine zwar sehr knapp gehaltene, doch alles Wichtige umfassende Erzählung der Geschichte der Staatengebilde auf der pyrenäischen Halbinsel. In neun Abschnitten handelt der Verf. über den Bodencharakter der Halbinsel und seinen Einfluss auf die Bewohner, über die Vorgeschichte, die Anfänge spanischer Geschichte, die Entwicklung des spanischen Volksthums, die islamitische Zeit, Kastilien als Vormacht, den Untergang des Maurenreiches, Spanien als Einheitsstaat und dessen Niedergang seit den Tagen Philipps II. Den Schluss bildet das Ausscheiden Spaniens aus der Reihe der Colonialmächte. Die Geschichte Portugals ist als Episode an passenden Stellen eingeschoben. Dem Bande sind 8 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 15 schwarze Beilagen beigegeben. Ein guter Index gewährt eine leichte Orientierung. Der vorliegende Band fasst nicht nur inhaltlich einen großen Stoff in knapper Darstellung zusammen, diese selbst befriedigt auch nach der formellen Seite hin. Die Ausstattung verdient alles Lob. Kleinere Verstöße sind dem Ref. im einzelnen begegnet, doch sind sie nicht von der Art, dass sie besonders hervorgehoben werden müssten.

Graz. J. Loserth.

Gindelys Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien. Bearbeitet von Dr. F. M. Mayer. I. Bd.: Das Alterthum. Mit 80 Abbildungen. 10., verb. Aufl. Mit hohem k. k. Min.-Erl. vom 10. April 1900, Z. 8486, allgemein zulässig erklärt. Wien u. Prag. Verlag von F. Tempsky 1900. Preis geh. 2 K 70 h, geb. 3 K 20 h.

Gindelys († 1892) „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien“ fand in Dr. F. M. Mayer einen neuen Bearbeiter; aus seiner Feder liegen bereits je zwei Auflagen des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit vor. Diese neuen Ausgaben tragen das Gepräge der Gindely'schen Schulbücher mit ihren Vorzügen und Schwächen — leicht begreiflich, denn ein altes, immerhin noch bewohnbares Haus baut man nicht vom Grund aus um. In stilistischer Beziehung ist die Darstellung im allgemeinen correct, aber durchaus keine Musterleistung; einzelne Wörter erfreuen sich einer besonderen Vorliebe der beiden Verff., vor allem gehört dazu das Wort „zahlreich“. Es ist fast komisch, was alles zahlreich auftritt; da gibt es z. B. Bd. I^{10}, S. 214: zahlreiche Stämme, zahlreiche Castelle; S. 226/7 zahlreiche Briefe, zahlreiche Schulen, zahlreiche Leistungen, zahlreiche Philosophen, zahlreiche Schriften, zahlreiche Porträtbüsten. — Was die Geschichte zum angenehmen und bildenden Lehrgegenstand macht, der Pragmatismus der Thatsachen, die gehaltvolle Gruppierung, der geistvolle Einblick in die Entwicklung der Menschheit, diese Vorzüge, die z. B. den Zeehe'schen Lehr-

büchern eigen sind, vermisst man vielfach bei jenen von Gindely-Mayer. Sie bringen viel Detail, betonen aber den leitenden Faden, die Philosophie der Geschichte, zu wenig.

Die 10. Auflage des Alterthums heißt mit vollem Rechte eine verbesserte, denn keine Partie, ja wenige Seiten kommen vor, die keine Abänderung, keine Verbesserung nach Inhalt und Form aufweisen. Dieser Umstand erschwert in etwas den Unterricht, da neben der neuen auch die 9. Auflage im Schulgebrauche verbleiben darf. Über diese Schwierigkeit muss der Lehrer hinüberleiten, der daher mit beiden Auflagen gut vertraut zu sein hat. In der neuen Ausgabe findet die Culturgeschichte überall eine eingehendere Würdigung; die Kriegsgeschichte jedoch ist noch zu breit behandelt. Lob verdient der vielfach neue „Abriss der Kunst- und Culturgeschichte des Alterthums"; die Abbildungen sind passend ausgewählt.

Es sei gestattet, auf etliche Punkte aufmerksam zu machen. S. 137 steht, dass die sibyllinischen Bücher Weissagungen für die Zukunft enthielten; dagegen sollen dieselben nach S. 178 angeblich Weisungen für die Zukunft (anstatt Weissagungen) enthalten haben. S. 150, Z. 6 v. u. stehe (§ 66), nicht (§ 69). — Warum (S. 210, Anm.) von Müllenhoffs „Deutsche Alterthumskunde" nur der I. Bd. 1870 und der V. Bd. 1883 erwähnt werden, leuchtet nicht recht ein; denn der II., III. und IV. Bd. handeln über die Germanen jedenfalls mehr als der I., der sich mit den Phöniziern und mit Pytheas von Massilia befasst; übrigens ist nur die erste Abtheilung des V. Bandes 1883 erschienen, während die zweite, also der Abschluss des Werkes, erst 1891 herausgegeben wurde. — § 121 trägt die Aufschrift „Das Christenthum". Da braucht es zur Darlegung des römischen Kastenstaates zwei Absätze, bis der zweite mit der Angabe schließt: „Die Bedrückungen der Armen, der Sclaven erzeugten, dass die Zahl derer, die sich der Lehre Christi zuwandten, immer größer wurde; denn dieses (das Christenthum) lehrte brüderliche Liebe und versprach den Sclaven Menschenrechte und Gleichheit vor Gott und dem Gesetze und im Jenseits eine gerechte Vergeltung." Zur Erklärung der Annahme und Ausbreitung des Christenthums im römischen Reiche genügt diese Angabe nicht. — S. 233, Z. 9 v. u. stehe *Aureus* (nicht *Anreus*). — S. 234, Z. 1 v. o. *Perfectissimi* (nicht *Perfeetissimi*).

Wie bereits oben bemerkt, gebürt den kriegerischen Ereignissen eine kürzere Fassung. Herz und Verstand der studierenden Jugend bildet die eingehende Darlegung der culturgeschichtlichen Entwicklung unvergleichlich mehr als die blutigen Menschenkämpfe. Abgesehen von diesem ethischen Moment, ist die neue Vertheilung der allgemeinen Geschichte am österreichischen Obergymnasium in Rechnung zu ziehen. Nach dem „Lehrplane und den Instructionen" aus dem Jahre 1900 erstreckt sich das geschichtliche

Pensum des V. Curses bis zu den Gracchen; der VI. Classe obliegt als Unterrichtsstoff die Geschichte Roms vom Auftreten der Gracchen bis zum Untergange des weströmischen Reiches, das ganze Mittelalter und von der Neuzeit die inhaltreiche Periode bis zum Beginne des 30jährigen Krieges; die Behandlung der nachfolgenden Zeit bis auf die Gegenwart fällt dem VII. Curse zu. Es ist gewiss zu loben und warm zu begrüßen, dass das Lehrpensum des VII. Curses etwas eingeschränkt wurde, um die neueste Zeit eingehender würdigen zu können. Infolge der vorgeführten Vertheilung ergibt sich aber für die VI. Classe ein Unterrichtsstoff, der bei vier wöchentlichen Stunden nicht bewältigt werden kann, mag auch die Bestimmung: „Einschränkung der Territorialgeschichte auf die universal historisch wichtigsten Begebenheiten" ziemlich weitgehend aufgefasst werden. Es wird (seit dem Jahre 1884) nicht oft vorgekommen sein, dass bei vier Unterrichtsstunden das vorgesteckte Lehrziel der VI. Classe: „Geschichte der Römer von der Ausbreitung ihrer Herrschaft über die Grenzen Italiens hinaus bis zum Untergange des weströmischen Reiches und die Geschichte des Mittelalters" nach Gebür erschöpft wurde. Die neue Verordnung nimmt vom Unterrichtsstoffe des VI. Curses (nach dem Lehrbuche von Gindely-Mayer, 10. Auflage) nur 23 SS. weg, weist ihm aber als neues Pensum eine Partie zu, deren Behandlung nach demselben Verf. 62 (57) SS. beansprucht; zudem überragt dieser Zuwachs: Entdeckungen und Reformation, die Periode der punischen Kriege an innerem Werte bedeutend. Die Geschichte nach der neuen Vorschrift so zu zergliedern, ist unnatürlich und wird sich besonders bei der Behandlung des ersten Zeitraumes der Neuzeit, von 1492 bis zum Jahre 1648, unangenehm fühlbar machen. Die Peripherie, die Vorbereitung, nimmt man in der VI. Classe durch, dagegen das Centrum, die Hauptsache, im VII. Curse! Künftighin sind die Sextaner genöthigt, alle drei Lehrbücher der allgemeinen Geschichte zu benützen.

Wie könnte diesem Umstande abgeholfen werden? Man schließe das geschichtliche Pensum der V. Classe mit der Geschichte der Römer beim Eintreten des Kaiserthums; vielleicht lässt sich dieses bis 375 n. Chr. ausdehnen. Dies ist erreichbar, wenn der Lernstoff zusammengedrängt, die Kriegsgeschichte möglichst knapp abgethan wird. Ergäbe sich hieraus ein Nachtheil, so wird derselbe dadurch gehoben, dass die Geschichte der altclassischen Völker im VIII. Curse noch einmal Gegenstand des Unterrichtes bildet. Bis dorthin haben die Schüler sich in die altclassische Lectüre hineingelesen und ihre Fassungskraft, ihr Urtheil ist reifer geworden. Der unnatürlichen Zerreissung des ersten Zeitraumes der Neuzeit würde, wenn kein anderer Ausweg zu finden wäre, die Anweisung von vier wöchentlichen Unterrichtsstunden im VII. Curse vorbeugen. Bleibt die neue Norm, dann wird es wohl wenige Gymnasien

Österreichs geben, an denen das geschichtliche Lehrpensum des VI. Curses der Vorschrift entsprechend zur vollen Ausführung kommt. Das Schlusswort wird die Erfahrung sprechen.

Hall (Tirol). P. Adjut Troger.

Siegmund Günther, A. v. Humboldt, L. v. Buch. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Hofmann u. Comp. 1900. 8°, 280 SS. Preis br. 2 Mk. 40 Pf.

Der 39. Band der unter dem Titel „Geisteshelden" erscheinenden Sammlung von Lebensbeschreibungen hervorragender Männer bringt das Dioskurenpaar Alexander von Humboldt und Leopold von Buch; zwei Männer, die aus vielen Gründen zusammengehören. Beide märkische Edelleute ziemlich gleichen Alters, die auf der Freiberger Akademie gleichzeitig die nachhaltigen Anregungen für ihren künftigen Lebensweg erhielten, die viele Jahrzehnte lang auf verwandten Gebieten mit größtem Erfolge arbeiteten, die bis in ihr hohes Alter in Freundschaft verbunden waren. A. v. Humboldt wird uns vorgeführt als der von rastlosem Eifer erfüllte Mann, der zunächst nur lernen und wieder lernen, der durch Beobachtungen und selbst durch die schmerzhaftesten Versuche an seinem eigenen Körper der Natur ihre Geheimnisse ablauschen will, der dann als allseitig gebildeter, welterfahrener Mann eine großartige Thätigkeit und eine kaum je erreichte Arbeitskraft entfaltet und in der uneigennützigsten Weise sein eigenes ansehnliches Vermögen der Wissenschaft opfert. Er wird gefeiert als der große und kühne Reisende, als der umfassende Gelehrte, der aus den einzelnen Erscheinungen in der Natur die Gesetzmäßigkeit durch das ganze Universum verfolgt, als der geistreiche Gesellschafter, „für den die zwei französischen Begriffe esprit und causer wie gemacht erschienen". In ganz ähnlichem Sinne wird auch L. v. Buch gezeichnet, der Vater der modernen Geologie, der mit nicht minderer Beharrlichkeit in die Geheimnisse der Natur einzudringen und das Gesetzmäßige in den Erscheinungen zu erkennen sucht, der im Vereine mit A. v. Humboldt den Deutschen eine führende Rolle auf dem Gebiete der Naturwissenschaften erkämpft hat.

Wien. L. Weingartner.

Aeppli, Ein schweizerischer Schulatlas. 30. Jahresheft d. Ver. schweizerischer Gymnasiallehrer. Aarau 1900. S. 46—60.

Wie schon in dem Referate über Peuckers „Schattenplastik und Farbenplastik" (1899, S. 1118 und 1119) gezeigt wurde, hat es sich der genannte Verf. zur Aufgabe gestellt, nach einem

wissenschaftlich begründeten Systeme eine unmittelbare Veranschaulichung der dritten Dimension auf Landkarten zu erzielen. Er hat in diesem Aufsatze ebenso wie in dem neulich erschienenen (Zur kartogr. Darstellung der dritten Dimension, Geogr. Zeitschrift von Hettner 1901, S. 22—41) nachgewiesen, dass weder die Schraffen- (sei es allein oder in Verbindung mit Isohypsen), noch die Höhenschichtenkarten den Anspruch erheben können, eine anschauliche und messbare Darstellung der Erhebungen unserer Erdoberfläche zu sein, dass sich vielmehr Schatten- und Farbenplastik vereinen müssen, um dieser Forderung zu genügen. Vom schulgeographischen Standpunkte aus verdienen die Ausführungen Peuckers eine doppelte Beachtung. Einerseits decken sie sich hinsichtlich der Forderung der Anschaulichkeit und Messbarkeit der Höhen mit den Grundforderungen des geographischen Unterrichtes überhaupt, andererseits verlangen sie, dass die Formen der dritten Dimension so wiedergegeben werden sollen, wie sie sind, nicht, wie sie uns zu sein scheinen. Sie wollen nicht möglichst plastische, sondern wahre Karten und setzen daher an die Stelle der subjectiven, der Willkür des Kartographen freien Spielraum gewährenden Wiedergabe des Terrainbildes eine naturgesetzliche Darstellung. Ist die Erfüllung dieses Postulates an und für sich schon ein neuer Gewinn für unseren wichtigsten erdkundlichen Unterrichtsbehelf, den Schulatlas, so gewinnt sie dadurch noch mehr an Bedeutung, dass sie die schon oft ersehnte Einheitlichkeit der Atlanten von selbst im Gefolge haben müsste. In Schulkreisen wurden Peuckers Reformvorschläge zuerst 1899 auf der 39. Jahresversammlung des Vereines schweizerischer Gymnasiallehrer zu Baden erörtert, als es sich darum handelte, hinsichtlich der Schaffung eines einheitlichen Schulatlasses der Schweiz schlüssig zu werden. Prof. Dr. Aeppli aus Zürich legte seinem diesbezüglichen Vortrage direct die Darlegungen und Forderungen Peuckers zugrunde und stellte den Antrag, für die Terraindarstellung in farbigen Höhenschichten das Peucker'sche Princip zu acceptieren. Der Vorschlag, welchen er hinsichtlich der Vertheilung der Farben auf die Höhenstufen machte, entspricht namentlich in seinem Anschlusse an die landläufige Annahme, dass die grüne Farbe nur Höhen bis zu 200 m umfassen dürfe, nicht der Systematik Peuckers, welcher schon in der Arbeit „Schattenplastik und Farbenplastik“ darauf hinwies, dass die mittlere Höhe der Landoberfläche (etwa 750 m) die obere Grenze der grünen Farbentöne sein müsse, wenngleich er die nähere Begründung für die Höhenlage der „chromatischen Gleichgewichtslinie“ erst in seinen Studien an Pennesis atlante scolastico (Mitth. d. k. k. geogr. Gesellsch. Wien 1899, Nr. 7 u. 8, 1900, Nr. 1, 2, 9 u. 10) gab und dort auch versuchsweise eine Höhenscala veröffentlichte, welche den Bedingungen der farbenplastischen Systematik entspricht. Unterblieb auch mit Rücksicht auf die Anwesenheit „ganz weniger Sachverständiger“ eine

Beschlussfassung über Aepplis Antrag hinsichtlich der Terraindarstellung im neuen Schulatlasse, so bedeutet doch die Aufrollung der Frage und ihre Erörterung von schulgeographischer Seite einen Beweis für das lebhafte Interesse, welches Peuckers Ideen auch im Auslande gefunden haben,

Wien. J. Müllner.

Lehrbuch der Stereometrie nebst zahlreichen Übungsaufgaben und einem Abschnitte über Krystallographie. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten, sowie für den Selbstunterricht bearb. von Dr. P. Sauerbeck, Prof. am Gymnasium in Reutlingen. Mit 222 Abbil-Stuttgart, Arnold Bergsträsser (A. Kröner) 1900. Preis geb. 6 Mk.

Der Verf. strebte an, die Schüler von schriftlichen Arbeiten möglichst zu entlasten, damit dem Zeichnen, dem „vorzüglichsten Hilfsmittel für die Erweckung räumlicher Anschauung", ein breiterer Raum gewidmet werden könne. Aus diesem Grunde wurde in dem vorliegenden Buche das geometrische Moment schärfer betont, als es in der letzten Zeit üblich war, wo man der algebraischen Rechnung den Vorzug eingeräumt hatte.

In dem vorliegenden Buche wird die Lehre von den räumlichen Gebilden eingehender als in anderen Lehrbüchern der elementaren Stereometrie behandelt und es werden auch sehr bemerkenswerte Ausführungen bezüglich der Methode der darstellenden Geometrie und der Krystallographie vorgenommen. Gelegentlich der Behandlung der Stereometrie des Kegels wird sowohl in graphischer, als auch in rechnerischer Beziehung auf die Lehre von den Kegelschnitten eingegangen, deren wesentlichste Eigenschaften eine sachgemäße Darstellung erfahren. Auch in diesem Abschnitte finden wir die wenigen vorgetragenen Theoreme der Projectionslehre in gewissenhafter und instructiver Weise verwendet. Anerkennenswert ist auch die sehr gelungene Darstellung der Kugelabbildungen und der in der Kartographie gebräuchlichen Projectionen.

Auch die Lehre von den Körperberechnungen hat einige schätzenswerte Erweiterungen erfahren, so durch die Einbeziehung der Guldin'schen Theoreme, durch die Betrachtung der Simpson'schen Körper. Ebenso ist die Aufnahme der grundlegenden Betrachtungen bei der Bestimmung der größten und kleinsten Werte der Functionen von Bedeutung. — Die einzelnen Abschnitte handeln von den allgemeinen Lagenbeziehungen zwischen den Grundgebilden, von der parallelen Lage und der senkrechten Lage von Geraden und Ebenen, von der Geometrie der Krystallsysteme, dem Vielkante und der Kugel, von den Umdrehungsflächen und den Körperberechnungen. Eine Reihe von sehr instructiven Aufgaben ist dem Buche beigegeben, das in vorzüglicher Weise, namentlich für das Selbststudium, sich eignen wird.

Im einzelnen hätte der Ref. zu bemerken, dass die in der Stereometrie vorkommenden dualistischen Beziehungen in sehr gründlicher Weise dargelegt wurden, dass ferner überall, wo es — um Einfachheit der Darstellung zu erreichen — sich erforderlich erwies, die Trigonometrie in den Unterrichtsbetrieb der Stereometrie einbezogen wurde. Die wenigen einleitenden Sätze in die darstellende Geometrie leisten so bedeutende Dienste, dass es als sehr wünschenswert bezeichnet werden muss, dem Unterrichte in der Stereometrie diese wenigen und leicht darzustellenden Theoreme einzufügen. Ebenso werden die vorgetragenen Anwendungen der Stereometrie auf Gegenstände der Krystallographie nur willkommen genannt werden. — Die in dem Buche gegebene Ableitung des Euler'schen Polyedersatzes empfiehlt sich wegen ihrer Übersichtlichkeit. — Im Anschlusse an die Erörterungen über das Dreikantsnetz wurden die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie in sehr einfacher Weise abgeleitet. — Bemerkenswert sind die Ausführungen auf dem Gebiete der Geometrie der Kugel. — Ein breiter Raum ist der synthetischen Geometrie der Umdrehungsflächen gewidmet. Übrigens wurde in diesem Abschnitte auch die analytische Behandlung der Lehre von den Kegelschnittslinien gestreift.

Von den kartographischen Projectionen findet man erläutert: Die stereographische Projection, die orthographische Abbildung, die Central- oder gnomonische Abbildung, die Mercatorprojection, die Kegelprojection. — In der Lehre von den größten und kleinsten Werten der Functionen hätte es der Ref. gewünscht, wenn statt der algebraischen Methode der Bestimmung derselben die geometrischen Methoden zur Sprache gekommen wären. — In der Lehre vom Würfel findet man die Behandlung der Delischen Aufgabe auf Grund mehrerer Lösungen. Die Guldin'schen Sätze über Volumen und Oberfläche der Rotationskörper hätten einfacher deduciert werden können, wenn der Ausgang von den Schwerpunktstheoremen genommen worden wäre. Es hätten dann auch die ersterwähnten Sätze in ihrer vollen Allgemeinheit gezeigt werden können. Wie schon früher bemerkt wurde, entspricht die Aufnahme der Volumsberechnung der Simpson'schen Körper einer Forderung für ein ausführlicheres Lehrbuch der Stereometrie.

Zusammenfassend kann das vorliegende Lehrbuch als eine ganz vortreffliche literarische Erscheinung bezeichnet werden. — Wenn der Lehrstoff auch in einer sehr ausführlichen Behandlung uns entgegentritt und in diesem Umfange an der Mittelschule nicht behandelt werden kann, so wird das Buch in der Hand des Lehrers manche Anregung und Belebung des Schulunterrichtes im Gefolge haben und sehr ersprießlich wirken. Das Buch erscheint dem Ref. auch aus dem Grunde sehr bemerkenswert, da es die Wege anzeigt, welche bei einer eventuellen Reform des mathema-

tischen Unterrichtes an den höheren Lehranstalten einzuschlagen wären, besonders an jenen Anstalten, die den Zweck haben, für technische Anstalten vorzubereiten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgaben der Bergobservatorien. Mit zwölf Gutachten von Fachgelehrten Österreichs, Deutschlands und Amerikas über das Project der Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg. Von Dr. Karl Kostersitz. — Mit 28 Illustrationen und zwei Tafeln in Heliographuren. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn. Preis geh. 1 K 40 h.

Das Werk verfolgt in allen seinen Theilen den Zweck, die Wichtigkeit und die Nothwendigkeit der Errichtung eines Observatoriums auf dem Schneeberge bei Wien (event. auf einem anderen über der Nebelregion gelegenen Punkte, vielleicht auf dem Sonnenwendstein) darzuthun, Gönner für dieses Project zu gewinnen und überhaupt Interesse für die Himmelskunde zu wecken.

In der zugunsten der Astronomie sehr warm gehaltenen Vorrede weist der Autor auf seine Bestrebungen hin, eine Sternwarte auf dem Schneeberge zustande zu bringen, auf die dem Projecte entgegengebrachten Sympathien, hebt die Bedeutung einer solchen Gründung in cultureller Beziehung hervor und spricht die Hoffnung, wohl eigentlich den Wunsch aus, es mögen sich auch in unserem Vaterlande wie in Amerika — Gründung des Lick-Observatoriums — opferwillige Maecene der erhabensten aller Wissenschaften finden, welche ein patriotisches, für die Wissenschaft und die Cultur überhaupt hochwichtiges Unternehmen fördern würden.

Die Abhandlung selbst schildert in klaren Umrissen den Dienst, welchen die Photographie der astronomischen Forschung schon erwiesen hat und in Verbindung mit der Spektroskopie der Astrophysik in der Zukunft noch zu erweisen berufen ist, nur müssen die Vorbedingungen für eine ausgiebige Verwertung dieser nun unentbehrlichen Hilfsmittel der Astronomie, soweit es in der menschlichen Macht liegt, auch geschaffen werden: vor allem ist es eine ruhige und reine Luft, ein an möglichst vielen Tagen des Jahres klarer Himmel, wie man ihn nur auf hohen Bergen über der Nebel- und Dunstregion haben kann. Die Photographie hat in der Erforschung der Sterne eine neue Ära begründet und in den letzten Decennien, wo auf Berghöhen beobachtet wird, ungeahnte Erfolge herbeigeführt; ihr und der Spektroskopie gehört die Zukunft in der Himmelskunde.

Die Unruhe der Luft bewirkt, dass die Bilder der Sterne nicht genug scharf sind, besonders die Ränder. Bei den Fixsternen ist dieser Übelstand nicht von großer Bedeutung, weil

nur die Mitte des photographischendes Bildes als der wahre Ort des Sternes bei der Ausmessung genommen wird; die Photographien der Sonne, des Sonnenrandes, des Mondes müssen scharf sein und feine Einzelnheiten erkennen lassen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen. Die photographische Platte summiert — eigentlich integriert — die Einwirkung des Lichtes durch eine verhältnismäßig lange Zeit — Expositionsdauer — und ist imstande, Einzelnheiten noch aufzunehmen und dauernd festzuhalten, welche auch das schärfste und mit dem besten Fernglase bewaffnete Auge wegen der Kürze der Zeit, während welcher es das Licht auf sich ununterbrochen einwirken lassen kann, zu erfassen nicht vermag.

Die Erforschung der Sonne ist noch nicht weit vorgeschritten; mit Hilfe der Photographie hofft man zu besserer Erkenntnis derselben zu gelangen; manche Sternwarten haben einen förmlichen Sonnendienst eingerichtet, indem die Sonne, welche auf der Oberfläche fortwährenden Veränderungen unterworfen ist, jeden Tag um die Mittagszeit photographiert wird; so wird ihr jeweiliger Zustand dauernd im Bilde festgehalten. Die einzelnen Phasen einer Sonnenfinsternis können verlässlich nur auf photographischem Wege abgebildet werden. Wichtig für die Bestimmung der Parallaxe der Sonne sind auch die Durchgänge der sonnennahen Planeten vor der Sonnenscheibe. Mit Hilfe der Photographie wird ein verlässliches Material zur Forschung gesammelt und dauernd aufbewahrt.

Photographische Bilder des Mondes werden bei der Vergleichung ergeben, ob unser Begleiter Veränderungen unterworfen ist; sie ermöglichen Ausmessungen von Distanzen, Höhen und Formen. Die Herstellung von Mondkarten dürfte von nun an nur auf photographischem Wege vorgenommen werden; die ersten Karten dieser Art liefert das Lick-Observatorium auf dem Berge Mount Hamilton in Californien und die Pariser Sternwarte mit Hilfe ihres Equatoréal-Condé.

Die Planeten, auch die großen nicht ausgenommen, sind bisher zur photographischen Aufnahme nicht geeignet, aber die Stellungen, also auch die Bewegungen ihrer Monde können aufgenommen werden. Die Leistungen der Photographie beim Aufsuchen kleiner Asteroiden sind erstaunlich und haben die directe visuelle Beobachtung weit überholt; so ist die Zahl der nun bekannten Planeten, Planetoiden und Asteroiden, die einen Theil unseres Sonnensystems bilden, schon über 456 gestiegen. Auf photographischem Wege ist am 18. August 1898 ein Asteroid innerhalb der Marsbahn gefunden worden; er heißt Eros und kann sich der Erde bis auf 20,000.000 km nähern. Mit Hilfe dieses Asteroids wird es möglich sein, den Winkel, unter welchem der Durchmesser der Erde, von der Sonne aus gesehen, oder die Parallaxe der Sonne, bis auf Tausendtheile einer Bogensecunde zu bestimmen. Hiernach wird man dann auch die Dimensionen innerhalb unseres Sonnensystems genauer, als dies bisher möglich

war, berechnen können. Bis zur Auffindung von Eros glaubte man, dass die Planetoiden und Asteroiden nur innerhalb der Zone zwischen Mars und Jupiter ihre Wege wandeln; diese Entdeckung verschafft uns eine bessere Einsicht in unser Sonnensystem.

Die Gestaltänderungen der Kometen während der Dauer ihrer Sichtbarkeit, die Ausdehnung ihrer Materie, ihre Bahnen können mit Hilfe der Photographie besser erforscht werden als es die visuelle Beobachtung erlaubt, weil hier auch die für das Auge unsichtbaren, aber chemisch wirksamen ultravioletten Strahlen zur Wirkung gelangen; von welcher Art das Licht der Kometen ist, kann durch Spektroskopie und Photographie ermittelt werden. — Die Gestalt der Bahnen von Sternschnuppen und Meteore kann auf photographischen Platten ersichtlich gemacht werden. Der Autor bespricht die hiezu nöthigen Apparate und die von ihm getroffene praktische Einrichtung eines derselben.

In der Erforschung der Fixsterne fällt die Hauptaufgabe jetzt der Photographie und der Spektroskopie zu, indem eine exacte Bestimmung der Positionen der Fixsterne, die Anlegung von verlässlichen Sternkatalogen, die Ermittelung der Entfernungen, der Eigenbewegung ermöglicht und uns einen Einblick in die physische Beschaffenheit derselben gestattet. Bekanntlich wird der Sternhimmel seit Ende der Achtziger und Anfang der Neunzigerjahre von achtzehn Sternwarten photographisch mappiert. Der früher angestaunte Sternenreichthum wächst nun ins Unendliche und offenbart uns die ungeheuere Größe und Erhabenheit der Schöpfung.

Erst auf photographischem Wege ist es gelungen, über die Beschaffenheit der Sternhaufen und der Nebelflecke Näheres zu erfahren und auch jene Dinge — freilich indirect — zu sehen, die man auch mit dem besten Teleskop nicht bemerken kann, z. B. die spiralförmige Anordnung mancher Nebelflecke[1]).

Weil die Platten nicht mit Lichtintensitäten, sondern mit Lichtquantitäten arbeiten, weil auf sie noch Strahlen einwirken, die im menschlichen Auge sich nicht bemerkbar machen, so ist nach Scheiner die photographische und die spectralanalytische Methode der Untersuchung der Himmelskörper etwa zehnmal genauer als bei visuellen Beobachtungen; so ist es auf diesem Wege möglich, Doppelsterne noch als solche zu erkennen, die man auch in dem mächtigsten Fernrohre als Doppelsterne nicht wahrnehmen kann. Ebenso gibt uns die Photographie und die Spectralanalyse Aufschluss über die veränderlichen Sterne. Dem Texte sind Zeichnungen, Reproductionen von Photogrammen, Heliogravuren, Ansichten und Pläne der zu gründenden Sternwarte beigedruckt.

---

[1]) Was schon Descartes über die Bildung der Weltkörper ahnte und aus Gründen der Mechanik erklärte, scheint sich mehr und mehr als Wahrheit zu bestätigen.

Die Lick-Sternwarte auf dem Berge Hamilton behauptet jetzt die führende Rolle; dies hat sie ihrer Lage und ihrer modernen Ausrüstung mit den besten Apparaten zu verdanken. Der Gründer dieser Sternwarte, James Lick, ein reicher Clavierfabrikant, der sein Vermögen für die Errichtung dieses Observatoriums testamentarisch bestimmte, hat der astronomischen Wissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen und seinen Namen unsterblich gemacht; es haben sich in Amerika, wo wir gewohnt sind, nur „nüchterne“ Menschen zu suchen, auch sonst noch zahlreiche Gönner der königlichen Wissenschaft gefunden und haben große Geldsummen zur Errichtung von Privatsternwarten und auf deren Ausrüstung geopfert. Eine Sternwarte auf dem Schneeberge bei Wien hätte eine noch höhere Bedeutung als das Lick-Observatorium, da sie, in der Nähe eines großen Culturcentrums gelegen, besser ausgenützt werden könnte, namentlich wenn sie nach dem Vorschlage des Directors der Wiener Universitäts-Sternwarte, Hrn. Dr. Edm. Weiss', einen internationalen Charakter trüge und den Astronomen vom Fach leicht zugänglich wäre. Dem Reichthum bietet sich eine Gelegenheit, wie sonst selten, sich selbst und dem Vaterlande ein ewiges Denkmal idealer, cultureller Bestrebungen zu setzen, in Österreich einen Leuchtthurm zu errichten, zu welchem die gebildete Welt so emporschauen würde, „wie sich jetzt bei jeder auf dem Gebiete der beobachtenden Astronomie neu auftauchenden Frage die Augen Aller erwartungsvoll nach jenem Berge[1]) richten, auf dessen einsamer Höhe eine kleine Schar entsagungsvoller Männer ihr Leben in heiliger Begeisterung dem treuen Dienste der herrlichsten aller Wissenschaften weiht und Erfolge erringt, die ohne die Höhenlage trotz der ausgezeichneten Instrumente gar nicht möglich wären“ [2]).

Im Anhange, III. Theil, folgen zwölf Gutachten, welche auf Veranlassung des niederösterreichischen Landesausschusses von den hervorragendsten Naturforschern, Directoren von Sternwarten, meteorologischen Observatorien abgegeben wurden, wie Boltzmann, Exner, Lang, Seeliger, Hann, Keeler, Mojsisovics, Penck, Pernter, Pickering, Scheiner, Tinter, Weiss, Wettstein. Sämmtliche Gutachten sprechen sich einmüthig für die Errichtung eines Observatoriums auf einem hochgelegenen Punkte in der Nähe eines Culturcentrums aus, und begrüßen das Project des Dr. K. Kostersitz, auf dem Schneeberge bei Wien ein Observatorium zu errichten, aufs wärmste; dieselben legen die Gründe für die Errichtung eines solchen Observatoriums in überzeugender Weise klar und heben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer solchen

---

[1]) Mount Hamilton in Californien, wo die Lick-Sternwarte steht.
[2]) Dr. K. Kostersitz „Eine Sternwarte auf dem Schneeberg.“ — S. 5 unten.

Gründung hervor. Nicht nur für die Astronomie wäre ein solches Observatorium von unschätzbarem Werte, sondern auch für die Meteorologie ist eine hochgelegene Beobachtungsstation nothwendig, weil sie auch die Luftströmung in den oberen Schichten zu beobachten ermöglicht. Ein Observatorium auf dem Schneeberge würde ein noch fehlendes nothwendiges Glied in dem Netze hochgelegener Beobachtungsstationen herstellen. Für die Astronomie erscheint eine solche Sternwarte unerlässlich: der Astronom wird hier von den störenden Einflüssen der unteren Dunstschichten, des Nebels, des Rauches und Staubes, des Reflexes eines Lichtmeeres der Großstadt, der Erschütterungen durch die mannigfachsten Verkehrsmittel mehr frei sein. — Die Beobachtungen über den Erdmagnetismus in einer Großstadt oder in deren unmittelbarer Nähe sind durch die elektrischen Anlagen unmöglich gemacht. Das Wiener Observatorium musste auch wirklich seine diesbezüglichen Beobachtungen einstellen. — Eine gehörige Ausnützung von theueren Apparaten zu astronomischen Beobachtungen ist nur auf hohen Observatorien möglich; an tiefgelegenen Orten sind oft die besten Instrumente für lange Zeitperioden zur Unthätigkeit verurtheilt. — Es wäre also mit der Sternwarte eine meteorologische Anstalt zu verbinden; auch die Anlage eines botanischen Versuchsgartens auf dem Schneeberge würde der Director des botanischen Gartens an der k. k. Wiener Universität mit Freuden begrüßen.

Die Schrift ist sehr lesenswert; mögen die Bestrebungen des Verf.s, der für die Astronomie begeistert die Lanze bricht, reiche Früchte tragen, mögen seine beredten Worte empfängliche Ohren und warme Herzen finden, damit das von ihm angeregte Werk, von außerordentlich hoher Bedeutung für Österreich auf culturellem Gebiete, auch verwirklicht werde zum unermesslichen Nutzen der erhabensten aller Wissenschaften und zum unvergänglichen Ruhme unseres schönen Vaterlandes.

Der Autor beklagt sich, dass bei uns in Österreich das Interesse für Astronomie bedauerlicherweise ein weitaus geringeres ist, als in dem mit großem Unrecht immer als „nüchtern" verschrieenen Amerika. Es ist hier ein Interesse der Begüterten und der Einflussreichen, welches zu Opfern befähigt, gemeint. Die Errichtung und gehörige Ausrüstung einer Sternwarte, welche allen Anforderungen der modernen Astronomie genügen würde, erfordert einen großen Aufwand, den nur das große Capital, das Land oder der Staat bestreiten könnte. Es könnten sich zur Lösung dieser Aufgabe alle drei Factoren vereinigen, indem etwa das Land das Gebäude aufführt, der Staat die Besoldung des Personals übernimmt, Private die Ausrüstung der Sternwarte besorgen. Sollten sich keine opferwilligen Private finden lassen, was doch unwahrscheinlich ist, so wäre es kein allzu großes Ansinnen

an das Land und an den Staat, dass beide vereint die Sternwarte gründen und ausrüsten. Das setzt freilich ein mächtiges Interesse der maßgebenden Persönlichkeit voraus. Wäre dieses vor Jahren an den Mittelschulen geweckt und gepflegt worden, so hätte man jetzt mehr Männer von Verständnis für die Astronomie und die Verwirklichung des angeregten Projectes wäre eher möglich. — Eine gute Sache, deren Nutzen nicht mit der Hand greifbar ist, braucht immer lange Zeit und großen Opfermuth, ehe es gelingt, ihr zum Siege zu verhelfen. Gegenwärtig bildet die Astronomie an den Mittelschulen einen wichtigen Abschnitt in der Naturlehre; dies ist ein erfreulicher Fortschritt gegen früher, und doch wird es voraussichtlich noch sehr lange dauern, bis etwas Nennenswertes in dieser Beziehung erzielt wird. Fragen wir unter den Gebildeten aller Stände, wer imstande ist, uns am Himmel z. B. die Ekliptik nur annähernd zu bezeichnen. Die Lehrer der Physik, welche die Schüler in der Astronomie unterrichten sollen, haben die Vorträge über Astronomie an der Universität entweder nicht gehört oder doch nur im Hörsaal, die Sternwarte selbst werden wohl nur die wenigsten besucht haben. Das aber, was man den Schülern beibringen soll, kann ersprießlich nur unter freiem Himmel geschehen. Zeichnungen an der Tafel, Sternkarten[1]), Tellurien und wie alle die Hilfsmittel des astronomischen Unterrichtes heißen mögen, sind wohl nothwendige, wertvolle Behelfe, aber erst dann, wenn die wirkliche Anschauung in der Natur vorgearbeitet hat. Was nützt es dem Schüler, die Bahnen der Planeten an der Tafel zeichnen zu können, wenn er auch die hellsten am Himmel nicht erkennt; was nützt es ihm, sich auf einer Sternkarte gut auszukennen, wenn er am wirklichen Himmel sich nicht orientieren kann; was nützt es dem Schüler, von der Schiefe der Ekliptik, von der Neigung der Erdachse gegen die Erdbahn, durch welche die Jahreszeiten bedingt sind, von der Präcession des Frühlingspunktes zu lernen, wenn er am Himmel die Ekliptik, den Äquator, den Pol nicht erkennt, nicht anzugeben imstande ist, wo die Sonne zu verschiedenen Zeiten des Jahres am Himmel sich befinden wird. Ein Blick durch ein mäßiges Fernrohr — ein Dreizöller genügt — überzeugt den Schüler besser von dem Sternenreichthum als ein langer Vortrag, und werden in ihm ganz andere Gefühle geweckt als durch bloße Worte. Man lasse die Schüler den Mond, wenn er im Zunehmen begriffen ist, einige Tage nacheinander durch ein Fernrohr anschauen, und sie werden von der Beschaffenheit seiner Oberfläche besser unterrichtet sein als durch einen noch so langen Vortrag. Im Fernrohre wird der Schüler die Sichelform der Venus, die Trabanten des Jupiter, den Ring des Saturns wirklich sehen und für immer im Gedächtnisse behalten. Das alles muss dem

[1]) Solche sind erschienen, u. zw. in Taschenformat, zusammenlegbar, und Sternkarten für den Schulgebrauch, Wandkarten.

theoretischen Unterrichte vorangehen, und wenn irgendwo, so ist hier der Anschauungsunterricht — und zwar unter dem gestirnten Himmel — unerlässlich. Dann werden die Schüler den gestirnten Himmel recht gerne und oft anschauen, ihren Augen wird leicht ihr Herz folgen, sie werden ein Verständnis für die Astronomie auf immer bewahren und als Männer, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bieten wird, für die Astronomie auch eintreten. Es ist eines gebildeten Menschen unwürdig, sich keine Rechenschaft von dem geben zu können, was er über seinem Haupte fast täglich sieht. Ein Unterricht in der Astronomie im Lehrzimmer wird niemanden für diese Wissenschaft begeistern, das Interesse für die Himmelskunde wird eher unterdrückt als geweckt; der Sternenhimmel will angeschaut werden.

> Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> iussit, et erectos ad sidera tollere vultus. Ovid.

Es ist hier nicht der Ort, über die Methode des astronomischen Unterrichtes und über den Bildungswert desselben zu reden, dies ist vom Ref. an anderer Stelle[1]) geschehen; es sollte nur berührt werden, wie man ein bleibendes Interesse für die Astronomie wachrufen kann, über dessen Mangel der Verf. des besprochenen Werkes sich beklagt. Dem Lehrer der Physik, welcher in der Astronomie Ersprießliches leisten will, werden nicht geringe Opfer zugemuthet. Er muss in vielen Fällen zuerst selbst Astronomie lernen und soll dann außerhalb der Schulzeit unter freiem Himmel Schule halten, wofür er nicht entlohnt wird. Als Realist hat er eine größere Stundenzahl ohne Rücksicht darauf, dass er auch mit Correcturen aus der Mathematik bedacht ist und dass er als Physiker ebensoviel Zeit zum Vorexperimentieren braucht als ein Philologe zu seinen Correcturen; als Custos des physikalischen Cabinettes muss er für die Functionsfähigkeit der Apparate sorgen und muss dem Cabinette überhaupt viel Zeit widmen. Billigerweise kann man von ihm nicht verlangen, dass er noch außerhalb der Schulzeit unentgeltlichen Unterricht ertheile. Es sind opferwillige Lehrer nöthig, wenn auf keine andere Weise für die gute Sache gesorgt wird. Fällt es uns schwer, dieses Opfer zu bringen, so dürfen wir uns nicht wundern, dass reiche Leute für die Astronomie keine Geldopfer bringen wollen.

Für den Unterricht in der Astronomie an Mittelschulen, wenn derselbe seinen Zweck erfüllen soll, könnte in folgender Weise etwas Ersprießliches geschehen. Den Lehrern der Physik, welche sich mit Astronomie nicht beschäftigt haben, wäre eine Gelegenheit zu bieten, auf praktischem Wege das für den Unterricht in der Astronomie an Mittelschulen Nöthige sich anzueignen. Es wären zu diesem Zwecke praktische astronomische Curse etwa in den Ferien an der k. k. Wiener Sternwarte oder auf geeigneten

[1]) Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Kremsier 1896.



Höhen in den Kronländern einzurichten; in Mähren dürften sich Hostein, Radhost, noch mehr aber Lysá Hora, weil auf diesen Bergen auch für die Unterkunft gesorgt ist, zu diesem Zwecke eignen. Die nöthigen Apparate, jedenfalls ein größeres astronomisches Fernrohr auf einem Stativ mit parallaktischem Kopfe, könnten dort aufbewahrt werden. Bei Tage könnten Arbeiten mit dem Tellurium, Gnomon, Globus, mit den Sonnenuhren, mit dem Chronodeik usw., abends mit dem Fernrohr ausgeführt werden. Eine Woche dürfte genügen. Der Aufenthalt auf diesen schönen Punkten wäre ein recht angenehmer. Wenn es nicht anders geht, würde sich auch jemand finden lassen, der unentgeltlich einen solchen Curs leiten möchte. Jede Mittelschule wäre dann mit einem guten Fernrohre auf einem Stativ mit parallaktischem Kopfe zu versehen, soweit dies noch nicht geschehen ist. Es sind oft gute, wenigstens für Schulzwecke vollkommen ausreichende Fernrohre antiquarisch billig zu haben; in astronomischen Zeitschriften findet man solche zum Kauf angeboten. Bei neuen Schulbauten sollte man oben Plattformen herrichten, von denen aus man den Himmel beobachten könnte.

Wer von der Astronomie wenigstens etwas praktisch gelernt hat, der findet eine Freude daran, auch anderen den Himmel zu zeigen und zu erklären; wer aus der Astronomie etwas gelernt hat und den Himmel mit Hilfe eines größeren Fernrohres beobachtet hat, der bleibt für immer ein Freund der Astronomie. — Dass ein Interesse für die Astronomie im Volke vorhanden ist, zeigt der Umstand, dass die astronomischen Vorträge der populären Curse der k. k. Wiener Universität ein zahlreiches Auditorium haben; kündigt man auch in einer kleinen Stadt einen (unentgeltlichen) populären Vortrag aus dem Gebiete der Astronomie an, so kann man auf eine zahlreiche, dankbare Zuhörerschaft mit Sicherheit rechnen; die Schüler betheiligen sich sehr gerne und lassen sich im Winter auch durch die Kälte nicht abhalten, an einem astronomischen Spaziergange theilzunehmen. Das Interesse ist also vorhanden, es ist latent und kann leicht geweckt werden. — Aber die Astronomie verlangt jetzt noch Opfer, wie jede gute Sache idealer Art, wie eine neue Religion nur durch opferwillige Apostel Verbreitung findet. Kleine Ursachen können aber mit der Zeit große Wirkungen zur Folge haben.

Kremsier. Dr. Fr. Nábělek.

Marshall, Prof. Dr. William, Bilderatlas zur Zoologie der Säugethiere. Mit beschreibendem Text. Mit 258 Holzschnitten nach Photographien und nach Zeichnungen von G. Mützel, Fr. Specht, Rob. Kretschmer, W. Kuhnert u. a. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1897.

„Der Bilderatlas zur Zoologie der Säugethiere soll breiteren Schichten der Bevölkerung, namentlich der heranwachsenden, lernenden Jugend Gelegenheit geben, durch Anschauung von in jeder Hinsicht classischen Abbildungen Belehrung und würdige Unterhaltung zugleich zu finden."

Mit diesen Worten wird in der Vorrede der Zweck der Bildersammlung kurz angegeben und von den Bildern nicht zu viel gesagt, wenn sie geradehin als classisch bezeichnet werden. Die oben angegebenen Namen bekannter Thierzeichner lassen die Bezeichnung „classisch" ohneweiters berechtigt erscheinen.

In einer Einleitung wird zunächst über Skelet, Gebiss, Hautbedeckung, Nervensystem, Brutpflege, Thiergesellschaften, geographische Verbreitung der Säugethiere im allgemeinen gesprochen, sodann werden in dem zu den Bildern gehörigen Texte die einzelnen Ordnungen der Säugethiere in aufsteigender Reihe durchgenommen (bis S. 56), endlich folgen auf 140 SS. die Bilder. Unter jedem Bilde ist der deutsche und wissenschaftliche Name des Thieres, sowie dessen Größe angegeben.

Insoferne diese Thierbilder auch für die breiteren Schichten der Bevölkerung bestimmt sind, könnte der Text vielleicht etwas populärer gehalten sein. Das soll aber durchaus kein Tadel sein, sondern vielmehr nur als Wunsch des Ref. genommen werden, denn im übrigen ist der Text ungemein lehrreich und der Inhalt gut gewählt.

Der Satz auf S. 2: „Die Faulthiere ... weiden, an ihren langen Gliedmaßen hängend, ... das Laub, an dem sie sitzen, einfach ab" ist unrichtig; die Schreibweise „Zwergfell" für „Zwerchfell" könnte an einen Zusammenhang des Wortes mit „Zwerg" denken lassen, wogegen doch das Wort unzweifelhaft von „zwerch" oder „überzwerch" (dial.) = quer herzuleiten ist.

Die Bilder, darunter viele alte Bekannte aus Brehms Thierleben, sind wirklich classisch, und ist ihnen nichts Besseres an die Seite zu stellen. Nur das Bild vom Luchs auf S. 155 dürfte keine richtige Vorstellung vom wirklichen Aussehen und von der Größe des Thieres geben.

Die angeführten Vorzüge des Buches, sowie der beispiellos niedrige Preis (in Leinwand gebunden 2 Mk. 50 Pf.) lassen dasselbe höchst empfehlenswert erscheinen zur Anschaffung für Schulen jeder Art, sowie als häusliches Anschauungsmittel.

Krems. Franz Müller.

Methodischer Lehrgang der Krystallographie. Ein Lehr- und Übungsbuch zum Selbstunterricht für alle Freunde der Mineralogie, insbesondere für Lehramtscandidaten und als Repetitorium für Studierende höherer Lehranstalten. Verf. von Konrad Twrdy, k. k. Prof. an der Staats-Oberrealschule im III. Bezirke von Wien. Mit 184 vom Verf. entworfenen Originalzeichnungen. Wien 1900, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn. Preis 3 K.

Eine überaus fleißige Arbeit, deren Durchführung dem Verf. gewiss sehr viel Mühe verursacht hat. Es wurde von vorneherein darauf verzichtet, die 32 Krystallsysteme, wie sie durch die Gruppierung der vollflächigen, halb- und viertelflächigen, sowie hemimorphen Krystallformen sich ergeben, als Grundlage des Buches zu wählen; der Verf. hielt sich an die alten sechs Krystallsysteme, was für die elementare Behandlung des Gegenstandes vollkommen zu billigen ist. Zuerst wird an den Formen des trisymmetrischen Systems alles, was für die geometrische Erfassung der Krystallgestalt wichtig ist, mit großer Ausführlichkeit erörtert. Die Darstellung ist für Laien ohne besondere Ausbildung der räumlichen Vorstellungskraft berechnet, und der Verf. war allenthalben sichtlich bemüht, möglichst klar zu sein, was allerdings mitunter eine etwas schwerfällige Breite des Ausdrucks zur Folge hatte. Im zweiten Theile werden die übrigen fünf Krystallsysteme in ähnlicher Weise durchgenommen. Der dritte Theil bringt eine kurze Übersicht der Mineralphysik. Das Buch kann Freunden der Naturwissenschaft, die für den an sich etwas schwierigen Gegenstand Interesse haben, zum Studium empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Noë.

Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen von Dr. Bernhard Maydorn. Leipzig, Avenarius 1900.

Wie schon der Titel besagt, hat sich Dr. Maydorn in der vorliegenden Monographie die in unseren Tagen höchst actuelle Aufgabe gestellt, auf dem Gebiete der Poesie zunächst Wesen und Erscheinungsformen des sogen. „Realismus“ darzulegen, um dann auf Grund einer kritischen Betrachtung der Zwecke und der Leistungen dieser Richtung ein Urtheil über dieselbe abzugeben. Bei aller Anerkennung der höchst anregenden und geistvollen Behandlung des vorliegenden Themas, dem allerdings der Verf. durch die sich aus dem Inhalte der Schrift ergebende Einschränkung auf die Dichtkunst nicht vollständig gerecht wird, muss doch nach dem Dafürhalten des Ref. das Urtheil, welches der Verf. über die realistische Richtung der Kunst und Poesie gibt, als ein allzu skeptisches und allzu ablehnendes bezeichnet werden. Der Verf. spricht von dem Realismus fast durchwegs nur wie von einer Verirrung, wie von einer Krankheit, u. zw. von einer solchen, die den Körper in ernste Gefahr bringt, nicht aber wie von einer Entwicklungskrankheit, aus der

der Körper mit neuen Kräften und widerstandsfähiger hervorgeht. Im einzelnen mag das Referat nach dieser Richtung hin Aufschluss geben.

Zunächst stellt der Verf. die eigenthümliche Stellung des Milieus, der Umwelt in den Werken realistischer Kunst, vornehmlich der Dichtkunst, als charakteristische Erscheinungsform dieser Richtung hin. Während die Realisten wie die Anhänger der classischen oder romantischen Richtung das dreifache Milieu von Zeit, Ort, Person nicht immer wahren, so sei der Fehler der Realisten viel größer, weil die Umwelt bei jenen nur ein Zufälliges sei, bei diesen aber zum Wesen der ganzen Richtung gehöre. Während z. B. bei Schiller Situationen, Leidenschaften, Charaktere zur Begründung der Handlungen im Drama dienen, gebe diese Begründung bei den Modernen fast nur das Milieu ab. Während bei Schiller auch bestimmende Einflüsse der Mitwelt auf die Entwicklung der Charaktere — wie z. B. der der zügellosen Umgebung auf Maria Stuarts Leichtsinn — aber immer nur als manchmal allerdings wichtige Nebenmotive gedacht werden, sei bei den Realisten der Einfluss der Umwelt das Hauptsächliche und Wesentliche, wofür Zolas Romane und Sudermanns „Ehre“ Beispiele seien. Liefere aber das Milieu das Hauptmotiv, dann müssten die das Milieu bildenden Verhältnisse packender und augenfälliger gemacht werden, indem man sie, wie Ibsen thut, übertreibend aufbauscht, oder es müssten schon zugespitzte Verhältnisse aufgesucht werden, daher so viele Dichtungen ihr Milieu im Armeleutegeruch und im Verbrecherthum suchen.

In die Gefahr der Übertreibung geräth ferner der Realismus nach der Darstellung des Verf.s dadurch, dass er zum Zwecke einer kräftigeren Verdeutlichung der Natur auf realistischer Grundlage idealistisch verzerrter Charakter schaffe, also nicht mehr Abbilder, sondern Karrikaturen, so dass der Realismus zwar nackt und rücksichtslos, aber nicht wahr sei. Zum Beweise weist er auf die starre Scenenführung, die bizarre Farbengebung in der Münchener „Jugend“ und auf die stilisierten Charaktere des Pastor Brand und Doctor Stockmann bei Ibsen hin. Wenn der Verf. hiemit manche Auswüchse dieser Richtung vielleicht richtig beurtheilt, so scheint Ref. ein anderer Vorwurf, den jener dem Realisten macht, nicht in gleicher Weise gerechtfertigt; der Vorwurf nämlich, dass sie sich nicht nach dem Grundsatze idealistischer Ästhetik halten, das Typische darzustellen, sondern sich die Aufgabe stellen, die Natur deutlich und charakteristisch darzustellen. Es trifft dieser Vorwurf so ziemlich mit demjenigen zusammen: ein Kunstwerk hässlich nur deshalb zu nennen, weil es etwa die Reinheit des Stiles nicht wahre, während es doch ein Glück für die Entwicklung der Kunst genannt werden muss, dass die viel gepriesene Stilreinheit nicht mehr als unübersteigbare Schranke betrachtet wird.

Mit dem oben erwähnten Vorwurfe, dass der Realismus das Hauptgewicht auf das Milieu lege, steht offenbar ein zweiter Vorwurf des Verf.s im Zusammenhange, dass diese moderne Richtung in der Kleinmalerei von Nebensächlichem ihre Hauptstärke suche, während die Kleinmalerei schon im Epos, aber noch mehr im Drama gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfe.

Bei der Besprechung der Charakterschilderung von Seiten der Realisten hebt es der Verf. als für sie charakteristisch hervor, dass sie, um hervorstechend Auffallendes, daher Deutliches bieten zu können, mit Vorliebe Erscheinungen und Motive, die das Gepräge der Decadenz an sich tragen, zur Darstellung bringen. Damit ist in Verbindung zu bringen, dass sie das Gemeine und Niedrige in der Darstellung bevorzugen, wie der Verf. im Cap. 3 zu zeigen sucht.

Das Bedenkliche dabei sei, dass, während die Darstellung des Gemeinen und Niedrigen auch nach den Normen der idealistischen Ästhetik innerhalb eng gezogener Grenzen und zur Erreichung bestimmter Zwecke ihre Berechtigung fand, diese Schranken von den Modernen soweit unbeachtet bleiben, dass jeder Künstler sich selbst Norm und Grenzen vorschreibe und so eigentlich schrankenlose Willkür zum künstlerischen Grundsatze werde.

Auch hier scheint Ref. das allzu starke Betonen der Normen der alten Ästhetik nicht am Platze, da ja andererseits gerade das Verlassen der starren Normen und der „überlieferten Schulautorität", wenn diese nicht, wie es von einigen „himmelstürmenden" unbedeutenden Anhängern der modernen Richtung geschehen mag, übertrieben wird, der Entwicklung freien Kunstschaffens größeren Spielraum bietet und von dem das künstlerische Interesse erlahmenden Einerlei der Formen befreit.

Als Ziel der Kunst gelte den Realisten das Abbilden des Lebens. Sei dies das Ziel, dann müsse Klarheit erzielt werden und die Kunst müsse fesseln. Das erstere werde aber durch die allzu liebevolle Behandlung des Nebensächlichen, die mit dem Vorwiegen der Kleinmalerei verbunden sei, verhindert, das letztere aber dadurch, dass nicht der reine Abklatsch des Wirklichen, sondern dasjenige, was darüber hinaus uns den Künstlergeist nicht als bloß beobachtenden und beschreibenden, sondern als nachschaffenden kennen lehrt, fesselt.

Ein Zug der Unvollkommenheit kommt auch dadurch nach des Verf.s Ansicht in die Schöpfungen des modernen Realismus, dass die Schlüsse, z. B. in Sudermanns „Ehre" und „Heimat", in Hauptmanns „Weber", nicht befriedigen. Dadurch dass diese Richtung die ihr als altfränkisch geltenden Regeln vom Aufbau und Lösung im Drama in Verwirklichung und Lösung unbeachtet lasse, suche sie immer das Eindrucksvollste ans Ende zu setzen, ohne versöhnlichen Schluss. Anstatt dass durch solche „unbefriedigende", sollte wohl heißen „nicht befriedigende" — Schlüsse eine

Anregung zum weiteren Nachdenken, wie die Realisten wollen, erzielt werde, sei der Eindruck der des Unerträglichen, das man mit Unlust so bald als möglich abschüttele. Der Realismus biete in der Absicht, das wirkliche Leben abzubilden, das ja auch oft genug schrille Dissonanzen zeige, nur willkürlich begrenzte Ausschnitte aus dem Menschenleben, welche dadurch, dass der Ausblick auf eine höhere Einheit, wie etwa dem sterbenden Egmont das Bild der künftigen Freiheit aufgeht, fehle, nur halbwahr und tendenziös, daher nicht reine Kunst seien. Hier möchte Ref. sich nur die Bemerkung erlauben, dass nicht so sehr die Anregung zu weiterem Nachdenken, als die Anregung anschaulicher Phantasie Ziel des Kunstwerkes sein könne. Wie aber in stofflicher Hinsicht sich ergebe, dass die Realisten wahr sein wollen, ohne es zu sein, so sei es in Hinsicht auf die Form nicht anders.

Zunächst sei bei den Realisten nicht mehr der dem besonderen Zwecke eines wirksamen Gegensatzes dienende Gebrauch realistischer Formen bei den Classikern, beispielsweise bei Goethe im „Götz“ und bei Schiller in den „Räubern“ zu finden. Aber auch im Stoffe selbst findet der Realismus keinen Gegensatz der Form, sondern mit dem Gemeinen im Stoffe verbinde sich das Gemeine in der Form. Und wenn sich auch der Umgangssprache ohne Zweifel, wie dem oft von den Realisten verwendeten Dialecte die Naturwahrheit oft im größeren Maße zusprechen lasse, als schulmeisterlich abgemessener Rede, müsse man auch hier eine edlere und eine niedrigere Form unterscheiden. Durch Verwendung der letzteren bei den Realisten, die nicht vor dem Gebrauch von Kraftwörtern, zügelloser Nachlässigkeit der Sprache, ja vor dem Jargon zurückscheue, steige sie zu weit mit der sprachlichen Form herunter in die Kreise der Halbwelt und des Verbrecherthums, die keine Heimstätte des Künstlers sein sollen. Dieser Mangel steigere sich noch bei den geringeren Geistern dieser Richtung und werde bei diesen geradezu unerträglich.

Hatte dieser 1. Theil das Wesen des Realismus zum Gegenstande, so behandelt der nun folgende 2. Theil die Bedeutung desselben.

Den Ursprung dieser Richtung der Kunst findet der Verf. in einer übertriebenen Reaction einerseits der Kunst selbst, anderseits des genießenden Publicums gegen die Übertreibung des Systematischen und Idealistischen der früheren Zeiten durch eine dem neuen naturwissenschaftlichen Geiste entsprechende empirische Betrachtungsweise.

Übertrieben sei die Reaction, weil sie, ohne in einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Besonnenheit sich selbst Grenzen zu setzen, auch das Schlechte und Gemeine, nur weil es wie das Gute und Edle daseinsberechtigt sei, zur künstlerischen Behandlung grundsätzlich zulasse. Die Künstler oder vielmehr die schwächeren Geister unter denselben unterscheiden dann nicht immer

Echt und Eitel in der Kunst, finden nicht mehr den Weg zu der Gesetzmäßigkeit einer besonnenen Beschränkung und tragen die Verantwortung des Niederganges der Kunst ebenso wie das Publicum, welches solche geistige Kost verlange. Anstatt aber das Publicum zu den Höhen der Kunst heraufzuziehen, lasse sich die Kunst auf die niedrige Ebene des allgemeinen Geschmackes herabziehen.

An verderblichen Wirkungen der realistischen Richtungen werden im Folgenden besonders drei hervorgehoben. Zunächst rufen ihre Werke, welche wohl Anhänger im großen Publicum in großer Menge finden, aber solche, die nicht eigentlich künstlerisch genießen, sondern nur ein schnell vorübergehendes Interesse zur Schau tragen an dem, was Mode ist, in dem besonnenen Theile des Publicums, das doch immer wieder zu dem Classischen zurückkehre, großes Missbehagen hervor. Dasselbe wurde besonders durch den niedrigen Geschmack in den Darstellungen verursacht. Werde nun auch durch diesen Modeeinfluss des Realismus die alte idealistische Kunstauffassung nicht aufgehoben, so bewirke derselbe doch eine Unsicherheit in Behandlung ästhetischer Fragen, die zur conventionellen Lüge, Unwahrheit und Heuchelei in der Gesellschaft beitrage. Endlich werde ein zersetzendes Element in die Gesellschaft dadurch hineingetragen, dass man sich durch die Werke moderner Kunst nicht über die Nichtigkeit der umgebenden Welt erhoben, sondern in alle die Wehen und Unbilden des Lebens herabgedrückt fühlt, so dass trostloser Pessimismus und Gedanken an gewaltsamen Umsturz die Folgen seien.

Von einem Zwecke der Kunst könne man, wie der Verf. im 8. Abschnitte ausführt, bei den Werken realistischer Richtung gar nicht sprechen, denn es sei zunächst an ein prodesse im Horazschen Sinne, das ja nicht ein „marktfähiges“ Nützen bedeute, sondern Forderungen im Sinne der Bildung eines geläuterten Geschmackes, bei den Modernen nicht zu denken, ja nicht einmal an ein Nützen im Sinne der moralisierenden Belehrung, die schon an sich von der echten Kunst fern bleiben soll. Aber auch das delectare werde gänzlich vermisst. Denn es trete an Stelle desselben bittere Enttäuschung.

Liege der Zweck nicht im Publicum, so müsse er im Künstler selbst gesucht werden, u. zw. entweder in der Förderung oder in der Ergötzung desselben. Die erstere werde von den Realisten selbst in ihrem Prophetendünkel abgelehnt, die letztere aber wäre nichts als die Affenliebe zu ungerathenen Kindern.

Erwägt man, was diese moderne Richtung leistet, so könnte sich diese entweder auf eine Culturförderung auf sittlichem oder auf geistigem Gebiete beziehen. Die Selbsterziehung zur Sittlichkeit werde nicht erreicht, weil nicht Sitte und Moral, sondern das niedere Triebleben als sieghaft dargestellt werde und so einer sittlichen Zersetzung der Gesellschaft vorgearbeitet wird. Wenn

aber die Leistung auf geistigem Gebiete darin bestehen soll, dass der Realismus dem Wissens- und Erkenntnisfortschritte dienen soll, so könne dies die Kunst höchstens, u. zw. sehr unvollkommen, durch einen wahrer Kunst unwürdigen Kärrnerdienst, den sie der Popularisierung der Wissenschaft leiste, erreichen. Die eigentliche Hauptleistung sei aber Verschwendung von Talent, indem viele Talente sich an unwürdigen Gegenständen abarbeiten. Eine solche Verschwendung müsse auch betont werden, wenn die Kunstwerke den Wert bloßer culturgeschichtlicher Documente bekommen sollen, da ja diese Arbeit auch ein nüchterner Copist geleistet hätte.

In einem Schlusscapitel fasst der Verf. noch einmal seine ablehnenden Urtheile über die Richtung des modernen Realismus zusammen, erhebt sich aber doch, ohne aber die Elemente dieser Kunstrichtung zu nennen, auf welche sich dieselbe aufbaut, zur Hoffnung auf eine neue, gesunde und förderliche Kunstrichtung, für die im Realismus keimartig der Ausgangspunkt gegeben sein mag.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Methode der lateinischen und griechischen Privatlectüre.

Angesichts der großen Verbreitung, welche die Pflege der Privatlectüre aus den classischen Sprachen in den letzten Jahren gewonnen hat, scheint es nicht unzweckmäßig, auch diese freiwilligen Leistungen der Schüler einmal zum Gegenstande der Erörterung zu machen. Es hat sich zwar der Verein „Österreichische Mittelschule" wiederholt mit diesem Gegenstande beschäftigt[1]; außerdem finden sich wertvolle Anregungen hiezu in dieser Zeitschrift[2]. Dennoch haben gerade die letzten Jahre unsere Erfahrungen auf diesem Gebiete wesentlich bereichert und neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Gegenstandes geschaffen, so dass es wohl am Platze sein dürfte, einige die Privatlectüre betreffende Fragen neuerdings zur Sprache zu bringen, umsomehr als auch die jüngst erschienene zweite Auflage der „Instructionen" zu derselben Stellung genommen hat.

Zunächst soll uns die Frage beschäftigen: **Durch welche Mittel kann der Schüler bei der Privatlectüre unterstützt werden?**

Es kann kein Zweifel darüber herrschen, dass bei dem gegenwärtigen Betriebe des lateinischen und griechischen Unterrichtes es auch dem nur mäßig begabten Schüler ermöglicht wird, bei einigem Fleiße den Anforderungen, welche an die häusliche Vorbereitung gestellt werden, in befriedigender Weise zu entsprechen. Denn abgesehen von den die Arbeit des Schülers im voraus unterstützenden Bemerkungen des Lehrers (Vorpräparation) bleibt die Auswertung des Gelesenen nach Inhalt und Form, sowie die daraus resultierende völlig adäquate Übertragung in die

---

[1]) Siehe „Österr. Mittelschule", Jahrg. 1893, S. 243 ff. und 371 ff.; Jahrg. 1897, S, 23 ff. und 167 ff.

[2]) Siehe besonders Huemer, Jahrg. 1891, S. 1029 ff.; W. Perathoner, Jahrg. 1896, S. 1029; ferner den Erlass des mährischen Landesschulrathes, betreffend die Privatlectüre, ebenda S. 1047.

Muttersprache der gemeinsamen Arbeit in der Schule vorbehalten. Während so der Schüler Schritt für Schritt an der führenden Hand des Lehrers weiterschreitet, befindet er sich bei der Privatlectüre in einer gänzlich veränderten Lage, und man muss zugeben, dass der Sprung von der strengen Gebundenheit der Schullectüre zur selbständigen Privatlectüre ein jäher, unvermittelter ist. Es kann wohl nicht ausbleiben, dass sich Irrthümer in die Arbeit des Schülers einschleichen und unüberwindliche Schwierigkeiten sich dem Verständnisse entgegenstellen, dass bald die Satzconstruction, bald ein einzelner Ausdruck, bald der inhaltliche Zusammenhang ihm unklar bleibt. Sollen derartige Hindernisse nicht den Fortgang der Lectüre über Gebür aufhalten und die Lust am Lesen allmählich aufzehren, so muss dafür gesorgt werden, dass die Missverständnisse möglichst bald behoben und die etwa ins Stocken gerathene Lectüre wieder flott gemacht werde. Dies kann nun in der Weise geschehen, dass der Lehrer schon nach Absolvierung kleinerer Partien eine Besprechung mit den Schülern vornimmt, wobei besonders jene Stellen erörtert werden, welche dem Schüler nach seinem Geständnisse unklar geblieben sind, oder bei denen der Lehrer die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer schiefen Auffassung voraussieht [1]).

Ein derartiger Vorgang des Lehrers, welcher alsbald dort eingreift, wo der Schüler mit den eigenen Kräften nicht auslangt, ist erfahrungsgemäß von großem Nutzen. Dennoch dürfen wir nicht übersehen, dass der Lehrer heute mehr als jemals infolge der rasch zunehmenden Frequenz der Gymnasien einerseits und des immer fühlbarer werdenden Lehrermangels andererseits mit Unterrichtsstunden und Correcturen derart überlastet ist, dass es ihm schwer wird, für die Privatlectüre seiner Schüler in der oben gezeigten Weise vorzusorgen. Zur Unmöglichkeit wird dies jedoch dann, wenn, wie es in höheren Classen vorkommt, die von den einzelnen Schülern gewählten Schriftwerke ganz verschieden sind. Hiefür ein Beispiel aus meiner Lehrpraxis. Das Repertoire der von meinen Schülern im Schuljahre 1898—99 gelesenen Schriften war folgendes:

V. Classe. Latein:	Liv. lib. XXVI	8	Schüler
	Caes. de b. Gall. III. . .	1	„
VI. Classe. Latein:	Liv. lib. XXVI	2	„
	Caes. de b. civ. III . . .	10	„
VIII. Classe. Griechisch:	Herodot VIII	2	„
	Hom. Od. X.	1	„
	Hom. Od. III. XV	2	„
	Hom. Od. IV. XXIII . . .	1	„
	Platons Kriton.	2	„

[1]) Die mittlerweile in 2. Auflage erschienenen „Instructionen“ sprechen, wohl im Hinblicke auf die geschilderten Verhältnisse, einen ähnlichen Gedanken aus: „Nicht unwesentlich wird die Privatlectüre gefördert, wenn man den Schülern die Gelegenheit bietet, anfangs auch über kleinere Abschnitte, etwa in jeder Conferenzperiode einmal, sich prüfen zu lassen“ (S. 58 der Ausgabe von A. Pichlers Witwe & Sohn).

Demosthenes' II. phil. Rede	1	Schüler
„ III. phil. Rede	1	„
„ Rede üb. d. Frieden	1	„
„ Kranzrede	1	„
Plutarchs Perikles	2	„

Hiezu bemerke ich, dass ich im Vorjahre nur im Obergymnasium beschäftigt war, ein Fall, der allerdings seltener vorkommt. Allein sehen wir auch von der V. und VI. Classe gänzlich ab, und fassen wir nur die griechische Privatlectüre der Octava ins Auge, so fällt die bunte Mannigfaltigkeit des Lectürstoffes auf. Ich muss nun aufrichtig gestehen, dass es mir nicht möglich war, das oben aufgewiesene Lectürpensum in der oben bezeichneten Weise mit den Schülern durchzugehen, da mir die nöthige Zeit fehlte. Jeder Erfahrene wird zugeben, dass, wenn die Privatlectüre sich gleichzeitig über verschiedene Schriftsteller und Schriftwerke erstreckt, die regelmäßige Überwachung derselben seitens des Lehrers einen derart complicierten Apparat nöthig machen würde, dass dieser unter der Last der freiwillig übernommenen Arbeit alsbald jene Elasticität des Geistes einbüßen müsste, welche ihn zur erfolgreichen Ertheilung des Unterrichtes befähigt und auch in den Stand setzt, in steter Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft zu bleiben. Ähnliche Fälle, wie der oben aufgewiesene, werden in den obersten Classen, wo den Schülern die Wahl unter mehreren Autoren frei steht, häufig vorkommen. Um solchen Fällen zu begegnen, gibt Zycha[1]) den Rath, „die Schüler seien aufmerksam zu machen, dass ihrer mehrere denselben Stoff durchnehmen, um die Prüfung zu erleichtern und zu ermöglichen." Es ist nicht zu leugnen, dass ein derartiger Vorgang geeignet ist, den Lehrer zu entlasten; sicher ist es auch die Sache des Lehrers, den Schülern bei der Wahl der Privatlectüre berathend zur Seite zu stehen. Hiebei soll aber nicht sosehr die Rücksicht auf die eigene Person maßgebend sein, als vielmehr die Rücksicht auf den Schüler, seine Vorbildung, seine Anlagen und, weil es sich ja um freiwillige Leistungen handelt, auch seine Vorliebe für diesen oder jenen Schriftsteller, dieses oder jenes Buch. Namentlich in den obersten Classen empfiehlt es sich, den Schülern bei der Wahl der Lectüre volle Freiheit zu gewähren, ein Grundsatz, der auch in den Instructionen (S. 58 der oben citierten Ausgabe) zum Ausdrucke kommt. Wenn wir, an diesem Grundsatze festhaltend, der Individualität unserer Schüler freien Spielraum gewähren, so wird es nicht zu verhindern sein, dass das Repertoire der während eines Jahres absolvierten Privatlectüre ein buntes, aus verschiedenen Schriftwerken zusammengesetztes sein wird. Können wir uns über das dadurch bekundete Interesse der Jugend nur freuen, so steht auf der anderen Seite auch fest, dass eine die Lectüre stetig begleitende Einflussnahme des Lehrers seine Kräfte übersteigt.

Aber auch in jenem Falle, wo die Privatlectüre einer Classe sich auf einen oder zwei Schriftsteller concentriert, ist die Leitung derselben

[1]) Österr. Mittelschule, 1893, S. 377.

mit Schwierigkeiten verbunden. Die Beihilfe, welche der Lehrer dem auf seine eigenen Kräfte beschränkten Schüler gewähren muss, ist keineswegs eine geringe, wenn anders der Schüler dahin gelangen soll, das Schriftwerk nach Inhalt und Form zu verstehen, eine Forderung, welche in den Instructionen mit Recht erhoben wird. Von diesem Ziele sind die Schüler oft recht weit entfernt, und der Lehrer hat schon viel erreicht, wenn er bei der partienweisen Besprechung es dahin bringt, dass die Schüler sich durchwegs in der Satzfügung zurecht finden und eine entsprechende Übersetzung zu leisten vermögen. Allerdings gibt es Schüler, welche infolge einer specifischen Begabung für Philologie mit einer gewissen Leichtigkeit und Sicherheit in den Autor eindringen und daher einer nur geringen Beihilfe bedürfen. So wenig wir jedoch unseren Unterricht nach dem Bedürfnisse dieser Auserwählten einrichten werden, so wenig dürfen wir bei allen Privatlectüre betreibenden Schülern ein derartiges Verständnis voraussetzen. Wollten wir jedoch angesichts der unleugbaren Schwierigkeiten nur die „Talente" zur Privatlectüre heranziehen, so würden wir den hochortigen Intentionen zuwider handeln, welche die Pflege der Privatlectüre auch bei Schülern mittlerer Begabung voraussetzen [1]). Müssen wir demnach auf die Betheiligung des Mittelschlages an diesen freiwilligen Leistungen hinarbeiten, so werden wir auch unseren Vorgang den Fähigkeiten desselben anzupassen suchen. Wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, zum einzelnen Schüler herabzusteigen, auf jene Stellen, welche ihm unklar geblieben sind, liebevoll einzugehen; wir dürfen ihm aber auch nicht allzusehr vertrauen und müssen auch bezüglich jener Theile des Lectürpensums, welche er verstanden zu haben glaubt, uns vergewissern, ob er sie auch wirklich richtig aufgefasst hat; denn die Erfahrung lehrt, dass sich die Schüler hierin oft täuschen.

Allein trotz aller Mühewaltung wird es dem Lehrer kaum gelingen, auf diesem Wege bei seinen Schülern jenes volle Verständnis des Gelesenen zu erzielen, wonach wir auch bei der Privatlectüre streben müssen. Der Grund hievon liegt in der dem Schüler mangelnden Kenntnis der einschlägigen s a c h l i c h e n Verhältnisse, ein Umstand, der ihm oft mehr Schwierigkeiten bereitet als die Analyse einer verwickelten Satzfügung. Bei jedem neuen Schriftwerk, das der Schüler zur Hand nimmt, treten ihm neue Erscheinungen des antiken Lebens in Sitten und Gebräuchen, staatlichen und privaten Einrichtungen entgegen. So manche Stelle wird nur durch die Kenntnis der damaligen Zeitverhältnisse verständlich. Mancher Vorgang findet seine Erklärung in den vorausgegangenen Büchern eines größeren Werkes. Da nun der Schüler dieser Voraussetzung eines gründlichen Sachverständnisses mehr oder weniger entbehrt, so läuft er Gefahr, bald in der Auffassung der einzelnen Geschehnisse, bald in der Beurtheilung des geschichtlichen Zusammenhanges irrezugehen. Mit Recht wird in neuerer Zeit bei der Erklärung der Classiker das sachliche Moment in erhöhtem Maße berücksichtigt;

---

[1]) Ministerial-Erlass vom 30. September 1891.

der Schüler soll nicht nur übersetzen, sondern auch eine anschauliche Vorstellung von dem Leben und Weben des classischen Alterthums ge- gewinnen. Während so in der Lectürstunde ein farbenreiches Bild der Ereignisse vor dem Auge des Schülers sich entrollt, ist er bei der Privatlectüre genöthigt, eine recht trockene Arbeit zu verrichten, indem er den Text nach den Regeln der Grammatik zu entziffern sucht. Kein Lichtstrahl von außen erhellt ihm das Dunkel der realen Verhältnisse, kein Wort der Erklärung löst seine Zweifel und erfrischt sein Gemüth. Wollte man dagegen einwenden, dass es Sache des Lehrers ist, bei der Prüfung den Schüler über diese Dinge aufzuklären, so ist dazu zu bemerken, dass die Berichtigung in diesem Falle zu spät kommt. Denn die Erfahrung lehrt, dass der Schüler, wenn er den Sinn einer Stelle verfehlt hat, nicht sobald in das richtige Geleise einlenkt, sondern vielmehr das Folgende durch eine gezwungene und oft gewaltsame Interpretation mit seiner irrthümlichen Auffassung in Einklang zu bringen sucht, woraus mitunter ein ganz falsches Bild der Thatsachen entsteht. In diesem Falle wird es ein schweres Stück Arbeit für den Lehrer sein, die Missverständnisse auszurotten und den wirklichen Zusammenhang der Dinge wieder herzustellen, und es fragt sich, ob es ihm möglich sein wird, im Geiste des Schülers eine so lebendige Verstellung von dem Gange der Handlung hervorzurufen, dass dadurch lange festgehaltene Irrthümer völlig überwunden werden und aus dem Bewusstsein verschwinden. Sicher ist, dass derartige tief einschneidende Berichtigungen auf Lehrer und Schüler einen peinlichen Eindruck machen und keineswegs geeignet sind, den Schüler zur Fortsetzung der Lectüre zu ermuntern Insbesondere beim Beginne der Privatlectüre ist es von Wichtigkeit, dass der Schüler einen gewissen Erfolg erzielt, der ihn zur weiteren Anspannung seiner Kräfte ermuthigt.

Wir müssen daher trachten, den dornenvollen Weg für den Schüler gangbarer zu machen. Die Lehrerschaft möge es unternehmen, durch Herausgabe von Erklärungsschriften der lesefreudigen Jugend zuhilfe zu kommen. Der Gedanke ist nicht neu. P. Maresch hat nach J. Huemer im Vereine „Österr. Mittelschule“ in Wien unter dem Beifalle der Versammlung die Abfassung von Commentaren für die Privatlectüre angeregt[1]). Bereits ist ein kleiner Anfang gemacht durch die bei Tempsky erschienene „Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre“, über deren Einrichtung ich in dieser Zeitschrift, 1899, S. 419 ff. ausführlich gehandelt habe. Die Erfolge, welche eine größere Anzahl meiner Schüler unter Anwendung der genannten Erläuterungsschriften erzielte, waren in jeder Hinsicht so erfreulich, dass sich in mir der Wunsch regte: Hätten wir nur recht viele derartige Hilfsmittel, und zwar zu jedem Autor! Leider gestattet die genannte Sammlung (bisher sind sieben Bändchen erschienen) nur eine sehr beschränkte Auswahl, und ich muss sagen, dass wir Philologen in dieser Hinsicht noch weit zurückstehen gegenüber den Germanisten,

---

[1]) Siehe Österr. Mittelschule, 1897, S. 28, 30, 167.

welche für die schulgerechte Erklärung ihrer Classiker trefflich vorgesorgt haben. Bei der großen Verbreitung, welche die Privatlectüre aus den altclassischen Sprachen in neuester Zeit gefunden hat, sind gediegene, für die Schüler berechnete Commentare zu einem unabweisbaren Bedürfnisse geworden. Ich richte daher an meine Fachgenossen den Appell, sie möchten ihre Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst der Privatlectüre stellen, damit der lesefreudigen Jugend endlich dasjenige geboten werde, was sie dringend benöthigt: kurzgefasste, dem Bildungsstande der betreffenden Unterrichtsstufe angepasste Erklärungsschriften zu jedem Autor. Was nun die Anlage derselben betrifft, so kann man den in der Tempsky'schen Sammlung gegebenen Typus beibehalten: Einleitung, Disposition, Text sammt Fußnoten, Wörterverzeichnis. Außerdem möge noch ein zweiter Typus geschaffen werden, Commentar ohne Text und Wörterverzeichnis. Diese Einrichtung kann bei jenen Texten stattfinden, welche in den Schulausgaben enthalten sind; in diesem Falle genügen bloße Anmerkungen, nach den Capiteln und Paragraphen des Textes geordnet. Durch das Entfallen des Textes wird es möglich, derartige Büchlein äußerst billig herzustellen. So würde beispielsweise ein Commentar zum 7. Buche von Cäsars gallischem Kriege (90 Capitel) nach meiner Berechnung höchstens 16 Octavseiten beanspruchen; ein solches Heft dürfte um den Preis von 30—40 h abgegeben werden können.

Gehen wir nun zur Erklärung selbst über. Hiemit betreten wir ein Feld, auf dem es unzählige Möglichkeiten gibt. Es wird immer Sache des Erklärers sein, im concreten Falle zu entscheiden, wie weit er in der Unterstützung des Schülers zu gehen und welche Methode er hiebei anzuwenden hat. Daher weisen auch die wenigen vorhandenen Erklärungsschriften in diesem Punkte bedeutende Verschiedenheiten auf. Wenn ich nun daran gehe, die allgemeinen Grundsätze darzulegen, nach denen die Erklärung sich zu richten hätte, so liegt es mir ferne, irgendwelche Vorschriften geben zu wollen; meine Absicht geht vielmehr dahin, durch Erstattung von Vorschlägen eine Einigung der Fachgenossen in dieser wichtigen Frage anzubahnen. Die folgenden Ausführungen gründen sich auf vielfältige Erfahrungen, welche sich aus der Benützung der oben genannten Erläuterungsschriften seitens meiner Schüler ergeben haben.

Vor allem müssen wir darüber schlüssig werden, für welche Schülerkategorie unsere Erklärung berechnet sein soll. Da, wie wir oben dargelegt haben, es wünschenswert ist, dass sich nicht nur die besten Köpfe, sondern womöglich der Mittelschlag der Classe an der Privatlectüre betheilige, so werden wir unsere Erklärung dem letzteren anzupassen suchen. Die sogenannten Talente, welche ohnedies ziemlich spärlich gesäet sind, bedürfen unserer Fürsorge weniger. Diese können, namentlich in den obersten Classen, mit Nutzen die allbekannten Commentare unserer hervorragendsten Erklärer gebrauchen; auch können denselben Werke zum Nachschlagen, wie Lübkers Reallexikon, ohne Bedenken an die Hand gegeben werden. Unsere Sorge muss vielmehr auf den Mittelschlag gerichtet sein, also auf jene Schüler, welche ihren

Verpflichtungen ohne übermäßige Anstrengung nachzukommen vermögen. Nach Ausscheidung der äußersten Gegensätze, der besten und der schwächsten Schüler, bleibt eine Masse zurück, welche trotz mancher Abstufungen innerhalb derselben dennoch fast überall dasselbe Gepräge zeigt; es ist der Typus des Durchschnittsschülers, welcher zwar langsamer arbeitet und zu selbständiger Combination weniger befähigt ist, aber durch regelmäßiges Arbeiten dennoch jenes Maß von Können sich erworben hat, welches auf der betreffenden Unterrichtsstufe billigerweise verlangt werden kann[1]).

Haben wir somit einen festen Standpunkt gewonnen, von welchem aus die Erklärung zu erfolgen hat, so ist es nicht minder wichtig, sich im besonderen darüber klar zu werden, welcher Grad von Vertrautheit mit dem betreffenden Schriftsteller bei den Schülern vorauszusetzen ist. Da die Privatlectüre umso erfolgreicher betrieben wird, je intensiver die Schullectüre derselben vorgearbeitet hat, so werden wir unsern Schülern rathen, an die häusliche Lectüre nicht eher zu schreiten, bevor sie sich nicht in den Autor gehörig eingelesen haben. Es kann daher bei der Erklärung nicht unsere Absicht sein, den Schüler erst in den Autor einzuführen, sondern wir werden jenen Grad von Vertrautheit mit dessen Eigenart voraussetzen, welcher bei dem Mittelschlag in 3—5 Monaten erreicht werden kann.

Die Interpretation wird ihr Augenmerk naturgemäß in erster Linie darauf richten, bei schwierigen Stellen den Schüler auf die Erfassung der Satzconstruction hinzuleiten; damit wird die unentbehrliche Grundlage für das Verständnis gewonnen. Je präciser die darauf abzielenden Bemerkungen sind, desto rascher findet sich der Schüler zurecht. Wenn wir uns hiebei recht lebhaft in die Arbeit des Schülers hineinversetzen, so werden wir mit einiger Sicherheit ermessen können, welche Fügungen demselben unklar sein werden, an welchen Stellen er Gefahr laufen wird, ganz aus dem Geleise zu kommen. Hat der Erklärer etwa dieselbe Partie bereits mehrmals mit den Schülern besprochen, so werden ihm hiebei die gesammelten Erfahrungen manchen Fingerzeig geben, wo er mit der Erklärung einzusetzen hat.

In lexikalischer Hinsicht wird unser Streben dahin gehen, dem Schüler die Arbeit möglichst zu erleichtern. Wir werden ihm daher das Nachschlagen seltener Vocabeln im Wörterbuch dadurch ersparen, dass

---

[1]) Unter das für die betreffende Classe gesetzlich fixierte Bildungsniveau steige man bei der Erklärung in keinem Falle herab, wie dies seitens so mancher Verfasser von sogenannten „Schülercommentaren“ geschieht. So setzt beispielsweise G. Müller in seinem Schülercommentare zu Sallust bei den Schülern die Kenntnisse eines mittelmäßigen Tertianers voraus und richtet demgemäß auch seine Erklärung ein, welche in der Hauptsache auf eine mechanische Abrichtung zum Übersetzen hinausläuft. Auf solche Weise wird nur ein Scheinerfolg erreicht und der Schüler obendrein überbürdet, da seine ganze Arbeit in gedächtnismäßiger Aneignung der Angaben des Commentars besteht. Aus diesem Grunde halte ich die „Schülercommentare“ als Behelfe der Privatlectüre für wenig geeignet.

wir ihre Bedeutung kurzweg angeben. Die in der mehrfach erwähnten Sammlung vertretenen Erklärer suchen den Schüler dadurch zu entlasten, dass sie dem Commentar ein specielles Wörterverzeichnis beigefügt haben. Sollte dieses Beispiel Nachahmung finden — nothwendig ist diese Einrichtung nicht — so möge man darauf achten, dass das Wörterverzeichnis nicht allzu knapp ausfalle, damit der Schüler mit demselben sein Auslangen finde und nicht genöthigt werde, auch noch das Lexikon zurathe zu ziehen. Vocabeln, welche dem Schüler zwar bekannt sind, aber an der betreffenden Stelle in einer seltenen oder prägnanten Bedeutung gebraucht werden, mögen nicht in das Wörterverzeichnis verwiesen, sondern gleich an Ort und Stelle in der Anmerkung erklärt und übersetzt werden. Denn ich weiß aus Erfahrung, dass der Schüler sich oft lange mit der ihm geläufigen Bedeutung des Wortes abquält, dadurch Zeit verliert und nicht selten in eine geschraubte Erklärung der Stelle verfällt.

Auch in der Übersetzung werden wir dem Schüler hilfreich an die Hand gehen. Doch ist hierin weises Maßhalten geboten. Es wäre ein Irrthum, zu glauben, dass wir dem Schüler einen Dienst erweisen, wenn wir sein Gedächtnis mit zahlreichen Musterübersetzungen vollstopfen. Dagegen werden wir mit Erfolg von jenen Mitteln des lebendigen Unterrichtes Gebrauch machen, durch welche der Schüler von der ersten wörtlichen Übertragung zur Auffindung der dem deutschen Sprachgeiste entsprechenden Übersetzung hingeleitet wird. Hiezu gehören Anweisungen, wie: Activ statt Passiv! — Coordinieren! — Subordinieren! — Den Nebensatz eliminieren! — Verbalsubstantiv! — Derartige Operationen, denen sich der Schüler erfahrungsgemäß mit Lust und Erfolg unterzieht, setzen seine Selbstthätigkeit in Bewegung und sind für ihn förderlicher, als wenn wir ihm die schönsten Phrasen und Wendungen an die Hand geben [1]).

Wir werden daher auch bei der Prüfung aus der Privatlectüre nicht durchwegs eine Musterübersetzung verlangen; eine derart hochgespannte Forderung würde die Schüler, deren natürliches Interesse dem Inhalte zugewandt ist, am raschen Fortschreiten hindern, dieselben entmuthigen und zu gedächtnismäßigem Einlernen der Übersetzung verleiten.

Wir kommen nun zum letzten Punkte, zur sachlichen Erklärung. Wie wichtig, ja unentbehrlich dieselbe im Interesse eines raschen, ungehinderten Fortganges der Lectüre ist, haben wir oben gezeigt. Erfahrungsgemäß bringt der Schüler derselben das größte Interesse entgegen. Die auf das Sachliche bezüglichen Mittheilungen sind für ihn eine wahre Erquickung bei seiner mühevollen Arbeit, erfrischen seinen Sinn, beleben seine Phantasie, ohne sein Gedächtnis allzusehr zu belasten. Daher möchte ich dem Wunsche Ausdruck geben, es mögen die sachlichen Erläuterungen nicht allzu knapp bemessen werden. Es schadet

---

[1]) Hiemit soll nicht gesagt sein, dass es nicht auch Fälle geben kann, wo die Darbietung einer treffenden Übersetzung das beste Mittel ist, um eine unklare Situation mit einem Schlage zu erhellen.

auch keineswegs, wenn wir hierin da und dort über das nothwendigste Maß hinausgehen; je lebhafter wir dem Schüler die Situation vergegenwärtigen, desto stärker wird sein Interesse für die Lectüre und das classische Alterthum erwachen.

Das sind die Gesichtspunkte, welche nach meiner Ansicht eine erfolgreiche Interpretation ins Auge zu fassen hätte. Und so möchte ich meine Fachgenossen noch einmal auffordern, für die liebe Jugend die Feder zu ergreifen. Wird hiebei von dem Grundsatze ausgegangen, die Erklärung dem Mittelschlage der Schüler anzupassen, so wird der Betrieb der Privatlectüre nicht nur an Intensität, sondern auch an Umfang gewinnen; denn es wird sodann auch der großen Masse die Möglichkeit geboten werden, mit Aussicht auf Erfolg sich an diesen freiwilligen Leistungen zu betheiligen. Dann erst werden wir in Wahrheit sagen können, dass die Privatlectüre eine wesentliche Ergänzung der Schullectüre darstellt. Sind wir einmal an diesem Punkte angelangt, so wird dadurch auch der Beweis erbracht sein, dass der vielverlästerte Unterricht in den classischen Sprachen nicht bloß bei einigen wenigen Auserlesenen, sondern bei der großen Masse der Schüler das ihm gesetzte Ziel erreicht, dieselben zu selbständiger Arbeit zu befähigen und für die unvergänglichen Schöpfungen des classischen Alterthums zu begeistern. Möge die Privatlectüre, dieser zu neuem Leben erwachte Zweig des humanistischen Studiums, sich immer kräftiger entwickeln und dadurch Zeugenschaft ablegen für die unverwüstliche Lebenskraft unseres Gymnasiums!

Zum Schlusse noch ein Vorschlag. Bekanntlich steht es jenen Schülern, welche sich über ein Lectürpensum, das an Umfang einem Jahrespensum gleichkommt, auszuweisen vermögen, frei, bei der Maturitätsprüfung das Ansuchen zu stellen, aus der Privatlectüre geprüft zu werden. Bei der im Jahre 1899 am Staatsgymnasium in Mähr.-Trübau abgehaltenen Maturitätsprüfung meldeten sich 6 Schüler aus Griechisch zur Prüfung; einige derselben erhielten nun die Note: „vorzüglich (lobenswert) mit Berücksichtigung der Leistungen aus der Privatlectüre". Ein Schüler hatte aber bereits auf Grund der obligaten Leistungen die Note „vorzüglich" sich erworben. In diesem Falle würde der obige Zusatz eine Abschwächung der Note „vorzüglich" bedeutet haben und wurde daher über meinen Antrag weggelassen. Ich glaube nun, dass es zur Aneiferung der Jugend beitragen würde, wenn hohenorts gestattet würde, derart hervorragende Leistungen mit der Note „ausgezeichnet" zu classificieren [1]).

Krems. Anton Malfertheiner.

---

[1]) In wie erfreulicher Weise in manchen Ländern die Privatlectüre betrieben wird, dafür können als Beispiel die Gymnasien in Niederösterreich angeführt werden. Nach sicheren Mittheilungen haben sich hier im Schuljahre 1899/1900 bei den Maturitätsprüfungen 257 Schüler zur Prüfung aus der Privatlectüre, sei es aus Latein, sei es aus Griechisch oder aus beiden, gemeldet. Die meisten der Gemeldeten wurden



Rathschläge betreffend die Herstellung und Einrichtung von Gebäuden für Gymnasien und Realschulen, unter besonderer Rücksichtnahme auf die Forderungen der Hygiene. — Von Leo Burgerstein in Wien. — Preis 2 K. Wien, im k. k. Schulbücherverlag, 1900.

Die Schulhygiene hat in der letzten Zeit gewaltige Fortschritte gemacht, und es ist bereits eine Summe von hygienischen Forderungen theoretisch festgestellt, die aber bei der Erbauung neuer Schulhäuser leider nicht immer genügend berücksichtigt werden. Infolge einer Anregung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht hat Prof. Dr. Leo Burgerstein, einer unserer eifrigsten Vorkämpfer für die Schulhygiene, ein Büchlein verfasst, in welchem auf 80 Seiten alle jene hygienischen Maßregeln klar und übersichtlich mitgetheilt und erläutert werden, die bei der Erbauung und Einrichtung von Gebäuden für den Mittelschulunterricht theils als nothwendig, theils als wünschenswert bezeichnet werden müssen. Der reiche Stoff ist in 21 Capitel gegliedert, in denen, von der Wahl des Platzes ausgehend, bis zur Beziehbarkeit des Hauses alles zu finden ist, was in schulhygienischer Hinsicht zu berücksichtigen wäre. Die große Sachkenntnis und ungewöhnliche Beherrschung der Fachliteratur haben es dem verdienstvollen Autor ermöglicht, ein wirklich brauchbares Nachschlagewerk zu schaffen, und es wäre nur zu wünschen, dass alle bei Schulbauten maßgebenden Behörden und Personen diese Fundgrube für hygienische Maßregeln in Hinkunft recht ausgiebig benützen möchten. Mit Recht hebt der Verf. hervor, dass dort, wo es sich um die Gesundheit der heranwachsenden Generationen, „den vornehmsten Hoffnungen des Staates" handelt, kleinliche Sparsamkeit durchaus nicht am Platze ist, und dass Investitionen zu hygienischen Zwecken bei Schulbauten hervorragend national-ökonomische Bedeutung haben. Es ist auch eine durchaus gesunde Ansicht des Verf.s. dass sich die architektonische Schönheit stets der hygienischen Wohlfahrt unterzuordnen habe und wenn schon gespart werden müsse, so sei es an der Ausschmückung des Baues. Luft, Licht und Reinlichkeit sind überhaupt die schönsten Zierden eines Schulhauses.

Auf den reichen Inhalt des Buches näher einzugehen, verbietet der Raum; es sei nur auf einige besonders ausführlich behandelte, weil besonders wichtige Capitel hingewiesen, als da sind: „Disposition der Räume", „Ventilation", „Temperaturregulierung", „Anstandsorte", „Einrichtungsstücke" u. a. m. Eine Anzahl sehr instructiver Zeichnungen ergänzt den Text in trefflicher Weise.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

auch geprüft. Die Resultate waren günstig, bei einigen Abiturienten geradezu überraschend gut. Die Lectüre erstreckte sich nicht bloß auf die Schulautoren, sondern gieng auch je nach der Neigung der Schüler über diese hinaus; so wurde gelesen und geprüft aus Aeschylus, Euripides, Theocrit, den griechischen Lyrikern u. a. An einem Gymnasium meldeten sich aus Latein fast alle Candidaten, aus Griechisch die Hälfte. Wenn die Fachlehrer und Leiter der Prüfungscommissionen der Einrichtung der Privatlectüre günstig gegenüberstehen, dann fehlt es an Resultaten nicht. Die Redaction.



Dr. Albert Fischer, Das alte Gymnasium und die neue Zeit. Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres höheren Schulwesens. Gr.-Lichterfelde. Verlag von Gebel, 1900. 431 SS. gr. 8°. 6 Mk.

Zum zweitenmale trat in den Pfingsttagen in Berlin eine vorberathende Versammlung deutscher Schulnotabler zusammen. Die Schulreform steht in Preußen wieder auf der Tagesordnung und hat die freie Meinungsäußerung diesmal in ungewöhnlichem Maße angeregt. Dass sich hiedurch starke Spannungen ergeben, darüber braucht sich die praktische Pädagogik im allgemeinen nicht zu beklagen; sie kann aus lebenskräftigen Antrieben nur gewinnen. Der Verf. der angezeigten Schrift, die zu einem umfangreichen Buche gediehen ist, beherrscht so ziemlich die gesammte Literatur dieser Art in ungewöhnlicher Weise, indem er sie theils für seine Zwecke ausbeutet, theils aber auch, soweit sie seinen Zielen nicht entspricht, zu bekämpfen sucht.

Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Geschichtliche Entwicklung des Gymnasiums. II. Das Bildungsideal. III. Die Grundlagen unserer Cultur in Bezug auf staatliche, social-ethische Verhältnisse, in Bezug auf Kunst und Wissenschaft. IV. Wert der antiken Literatur. V. Grundzüge einer neuen Gymnasialverfassung. Das Schwergewicht fällt auf den II. und IV. Abschnitt.

Was versteht man unter allgemeiner Bildung? Gerade um die Auffassung dieses Begriffes dreht sich der ganze angefachte Streit. „Allgemeine Bildung" weist auf ein Maß von Kenntnissen hin, die, unabhängig von subj. Bestimmungen, an sich erstrebenswert sind; sie umfasst also sowohl formale als auch reale, historische, ideale und technische (künstlerische) Elemente; unter letzteren verstehe ich mit dem Verf. Zeichnen, Turnen und Singen. Dass also einfache „Verstandeswirtschaft" (S. 75) nicht ausreicht, ist klar; denn der Unterricht muss auch Gemüth und Charakter gebürend berücksichtigen. Die wichtigste Erkenntnis der neueren Pädagogik ist die Einsicht, dass lebendige Anschauung und philosophische Durchdringung, Zusammenfassung des Mannigfaltigen in höherem Grade gepflegt werden müssen. Die specialistische Wissenschaft muss der Universität vorbehalten bleiben. Der Betrieb der Philosophie, die in Deutschland wieder in den Kreis der Gymnasialdisciplinen eingeführt werden muss, kann natürlich nur in propädeutischer Weise vorgenommen werden. Aber das Plätzchen, das Fischer ihr anweist, ist mehr denn bescheiden: eine Stunde wöchentlich in der I. A. „Die Psychologie", sagt er, „darf im Schulunterrichte nur eine nebensächliche Rolle spielen" (S. 341), und doch soll nach der Ansicht des Verf. beim Unterrichte Erkennen, Fühlen und Wollen harmonisch ausgebildet werden. Gerade gegenwärtig steht die Psychologie im Mittelpunkte philos. Forschungen und Prof. Marty wies in seiner Rectoratsrede (1896) überzeugend nach, dass alle philos. Disciplinen auf die Psychologie hinleiten. Der Verf. verlangt aber auch, dass der Zögling eines Gymnasiums die nöthige Ausrüstung erhalte, um sich in den politischen, socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Verhält-

nissen unserer Tage zurecht zu finden (S. 141). Gegen die beiden ersten Punkte müssen wir entschieden Verwahrung einlegen. Allerdings finden sich auf S. 137 die goldenen Worte: „Nach alledem darf das Gymnasium den Zug der Zeit zum bloß Praktischen, zum sog. Amerikanerthum nicht mitmachen, es muss lebenskräftige Ideale in die Seele pflanzen". Nun ist nicht recht einzusehen, wie der Verf. diese beiden Forderungen vereinigen will. Gerade in den classischen Sprachen, gegen die Fischer so eifert, lernt der Schüler etwas, das mit dem Treiben des Marktes, mit den unmittelbaren Bedürfnissen des Lebens nichts zu schaffen hat, was sich nicht unmittelbar in klingende Münze umsetzen lässt[1]). Der Verf. verlangt ferner (S. 123 ff.) eine tiefere nationale Durchbildung, ja, das nationale Element soll an Stelle der Antike treten. Das Deutsche soll das Sammelbecken für sprachliche, literaturhistorische, ästhetische und philosophische Erörterungen sein: dem Deutschen falle die Aufgabe zu, den jungen Leuten die Politur zu geben. Mit dem letzten Punkte verlangt aber der Verf. nichts Neues; wir sagen ihm noch mehr: Das Deutsche ist bereits im jetzigen humanistischen Gymnasium die Luft, in der alles athmet, dem Deutschen steuern alle Unterrichtsfächer bei, am meisten die vom Verf. so gehassten classischen Sprachen. Den Helden von Wörth und Gravelotte wird Fischer nicht Mangel an Nationalgefühl vorwerfen wollen, und sie sind aus dem humanistischen, nicht aus einem nationalen Gymnasium hervorgegangen.

Am wenigsten befriedigt aber der IV. Abschnitt: Über den Wert der antiken Literatur. Seit Charles Perrault (Parallèles des anciens et des modernes) ist die systematische Herabsetzung der römischen und griechischen Classiker Mode geworden; die Literatur in diesem Modeartikel ist so groß, dass man das Barathron von Athen damit ausfüllen könnte. Der Verf. gesteht (S. 258) selbst, dass Tradition und Vorurtheil bei der Beurtheilung der Alten stets eine große Rolle spielte. Da jedoch das Lateinische geradezu ein Bestandtheil der deutschen Cultur wurde, für eine ganze Reihe von Disciplinen ein unentbehrliches Hilfsmittel ist und uns überall, selbst in unserer Technik (auf Bauten, Denkmälern) begegnet, so erklärt er trotz des S. 207, S. 290—299 Vorgebrachten die Erlernung der lateinischen Sprache für die wissenschaftlich Gebildeten für fast unerlässlich. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!" Ja, im Lehrplan A werden in der Sexta 10, in II. B und A je 7 Lehrstunden wöchentlich dem Lateinischen zugewiesen (gegen 8, 6, 6 der Lehrpläne vom Jahre 1892).

Aber ein Opfer fordert die hochgehende Strömung: Das Griechische wird über Bord geworfen, um Zeit für eine ergiebigere Ausschöpfung der nationalen Literatur zu gewinnen und einer modernen Weltsprache (dem Englischen oder Französischen), von III. B aufsteigend, 4, 4, 3, 2, 2, 2 Lehrstunden wöchentlich zuweisen zu können. Die grie-

---

[1]) Ministerial-Erlass vom 30. September 1891 (M. V. Bl. S. 241): Durch die Pflege des Idealen (in der Antike) wird dem auf das Nützliche, Praktische gerichteten Zuge unserer Zeit am besten entgegengearbeitet.

chischen Classiker soll der Zukunftsgymnasiast aus Übersetzungen kennen lernen. Als Hauptgrund für die Verbannung des Griechischen aus dem Lehrplane wird der losere Zusammenhang des Griechenthums mit dem Germanenthum und der angebliche Tiefstand der Leistungen aus diesem Sprachfache angeführt. Obwohl der Berichterstatter vor einiger Zeit an zwei verschiedenen Anstalten Deutschlands dem Unterrichte in diesem Fache beigewohnt und einen sehr erfreulichen Eindruck mitgenommen hat, will er sich dennoch ein Urtheil nur in Form eines Analogieschlusses erlauben. Bei uns in Österreich ist das Griechische mit einer beiweiten geringeren Stundenzahl bedacht (29: 36), und doch hört man von Fachleuten keine Klagen über mangelhafte Erfolge in diesem Fache: im Gegentheile, Pflicht- und Privatlectüre werden mit Lust und Liebe und mit Erfolg betrieben. — Wir haben die feste Überzeugung, dass die griechischen Classiker, in ihrer Lebenskraft über zeitliche Bedingtheit weit erhaben, den Wandel der Zeiten überleben werden, dass die sittliche Kraft und Redegewalt eines Demosthenes unsere Jugend unmittelbar auch in Zukunft zum Patriotismus anfeuern, dass neben Goethe auch Platon als Führer sie gegen das Gift der Gegenwart schadlos und gefeit halten wird.

Auch wer den Standpunkt des Verf. nicht theilen kann, wird, schon um die Ansicht der Gegner kennen zu lernen, das geistreich geschriebene Buch bis zu Ende mit Interesse lesen.

Prag. Emil Gschwind.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Goethes Freundeskreis in Weimar.

Weimars literarische Glanzperiode war mit Goethes Tod vorüber. Doch wirkte der Geist jener goldenen Zeit, in welcher die Herzogin-Regentin Anna Amalie, Herzog Karl August, Wieland, Herder, Schiller und Goethe der anmuthigen Stadt eine weit über die deutschen Grenzen hinausreichende Berühmtheit verliehen, lange noch fort, lebendig erhalten, nicht nur durch den starken Zuzug von Fremden zu den Wohn- und Grabstätten der großen Verstorbenen, sondern mehr noch durch einen erlesenen Kreis hochgebildeter Männer und Frauen, die mit Goethe verkehrt, seinen Geist in sich aufgenommen und sonach die wahre Eignung hatten, ein naturgetreues Gemälde der Persönlichkeit des Dichters in klaren Zügen und echten Farben der Nachwelt zu übermachen. Sie hatten noch alles, was Goethe betraf, mit eigenen Augen gesehen, sie kannten die Lebensbeziehungen des Dichters, die Anlässe, welche seine Schaffenskraft, oft nach mehrjähriger Ruhe neu belebten, sie vermochten genau zu unterscheiden zwischen dem, was er in frischer, voller Begeisterung geschrieben und was er infolge äußern Einflusses gelegentlich, mitunter gegen seine Neigung gearbeitet hatte.

Nach dem Tode Karl Augusts hatte der Hof manches aufgegeben, was dem früheren Leben so viel Glanz und Anziehungskraft verliehen hatte. Auch die Zügel der Etikette wurden etwas straffer angezogen. Der gute, bedächtige Karl Friedrich war überhaupt in mancher Beziehung minder selbständig, als es sein Vater gewesen. Indessen waren noch immer die literarischen Abendunterhaltungen und die Vorlesungen im großherzoglichen Familienkreise in Flor, wie denn auch keine Gelegenheit unbenützt blieb, die angestammte Liebe für Wissenschaft, Literatur und Kunst zu bethätigen. War auch Goethe nicht mehr am Leben, die Gemeinde seiner engeren Freunde und Bekannten lichtete sich nicht so bald. Vertheilt durch alle Schichten der Gesellschaft, erfreuten sie sich seines herrlichen Erbes aus innerlicher Vertrautheit mit Goethes Dichterwerken. Seine Versicherung war da vollständig am Platze gewesen: „Auch wenn der Mensch seinem inneren und äußeren Beruf getreu im guten Streben nach bestem Wissen und Gewissen seinen Weg geht, verlangt es ihn nach einem Echo auf die innere Stimme, nach Bestätigung des Eigenen durch Zustimmung von Gleichgesinnten.“

Ohne eine vollständige oder gar eine rangmäßige Liste aufzustellen, sei daran erinnert, dass in Weimar zur engeren Goethe-Gemeinde gehörten: Herzog Bernhard von Weimar, geistig sehr regsam, vorurtheilsfrei, tüchtiger Militär, gerne mit Gelehrten und Künstlern verkehrend. — Kanzler von Müller, der seinen Weimar-Enthusiasmus auch nach dem Tode Karl Augusts nur umso eifriger betrieb und dessen „Lebenserinnerungen" unschätzbar geworden wären, hätte er nicht aus übertriebener Behutsamkeit gerade Wichtiges der Nachwelt vorenthalten. — Consistorialpräsident Dr. Peucer, ein Mann von classischer Bildung und humanistischem Streben, gründlicher Kenner des hellenischen Alterthums, dann sein Amtsgenosse Generalsuperintendent Dr. Röhr, steif im Benehmen, etwas eigenwillig, aber geradsinnig in Schrift, Predigt und Amt. Ferner gehörten zu Goethes näheren Bekannten Finanzminister Freiherr v. Gersdorf, ein ausgezeichneter Fachmann, trotz seines Eifers im Amte noch Zeit findend für schätzbare Arbeiten im Gebiete der classischen Philologie und Alterthumskunde. — Staatsminister Dr. v. Schweizer, ein ernster, streng conservativer Staatsmann, weit und breit bekannt geworden durch seine Führerrolle beim Wartburgfeste, seine kraftgeniale Wirksamkeit als Rechtslehrer in Jena und seine Adelsablehnung. — Medicinalrath v. Froriep, vordem Leibarzt beim König von Württemberg, Professor an der Universität Erfurt, nach deren Schließung durch Napoleon I. praktischer Arzt in Weimar, wo er als Schwiegersohn Bertuchs und Erbe von dessen berühmter bibliographischer Anstalt großen Einfluss auf das literarische Leben der damaligen Zeit gewann. — Die Leibärzte und geheimen Hofräthe Dr. Huschke und Dr. Vogel, jener auch als Schriftsteller in seinem Fache rühmlich bekannt, dieser nebenbei dem Kunststudium warm ergeben. — Geheimer Hofrath Helbig, als Secretär und Zahlmeister des regierenden Herzogs eine maßgebende Persönlichkeit. — Kammerdirector Staatsrath Thon, ein Mann voll Geist, Wissen und Rechtsgefühl. — Regierungsrath Emmighaus, eine Autorität auf den Feldern des römischen und deutschen Rechtes, Verfasser eines berühmten Pandectenwerkes und einer vielbemerkten Abhandlung über germanisches Frauenrecht. — Präsident Weilandt, früher Gesandter in Paris, Weltmann, reich an wissenschaftlicher Kenntnis und Lebenserfahrung. — Herr v. Schorn, Vorstand der großherzoglichen Kunstanstalten, ausgezeichnet ebenso durch Wissen und Geschmack, wie durch Ehrenhaftigkeit, oft etwas schroff und selbstherrlich in seinen Ansichten, daher nicht immer in bester Harmonie mit den Künstlern. — Geheimer Hofrath Riemer, rühmlich bekannt als Lexicograph und Vertrauter Goethes, eine wahre Fundgrube von literarischem und historischem Detailwissen. — Bibliothekar Kräuter, früher Secretär bei Goethe, ohne gesellschaftliche Politur, aber schätzbar für Gelehrte wegen seiner Gefälligkeit und umfassenden Kenntnis des gesammten Bibliothekbestandes. — Hofrath Eckermann, Goethes intimer Freund, zu europäischem Rufe gelangt durch seine Gespräche mit diesem, Privatbibliothekar und Vorleser beim Erbgroßherzog, als Dichter minder glücklich, allgemein beliebt, aber auch belächelt wegen seiner Liebhaberei für Vögel, deren er eine ganze Menge besaß, mit ihrer Wartung viel Zeit vertrödelnd. — Dr. Weissenborn, ein Mann der Naturwissenschaft, sehr sachkundig und studieneifrig, obschon immer krank und von der Einbildung gequält, ein lebendes Rebhuhn im Leibe zu haben.

Stefan Schütz, beliebter Erzähler, Herausgeber zahlreicher Musen-Almanachs und Taschenbücher für Gebildete, zu Zeiten ein heiterer Lebemann und dann wieder weltscheuer Misanthrop. — Die beiden auf dem Büchermarkte renommierten Hofbuchhändler W. Hoffmann und B. F. Voigt. — Der Registrator Irrgang, humorreicher Lokaldichter, ein wahres Conversations-Lexikon über alles frühere Leben und Treiben von Weimar.

In diese Epoche geselliger Unterhaltung und Belehrung am häuslichen Herd, die dann im Jahre 1848 eine Unterbrechung erfuhr, fällt

auch noch das Wirken des Legationsrathes Dr. Panse, vordem der Vertraute von Adam Müller, sehr bewanderter Historiker und Publicist, früher Redacteur des Weimar'schen Amtsblattes, 1848 als Herausgeber des Blättchens „Die Revolution" sehr gefürchtet, später durch seine gemäßigte demokratisch-constitutionelle Zeitung „Deutschland" wieder populär und von Einfluss auf die allgemeine Stimmung, ferner des badischen Diplomaten J. v. Biedenfeld, der schon früher mit Goethe von Karlsruhe her bekannt war. Dieser Herr v. Biedenfeld war vielleicht der beste Kenner und Beurtheiler jener nach classischen Zeit, überdies ein geschmackvoller Schriftsteller, dessen Schriften („Aus meiner Pilgertasche" — „Silhouetten aus Weimar") leider nur bruchstückweise in Druck gelegt, den plastisch formenden, stets der Wirklichkeit treu bleibenden Darsteller und Beobachter erkennen lassen.

Wie Goethe, als er am 7. November 1775 in frühester Morgenstunde in Weimar anlangte, die Absicht hatte, bei den Fürstlichkeiten einen Besuch von nur wenigen Tagen zu machen und dann 59 Jahre „bis zum letzten Hauche" der Musenstadt treu blieb, so wollte auch v. Biedenfeld Weimar nur flüchtig besichtigen, ein Besuch, der sich auf 24 Jahre ausdehnte. Seine spätere Thätigkeit als Vorstand des Gartenbauvereines daselbst bot ihm Gelegenheit, mit der Protectorin desselben, Großherzogin Großfürstin Maria Paulowna, Gemahlin Karl Friedrichs, bekannt zu werden und bei verschiedenen Anlässen die Helle des Verstandes, den Gesinnungsadel wie den werkthätigen Eifer der hohen Frau für Wohlthätigkeits- und Wohlfahrtseinrichtungen zu bewundern. Dass Weimars gesellige Kreise durch eine große Zahl geist- und gemüthsvoller Damen belebt wurden, verlieh der Stadt einen Reiz, welche keine andere deutsche Residenz im allgemeinen so anziehend gewähren konnte. Diesem literarischen Zirkel gehörten an: die Gräfinnen Henkel v. Donnersmark, Fritsch, Marschall, die Freifrauen v. Spiegel, v. Gersdorf (frühere Gräfin Pappenheim), v. Egloffstein, Frau v. Goethe, die als Hofschauspielerin Fräulein Jagemann berühmte, bei Karl August, sogar Goethes Einfluss vorübergehend ausschaltende nachmalige Frau v. Heigendorff; die Schriftstellerinnen Frau Charlotte v. Ahlefeld, Fräulein Natalie v. Herder, Frau v. Schorn, v. Wagemann, die Freifrauen v. Vitzthum, v. Groß (Amalie Winter) u. a. Wahrlich, der begabten und ansehnlichen Personen genug, um nach allen Richtungen ein reges, geistiges Leben zu bethätigen und der Nachwelt Goethe und seine Zeit voll und ganz verstehen zu lernen.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Ausgewählte Briefe Ciceros (Schöninghs Ausgaben lateinischer und griechischer Classiker mit Commentar), für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Karl Schirmer. Paderborn 1900.

Der Herausgeber hat sich durch die zahlreichen, bereits in Deutschland erschienenen Schulausgaben der Briefe Ciceros nicht abschrecken lassen, eine neue Auswahl vorzulegen. Dies hängt eben mit dem großen und berechtigten Interesse zusammen, das in Deutschland gerade dieser Lectüre entgegengebracht wird. Hinsichtlich der Auswahl hat Sch. sich nicht so sehr bestrebt, das Individuelle in den Vordergrund zu rücken und einzelne Gruppen von Briefen um bedeutsame Personen zu sammeln, sondern im Dienste der Concentration des Unterrichtes es vorgezogen, sie alle um den großen geschichtlichen Mittelpunkt, um die Zeit des Überganges des römischen Freistaates zur Alleinherrschaft zu gruppieren. Diesem Zwecke nun ist die Auswahl in sehr geschickter Weise angepasst. Die Einleitung ist sehr kurz gehalten; sie orientiert zunächst summarisch über Ciceros Briefsammlungen. Über den Wert, den die vertraulichen

Äußerungen Ciceros in diesen Briefen für die Beurtheilung seines Charakters haben, urtheilt Sch. etwas besonnener, als es vielfach geschieht. Nach ein paar ganz nützlichen Bemerkungen über den *sermo epistularis* folgt in der Einleitung noch eine Zeittafel für die Jahre 63—43 zur Erleichterung der geschichtlichen Orientierung. Der Commentar, der durch ein ausführliches Personenverzeichnis entlastet wird, ist dem Standpunkte der Schüler wohl angemessen. Jedem Briefe wird eine kurze Einleitung vorausgeschickt, die in das volle Verständnis der Situation einzuführen geeignet ist. Die Einzelerklärung lässt den Schüler nicht leicht in irgendeiner sprachlichen oder sonstigen Schwierigkeit im Stich. Sch. versteht es, dem Bedürfnis des denkenden Schülers in zweckmäßiger Weise Rechnung zu tragen, ohne es ihm gar zu bequem zu machen und dem eigentlichen Unterrichte vorzugreifen. Eine Stelle des Vorwortes kehrt, wie es scheint, ihre Spitze gegen den im Teubner'schen Verlage erschienenen Commentar zu den 'Briefen aus Ciceronischer Zeit' von C. Bardt. Aber wenn auch dieser in einzelnen Punkten über das unmittelbare Bedürfnis der Schüler hinausgehen mag, so bietet er doch in seiner von der Schablone abweichenden Eigenart eine solche Fülle des Anregenden und Belehrenden, dass man dafür nur dankbar sein kann. Aber auch der vorliegende Commentar Schirmers, der das gewohnte Geleise der Erklärung nicht verlässt, muss wegen seiner wohlerwogenen Anlage, der geschickten Auswahl in der durchaus angemessenen Erklärung den besten Schülercommentaren der Briefe Ciceros beigezählt werden, und die Ausgabe wird sich gewiss zahlreiche Freunde erwerben.

Wien. Alois Kornitzer.

Artarias Eisenbahn- und Postkarte von Österreich-Ungarn und den nördlichen Balkanländern, 4. Neubearbeitung. Wien 1901. Preis 2 K, auf Leinen 4·80 K; als Wandkarte 6·60 K.

Der bekannten Karte ist eine neu angefertigte Zeichnung zugrunde gelegt, welche die frühere Ausgabe an Größe nicht unbedeutend übertrifft (das Verhältnis ist 87 zu 117). Dadurch konnten die sich von Jahr zu Jahr mehrenden Linien, beziehungsweise die zahlreichen neuen Stationen in deutlicherer und lesbarerer Weise aufgenommen werden. Hervorzuheben ist noch die große Ausdehnung der Karte in südöstlicher Richtung bis Constantinopel, die genauen Angaben der Entfernungen in Tarifkilometern, die besonderen Bezeichnungen für doppel- und eingeleisige Bahnen in Betrieb und in Bau, für Personenpost- und Dampfschifflinien. Beigegeben ist ein nach officiellen Quellen zusammengestelltes, sorgfältiges Stationsverzeichnis.

Einzelne Versehen kommen in den Titeln der Eisenbahnverwaltungen vor. So muss es statt „Kgl. ung. Staatsbahnen" heißen „Kgl. ung. Staatseisenbahnen", statt „Aussig-Teplitzer Eisenbahn" vielmehr „Aussig-Teplitzer Eisenbahn-Gesellschaft", endlich statt „Südnorddeutsche Verbindungsbahn" „Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn".

Wien. Dr. K. Hauler.

Kommerell-Hauk, Lehrbuch der Stereometrie. 8. Auflage. Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, 1900. 224 SS.

Ein vortreffliches Buch, dem im Interesse des Unterrichtes die größte Verbreitung zu wünschen ist. Umsichtige Anordnung des Lehrstoffes und klare Behandlung derselben finden sich in gleicher Weise

vereinigt. Die große Zahl von Constructionsaufgaben wird manchem Lehrer willkommen sein. Die Ausstattung des Buches lässt nichts zu wünschen übrig, die Schönheit und feine Ausführung der Figuren ist besonders hervorzuheben.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

10. Alois Dießl, Die Impersonalien bei Herodot. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XIX. Bez. von Wien 1899. 8°, 33 SS.

In dem allgemeinen Theile dieser interessanten und gründlichen Abhandlung schließt sich der Verf. im Gegensatze zu Brentano den Anschauungen Erdmanns und Jerusalems an, welche den Nachweis lieferten, dass es kein eingliedriges Urtheil geben könne, und behauptet, dass in den früher so genannten „subjectlosen" Sätzen das Subject entweder als selbstverständlich oder leicht zu ergänzen verschwiegen oder in einem casus obliquus, in einem Präpositionalausdrucke, in einem Adverb, in einem Infinitiv oder einem Nebensatze ausgedrückt sei. Diesen principiellen Anschauungen kann auch Ref. vollkommen beipflichten, nicht aber den Detailausführungen, insbesondere des 2. Theiles. So ist S. 14 (vgl. 27) *ὡς (οὕτω) λέγεται, δοκεῖ* sprachlich wohl nicht zu erklären mit „was gesprochen wird, gut scheint", sondern nur mit „wie erzählt, wie entschieden wird"; denn fürs erstere hat ja auch der Grieche die klare Form *ὅ λέγεται, δοκεῖ*; bei *ὡς* oder *οὕτω λέγεται* ist eben das logische Subject wegen seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit nicht ausgedrückt (*ὑπό τινων, ὑπὸ πολλῶν*). S. 15 muss bei *fit ut* zwischen der deutschen und der lateinischen Ausdrucksweise genau gesondert werden; der Deutsche fasst den „Dass"-Satz als Subjectsatz, der Lateiner ursprünglich jedenfalls als Modalsatz. Ebenso liegt es wohl näher, beim Satze: „In der Berggasse brennt es" als Subject „ein Haus" oder „ein Häusercomplex" zu ergänzen und diesen Satz unter jene einzureihen, in denen das Subject wegen seiner Unbestimmtheit sprachlich unausgedrückt bleibt, als mit dem Verf. „in der Berggasse" als logisches Subject und noch weiter als „genauere Bestimmung des Subjectes auch im grammatischen Sinne" zu deuten. Warum soll ferner S. 19 *δεῖ τινος* das logische Subject nicht im Genetiv, sondern „in der räumlichen Umgebung, von der die Rede ist" gefunden werden. In Fällen aber wie *νυκτὸς ἐούσης* oder *ἦν νηνεμίη* liegt überhaupt kein unpersönliches Zeitwort vor, sondern *εἶναι* ist, sowie der Verf. hinsichtlich *γίγνομαι* in ähnlichen Fällen richtig entscheidet, *verbum finitum*: „es herrschte Windstille", „als die Nacht eingetreten war." Ebenso sind die auf S. 20 f. folgenden Fälle zu beurtheilen. Endlich bezweifle ich, dass, wie der Verf. S. 23 (vgl. 15) meint, beim unpersönlichen Gebrauch des Verbaladjectives *οἰστεόν τὴν τύχην* der Accusativ als Subjectsbegriff zu fassen sei; hier ist vielmehr der Subjectsbegriff *ἡμῖν* oder *τοῖς ἀνθρώποις* als belanglos weggelassen, *τὴν τύχην* ist ein entschiedenes Object; ja es könnte vom logischen Standpunkte selbst bei der persönlichen Construstion *οἰστέα ἡ τύχη* das sprachliche Subject als Object gefasst werden. Doch mag man in den vorgeführten und in noch anderen Einzelheiten anderer Meinung sein als der Verf., das wird den Wert der in ihren principiellen Ausführungen zutreffenden Schrift nicht verringern.

Wien. V. Thumser.



11. **Dr. Alfred Nathansky, Die Verwertung der hellenischen Philosophie im Gymnasialunterrichte.** Progr. d. II. d. Staats-Gymn. in Brünn. 1899. 8°. 13 SS.

Das der philosophischen Propädeutik zugetheilte Ausmaß von Lehrstunden macht es geradezu unmöglich, außer Logik und Psychologie noch eine andere philosophische Disciplin oder Geschichte der Philosophie auf dem Gymnasium zu betreiben. Gleichwohl bleibt die bereits von Hegel und Herbart erhobene Forderung aufrecht, dass man die Schüler nicht ohne historische Kenntnisse aus der Philosophie entlasse. Der Verf. tritt aus diesem Grunde für die gelegentliche Heranziehung der griechischen, namentlich vorsokratischen Philosophie in allen Unterrichtsgegenständen, wo es der Zusammenhang erlaubt, ein; zugleich soll dadurch ein Ersatz für die im O. E. verlangte Einleitung in die Philosophie geboten werden. Der Verf. zeigt nun, welche Anknüpfungspunkte sich in den einzelnen Unterrichtsgegenständen ergeben, um in ungekünstelter Weise auf die griechische Philosophie zu kommen. Dass hiedurch das Interesse der Schüler lebhaft angeregt, das Gefüge des Gesammtunterrichtes concentrisch gefestigt wird, unterliegt keinem Zweifel. Natürlich wird die Beisteuer nicht in allen Fächern gleichmäßig ausfallen. Die vom Verf. in der Logik erwähnten Rüststücke der Sophistik (der Krokodilenschluss, das Sophisma des Euathlos u. a.) haben in der neueren Logik bloß die Bedeutung von Curiosa.

Der Ref. kann mit den mit Liebe zur Sache vorgebrachten Erörterungen einverstanden sein und erkennt die Unterstützung der philosophischen Propädeutik durch die einzelnen Unterrichtsgegenstände gerne an, nur dürfte durch diese Mosaikarbeit und durch die Anführung von Namen und Schlagworten dem Schüler kaum ein einigermaßen entsprechendes Bild der griechischen Philosophie geboten werden. Der richtige Platz für die Besprechung der vorsokratischen Philosophie ist nach seiner Ansicht die Einleitung zu Plato, die sich nicht auf die Darstellung des großen Denkers und seines Verhältnisses zu Sokrates beschränken darf, sondern auch die vorsokratische Philosophie in den Kreis der Besprechung ziehen muss, um den Boden für das Verständnis der Lectüre zu ebnen. Es wäre ferner lohnend gewesen, gerade die Abschnitte genauer anzugeben, wo der Lehrer der Propädeutik auf einzelne Partien der griechischen Philosophie zurückgreifen wird; sie sind mit dem vom Verf. Angegebenen beiweiten nicht erschöpft. Man denke z. B. nur in der Logik an den Begriff „Kraft" und wird sich an die Ansicht der Megariker, beim Syllogismus an die jüngere Akademie, bei der Induction an Sokrates usw. erinnern. Der Verf. hat sich allerdings die vorsokratische Philosophie in erster Linie zur Behandlung ausersehen.

Wenn der Verf. in der Einleitung meint, dass die Frage, ob es rathsam, ja auch nur möglich sei, der Philosophie Aufnahme in den Rahmen des Gymnasiums zu gewähren, die betheiligten Kreise beschäftige, so kann sich dies selbstverständlich nur auf Deutschland beziehen; bei uns ist ihre Stellung gegenwärtig gesicherter als je.

Bezüglich der Wertschätzung der propädeutischen Behandlung der griechischen Philosophie stimmen wir dem Verf. rückhaltslos bei; tritt während der der Propädeutik selbst eingeräumten Stunden am richtigen Orte eine richtig betriebene Lectüre von Originalstellen aus philosophischen Meisterwerken mit entsprechenden Erläuterungen hinzu, dann dürften unsere Abiturienten hinreichend philosophisch vorgebildet die Hochschule aufsuchen.

Prag. Emil Gschwind.

12. **Schönach H., Tabelle zum Bestimmen der Holzgewächse Vorarlbergs nach den Laubblättern.** Progr. des Real- und Ober-Gymn. in Feldkirch, XXIII. 1898. 40 SS.

Die Kenntnis unserer Bäume, oft auch der häufigeren und wichtigsten, ist bei unserer Schuljugend, namentlich in den größeren Centren, eine recht spärliche. Die Ursache davon mag wohl zum größten Theile in der Schwierigkeit liegen, diese Pflanzen zu bestimmen; die Bestimmung selbst wird aber durch manchen Umstand erschwert, den zu erörtern außerhalb des Rahmens dieses Referates reichen würde.

Mit anerkennenswerter Mühe hat es Verf. unternommen, die Kenntnis der Bäume von einer mehr praktischen Seite anzubahnen, nämlich durch Betrachtung ihres Laubes. Er stellt daher eine analytische Tabelle zusammen, und zwar nach der dichotomischen Methode, beschränkt jedoch auf die Flora Vorarlbergs, worin indessen „auch die im großen gepflanzten und häufig verwildernden Holzpflanzen“ Berücksichtigung finden.

Die Tabelle ist, nach dieser Richtung musterwert zur Anregung ähnlicher Bestimmungsbehelfe für andere floristische Bezirke, und es wäre recht erwünscht und vortheilhaft, wenn das Beispiel des Verf.s Nachahmung fände.

Es muss jedoch bemerkt werden, ohne viel die hier gesteckten Grenzen zu überschreiten, dass die Tabelle des Verf.s einer Revision bedarf. Als auffallenden Mangel findet Ref. speciell hervorzuheben, dass gewisse Merkmale, die zur Zeit der Belaubung wohl auch in die Augen springen — Verf. scheint doch vorauszusetzen, dass die Pflanze als ganzes gesehen, nicht bloß ein Zweig gesehen werde, der zufällig vorgelegt wird — keine oder sehr geringe Würdigung erfahren; z. B. Fruchtform und ähnl. daran sich knüpfende Merkmale, Verzweigung, Aussehen der Rinde u. s. f. Bedenkt man, dass es (wenn auch nicht vielleicht im Bereiche der Flora Vorarlbergs) Baumarten gibt, deren charakteristisches Aussehen durch gewisse Species-Namen ausgedrückt wird (z. B. *opulifolium, ilicifolia, carpinifolia* usw.), so erscheint die Bestimmung nach dem Laube allein doch etwas unzulänglich. Ähnliches gilt auch für die *Pinus*-Arten, die man doch am besten nach den, stets an der Pflanze vorhandenen Zapfen zu unterscheiden lernt.

Etwas weitgehend ist wohl auch die Berücksichtigung ganz niederer Sträucher und Halbsträucher u. a. Thymian, Sonnenröschen, Kreuzblume, Moos- und Preiselbeeren, Dryade u. ähnl.

Die Bestimmung einiger versuchsweise gewählten Arten gelingt in der Tabelle sehr schwer, wegen der nicht genügsam hervorgehobenen Unterscheidungsmerkmale, wie etwa bei Nr. 75 über die Form der Blätter; auch wird man zugeben, dass ein Laie zwischen „weniger deutlich“ und „undeutlich“ herzförmig (Nr. 67) den rechten Weg nicht leicht finden wird. Um die Bestimmung der Buche durchzuführen, muss man annehmen, dass der Blattrand gezähnt ist; die Blätter der echten Kastanie sind „mehr oder weniger“ lederig (für den Laien schwer zu entscheiden!); die Maulbeerblätter sind stumpf und glatt.

Es ist selbstverständlich, dass ein erster Versuch nach dieser Richtung nicht allen Unebenheiten aus dem Wege gehen konnte, und dass ein Gebrauch der Tabelle zu den unabweislichen Mängeln geführt hätte; eine aufmerksame Revision wird aber leicht die kleinen Übelstände entfernen, die Merkmale schärfer präcisieren und die Tabelle ihrem Zwecke dienlicher herstellen. — Mögen mehrere solcher zusammengestellt werden!

13. Gredler V., Zur Conchylienfauna von China. Progr des Priv.-Ob.-Gymn. d. Franziskaner zu Bozen. 1898. 11 SS., mit 1 Taf.

Von dem verstorbenen Malakologen P. Schalfew in St. Petersburg hatte Verf., vor 8 Jahren, eine Partie Conchylien der Gattung *Buliminus* zur Bestimmung bekommen. Die Arten waren von Herrn Potanin im Sommer 1895 im südlichen Theile der chinesischen Provinz Kansu (Gansu) gesammelt worden.

Unter den revidierten Arten fanden sich mehrere (nämlich 8) neue vor; drei sind sogar Vertreterinnen einer eigenen neuen Gattung, *Serina*; außerdem wird noch eine neue Varietät zu *Buliminus Möllendorffi* Hlb. (n. var. *concolor* Gredl.) beschrieben. Zu jeder Art, die auch auf der beigegebenen Tafel illustriert ist, wird eine lateinische Diagnose gegeben; es folgen dann eine ausführlichere Beschreibung derselben, mit einzelnen kritischen Bemerkungen und die Fundortangaben.

„Die chinesische Provinz Kansu — schreibt Verf. — besitzt nicht bloß viele, sondern namentlich recht eigenartige Formen der Gattung *Buliminus*. Die meisten sind außerordentlich festschalig, mehrere kreide- oder milchweiß und glänzend (zebrinaartig), oder im Gegentheile tief dunkelbraun. Besonders auffallend sind einige kleine Arten dieser letzteren Färbung durch die außerordentlich schmale, gethürmt-cylindrische Gestalt, wogegen andere durch ihre Kreiselform abstechen, wenige aber die typische Spindelgestalt zeigen.“ Die Ausbreitung des Mundsaumes, beziehungsweise dessen Verschluss ist bei den hier besprochenen Arten auch recht eigenthümlich.

Triest. R. Solla.

Nekrolog.

Emanuel Hoffmann †.

Der jüngst verstorbene Gelehrte und einstige Mitarbeiter dieser Zeitschrift ist den 11. April 1825 zu Neisse in Preußisch-Schlesien geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich in den Jahren 1843—1846 an der Breslauer Universität dem Studium der classischen Philologie. Insbesondere hörte er den gewissenhaften Herausgeber Cäsars und Platos, Karl Schneider, den für die röm. Sacralalterthümer thätigen J. Ambrosch und den vortrefflichen Friedrich Haase. An diesem hingebungsvollen Lehrer gewann er bald einen wohlwollenden Rathgeber und väterlichen Freund. Auch verdankte H. dessen gelehrten und gediegenen Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft die Anregung zu seinen späteren verdienstlichen Arbeiten auf dem Gebiete der latein. Syntax. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Berlin kehrte er nach Breslau zurück und wurde auf Grund seiner Dissertation *De Plautinae Amphitruonis exemplari et fragmentis* (Vratisl. 1848) noch im nämlichen Jahre zum Doctor der Philosophie promoviert. Hierauf trat er eine Reise nach Italien und Frankreich an und wurde 1850 als außerordentlicher Professor der class. Philologie an die Universität Graz berufen. Im Jahre 1856 erlangte er die erledigte Latinistenstelle an der Wiener Universität und wirkte hier durch volle 40 Jahre als scharfsinniger Forscher und eigenartiger akademischer Lehrer. Seine Hauptvorlesungen behandelten die römische Literaturgeschichte, die römischen Staatsalterthümer, die Mythologie und das Religionswesen der Römer; ein weiteres besonders gehaltvolles Colleg war der lateinischen Syntax gewidmet, die übrigen bezogen sich auf die Erklärung von Ciceros *Orator*, Tibulls Elegien, Vergils Aeneide, Horaz' und Iuvenals Satiren, Tacitus' Annalen und Sophokles' „König Oedipus“.

Einen größeren Kreis von Schriftstellern behandelte er in seinen Seminarübungen. Im Studienjahre 1868/69 war er Decan des Professorencollegiums der philosophischen Facultät. Längere Zeit wirkte er als Prüfungscommissär für Lehramtscandidaten. Seit 1872 gehörte er auch der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien als corresp. Mitglied an. Zu seinem 70. Geburtstage wurde ihm ein wohlgetroffenes Bildnis sammt einer lateinischen Adresse seitens seiner Schüler, Collegen und Bekannten überreicht und auf einem zahlreich besuchten Commers seine langjährige förderliche Thätigkeit für Schule und Forschung hervorgehoben. Der Jubilar dankte unter besonderem Hinweis auf seinen Wahlspruch: *Vitam impendere vero.* Von Seiner Majestät wurde sein Wirken durch die Verleihung des Ordens der eisernen Krone III. Classe ausgezeichnet.

Nach Vollendung des 'Ehrenjahres' (1896) füllte er seine Muße hauptsächlich mit reger wissenschaftlicher Arbeit aus. In den letzten Jahren ward er von einem schweren Leiden befallen, das trotz mehrerer Operationen überhand nahm und ihn sogar der Sprache und fast jeglicher Nahrungsaufnahme beraubte. Er erlag dem furchtbaren Leiden, dessen Qualen er mit stoischer Ruhe ertrug, am 6. December 1900. Zahlreiche frühere Collegen, Schüler und Freunde gaben ihm das letzte Geleite; vor einer kleinen Gemeinde hielt der Unterzeichnete seinem einstigen Lehrer einen Nachruf.

Die Früchte der literarischen Thätigkeit Hoffmanns sind abgesehen von der schon oben angeführten Dissertation viele Einzelbeiträge zur Kritik und Erklärung alter Schriftsteller und Untersuchungen zur lateinischen Syntax, zu den römischen Antiquitäten, der Mythologie und Literaturgeschichte. In den Bänden I, II, IV und V unserer Zeitschrift hat er mehrere gründliche, durch eigene Deutungen und Vermuthungen bereicherte Gutachten über Fleckeisens Plautusausgabe sowie über die Vergileditionen Ph. Wagners, Ladewigs und Freunds veröffentlicht und kritische Beiträge zu Vergil und Horaz für die Bände V, XII und XIX geliefert. Weiter ist seine Abhandlung über „Das Gesetz der Zwölf-Tafeln von den Forcten und Sanaten" nebst einem Anhange über die *accensi velati* und das altrömische Schuldrecht daselbst XVII, 547 ff. und seine Studie 'Der *Agricola* des Tacitus', in welcher er diese Schrift im wesentlichen für apologetisch erklärt, XXI, 249 ff. abgedruckt. Eine ausführliche Begründung der Auswahl, die er in seiner zu Schulzwecken herausgegebenen *Epitome* Vergils getroffen hat (sie ist zuerst 1853, umgearbeitet 1889 bei Carl Gerold's Sohn erschienen), steht im IV. Bande dieser Zeitschrift. Für die erste Gymnasiallectüre verfasste er ferner seine früher vielgebrauchten *Historiae antiquae usque ad Caesaris Augusti obitum libri XII*, eine Darstellung der alten Geschichte auf Grund von Auszügen aus verschiedenen lateinischen Schriftstellern (im gleichen Verlage zuerst 1855, dann stark verändert 1880 gedruckt). Auch stammt von ihm eine kritisch beachtenswerte Ausgabe Cäsars und seiner Fortsetzer in zwei Bänden (daselbst 1856 und 1857, umgearbeitet und mit einer ausführlichen kritischen Einleitung versehen 1889 fg.). Seit 1874 veröffentlichte er in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädag." beachtenswerte syntaktische und kritische Beiträge (so zu Äschylus, Sophokles, Euripides, Thucydides, Demosthenes, Cäsar, Cicero, Tacitus, Horaz und Ovid, ferner den Artikel „Der *abl. absol.* und seine Definition" u. a.), sodann im „Rheinischen Museum" (XXXIX—XLIII, L—LII) die Aufsätze: „Der Wettstreit des Laberius und Syrus, Zu Ovids Ibis 447 f., Zu Menander, Zu Cäsar *Bell. civ.* I 25, Die tarquinischen Sibyllen-Bücher, Das *Aquilicium*, *Sardi venales*, Die Fescenninen und Die Bukoliasten". Für die ersten zwei Bände des „Archivs für latein. Lexikographie" steuerte er kleine lexikalische Beobachtungen und für die *Commentationes Woelfflinianae* den Beitrag *Triarii* bei.

Eine größere Schrift Hoffmanns ist „Homeros und die Homeridensage von Chios" 1856, über welche L. Friedländer in den 'Neuen Jahr-



büchern' LXXVII, 31 ff. zu vergleichen ist. Ferner „Die Arvalbrüder", ein mit Zusätzen vermehrter Abdruck seines 1858 auf der Breslauer Philologenversammlung gehaltenen Vortrages. Gegen die Verurtheilung der hier vorgetragenen Auffassung durch Wissowa (in der Neubearbeitung von Paulys Real-Encycl. unter *Arvales fratres*) ist H.s Aufsatz in den 'Neuen Jahrbüchern' CLV, 55 ff. gerichtet. Auch die im Jahre 1876 bei Teubner erschienenen „Mythen aus der Wanderzeit der graeco-italischen Stämme, I. Kronos und Zeus" fanden mit ihrem modernisierten Euhemerismus nicht die Zustimmung der Fachkreise, so dass die Veröffentlichung des zweiten Theiles, der „Die Wanderungen der Kyklopen und Hekatoncheiren" behandeln sollte, unterblieb. Dafür erfreuten sich Hoffmanns sprachliche Forschungen vielseitiger verdienter Zustimmung. Von diesen hat er die Untersuchungen über die Zeitfolge nach dem *Praesens historicum*, über den angeblich elliptischen Gebrauch des Genetivus Gerundii und Gerundivi, über *opus est*, *usus est*, *refert* und *interest* unter dem Titel „Studien auf dem Gebiete der latein. Syntax", Wien 1884 vereinigt herausgegeben. Seine eigentliche Hauptleistung auf diesem Gebiete „Die Construction der latein. Zeitpartikeln" ist zuerst in unserer Zeitschrift (XI, 569 ff.; Separatabdruck Wien 1860) erschienen. Die 2. umgearbeitete Auflage (1873) tritt einer verwandten Arbeit des ehemaligen Bonner Universitätsprofessors Lübbert „Die Syntax von *quom* und die Entwickelung der relativen Tempora im älteren Latein" (Breslau 1870) vielfach polemisch entgegen und behandelt die schwierige und wichtige Frage in umfassenderer und eindringender Weise. Der Ansicht Hoffmanns, der den Grund für die Setzung des Conjunctivs nach *quom* in der relativen Zeitgebung erblickte, stellte dann W. Gardner-Hale „*The Cum-Constructions: their history and functions*", Ithaka N. Y. 1887 u. 1889 (übersetzt von Neitzert, Leipzig 1891) die Auffassung entgegen, der conjunctivische Satz mit *cum* drücke die Situation beim Eintritt der Haupthandlung aus. In die heftig geführte literarische Fehde griff H. mit seiner Schrift „Das Modus-Gesetz im latein. Zeitsatz", Wien 1891, ein, in welcher er Missverständnisse Gardners aufzuklären und ihn zu widerlegen sucht, aber selbst seinen Abschnitt über das partitive *cum-tum* als 'verfehlt' aufgibt. Seine lange vorbereitete Ausgabe von Augustins zweiundzwanzig Büchern *De civitate Dei* vollendete er erst unmittelbar vor seinem Tode; der erste Theil dieses im *Corpus script. eccl. Lat.* als Vol. XXXX bezeichneten Werkes ist 1898, der zweite 1900 erschienen. Die gegenüber Dombart vielfach verbesserte Textesrecension gründet sich auf eine weit genauere und ausgebreitetere Kenntnis der Handschriften.

Hoffmanns selbständige, nackensteife und polemische Natur ließ ihn nicht Freund vieler sein, aber dass er *amico amicus* war, rühmt jeder, der ihm näher getreten war. Dabei war er kein Stubengelehrter, eher ein Lebenskünstler; denn er wusste viele Stunden für die gesellschaftlichen Freuden und Verpflichtungen abzuzweigen. Wie tief er in den Geist des Römerthums eingedrungen war, zeigte er im Leben wie im Sterben. Alle Schmerzen ertrug er ohne jeden Klagelaut mit echt römischer Standhaftigkeit. So zwingt auch Fernerstehenden sein Schicksal Mitleid, seine Haltung volle Achtung ab. Alle ihm Verpflichteten werden ihm gewiss ein treues, ehrendes Andenken wahren.

Wien. Dr. Edmund Hauler.



Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Wieland über weibliche Bildung.

„In Wieland hatten Mensch und Schriftsteller sich ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und in Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei.“

Mit solchen Worten charakterisierte Goethe seinen dahingeschiedenen Freund, als er sein Andenken in der Weimarer Freimaurerloge durch eine Gedächtnisrede verewigte [1]).

Wie Wieland über weibliche Bildung dachte, woher die Umrisse stammen, die er als Dichter seinen Frauenidealen verliehen hat, wird uns also nur klar werden können, wenn wir sein Leben und Dichten vergleichend betrachten. Frühzeitig war Wieland zu einem gebildeten, geistig hochstehenden Mädchen in nahe Beziehung getreten. Sophie Gutermann hat nicht erst in den höfischen Kreisen, in die sie ihre spätere Ehe mit Herrn von La Roche führte, sich gelehrte Bildung erworben; sie war als Mädchen bereits damit ausgerüstet, als sie das Herz ihres zwei Jahre jüngeren Vetters entflammte und mit ihm ein von jugendlicher Begeisterung getragenes Verlöbnis eingieng. Die schöne Seele seiner Geliebten ist es zunächst, die der pietistisch erzogene Schwärmer verherrlicht, mag er seine Angebetete als Doris oder Diotima oder Serena besingen.

Diese Töne klingen noch lange nach zu einer Zeit, da Wieland Sophiens Herz nicht mehr besaß. Vermochte aber auch zunächst kein anderes Wesen die Lücke in seinem Inneren auszufüllen, so näherte er sich doch bald in Zürich einem Kreise von Frauen, denen er seine Dichtungen vorlas, widmete und deren

---

[1]) Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland. 1813. (Goethes sämmtliche Werke. Herausg. von Cotta. 27. Bd., S. 426.)

Verehrung er auf sich wirken ließ; ein Zug, der charakteristisch bleibt für Wielands gesammtes poetisches Schaffen. Fast ausschließlich waren es Frauen in ziemlich matronenhaftem Alter, die er in den Gestalten seiner „Sympathien“ verkörpert hat. Er stattet sie aus mit der engelhaften Tugend, in der Richardsons Romanfiguren leben und weben, oder er stellt dessen Heldinnen ihnen zum Vorbilde auf. Schönheit in Tugend gehüllt preist er. Im wesentlichen lässt sich sein damaliges Frauenideal mit dem Worte „schöne Seele“ bezeichnen. Spricht er dabei auch von Grazie, so ist damit die moralische Grazie gemeint, die er in Shaftesburys „Charakteristicks“, einem seiner Lieblingsbücher, vorgezeichnet fand. Daneben macht sich Platons und, ihn ablösend, Xenophons Einfluss geltend. Diesem bildet er ein Gespräch zwischen Sokrates und einer athenischen Schönen nach (Timoklea. Ein Gespräch über scheinbare und wahre Schönheit. 1754). Zur Schönheit des Körpers muss die Schönheit der Seele treten. „Man versteht unter dem, was man Annehmlichkeiten oder Grazien nennt, nichts anders, als diese kleinen Einflüsse, welche die Lebhaftigkeit, Schönheit und Zierlichkeit des Gemüths in den Körper hat. Anmuth ist viel edler als Schönheit, weil sie unmittelbar aus der Seele fließet.“ Der Aspasia seines „Theages“ [1]), einer Gräfin, welche „die Seele in allen feinen Gesellschaften“ bildet, verleiht er Kunstgeschmack und legt ihr seine Grazienphilosophie in den Mund: „Die wenigsten von unsern Schönen wissen etwas von diesen Grazien und die wenigsten Liebhaber haben Augen und ein Herz für sie.“ Und hier tritt Wieland zugleich dem Erziehungsproblem nahe. Die Tochter des Theages wächst in der Einsamkeit auf. Er fürchtet sich nicht, dass sie menschenfeindlich und leutescheu sein möchte, wenn er sie künftig in die Gesellschaft einführen würde [2]). So regt sich hier zum erstenmale in Wieland die Frage der weiblichen Bildung; auch hat er damals bereits Umschau gehalten, wie die verschiedenen Völker darüber dachten, und plante, sich „Über der Griechen Ideen von den Weibern“ als Schriftsteller auszulassen.

Doch allmählich nähert sich Wieland aus der platonisch überirdischen und übersinnlichen Sphäre dem Erfassen der irdischen Wirklichkeit. Er wird sich jetzt klar über die Haltlosigkeit seines Schwärmerthums; er sieht, dass in der eigenen Brust die Ideale nicht standhielten vor der irdischen Begierde. Diese Wandlung bleibt nicht ohne Einfluss auf seine Dichtung. Dass gerade jene unbewusste Anmuth auch die Quelle sinnlicher Reize ist, dessen wird sich sein Araspes gegenüber der anmuthsvollen Panthea

---

[1]) Theages oder Unterredungen von Schönheit und Liebe. 1756, (Sammlung einiger prosaischer Schriften von Wieland. 1758. I.) Gruber, Wielands sämmtliche Werke. Leipzig, Göschen. Bd. 44, S. 48.

[2]) Ebenda S. 53.

bewusst, Figuren, welche er wieder seinem Lieblinge Xenophon nachgebildet hat, hinter dessen lebensvolleren Gestalten die platonischen Schemen in Wielands Gunst nun zurückweichen. (Araspes und Panthea 1760.)

Ein ganz anders geartetes Wesen, als die Züricher Damen uns nach Wielands Briefen und Dichtungen erscheinen, tritt dem Dichter in Bern, wo er zwei Jahre weilte, in Julie von Bondeli, der späteren Freundin Rousseaus, entgegen: mit äußeren Gaben stiefmütterlich bedacht, fast abschreckend in ihren Gesichtszügen, aber genial veranlagt, eine nach innen gewendete Natur. Bald nöthigt sie Wieland Achtung ab, dann lässt er sich von ihrem Esprit fesseln und denkt während des regen geistigen Verkehres mit ihr an eine dauernde Verbindung. Als aber der Dichter in seine Heimat zurückgekehrt war, kommt es zwischen ihm und Julie zu einem Bruche. Doch ist ihm hier ein Wiedersehen mit der Jugendliebe beschieden; er tritt in den Kreis des Grafen Stadion; auf dessen Schloss Warthausen weilt an der Seite ihres Gatten Sophie La Roche, die Wieland enthusiastisch begrüßt. Ihrem Kreise verdankt er das Weltmännische seiner Bildung; hier vollendet sich zugleich die Revolution seiner Denkungsart. Die Freundschaft mit Sophie dauert über die örtliche Trennung Jahrzehnte hinaus bis zu Sophiens Tod, 1807. Ihres ersten Romanes, der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, 1771 erschienen, hat unser Dichter sich als Herausgeber angenommen, wie der „Sommerabende Melusinens“ 1806, mit denen Sophie ihre betriebsame Schriftstellerei abschloss.

In Biberach, wo Wieland die Stelle eines Rathsherrn und Kanzleidirectors erhielt, kam in ihm aber auch die Sehnsucht auf, ein eigenes Heim zu gründen, und er heiratet keine Julie oder Sophie, sondern ein „einfaches Hausweibchen“, das ihn doch unendlich beglückt hat[1]). Andere Pfade wandelt nun der Mensch, andere der Dichter. Sein häusliches Glück findet zunächst keine Wiederspiegelung in den Dichtungen, welche den grellsten Gegensatz zur seraphischen Poesie seiner Jugendzeit bilden.

Wenn aber, nachdem er auch dieses Extrem überwunden hatte, seine liebenswürdige Musarion[2]) den Sieg mit ihrer Philosophie über zottelbärtige Philosophen davonträgt und sein Diogenes[3]) von Sinope die Gastmahle in dem Hause der Aspasia preist, so sehen wir, wie Wieland zu dem Grazienideale zurückkehrt, das er schon früher aufgestellt hatte. Grazie findet er bei

---

[1]) Anna Dorothea Hillenbrand, aus einer Augsburger Kaufmannsfamilie stammend. Der Ehebund war reich mit Kindern gesegnet; von den 14 blieben sechs Töchter und drei Söhne am Leben.

[2]) Musarion oder die Philosophie der Grazien. Ein Gedicht in drei Büchern. Leipzig 1768.

[3]) *Σωκράτης μαινόμενος* oder die Dialogen des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift. Leipzig 1770.

den Griechen am natürlichsten entfaltet, der Grazie hat Aspasia ihr Leben geweiht, zu deren Schülerin Wieland auch die Heldin seiner „Geschichte des Agathon“ [1]), Danae, macht.

Indem er das Hetärenthum in den Roman einführt, ist er zugleich bestrebt, seiner Bedeutung historisch gerecht zu werden und sich vor den Lesern zu rechtfertigen. In dem erweiterten Romane des Jahres 1773 [2]) erscheint Aspasia als Vertreterin der Frauenrechte in Althellas.

„Die Männer“, sagt Aspasia zu Danae, „haben aus einer angemaßten Machtvollkommenheit, für welche sie nicht den mindesten Titel aufweisen können, die ungerechteste Theilung mit uns gemacht, die sich denken lässt. Nicht zufrieden, uns von allen wichtigen Geschäften auszuschließen, haben sie sich sogar der Gesetzgebung einseitig bemächtigt, sie gänzlich zu ihrem eigenen Vortheile eingerichtet, uns hingegen tyrannischer Weise genöthigt, Gesetzen zu gehorchen, zu denen wir unsere Einwilligung nicht gegeben haben, und die uns aller Rechte vernünftiger und freygebohrner Wesen berauben. Nachdem sie alles gethan, was nur immer zu thun war, um uns des bloßen Gedankens einer Empörung gegen ihre unrechtmäßige Herrschaft unfähig zu machen, sind sie unedelmüthig genug, unserer Schwäche, die ihr Werk ist, noch zu spotten; nennen uns das schwächere Geschlecht, behandeln uns als ein solches; sie fordern zum Preis alles Unrechts, das wir von ihnen erleiden, unsere Liebe — —. Sie fürchteten die Macht unserer Reizungen, wenn sie durch die Vollkommenheit des Geistes unterstützt würden; sie fühlen, dass es ihnen alsdann unmöglich sein würde, eine Herrschaft zu behaupten, zu der sie, außer der Stärke ihrer Knochen, nicht das mindeste natürliche Vorrecht haben. Kurz, es ist ihnen gelungen, uns zu unterjochen und ihre Usurpation ist durch die Länge der Zeit zu sehr befestiget, als dass die wenigen unter uns, welche durch irgend einen günstigen Zufall zum Besitz ihrer natürlichen Vorzüge gelangen, daran denken könnten, die Befreiung ihres Geschlechtes zu unternehmen.“ Aspasia unterweist nun die noch unerfahrene Danae in ihrer Theorie [3]): „Nichts ist gewisser, als dass die Vorzüge eines durch schöne Kenntnisse, Philosophie und Geschmack aufgeklärten, erhöhten und verfeinerten Geistes, verbunden mit den Reizungen eines schimmernden Witzes und eines gefälligen Umgangs hinlänglich sind, um die unbedeutendste Figur über jedes belebte Venusbild, dem die innere Quelle mannigfaltiger und niemals veraltender Reizungen mangelt, triumphieren zu machen. — — — Die Schöne, die eine Schülerin und

---

[1]) Frankfurt und Leipzig 1766. 67.

[2]) Agathon. Leipzig, Weidmanns Erben u. Reich. IV. Theil. 1773. S. 204, 207.

[3]) Ebenda S. 213, 215.

Gespielin der Musen ist und von den Charitinnen die Gabe empfangen hat, Anmuth und Gefälligkeit über alles, was sie sagt und thut, zu gießen, diese Schöne ist mehr Königin als die oberste Sclavin des Despoten von Persien. Sie herrscht über die Herzen."

Wir sehen also, wie Wieland nun urtheilt: „Grazie allein genügt nicht: es muss Bildung dazu kommen", und wie er in dieser zugleich das Mittel sieht, wenigstens in der Welt, in der sein Roman spielt, das Weib aus seiner Unterdrückung zu befreien.

Die Erweiterung des Agathonromanes entsprang dem Bedürfnisse des Dichters, seinen Helden nicht als einen innerlich noch unfertigen zu verlassen und ihn sowie Danae sittlich zu heben. Der Dichter hat um diese Zeit seiner Lascivität überhaupt die Zügel angelegt.

Einschneidend griff nicht minder in seine äußeren Lebensverhältnisse, als in seine literarische Bethätigung der Ruf ein, der von Weimar aus 1773 an ihn ergieng. Die edle Fürstin Anna Amalia hatte in Wieland den richtigen Mann erkannt, um die Erziehung ihrer Söhne zum Abschlusse zu bringen. Von da an gehört Wieland dem Weimarer Hofkreise als stets willkommenes Mitglied an. Im besten Sinne des Wortes bethätigt er sich nun vielfach als Hofdichter. Vor allem war Anna Amalia seine Gönnerin und er der eifrige Förderer ihrer Bildung, der sie einführte ins Griechische und ihre Übersetzungen aus dem Italienischen verbessernd durchsah. Wie Goethes Dichtungen so gelten auch die Wielands zunächst der engeren Gemeinde, die sich um die Großherzogin scharte; mehr als eine hochbegabte und hochgebildete oder doch nach Bildung strebende Frau gehörte dem Kreise an — ich brauche nur Herzogin Luise und Fräulein v. Göchhausen zu nennen. Für diese Sphäre also dichtet Wieland nun und aus dieser Sphäre hat er gewiss manches Vorbild genommen für sein Schaffen.

In eine neue Periode seines Dichtens getreten, empfindet er nun auch das Bedürfnis, sich mit der eben abgeschlossenen auseinanderzusetzen und vor dem Publicum zu rechtfertigen. In den Unterredungen zwischen W** und dem Pfarrer zu *** 1775 [1]) setzt er sich ein für die Wahrheit seiner Aspasien, Danaer, Musarion. „Sie sind in der Natur und sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwitz frisch aufgeblasener Homunculus und mancher alte, halb kindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekanntschaften nichts dergleichen gesehen hat." Seinen Idris freilich und seine komischen Erzählungen möchte er seinen Töchtern auch nicht in die Hand geben, so wenig, wie er das hohe Lied Salomonis, gewisse Capitel in den Büchern Mose, im Buche der

---

[1]) Gruber s. W. 49, S. 119—210. Siehe S. 150, 158.

Richter und im Propheten Ezechiel zum Gegenstande ihrer Meditation machen möchte, bis sie ohne Schaden alles lesen können.

Noch einmal kehrt Wieland zu Aspasia zurück. Er widmet ihr eine Apologie (Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1790[1]), wie er auch als Anwalt einer Julia und Faustina gegen die Überlieferung aufgetreten ist, und findet gerade in dem Außergewöhnlichen von Aspasiens Erscheinung den Anlass zu Verleumdungen, die ihren Ausgang bei den Spottversen der zeitgenössischen Komödiendichter nehmen. „Eine Frau, die durch ihren Geist, ihre Talente, ihre Kenntnisse, die Eleganz der Sitten und die freiere Lebensart des jonischen Frauenzimmers, wovon sie den Athenern das erste und vollkommenste Modell an sich selbst zeigte, gegen die äußerst einfach erzogenen, unwissenden, langweiligen und fast immer in ihrem Gynäceon vegetierenden Athenerinnen so gewaltig abstach", musste den Komödiendichtern „manche Blöße geben, sie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen".

Bestärkt wurde er in seiner Auffassung vom griechischen Frauenleben und Hetärenthum durch seines Freundes Friedrich Jacobs „Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechtes, vorzüglich der Hetären zu Athen", die im Attischen Museum 1798 und 1799 erschienen. Auch Jacobs kam zu dem Schlusse, dass in Hellas häusliche Tugend bei den Matronen, gesellschaftliche Bildung aber nur bei den Hetären zu finden waren.

Um die Neige des Jahrhunderts schickt Wieland sich dazu an, einen Roman zu schreiben, in dem das Culturleben von Hellas sich in seiner Blüte darstellen sollte: Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Leipzig 1800—1802. Indem er diesen Philosophen zum Mittelpunkte seiner Schöpfung machte, bot sich ihm von selbst in der Überlieferung ein weiblicher Charakter dar, in dem er, freilich auch hier die Tradition außeracht lassend, ein Spiegelbild der Aspasia finden mochte, die Hetäre Laïs.

Und während Aspasia nur als Nebenfigur in den Agathon-Roman hineinspielt und Danaes Rolle im Roman keinen Anlass bot, sie in ihrer weiteren Lebensführung als echte Schülerin der Aspasia erscheinen zu lassen, hat Wieland Laïs in die höchsten Sphären des griechischen Geisteslebens gehoben; aus ihrem Charakter begründet er die Richtung des Lebensweges, den sie einschlug, und er macht sie uns zu einer Zeit bekannt, wo noch, „dem jungen Hercules am Scheidewege gleich", sagt der Dichter, der dieses Vergleiches sich so oft bedient hat, zwei Lebenswege vor ihr lagen[2]). „Soll sie — — — — sich in die venerable Gilde der Matronen einkaufen oder mit Verzicht auf diesen ehrenvollen Titel sich auf immer der reizenden Freiheit versichern, nach ihrem eigenen Gefallen glücklich zu sein und glücklich zu

---

[1]) Gruber s. W. 43. S. 43—75. Siehe S. 67.

[2]) Gruber s. W. 36. S. 141, 145.

machen, wen sie will?" Diese Frage richtet sie an ihren Freund Aristipp. Nicht ohne weiteres trifft sie die Wahl, sondern begründet sie näher durch die Schilderung der socialen Verhältnisse.

„Bei allem dem gestehe ich, dass ich den Umgang mit Männern ebenso sehr liebe, als mir die Unterhaltung mit den griechischen Frauen vom gewöhnlichen Schlage unerträglich ist. Du weißt vermuthlich (sagt sie zu Aristipp), wie wenig bei der Erziehung der griechischen Töchter in Betrachtung kommt, dass sie auch eine Seele haben, und dass die Seele kein Geschlecht hat. Sie werden erzogen, um so bald als möglich Ehefrauen zu werden, und der Grieche verlangt von seiner ehelichen Bettgenossin nicht mehr Geist, Talente und Kenntnisse, als sie nöthig hat, um (wo möglich) schöne Kinder zu gebären, ihre Mägde in der Zucht zu halten und die Geschäfte des Spinnrockens und Webstuhls zu besorgen. Ist sie überdies sanft, keusch und eingezogen, trägt sie wie die Schnecke ihr Gynäceon immer auf dem Rücken, und verlangt von keinem anderen Manne gesehen zu werden als von ihm, lässt sich an und von ihm alles gefallen und glaubt in Demuth, dass es keinen schönern, klügern und bravern Mann in der Welt gebe als den ihrigen: so dankt er den Göttern, die ihn mit einem so frommen, tugendsamen Weibe beschenkt haben, ist höchlich zufrieden und hat wahrlich Ursache es zu seyn. Vor der langen Weile, die ihm eine so fromme und tugendreiche Hausfrau machen könnte, weiß er sich schon zu verwahren. Er sieht sie so wenig als möglich; und verlangt er einen angenehmen weiblichen Umgang, so hält er sich irgend eine liebenswürdige Gesellschafterin oder bringt von Zeit zu Zeit mit seinen Freunden den Abend in Gesellschaft von Hetären zu."

So entschließt sich Laïs[1]), die Freiheit, mit allen Arten gebildeter und liebenswürdiger Männer Umgang zu haben (als das einzige Mittel, wie sie selbst entwickelt und gebildet werden kann), dadurch zu erkaufen, dass sie sich gefallen lässt, in die Classe der Hetären gerechnet zu werden. Zu einer Hetäre aber macht sie Wieland, wie Aspasia eine war. Sie selbst sieht voraus, dass bald in Griechenland die allgemeine Sage gehen wird, es sei leichter, die Tugend der tüchtigsten aller Matronen in Athen zu Falle zu bringen, als einer von denen zu sein, zu deren Gunsten die Hetäre Laïs sich das Recht 'Ausnahmen zu machen' vorbehält.

Im Hinblicke auf diesen Roman hat Wieland sich seinem Freunde Lütkemüller gegenüber vor dem Vorwurfe verwahrt[2]), dass sein Geist sich noch immer, wie sonst, im Umgange mit Hetären gefalle, und erklärt: „Es ist nicht meine Schuld, dass das classische Griechenland auch seine Aspasia, Danae und Laïs und wenige ihresgleichen hatte, und dass diese für die Geschichte

[1]) Ebenda S. 147, 150.
[2]) Gesellschafter 1826. Bei Gruber s. W. 53, S. 259.

der Menschheit ein größeres Interesse haben und behalten werden, als alles, was sich von Gott und der Tugend berufen glaubt, das Verdammungsurtheil über sie zu sprechen." Aber schon damals war der Dichter, als er mitten in der Arbeit am Romane stand, den er selbst als Abschluss und Krönung seiner Romanschriftstellerei betrachtet hat, entschlossen, seinen Aristipp in Contrastierung mit dem Schicksale der Laïs einer beglückenden Ehe in seiner Vaterstadt Cyrene zuzuführen, „deren Hausfrauen sämmtlich eine starke Ausnahme von dem harten Urtheile, das unsere Freundin Laïs über die griechischen Matronen gefällt hat, verdienen", und dem Ehestande „alle gebürende Hochachtung zu erweisen und häusliches Familienwohl, so wie es sein kann und sein soll, als das reinste und vollkommenste Glück dieses Lebens darzustellen."

Wenn der Dichter seinem Vorsatze gemäß uns Einblick thun lässt in Aristipps Häuslichkeit, deren er sich an der Seite seiner Kleone erfreut, wenn er einen Kreis durch Liebe und Freundschaft verbundener Menschen um sie schart, so hat er zu diesen Gemälden die Farben aus seinem eigenen Leben genommen. Die Tage, welche Wieland, an der Schwelle des Greisenalters stehend, um diese Zeit auf seinem Landgute Oßmanstädt in stiller Beschaulichkeit, nur der Arbeit und den Seinigen lebend, zubrachte, mögen wohl die glücklichsten seines Lebens gewesen sein. Hier war ihm auch im Jahre 1799, nach fast dreißig Jahren, ein Wiedersehen mit Sophie La Roche beschieden, die in bewegten Worten in ihrem Tagebuche darüber berichtet, und mit der Jugendfreundin kam eine ihrer Enkelinnen, Sophie Brentano, die mit schwärmerischer Verehrung sich Wieland nahte, als eine Muse und Grazie, wie Lütkemüller sagt, auf seinen Aristipp wirkte, aber frühem Tode geweiht war. Der nächste Sommer, den sie wieder bei Wielands verbrachte, raffte ihren zarten Körper hinweg.

Wie den Schriftsteller die oben genannten Probleme noch weiter festhalten, sehen wir daraus, dass er in seiner Erzählung „Menander und Glycerion"[1]) aus der Geliebten des Komödiendichters, von der die Überlieferung nicht viel mehr als den bloßen Namen zu berichten weiß, ein Wesen gestaltet, das Gedanken, wie sie Aspasia und Laïs ausgesprochen haben, bis zu ihren letzten und extremsten Consequenzen ausgedacht hat. Eine freie Verbindung ist es, die sie mit Menander eingeht, und Wieland lässt sie selbst über Liebe und Ehe philosophieren. „Die Liebe hört auf Liebe zu sein, sobald sie ihrer Freiheit beraubt wird. Die Ehe an sich selbst hat mit der Liebe nichts zu schaffen. Sie ist nichts als ein bürgerlicher Vertrag, zu dessen Erfüllung bloße Redlichkeit, ja schon bloße Rücksicht auf die damit verknüpften

---

[1]) Menander und Glycerion. Taschenbuch für 1804. Tübingen [1803]. Gruber s. W. 28, S. 1—138. Siehe S. 35.

Vortheile hinreichen." Glycerion will nicht zugeben, dass ein so schönes Bündnis wie ihre Liebe in einen Contract verwandelt wird. Aus der Schule Epikurs stammen diese Lehren, als deren Schülerinnen Wieland Glycera und ihre Freundin Leontium bereits in der Überlieferung vorgezeichnet fand. Hat Wieland geahnt, dass eine Zeit kommen werde, in der solche Stimmen nicht aus den Gebilden der Dichter, sondern aus ernstgemeinten Versammlungen uns entgegentönen und mit dem Anspruch auftreten, diese Forderungen in die Wirklichkeit umzusetzen?

Noch einmal hat unser Poet eine Vorkämpferin des Frauengeschlechtes zu Wort kommen lassen. Es ist die Hipparchia seiner anmuthigen Erzählung „Krates und Hipparchia"[1]), die als ein selbständiger Trieb des Aristipp-Romanes 1804 zutage tritt. Freilich hält sich Hipparchia innerhalb gewisser Grenzen. Sie verkennt nicht die Verdienste der Frauen, die sich auf eine kluge und edle Ausübung ihrer häuslichen Pflichten einschränken, und sie will diese nicht zu verkleinern suchen, aber das Bewusstsein beseelt sie, dass Prometheus den göttlichen Funken auch in ihre Brust gesenkt hat. — „Wenn nun aber ein weibliches Wesen Trieb und Kraft in sich fühlt, weiter zu gehen; wenn eine Seele in ihm erwacht, die sich den Seelen der edelsten unter den Männern nahe genug verwandt fühlt, um, wie sie, nach geistiger Schönheit und geistigen Genüssen, nach einer höheren Vollkommenheit, kurz nach dem Glücke zu trachten, dessen diejenigen theilhaftig werden, die sich über die Nebel des Wahnes und der Leidenschaften in das Element der Wahrheit und Freiheit erhoben haben: wie sollt' es da Pflicht für die arme aufstrebende Psyche sein, sich, gleich einem von spielenden Kindern gefangenen und an einem Faden zu ihrer Belustigung hin und her flatternden Schmetterling, von Amorn oder Hymenaeus an eine unzerreißbare Kette legen, oder, wie die Psyche des Milesischen Märchens, zu niedrigen Sclavenarbeiten und qualvollen Entbehrungen verdammen zu lassen?"

Ganz modern muthet uns dieser Aufschrei gedrückter Frauenseelen an, der aus den genannten Romanen und Novellen uns entgegentönt. Nicht immer reden diese Frauen nur aus ihrer Lage als Athenerinnen heraus. Der allgemeine Gegensatz der Geschlechter wird erörtert, und indem Wieland so das Problem verallgemeinert, kommt er mit seinen eigenen Ansichten zum Worte. Seine Einschätzung des weiblichen Geschlechtes ist gewiss unter Einwirkung seiner Umgebung eine so hohe geworden. Denn wie er selbst über die Stellung der Frauen und Frauenbildung dachte, hat er schon 1786 in der Vorrede zur Allgemeinen Damen-

---

[1]) Krates und Hipparchia. Ein Seitenstück zu Menander und Glycerion. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen [1804]. Gruber s. W. 28. S. 141—300. Siehe S. 149, 150.

bibliothek[1]) (von K. L. Reinhold nach dem Französischen bearbeitet) bekannt. Die Berechtigung der Frauen, an der Nationalcultur Antheil zu haben, nimmt er hier als erwiesen an und ebenso ihre Fähigkeit. „Es ist längst aus Beispielen und Thatsachen offenbar, dass sie nicht nur alles, was die scharfsinnigsten Männer in den höheren Wissenschaften erfunden haben, zu verstehen und sich eigen zu machen fähig sind, sondern dass sie in Werken des Geistes, zumal wo es auf Imaginazion, Zartheit des Gefühles, Schönheit der Gesinnungen und Feinheit des Geschmackes ankommt, Stufen erstiegen haben, die uns kaum erreichbar sind.“ Die Grenzen erkennt Wieland in der angeborenen Bestimmung des weiblichen Geschlechtes und ihrem Wirkungskreise und er preist die Frauen glücklich, dass sie bloß die Früchte genießen dürfen, deren mühsame Erzielung uns obliegt ... dass sie aller Kenntnisse und Studien entbehren können, die nicht unmittelbar dazu dienen, sie weiser, liebenswürdiger und glücklicher zu machen. Diese Grenzen erklärt er selbst aber nur als ideale, indem er sagt: „Es gibt keine Grenzen, über welche einer Frau nicht erlaubt wäre sich hinauszuwagen, wenn sie sich von innen dazu berufen fühlt und von außen durch keine dringenden Pflichten oder andere Hindernisse zurückgezogen wird.“

Wir sehen, dass Wieland kein radicaler Neuerer auf dem Gebiete der Frauenfrage ist. Zum Revolutionär war er nicht geboren, sondern zum sanften Vermittler. Wir sehen, dass er festhält an der natürlichen Bestimmung des Weibes, und von diesem Gesichtspunkte ist auch die zweite Vorrede geleitet, mit welcher er 1791 Schillers Historischen Kalender für Damen anzeigte, der dessen Geschichte des Dreißigjährigen Krieges brachte. — Hier sagt er[2]):

„Germaniens Töchter erkennen nicht erst von gestern her, dass die Entwicklung und Ausbildung ihrer Seele sich mit den wesentlichen Pflichten ihrer Bestimmung nicht nur sehr gut vereinbaren lässt, sondern sie zu desto vollkommenerer Erfüllung derselben geschickt machen kann. — — Das Geschlecht, welches Natur und bürgerliche Verfassung in die zartesten und engsten Verhältnisse mit uns gesetzt hat, muss verhältnismäßig auch gleichen Schritt mit uns halten und — — — in die ganze Würde, die der Hälfte des Menschengeschlechts gebürt, eingesetzt werden.“

Und nun schlägt Wieland einen Ton an, der diese Vorrede an Gehalt über die erste hinaushebt. Er würdigt die nationalen Pflichten, welche den Frauen bei der Kindererziehung zukommen.

---

[1]) Gruber s. W. 49. S. 101—108, unter dem Titel: „Weibliche Bildung“, vereint mit der Anzeige von Schillers Kalender S. 109—118. Siehe S. 104 ff.

[2]) Ebenda S. 111, 114, 116.

„Die Ausbildung ihrer Seelen gibt ihnen ein Recht, sich auch als Genossen der Nationalverbindung, als Glieder des politischen Körpers, dem sie angehören, zu betrachten, und neben den Gesinnungen und Tugenden, welche ihre besondere Bestimmung in dem engen häuslichen Kreise der Familienverhältnisse erfordert, auch die höheren Gesinnungen der Vaterlandsliebe und der Theilnehmung am allgemeinen Wohle des Ganzen in ihrem Maße mit uns zu theilen. — — — Wenngleich (Dank sei dem zunehmenden Luxus und der täglich abnehmenden Möglichkeit, seinen Forderungen im häuslichen Stande genug zu thun) das Heiraten immer seltener wird, so bleibt es doch der Wunsch der Natur wie der der bürgerlichen Gesellschaft, dass jedes Mädchen Ehegattin und Mutter wird; und je bessere Erziehung, je mehr Ausbildung die Mütter selbst erhalten haben, desto geschickter werden sie, zur Bildung der Kinder das Ihrige beizutragen.“

So lenkt Wieland das Augenmerk seiner Leserinnen auf die Geschichte ihres eigenen Vaterlandes, ihrer eigenen Nation und weist sie im Besonderen auf Schiller hin, „der nun mit jedem Schritte dem Ideale der Vollkommenheit, nach welchem Geister seiner Art arbeiten, näher kommt“. Ein heiliger Eifer beseelt ihn, den man so oft mit Unrecht einen Französling gescholten hat, wenn er in die Worte ausbricht: „Und welch ein Übermaß von Schande, dass sich gerade in diesen höheren Classen noch so manche in allen Theilen Deutschlands befinden, die — — sich Deutsche zu sein schämen.“

Mit der Verkündigung dieser Anschauungen kam Wieland gewiss dem Geiste seiner Zeit entgegen. Ein Jahr darauf, 1792, erschien Th. Gottlieb von Hippels Schrift: „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ [1]), worin er schärfer noch als schon in seinem Buche: „Über die Ehe“ (Berlin 1774) die Forderung der Gleichstellung des weiblichen Geschlechtes ausspricht, den Ursachen ihrer Zurücksetzung nachgeht und Berufswege aufweist, die seiner Meinung nach die Frauen ebenso gut wie die Männer einschlagen können. Neben Hippel, der mit ausgesprochener Tendenz auf den Plan tritt, wird künftig auch Wielands Name nicht vergessen werden dürfen, wenn es gilt, die Spuren der Frauenbewegung im vorigen Jahrhundert zu verfolgen.

Neben den Idealen von Frauen, die an Bildung den Männern ebenbürtig sind, preist Wieland, auch hierin ein Vermittler, die Verdienste, die sich die Frauen im Stillen erwerben können in der Ausübung ihrer häuslichen Pflichten. Ihr Lob verkündet er in dem Aufsatze: „Die pythagorischen Frauen“ [2]), der Pythagoras

---

[1]) Dazu kam noch ein „Nachlass über weibliche Bildung“. Berlin 1801 (W. sämmtliche Werke. VII).

[2]) Historischer Kalender für Damen 1790. S. 190—247. Gruber s. W. 43, S, 1—44. Siehe S. 13, 43, 44.

und seinen Schülerinnen gilt: „Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüthes erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtschreiber beschäftigen. Und beruht nicht zum größten Theile auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, sowie auf diesen der Wohlstand des Staates?“

Von pythagoreischer Sophrosyne, meint Wieland, sind wir „an den äußersten Rand der anderen Extremität gekommen“, und mahnt zur Umkehr. Zugleich aber versichert er, „mehr als Eine zu kennen, die es sey als Jungfrau oder als Vermählte ebenso würdig als die Tochter des Pythagoras wäre, den Chor der Jungfrauen und Frauen zu führen.“ Und dann klingt der Aufsatz, den er seiner Frau und seinen Töchtern besonders zueignet, in einen Preis der Gattin aus, der er hiedurch ein literarisches Ehrendenkmal gesetzt hat, oder, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „ein öffentliches Denkmal der Dankbarkeit für das Glück seines Lebens, das er ihrer Liebe und ihren Tugenden schuldig ist, da ein glückliches Los ihn selbst seit 31 Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, das als Ehefrau und Mutter und in jedem anderen reinen menschlichen Verhältnis, von jenen Pythagoräischen Frauen für ihre Schwester erkannt worden wäre“. Wielands Aristipp schließt mit der Befürchtung des cyrenischen Philosophen, dass seine Kleone ihm durch den Tod entrissen und sein häusliches Glück zerstört werden wird. Hier leiht der Dichter ihm die eigene Empfindung. Denn während er den Aristipp der Stelle entgegenführte, an der er abbricht, gieng seine treue Lebensgefährtin dem Tode entgegen, sie, „die 36 Jahre lang das ganze stille Glück seines Lebens machte“.

Auch sonst hielt der Tod rings um ihn reiche Ernte. Desto inniger schloss sich Wieland, besonders als er sein Osmantinum wieder mit Weimar vertauscht hatte, an Anna Amalia an. Fast täglich weilt er bei ihr, im Schlosse zu Weimar oder in Tiefurt, und ihr als erster bringt er noch so manche Frucht seiner Poesie oder Gelehrsamkeit dar, die dem nimmer Rastenden in der ungeschwächten Rüstigkeit seines letzten Lebensdecenniums reifen zu lassen vergönnt war. Nicht als schreckenbringendes Gespenst, sondern als Genius mit der umgekehrten Fackel, wie seine Griechen ihn gebildet hatten, nahte sich ihm der Tod, 20. Januar 1813.

Frauenliebe hat Wielands Leben nicht bunt durchwebt wie das Goethes, aber edler Frauen Liebe, Neigung und Freundschaft hat auch seinen Lebenspfad erhellt und dankbar hat er als Mensch und Dichter dies empfunden und der Frauen Preis als Schriftsteller verkündet, mag nun seine Stimme aus der idealen Ferne Griechenlands oder vernehmbarer aus seiner eigenen Zeit

heraus zu uns dringen. Mit solchen Gedanken mag jeder Verehrer eines der liebenswürdigsten aller Dichter sich dem Grabhügel in Oßmanstädt nähern, der drei Gräber birgt, das Wielands, das seiner Frau und Sophie Brentanos, und die sinnvolle Aufschrift trägt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Triest. Dr. Gustav Wilhelm.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Reden und Vorträge. Berlin 1901. Weidmann'sche Buchhandlung. VIII, 278 SS. 6 Mk.

Wer von den Lesern dieser Zeitschrift den großen Berliner Philologen in seiner Universalität, in den wechselnden Stimmungen der Jahre und in der Meisterschaft des Stiles kennen lernen will, der nehme vorliegendes Buch zur Hand, er wird es nicht so bald und nicht unbefriedigt weglegen.

Es ist ein Sammelband von meist bekannten Reden und Vorträgen und enthält folgende Stücke: Was ist übersetzen? — Von des attischen Reiches Herrlichkeit. Rede zu Kaisersgeburtstag 1877. — Basileia. Rede zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms I. 1885. — Ansprache an die Studierenden bei dem Jubiläum der Universität Göttingen 1887. — Paul de Lagarde. Rede an seinem Sarge 1891. — Philologie und Schulreform. Prorectoratsrede Göttingen 1892. — Weltperioden. Rede zu Kaisersgeburtstag 1897. — Volk, Staat, Sprache. Rede zu Kaisersgeburtstag 1898. — Neujahr 1900. Rede zur Feier des Jahrhundertswechsels. — Der Zeus von Olympia. — Die Locke der Berenike. — Aus ägyptischen Gräbern. — An den Quellen des Clitumnus. — Schon der erste Aufsatz, es ist das Vorwort von des Verf. größerer Ausgabe des Hippolytos, erfüllt uns mit großem Interesse, denn er gibt uns den Schlüssel zu der in letzterer Zeit in der Öffentlichkeit oft genannten Übersetzung der Äschyleischen Trilogie; nicht minder der sechste über „Philologie und Schulreform“, der uns nun das Auftreten Wilamowitz' in der Berliner Schulconferenz[1]) und ebenso seine im Manuscripte gedruckten Vorschläge zur Reform der Gymnasien völlig begreifen lässt. In dieser Rede stellt W. der Universitätsphilologie die bekannte dreifache Aufgabe: „Das A und O ist und bleibt die lebendige Herrschaft über die Sprache. Das Nächste ist das rechte und gerechte, das ist das geschichtliche Verständnis zu zeigen

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 929.

und zu lehren. Das dritte, eine Übersicht über die Gesammtentwicklung der Cultur jener anderthalb Jahrhunderte zu geben, über ihre treibenden Kräfte, die Ziele, denen sie bewusst und unbewusst zustrebte, die Phasen der Entwicklung, die Wandlungen des Lebens und Geistes, die verschiedenen Sphären, in denen Geist und Leben des Volkes sich offenbart haben."

Es ist ein hohes Ziel, das hier der Universitätsphilologie gesteckt wird, wir möchten sagen ein zu hohes, weil nicht erreichbares, wenigstens in Anbetracht der bestehenden Universitätsverhältnisse in Österreich und auch in Preußen. Namentlich möchten wir wünschen, dass unsere Studierenden neben den nothwendigen und üblichen Detailforschungen den Blick über das Ganze nicht verlieren oder richtiger, dass sie ihn gewinnen möchten, namentlich auch über die Gesammtentwicklung der Cultur. Wir wagen die Behauptung, dass gegenwärtig nicht einmal ein encyklopädisches Wissen dieser Art in Vorlesungen vermittelt wird, wiewohl namentlich Studierenden im letzten Semester Gesammtdarstellungen unmittelbar vor dem Eintritte in das praktische Lehramt von größter Wichtigkeit wären. Gründliche Kenntnisse in allen Zweigen der Philologie im Sinne von W. zu gewinnen, wird den Studierenden innerhalb ihrer Studienzeit nicht möglich, daher möchten wir schon jetzt sagen, dass die geplante Chrestomathie, der wir das größte Interesse entgegenbringen, bei aller Vorzüglichkeit nicht die erwartete Wirkung erzielen wird, weil Lehrer, die nicht aus dem Vollen schöpfen, also ein hohes Maß allgemeiner und historischer Bildung besitzen, sie nicht zur Geltung bringen können. Es gelingt Ähnliches oft nicht mit den deutschen Chrestomathien, genannt Lesebüchern.

Was aber das vorliegende Buch und seinen Verfasser dem Mittelschullehrerstande besonders wertvoll und liebenswürdig erscheinen lässt, das ist die höchst beachtenswerte Würdigung des ganzen Standes in der Vorrede, in der W. sein Buch seinen früheren Lehrern am Gymnasium in Schulpforte widmet. Einige Sätze sollen hier im Wortlaute angeführt werden:

Es ist etwas Herrliches um den Lehrerberuf, ganz besonders des Lehrers in den obersten Classen der Knabenschule, wenn nur die Schule darnach ist. Der Universitätslehrer ist demgegenüber ganz untergeordnet; er taugt herzlich wenig, wenn er die Commilitionen als Schüler ansieht: er kann im besten Falle der Thiasiarch von Mitlernenden und Mitsuchenden sein. Aber der Lehrer, der die schlummernde Psyche weckt, oder der erwachenden die ersten Flügelschläge lenkt, ist Träger der göttlichen Kraft des Eros, der der Mittler ist zwischen Menschen und Göttern. Einerlei ob diese fünf Männer (gemeint sind Karl Peter, August Koberstein, Karl Steinhart, Friedrich Buchbinder und Wilhelm Corssen) Mathematik oder Grammatik lehrten, lateinischen Stil oder mittelhochdeutsche Verskunst; einerlei auch ob sie mehr oder

weniger pädagogisches Talent besaßen oder durch allerhand Menschlichkeiten anstießen oder abstießen: solche wirklichen Lehrer waren sie alle, ein jeglicher in seiner Weise, vollkommen in ihrer Vereinigung. Ich will sie hier nicht charakterisieren, aber bekennen will ich, dass ich ihnen auch für meine Wissenschaft mehr verdanke, als allen meinen akademischen Lehrern zusammengenommen, so hervorragende Gelehrte und Universitätslehrer darunter waren. Aber jene Pförtner Lehrer wirkten eben nicht nur, ja nicht vorwiegend, durch den Inhalt ihrer Unterweisung, obwohl sie gar nichts hätten wirken können, wenn sie nicht alle wissenschaftlich gebildete und fortarbeitende Männer gewesen wären. Sie standen vor uns als in sich gefestigte ganze Menschen, die ihren Beruf übten mit heiligem Ernste, als ein von Gott übertragenes Amt in freier Freudigkeit und als Träger eines heiligen Feuers, das sie in unsere Seele übertragen wollten, auf dass wir befähigt würden, dereinst, wozu und wohin uns Gott beriefe, in demselben Sinne der Freiheit und der Freudigkeit zu wirken als ganze Menschen wie sie.

Wien. J. Huemer.

Papyrorum scripturae Graecae specimina isagogica edidit C. Wessely. Leipzig, Avenarius 1900. 7 SS. Text und 16 Tafeln. Mit Mappe 10 Mk.

Neuen Stoff lieferte der classischen Philologie nach verschiedenen Richtungen die Epigraphik, und ohne Zweifel gebürt auch der Papyruskunde das Verdienst, diesen Studien neue Gebiete erschlossen zu haben. Seit der Publication des ersten griechischen Papyrustextes sind allerdings schon mehr als hundert Jahre verflossen, und seit zwanzig Jahren ist der Verfasser mit rastlosem Schaffenseifer bemüht, wie seine fast alljährlichen, von der Gelehrtenwelt anerkannten Publicationen bezeugen, die Aufmerksamkeit auf dieses seinerzeit unbeachtete Gebiet zu lenken. Nachdem die verschiedensten Gebiete der Alterthumsforschung neue Aufschlüsse und neues Material durch die Papyri gewonnen haben, ein Material, das sich durch Funde fast von Jahr zu Jahr vermehrt, ist es an der Zeit, dass auch die Detailforschung einsetze. Diese geht aber immer von der Überlieferung aus, und hier gilt vor allem als das *primum philologi officium* das Lesen. Es ist aber nicht leicht, sich dieses in dem Maße anzueignen, dass die Arbeit erfolgreich und, ohne in Irrthümer zu verfallen, vonstatten geht. Hier fehlt es noch an einem eigentlichen Lehrbuche der Papyrusschrift. Die vorliegende Publication hat den Zweck, den Anfänger an der Hand mehrerer sorgfältig ausgewählter Proben von Papyrushandschriften, welche der Zeit des Augustus und seiner unmittelbaren Nachfolger angehören, mit der griechischen Papyrusschrift jener Periode bekannt zu machen.

Es werden hier 30 Proben mit verschiedenen Formen der griechischen Schrift, die zeitlich zusammengehören, geboten. Die didaktische Methode besteht darin, dass der Gang der Entzifferung dem Anhänger vorgeführt wird. Die Schriftproben sind nämlich so gewählt, dass derselbe Text oft in mehreren gleichzeiligen Exemplaren vorliegt. In demselben Maße, in dem durch fortwährendes Vergleichen die Bekanntschaft mit der Cursivschrift und die Sicherheit im Lesen zunimmt, wird auch der Leser durch beständiges Vergleichen zum Ergänzen der Lücken gedrängt, an denen die meisten Papyrusurkunden, weil vielfach zerrissen und durchlöchert, keinen Mangel haben.

Das Heranziehen von verwandten Texten geschieht auch noch in einer anderen Weise. Es werden viele Actenstücke eines und desselben großen Processes gebracht, der sich zu Anfang unserer Zeitrechnung abspielte (vgl. p. 1 sq.). Ein Priester des Gottes Soknopaios, namens Satabus, hatte laut Kaufvertrag vom 20. November 11 n. Chr. ein Haus sammt Zugehör und Bauarea erworben (Specim. Nr. 1, 5, 6, 7, 15 + 16, 24). Sein persönlicher Feind, der Priester-College Nestnephis, richtete an den Finanzbeamten die Anzeige des Inhaltes, dass diese Area unrechtmäßig erworben sei und eigentlich zu den *bona caduca* gehöre (Nr. 10, 13, 14). Darüber kommt es zu Tagfahrten nach Alexandria (Nr. 11). Dabei treten wieder Unregelmäßigkeiten in der Amtsführung zutage (Nr. 8). Zweimal werden die Priester-Ältesten um ihr Gutachten befragt; der Urtheilsspruch wird aufgeschoben, Satabus soll Documente herbeischaffen (Nr. 18, 2, 3). Endlich erfolgt in einer längeren Darlegung der Verhandlung die Verurtheilung des Satabus zu 500 Drachmen Nachzahlung (Nr. 4, 19). An den Namen Satabus knüpfen sich auch Besitzstörungsklagen gegen Nestnephis (Nr. 12, 17); der Angegriffene erwidert mit einem Gegenangriffe. Dann folgt eine Art Sperrungsklage auf ein Priestergehalt, das mit 325 Drachmen belehnt worden war.

An diese Schriftproben reihen sich auf Tafel 11, 12 und 14 zwei Exemplare einer Klage aus der Zeit Neros, zwei Schuldverschreibungen aus der Zeit des Augustus und Kaufurkunden.

Die Auswahl der Schriftproben erfolgte durchwegs in der Weise, dass das Studium der Schriftstücke zu Vergleichungen anregt. Daher ist auch das Werk so eingerichtet, dass jede Schrifttafel frei beweglich ist und die gleichen und verwandten Texte nebeneinander gehalten werden können.

Tafel 15 enthält verschiedene Alphabetformen, welche der Petersburger Prof. v. Zereteli mit großer Sorgfalt entworfen hat; auf Tafel 16 wird für einzelne Sätze die Vergleichung der Texte vor Augen geführt.

Alle Proben sind bis auf vier, bezw. fünf gelungene Lichtdrucke (Britisch. Museum) aus der Wiener Papyrussammlung Erzherzog Rainer entnommen. Das bereitwillige Entgegenkommen

des Directors der Wiener Hofbliothek, Herrn Hofr. J. Karabacek, hat es Prof. Wessely ermöglicht, uns wieder eine Arbeit zu bieten, die sich seinen bekannten anderen Arbeiten würdig an die Seite stellen lässt. Ref. ist überzeugt, dass die Sammlung dem vom Verf. angestrebten Zwecke gemäß das Eindringen in die Lectüre der Papyrushandschriften erleichtern und dadurch auch dem Studium dieser eigenartigen Überreste des Alterthums neue Freunde zuführen wird.

Druck und Ausstattung des Werkes sind, wie von der Firma Carl Gerold's Sohn nicht anders zu erwarten war, gleich gelungen.

Wien. Dr. Josef Kohm.

Ciceros ausgewählte Reden, erkl. v. K. Halm. II. Band. Die Rede gegen Q. Caecilius und der Anklagerede gegen Verres 4. und 5. Buch. 10. umgearbeitete Auflage, besorgt v. G. Laubmann. Berlin, 1900. Weidmann. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Trotz der zahlreichen erklärenden Ausgaben Ciceronischer Reden, welche die letzte Zeit hervorgebracht hat, wird doch wohl jeder Freund dieser Lectüre immer wieder mit Vergnügen zu dem Commentar Halms zurückkehren. Denn dieser hervorragende Kenner Ciceros verstand es wie keiner durch mustergiltige Einleitungen wie auch durch wohlabgewogene, sachgemäße Erklärung ins volle Verständnis des Redners einzuführen; und ganz im Geiste des ersten Herausgebers verfährt, wie Ref. schon wiederholt hervorhob, jetzt Laubmann bei der Fortführung der trefflichen Ausgabe. Hervorragende Sorgfalt verwendet L. auf die Benützung der gesammten einschlägigen Literatur, und nicht leicht dürfte ihm irgend eine nennenswertere Erscheinung auf diesem Gebiete entgangen sein. Da nun gerade in den letzten Jahren für die Kritik und Erklärung dieser Reden ziemlich viel geschehen ist, sah sich L. trotz seines Strebens, die Eigenart des Halm'schen Commentars pietätvoll zu wahren, doch zu so zahlreichen Berichtigungen und Einfügungen veranlasst, dass füglich von einer Umarbeitung des Commentars gesprochen werden kann. Es verdient daher diese Ausgabe eine etwas eingehendere Betrachtung.

Das kritische Verfahren des Herausgebers ist streng conservativ. Gegenüber den zahlreichen gerade in diesen Reden von Eberhard, Heraeus, Bake u. a. angenommenen Interpolationen verhält sich L. durchaus ablehnend, und eine große Anzahl von Klammern im Texte, die sich noch in der 9. Auflage fanden, erscheint jetzt beseitigt. Als die wichtigste handschriftl. Grundlage des Textes der Verrinen betrachtet er mit Recht den trefflichen cod. Par. 7774 a (R) der Pariser Nationalbibliothek. Schon C. F. W. Müller hatte in seiner Ausg. v. Jahre 1880 über den früher auch von Halm übermäßig hochgeschätzten Vaticanischen Palimpsest ein ziemlich abfälliges Urtheil gefällt — er nennt ihn *foedissime interpolatum* — und hatte von jener Pariser Hdsch. ge-

rühmt '*nusquam seduli correctoris fraus deprehenditur mala fide sua pro Tullianis venditantis.*' Laubmann nun war jetzt in der Lage, die außerordentlich genaue Collation dieser Hdsch. von E. Thomas zu benützen, und er schließt sich demnach noch enger als früher an diese beste Überlieferung an. Auch jene gewissen Klammern im Texte begegnen bei L. fast nur dort, wo sich im cod. Par. (R) irgend eine Stelle der Vulgata nicht findet. Im allgemeinen kann dieses Verfahren nur gebilligt werden, und wir werden im Folgenden auch sehen, wie L.s Text durch das Zurückgehen auf R eine Reihe entschiedener Besserungen aufweist. Dennoch aber scheint mir L. darin manchmal zuweit zu gehen, wenn er dieser Hdsch. sozusagen durch dick und dünn folgt, namentlich dann, wenn er ein Wort, das in R fehlt, sofort als Einschiebsel zu betrachten geneigt ist, so z. B. Verr. IV 6, wo die Worte *atque amicorum* hinter *sociorum* wegen ihres Fehlens in R und den dett. von L. eingeklammert werden. Dagegen möchte ich nicht so sehr darauf Gewicht legen, dass die Zusammenstellung *socii et amici* gerade in diesen Reden so häufig ist, als vielmehr auf die Thatsache, dass das Auge des Abschreibers sehr leicht von der einen Endung *orum* auf die nächste abirren und so der Ausfall des Wortes herbeigeführt werden konnte. Denn so trefflich cod. R im ganzen ist und sicherlich frei von willkürlichen und bewussten Entstellungen, so sind andererseits doch Fehler obiger Art, die durch Abirren des Auges infolge gleicher Endungen, durch falsche regressive oder progressive Assimilation u. a. entstehen, gar nicht so selten. Es dürfte nicht unzweckmäßig sein, zur Charakterisierung dieser Hdsch. ein paar Fehler dieser Art hier vorzuführen. So ist Verr. IV 80 in R *monumentorum* hinter *propugnatorem* ausgefallen, ib. 103 R *reportandosque* statt *reportandos reponendosque;* das in R erhaltene *que,* das nicht einfach mit Novák gestrichen werden darf, weist deutlich auf das Ausgefallene hin. V 40 fehlt in R *imperium* hinter *praetorium,* ib. 51 *novo* nach *nullo.* Hier hat Laubm. kaum recht, wenn er im krit. Anh. dieser Schreibung in R zustimmen möchte; *nullo novo officio* ist nothwendig, der Sinn verlangt den Gedanken, 'wiewohl keine neue Dienstleistung hinzugekommen war.' Ib. 56 fiel *te* in R vor *et* aus, ib. 107 R *cuimodi* für *cuicui modi,* ib. 126 fehlt in R *homines* vor *omnes,* ib. 180 *suisque* R für *suis usque;* vgl. oben *reportandosque.* Neben solchen Fehlern, die sich durch das Abirren des Auges des Schreibenden leicht erklären, bietet R auch noch andere interessante Versehen, so z. B. Verr. IV 20 *tritici modios* LX *milia dare debebant* statt *modium.* Das dem Abschreiber unverständliche *modium* wurde einfach in den Accusativ Pluralis umgewandelt. Ib. 137 *Carpinatium* R für *Carpinati,* das der Abschreiber offenbar gleichfalls nicht verstand. Ib. 144 ist *recepisse* R für *recepit* eine gedankenlose Angleichung an das vorhergehende *prohibuisset.* V 24 *pecuniosissimis* R für *pecunio-*

sissimum ein Hörfehler wegen der drei vorhergehenden *i* desselben Wortes. Ein Hörfehler liegt auch vor V 31 *parique tunica* R für *talarique tunica* wegen des vorhergehenden *pallio purpureo*, ib. 116 *sed cum* R für *secum*. Ich habe durch die Zusammenstellung dieser Fehlergattungen zu zeigen versucht, dass man dieser Hdsch., so vortrefflich sie auch ist, doch nicht, wie L. gern möchte, unbedingt folgen dürfe. Als ein schlagendes Beispiel hiefür möchte ich noch auf die Stelle Verr. V 34 hinweisen, wo die Vulg. lautet: *quid me attinet dicere aut coniungere cum istius flagitio cuiusquam dedecus,* während L. nach R in den Text setzt *q. m. a. dicere ac coniungere cet.* Doch entspricht hier *ac* schon vom stilistischen Standpunkte dem Sprachgebrauch guter Schriftsteller nicht, der in einer Frage, auch wenn diese nicht negativen Sinn hat, für das deutsche 'und' *aut* fordert, vgl. beispielsweise Verr. IV 104 *quem legibus aut iudiciali iure persequor?* Dies empfand wohl auch L. und sucht daher in der Anmerkung *ac* vergeblich zu rechtfertigen. Das *aut* der dett. geht hier sicherlich auf die gute Überlieferung zurück; denn jene stilistische Feinheit wiederherzustellen, dürfte wohl kaum Sache der Abschreiber gewesen sein, während das *ac* in R nur auf ein Verhören infolge des unmittelbar folgenden *c* in *con* zurückgeht. Aber noch ein anderer bedenklicher Anstoß wurde durch jene Schreibung in R in den Text Ciceros hineingetragen. Ich untersuchte nämlich geflissentlich den Gebrauch von *ac* und *atque* vor den Gutturales c, g und q, soweit sich derselbe bei Merguet überblicken lässt, und es lässt sich darüber Folgendes feststellen: In den philosophischen Schriften Ciceros steht 42 Stellen, an welchen vor c, g oder q *atque* gesetzt erscheint, nur eine gegenüber Acad. II 34, wo im gleichen Falle *ac* begegnet (*ac comprendi*), in den Reden, wo *ac* ungefähr 1300 mal gebraucht wird, begegnet es nur dreimal vor Gutturales, aber 66 mal wird vor c, g, q *atque* gesetzt. Demnach tritt das Bestreben des Redners, jenen kakophonischen Zusammenstoß eines *ac* mit folgender Gutturalis zu meiden, so sichtlich hervor, dass man gewiss Bedenken tragen muss, es an unserer Stelle dem Texte des Redners aufzudrängen, zumal auch noch stilistische Bedenken obwalten.

Hingegen muss man L. beistimmen, wenn er Verr. IV 5 unter Ablehnung all der verschiedenen Verbesserungsvorschläge sich bei der Lesung des cod. R beruhigt, die also lautet: *is dicebatur esse Myronis, et certe.* Mag uns auch der Ausdruck hart erscheinen, er wird doch durch das von C. F. W. Müller in der adn. cr. zu der Stelle citierte Beispiel ad Att. VI 3, 8 *Q. Cicero puer legit, ut opinor, et certe* ausreichend gedeckt. — Auch Verr. IV 18 bietet R sicher die richtige Lesart '*cotidiano*', das seltenere, archaische und zu dem Stilcharakter der Rede trefflich passende Wort für Vulg. *cotidie*; vgl. die gute Anmerkung L.s zu der Stelle. — In besonders lehrreicher Weise

wird die Vortrefflichkeit der Pariser Hdsch. durch folgende Stelle dargethan, Verr. IV 101, die allein in R, dem L. mit Recht folgt, nachstehende Fassung hat: *eone tu servos ad spoliandum fanum inmittere ausus es, quo liberos adire ne ornandi quidem causa fas erat?* Sämmtliche übrige Hdsch., denen auch alle Herausgeber folgen, bieten hier *orandi* statt *ornandi.* Aber *ornandi* bildet einen trefflichen Gegensatz zu dem vorausgehenden *spoliandi,* und auch für sich ist es dem Sinne der Stelle sehr angemessen: 'Nicht einmal zum Ausschmücken der Altäre, geschweige denn zu den *sacra* selbst, welche *per mulieres ac virgines confici solent* § 99.' Trotzdem wurde *ornandi* nicht recht verstanden und von dem mittelalterlichen Abschreiber daraus das ihm viel näher liegende *orandi* gemacht, das jedoch, wie L. treffend bemerkt, hier schon deshalb unmöglich ist, weil sich das absolut gebrauchte *orare* = *precari deum* erst bei den Kirchenvätern findet. Die gleiche Gegenüberstellung von *ornare* und *spoliare* citiert L. noch aus derselben Rede § 103. — Desgleichen stimme ich L. zu, wenn er V 44, R folgend, *quae erant clarissimae* schreibt (Vulg., auch C. F. W. Müller *q. e. carissimae*); denn *clar.* 'sehr bekannt, vielberühmt' scheint mir sehr sinngemäß, und doch ist es erklärlich, wie sich hier — es ist von geraubten Wertsachen die Rede — das scheinbar näherliegende *carissimae* daraus entwickeln konnte. — Auch V 37 schreibt L. nach R *etiamsi mihi iucundissimus est honos populi,* während sonst die neueren Herausgeber, mit C. F. W. Müller den *dett.* folgend, lesen: *ut, tametsi m. i. e. h. p.* Müller spricht sich sogar in der adn. cr. zu der Stelle scharf tadelnd über die Überlieferung in R aus '*non potest Cicero dubitare, sitne sibi honos populi iucundissimus.*' Allein diesen Zweifel muss *etiamsi* mit dem Indicativ durchaus nicht immer ausdrücken, mit dem Coniunctiv allerdings hätte es diesen Sinn. Man vergleiche doch eine Stelle wie Cic. Cato M. § 79 *eundem esse creditote, etiamsi nullum videbitis,* wo doch niemand wird sagen wollen, dass ein Zweifel darüber möglich sei, dass sie ihn nach seinem Tode nicht mehr sehen werden, oder etwa Quintil. IX 2, 99 *etiamsi est apud Ciceronem.* Genau so ist es an unserer Stelle. *Etiamsi* ist durch die Überlieferung hinreichend beglaubigt; das Eindringen jenes *ut* jedoch in die dett. erklärt sich aus dem Streben, eine Responsion mit dem vorausgehenden *ita-velim* herzustellen. — Auch V 158 ist *dedi.. tantum testium, res ut nemini dubia esse possit,* wie L. nach R δ schreibt, zweifellos richtig, während Vulg., auch Müller, *posset* bieten. Aber Cicero hebt eben nachdrücklich hervor, dass der Sachverhalt auch jetzt noch niemandem zweifelhaft sein könne. — Ob hingegen IV 19 wirklich mit R zu lesen sei *quam putas auctoritatem-futuram,* was L. billigt, oder *quantam* nach V mit Müller, Nohl u. a., lässt sich wohl nicht ganz sicher entscheiden, da im Grunde beides möglich ist und nach den obigen Darlegungen in R durch Abirren des Auges leicht aus *quantam* ein *quam* entstehen konnte.

In der Aufnahme von Conjecturen ist L. außerordentlich zurückhaltend und drückt gar häufig nur im kritischen Anhang seine Zustimmung aus. Verr. IV 2 wäre es wohl kein unbilliges Verlangen, dass zu *hospitis*, dem Vorschlage Jeeps für das überlieferte *oppidis*, den auch L. in den Text setzt, im kritischen Anhange auch mein Name genannt werde, da ich wiederholt in dieser Zeitschr. wie auch im Progr. des Nikolsburger Gymnasiums v. J. 1891, S. 1 f. diese Conjectur Jeeps ausführlich begründet und gegen jede Anfechtung gesichert habe, so dass nunmehr auch Nohl, der sich anfangs jenem *hospitis* gegenüber ablehnend verhielt, dieser Schreibung zustimmt. — An der bekannten schwierigen Stelle Verr. IV 90 schreibt L. (nach Nohl) *eius religioni te ipsum devinctum dedamus.* Doch ist bei dieser Schreibung die Entstehung der hdsch. La. *te isti* nicht zu erklären, während durch meinen Vorschlag, dass *te testibus* zu schreiben sei (vgl. Wiener Stud. 1887, S. 323 und Progr. Nikolsburg 1891, S. 4), diese Schwierigkeit völlig beseitigt würde. — Auch Verr. V 113 scheint mir die verderbte Stelle: *non posse Verrem testes interficiendo nos* (R) *exstinguere* durch die auch von L. aufgenommene Änderung *scelus* für *nos* nicht geheilt zu sein, weil dann die Entstehung der Verderbnis unerklärlich wäre, wohl aber, wenn man meinen Besserungsvorschlag annimmt, dem ja auch L. im kritischen Anhange zuzustimmen geneigt ist, nämlich *facinus exstinguere* zu schreiben. Ja, ich bin jetzt durch die genauere Kenntnis gewisser eigenthümlicher Fehler in R mehr als je davon überzeugt, dass dies das Richtige sei. Die ersten beiden Silben von *facinus* wurden durch die zwei ähnlichen Silben im vorausgehenden Worte *interficiendo* verschlungen, und das zurückbleibende *nus* ganz gedankenlos in *nos* geändert. — Verr. V 125 wurde Nohls Conjectur *per Verrem (per me* R *δ) spoliati* in den Text gesetzt. Diese ist sicher ansprechend, allein sehr beachtenswert erschiene mir auch Lehmanns Vorschlag: *praemiis spoliati.* — An einer Stelle billigt L., der sich sonst gegenüber der Annahme von Interpolationen ablehnend verhält, die Vermuthung Schwabes, der einige Worte, wiewohl sie durch die Einstimmigkeit der Überlieferung geschützt werden, als Glosse ausscheidet. Es ist folgende Stelle: IV 21 (*praedones*) *eos maxime* (*praeda augent*), *qui habent oppidum opportuno loco, quo saepe adeundum sit navibus, nonnunquam etiam necessario.* Die letzten Worte werden von Schwabe als Glosse bezeichnet, und ihm folgen Eberhard und Laubmann. Mir scheint jedoch Müller mit Recht an der Überlieferung festgehalten zu haben. Es ist ja richtig, dass die Worte ganz gut fehlen könnten; aber auf befriedigende Weise zu erklären, wie sie als Glosse in den Text gekommen seien, dürfte schwer gelingen. Das einige Zeilen weiter stehende *'ut exeuntes e Cilicia praedones ad eam necessario devenirent'*, woraus nach Eberhard die Interpolation entstanden sein soll, bietet m. E. keine aus-

reichende Erklärung hiefür. Die fraglichen Worte bilden gegenüber dem vorausgehenden *adeundum sit* doch eine gewisse Steigerung: 'wo sie landen müssen, was manchmal sogar ganz unausweichlich ist'.

Noch möge es dem Ref. gestattet sein, zur Fassung einer Anmerkung bei L. Stellung zu nehmen, da diese eine nicht ganz unwichtige Sache betrifft. *Div. in Caec.* 60 heißt es in der Note zu *si iniuriam accepisti:* 'Der Indicativ, während es oben *si accepisses* hieß, wegen der Form des Dilemmas, bei der beide Theile als wirklich gesetzt werden'. Ich hätte gewünscht, dass vielmehr hervorgehoben würde, dass mit dem Indicativ bei *si* überhaupt kein Urtheil über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit der Bedingung gefällt wird. Während Cicero weiter oben durch die Form *si accepisses* die Thatsächlichkeit der Beleidigung überhaupt in Abrede stellt, spricht er hier über dieselbe Sache ganz akademisch und hält mit seinem Urtheil zurück. Es ist sicherlich unzutreffend, wenn in den Lehrbüchern der Grammatik jener Fall der hypothetischen Periode, in welchem *si*, bezw. *εἰ cum indicativo* in der Protasis erscheint, als realer Fall bezeichnet wird; denn es ist nicht richtig, dass dann die Bedingung mit Bestimmtheit hingestellt oder vorausgesetzt [1]) oder gar als der Wirklichkeit entsprechend [2]) bezeichnet wird, sondern während durch den Potentialis die Bedingung und in der Regel auch die daran geknüpfte Folge als möglich, durch den Irrealis beide als nicht wirklich hingestellt worden, wird durch den Indicativ die Bedingung rein akademisch ausgesprochen, ohne dass über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit derselben ein Urtheil gefällt würde [3]). Das zeigen klar Beispiele wie *si amitti vita beata potest, beata esse non potest*, wo die Bedingung gewiss nicht als wirklich hingestellt werden soll, oder *naturam si sequemur ducem, nunquam aberrabimus*, wo der Indicativ ebensowenig die Wirklichkeit der Bedingung bezeichnet. Genau so im Griechischen: Dem. III. Phil. R. 8 *εἰ μὲν οὖν ἔξεστιν εἰρήνην ἄγειν καὶ ἐφ' ἡμῖν ἔστι τοῦτο, φήμ' ἔγωγε ἄγειν ἡμᾶς δεῖν*. Hier wird die Bedingung durchaus nicht als der Wirklichkeit entsprechend hingestellt, sondern Demosthenes spricht eben nur sein Urtheil, welches sich ganz sicher für die Nichtwirklichkeit der Bedingung entscheiden würde, nicht aus, weil er den Fall zunächst rein theoretisch erörtert, oder etwa Plato Apol. c. XXII *εἰ ἔγωγε τῶν νέων τοὺς μὲν διαφθείρω, τοὺς δὲ διέφθαρκα, χρῆν δήπου κτλ.*, wo die Bedingung nicht nur nicht als wirklich vorausgesetzt wird, sondern sich, wie das *χρῆν* der Apodosis zeigt, sogar der Bedeutung der Nichtwirklich-

---

[1]) So Landgraf, Schmidt-Thumser, Scheindler, Menge (Repetitorium) u. a.

[2]) Ziemer-Gillhausen (Lat. Gramm.).

[3]) In dieser richtigen Form bei Curtius-Hartel und Goldbacher.

keit stark nähert; noch deutlicher ebd. c. XXIII *εἰ δή τις ὑμῶν οὕτως ἔχει - οὐκ ἀξιῶ μὲν γάρ ἔγωγε - ἐπιεικῆ μοι δοκῶ πρὸς τοῦτον λέγειν.* Die angeführten Beispiele mögen das eine darthun, dass durch den Indicativ im Bedingungssatze über die Realität oder Nichtrealität der Bedingung keinerlei Urtheil gefällt wird, dass somit die in den Grammatiken übliche Bezeichnung dieses Falles als *casus realis* 'realer Fall' völlig unzutreffend ist.

Zum Schlusse muss Laubmanns Ausgabe jedem, dem an einem tieferen und allseitigen Verständnis dieser Reden gelegen ist, insbesondere jüngeren Philologen, aufs wärmste empfohlen werden.

Wien. Alois Kornitzer.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Anton. Zingerle. Pars VII. Fasc. II. Editio maior. Wien u. Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1901. VIII u. 86 SS. Preis geh. 2 K 20 h = 1 Mk. 80 Pf.

Schon die äußerst genaue Angabe der Lesarten des Cod. Vindob., der von Josef Zingerle, dem Sohne des Verf.s, eingehend und gründlich verglichen wurde, macht vorliegende Ausgabe zur einzigen, auf der nunmehr kritische Arbeiten über das 42. Buch fußen müssen; hiebei wurden nicht nur die mehrfachen Schwankungen in den bisherigen Angaben über die Handschriften beseitigt, sondern ein Bild derselben mit ihren zahlreichen Lücken (vgl. z. B. 2, 5; 13, 1; 19, 6), Abschreibefehlern, Änderungen von älterer und jüngerer Hand gegeben; überdies werden S. II bis VIII 39 Stellen ausführlich beschrieben, von denen besonders 61, 9 wegen des Irrthums bei Hertz interessant ist.

Den Text selbst gestaltete Z. ebenso gewissenhaft und selbstständig wie den des 41. Buches, vgl. diese Zeitschrift 1900, S. 313. Auch diesmal wurde eine ansehnliche Zahl von Lesarten in einer eigenen Abhandlung („Zum 42. Buche des Livius", Sitz. Ber. d. kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Bd. 143) näher begründet, die allenthalben von dem gründlichen Studium der Handschrift und dem Bestreben des Verf.s zeugt, Arten von Fehlern im *Vindob.* mit solchen in den Handschriften der IV. Dekade in Verbindung zu bringen, so die Verwechslung von *ab* und *ad*, das Hinzufügen oder Weglassen eines *r* am Wortende, die besonders im Vindob. häufig vorkommenden Wiederholungen von Wörtern, Silben und Buchstaben, endlich die Lücken; auf Grund dieser eingehenden Untersuchungen wurde nicht nur in zahlreichen Fällen die Entscheidung zwischen den einzelnen Lesarten gefällt, sondern auch mancher gelungene Vorschlag gemacht, so 3, 8; 9, 2; 18, 6; 19, 5 u. 6; 23, 10; 24, 4; 43, 10; 53, 9; 64, 5. Außerdem wurden vielfach die Angaben über die älteren Herausgeber richtig gestellt, die Vorschläge der neuen Kritiker sorgfältig und wohl

überlegt herangezogen, so insbesonders von Fügner, Harant, Hartel, Heraeus, H. J. Müller, Novák, Vahlen, endlich auch andere Hilfsmittel, wie Georges, Mommsen, Pauly - Wissowa, benützt. Mit großer Freude muss es begrüßt werden, dass Deutschlands erster Livius-Kritiker H. J. Müller dem Verf. eine große Zahl von Vorschlägen brieflich zur Verfügung stellte, von denen der größte Theil als wirkliche Emendationen auch im Texte ihre Aufnahme fand.

Ref. schließt nicht nur, wie sonst, mit den besten Wünschen für den unermüdlichen Gelehrten, sondern möchte auch die Fachgenossen darauf aufmerksam machen, dass Z.s Ausgabe, namentlich die der IV. und V. Dekade, die auch im Auslande die gebürende Anerkennung fand, ebenso im eigenen Vaterlande gewürdigt zu werden verdient, und dass insbesondere statt der alten Livius-Texte, die noch vielfach bei der mündlichen Maturitäts-Prüfung verwendet werden, die gut lesbaren und den modernen Anforderungen entsprechend ausgestatteten Z.s — wenigstens die *Editio minor* der IV. und V. Dekade, die eine Reihe entsprechender Stellen bieten, — anzuschaffen seien.

St. Pölten. Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Titi Livi ab urbe condita liber XXXXV. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Wilhelm Pflüger. Mit 4 Kartenskizzen. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky 1900.

Die vorliegende Ausgabe gehört als 7. Band der „Sammlung griechischer und römischer Classiker mit Erläuterungen für die Privatlectüre" an. Sie schließt sich in ihrer äußeren Einrichtung ganz dem 1. Bande dieser Sammlung, der Bearbeitung des 26. Buches des Livius, an. Vorausgeschickt ist eine kurze historische Einleitung, darauf folgt die Eintheilung der Ereignisse nach deren verschiedenen Schauplätzen, in der c. 12, 9—13 vermisst wird. Der Text selbst hat Überschriften für größere Abschnitte und Randnoten für einzelne Capitel. Die Fußnoten sind auf das Nöthigste beschränkt. Ein Wörterverzeichnis bildet den Abschluss.

Im Vorworte sucht der Herausgeber die Wahl gerade dieses Buches für die Privatlectüre zu rechtfertigen. Dass es des Interessanten in Hülle und Fülle enthält, ist ohneweiters zuzugeben. Mit dem Texte hat es allerdings seine Schwierigkeiten. Zugrunde liegt nach dem Vorwort die von G. (soll heißen H.) J. Müller besorgte 2. Auflage der Weissenbornischen Ausgabe mit deutschen Anmerkungen vom Jahre 1881. Daneben wurde die 1. Auflage vom Jahre 1866 zurathe gezogen. Außerdem ist Weissenborns Textausgabe und die Madvigs vom Jahre 1864 berücksichtigt worden und, „soweit sie zugänglich", die neuere Literatur: Nowak (soll heißen Novák), v. Hartel u. a. Die einschränkenden Schluss-

worte führen auf die Vermuthung, dass dem Herausgeber sogar die einschlägigen, jedes Detail erschöpfenden Jahresberichte des von ihm citierten Müller unzugänglich gewesen seien. Jedenfalls wäre er sonst inne geworden, dass er sich den dort (XV. Jahrg. 1889, S. 44—47) aufgezählten und besprochenen Vermuthungen v. Hartels (*et genere* 7, 3 gehört wohl nicht hieher) gegenüber eigentlich doch vollkommen ablehnend verhalten hat. Ich vermag daher auch nicht zu ergründen, auf welchem Wege er zur Kenntnis von Nováks Conjectur 37, 13 (*itaque accusatorem hiscere puduisset et supervacanea defensio Pauli fuisset*) gekommen ist. Mehr braucht zur Charakterisierung des im ganzen wohl lesbaren Textes nicht gesagt zu werden. Auf Einzelheiten einzugehen, liegt kein Anlass vor.

Die erklärenden Anmerkungen weisen eine Reihe von Irrthümern und Unklarheiten auf. 10, 9 soll *cum* concessiv sein. Der Zusammenhang ist aber folgender: Die Rhodier mussten, da Popilius selbst zu einer besonderen Abneigung gegen ihren Staat keinen Grund hatte, aus der Bitterkeit dieses einzigen römischen Senators auf die Stimmung des ganzen Senates gegen sie schließen. — 15, 1 lautet die Note zu den Worten *quinquenni* (im Text und in der Anm. *-nnii*) *maior* ganz unverständlich: *maior* wie *plus* von Zahlangaben ohne Einfluss auf den Casus. — 16, 3 wird zu *urbana* ergänzt *praetura*, während das vorhergehende *sortes* jede Ergänzung überflüssig macht. — 20, 5 ff. nennt der Herausgeber eine schwer zu übersehende Periode, der Nachsatz folge erst § 9. Er hat dabei ganz übersehen, dass die von ihm angegebene Gliederung überhaupt nur möglich ist, wenn man *egressusque* liest. Im Texte steht aber *egressus* (auch *pronuntiat*, nicht *-avit*), womit alles weitere fällt. Wenn er Weissenborns Bemerkung beachtet hätte, würde er vielleicht auch nach § 9 (die Zahl 10 steht am Rande um eine Zeile zu tief) einen Punkt gesetzt und die Periode damit geschlossen haben. — 23, 2 (irrthümlich 3) werden die von *diceremus* abhängigen Sätze *quod praesidium tenuisse nos? ubi pugnasse . . . ?* als *acc. c. inf.* in unwilligen Fragen erklärt. — 23, 6 ergänzt sich das Object zu *praestare* aus dem Vorhergehenden, das Wort ist also nicht absolut gebraucht. — 27, 5 wird *nobilitata fama* mit „nur gerüchtweise bekannt“ übersetzt. Die Worte können nur bedeuten: vom Rufe verherrlicht, von Dingen, die sich dem Auge unbedeutender darstellen, als der Ruf ist, den das Ohr von ihnen vernommen hat. Der Herausgeber scheint nach seiner Bemerkung zu 28, 6 etwas ganz anderes aus den Worten herauszulesen. Ich wüsste sonst nicht, wieso die beiden Stellen nicht ganz zusammenstimmen sollten. — 27, 9: dass zu den Worten *Dianaeque templum* aus der ganzen Reiseskizze *adiit* leicht zu ergänzen sei, möchte ich nicht behaupten. Ich würde die Worte lieber, als auf gleicher Stufe mit *portum inclytum* stehend, appositiv zu *Aulidem* construieren. — 28, 3

ist wohl *dives est* zu ergänzen, nicht *dives*. — 30, 2 muss lauten: *adeo ignorabant* „so wenig wussten sie", denn *adeo* allein bedeutet nicht „so wenig". — 30, 8 ist allerdings eine kritisch schwierige Stelle, wer aber liest *divisa itaque Macedonia et partium usibus separatis, quae universos teneret Macedonas formula dicta*, wird am natürlichsten zu Beginn zwei coordinierte *abl. abs.* erkennen, nicht aber *est* bei *divisa* ergänzen. Auch wird sich ein temporales, kein concessives Gedankenverhältnis zum Hauptsatze empfehlen. — 32, 5 f. kann ich die lose Anfügung der Worte *praedivites alii* .... nicht nachempfinden. Der Schluss ist zu construieren: *nulli civilis* (Prädicat, erg. *erat*) *animus, neque legum neque libertatis aequae* (*erat*) *patiens*. Wie ist übrigens *s* .... *animus* zu ergänzen? — 32, 9: Aus *convenit* den Begriff *factum est* zu ergänzen, halte ich für zu hart. Da würde ich es vorziehen, nach *solet* mit einem Komma zu interpungieren. — 33, 6 bilden die Worte *in praesentem speciem* offenbar den Gegensatz zu *in perpetuum usum*, die Übersetzung „zum Schmuck, für das Auge" ist daher ungenau. — 37, 4 war der Ausdruck *si nihil aliud* als Ellipse zu erklären, da es doch nicht angeht, zu verbinden: die Schwierigkeit des Feldzuges, die Bedeutung des Sieges *triumphum iustum esse iudicaverat*. — 37, 12. Der Herausgeber bemerkt: *qui ... meminit, quae ... quae ... quid* und findet das Beispiel aus dem Jahre 217 wenig passend. Er hat also den kunstvollen Bau der schönen Periode ebensowenig erkannt als den Sinn der ganzen Stelle verstanden. Der wohlberechnete Chiasmus der Verba mit den davon abhängigen indirecten Fragesätzen *repetat, quae* .... *sint: quid* .... *interfuerit, meminit* und der wirkungsvolle doppelte Gegensatz eben dieser Verba und der Begriffe *vetera* und *proximo*, der auch die Voranstellung des letzteren begründet, sind ihm völlig entgangen. Die Bedeutung von *repetere* war ebenso anzugeben wie die von *ambitio* = Gunst suchende Milde, allzu große Nachsicht im Gegensatze zu *severitas*, wie es z. B. bei Sallust. b. Iug. 45 sich findet als Gegensatz zu *saevitia*. Wenn man das alles berücksichtigt, wird die Stelle in ganz anderem Lichte und das Beispiel treffend gewählt erscheinen. — 38, 8 passt die potentiale Auffassung des Conjunctivs *sit par* nicht in den Zusammenhang. — 41, 2 ist bei *paucis* die Ellipse des Substantivs *verbis* angenommen.

Von einer Aufzählung derjenigen Stellen, die m. E. eine Erklärung erheischt hätten, sehe ich ab; in manchen Fällen wird sich ja darüber streiten lassen. Sicherlich hätte sich mancher Raum dafür gewinnen lassen, wenn andererseits überflüssige Bemerkungen und solche, die in die Grammatik oder ins Wörterverzeichnis gehören, ja theilweise thatsächlich darin Aufnahme gefunden haben, unter dem Texte weggeblieben wären. So wird z. B. 26, 7 die Präposition *a* bei *metus* erklärt, und das im Wörterverzeichnisse zu *accessio, caput, denarius, deversorium, e*

re publica, impleo aures, praedestino, praefatio, quin, Quirinalia, submoveo, Terminalia, titulus Bemerkte ist bereits in den Anmerkungen mitgetheilt.

Das Wörterverzeichnis ist mit einer erstaunlichen Nachlässigkeit und Flüchtigkeit gearbeitet. Ich will nicht betonen, dass Wörter, die dem Schüler gewiss minder geläufig sind als so manche unter den aufgenommenen, fehlen, oder dass die geographischen Namen unvollständig sind. Schwerer fällt ins Gewicht, dass das Auffinden der einzelnen Wörter durch zwei Umstände erschwert wird. Einmal ist die genaue alphabetische Anordnung wiederholt in der confusesten Weise gestört, und ferner stimmt die Orthographie mit der im Texte und in den Anmerkungen befolgten, die selbst wieder Schwankungen aufweist, mehrfach nicht überein. Es ist dies z. B. bei *describo (discribo)* c. 15, 1 recht störend. Auch die Namensform einer Anzahl von Städten und Völkern weicht (sowie meist auch auf den beigegebenen Karten) von der im Texte gebotenen ab, wobei in einzelnen Fällen offenbar Druckfehler vorliegen. Als Curiosa erwähne ich namentlich: *Aesculapus*; *Sardes, is*; *Sycion* (das denn auch consequent zwischen *supplicatio* und *synedrus* eingereiht ist) und *Synnada* nach der ersten Declination.

Auf den Karten vermisse ich z. B. *Antissa, Aulis, Issa, Larinum, Messana, Methymna, Pergamum.*

Ich notiere schließlich folgende Druckfehler des Textes: 11, 5 *nequaqam*; 12, 1 *ipe* (richtig *ipse*); 15, 1 wurde schon erwähnt; 16, 3 *M. (M.')*; c. 23 sind am Anfange die Zahlen der Paragraphe verschoben; 27, 2 *defccerant*; 29, 18 *impretatam*; 39, 13 *cas (eas)*; 41, 4 *bostium (host.)*; 42, 3 *nadium (navium)*; 43, 5 *vigenti.* Die Interpunction ist fehlerhaft 3, 1. 12, 1. 14, 7. 23, 3 (nach richtiger Zählung). 24, 1. 36, 3. 44, 20. In den Anmerkungen ist zu verbessern 20, 1 *defertionem* in *defectionem*; 20, 5 *viri* in *visi.* Anderes übergehe ich.

Wien. R. Bitschofsky.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. **Auswahl für den Schulgebrauch mit sachlicher Einleitung, erläuternden Anmerkungen und einem Register der Eigennamen von J. Meuser, weil. Oberlehrer am Gymnasium zu Bochum. 7. Aufl., besorgt von Dr. Alfons Egen, Oberlehrer am königl. Paulinischen Gymnasium zu Münster i. W. Paderborn, F. Schöningh, 1899. VI u. 240 SS. 8°. Preis 1 Mk. 60 Pf.**

Wie Ref. über vorliegende Chrestomathie denkt, ersehe man aus der Anzeige der 6. Aufl. im 'Gymnasium' 1898, Sp. 451. So viel das Büchlein unter dem früheren Herausg. zu wünschen übrig gelassen, so vollkommen entspricht es, seit Egen die Herausgabe besorgt, den Forderungen, die man heute in wissenschaftlicher und pädagogischer Beziehung an dasselbe zu stellen berech-

tigt ist. Beweis dafür der Umstand, dass regelmäßig nach Ablauf von drei Jahren eine neue Auflage nöthig wird. Tiefgreifend sind die diesmaligen Änderungen nicht. Wenn die neue Auflage um ungefähr 40 Seiten an Umfang gegenüber der 6. erweitert ist, so liegt der Grund hievon in der Verwendung größerer Typen in der Einleitung, im Commentar und Index. Indessen zeigen die sorgfältig nachbessernde Stand Text und Commentar an zahlreichen Stellen; namentlich wurde im Texte an 23 Stellen den kritischen Forschungen von H. Magnus Rechnung getragen. Wenn Ref. ca. 20 Stellen zählt, wo Magnus' Vorschläge noch nicht verwertet sind, so erwächst dem Hrgb. daraus keinerlei Vorwurf; nur seien die betreffenden Stellen dem Hrgb. zu erneuter Prüfung empfohlen, da Ref. überzeugt ist, dass Magnus auch hier in der Mehrzahl der Fälle das Richtige getroffen hat.

Beiträge zur lateinischen Grammatik. Von Alfred Kunze. I: *mea refert*. Leipzig, Simmel & Co., 1899. VI u. 20 SS. 8°. Pr. 1 Mk.

K. ist durch die neueste Deutung von *refert*, wonach man als ursprüngliche Fügung *id ad meas res fert* oder mit Ellipse der Präposition *id meas res fert* anzunehmen habe, mit Recht nicht befriedigt. Er schlägt seinerseits vor, *res mea re fert* als die Wendung zu betrachten, von welcher bei Erklärung der Construction von *rēfert* auszugehen ist. Dass *res* und *re* in unmittelbarer Nähe für die ältere Sprache keinen Anstoß bietet, wird hinreichend belegt. Auch *re mea* im Sinne eines limitativen Ablativs wird nachgewiesen. Dass schließlich *res* wegfallen konnte, zeigen Beispiele wie *res ita tulisset* Liv. III 27 und *si ferret* Tac. Ann. III 15. Auch die Verschmelzung von *rēfert* wird unter Hinweis auf den Einfluss des schon früher vorhandenen Compositums *rĕferre* gut gedeutet. Ref. wüsste gegen die hier vorgebrachten Ansichten K.s nichts Wesentliches vorzubringen; nur ist nicht einzusehen, wozu K. einen ursprünglichen Nominativ *res* ansetzt. Dadurch erregt die sonst ansprechende Vermuthung nur den Schein des Complicierten. Vor allem müsste man sich fragen, warum, wenn einmal der Nominativ *res* nothwendig vorauszusetzen ist, man sich nicht einfach mit einem *res meă fert* (= meine Sache bringt es mit sich) begnügte.

K. hat die methodisch gebotene Heranziehung der Construction von *interest* nicht unterlassen. Hier constatiert er als ursprüngliches Regens *re*, wonach also *interest re mea* oder *re patris* die volle Ausdrucksweise wäre. — Bei der umsichtigen Untersuchung, die unter Berücksichtigung aller Vorgänger von den römischen Nationalgrammatikern an geführt ist, war es dem Ref. auffallend, dass K. die Schrift von A. Pasdera, *De interest verbi impersonalis structura et origine*, Sutrii 1885 übersehen hat. Und doch kommt dieser Gelehrte zu einem ganz ähnlichen Resultate, indem auch

er einen Casus von *res*, nämlich den Dativ *rei* bei *interest* ergänzt und in *re(i) fert* eine Bestätigung hiefür findet. Übrigens kennt Ref. Pasderas Schrift nur aus der Anzeige im 'Gymnasium' 1888, Sp. 447. — Wenn Kunze S. 7 eine neuere Arbeit über die Wiederholung im Lateinischen vermisst, so sei jetzt verwiesen auf Fr. Abbott, *The use of repetition in Latin*, Chicago 1901.

Wien. J. Golling.

Lateinische Synonymik, ein Hilfsbuch für Lehrer und Studierende, bearb. von Dr. Hermann Menge. 4. wesentlich verm. u. verb. Aufl. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1900. 8°, 238 SS.

Jeder Philologe kennt H. Menges treffliches Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik. Als Anhang dazu ist die von demselben Verf. herausgegebene lateinische Synonymik gedacht, deren 4. Auflage uns gegenwärtig vorliegt. Dass wir es mit einer „durchgreifenden Überarbeitung" zu thun haben, wie sich Menge selbst im Vorworte äußert, wird jeder zugeben, der eine der früheren Auflagen, z. B. die zweite[1]), mit der neu erschienenen auch nur flüchtig vergleicht. Ist doch schon dem äußeren Umfange nach eine Bereicherung um mehr als fünfzig Seiten zu verzeichnen. Prüft man aber das Buch genauer, dann nimmt man folgende Veränderungen wahr: 1. Es sind nicht nur die wiederum in drei Abtheilungen (Verba, Substantiva, Adiectiva[2]) zerfallenden Gruppen der synonymen Begriffe bedeutend (um ca. 40) vermehrt worden, sondern es kamen auch zu vielen (etwa 60) Gruppen neue Vocabeln hinzu. 2. Die Zahl der Anmerkungen ist gleichfalls (um ungefähr 80) gewachsen, ganz abgesehen von den Noten, die eine beträchtliche Erweiterung erfuhren. 3. In zahlreichen Fällen fand die erwünschte Scheidung einer Reihe von gleichartigen Wörtern in zwei oder mehrere Reihen und eine zweckmäßigere Anordnung innerhalb derselben statt; das erstere gilt z. B. von Nr. 11/12, 59 a, b, 81 a, b, 140/141, 152 a, b und 171/171 a, das letztere u. a. von Nr. 80, 83, 108, 198. An manchen Stellen, zu denen Nr. 5, 37, 44, 55, 75, 169, 291 usw. zu rechnen sind, könnte man allerdings vom logischen Standpunkte aus eine exactere Gliederung erwarten. 4. Die Definitionen der einzelnen Ausdrücke, bei deren Feststellung der Verf. auch diesmal von der Grundbedeutung ausgieng, die er unter Angabe

---

[1]) Die dritte Auflage, die seit längerer Zeit vergriffen ist, war dem Ref. nicht zugänglich.

[2]) An die Wörter dieser Gattung hat der Verf. gelegentlich auch Adverbia angeschlossen, Partikeln aber nahm er nicht auf; er hätte es jedoch der Vollständigkeit halber thun sollen, wenn auch, wie aus dem der Synonymik beigefügten Index ersichtlich ist, die meisten Dinge, die in Betracht kommen, im Repetitorium behandelt werden.

einer adäquaten deutschen Übersetzung aufzuhellen bemüht war, wurden mit Bezug auf den Wortlaut sehr oft, mitunter wesentlich verändert, theils verständlicher, theils ausführlicher gestaltet[1]). Das lässt sich z. B. behaupten von *incipere* (n. 56), *refutare* (n. 74), *instigare* (n. 76), *reliquum esse, restare, superesse* (n. 100), *labor* (n. 171), *materia* (n. 271), *initium* (n. 286), *finis* (n. 288) und *tardus* (n. 342) usw. 5. Die feinen Unterschiede zwischen den sinnverwandten Wörtern, von denen die meisten mit Quantitätszeichen versehen wurden, führt uns Menge in der vierten Auflage dadurch so recht klar vor Augen, dass er fast jede Bezeichnung, die er erwähnt, durch gut gewählte Beispiele aus dem classischen Latein, sei es durch einfache Satzglieder oder ganze Sätze, deutlich macht. — Dass einzelne Begriffe nicht scharf genug geschieden sind, kommt in der neuen Auflage selten mehr vor. Gar nicht oder zu wenig auseinandergehalten scheinen mir z. B. die Synonyma: *moderari* — *temperare* (p. 2), *meditari* — *commentari* (p. 22), *assequi* — *adipisci* (p. 36), *explicare* — *explanare* (p. 81), *fors* — *casus* (p. 86/87), *pigritia* — *segnitia* — *inertia* (p. 105) und *dubius* — *incertus* (p. 187).

Bei Erläuterung der verwandten Ausdrücke ist auch jetzt wieder die Etymologie, die uns in der That einen tiefen Einblick in die ursprüngliche Bedeutung der Wörter thun lässt, und damit das Griechische herangezogen. Es hätte freilich auf diesen Punkt noch ein größeres Gewicht gelegt werden können. So würde es sich z. B. empfohlen haben, bei *dicere* auf δεικνύναι (= „durch die Rede zeigen, darlegen") hinzuweisen, bei *loqui* auf λάσκειν („Laute ertönen lassen"), bei *institor* (= „der einen bedrängende Hausierer") auf *instare* (*insistere*), bei *pugna* (= „Faustkampf") auf *pugnus* und πύξ, bei *iurgium* (= „Rechthaberei, Streit") auf *iurigare*, das nach Varro so viel ist als *iure agere*, bei *fatuus* = „albern" auf *fatiscere* (= „den Mund aufsperren") usw.

In manchen Fällen wäre es sogar unbedingt nothwendig gewesen, auf die Etymologie näher einzugehen; ich denke dabei an *calamitas* (nach Menge = „Unglück, Unheil als schwerer Schaden für den Einzelnen und für den Staat"), das doch mit *calamus* zusammenhängt, also zunächst „das durch Elementarereignisse bewirkte Unglück, den Halmschaden" bezeichnet, und an *victima*, dessen Sinn, wie ich glaube, p. 224 nicht erfasst ist; denn *victima* (vgl. *in-vicem*) bedeutet nicht einfach „Schlachtopfer", sondern ohne Zweifel ein „stellvertretendes Opfer", also „Sühnopfer".

Im übrigen kann man mit dem Vorgehen Menges und den Ergebnissen, die er in klarer, prägnanter Form bietet, wohl einverstanden sein. Die vorgebrachten Ausstellungen sind natürlich

---

[1]) Hie und da ist freilich auch die Fassung der früheren Auflage verschlechtert worden, vgl. Nr. 1 (*moderari* — *temperare*), Nr. 34 (*meditari* — *commentari*) und Nr. 49 (*indagare* — *investigare*).

nur Kleinigkeiten, welche den Wert der mit philologischer Akribie gearbeiteten Synonymik keineswegs schmälern. Es wäre nur zu wünschen, dass dieses so gehaltvolle Buch, dessen Druck [1]) fast tadellos ist, recht fleißig von Gymnasiallehrern benützt würde, und dass seine Resultate bei stilistischen Übungen in der Schule Verwendung fänden.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals. Mitstrebenden und Freunden dargebracht vom Wiener Goethe-Verein. Wien, Alfred Hölder 1900. 4°. 56 SS.

Wie die romanischen Renaissancedichter ihren majestätischen Canzonen gerne noch einige wenige herzliche Verse als Geleitbrief anfügten, so bescheidet sich auch der Wiener Goethe-Verein nicht, sozusagen aus Eigenem Wien mit einem herrlichen, dem Würdigsten errichteten Denkmale beschenkt zu haben: er gibt dem Meisterwerke Hellmers die vorliegende Publication als anmuthigen *envoi* bei. Schon die typographische Ausstattung, der Bilderschmuck, die vortrefflichen Facsimilia des Buches weisen auf den festlichen Anlass hin; so ist es auch angemessen, dass der Text bei all seiner Buntheit den Leser nicht in die dumpfe Werkstatt philologischer Kleinarbeit führt, sondern in richtiger Erkenntnis, ein Freuden- und Ruhetag sei es, der gefeiert werde, sich der strengen wissenschaftlichen Forderung nach neuen Aufschlüssen entzieht und darum mit den Worten des Dichters anhebt:

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sei das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer frisch im Busen waltet.

Und doch hat sich das so bescheiden abgelehnte „Neue" eingeschlichen. Minor, dessen zweibändiger Faust-Commentar fast genau am Tage der Denkmalsenthüllung die Presse verließ, bringt in der Festschrift des Vereines (S. 32 ff.) aus Schriftstellern des 18. Jahrhunderts, dem Deutschen S. H. Reuter und dem Franzosen Graf Hamilton, historisches Material zu den Helena- und Mütter-Scenen in Faust, Th. 2, A. 1 bei; Heinrich Buck stellt alle auf die Bekanntschaft Goethes mit Königin Friederike von Hannover bezüglichen Daten, darunter mancherlei bisher Unveröffentlichtes zusammen, ebenso Ruland zum Thema „Goethe und — Castelli" [2]). Einzelne ältere, dem Gedächtnisse der Nicht-

[1]) Ein Druckfehler ist p. 210 zu constatieren, wo ungefähr in der Mitte der Seite '*unctus*' statt '*cunctus*' steht.

[2]) Im letzteren Aufsatze hätten Castellis gutgemeintes Gedicht „Unvermögen. Nach Goethes Dahinscheiden" (Sämmtl. Werke 3, 21 und nochmals 14, 141) und ein anderes seiner Poeme (ebenda 20, 45) passende Erwähnung finden können.

fachleute schon entschwundene Publicationen werden erneuert: so Erich Schmidts anziehende Plauderei über die Beziehungen des Olympiers zu einer biederen Jenenser Köchin oder Goethes Brief an Metternich vom 11. Jänner 1825 in Sachen des bekannten Privilegiums gegen den Nachdruck der Werke letzter Hand. Über „Goethe und seine Besucher" weiß Alexander v. Weilen, aus dem unergründlichen Hort der Biedermann'schen „Gespräche" schöpfend, mancherlei mitzutheilen, was die Gäste des Hauses am Frauenplan nicht minder als den Hauswirt kennzeichnet und scheinbar widerspruchsvolle Eindrücke einzelner Weimarpilger in einleuchtender Weise erklärt. Zwei andere Beiträge geben Kostproben aus bisher unveröffentlichten Schriften, deren Erscheinen wohl bald zu gewärtigen sein dürfte: Eugen Guglias Vorrede zu seinem Buche „von der Nachfolge unseres Herrn und Meisters Goethe", welches eine höchst eigenartige Ethik und Lebensweisheit, gleichsam ein „Goethe als Erzieher" zu werden verspricht, und von Edmund Hellmer iun. aus einer im Verlage Anton Schroll & Co. vorbereiteten Monographie die treffliche Schilderung des neuen Denkmals, verbunden mit einer Darlegung der Gedanken, von denen sein Schöpfer ausgieng: dass nämlich nach Goethes eigenem Wort das beste Monument des Menschen der Mensch sei; dass es gelte, höchstpotenzierte, individuelle Charakteristik mit freiem Verzicht auf jede Intimität des Details, mit manchen lästigen Forderungen des gewählten Platzes zu vereinigen; dass und warum der fünfzig- bis sechzigjährige und kein anderer Goethe Vorwurf des vielumstrittenen Denkmals sein müsse. Eine instructive Gegenüberstellung der Todtenmaske und des von Hellmer geschaffenen Kopfes zeigt, in wie hohem Maße es dem Künstler geglückt ist, mit Verwischung aller senilen Züge das wahrhaft Wahre, Bleibende in Goethes äußerer Erscheinung festzuhalten.

So stünde denn unser Bericht wieder bei der unmittelbaren Veranlassung der „Festgabe", dem neuen Denkmale, das wir freilich schon nicht mehr aus dem Besitzstande Wiens hinwegzudenken vermögen, und hätte abschließend noch der würdigen poetischen Huldigungen zu gedenken, welche drei große Vertreter einer nun scheidenden Generation, Ferdinand v. Saar, Paul Heyse und Marie v. Ebner-Eschenbach ihrem und unser aller Meister gewidmet haben. *In hoc signo* — darin treffen die drei Festgedichte auffällig zusammen, nur dass Saar und Heyse protreptisch einen Sieg in Goethes Zeichen fordern und weissagen, während unsere heimische Dichterin sich an der Betrachtung genügen lässt: „Ob sie es ahnen, oder nicht — alle hast Du bereichert, Unerschöpflicher! und die Dich verhimmeln und die Dich befehden, alle leben in Deinem Zeichen."

S. 39 ff. kommt endlich der Festgeber selbst zu Wort, der Wiener Goethe-Verein, dessen Geschichte von seiner Gründung (5. Mai 1878) bis zur Lösung der einen seiner Aufgaben, zu der

Enthüllung des Denkmals, erzählt wird. „Der erste Punkt unseres Programmes“, heißt es S. 42, „ist mit dem heutigen Tage erledigt. Der zweite befiehlt uns, in Schrift und Wort dahin zu wirken, dass nicht bloß Goethes Bild, sondern auch sein Geist stets in uns lebendig bleibe und nimmer von uns weiche. Dieser zweite Punkt kann niemals erledigt werden; er ist eine Ehrenpflicht, welche wir nach besten Kräften zu erfüllen und dann unsern Kindern und Kindeskindern ans Herz zu legen schuldig sind, auf das sie einst nach ihren Kräften ihre Schuldigkeit thun, wie wir sie jetzt nach unseren thun wollen.“ Und in unmittelbarem Bezug hierauf zum Schlusse — Anfang und Ende in Goethe — der Ausklang des West-östlichen Divans:

> Wir haben nun den guten Rath gesprochen,
> Und manchen unsrer Tage daran gewandt;
> Misstönt er etwa in des Menschen Ohr —
> Nun, Botenpflicht ist sprechen. Damit gut!

Unser Bericht wäre unvollständig, verschwiege er einen Namen, der sich im literarischen Theil der „Festgabe“ hinter einem schlichten P. versteckt, den des Herrn Rudolf Payer v. Thurn. Nur Eingeweihte vermögen zu ermessen, wie große Verdienste sich der Genannte als Schriftführer (seit 1897) und Bibliothekar des Goethe-Vereines und vornehmlich als Redacteur von dessen „Chronik“ erworben hat und weiter erwirbt; auch die vorliegende Publication, eine Festnummer der erwähnten „Chronik“, verdanken wir seinem schönen, unermüdlichen Eifer.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Das altfranzösische Rolandslied. Kritische Ausgabe, besorgt von E. Stengel. Band I. Text, Variantenapparat und vollständiges Namensverzeichnis. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung 1900. Preis 12 Mk.

Wenn das älteste und in mehr als einer Hinsicht wichtigste altfranzösische Epos bisher noch immer nicht in einer kritischen Ausgabe vorgelegen hat, so sehr gewiss viele danach verlangten und nur sehr genügsame Leute mit der allerdings in über zwanzig Auflagen erschienenen Gautier'schen zufrieden sein konnten, so lag der Grund wohl namentlich in den ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten, aus der außerordentlich stark auseinandergehenden Überlieferung den echten Kern herauszuschälen. Wenn nun E. Stengel den Muth gefunden hat, die Arbeit, deren Plan fast ein Vierteljahrhundert zurückreicht, vorzulegen, so wird man ihm zunächst uneingeschränkten Dank dafür aussprechen. Auch die typographische Anlage wird allgemein Anerkennung finden. Wer je sich in ähnlicher Arbeit versucht oder bei Texten, die mit Variantenangaben vieler Handschriften herausgegeben sind, die Lesarten der einzelnen

Handschriften überall herauszulesen unternommen hat, weiß, wie außerordentlich schwierig eine übersichtliche, nicht zu Missverständnissen Anlass gebende Darstellung ist. Stengel hat in dieser Hinsicht wohl erreicht, was zu erreichen ist, wenn man davon absieht, alle Hdsch. in extenso zu drucken: ein Verfahren, das, obgleich es von einzelnen Seiten empfohlen wird, denn doch dem Herausgeber zu wenig, dem Leser zuviel Arbeit überlässt. Endlich ist das Namensverzeichnis eine umso beachtenswertere Beigabe, als ja ein so nothwendiges episches Namenbuch noch fehlt und man jetzt wenigstens bei sagengeschichtlichen Studien sich sofort überzeugen kann, was im Roland vorkommt.

Die Hauptsache ist nun aber natürlich die Textgestaltung. Darüber jetzt schon zu urtheilen, ist wohl verfrüht, da erst der zweite Theil mit der Einleitung und dem Commentar über vieles Rechenschaft geben wird, wofür man die Gründe jetzt nur errathen muss. In manchen Punkten ist die Entscheidung von der Stellung in gewissen grundsätzlichen Anschauungen über das gegenseitige Verhältnis und die Wichtigkeit der verschiedenen Versionen abhängig. Manches ist mir sofort einleuchtend gewesen; anderes kann ich mit der Anschauung, die ich von dem musikalischen Rhythmus des altfranzösischen Epos habe, nicht in Einklang bringen. Darauf einzugehen ist jedoch, wie gesagt, die Zeit noch nicht gekommen.

Hoffentlich erscheint der zweite Band bald, aber schon der erste wird den Rolandsstudien neuen Anstoß geben — dem unermüdlichen Verf. wohl der schönste Dank für die aufopferungsvolle Arbeit.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Rohde Emile, La nouvelle réforme de l'orthographe et de la syntaxe française. Lund, Librairie Gleerup 1900. 52 SS.

Die kleine Schrift enthält außer einem Vorworte den Text des Beschlusses der Commission, welche von dem französischen Unterrichtsministerium den Auftrag erhalten hatte, die Orthographie und damit im Zusammenhange die Syntax der Sprache zu vereinfachen, den Erlass des Ministers über die Durchführung der Änderungen, die Liste derselben und endlich Bemerkungen des Verf.s zu dieser wichtigen Reform. In dem Commentare lobt er die Tendenz der Reform, ohne die Schwächen in der Durchführung zu verkennen. Zu diesen gehört vor allem eine gewisse Inconsequenz. Es war richtig, der Entwicklung der modernen Sprache zu folgen, aber die Reform geht manchmal darin — so meint der Verf. — zu weit, noch häufiger nicht weit genug und legt zu viel Gewicht auf das historische Moment. Vor allem aber ist vom



Standpunkte des Unterrichtes zu bedauern, dass es in den einzelnen Fällen nicht in entschiedener Weise heißt, so oder so müsse in Zukunft geschrieben werden, sondern dass neben der alten Orthographie die neue für zulässig erklärt wird. Die Worte „on tolérera“ kehren immer wieder. Wir stimmen dem Verf. darin bei, dass im Elementarunterricht bestimmte Regeln nothwendig sind. Wenn man es dem Schüler anheimstellt, so oder so zu schreiben, so wird er unsicher und geneigt, diese Toleranz auch auf andere Regeln der Sprache auszudehnen. Wir empfehlen die Lectüre der kleinen Schrift, die in vorzüglicher Weise mit der wichtigen Reform bekannt macht, den österreichischen Fachlehrern aufs wärmste.

Mittlerweile sind in Wien auch die in erster Linie interessierten Vereine der Sache näher getreten. Im neuphilologischen Vereine hat Prof. Duschinsky in einem längeren und fesselnden Vortrage die Frage in historischer Richtung behandelt und namentlich dargelegt, dass durch die Reform nicht etwa eine alte Tradition gestört werde (wie z. B. Brunetière in seinem gegen die Reform polemisierenden Artikel in der „Revue des Deux Mondes“ behauptet), sondern dass schon im 17. Jahrhundert die meisten der vorgeschlagenen Änderungen üblich gewesen seien, dass das 18. Jahrhundert einen Bruch in die Tradition gebracht habe und diese durch die Reform nun wiederhergestellt sei. Im Vereine „Realschule“ wurde am 15. December 1900 dasselbe Thema vom Standpunkte der Schule erörtert und der Beschluss gefasst, dem k. k. Ministerium folgende Resolution zu unterbreiten: „Verstöße gegen solche Regeln der französischen Orthographie und Grammatik, welche durch die Simplification de l'enseignement de la syntaxe française (dies ist der officielle Titel der neuen Vorschrift) als aufgehoben erscheinen, sind in Hinkunft weder als Fehler zu rechnen noch als solche zu unterstreichen. Vorläufig kann bei solchen Fällen der nach den alten Regeln geltende Sprachgebrauch vom Lehrer ersichtlich gemacht werden.“

Wien. Dr. Alois Würzner.

Francesco Novati, L'influsso del pensiero latino sopra la civiltà italiana del medio evo. Seconda edizione, riveduta, corretta ed ampliata. Milano 1899. Ulrico Hoepli.

Das Buch, das aus einem Vortrag entstanden ist, den sein Verf. bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen an der *Accademia scientifico-letteraria* gehalten hat und der nun, mit einem reichen literarischen Apparat versehen, weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird, wurde in einem literarischen Referate geradezu als ein Buch über die erste italienische Renaissance bezeichnet. Zugegeben, dass die Bildung Italiens im Zeitalter des Kaisers Friedrichs II. eine sehr hohe war und die der übrigen Länder

weit überragte, unter Renaissance versteht man aber doch etwas ganz anderes. Von einer Renaissance, wie sie mit den Tagen eines Petrarca und Bocaccio anbricht, kann da keine Rede sein. Das Buch Novatis führt in trefflicher Weise aus, welchen Einfluss das classische Alterthum in den einzelnen früheren Jahrhunderten des Mittelalters auf die geistige Entwicklung Italiens ausgeübt hat. Nicht alles, was der Verf. vorbringt, ist neu, aber die Zusammenstellung des sonst bekannten, aber vielfach zerstreuten Materials sehr dankenswert. Gut hervorgehoben sind die Unterschiede in der Entwicklung Galliens, Spaniens, Nordafrikas und jene Italiens. Die Einflüsse des classischen Alterthums und wie sich diese in den einzelnen Jahrhunderten bis in die Zeiten Friedrichs II. Geltung verschaffen, werden sorgsam hervorgehoben. Gelungen scheint namentlich der Nachweis, dass das Italien des 10. Jahrhunderts nicht so tief in seiner Cultur stand, als gemeinhin angenommen wird; ebenso ist die Wirkung des italienischen Schulwesens im 11. Jahrhundert gut betont. Dem Büchlein sind Noten von großem Umfang beigegeben, aus denen ersichtlich wird, dass der Verf. nicht bloß ein ausgezeichneter Kenner der italienischen Literatur auf diesem Gebiete ist, sondern dass er auch die reichhaltige deutsche Literatur durchaus beherrscht. Dankenswert ist die Beigabe des Stückes aus der *Ars rhetorica dictaminis magistri Laurentii de Aquilegia.*

Eduard Otto, Das deutsche Handwerk in seiner culturgeschichtlichen Entwicklung (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 14. Bändchen). Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. Leipzig, Teubner 1900. 154 SS. kl. 8°.

Das vorliegende, geschmackvoll ausgestattete Büchlein enthält in sechs größeren Abschnitten eine ziemlich ausführliche Geschichte des deutschen Handwerkes. Nachdem der Verf. den Begriff des Handwerkes in der Hauptsache mit Schönberg als „berufsmäßige Erwerbsthätigkeit, deren Gegenstand die Bearbeitung von Stoffen zur Herstellung neuer und Verbesserung schon vorhandener Sachgüter ist“ erklärt hat, geht er auf das Handwerk in der deutschen Urzeit näher ein, behandelt dann das Handwerk im Zeitalter der Grundherrschaft und der Naturalwirtschaft, der beginnenden Geldwirtschaft und der Städteblüte, die Blüte des deutschen Handwerkes, die Entartung des deutschen Zunftwesens und den Verfall des deutschen Handwerkes, dessen Wirksamkeit in der Zeit der uneingeschränkten Landeshoheit und des Mercantilsystems und im Zeitalter der vordringenden Gewerbefreiheit, der Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Die dankenswerte Arbeit ruht auf den Ergebnissen der Studien der neueren Wirtschaftslehrer, unter denen G. v. Below, Karl Bücher, Karl Lamprecht, Gustav Schmoller, Gustav Schönberg und Wilhelm Stieda, gelegentlich

auch Inama-Sternegg, Ernst Mayer u. a. genannt werden. Das Büchlein enthält durch sein sachkundiges und verhältnismäßig umfassendes Eingehen auf die einschlägigen Materialien den wesentlichen Theil einer deutschen Culturgeschichte. Zahlreiche Tafeln (altgermanische Metall- und Töpferarbeiten, Silberarbeiten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nämlich Halskette, Pokal, Monstranz und Armbrust, dann Kelche, Reliquienschreine, das Sebaldusgrab in Nürnberg, gothische Schränke, Öfen in Renaissance, Pelzschmuck, Hausansichten, Innungsladen, schmiedeisernes Thor usw.) illustrieren den Gegenstand. Dankenswert ist die Erläuterung mehrerer, dem Nichtfachmanne nicht bekannter Kunstausdrücke, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, ebenso dass einzelne der wichtigsten Leistungen auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes besprochen werden. Recht ansprechend ist das Schlusscapitel, das eine Schilderung des Handwerkslebens vergangener Tage enthält.

Graz. J. Loserth.

Schurtz, Dr. Heinrich, Urgeschichte der Cultur. Mit 434 Abbildungen im Texte, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt u. Tonätzung u. 1 Kartenbeilage. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1900. Lex.-8°, XIV u. 658 SS.

Mit Vergnügen kann Ref. dieses ausgezeichnete Buch gerade solchen Lesern empfehlen, welche durch historisch-philologische Studien von dem verwandten, über die ganze Erde verbreiteten Stoff, den der Verf., Ethnograph in Bremen, verarbeitet hat, mehr als billig abgelenkt werden. Eine „Urgeschichte der Cultur“ ist es allerdings nicht; dazu fehlt die historische Form und die vorherrschende Rücksicht auf die Alterthümer. Auch „Primitive Cultur“ oder „Anfänge der Cultur“ wäre kein richtigerer Titel; denn der Autor spinnt seine Fäden sehr mit Recht bis in die Mitte des modernen abendländischen Culturlebens hinein. Am ehesten könnte man das gehaltvolle Werk ein System der Culturwissenschaft nennen, und man muss es durchaus billigen, dass S. uns ein solches geboten hat. An „Urgeschichten“ und „Culturgeschichten“ im landläufigen Sinne ist kein Mangel, so wenig als an Darstellungen der Völkerkunde; aber ein Buch wie dieses hat bisher gefehlt. S. hätte allerdings, um seinem Titel gerecht zu werden, die so vielfach übereinstimmenden oder sich gegenseitig ergänzenden archäologischen und ethnographischen Zeugnisse zu einem Ganzen verschmelzen können, und auch ein solches Buch wäre noch nicht dagewesen. Aber dazu fehlte ihm offenbar die tiefere, auf eigener wissenschaftlicher Bethätigung beruhende Vertrautheit mit den urgeschichtlichen Denkmälern. So hat er uns als Ethnograph gegeben, was er als solcher geben konnte, und

wir müssen ihm dafür Dank wissen. Es steht ja heute, im Zeitalter allgemeiner Specialisierung, so, dass die Prähistoriker nur mehr Seitenblicke auf die Völkerkunde, die Ethnographen nur mehr solche auf die vorgeschichtlichen Alterthümer werfen, dass aber kein Forscher diese beiden Fächer gleichmäßig beherrscht, wie es eigentlich sein sollte.

Mit Freude überblickt man in dem Buche die großen Fortschritte, welche die anthropologische Culturwissenschaft im abgelaufenen Jahrhundert gemacht hat. Klüglich hat S. den unendlich vielseitigen Stoff in wenige große Capitel gegliedert. Außer einem einführenden Abschnitt über die Grundlagen der Cultur, d. i. einer Verständigung über die wichtigsten Grundbegriffe — Raum und Zeit, Natur- und Culturvölker, Fortschritt, Rückschritt und Untergang — gibt er umfassende Darstellungen der Gesellschaft, der Wirtschaft, der materiellen und der geistigen Cultur. Bei ausgebreiteter Kenntnis der Thatsachen und der Meinungen anderer ist überall der eigene Geist des Verf.s am Werke, die Erscheinungen zu erklären, die dunklen und vielverschlungenen Pfade der Entwicklung aufzuhellen und glaubwürdig zu verfolgen. Die Sprache ist rein, schön und dem reichen Gegenstande angemessen, aber frei von feuilletonistischem Geistreichthun. Literatur-Nachweise sind nicht gegeben; die zahlreichen und schönen Abbildungen stehen meist nur in losem, sichtlich oft erst nachträglich herbeigeführtem Zusammenhange mit dem Texte. Viele davon sind eigentlich überflüssig und nur als äußerer Schmuck beigegeben, da man heute alles Illustrierbare auch wirklich illustriert sehen will. Jedes stattliche und für weitere Kreise berechnete wissenschaftliche Werk muss, scheint es, heute so eingerichtet sein, dass man es nicht nur lesen, sondern auch der Bilder wegen bloß mit Genuss durchblättern kann. Sei es immerhin so, da auf diese Weise vielleicht die Bilder mit ihren gewissenhaften Angaben der Seitenzahlen manchen müßigen Beschauer verlocken, den Text nachzusehen und sich so in das interessante Werk hineinzulesen.

Wien. M. Hoernes.

E. Hüttl, Elemente der mathematischen Geographie. Ein Hilfsbuch zum Gebrauche an mittleren Lehranstalten, sowie für Candidaten der Volksschul- und Bürgerschul-Lehrbefähigungs-Prüfung. Mit 47 in den Text eingedruckten Figuren. 2., vollständig umgearbeitete Aufl. Wien, Hölzel 1900. 8°. 91 SS. Preis K 2·20.

Der Verf. hat es verstanden, das Getriebe der wunderbarsten und großartigsten aller Maschinerien, die Erscheinungen am Himmelszelte, an denen der Mensch wegen ihrer Alltäglichkeit gewöhnlich nur achtlos vorübergeht, in gemeinverständlicher Weise darzustellen, so dass auch der Laie sich eine Vorstellung davon zu machen vermag. Er gliedert seinen Stoff in drei Theile: 1. die

scheinbare Bewegung, 2. die wirkliche Bewegung der Himmelskörper, und 3. die Topographie des Himmels. Die beigefügten. zum Verständnisse nothwendigen Zeichnungen sind im ganzen gut und zweckmäßig, einzelne allerdings fehlerhaft. So z. B. Fig. 12, wo die Himmelsachse auf der Ebene der Breitenkreise durchaus nicht senkrecht steht, die Fig. 13 und 16, wo die Begrenzungslinien für den Tag- und Nachtbogen in der Äquatorbahn falsch gezogen sind, oder die Fig. 25, wo die Durchschnittspunkte des Äquators und der Ekliptik nicht am richtigen Platze sind. Recht mangelhaft ist Fig. 28. Äquator und Ekliptik sind doch als größte Kreise gleich lang; wenn man sich also die beiden an einem ihrer Durchschnittspunkte aufgeschnitten und gestreckt denkt, so kann doch nicht der Äquator als gerade Linie, die Ekliptik als Doppelbogen erscheinen! Dieser Absatz (von der Ekliptik) ist überhaupt der schwächste des ganzen Buches. Im Anschlusse an jene Zeichnung meint der Verf. (S. 32): „Die Entfernung der Sonne (vom Äquator) ist, wie aus der Zeichnung deutlich ersehen werden kann, am größten einen Monat nach dem 21. März“ usw. Zunächst sei bemerkt, dass dies aus der Zeichnung durchaus nicht zu ersehen ist, dass vielmehr die „Entfernung“ der Sonne vom 21. April bis 21. Mai darauf genau so groß ist wie im vorhergehenden Monat. Ferner ist der Ausdruck „Entfernung“ hier ganz unpassend, da ihn der Verf. für „Vorwärtsschreiten“ nimmt. Er will nämlich sagen, dass sich die Sonne im 1. Monat nach der Tag- und Nachtgleiche am raschesten vom Äquator entfernt usw. Ebenso unrichtig ist der Satz auf derselben Seite, dass die „Morgen- und Abendweite am größten in der Zeit vom 21. März bis zum 21. April ist.“ Auch hier kann der Verf. natürlich nur das Wachsen der Morgen- und Abendweite, nicht diese selbst meinen. In dem folgenden Satze: „Damit im Zusammenhange steht die rasche Zunahme der Tage vom 21. Februar bis 21. Mai und die rasche Abnahme der Tage vom 21. August bis 22. November“ sollte es statt Mai und November natürlich wieder April und September heißen. Gleich darauf findet der Verf. gar, dass der „Durchschnittspunkt des Erdäquators und der Ekliptik auf der Erde im Westen von Afrika sei“, wobei er offenbar den Globus meinte, an dem allerdings dieser Durchschnittspunkt gewöhnlich im Nullmeridian erscheint. — Für den Nordpol bewegt sich die Sonne immer parallel zum Horizonte, nicht „während des größten Theiles des Jahres“ (S. 21). Dass am 25. Jänner in Brünn der Vormittag $4^1/_4$, der Nachmittag dagegen $4^3/_4$ Stunden dauere, kann man doch nicht mit Globus und Stundenring bestimmen! (S. 34.) Auf S. 3 nennt der Verf. Scheitelkreise größte Kreise, deren Mittelpunkt die Himmelskugel ist! Die Fregatte „Novara“ hat zu ihrer Erdumsegelung wohl etwas länger gebraucht, als der Verf. auf S. 41 annimmt. — In sprachlicher Beziehung wäre außer den schon

erwähnten Schwächen noch an manchen Stellen zu feilen gewesen. So spricht H. auf S. 47 von den „für uns zwei wichtigsten Gesetzen Keplers.“ Auch muss es ein herrliches Schauspiel gewesen sein, als „Galilei am 7. Jänner 1610 die Monde des Jupiter sich um denselben drehen sah“ (S. 46). — Abgesehen von diesen und ähnlichen Mängeln kann das Buch wohl wegen seiner einfachen, leicht verständlichen Darstellung den Auge gefassten Kreisen empfohlen werden.

Wien. L. Weingartner.

Hanncke, Dr. Rud., Erdkundliche Aufsätze für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Mit 12 Abbildungen. Glogau, C. Flemming 1900.

Die Hoffnungen, welche im Deutschen Reiche auf die letzte Schulreformconferenz hinsichtlich des Betriebes der Erdkunde an den höheren Schulen gesetzt wurden, haben sich nur bis zu einem gewissen Grade erfüllt. Es wurde zwar als angezeigt hingestellt, dass die Erdkunde im Lehrplane der Oberrealschule „ausgiebigere Fürsorge“ finde, die umgrenzte Forderung aber, für welche erst kürzlich wieder Wagner eintrat, dass in den oberen Classen überhaupt, wenn auch nur im Umfange einer wöchentlichen Lehrstunde, selbständiger erdkundlicher Unterricht ertheilt werde, blieb unberücksichtigt. Die Lücke, welche dadurch im Wissen des Abiturienten verursacht wird, macht sich umso empfindlicher geltend, je mehr sich die Erkenntnis Bahn bricht, dass des Deutschen Reiches Zukunft auf dem Wasser liege. Das vorliegende Buch ist geeignet, diesem fühlbaren Mangel des erdkundlichen Unterrichtsbetriebes wenigstens theilweise zu begegnen. Der Verf. will einer doppelten Aufgabe gerecht werden: einer rein wissenschaftlichen, indem er durch Zusammenfassung des gelernten Stoffes der unteren Classen nach neuen Gesichtspunkten, besonders vergleichender Art, eine anregende Wiederholung und theilweise Vertiefung des unumgänglich nothwendigen Wissens aus der Erdkunde anstrebt; einer rein praktisch-materiellen, indem er die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Cultur der behandelten Gebiete schildert und damit einen Einblick in die culturellen Aufgaben der Gegenwart eröffnet. Er sucht mithin nicht bloß Klarheit des erdkundlichen Wissens zu erzielen, sondern will auch dem Abiturienten Verständnis für die maritimen Interessen des Deutschen Reiches mit ins Leben geben. Beides ist ihm in anregender Weise gelungen, indem er die schon 1898 im LII. Bande der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen und in den neuen Jahrb. f. Phil. und Pädag. von ihm veröffentlichten Aufsätze über Asien, Afrika und Australien mit der Darstellung Amerikas, Europas und Deutschlands zu einem systematisch geschlossenen, die Erde und auch den Sternenhimmel umfassenden

Ganzen vereinte. Unter den obwaltenden, auch bei uns herrschenden Verhältnissen sind die erdkundlichen Aufsätze Hannckes eine wertvolle Bereicherung unserer erdkundlichen Schulliteratur. Einen Ersatz eines selbständigen erdkundlichen Unterrichtes in den Oberclassen bieten sie natürlich nicht. Vom Verf. wurde dies wohl auch nicht beabsichtigt. Im einzelnen sei bemerkt, dass Fremdwörter zu häufig gebraucht wurden. Das oft wiederholte „colossal“ wirkt geradezu abstoßend. Der Zusammenhang zwischen dem Texte und den schönen Wiedergaben der Hölzel'schen Charakterbilder ist zu wenig innig. Die Äußerung über die Relictenfauna des Tanganykasees und der daraus gezogene Schluss stehen mit der gegenwärtigen Ansicht über diese Erscheinung nicht im Einklange. Dolinen sind nicht Einsturztrichter, sondern Auswitterungs- und Erosionsformen. Die Regenhöhe von Natal ist unwahrscheinlich. Das Goethe'sche Citat auf S. 53 konnte wegbleiben.

Wien. Dr. J. Müllner.

Dr. F. **Hočevar**, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für Obergymnasien, nebst einer Sammlung von Übungsaufgaben. Wien u. Prag, F. Tempsky 1901. Preis geh. 3 K 10 h, geb. 3 K 60 h.

Seit mehr denn vierzig Jahren haben sich viele Mathematiker damit beschäftigt, die Grundlagen der Analysis neu aufzuführen und von allem nicht zur Sache gehörigen Beiwerk zu befreien. Bei diesen Untersuchungen hat es sich herausgestellt, dass die Gestalt, welche die allgemeine Arithmetik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten hat, nicht völlig genüge, sondern in mancher Hinsicht zu verbessern sei. Die Arithmetik, wie sie gegenwärtig in den Mittelschulen gelehrt wird, entspricht nicht überall den Forderungen, welche von Seiten des akademischen Unterrichtes an dieses Fach gerichtet werden müssen. Dadurch verliert das Ergebnis, welches die Mittelschule in der Arithmetik und Algebra erzielt, ohne Zweifel an Wert. Was soll sich denn der angehende Hochschüler denken, wenn er das und jenes an den von ihm erlernten Grundbegriffen als ungenau und unzulänglich bezeichnen hört? Dass diese Behauptung nicht übertrieben ist, davon kann sich jeder überzeugen, der sich die Mühe nimmt, einen Blick in die neueren Lehrbücher der Differential- und Integralrechnung zu werfen.

Die Mängel der älteren Lehrbücher der Arithmetik und Algebra bestehen hauptsächlich in Folgendem: 1. Bei der Addition und Multiplication wird das associative oder Gruppierungsgesetz nicht erwähnt. 2. Es wird dem Schüler nicht eingeschärft, dass er durch Null nicht dividieren dürfe. Die Unmöglichkeit der Division durch Null ist die einzige Schranke, welche dem algebraischen Rechnen, d. i. der Ausführung der vier Species mit Buchstaben, die eine jede reelle und gemeine complexe Zahl bedeuten

können, gesetzt ist [1]). 3. Die Lehre von den irrationalen Zahlen findet keine allgemeine Behandlung, und man vermisst die Ausdehnung der Sätze über die Potenzen auf den Fall irrationaler Exponenten, welche gleichwohl später als Logarithmen auftreten.

Hočevar hat sich der Aufgabe unterzogen, eine von den soeben erwähnten Mängeln freie Bearbeitung des für die Obergymnasien vorgeschriebenen Stoffes zu liefern, und hat dieselbe in einer Weise gelöst, welche die manchmal auseinandergehenden Forderungen der Wissenschaft und der Pädagogik befriedigen kann.

Als Grundlage für das System der Arithmetik erscheint ihm, wie dem Ref., derjenige Größenbegriff, welchen H. Grassmann in seiner Arithmetik formuliert hat. Derselbe umfasst alle Systeme von Dingen, welche überhaupt Gegenstand mathematischer Behandlung werden können, mögen sie aus der Anschauung entlehnt oder willkürlich ersonnen sein. Dieser Größenbegriff tritt schon in Wirksamkeit bei der Erweiterung des Systems der natürlichen Zahlen zu dem der rationalen, welche in drei Schritten vollzogen wird. Zuerst (§ 19) werden die relativen ganzen Zahlen als angezeigte Differenzen, hierauf (§ 52) die gemeinen Brüche als angezeigte Quotienten und endlich (§ 57) die relativen Brüche eingeführt. Bei jedem dieser Geschäfte sind vor allem die neu gesetzten Dinge durch die Erklärung, unter welchen Umständen irgend zwei von ihnen als gleich oder als ungleich anzusehen seien, zu Größen zu machen. Diese Erklärungen bieten sich von selbst dar mit Hilfe des Grundsatzes, dass die Regeln für das Rechnen mit den natürlichen Zahlen womöglich auch für die neuen Dinge gelten sollen. Der nämliche Gedanke führt zur Aufstellung der Summe und des Productes der neuen Zahlen. Es ist nun gewiss höchst merkwürdig, dass die vier Rechnungsarten mit alleiniger Ausnahme der Division durch Null sich unter Wahrung der formalen Gesetze und all der übrigen mannigfachen Regeln auf die Gesammtheit der rationalen Zahlen ausdehnen lassen. Befolgt man beim Unterrichte diesen Lehrgang, so wird auch aus der Einführung in das algebraische Rechnen jede Langweile verschwinden; ja man darf behaupten, dass der Aufbau desselben sogar lebhaftes Interesse erweckt.

Nach Erledigung der vier Species an den rationalen Zahlen wendet sich der Verf. zum Rechnen mit den Decimalbrüchen. Besonders gelungen erscheint das Capitel über die vier Rechnungsarten mit unvollständigen Decimalzahlen, namentlich die Ermittelung der Fehlergrenze für den abgekürzten Quotienten.

Anschließend an die Verhältnisse der absoluten Größen erfolgt die Einführung der irrationalen Zahlen. Unter einer solchen

---

[1]) Es ist nicht möglich, dadurch dass den gemeinen complexen Zahlen eine neue Zahl ∞ zugesellt wird, der Gleichung $x \,.\, 0 = a$ eine Lösung nach x zu verschaffen; vgl. Stolz und Gmeiner, Theoret. Arithmetik 1900, S. 68.

wird der Grenzwert eines unendlichen unperiodischen Decimalbruches verstanden, Mit Hilfe dieser Erklärung lassen sich in der That die vier Rechnungsarten für die irrationalen Zahlen ohne Schwierigkeit aufstellen.

Die Darstellung der Anwendungen, welche nach dem Programme der Mittelschule von der Algebra der reellen Zahlen zu machen sind, ergibt sich aus der Natur der bezüglichen Aufgaben von selbst, so dass darüber kaum eine Meinungsverschiedenheit besteht. Eine Ausnahme davon bildet nur die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen. Hier handelt es sich nämlich um den Beweis der Existenz der *m*ten Wurzel aus jeder positiven Zahl, dann um die Erklärung der Potenz mit einem irrationalen Exponenten und endlich um den Existenzbeweis für den Logarithmus. H. hat im VI. Abschnitte diese Fragen in einer Weise erledigt, welche alle Ansprüche befriedigt.

Der soeben genannte Abschnitt bringt die letzte, in der allgemeinen Arithmetik zulässige Erweiterung des Zahlengebietes, die gemeinen complexen Zahlen.

Die weiteren Abschnitt VII—X behandeln die quadratischen und Gleichungen höheren Grades, die sich auf quadratische zurückführen lassen, die diophantischen Gleichungen, die Reihen mit der Zinseszins- und Rentenrechnung, die Combinationslehre mit dem binomischen Satze. Den Schluss des Werkes bildet eine reichhaltige Sammlung von Übungsaufgaben zu allen Abschnitten desselben.

Innsbruck. O. Stolz.

Leitfaden für den Unterricht in der Physik an der technischen Militär-Akademie. Mit besonderer Berücksichtigung ausgewählter Capitel, insbesonders der Mechanik. Von Albert v. Obermayer, k. u. k. Oberst. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1900. Preis geb. 16 K 80 h.

In diesem Buche, das den sehr bescheidenen Titel eines Leitfadens führt, ist dem für die technische Militär-Akademie vorgeschriebenen Lehrplane Rechnung getragen worden. In den Vordergrund der Behandlung tritt die Mechanik, einschließlich der Festigkeitslehre, dann die Calorik und die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität. Akustik und Optik konnten in abgesonderter Weise nicht berücksichtigt werden, wenn auch einige Erscheinungen, die in den Rahmen des Buches sich fügten, aus diesen Disciplinen Aufnahme fanden. Das vorliegende Buch, das aus der Feder eines auf dem Gebiete der Experimental- und der mathematischen Physik hochstehenden Gelehrten stammt, erscheint dem Ref. in wissenschaftlicher, aber auch in didaktischer Beziehung so bedeutsam, dass ihm eine ausführlichere Besprechung

desselben sich geboten erweist. Prof. v. Obermayer hat bei der Abfassung seines umfangreichen Buches — es zählt dasselbe über 800 Seiten — als wichtigstes Ziel seiner Darlegungen angesehen, die theoretischen Principien in möglichst klarer und fasslicher Weise seinen Lesern vorzuführen, daneben aber auch experimentelle Demonstrationen heranzuziehen und die vielfachen praktischen Anwendungen der theoretischen Errungenschaften je nach ihrer Bedeutung ausführlicher darzustellen oder zu skizzieren. Auch in dem experimentellen Theile wird man manche Anregung empfangen, hat ja doch der Verf. mehrere Apparate construiert, die für Demonstrationszwecke in ganz vorzüglicher Weise geeignet sind.

Besonderes Augenmerk ist dem Messen, der Beschreibung der Messinstrumente und des Gebrauches derselben zugewendet worden. So ist namentlich die Theorie der Wage sehr eingehend behandelt worden. — Der Geometrie der Bewegung oder — wie sie oft genannt wird — Kinematik ist ein Abschnitt über die Scalaren und Vectoren vorausgeschickt worden, der später sich sehr belangreich erwies. — Die graphische Darstellung ist im Gebiete der Kinematik und der Mechanik fast durchwegs angewendet worden; ebenso sind den einzelnen Abschnitten sehr instructive Beispiele beigegeben, die entweder vollständig gelöst oder deren Lösungen wenigstens angedeutet wurden. In der Theorie der krummlinigen Bewegung wurde die Methode des Hodographen erörtert. Recht klar sind auch die Tangentenconstructionen nach Roberval mittelst der Zerlegung der Geschwindigkeit gegeben worden. Bemerkenswert sind die Entwicklungen des Abschnittes, der von der Zusammensetzung einer Winkelgeschwindigkeit mit den durch eine Winkelbeschleunigung, welche auf der Richtung der Winkelgeschwindigkeit stets senkrecht steht, erzeugten Winkelgeschwindigkeitszuwächsen handelt. Diese Deductionen enthalten die Theorie der Kreiselbewegung und erläutern die Lehre von der Präcession und Nutation der Erdachse.

Unter den Apparaten, die zum Messen einer Kraft dienen, wird auch die Marey'sche Kapsel genannt, welche zwischen die Schenkel einer Dynamometerfeder eingeschaltet werden und eine zweite Kapsel mit Schreibfeder erregen kann. Mit einer solchen Vorrichtung kann z. B. die Änderung des Gewichtes einer Masse bei der beschleunigten Bewegung studiert werden, ebenso der Druck lebender bewegter Wesen auf die Unterlage. Bemerkenswert ist auch die durch Fig. 94 angegebene Vorrichtung zum Aufschreiben der Arbeit bei der Erhebung eines Gewichtes. Mehrere der auf Arbeitsleistung und Berechnung des Effectes einer Kraft bezugnehmende Beispiele hätten erst in der Elektricitätslehre aufgenommen werden können.

In der Dynamik des materiellen Punktes sind die Principien in den Vordergrund gerückt worden; es ist schon an dieser Stelle auf den Begriff der Kraftfunction und des Potentiales eingegangen worden. In der Theorie des schiefen Wurfes hat der Verf. die Grenzparabel berücksichtigt, welche alle mit derselben Anfangsgeschwindigkeit, unter verschiedenen Abgangswinkeln entstehende Wurfparabeln einhüllt. Auch wird die Construction einer Wurfparabel bei gegebenem Abgangswinkel und gegebener horizontaler Wurfweite gelehrt.

In sehr eingehender Weise ist die Theorie der Pendelbewegung dargelegt worden; es wird auch der Fall dieser Bewegung im widerstehenden Mittel gelehrt; ebenso wird auf die Eigenschaft der Cycloide als Tautochrone und Brachystochrone des Näheren eingegangen.

Bei der Ableitung der Größe und Richtung der scheinbaren Kräfte der relativen Bewegung wird nicht die allgemeine analytische Methode von Coriolis verwendet, sondern auf einige specielle Beispiele verwiesen. Der Einfluss der Erdrotation auf die Bewegung eines Punktes an der Erdoberfläche wird untersucht und die Theorie des Einflusses der Erdrotation auf einen frei fallenden Körper dargelegt.

In sehr anschaulicher und eingehender Weise wird im Nachstehenden das Princip der virtuellen Verschiebungen abgeleitet und an mehreren Beispielen dessen Verwendung gezeigt, namentlich auf die Gleichgewichtsbedingungen an einfachen und zusammengesetzten Maschinen angewendet.

Es erwies sich als vortheilhaft, diesen Theilen theoretische Betrachtungen über Reibung vorangehen zu lassen. So wird die Reibung eines Fadens am Umfange eines Cylinders, die Seil- und Kettensteifigkeit berücksichtigt. Dem Seilpolygon ist ein eigener Abschnitt gewidmet, und es wurden hiebei die Methoden der Graphostatik in vortheilhafter Weise verwendet.

Dass in einem Praktikern gewidmeten Buche die Methoden zur Ermittlung von Schwerpunkten besonders ausführlich dargelegt werden mussten, ist selbstverständlich. Es wird auch die angenäherte Berechnung der Schwerpunktscoordinaten mittelst der Simpson'schen Formel gelehrt. Im Folgenden muss als sehr lehrreich die graphische Construction von Trägheitsmomenten bezeichnet werden.

Nun wendet sich der Verf. zur Dynamik des materiellen Systems und zeigt die Verbindung des Principes der virtuellen Verschiebung mit dem d'Alembert'schen Principe, das Princip des kleinsten Zwanges und des der Bewegung des Schwerpunktes.

Aus dem Hamilton'schen Principe, das aus einigen sehr instructiven Beispielen erläutert wird, folgert der Verf. die Lagrange'sche Bewegungsgleichung in allgemeinen Coor-

dinaten. Man muss anerkennen, dass die Darstellung der grundlegenden Principien der Dynamik mit besonders gutem Geschicke vollzogen wurde. Dem Verf. wird man auch Dank wissen, dass er die Drehungstheorie von Poinsot in sehr eleganter Gestalt seinen Lesern vorführt. Der Apparat zur Demonstration dieser Theorie ist ebenso einfach als sinnreich. Die Drehungstheorie erfährt mehrfache Anwendungen, so auf die Kreiselbewegung.

Militärtechnisch bemerkenswert ist der Apparat von Magnus zum Nachweise der Ablenkung der rotierenden Längsgeschosse.

Im Folgenden verbreitet sich der Verf. über die Theorie der Elasticität und Festigkeit, wobei er auf viele Anwendungen die gebürende Rücksicht nimmt. Es wird auch die Differentialgleichung der neutralen Faser oder der elastischen Linie deduciert und diese integriert. Die constructiven Methoden werden auch in diesem Abschnitte möglichst herangezogen; dies tritt namentlich in der Theorie der sogenannten Fachwerke besonders hervor.

Sehr ansprechend ist die Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Flüssigkeiten zur Sprache gekommen. Im Anschlusse an die Lehre vom Schwimmen der Körper, von der Berechnung des Abstandes des Metacentrums vom Schwerpunkte des verdrängten Wassers finden wir eine Berechnung der bei Schiffen vorkommenden Größen. Interesse werden auch erregen die Ausführungen über die Theorie des Luftballons, jene über Capillarität, die Betrachtung der Erscheinungen bei der Bewegung der Geschosse in widerstehenden Mitteln sowie beim Eindringen von Geschossen in nicht oder wenig widerstehenden Mitteln, also in weiche Körper.

Mit vorzüglichem Geschicke bearbeitet ist auch der folgende Abschnitt, der von der Wärmelehre handelt. Die mechanische Theorie der Wärme ist im engsten Anschlusse an die experimentellen Gesetze und in Verbindung mit den betreffenden Versuchsmethoden dargestellt worden. Dass der Verf. auch das Wesen der thermochemischen Processe eingehend gewürdigt hat, wird nur dankbar aufgenommen werden. Naturgemäß wird er durch diese Betrachtungen zur Theorie der Explosivkörper geleitet.

Im Folgenden geht der Verf. des Näheren auf die Molecularbewegung ein; in der kinetischen Gastheorie wurde das Fehlervertheilungsgesetz abgeleitet, dann nach Maxwell auf die Erörterung der Geschwindigkeit der Gasmolecüle und des Gasdruckes Bezug genommen. Die Studien über mittlere Weglänge und innere Reitung beschließen diesen Abschnitt. Eine Skizze der Studien der Wiener Schule über Wärmeleitung und Diffusion wurde aufgenommen. Im Abschnitte über Osmose und verdünnte Lösungen ist auf die Forschungen von van t' Hoff Rücksicht genommen worden; es zeigt sich für solche

Körper das Avogadro'sche Gesetz giltig. Wie die Siedepunktserhöhungen und die Gefrierpunktserniedrigungen, welche Lösungen gegenüber dem Lösungsmittel zeigen, für die Bestimmung des Moleculargewichtes wesentlich sind, wird im Folgenden gezeigt.

In der Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus, der fast 250 Seiten des Buches gewidmet sind, zeigt sich der Verf. auch als Meister seines Faches. Die Einleitung ist der Potentialtheorie gewidmet. — In der Construction der Potentialflächen (besser wäre wohl gesagt gewesen: „Äquipotentialflächen") und der Kraftlinien ist der Maxwellschen Darstellung gefolgt worden. Das Bild der Kraftlinien als elastischer Fäden wird recht bald eingeführt und erweist sich im Folgenden sehr nützlich. Recht ansprechend ist die Wirkung der Spitzen dargestellt worden; wir finden in dem betreffenden Abschnitte auch einige nachahmenswerte Schulversuche. Recht klar ist die Theorie der Dielektrika behandelt worden. Von absoluten Elektrometern wird jenes von Bichat und Blondlot betrachtet. Die „Anschauungen über das Wesen der Elektricität" geben mannigfache Belehrung; der Verf. folgt diesbezüglich öfter den Entwicklungen von Lodge. In der Lehre von der Stromverzweigung wird der Satz deduciert, dass die Verzweigung eines constanten Stromes an das Gesetz gebunden ist, dass die in der Verzweigung entwickelte Wärmemenge ein Minimum ist. Mit großer Ausführlichkeit behandelt der Verf. die Theorie der elektrolytischen Erscheinungen, wobei er ganz und gar auf dem Standpunkte der Clausius-Arrhenius-schen Theorie sich befindet. Die Fernwirkungen der elektrischen Ströme werden ebenso wie die Theorie des Magnetismus im Nachstehenden ausführlich behandelt.

Ganz besonders hervorzuheben sind die von den Inductionsströmen handelnden Erscheinungen. Es ist die Theorie der Stromkreise mit Widerstand und Selbstinduction und solcher mit periodisch veränderlichen elektromotorischen Kräften, Widerstand und Selbstinduction in den Kreis der Betrachtungen einbezogen worden. Die Begriffe der „Impedanz", „Inductanz" und des „scheinbaren Widerstandes" werden abgeleitet und auf die graphischen Darstellungen der zur Überwindung der Selbstinduction erforderlichen elektromotorischen Kraft des Näheren eingegangen. — An die Entladungserscheinungen des Funkeninductors schließen sich naturgemäß kurze Erörterungen über die verschiedenartigen Strahlungen.

Die in dem Buche gegebene Theorie der Dynamomaschine zeichnet sich durch klare und bündige Darstellung aus. Die in den meisten Büchern undeutliche Erörterung der Drehströme ist in dem vorliegenden Buche durch eine sehr anschauliche ersetzt worden. Sowohl der Zweiphasen- als auch der Dreiphasenstrom werden betrachtet.

In dem Abschnitte über die Maxwell'sche Theorie findet man eine sehr anschauliche Erläuterung des Grundsatzes dieser Theorie, dass nebst der elektrischen Welle in einem Medium mit Schwingungen parallel der YZ-Ebene auch eine magnetische Welle mit Schwingungen parallel der XY-Ebene fortwandert, dass ferner zwischen den beiden Wellen eine Phasendifferenz von $^1/_4$ Wellenlänge besteht und dass beide Wellen mit derselben Geschwindigkeit fortschreiten. Auch die Entstehung stehender elektrischer Wellen (Hertz) wird in einer der Auffassung sehr leicht zugänglichen Weise gegeben. — Kurz angedeutet ist die Telegraphie ohne Draht, sowie die Erzeugung der Teslaströme; weiter ausgeführt sind die Erörterungen über die Betheiligung des dielektrischen Zwischenmittels an den Entladungserscheinungen und am elektrischen Strome, sowie über die Fortleitung elektrischer Wellen durch Drähte. Zum Schlusse wendet sich der Verf. noch kurz den Blitzableiter-Anlagen zu.

Man kann aus dem vorliegenden Buche in sachlicher und methodischer Hinsicht sehr vieles lernen, und Ref. glaubt, dass gerade in der letztgenannten Beziehung das Buch einen großen, wohlverdienten Erfolg aufweisen wird. Oberst von Obermayer ist den Physikern übrigens schon lange nicht bloß als ein ausgezeichneter Mann der Wissenschaft, der aus des unvergesslichen Stefan Schule hervorgegangen ist, sondern auch als tüchtiger Methodiker bekannt, der neben seinen theoretischen Forschungen das Gebiet des Experimentes und der Technik hochhält. Es ist begreiflich, wenn die Physiker den Wunsch aussprechen, Prof. v. Obermayer möge diesem Buche recht bald einen zweiten Band folgen lassen, in dem die Lehre vom Schalle und vom Lichte in ebenso vortrefflicher Weise verfasst ist, wie die übrigen physikalischen Disciplinen in dem vorliegenden Buche.

Die Ausstattung des Buches ist eine sehr gediegene; bei dessen Benützung wird der Studierende gut thun, die vielen Druckfehler, welche in einem eigenen Anhange in sehr gewissenhafter Weise berichtigt wurden, auch im Texte zu corrigieren.

Naturwissenschaftlicher Hausschatz. Eine Sammlung gemeinfasslich dargestellter Werke aus dem Gesammtgebiete der Natur. Physik. 1. Mechanik und Akustik. Von Rich. Herm. Blochmann. Mit 87 Abbildungen im Texte. Stuttgart, Strecker & Schröder 1900.

Der Verf. verfolgte bei Abfassung seines Buches den Zweck, einige wichtige Capitel der Physik in populärer Weise darzustellen und die Erscheinungen, die zur Sprache kommen, ohne ausführliche mathematische Begründung zu erklären. Der Verf. nimmt bei seinen Erläuterungen auch Bezug auf die Geschichte der Wissenschaft, soweit dieselbe als belehrender Factor in Rechnung

kommt. In ganz richtiger Weise geht der Verf. in seinen Erörterungen über Mechanik von den Newton'schen Betrachtungen aus, die durch einfache Raisonnements und Erfahrungen erläutert werden. Die Lehre von den Maschinen wird auch auf Grund des Principes der Erhaltung der Arbeit dargestellt. Die Einrichtung und der Gebrauch der Wage ist ziemlich ausführlich beschrieben. In didaktisch entsprechender Weise ist das Pendel abgehandelt; es hätte nur über die Natur dieser Bewegung, über die Kraft- und Geschwindigkeitsverhältnisse bei derselben ausführlich gesprochen werden können. Ebenso hätte gerade dieser Apparat in sehr geeigneter Weise dazu gedient, die Umsetzung der kinetischen Energie in potentielle und umgekehrt zu zeigen. Ganz richtig bemerkt der Verf., dass man in der Bewegung eines Körpers in krummer Bahn eigentlich von einem Trägheitswiderstande anstatt von einer Centrifugalkraft sprechen soll. In der Hydrostatik spricht der Verf. auch von den Wasserstrahlpumpen und -gebläsen. In der Aerostatik, sowie in der Physik der Flüssigkeiten werden auch auf die molecularen Erscheinungen Streiflichter geworfen, welche wir als recht angebracht bezeichnen können. So ist das, was auf S. 161 und 162 z. B. von der inneren Reibung oder der Viscosität gesagt wird, als sehr belehrend anzusehen. Theoretischer Natur ist der Abschnitt, der von dem „Räthsel der Schwerkraft“ handelt; es wird die Ansicht erläutert, der zufolge die Schwerkraft sich als Wirkung von Ätherstößen nur in gewisser Zeit durch den Raum fortpflanzen kann.

Im zweiten Theile wird die Lehre vom Schalle dem Leser vorgeführt; aus der Wellenlehre werden nur jene Partien herangezogen, die zum Verständnisse der akustischen Erscheinungen unbedingt nothwendig sind. Manche leicht auszuführenden Experimente, die z. B. in dem berühmten Buche von Tyndall über den Schall angegeben sind, hätten Erwähnung finden können; freilich hätten bei einigen dieser Versuche die Mittel zur objectiven Darstellung vorausgesetzt werden müssen. Im allgemeinen ist in diesem Abschnitte auf die Erklärungsweisen der Erscheinungen eingegangen, die heute fast durchwegs angenommen und meist auf die Forschungen Helmholtz' zurückzuführen sind.

Das frisch und klar geschriebene Buch, dem eine prächtige Ausstattung zutheil wurde, empfehlen wir als angenehme und lehrreiche naturwissenschaftliche Lectüre aufs beste.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.



Die Vermehrung und Fortpflanzung im Reiche der Thiere. Gemeinverständlich dargestellt von Prof. Konrad Twrdy in Wien. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke 1900.

Gegenstand des vorliegenden Büchleins sind die interessanten Organisationsverhältnisse, welche die Vermehrung der Thiere betreffen. Diese Dinge werden im Schulunterrichte leider kaum flüchtig berührt, eine Möglichkeit, durch Lectüre diese Lücken in seinem Wissen auszufüllen, wird daher jedem Gebildeten willkommen sein. Von den einfachsten thierischen Formen, den Amoeben, ausgehend, sucht der Verf. in der aufsteigenden Reihe des Thierreiches die wichtigsten Thatsachen aus der Anatomie und Biologie, die Erhaltung der Art betreffend, gemeinverständlich zu schildern. Dass in einem so engen Rahmen von Vollständigkeit des behandelten Stoffes keine Rede sein kann, ist selbstverständlich, aber gewisse besonders auffallende und richtunggebende Thatsachen, wie: die biologische Bedeutung der Metamorphose und deren Beziehung zur Entwicklungsgeschichte der Art, die provisorischen Larvenorgane, die Ursachen der directen und indirecten Entwicklung, die Beziehungen zwischen Ontogenie und Phylogenie überhaupt wären doch zu berücksichtigen gewesen; es hätte hiedurch auch eine wünschenswerte Vertiefung des Stoffes erzielt werden können.

Leitfaden der Mineralogie für die III. Classe der Gymnasien von Prof. Dr. Gustav Ficker in Wien. Mit einer farbigen Tafel und 97 Abbildungen in Schwarzdruck. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke 1900. Preis geb. 1 K 60 h.

Dieses den Bedürfnissen des Unterrichtes an den Gymnasien möglichst angepasste Buch ist nach Form, Inhalt und Ausstattung den altbewährten Naturgeschichtsbüchern von Pokorny ähnlich. Der Text ist sehr sorgfältig und mit didaktischem Geschicke abgefasst, die beigegebenen zahlreichen Mineralbilder sind zum größten Theil nach der Natur gezeichnet und leisten der Mehrzahl nach das, was von nicht colorierten Holzschnitten bei der so schwierigen Wiedergabe mineralogischer Objecte geleistet werden kann. Der Preis des Buches ist mit Rücksicht auf die hübsche Ausstattung ein mäßiger zu nennen.

Wien. Dr. Franz Noë.

Pompeji im Gymnasialunterricht. Von Dr. Josef Kubik, Wien, 1900. Alfred Hölder. 8°. 59 SS.

Die in den letzten Jahren bedeutend vermehrte Literatur über Pompeji hat eine Bereicherung und eigenartige Ergänzung in dem hier angezeigten Buche gefunden. Der Verfasser, der alle besprochenen Örtlichkeiten aus eigener Anschauung genau kennt,



hat alles das zusammengetragen und auf das bestimmteste umgrenzt, was zur Belebung sowohl des sprachlichen, als auch des geschichtlichen Unterrichtes, wir dürfen sagen nicht nur am Gymnasium, sondern an der Mittelschule überhaupt nothwendig erscheint, wenn von Pompeji die Rede ist. Sind es doch neben den alten Schriftstellern auch viele neue, in erster Linie Goethe, welche zu dem behandelten Thema in Beziehung stehen. Wir betrachten das vorliegende Büchlein vom Standpunkte des Kunsthistorikers und finden mit Vergnügen, dass es durch die Anführung einer großen Anzahl literarischer Quellen eine wertvolle Ergänzung verschiedener kunstgeschichtlicher Werke bildet. Schon die einleitenden 14 Seiten geben thatsächlich eine vorzügliche Darstellung des Straßenbildes von Pompeji; wir bedauern es lebhaft, dass der Autor durch widerwärtige, erst kurz nach Erscheinen des Buches größtentheils beseitigte Umstände verhindert war, seiner vorzüglichen Arbeit Illustrationen beifügen oder mindestens Nachweise über deren Auffindbarkeit geben zu können. Dieses Bedauern steigert sich beim Lesen der Schrift umsomehr, als der trefflich charakterisierende Stil des Verf.s das Bedürfnis nach dem sofortigen Anblick des geschilderten Bildes erheblich erhöht. Wir wollen gleich hier bemerken, dass es heute keinem Interessenten schwer fällt, sich das nothwendige ergänzende Bildermaterial auf das billigste mindestens in der Form von Ansichtskarten zu verschaffen; jede Buch- oder Kunsthandlung, oder aber die großen Ansichtskartenhandlungen können auf das rascheste die Bilder vermitteln. Berichtigen wollen wir hier die Ansicht des Verf.s, dass ihm die Weichardt'schen Reconstructionen der einzelnen Bauten und Stadttheile Pompejis für eine Landstadt von etwa 30.000 Einwohnern zu groß vorkommen. Diese Reconstructionen wirken nur im Bilde großartiger, als sie in der mächtigen Natur erscheinen würden. Im Bilde ist nämlich der Blick auf das betreffende Object ganz allein concentriert und eng umrahmt; er wird durch nichts anderes der Umgebung abgelenkt. Dies ist auch der Grund, weshalb wir so oft, selbst bei photographischen Bildern, namentlich von Seite der Laien ausrufen hören: „Sieht das aber großartig aus, es ist ja doch so klein!“ Gewiss, im Freien verschwinden die kleinen Proportionen neben der großen Umgebung, und schrumpfen eventuell auf ein Minimum zusammen, während im Bilde das Object für sich allein wirkt und durch nichts Größeres in seiner Wirkung herabgemindert wird. Übrigens ertheilt der Autor in derselben Anmerkung den genannten Wiederherstellungen von Weichhardts Hand das größte Lob, und wünscht an anderer Stelle die Verwertung dieser Bilder im Unterrichte. Kubik trägt überall dem rein Künstlerischen Rechnung und bleibt dadurch immer anziehend. So z. B. dort, wo er die Kunst auf der Straße bespricht, die gemalten Aushängeschilder der Wirthshäuser, bei der Besprechung der Häuserfaçaden, der Etymologie

des Wortes „Fenster“ und endlich bei dem großen Capitel über das antike Haus selbst. Hier zieht er seine eingehenden Studien sowohl in Pompeji selbst als auch im Nationalmuseum in Neapel zurathe, und vermittelt sie in geradezu musterhafter Weise dem Verständnisse des Schülers. Bei der Besprechung der Molosser Hunde sind die zwei großen antiken Marmororiginale in den Uffizien in Florenz zu erwähnen, von denen ein Exemplar in Gipsabguss im Vorhause der Kunstgewerbeschule in Wien, und ein Bronzeguss vor dem ehemaligen Cobenzlschloss oberhalb Grinzing zu sehen ist. S. 26, Z. 9 wäre statt „Reihen, Reih'n“ zu setzen.

Der nächste Abschnitt ist der inneren Ausschmückung des Hauses gewidmet, dem charakteristischen pompejanischen Bilderschmuck der Wände. Es wäre gut, hier einiges auch über das Technische einzufügen, namentlich über die Forschung des Münchener Malers Berger, der vor mehr als einem Jahrzehnt im österreichischen Museum einen sehr instructiven, in den „Mittheilungen“ des Museums zu findenden Vortrag darüber hielt. Mindestens wäre die weitverbreitete falsche Meinung zu beseitigen, dass die Wanddecorationen al fresco gemalt seien. Alle von Kubik gegebenen kunsthistorischen Bemerkungen werden jedenfalls sehr anregend wirken. Von besonderem Werte sind seine Ausführungen über den mächtigen Einfluss, den die Homerlectüre der Alten auf die bildende Kunst ihrer Zeit ausübte. S. 33 zweite Zeile von unten möchten wir das Wort „fast“ streichen. — Zum Schönsten gehören die Erläuterungen über die „Opferung der Iphigenie“ und über die „Medea“ aus dem Nationalmuseum in Neapel. (Vgl. Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer I. Das Alterthum, 5. Aufl., Fig. 180 und Fig. 192.) S. 41, wo von *placenta* und *libum* die Sprache ist, wäre zu erwähnen, dass mehrere der erhaltenen Stücke die Form unserer Torten besitzen und ebenso radial geschnitten sind wie diese. — Die Besprechung der öffentlichen Bauten, die sich hier anschließt, ist außerordentlich klar, und zu einem vollen Verständnis vielfach unerlässlich. Bei der Besprechung des Isistempels wäre es nicht uninteressant, auch „Die letzten Tage von Pompeji“ von Bulwer zu erwähnen. Auch die beiden Theater und das Amphitheater erfahren eine entsprechende Schilderung, wobei auch das durch das Auftreten Neros als Gladiator historisch merkwürdige Amphitheater von Puteoli, am Golf von Bajae, genannt wird. Hier wäre aber auch zu erwähnen, dass im „österreichischen Pompeji“, in Carnuntum an der Donau, die *carceres* der Bestien recht wohlerhalten und besonders die Charnieren für die aufzuziehenden Eisengitter deutlich zu sehen sind. — Sehr schön ist die Abhandlung über die Bäder und die Besprechung der prächtigen Ornamentik derselben. Hier wäre nur auf die analoge Ornamentierung auf dem Palatin und in der Casa farnesina in Rom hinzuweisen, sowie eine Erklärung des Wortes „Stuckornament“ zu geben. Das rein

Technische der Stuckierung wäre kurz dahin zu erklären, dass zarte Rankenornamente in Relief aus einer Masse von fein zermahlenem Gips, Kalk und Marmor auf den Wänden aufgetragen sind, eine Technik, welche die Hand eines sehr geübten Künstlers zur Voraussetzung hat. Solche Virtuosen gab es zur Zeit der hellenistisch-römischen Kunstblüte unzählig viele. Nicht unerwähnt möge bleiben, dass namentlich die erwähnten römischen Beispiele auf die Kunst Raffaels und seiner Nachfolger den größten Einfluss ausübten und als sogenannte Groteskornamentik (von „grotta") in der Ausschmückung der Loggien in Rom ihren größten Triumph feierte. S. 55 wäre bei Besprechung der Bäder wohl auch zu erwähnen, dass es in denselben nicht an schönen Unterhaltungslocalen verschiedener Art gemangelt haben dürfte, was das Geldausgeben erklärlicher macht. Falke citiert in seinem „Hellas und Rom" ein charakteristisches Hexametron: *Balneae vina Venus corrumpunt corpora nostra.*

Einen würdigen Schluss aller Ausführungen bildet der schöne Abschnitt über die Gräberstraße hinter dem Herculanerthor. Der auf den letzten zwei Seiten geäußerten subjectiven Anschauung des Autors über die Verwertung des von ihm Gebotenen können wir uns vollinhaltlich anschließen, namentlich seinem Wunsche, das Skioptikon außerhalb des Unterrichtes anzuwenden, pflichten wir gern im Interesse der Sache bei. Die erste Auswahl der Bilder, die er sich hiebei angewendet denkt, ist eine sehr gute. S. 59, Z. 8 wäre „Stabianer" zu setzen. — In der Hand des verständigen Lehrers und namentlich in gemeinsamer Thätigkeit des Philologen und des Historikers, sowie eines entsprechend unterrichteten Zeichners wären die vielen von Kubik gegebenen Anregungen einer außerordentlichen Vervollkommnung fähig, was wir im Interesse der vom Verfasser beabsichtigten Belebung des Unterrichtes herzlich wünschen. Das Buch sei allen Kreisen wärmstens empfohlen.

Troppau. Rudolf Böck.

Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus classischen Landen von Dr. Gustav Lang. 2. verm. u. verb. Aufl. Mit einer Karte von Ithaka. Stuttgart, Druck u. Verlag von J. F. Steinkopf 1900. 8°. Preis kart. 3 Mk, fein geb. 3 Mk. 80 Pf.

Man ist wohl mit Recht geneigt, Reiseschilderungen von vornherein mit Misstrauen aufzunehmen, wenn sie ein weites Gebiet umspannen und eine verhältnismäßig geringe Beobachtungszeit zur Voraussetzung haben, zumal ja die Verff. nicht immer die Landessprachen beherrschen. Nur eine starke Persönlichkeit wird die Schwierigkeiten soweit überwinden, dass sie nicht nur selbst in Erinnerungen schwelgt, sondern auch dem Leser genuss-

reiche Stunden bereitet. Ich stehe nicht an, Gustav Lang zu diesen seltenen Reisenden zu zählen. Vor allem zeigt er offenen, empfänglichen Sinn. Trotz der gründlichsten Vorbereitung ist nicht sein einziges Streben, das, was er aus Büchern und Vorträgen gelernt hat, wiederzufinden, sondern die neue Welt auf sich wirken zu lassen. Daher machen seine Schilderungen den Eindruck des Unmittelbaren, nicht mühsam Zusammengetragenen. Ein lebhaftes Bild der Gegenwart, namentlich ihrer socialen und culturellen Verhältnisse, tritt vor unsere Augen. Der Schranken seiner Aufgabe sich wohl bewusst, lässt sich der Verf. nicht in detaillierte Beschreibungen der Ruinen, noch weniger aber in langweilige Aufzählung ein. Die Reste der Vergangenheit geben dem Gemälde Stimmung: sie werden nicht zur Hauptsache. Ferner gehört L. nicht zu jenen Reisenden, die im fremden Lande alle Gewohnheiten und Bequemlichkeiten ihrer Heimat vermissen. Es gibt Leute, die aus Italien nichts als die Erinnerung an Zechprellereien mitbringen. Wie humorvoll weiß dagegen L. seine Abenteuer zu berichten, ohne sich zu ungerechten Verallgemeinerungen hinreißen zu lassen. Dazu kommt physische Leistungsfähigkeit, die keine Strapazen scheut, ja in diesen selbst mit fröhlicher Wanderlust Freude findet.

Dass die Darstellung in kleine Bilder zerfällt, rührt eigentlich von der Entstehung des Werkes aus feuilletonistischen Publicationen. Aber trotzdem sind alle nunmehr auf einen Ton gestimmt, Einheitlichkeit äußerlich und innerlich durchgeführt; nirgends wird der Blick auf das Ganze verloren, und was eine Gefahr schien, die weite Ausdehnung der Reise, erweist sich bei dem vorwiegend auf die Auffassung der Gegenwart gerichteten Streben als Vortheil: mit Recht betont der Verf., dass erst die Kenntnis des Orients eine gerechte Beurtheilung Süditaliens und Griechenlands ermöglicht.

Da ich hoffe, dass das Buch bald auch eine 3. Auflage erlebe, so notiere ich aus S. 221 den Druckfehler *Visa.* Die Beurtheilung der türkischen Geldverhältnisse scheint mir zu scharf, weil sie zu einseitig ist. So beklagenswert und unbequem jene für den Fremden sind, so ist doch wohl nicht das Bestreben zu prellen Ursache, sondern die historische Entwicklung. Und nichts kennzeichnet den primitiven Standpunkt der Verkehrsmittel Kleinasiens besser, als die verschiedene Währung der einzelnen Vilajets. S. 139 könnte die Dörpfeld'sche Lehre vom Theater präciser gefasst werden, namentlich der Satz, dass eine Erhöhung der anderen Hälfte der Orchestra, des Standpunktes der Schauspieler, erforderlich gewesen sei, kann zu Missverständnissen Anlass geben.

Wien. E. Hula.



Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über den Wert des Prüfens und Notengebens in der Schule.

Es ist in neuerer Zeit Mode geworden, die Einrichtung, fast in jeder Lehrstunde zu prüfen und Noten zu geben, als etwas darzustellen, was den Unterricht an unseren Mittelschulen störe und den Unterrichtserfolg erheblich beeinträchtige. Gelegentlich des letzten Wiener Mittelschultages hat E. Martinak[1]) in einem Vortrage das Prüfen und Classificieren einer feinsinnigen psychologischen Untersuchung unterzogen und zu beweisen versucht, wie vielen Fehlern die Notengebung unterworfen sei. Eine lange Debatte über den genannten Vortrag ließ deutlich die ablehnende Stimmung erkennen, welche einen Großtheil der Versammlung gegen die erwähnte Einrichtung erfüllte.

Es macht den Eindruck, dass das Ideal von dem ohne Handkatalog in die Classe gehenden Lehrer, der nur gesprächsweise mit den Schülern ein ganzes Semester hindurch verkehrt und höchstens am Schlusse eines solchen ein Urtheil über den einzelnen abgibt, viele, wenn nicht die Mehrzahl der Lehrer, begeistert, dass von der Erreichung dieses Ideals die Lehrerschaft nicht minder wie das Publicum einen bedeutenden Aufschwung unseres Mittelschulunterrichtes erwartet.

Dass der längere Bestand einer Einrichtung an und für sich nicht deren Vortrefflichkeit beweist, liegt zutage. Es kann ja sein, dass wirklich eine Neugestaltung in der genannten Hinsicht etwa nach dem Muster reichsdeutscher Einrichtungen schöne Früchte trüge. Das eine steht aber fest, dass eine Änderung im Sinne jenes Ideals die Einrichtungen, welche noch vor ganz kurzer Zeit in dieser Beziehung üblich waren, auf den Kopf stellen würde. Noch vor wenigen Jahren — die bezügliche Vereinfachung wurde gewiss allgemein mit Freuden begrüßt — musste jede Leistung, auch die eines Primaners, der einige Sätzchen übersetzte oder ein paar Vocabel „aufsagte", nicht nur im Handkatalog,

---

[1]) Österreichische Mittelschule, 1900, S. 93 ff., S. 250 ff.

sondern auch im „Classenkatalog“ eingetragen werden. Es kam vor, dass wenige Wochen nach Beginn des Schuljahres gelegentlich der Erledigung der „Stundungsgesuche“ der Primaner die Noten über alle einzelnen Leistungen der Schüler der Behörde schriftlich mitgetheilt werden mussten, um ihr Gelegenheit zu geben, sich zu überzeugen, ob wirklich die Bittsteller in jedem einzelnen Gegenstande mindestens die Durchschnittsnote „befriedigend“ verdienten. Jetzt soll es auf einmal gar keinen Classenkatalog mehr geben, nicht einmal einen Handkatalog, denn gerade der soll ja eben das Schreckgespenst sein, welches die Stunden freudiger Aufnahme geistiger Güter zu Stunden der Qual mache.

Trotzdem wäre dieser jähe Bruch mit dem Herkommen aufs lebhafteste zu wünschen, wenn man die Gewissheit hätte, dass wirklich jene Neuerung eine Besserung sein würde. Solange man aber diese Gewissheit nicht besitzt, dürfte es sich sehr empfehlen, doch noch gewissenhaft zu erwägen, ob wirklich die Einrichtung des Prüfens etwas so ganz und gar Unzulängliches und Schädliches ist, ob nicht etwa Schäden, die anderswo ihren Grund haben, irrthümlich jener Einrichtung zur Last gelegt werden, die aus leicht begreiflichen, aber nicht immer lauteren Gründen von den Lehrern, den Schülern und deren Eltern so gern gescholten wird, und schließlich, ob jene Neueinführung wirklich die Ausbildung der Schüler fördern und ihnen in jeder Beziehung zum Wohle gereichen würde.

Kurz: Unzweckmäßigkeit des Bisherigen und Vortrefflichkeit des Einzuführenden müssen in gleicher Weise erwiesen sein, soll man die erwähnte Neuerung ernstlich herbeiwünschen. Sonst wäre diese ein bloßes Experiment — gewiss nicht in *corpore vili.*

Die Anschuldigungen, welche gegen die Einrichtung des Prüfens und Notengebens erhoben werden, gehen im wesentlichen auf zwei Grundsätze zurück: erstens sollen wir durch das Prüfen nur ein ganz fehlerhaftes Bild dessen bekommen, was wir eigentlich wissen wollen, die Notengebung soll etwas ganz Unzulängliches sein, so dass wir, „wollen wir gerecht classificieren, vor einer unlösbaren Aufgabe stehen“; zweitens soll jede Prüfung aufregend wirken, mithin, da fast jede Lehrstunde auch zum Prüfen verwendet wird, fast jede Lehrstunde, statt eine Zeit freudvoller Aufnahme hoher geistiger Güter zu sein, zu einer Zeit der Angst und Unruhe werden. — Um was handelt es sich denn also, wollen wir doch noch einmal fragen, bei solch' einer Prüfung in der Lehrstunde? Der Lehrer lässt den Schüler entweder eine gewisse Denkarbeit verrichten oder er stellt eine Frage an ihn, aus deren Beantwortung er entnehmen will, ob jener gewisse Thatsachen weiß, die er wissen soll: er lässt eine Gleichung lösen, einen lateinischen Text ins Deutsche übersetzen, er lässt sich die Folgen eines geschichtlichen Ereignisses erzählen. Wird der Schüler um eine Thatsache gefragt, soll er beweisen, dass er etwas im Gedächtnisse behalten hat, so handelt es sich stets nur um etwas, was ihm einige Zeit vorher beim Unterrichte mitgetheilt worden ist, er wird auch nur um solche Dinge gefragt

werden, die sich — die für höhere Studien unerlässliche Gedächtniskraft vorausgesetzt — ohne allzugroße Anstrengung festhalten lassen. Hat er eine Denkarbeit zu verrichten, so muss ihm der Stoff, mit welchem er zu arbeiten hat, durch den Unterricht gegeben sein, und man wird von ihm nur bis zu dem Grade selbständige Verarbeitung des Unterrichtsstoffes fordern, als eine solche bei der vorauszusetzenden wissenschaftlichen Übung, bei normaler Begabung und ernster Bemühung mehr oder weniger gelingen muss. Der Schüler hat nicht, wenn anders vorschriftsmäßig vorgegangen wird, von einer Lehrstunde zur andern eine Menge geschichtlicher Thatsachen sich zu merken, welche festzuhalten, nur bei außerordentlicher Gedächniskraft möglich ist; der Lehrer wird nicht eine Classikerstelle einfach zur Präparation „aufgeben“, wenn darin eine Periode vorkommt, in welcher sich in der Regel nur ein Fachmann zurechtfindet oder einzelne Wörter Bedeutungen haben, welche zu entdecken besonderen Scharfsinn oder besondere Kenntnisse erfordert: solche Schwierigkeiten bei der „Vorpräparation“ aufzuhellen, ist des Lehrers unerlässliche Pflicht. Auch der Mathematiker wird ein Beispiel, dessen Lösung ernstliche Schwierigkeiten bereitet, nicht einfach „aufgeben“, sondern er wird Andeutungen machen, welche dem Schüler die Brücke zum Verständnis werfen. Wird einmal ohne Andeutung ein schwieriges Beispiel, eine schwierigere Classikerstelle aufgegeben, gerade um dem Schüler Gelegenheit zu bieten, auch einmal ganz selbständig einen schwierigeren Weg zu gehen, so wird der Maßstab der Beurtheilung ein ganz anderer sein müssen wie sonst. Was nun freilich für den Schüler eine „besondere“ Schwierigkeit ist, das muss der Lehrer beurtheilen können. Kann er dies nicht, dann wird in seiner Hand jede Einrichtung schlechte Früchte tragen, welche naturgemäß nicht gegen die Einrichtung, sondern nur gegen ihn selbst zeugen.

Der Lehrer hat also schon beim Vortrage dasjenige, was der Schüler in der nächsten Stunde wird leisten und wissen können und daher auch leisten und wissen wird sollen, im wesentlichen wie ein scharfbegrenztes Bild vor sich. Wenn er in der nächsten Stunde prüft, wird er mit diesem Bilde, dieser gedachten, dieser Idealleistung, die er in sich trägt, die wirkliche Leistung, welche der Schüler bietet, zu vergleichen haben.

Die Grenze dessen, was der Schüler leisten kann und soll, lässt sich nun allerdings nicht auf allen Gebieten mit gleicher Schärfe ziehen. Der weiteste Spielraum ist vielleicht der Eigenart des Schülers beim deutschen Aufsatz in den obersten Classen gegeben. Aber auch hier soll doch eigentlich — schon einmal, um allzu kühnes Irrlichtelieren zu vermeiden — der wesentliche Gedankenstoff durch den Unterricht geboten sein, so dass dem Schüler nur die Verarbeitung und sprachliche Durchführung übrig bleiben. Liefert ein Schüler einen Aufsatz, der über die durch den Unterricht gebotenen Mittel entschieden hinausreicht und ist die Selbständigkeit der Arbeit verbürgt, dann gehört diese eigentlich schon in das Gebiet der Literatur, welche über die Notenscala erhaben

ist. Unsere „Weisungen“[1]) haben auch für solche gewiss seltene Fälle insoferne gesorgt, als es denselben zufolge dem Lehrer freisteht, den Antrag zu stellen, dass zur Note „vorzüglich“ ein besonderer Zusatz gemacht werde.

Bei der Prüfung hält also der Lehrer jenem im wesentlichen scharf begrenzten Bilde dessen, was der Schüler wissen und leisten kann und muss, die thatsächliche Leistung desselben gegenüber, die ihrem wissenschaftlichen Wert nach doch auch etwas Bestimmbares, Begrenztes ist, und aus der Vergleichung beider ergibt sich, je nachdem die wirkliche und die gedachte Leistung sich ganz, theilweise oder gar nicht decken, eine von den bekannten sechs Noten. Wenn ich einen Schüler auf Grund einer vorausgeschickten Vorpräparation das dritte Capitel der Germania des Tacitus übersetzen lasse und auf diese Leistung hin „befriedigend“ in den Handkatalog schreibe, so enthält dieses „Befriedigend“ nicht ein Urtheil darüber, was der Schüler im Lateinischen überhaupt kann und weiß, noch weniger ein solches über seine Begabung im allgemeinen, es hat auch mit den Fragen, ob jener heute sein Bestes geleistet habe oder ob er bei größerem Fleiße vielmehr hätte leisten können, unmittelbar nichts zu schaffen. Die Note bestimmt den wissenschaftlichen Wert der Leistung als solchen, nicht seelische Beschaffenheiten und Zustände, welche die Leistung beeinflussen und vielleicht die Leistungsfähigkeit nicht völlig zur Geltung kommen lassen.

Die Note „lobenswert“ behält für den einzelnen Fall ihre Giltigkeit, auch wenn ich recht gut weiß, dass die Leistungsfähigkeit des Schülers im allgemeinen keine so hochgradige ist. Und verdient die Leistung eines Schülers den vierten Grad: „genügend“, so kann ich ihm, auch wenn ich gewiss weiß, dass er sein Bestes geboten hat, deswegen nicht „vorzüglich“ geben. Der Lehrer kann genau darüber unterrichtet sein, dass ein zart veranlagter, edler junger Mensch nur deswegen meist schlecht entspricht, weil er täglich den rohesten und widerlichsten Zwist seiner Eltern mit ansehen muss; die Note „nicht genügend“, mit welcher er die wissenschaftlich schlechte Leistung bezeichnet, ist aber deswegen weder fehlerhaft noch ungerecht. Der Lehrer soll die seelische Beschaffenheit des Schülers durch eifrige Beobachtung möglichst genau kennen lernen, die Verhältnisse, in welchen jener lebt, sollen ihm nicht unbekannt sein, er wird es für eine Ehrenpflicht halten, dieselben, wenn es noth thut, so viel es seine Mittel erlauben, zu verbessern: aber die Note über die wissenschaftliche Leistung muss doch deren wissenschaftlichen Wert kennzeichnen, wenn sie nicht ihren Zweck verfehlen soll. Nimmt man also die Noten über die einzelnen Leistungen als das, was sie sind, sein sollen und allein sein können, so schwinden — will mir scheinen — jene Bedenken gegen die Möglichkeit, die Leistungen der Schüler mit der nöthigen Sicherheit zu messen. Mag der Schluss von der Leistung auf die Leistungsfähigkeit ein unsicherer sein: Die Note misst die Leistung, nicht die Leistungsfähigkeit. Von dieser kann ich

[1]) Weisungen zur Führung des Schulamtes etc., 2. Aufl., S. 15 f.

aus vielen Leistungen ein ungefähres Bild mir entwerfen, aber an und für sich ist dies nicht Aufgabe der Note. Auch die Noten des Maturitätszeugnisses geben nur mittelbar ein Bild der Fähigkeit, der Begabung des Abiturienten, und jedes Zeugnis wird eigentlich missverstanden oder kann wenigstens zu Irrthümern Anlass geben, wenn man den Noten im angedeuteten Sinne mehr Bedeutung beilegt, als ihnen naturgemäß innewohnen kann.

Dass natürlich ein Urtheil über die Leistungsfähigkeit im allgemeinen mehr interessieren würde als die Noten über die thatsächlichen Leistungen, ist leicht begreiflich. Ebendeswegen sind wir auch so sehr geneigt, den Noten — unberechtigter Weise — jene Deutung zu geben. Der junge Bismarck erhielt ein Maturitätszeugnis „zweiter Güte“, vielleicht wegen des lateinischen Aufsatzes, über den es hieß: „*oratio est lucida et latina, sed non satis castigata*“[1]). Dieses Zeugnis kann vollkommen gerecht gewesen sein, trotzdem berührt uns die Sache etwas eigenthümlich. Waren sich jene Herren darüber klar, so fragt man unwillkürlich, dass jener junge Mann nicht auch ein Kopf „zweiter Güte“ war?! In solchen Fällen tritt es eben ganz besonders deutlich zutage, dass jede Notengebung unser Interesse nur halb befriedigen kann. Denn das beste Zeugnis beweist nur eine über das Durchschnittsmaß hinausreichende Auffassungsgabe und anerkennenswerten Fleiß, keineswegs aber, dass demjenigen, dem es ausgestellt wird, irgendwie der Keim zum Außergewöhnlichen im höheren Sinne, zu etwas Bedeutendem innewohne. Dergleichen äußert sich überhaupt durchaus nicht immer in besonderen wissenschaftlichen Leistungen, vielleicht häufiger in der Auffassung und Beurtheilung von Dingen, die mit der Schule unmittelbar eigentlich nichts zu thun haben, besonders aber in Charaktereigenthümlichkeiten. Beweist, wie gesagt, das beste Zeugnis nicht, dass der Besitzer ein außerordentlicher Mensch sei oder zu werden verspricht, so beweist andererseits das schlechteste nicht das Gegentheil. Dass aber ein Urtheil hierüber mehr wert wäre als jede Notengebung, wird wohl jeder zugeben. Ein solches Urtheil würde — was ja doch der vornehmste Zweck jedes Zeugnisses ist — den einzelnen der besonderen Aufmerksamkeit der Behörde empfehlen. Außergewöhnliche Begabung und außergewöhnliche Charakterbeschaffenheit, das sind ja die Hebel, welche den Fortschritt der Menschheit bedingen, welche allein jene Lasten bewältigen, mit welchen arbeitsame Mittelmäßigkeit nicht fertig wird.

Unbedingt müsste ein ideales Maturitätszeugnis ein Urtheil über Begabung und Eigenart im allgemeinen enthalten. Überwiegt im jungen Manne der Fleiß oder die Begabung? Überrascht er auf irgend einem Gebiete durch Selbständigkeit des Denkens? Widmet er in leidenschaftsloser Weise allen Gegenständen gleiches Interesse oder schenkt er mit Wärme und Begeisterung einzelnen besondere Aufmerksamkeit? Liebt er es, im Verborgenen zu bleiben, oder hat er einen Hang zu Selbstgefälligkeit und Ehrgeiz? Die Beantwortung solcher Fragen würde ein

---

[1]) Vgl. Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit, I, S. 27.

Bild des Menschen geben und die Noten über die einzelnen Leistungen, aus welchen sich jene Fragen nicht vollständig beantworten lassen, ergänzen [1]).

Welches Zeugnis hätte nach unseren Begriffen etwa der junge Bonaparte erhalten? Voraussichtlich eines, in welchem ein paar „Vorzüglich“ mit einigen „Genügend“ wechselten. Das gibt ein ziemlich farbloses Bild der Persönlichkeit. Man vergleiche damit das Urtheil, welches die Lehrer im allgemeinen über Bonaparte fällten, und man wird den Scharfblick jener Herren bewundern müssen: „Zurückhaltend und fleißig, zieht er das Studium jeder Art von Unterhaltung vor und vergnügt sich an der Lectüre guter Schriftsteller. Sehr eifrig in den abstracten Wissenschaften, hat er für die anderen wenig Sinn. In der Mathematik und Geographie besitzt er gründliche Kenntnisse. Er ist schweigsam, liebt die Einsamkeit, ist launenhaft, hochmüthig und außerordentlich zum Egoismus geneigt. Ohne viel zu sprechen, ist er entschieden in seinen Antworten, schlagfertig und überlegt in der Discussion. Er besitzt viel Eigenliebe und einen Ehrgeiz, der nach allem strebt“ [2]).

Würde nun auch in der Praxis die Gefahr bestehen, dass dem Verlangen nach einem solchen allgemeinen Urtheile manchmal mit einigen Redensarten entsprochen würde, ein ideales Maturitätszeugnis könnte, um vollständig zu sein, eines solchen Zusatzes nicht entbehren.

Nur nebenbei sei hier darauf hingewiesen, dass auf einem verwandten Gebiete die übliche Bezeichnung selbst Anlass geben kann, der Note eine andere Deutung zu geben, als sie verdient. Es heißt in den Zeugnissen: „Sittliches Betragen“. Nehmen wir an, ein Schüler wurde einigemale nach der festgesetzten Stunde auf dem Eislaufplatz gesehen. Dies kann ihm leicht eine mindere „Sittennote“ eintragen. Ohne Frage gehört auch die Einhaltung der von den Vorgesetzten erlassenen Vorschriften zu den sittlichen Verpflichtungen des Schülers. Aber jener selbe Schüler isst vielleicht jeden Abend ein Stück hartes Brod, um seinem jüngeren Bruder das Abendessen zu überlassen. Wie leicht fällt gegenüber dieser sittlich schönen That jener Verstoß gegen die Schulvorschrift in die Wagschale! Trotzdem bekommt aber dieser Schüler vielleicht die Sittennote „entsprechend“, während mancher andere „lobenswert“ bekommt, der kaum einer wirklich edlen, hochherzigen Regung fähig ist. Diejenigen, welche daher statt der Bezeichnung „Sittliches Betragen“ die andere: „Disciplinares Verhalten“ wünschen, scheinen mir vollauf im Rechte zu sein.

Gibt nun auch — um wieder zu unserem eigentlichen Gegenstand zurückzukehren — die Note über die Leistungen in den einzelnen Lehrgegenständen nicht Aufschluss über alles, was wir über den Schüler wissen möchten, so erfüllt sie doch als Wertangabe der thatsächlichen

---

[1]) Diese Einrichtung bestand in Hannover. Vgl. Matthias, Praktische Pädagogik, S. 210.

[2]) Fournier, Napoleon I., I, S. 11.

Leistung ihren Zweck und hat ihre volle Berechtigung. Der Hinweis, dass einzelne Notenbezeichnungen nicht ganz unanfechtbar sind, indem ein begabter Schüler, dessen Leistung den zweiten Grad „lobenswert" erhält, vielleicht weniger gelobt zu werden verdient als ein unbegabter, der mit großer Anstrengung „genügend" zustande brachte, beweist natürlich nicht die Unzulänglichkeit der Notengebung als solcher.

Was nun ferner den zweiten Punkt, die beängstigende, aufregende Wirkung des häufigen Prüfens betrifft, so fragt es sich denn doch, ob wirklich das Prüfen eine solche Qual für den Schüler ist, ein solches „Gift", mit welchem man arbeitet.

Dass der Lehrer, indem er mit dem Schüler ein Gespräch über den Unterrichtsstoff anknüpft, die Absicht hat, sich zu überzeugen, ob jener das Gebotene aufgenommen und verarbeitet hat, ist natürlich. Hängt ja doch davon die Möglichkeit ab, auf dem Durchgenommenen wie auf einer Grundfeste weiterzubauen. Was soll es nun schaden, wenn der Lehrer von Fall zu Fall das Ergebnis einer solchen Probe, mit welchem Erfolge der Schüler mitarbeitet, in einem Büchelchen anmerkt? Ich meine, dies ist im Interesse der Ordnung und Genauigkeit gerade so nothwendig oder wenigstens empfehlenswert, wie ohne Notengebung wohl doch die Gefahr bestünde, dass das Ganze etwas zu sehr das Gepräge wissenschaftlicher Unterhaltung erhält und dadurch jenes Ernstes entbehrt, den die Überwältigung so bedeutender Schwierigkeiten fordert, wie sie die Mittelschule bietet. Dass anderswo diese Einrichtung nicht besteht, beweist mir nicht, dass sie überflüssig ist. Muss ferner wirklich dieses Noteneintragen den Schüler ängstigen? Ich glaube nicht. Hat er sich nur einigermaßen an die Schule gewöhnt, so kann es ihn, wenn er wirklich sorgfältig mitgearbeitet hat, nicht allzusehr aufregen, hierüber eine Probe ablegen zu müssen. Wann zittert der Schüler — sofern er gesund ist und in ordentlichen häuslichen Verhältnissen lebt — vor dem Handkatalog des Lehrers? Wenn er die nöthige Eignung zum Studium nicht besitzt oder wenn er nichts gelernt hat oder wenn der Lehrer schlecht vorgetragen, bezw. zuviel aufgegeben hat. Der erste Punkt wird oft genug vernachlässigt. Einst fragten die Eltern — zumal auf dem Lande — ehe sie ihren Sohn an ein Gymnasium schickten, einen „studierten Mann", gewöhnlich den Geistlichen des Ortes, ob der Knabe „Talent" besitze. Heutzutage entscheidet oft bloß die Stellung des Vaters darüber, ob der junge Mensch der Mittelschule anvertraut wird. Dass er die nöthige Begabung habe, wird — oft genug ohne jede Berechtigung — als selbstverständlich vorausgesetzt. Und doch setzt unsere prächtige, vom idealen Geiste des Humanismus durchtränkte Gymnasialstudienordnung eigentlich eine ganz specifische Veranlagung voraus, soll der junge Mann wirklich jenen Bildungsgrad erreichen, welchen jene Studienordnung fordert. Dass ferner der Unfleiß des Schülers und die durch ihn wachgerufene Abneigung gegen alles Prüfen ernstlich gegen dieses nicht geltend gemacht werden kann, bedarf keiner Erörterung. Was den letzten Punkt betrifft, so ist es wohl selbstverständlich, dass das Prüfen nur dann eine zu billigende Einrichtung genannt werden

kann, wenn der Lehrer in der oben angedeuteten Weise seine Pflicht erfüllt. Also kurz: gehören Lehrer und Schüler dorthin, wo sie sind, so ist nicht abzusehen, warum das Prüfen nervenzerrüttend wirken, warum es ein Gift sein soll. Dass das Prüfen unter Umständen zu einem Nothbehelf herabsinken kann, wenn z. B. ein Lehrer der Naturgeschichte mit zwei wöchentlichen Stunden in wenigen Wochen einige und sechzig Primaner prüfen muss, das kann nicht geleugnet werden; ist ja doch streng genommen aller Unterricht in so überfüllten Classen, wie sie nun einmal in manchen Städten schwer zu vermeiden sind, nur ein Nothbehelf. Oft genug wird da ein Knabe, der schon eine Note bekommen hat, eben deswegen nichts studieren, weil die Wahrscheinlichkeit besteht, dass der Lehrer zunächst die noch nicht Geprüften vornehmen wird. Das beweist nicht die Unzweckmäßigkeit des Prüfens überhaupt. Wie würde es denn übrigens in solchen Classen aussehen, wenn nicht Stunde für Stunde geprüft würde? Eine regelrechte Semestralprüfung würde an den Knaben eine viel höhere Anforderung stellen, als man gegenwärtig an ihn stellt. Das können also diejenigen nicht wünschen, denen die bestehende Einrichtung schon zu viel zu fordern scheint. Und würde der Lehrer etwa nur aus dem Gedächtnisse nach den Gesprächen, die er mit den Schülern geführt hat, ein Urtheil abgeben, dann, meine ich, würde er wohl manchmal in so überfüllten Classen einen classificieren, von dem ihm keine einzige Antwort wirklich in Erinnerung wäre!

Wenn trotz alledem das Wort „prüfen" für so viele einen üblen Klang hat, so trägt daran vielleicht nicht zum mindesten der Umstand Schuld, dass sich, wenn man jenes Wort hört, leicht Vorstellungen aufdrängen, die auf das Prüfen in den Lehrstunden nicht im entferntesten passen. Leicht denkt man da an Prüfungen, die sich von allen Prüfungen in der Schule zunächst dadurch wesentlich unterscheiden, dass der Wissensstoff kein scharf begrenzter ist, dass der zu Prüfende keine Gewähr besitzt, nur um etwas gefragt zu werden, was ihm einmal ein Lehrer auseinandergesetzt hat, wie es bei der Prüfung von ihm gefordert wird. Leicht denkt man ferner an Prüfungen, bei welchen der zu bewältigende Wissensstoff ein so großer ist, dass der zu Prüfende nur dann alle Einzelheiten gegenwärtig haben kann, wenn er sie in verhältnismäßig kurzer Zeit dem Gedächtnis sozusagen gewaltsam aufgezwungen hat. Solche Prüfungen werden immer außergewöhnliche Anstrengungen erforderlich machen, und nur dann streift eine Prüfung den berüchtigten Charakter ab, wenn sich der Prüfende damit begnügt, um dasjenige zu fragen, was der entsprechend veranlangte Prüfling bei so und so langjähriger ernster und planmäßiger Arbeit sich angeeignet haben muss, d. h. mühelos im Gedächtnis behalten haben wird.

Mit Prüfungen der geschilderten Art haben, wie gesagt, die Prüfungen in der Schule nichts zu schaffen. Sehen wir aber einmal zu, wie es stünde, wenn das Prüfen in der Lehrstunde abgeschafft würde. Sollte die Classification nicht zum Spiel herabsinken, so müssten Semestral- oder Jahresprüfungen eingeführt werden. Der Schüler, mit welchem dann der Lehrer ein Semester, ein Jahr lang nur gesprächsweise verkehrt

hätte, müsste in einer Woche über den ganzen Lehrstoff in allen Gegenständen eine ernste Prüfung ablegen. Ich meine, das würde wirklich eine Überanstrengung herbeiführen, das hieße wirklich nervenaufregende Prüfungen in der Mittelschule einführen, Prüfungen, die mit jenen geschilderten thatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit hätten, die sich umso bitterer fühlbar machen würden, als die Schüler gar nicht daran gewöhnt wären, ernst geprüft zu werden. Dass Prüfungen, welche wirklich nervenzerrüttend wirken können, unseren Mittelschülern erspart sind, danken diese der Einrichtung des Prüfens in der Lehrstunde. Das scheinen sich allerdings diejenigen nicht klar gemacht zu haben, welche jeden Angriff auf jene Einrichtung im vermeintlichen Interesse ihrer Söhne mit Begeisterung begrüßen. Dem einzigen thatsächlichen Übelstand derselben, der sich, wie oben gesagt wurde, in überfüllten Classen geltend macht, kann immerhin einigermaßen abgeholfen werden, wenn der Lehrer nach Thunlichkeit den Fehler vermeidet, den einmal geprüften Schüler ganz außer Augen zu lassen.

Dass überhaupt unsere Mittelschule dem Ziele zusteuert, aufregende und anstrengende Prüfungen völlig zu verbannen, beweist die Maturitätsprüfung, wie sie heute abgehalten wird. Was hat der fleißige Gymnasiast im Latein, im Griechischen, in der Mathematik unmittelbar vor der Prüfung zu studieren? Nichts. In Geschichte und Physik ist er dispensiert. Im Deutschen wird nur ein nachlässiger Schüler erst unmittelbar vor der Prüfung sein Wissen auf die nöthige Höhe bringen. Was bleibt da zu wünschen übrig? Höchstens das eine, dass man in einzelnen Fällen noch gewissenhafter den Grundsatz befolgt, um nichts zu fragen, was nur für den Augenblick eingelernt ist. Da ließe sich, glaube ich, noch manche Jahreszahl streichen. Wurde z. B. dem Schüler ein wahres Lebensbild Grillparzers entrollt, dann wird er sich allerdings die Jahre 38 und 44 von selbst gemerkt haben, wie sie dem Dichter zeitlebens in Erinnerung geblieben sein dürften. Diese Zahlen aber nebst anderen — wann die einzelnen Dramen geschrieben wurden — für die Prüfung einzulernen, hat meines Erachtens keinen Wert. Es wird ferner nach der eingehenden Besprechung eines Schillerschen Dramas gewiss am Platze sein, zu fragen, was in diesem oder jenem Act geschieht. Stellt man aber bei der Maturitätsprüfung die Anforderung, dass der Schüler bezüglich vieler Dramen ähnliche Fragen beantworten kann, so setzt dies, will mir scheinen, ebenfalls wieder voraus, dass jener die nöthigen Antworten für die Prüfung eingelernt habe, was ich für wertlos halte.

Soll ich aus dem Gesagten die Summe ziehen, so sage ich: es als einen idealen Zustand zu bezeichnen, wenn der Lehrer ohne Handkatalog in die Schule geht, dazu kann ich mich nimmermehr entschließen. Wohl aber nähern wir uns einem anderen Ideale, das keineswegs zu verachten ist; ich meine dem Ideale, dass uns an einem glühend heißen Julitag einige Maturanten begegnen, und auf die Frage, wie es ihnen gehe, antworten: 'Abgesehen von der Hitze — gut. Wir haben ja die ganze Woche gar

nichts zu thun, denn wir machen nächsten Montag Maturitätsprüfung'. Ebenso sicher ist es gleichwohl für mich, dass man nur — und das verkennen diejenigen gleichfalls, die gern von „Schultyrannen“ träumen — dass man, sage ich, nur im Hinblicke auf das Wohl und den Fortschritt der Schüler das Prüfen befürworten kann. Fasse ich meine Bequemlichkeit als Lehrer ins Auge, dann wünsche ich die Beseitigung des Prüfens. Weiß ja doch jeder, wie oft man des leidigen Notengebens halber die Classe in verdrießlicher Stimmung verlässt, die man in bester Laune betrat. Es sitzen eben in jeder Classe auch unfleißige und unbegabte Schüler.

Ried. Dr. Camillo Huemer.

Rudolf Lehmann, Erziehung und Erzieher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1901. VIII u. 344 SS. Preis 7 Mk.

„Die Pädagogik schöpft aus allem Großen und Bedeutenden, was Gegenwart und Vergangenheit hervorgebracht haben. Sie macht sich fruchtbare Ideen zu eigen und sucht berechtigte Forderungen zu erfüllen. Aber das geschieht nur zum geringsten Theile in systematischer Weise, indem sie verstandesmäßig und abstract ableitet und begründet. Der Erzieher freilich, und zumal, wer über Erziehung schreiben will, muss die Kenntnis jener Ideen und Forderungen besitzen, sie sich theoretisch angeeignet haben, aber, wenn er erzieht und schafft, so ergreift er unmittelbar mit dem Gefühl und dem Willen das Lebensvolle der Gegenwart und die hohen Ziele der Zukunft. Gewiss, er lernt von der Wissenschaft, aber nicht zu abstracter Begriffsbildung und schematischer Anwendung, sondern zu unmittelbarer praktischer Bethätigung, zu schöpferischer Arbeit.“ Wir nehmen diese Worte aus dem Inhalte des Buches, das ohne Vorrede in die Öffentlichkeit tritt, hier voraus; sie eröffnen klar und bündig die leitenden Gedanken, die der Verfasser in übersichtlicher Gliederung im Ganzen seines Werkes zur Begründung und Darstellung bringt. Auch kommt uns der Verf. nicht als ein Unbekannter entgegen, sein „Deutscher Unterricht“ (2. Aufl., Berlin 1897) hat ihm an den höheren Lehranstalten einen Namen erworben, der für das nun erscheinende Werk „Erziehung und Erzieher“ ein gutes Wort einlegt. Da wir im Eingange Sinn und Zweck des Buches angedeutet haben, wollen wir noch hinzufügen, dass derselbe die Pädagogik nicht so sehr unter dem Gesichtspunkte der theoretischen Wissenschaft als der praktischen Ausübung betrachtet. Erziehung ist eine Kunst — nicht gerade eine 'schöne', aber doch eine 'freie' Kunst, ihrem Wesen nach allen productiven Künsten aufs innigste verwandt, nur dass sie nicht in der Phantasie, sondern in der Wirklichkeit wurzelt und auf diese gestaltend zurückwirkt. Wie der Bildhauer in Stein und Erz die Götterbilder wiedergibt, die ihm vor dem geistigen Auge stehen, so will der Erzieher in dem lebendigen Stoff, den ihm die junge Menschenseele darbietet, seine Idee verwirklichen; wie der Kunstgärtner Bäume und

Blumen nach seinen Zwecken zu ziehen und zu richten weiß, so will auch der Pädagoge den Lebenstrieben und Anlagen seiner Zöglinge zu seinen Zwecken Richtung und Gestalt verleihen. Es ist ein schöpferischer Trieb, der ihn beseelt, ein vergeistigter Zeugungstrieb, wie das Plato in dem tiefsinnigsten seiner Gespräche ausgeführt hat. Der Erzieher will schaffen, die junge Seele des Zöglings schaffend gestalten, sei es nach seinem eigenen Bilde, sei es im Gegentheil nach einem Ideal, das ihm persönlich unerreichbar gewesen ist, sei es endlich — und das ist der höchste mögliche Standpunkt — ohne an sich selbst zu denken, nur das Bild dessen vor Augen, was die Natur in seinem Zögling angelegt hat. Es hat demnach die theoretische Pädagogik zur Praxis der Erziehung eine ähnliche Stellung wie die ästhetische Theorie zur Kunstübung. Die Theorie macht nicht den Künstler, wiewohl sie ihm in vielen Dingen förderlich sein kann. So ist auch die Erziehung keine bloße Technik, die sich etwa in Regeln fassen ließe; denn in aller Wirkung von Mensch zu Mensch steckt etwas Unmittelbares, Irrationales, das keiner abstracten Verallgemeinerung fähig und mit keiner wissenschaftlichen Sonde zu fassen ist. Und vor allem braucht der Erzieher, um wirken zu können, solch ein unmittelbares Gefühl für das, was in seinem Zögling vorgeht. Diese Unmittelbarkeit, dieser pädagogische Instinct kann durch keinen Schluss aus verstandesmäßigem Wissen ersetzt werden. Unter solchen Voraussetzungen erst wird sich der Unterricht zur Erziehung und zu dem persönlichen Verkehre gestalten, der den Schüler nicht nur in intellectueller Beziehung zu fördern trachtet, sondern ihn mehr als alles andere über die niedrige Auffassung des Verhältnisses zur Schule und zum Lehrer hebt, die heute noch bei unserer Jugend die herrschende ist, über die Vorstellung von einem feindlichen Gegensatz, von einem Kampfe, in dem alles erlaubt und kein Mittel zu schlecht ist. Der Schüler wird in dem Lehrer nicht mehr den Richter, ja den Strafrichter fürchten, sondern den Führer bei der gemeinsamen Arbeit sehen. Leben und Wärme, die aus der Persönlichkeit fließen und wieder Leben und Wärme in der Persönlichkeit wecken, dies sind nach dem Verf. die oberste Forderung und das höchste Ziel in Unterricht und Erziehung; es sind vielfach Goethe'sche Gedanken, die uns in dem Buche begegnen und die hinstreben zu der Auffassung der Persönlichkeit als „der geprägten Form, die lebend sich entwickelt". An Goethe mahnt es auch, wenn der Verf. auf Seite 5 folgert: „Alle Pädagogik muss sich auf den Glauben gründen, dass der junge Mensch die Anlage zum Guten in sich hat; wird diese Anlage nicht entwickelt, so ist es der Erzieher, der die Verantwortung trägt." Diese Verantwortung ist ernst, und sie verliert von ihrem Gewichte nicht, wenn zur fachwissenschaftlichen Tüchtigkeit des Lehrers auch noch die angemessene pädagogische Unterweisung hinzukommt. Dabei ist der Beginn der praktischen Thätigkeit der rechte Zeitpunkt für das theoretische Studium der Pädagogik. Aus der Praxis zieht die pädagogische Theorie Leben und Kraft, und auch umgekehrt wirken die großen Gedanken, welche die Geschichte der Pädagogik verzeichnet,

wirkt das Nachdenken über die allgemeinen Probleme der Erziehung erst auf die Praxis wahrhaft befruchtend zurück: sie führen zu einer tieferen Erfassung der Aufgaben und Ziele und verhindern, dass der Eintritt ins Lehramt sogleich zur gedankenlosen Hinnahme des Überlieferten führt. Wenn nun nach den Schlussworten des Buches eine solche Ausbildung den jungen Pädagogen befähigen soll, die Werte zu verstehen, welche die Ziele der Erziehung und des Unterrichtes bilden, und die Wege zu finden, auf welchen er seine Schüler diesen Zielen zuzuführen vermag, so dürfte sich diese Hoffnung und dieser Wunsch nur erfüllen, wenn ein gütiges Geschick dem angehenden Lehrer noch ein Drittes auf den Lebensweg beschieden hat, die von innen kommende Eignung des Erziehers, ein gut Theil von jenem vergeistigten Zeugungstrieb, von dem kurz zuvor gesprochen worden ist.

Die Erziehung wendet sich an den Einzelnen, aber sie bildet ihren Zögling für die Gemeinschaft, der er angehört. Unsere Jugend wollen wir fürs praktische Leben bilden und ausrüsten, wie wir sie mit geistigen Interessen füllen und dem Ideale zuwenden: welche von den zahlreichen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens hat die Schule auszuwählen und zu berücksichtigen, um beiden Aufgaben gerecht zu werden, um praktische Menschen zu erziehen, die doch keine Philister sind, und Idealisten, denen der gesunde Sinn für das Wirkliche nicht fehlt? Zum Problem der Charakterbildung stellt sich die Unterrichtsfrage. Der Unterricht nimmt den Zögling in bereits geprägten Formen zur weiteren Entwicklung und Gestaltung entgegen. Hier versteht es der Verf., in weißer Einschränkung Gedanken aus der Entwicklungslehre heranzuziehen. Es sind ferner die Gewöhnungen, mehr instinctive Angelegtheiten in der menschlichen Natur auch moralischer und intellectueller Art, welche das Heim, die sonstige Umgebung und das Schulleben selbst in dem Zögling allmählich erzeugen; auch sie gehen jeder höheren pädagogischen Thätigkeit voran. Treten bei der Gewöhnung die Autorität des Vorbildes und der Gehorsam des Zöglings in den Vordergrund, so soll die Lehr- und Lernarbeit im Unterrichte durch Erkenntnis und Freiheit die Bildung und Erziehung vollenden. Hier erhebt sich die Frage nach der Auswahl der Lehrfächer und Schularten, nach dem Ausgleich des philologisch-historischen Interesses und den drängenden Anliegen des neuen Jahrhunderts. Der Wissensstoff und die Wissensgebiete haben sich ins Unendliche vermehrt. Fächer, die vor hundert Jahren noch als bloße Anhängsel der humanistischen Studien erschienen, wie Geschichte und Literaturgeschichte, haben eine selbständige Bedeutung gewonnen, der sich auch die Schule nicht entziehen kann, und ein neuer Kreis des Wissens hat sich in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern entwickelt, ein Gebiet von einer Fruchtbarkeit und einer Bedeutung für alle Einzelheiten des Lebens wie für die gesammte Weltauffassung, dass eine Schulbildung ohne Kenntnis dieser Wissenschaften heute nicht mehr denkbar ist. Von dieser Umwälzung des geistigen Lebens, von dieser unendlichen Erweiterung des Gesichtskreises der Menschheit konnte denn auch die gelehrte Schule

unmöglich unberührt bleiben. Sie musste nacheinander dem Deutschen und den neueren Sprachen einen immer breiteren Platz gewähren, sie musste Mathematik und Naturwissenschaften allmählich zu Lehrfächern von gleichem Range wie die classischen Sprachen erheben. Der Culturwert des Alterthums ist ein Wert unter anderen, für das historische Verständnis unserer Cultur wird ein gewisses Maß von Kenntnis des Alterthums immer unentbehrlich sein. Von diesem Gesichtspunkte aus bildet die Antike ein wichtiges und wesentliches Fach, aber nicht mehr den Mittelpunkt des gelehrten Unterrichtes. Dass diesen Mittelpunkt nun das deutsche Lehrfach und die deutsche Literatur bildet, hatte der Verf. bereits in der ersten Auflage „des deutschen Unterrichtes“ ausgesprochen. Wir haben nun selbst eine classische Literatur, in welcher das Höchste und Beste, was das Alterthum uns gelehrt hat, mit den tiefsten Instincten unseres eigenen Volksthums zu einer neuen Einheit verschmolzen ist; es tritt uns hier vertrauter und verwandter als in der ursprünglichen Gestalt entgegen. Der deutsche Unterricht schafft den Schülern das Hauptwerkzeug aller geistigen Bildung, die Herrschaft über die Sprache; er bahnt auch ihnen theoretisch einen Einblick in das Wesen dieses Werkzeuges an. Mit dem Geschichtsunterricht vereint und durch den Religionsunterricht ergänzt, erschließt er ihnen das wichtigste Verständnis, das sie sich auf der Schule erringen können: das Verständnis der vaterländischen Cultur und der edelsten Blüte, die sie gezeitigt hat, der deutschen Poesie; er wirkt auch dadurch zu gleicher Zeit bereichernd und klärend auf die Einsicht, belebend und begeisternd auf die Gesinnung der Jugend.

Gibt die Schule für die körperliche Entwicklung der Jugend Raum, sorgt sie für die Bildung des Verstandes und für die Erstarkung der Gesinnung, erschließt sie die Natur, die unsere Schüler umgibt, und die Geistescultur, deren Erben sie sind: so vermissen wir noch eines, um das Gebäude zu vollenden, eine Vermittlung zwischen den beiden Wissenskreisen, welche diese Bildung umfasst, ein Lehrfach, welches den Zusammenhang zwischen humanistischem und realistischem Gebiet, die höchsten Gesetze, die beiden gemeinsam sind, zum Verständnis bringt. Dies leistet das wissenschaftliche Denken in der strengen Bedeutung des Wortes. Eine Einführung in dasselbe oder eine philosophische Propädeutik fügt erst dem ganzen Lehr- und Unterrichtsgebäude der höheren Schule den Schlusstein ein; es gibt keinen Lehrgegenstand, kein Bildungselement, das in gleichem Maße die Wirkung hat, den Blick weiter, das Urtheil gerechter, das Wollen maßvoller zu gestalten.

Wir haben versucht, die führenden Gedanken aus dem Werke des Verf.s herauszuheben. Die Wärme und Treue der Überzeugung, mit welcher er den Gegenstand vorträgt, geht auf die Darstellung über; sie ist fließend und klar, an vielen Stellen treffend kurz und gewählt. Wohlthuend wirkt es auch, dass der Verf. das Gute, wo er es findet, unverhohlen anerkennt. Er hat die österreichischen Schulverhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt. Das Lob, das der Verf. über den propädeutischen Unterricht in der Philosophie an unserem Gymnasium ausspricht, und

die Anerkennung, die er den Arbeiten des erweiterten Probejahres an dem Maximiliangymnasium in Wien zollt, müssen uns umso freudiger berühren, da die Collegen im Deutschen Reiche verhältnismäßig selten unsere Schuleinrichtungen beachten.

Der Verf. weiht der heranwachsenden Jugend seine Liebe und Sorge, und mit freudiger Hoffnung ruht sein Auge auf ihr. Aus der ewigen Erneuerung der Menschheit und der Nationen schöpft er mit vielen anderen, denen Erziehung mehr ist als Dressur auf ein Amt oder ein Geschäft, einen Trost in den Bedrängnissen einer schwer lastenden Gegenwart. Wenn im Zusammenhange solcher Gedanken auf Seite 5 das Gebot ausgesprochen wird, der Jugend die Wege zu bereiten, ihr Wachsthum zu fördern und vor den Missbildungen zu bewahren, in die uns Ältere ein untergehendes Erziehungssystem so vielfach hineingezwängt hat, so soll hier die Befürchtung nicht unterdrückt werden, dass das Licht, welches der Verf. für die Zukunft erhofft, den Schatten für die Vergangenheit allzu tief erscheinen lasse. Das vergehende Geschlecht hat der Gegenwart vieles des bleibend Vortrefflichen gebracht, und der Beweis dürfte ausbleiben, dass das alte Erziehungssystem keinen Antheil daran habe.

Prag. Dr. Ant. Frank.

Dr. Leo Burgerstein, Die Wohlfahrtseinrichtungen an den österreichischen Gymnasien und Realschulen. (Separatabdruck aus dem Jubiläumswerke „Österreichs Wohlfahrtseinrichtungen 1848—1898".) Wien 1900. 52 SS. Preis 1 K 80 h.

Der Verf. zeigt, was alles innerhalb der letzten 50 Jahre für eine vielseitige Förderung der körperlichen Ausbildung der Mittelschüler geschehen ist; da die Zahl derselben infolge der großen Vermehrung der Gymnasien und Realschulen innerhalb des genannten Zeitraumes weit über 100.000 gestiegen ist, so sind diese Maßnahmen von größtem Interesse nicht bloß für den Schulmann und Statistiker, sondern auch von größter Bedeutung für unsere Wehrmacht und für unsere socialen Verhältnisse.

Die Zahl der Mittelschulen ist seit 1849 auf mehr als das Dreifache gestiegen (von 93 auf 293), die Zahl der eigens für Mittelschulzwecke erbauten Häuser hat sich um mehr als das Achtfache vermehrt (von 25 auf 170). Der mittlere Luftraum beträgt pro Schüler 7·23 m³; auf fast 90% aller vorhandenen Schülersitzplätze fällt directes Himmelslicht.

In dem Abschnitte über körperliche Übungen scheint mir der Stand der durch den bekannten Erlass vom 15. September 1890 in Fluss gebrachten Spielbewegung etwas optimistisch beurtheilt; so kann die Größe und Zahl der definitiv für die Schuljugend zur Verfügung stehenden Spielplätze noch nicht recht befriedigen. Überdies darf die Bedeutung der Schulspiele nicht überschätzt werden mit Rücksicht auf folgende Momente: Während in den Ferien überhaupt nur ganz vereinzelt regelmäßig gespielt wird, ergibt sich für das Studienjahr als eigentliche Spielsaison bloß die Zeit von Mitte September bis Mitte October und von

Mitte Mai bis Mitte Juli; da aber der Anfang und der Schluss des Schuljahres für den Spielbetrieb nicht günstig sind, so verbleibt bloß eine Zeit von 10 Wochen. Aber auch diese kann nicht ganz und voll ausgenützt werden aus Rücksichten für das Wetter, den nachmittägigen Schulunterricht, Privatstunden, die weite Entfernung des Spielplatzes u. dgl. m. Wo wenigstens diese hindernden Momente wegfallen, ergibt sich natürlich eine viel häufigere Spielgelegenheit, so in Internaten, deren Zöglinge mehr als achtmal öfter zum Bewegungsspiele kommen als die Schüler der Externate; es ergibt sich nämlich nach der Statistik ein Verhältnis von 166 : 20. Die Spielgelegenheiten aber zu vermehren durch Empfehlung des Spielbetriebes im Freien zur Winterszeit würde ich für unseren Himmelsstrich nicht befürworten.

Hinsichtlich der Auswahl der Spiele finden wir noch ein zu buntes Vielerlei; würde man endlich einmal die von mir schon wiederholt empfohlene Ausscheidung der Turnspiele annehmen, so ergäbe sich schon von selbst eine wesentliche natürliche Beschränkung, deren Grenzen dann noch enger gezogen werden sollten durch Bekämpfung jedes sportmäßigen Betriebes im Rahmen dieser Spielbewegung. Denn nur aus dieser Betriebsweise ist es z. B. zu erklären, dass einmal Lawn Tennis noch vielfach unter den Schulspielen genannt wird, andererseits der Fußball an einzelnen Anstalten ausgemerzt erscheint. Auch hinsichtlich anderer körperlicher Übungen, die da genannt werden, wie Radfahren, Rudern, Skilaufen, Fechten u. a., muss vor einem sportmäßigen Betriebe, der vielfach nur auf Äußerlichkeiten Gewicht legt, Vereinsbildungen begünstigt usw., insbesondere deshalb gewarnt werden, weil er der aufwachsenden Generation mehr schadet als nützt und die Schüler einer natürlichen Pflege der körperlichen Übungen entfremdet.

Dagegen ist gegen die Befürwortung der Wettspiele zwischen verschiedenen Schulen nichts einzuwenden.

Was aber die Vorbereitung der Spiele für den Spielplatz anlangt, so sollte dieselbe auf dem Spielplatze und nicht in den Turnstunden vorgenommen werden, da das Turnen — auch nach den Intentionen der Unterrichtsverwaltung — durch den Spielbetrieb nicht eingeschränkt werden soll und bei dem derzeitigen Stundenausmaße (2 Stunden wöchentlich) auch auf keinen Bruchtheil der ihm zur Verfügung gestellten Zeit verzichten kann.

Der Turnbetrieb selbst wurde dadurch gefördert, dass innerhalb der letzten fünfzig Jahre die Zahl der eigenen Turnsäle in den Schulen auf das Fünfzehnfache gestiegen ist (von 10 auf 151).

Unter den Acten der Wohlthätigkeit für die Schule ist hervorzuheben, dass die dürftigen Schüler der Gymnasien und Realschulen Österreichs jährlich rund einer Summe von 5,000.000 K theilhaftig werden, da erstens fast die Hälfte sämmtlicher Schüler vom Schulgeld befreit ist, was einen Betrag von ungefähr 1,800.000 K ausmacht, zweitens gegen 4000 Schüler (ungefähr der 22. Theil aller) Stipendien erhalten, und drittens 243 Schulen (d. i. 87·1%) aus den Schülerladen ihren Zöglingen Geld und Geldeswert zuführen.

Das durchschnittliche Vermögen jeder Schülerlade beläuft sich auf ein Stammcapital von 7000 K und eine Jahreseinnahme von 1400 K. Auf jede der oben bezeichneten Schulen kommen durchschnittlich über 700 Bände Schulbücher für dürftige Schüler.

Das Internatwesen ist in einzelnen Kronländern besonders entwickelt (Galizien); an 112 Schulen wird den auswärtigen Schülern Gelegenheit geboten, die Mittagszeit in einem besonderen Raume des Schulgebäudes zu verbringen.

Für die Ferien sind der körperlichen Kräftigung der Mittelschüler förderlich die Feriencolonien und die Studentenherbergen; letztere wurden nach dem statistischen Ausweise pro 1896/97 benützt von 1591 Schülern, welche 109 verschiedenen Mittelschulen angehörten.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Blätter für Volksgesundheitspflege. Gemeinverständliche Zeitschrift. Organ des Deutschen Vereines für Volks-Hygiene. Herausgeber: wirkl. Geh. R.-Rath Dr. Bödiker, Dr. Graf Douglas, Geh. Med.-Rath Dr. v. Leyden, Geh. Med.-Rath Dr. Rubner. München und Leipzig, Oldenbourg. 1. Heft October 1900. Preis jährl. 4 Mk. 80 Pf.

Der außerordentliche Aufschwung der Hygiene hat zu vielen Forschungsresultaten geführt, von denen gar manche, in gemeinverständlicher Form verbreitet, vieles Gute stiften möchten. Wie sehr eine derartige Verbreitung noththut, ersieht man am besten aus dem geringen Verständnis, welches Bestrebungen in hygienischer Richtung vielfach in den Kreisen der Höchstgebildeten finden — von der großen Masse des Volkes nicht zu reden, welche heute kaum weniger als vor Jahrtausenden das Ausbeutungsobject für Quacksalber aller Art bildet.

Es kann unter diesen Umständen jeder Versuch, welcher dahin zielt, hygienischem Verständnis den Weg zu ebnen, nur mit Freuden begrüßt werden; dahin gehören auch die „Blätter für Volksgesundheitspflege", wie aus dem Inhalt des vorliegenden ersten Heftes zu schließen ist, welches außer zwei allgemeinen einleitenden Artikeln einen solchen über hygienische Misstände und hygienische Forderungen an Brunnen (San.-Rath Prof. Biedert) und einen über Leibesübungen (Prof. Raydt), ferner Mittheilungen über Trunksucht, Nahrungsmittelcontrole, dann amtliche Erlässe und verschiedene belehrende kleine Mittheilungen enthält.

Die Namen der Herausgeber allein bieten volle Gewähr für den Inhalt dieser an der classischen Stätte der Hygiene erscheinenden Halbmonatsschrift, welche sich auch äußerlich durch hygienisch gute typographische Ausstattung auszeichnet und hoffentlich weite Verbreitung finden wird.

Zu wünschen wäre in den deutschen Staaten der obligate hygienische Unterricht in den Volksschullehrer-Seminaren, wie er in Österreich organisiert wurde, wo er an den allermeisten jener Anstalten durch hiezu besonders geeignete Ärzte ertheilt wird. Auf diesem Wege wird es allmählich gelingen, eine ausgiebige Aufklärung der Volksmasse zu erreichen.

Wien. L. Burgerstein.



Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Erlass des französischen Unterrichtsministers Georges Leygues betreffend die Vereinfachung des Unterrichtes der französischen Syntax.

Der Erlass, womit die Vereinfachung in der französischen Syntax definitiv geregelt wird, hat folgenden Wortlaut:

Paris, le 28 février 1901.

Monsieur le recteur,

A la date du 31 juillet dernier, j'ai pris un arrêté relatif à la simplification de la syntaxe française.

J'ai cru devoir toutefois, avant d'en prescrire la mise en vigueur, attendre l'avis que j'avais sollicité de l'Académie française.

J'estime, en effet, qu'une réforme portant sur une matière aussi délicate doit s'appuyer sur la double autorité du Conseil supérieur de l'instruction publique, qui arrête les programmes des cours d'études et fixe la règle des examens des divers ordres d'enseignement, et de l'Académie française, dont „la mission traditionnelle est de travailler à épurer et à fixer la langue, à en éclaircir les difficultés et à en maintenir les caractères et les principes".

L'Académie française a bien voulu me faire connaître les observations de la Commission spéciale qu'elle avait chargée d'examiner les projets de réforme dont je lui avais donné communication, l'arrêté du 31 juillet et les documents qui y étaient annexés.

J'ai constaté que le principe de la réforme ne soulevait aucune objection et que, si des divergences existaient sur certains points, entre les propositions du Conseil supérieur de l'instruction publique et le sentiment de l'Académie française, il y avait communauté de vues dans un grand nombre de cas où les difficultés grammaticales peuvent être simplifiées.

Dans ces conditions, j'ai décidé de rendre exécutoires les réformes sur lesquelles l'accord s'est établi entre le Conseil supérieur et l'Académie.

Tel est l'objet du nouvel arrêté que j'ai pris à la date du 26 février, et dont je vous envoie ci-joint un certaine nombre d'exemplaires.

Il me paraît utile d'insister sur le caractère de la réforme qu'il consacre. Il importe, en effet, que les professeurs, instituteurs et membres des jurys d'examen, qui auront à tenir compte de ces prescriptions, sachent qu'il ne s'agit nullement de supprimer certaines règles fondamentales de notre syntaxe.

La réforme vise simplement à rendre plus clair et plus facile pour les enfants et pour les étrangers l'enseignement élémentaire de la langue française, en le débarrassant de complications inutiles.

..... Je vous signale, à ce propos, l'emploi que l'on fait encore dans certaines écoles de dictées qui ne son en général qu'une suite de phrases vides de sens et dans lesquelles sont accumulés à plaisir les bizarreries et les pièges orthographiques.

Ces exercices ne présentent aucun intérêt. Vous voudrez bien inviter nos maîtres à y renoncer. Le texte des dictées ne doit pas être artificiellement composé. Il doit être emprunté à nos meilleurs auteurs, afin que les élèves reçoivent en même temps une leçon de grammaire et une leçon de goût....

Recevez, monsieur le recteur, l'assurance de ma considération très distinguée.

Le ministre de l'instruction publique et des beaux-arts,
Georges Leygues.

Suit l'arrêté:

Le ministre de l'instruction publique et des beaux-arts, vu, etc.

Arrête:

Article premier. — Dans les examens ou concours dépendant du ministère de l'instruction publique, qui comportent des épreuves spéciales d'orthographe, il ne sera pas compté de fautes aux candidats pour avoir usé des tolérances indiquées dans la liste annexée au présent arrêté.

La même disposition est applicable au jugement des diverses compositions rédigées en langue française, dans les examens ou concours dépendant du ministère de l'instruction publique qui ne comportent pas une épreuve spéciale d'orthographe.

Art. II. — L'arrêté du 31 juillet 1900 est rapporté.

Fait à Paris, le 26 février 1901.

Georges Leygues.

Voici la liste complète des réformes:

Substantif

Pluriel ou singulier. — Dans toutes les constructions où le sens permet de comprendre le substantif complément aussi bien au singulier qu'au pluriel, on tolérera l'emploi de l'un ou l'autre nombre. Ex.: des habits de femme ou de femmes; — des confitures de groseille ou de groseilles; — des prêtres en bonnet carré ou en bonnets carrés; — ils ont ôté leur chapeau ou leurs chapeaux.

Substantifs des deux genres

1. Aigle. — L'usage actuel donne à ce substantif le genre masculin, sauf dans le cas où il désigne des enseignes. Ex.: les aigles romaines.

2. Amour, orgue. — L'usage actuel donne à ces deux mots le genre masculin au singulier. Au pluriel, on tolérera indifféremment le genre masculin ou le genre féminin. Ex.: les grandes orgues; — un des plus beaux orgues; — de folles amours, des amours tardifs.

3. Délice et délices sont, en réalité, deux mots différents. Le premier est d'un usage rare et un peu recherché. Il est inutile de s'en occuper dans l'enseignement élémentaire et dans les exercices.

4. Automne, enfant. — Ces deux mots étant des deux genres, il est inutile de s'en occuper particulièrement. Il en est de même de tous les substantifs qui sont indifféremment des deux genres.



5. Gens, orge. — On tolérera, dans toutes les constructions, l'accord de l'adjectiv au féminin avec le mot gens. Ex.: instruits ou instruites par l'expérience, les vieilles gens sont soupçonneux ou soupçonneuses.

On tolérera l'emploi du mot orge au féminin sans exception: orge carrée, orge mondée, orge perlée.

6. Hymne. — Il n'y a pas de raison suffisante pour donner à ce mot deux sens différents suivant qu'il est employé au masculin ou au féminin. On tolérera les deux genres aussi bien pour les chants nationaux que les chants religieux. Ex.: un bel hymne ou une belle hymne.

7. Pâques. — On tolérera l'emploi de ce mot au féminin aussi bien pour désigner une date que la fête religieuse. Ex.: à Pâques prochain, ou à Pâques prochaine.

Pluriel des substantifs

Pluriel des noms propres. — La plus grande obscurité régnant dans les règles et les exceptions enseignées dans les grammaires, on tolérera dans tous le cas que les noms propres, précédés de l'article pluriel, prennent la marque du pluriel: les Corneilles comme les Gracques; — des Virgiles (exemplaires) comme des Virgiles (éditions).

Il en sera de même pour les noms propres de personnes désignant les oeuvres de ces personnes. Ex.: des Meissoniers.

Pluriel des noms empruntés à d'autres langues. — Lorsque ces mots sont tout à fait entrés dans la langue française, on tolérera que le pluriel soit formé suivant la règle général. Ex.: des exéats comme des déficits.

Noms composés

Noms composés. — Les mêmes noms composés se rencontre aujourd'hui tantôt avec le trait d'union, tantôt sans trait d'union. Il est inutile de fatiguer les enfants à apprendre des contradictions que rien ne justifie. L'absence de trait d'union dans l'expression pomme de terre n'empêche pas cette expression de former un véritable mot composé aussi bien que chef-d'oeuvre par exemple. Ces mots pourront toujours s'écrire sans trait d'union.

Article

Article devant les noms propres de personnes. — L'usage existe d'employer l'article devant certains noms de famille italiens: le Tasse, le Corrège, et quelquefois à tort devant des prénoms: (le) Dante, (le) Guide. — On ne comptera pas comme une faute l'ignorance de cet usage.

Il règne aussi une grande incertitude dans la manière d'écrire l'article qui fait partie de certains noms propres français: la Fontaine, la Fayette ou Lafayette. Il convient d'indiquer, dans les textes dictés, si, dans les noms propres contiennent un article, l'article doit être séparé du nom.

Article supprimé. — Lorsque deux adjectifs unis par et se rapportent au même substantif de manière à désigner en réalité deux choses différentes, on tolérera la suppression de l'article devant le second adjectif. Ex.: L'histoire ancienne et moderne, comme l'histoire ancienne et la moderne.

Article partitif. — On tolérera du, de la, des au lieu de de partitif devant un substantif précédé d'un adjectif. Ex.: de ou du bon pain, de bonne viande ou de la bonne viande, de ou des bons fruits.

Article devant plus, moins, etc. — La règle qui veut qu'on emploie le plus, le moins, le mieux comme un neutre invariable devant un adjectif indiquant le degré le plus élevé de la qualité possedée par le substantif qualifié sans comparaison avec d'autres objets est très subtile



et de peu d'utilité. Il est superflu de s'en occuper dans l'enseignement élémentaire et dans les exercices. On tolérera le plus, la plus, les plus, les moins, les mieux, etc., dans des constructions telles que: on a abattu les arbres le plus ou les plus exposés à la tempête.

Adjectif

Accord de l'adjectif. — Dans la locution se faire fort de, on tolérera l'accord de l'adjectif. Ex.: se faire fort, forte, forts, fortes de...

Adjectif construit avec plusieurs substantifs. — Lorsqu'un adjectif qualificatif suit plusieurs substantifs de genres différents, on tolérera toujours que l'adjectif soit construit aus masculin pluriel, quel que soit le genre du substantif le plus voisin. Ex.: appartements et chambres meublés.

Nu, demi, feu. — On tolérera l'accord de ces adjectifs avec le substantif qu'ils précèdent. Ex.: nu ou nus pieds, une demi ou demie heure (sans trait d'union entre les mots), feu ou feue la reine.

Adjectifs composés. — On tolérera la réunion des deux mots constitutifs en un seul mot qui formera son féminin et son pluriel d'après la règle général. Ex.: nouveauné, nouveaunée, nouveaunés, nouveaunées; — courtvêtu, courtvêtue, courtvêtues.

Mais les adjectifs composés qui désignent des nuances étant devenus, par suite d'une ellipse, de véritables substantifs invariables, on les traitera comme des mots invariables. Ex.: des robes bleu clair, vert d'eau, etc., de même qu'on dit des habits marron.

Participes passés invariables. — Actuellement, les participes approuvé, attendu, ci-inclus, ci joint, excepté, non compris, y compris, ôté, passé, supposé, vu, placés avant le substantif auquel ils sont joints, restent invariables. Excepté est même déjà classé parmi les prépositions. On tolérera l'accord facultatif pour ces participes, sans exiger l'application de règles différentes suivant que ces mots sont placés au commencement ou dans le corps de la proposition, suivant que le substantif est ou n'est pas déterminé. Ex.: ci joint ou ci jointes les pièces demandées (sans trait d'union entre ci et le participe); — je vous envoie ci joint ou ci jointe copie de la pièce.

On tolérera la même liberté pour l'adjectif franc. Ex.: envoyer franc de port ou franche de port une lettre.

Avoir l'air. — On permettra d'écrire indifféremment: elle a l'air doux ou douce, spirituel ou spirituelle. On n'exigera pas la connaissance d'une différence de sens subtile suivant l'accord de l'adjectif avec le mot air ou avec le mot désignant la personne dont on indique l'air.

Adjectifs numéraux. — Vingt, cent. La pronnonciation justifie dans certains cas la règle actuelle qui donne un pluriel à ces deux mots quand ils sont multipliés par un autre nombre. On tolérera le pluriel de vingt et de cent même lorsque ces mots sont suivis d'un autre adjectif numéral. Ex.: quatre vingt ou quatre vingts dix hommes; — quatre cent ou quatre cents trente hommes.

Le trait d'union ne sera pas exigé entre le mot désignant les unités et le mot désignant les dizaines. Ex.: dix sept.

Dans la désignation du millésime, on tolérera mille au lieu de mil, comme dans l'expression d'un nombre. Ex.: l'an mil huit cent quatre vingt dix ou l'an mille huit cents quatre vingts dix.

Adjectifs démonstratifs, indéfinis et pronoms.

Ce. — On tolérera la réunion des particules ci et là avec le pronom qui les précède, sans exiger qu'on distingue qu'est ceci, qu'est cela, qu'est ce ci, qu'est ce là. — On tolérera la suppsession du trait d'union dans ces constructions.



Même. — Après un substantif ou un pronom au pluriel. on tolérera l'accord de même au pluriel et on n'exigera pas de trait d'union entre même et le pronoms. Ex.: nous mêmes, les dieux mêmes,

Tout. — Devant un nom de ville on tolérera l'accord du mot tout avec le nom propre sans chercher à établir une différence un peu subtile entre les constructions comme toute Rome et tout Rome.

On ne comptera pas de faute non plus à ceux qui écriront indifféremment, en faisant parler une femme, je suis tout à vous ou je suis toute à vous.

Lorsque tout est employé avec le sens indéfini de chaque, on tolérera indifféremment la construction au singulier ou au pluriel du mot tout et du substantif qu'il accompagne. Ex.: des marchandises de toute sorte ou de toutes sortes; — la sottise est de tout (tous) temps et de tout (tous) pays.

Aucun. — Avec une négation, on tolérera l'emploi de ce mot aussi bien au pluriel qu'au singulier. Ex.: ne faire aucun projet ou aucuns projets.

Chacun. — Lorsque ce pronom est construit après le verbe et se rapporte à un mot pluriel sujet ou complément, on tolérera indifféremment, après chacun. le possessif son, sa, ses ou le possessif leur, leurs. Ex.: ils sont sortis chacun de son côté ou de leur côté; — remettre des livres chacun à sa place ou à leur place.

Verbe

Verbes composés. — On tolérera la suppression de l'apostrophe et du trait d'union dans les verbes composés. Ex.: entrouvrir, entrecroiser.

Trait d'union. — On tolérera l'absence de trait d'union entre le verbe et le pronom sujet placé après le verbe. Ex.: est il?

Différence du sujet apparent et du sujet réel. — Ex.: sa maladie sont des vapeurs. Il n'y a pas lieu d'enseigner de règles pour des constructions semblables dont l'emploi ne peut être étudié utilement que dans la lecture et l'explication des textes. C'est une question de style et non de grammaire, qui ne saurait figurer ni dans les exercices élémentaires ni dans les examens.

Accord du verbe précédé de plusieurs sujets non unis par la conjonction et. — Si les sujets ne sont pas résumés par un mot indéfini tel que tout, rien, chacun, on tolérera toujours la construction du verbe au pluriel. Ex.: Sa bonté, sa douceur le font admirer.

Accord du verbe précédé de plusieurs sujets au singulier unis par ni, comme, ainsi que et autres locutions équivalentes. — On tolérera toujours le verbe au pluriel. Ex.: ni la douceur ni la force n'y peuvent rien ou n'y peut rien; — la santé comme la fortune demandent à être ménagées ou demande à être ménagée; — le général avec quelques officiers sont sortis ou est sorti du camp; — le chat ainsi que le tigre sont des carnivores ou est un carnivore.

Accord du verbe quand le sujet est un mot collectif. — Toutes les fois que le collectif est accompagné d'un complément au pluriel, on tolérera l'accord du verbe avec le complément. Ex.: un peu de connaissances suffit ou suffissent.

Accord du verbe quand le sujet est plus d'un. — L'usage actuel étant de construire le verbe au singulier avec le sujet plus d'un, on tolérera la construction du verbe au singulier même lorsque plus d'un est suivi d'un complément au pluriel. Ex.: plus d'un de ces hommes était ou étaient à plaindre.

Accord du verbe précédé de un de ceux (une de celles) qui. — Dans quels cas le verbe de la proposition relative doit-il être construit au pluriel, et dans quels cas au singulier? C'est une délicatesse de langage qu'on n'essayera pas d'introduire dans les exercices élémentaires ni dans les examens.

C'est, ce sont. — Comme il règne une grande diversité d'usage relativement à l'emploi régulier de c'est et de ce sont, et que les meilleurs auteurs ont employé c'est pour annoncer un substantif au pluriel ou un pronom de la troisième personne au pluriel, on tolérera dans tous les cas l'emploi de c'est au lieu de ce sont. Ex.: c'est ou ce sont des montagnes et des précipices.

Concordance ou correspondance des temps. — On tolérera le présent du subjonctif au lieu de l'imparfait dans les propositions subordonnées dépendant de propositions dont le verbe est au conditionnel présent. Ex.: il faudrait qu'il vienne ou qu'il vînt.

Participe

Participe présent et adjectiv verbal. — Il convient de s'en tenir à la règle générale d'après laquelle on distingue le participe de l'adjectif en ce que le premier indique l'action et le second l'état. Il suffit que les élèves et les candidats fassent preuve de bon sens dans les cas douteux. On devra éviter avec soin les subtilités dans les exercices. Ex.: des sauvages vivent errant ou errants dans les bois.

Participe passé. — Il n'y a rien à changer à la règle d'après laquelle le participe passé construit comme épithète doit s'accorder avec le mot qualifié, et construit comme attribut avec le verbe être ou un verbe intransitif doit s'accorder avec le sujet. Ex.: des fruits gâtés; — ils sont tombés; — elles sont tombées.

Pour le participe construit avec l'auxiliaire avoir, lorsque le participe passé est suivi soit d'un infinitif, soit d'un participe présent ou passé, on tolérera qu'il reste invariable, quels que soient le genre et le nombre des compléments qui précèdent. Ex.: les fruits que je me suis laissé ou laissés prendre; — les sauvages que l'on a trouvé ou trouvés errant dans les bois. Dans les cas où le participe passé est précédé d'une expression collective, on pourra à volonté le faire accorder avec le collectif ou avec son complément. Ex.: la foule d'hommes que j'ai vue ou vus.

Adverbe

Ne dans les propositions subordonnées. — L'emploi de cette négation dans un très grand nombre de propositions subordonnées donne lieu à des règles compliquées, difficiles, abusives, souvent en contradiction avec l'usage des écrivains le plus classiques.

Sans faire de règles différentes suivant que les propositions dont elles dépendent sont affirmatives ou négatives ou interrogatives, on tolérera la suppression de la négation ne dans les propositions subordonnées dépendant de verbes ou de locutions signifiant:

Empêcher, défendre, éviter que, etc. Ex.: défendre qu'on vienne ou qu'on ne vienne,

Craindre, désespérer, avoir peur, de peur que, etc. Ex.: de peur qu'il aille ou qu'il n'aille;

Douter, contester, nier que, etc. Ex.: je ne doute pas que la chose soit vraie ou ne soit vraie;

Il tient à peu, il ne tient pas à, il s'en faut que, etc. Ex.: il ne tient pas à moi que cela se fasse ou ne se fasse.

On tolérera de même la suppression de cette négation après les comparatifs et les mots indiquant une comparaison: autre, autrement que, etc. Ex.: l'année a été meilleure qu'on l'espérait ou qu'on ne l'espérait; — les résultats sont autres qu'on le croyait ou qu'on ne le croyait;

De même après les locutions à moins que, avant que. Ex.: à moins qu'on accorde le pardon ou qu'on n'accorde le pardon.



Observation

Il conviendra, dans les examens, de ne pas compter comme fautes graves celles qui ne prouvent rien contre l'intelligence et le véritable savoir des candidats, mais qui prouvent seulement l'ignorance de quelque finesse ou de quelque subtilité grammaticale.

Vu pour être annexé à l'arrêté du 26 février 1901.

Literarische Miscellen.

H. Süskind, Präparation zu W. Jordans ausgewählten Stücken aus der dritten Dekade des Livius. II. Hälfte. Stuttgart, Paul Neffs Verlag.

Das schön ausgestattete Heft umfasst die Abschnitte 24 (Abfall Capuas) bis 46 (die erste Kriegssteuer) und enthält den entsprechenden Vocabelschatz zu ausgewählten Partien des 23. und 26.—30. Buches. Die capitelweise Zusammenstellung der Vocabeln hat natürlich vor der lexikalischen Anordnung den Vortheil rascherer Benützung und zugleich den der Vermeidung etwaiger Irrthümer voraus. Andererseits sind freilich Wiederholungen dabei unvermeidlich. So begegnen die Worte *adservare, aestus, ardor, comparare, confestim, destituo, foedus, impotens, inermis, integer, ruina, vagus,* die Verbindung *in fidem recipere* zweibis dreimal; *castigare* und *castigatio, navare* und *naviter* sind getrennt; *epulari* ist wohl nur irrthümlich S. 8 wiederholt (vgl. S. 4). Zwei Verweisungen S. 10 (*nec sane*) und S. 15 (*antesignani*) stehen in Widerspruch mit der Vorbemerkung, dass die vorliegende Präparation den Besitz der ersten Hälfte bei den Schülern nicht voraussetze.

Der Druck ist sehr sorgfältig. Ich notiere: S. 4 *cansam* (*causam*), S. 13 iegen (biegen), S. 16 (*memorabilis*) XXVI (richtig XXIV), S. 18 *auxĭtis* (*auxĭtis*), S. 19 *continuns* (*-uus*). Den Besitzern der Jordanschen Auswahl wird das Heft gute Dienste leisten.

Cornelius Nepos. Auswahl für den Schulgebrauch, herausgegeben u. ergänzt durch eine vita Alexandri Magni von Prof. Dr. Hermann Knauth, Oberlehrer an der Latina zu Halle. Mit einer Karte. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1900.

Das handliche Büchlein enthält 11 vitae des Nepos, darunter auch den Alcibiades; ausgeschlossen sind der Hamilcar und Hannibal. Hinzugefügt ist als 12. Biographie ein Alexander Magnus in 24 Capiteln von mäßigem Umfange. Der Verf. hat nämlich mit richtigem Gefühle für die Bedürfnisse des Unterrichtes auf dieser Stufe den Inhalt der Geschichte in einzelne Erzählungen zerlegt und dem Ausdrucke möglichste Klarheit, Rundung und lateinische Färbung gegeben. Er sorgte ferner für eine entsprechende, nicht aufdringliche Repetition der Casuslehre und war bemüht, im Vocabelschatze die Cäsarlectüre vorzubereiten. Indem der Text von erheblichen Schwierigkeiten frei ist, ist er besonders zu cursorischer Lectüre geeignet. Gerade für diesen Theil ist auch ein Wörterverzeichnis beigegeben, welches auch schwächeren Schülern die nöthige Unterstützung für die häusliche Vorbereitung bieten kann.

Them. 4, 5 ist stehen geblieben *oportunissimo*; Pel. 1, 2 *vominatur*; Ag. 2, 5 *summa*; Alex. 3, 2 *intellegabat*. Im Vocabularium ist *magnum iter* 83ᵃ und 91ᵇ angegeben. Die verschiedenen Bedeutungen

von *condo* 90[b] sind nicht vermittelt. Auf dem Kärtchen '*regnum Alexandri Magni*' fehlen die Alex. 21, 8 genannten Städte *Nicaea* und *Bucephala*.

Ein Versuch mit dem sorgfältig gearbeiteten Büchlein würde sich, namentlich in Rücksicht auf den glatten Text der Biographie Alexanders, gewiss lohnen.

Wien. R. Bitschofsky.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen. Auf Grund der deutschen Lesebücher von Kummer-Stejskal und von Lampel für die Unterstufe der Mittelschulen bearbeitet von Fidelis Perktold. I. Theil. Wien, Manz'sche Buchhandlung (Julius Klinkhardt & Co.) 1900. XII und 203 SS. Preis geb. 1 K 92 h. — A. u. d. T.: „Hilfsbücher für den deutschen Unterricht." Herausg. von Karl Stejskal. 4. Bdchen

Die 'Entwürfe' gehen von dem Grundsatz aus, dass das Lesebuch den Mittelpunkt für die Aufsätze bilden soll. So wurden denn auf Grund vorausgegangener Lectüre Aufsatzskizzen hergestellt durch Veränderung des Standpunktes, des Ortes, der Zeit, des Aussageverhältnisses, ferner durch Zusammenziehungen, Erweiterungen, Ergänzungen, kurz durch viele Arten von Umwandlungen von Lesestücken. Auch Inhaltsangaben und Auszüge finden sich. Andere Stücke bieten Beschreibungen, Charakterbilder, Vergleiche. Die altclassische Lectüre wurde ebenfalls stark herangezogen. Eine zweite Stoffquelle bot das Leben, eine dritte der gesammte Schulunterricht. (Vorwort S. VI.) Der Aufsatzstoff dieses Bändchens wurde in folgende Gruppen gebracht: I. Erzählungen. (Umbildungen, Nachbildungen, Erweiterungen, Ergänzungen, Inhaltsangaben und Auszüge.) II. Beschreibungen (von Thieren, Pflanzen, Mineralien, Örtlichkeiten, Denkmälern, Bildwerken, aus Geographie und Physik. III. Lebens- und Charakterbilder. IV. Vergleiche (von Natur- und Kunstgegenständen, Naturvorgängen, Dichtungen, Lebens- und Charakterbildern). Man sieht, es würden fast alle fürs Untergymnasium in Betracht kommenden Typen berücksichtigt, und was an Schilderungen, Erklärungen, Abhandlungen u. dgl. noch fehlt, wird für eine Fortsetzung (die mittlerweile als II. und III. Theil erschienen ist) in Aussicht gestellt (Vorwort S. XI).

Die Aufgaben schreiten im allgemeinen nach der Schwierigkeit geordnet fort. Gegenseitige Verweisungen, doppelte Fassungen sind nicht ausgeschlossen. Auf Einleitung und Schluss wird gebürend Bedacht genommen. Selbständige Verwertung des Gebotenen ist räthlich und wird durch die jeweiligen Verhältnisse des Unterrichtes oft geradezu gefordert werden.

Die Grundsätze, nach denen der Verf. arbeitete, sind aus seinem Aufsatze „Zum deutschen Unterricht in den Unterclassen" (Progr. Oberhollabrunn 1899) bekannt. Vgl. meine Besprechung in dieser Zeitschrift 1900. Da nicht nur auf die Bedürfnisse der Gymnasien, sondern auch auf die Instructionen und Lehrpläne der Realschulen und Bürgerschulen Rücksicht genommen wurde und sich die 'Entwürfe' mit Verzicht auf Originalität an die herkömmlichen Formen halten, so dürften sie den Lehrern der unteren Classen gute Dienste leisten und bald ein gesuchtes Hilfsbuch werden. Bei gerechter Beurtheilung darf natürlich nie vergessen werden, dass wir es nur mit Entwürfen, nicht mit abgerundeten Musteraufsätzen zu thun haben.

Die Brauchbarkeit des 2. Inhaltsverzeichnisses könnte durch einen Hinweis auf die betreffende Auflage des Lesebuches erhöht werden.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.



Dr. J. R. Rahn, Cours de conversation. Chez l'Auteur. Dresd. Prix: 2 Mk. — Wörterbuch zum Bilderatlas für französische Conversation. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1901. Pr. 80 Pf.

I. Die erstere Schrift ist das Hilfsbuch zu einer Bildersammlung, betitelt '*A travers Paris et la France*', die uns zwar nicht zur Besprechung vorliegt, auf die wir aber gelegentlich dieses Hilfsbuches zurückkommen müssen. Sie enthält 28 Bilder, von denen einige (*Le serpent échappé, Une famille malheureuse etc.*) insoferne nicht zum Titel passen, als sie ganz allgemeiner Natur sind und durch solche charakteristischer Art ersetzt werden sollten. Ferner gibt jener Bilderatlas in einem Appendix eine kurze zusammenhängende Besprechung eines jeden Bildes.

Der '*Cours de conversation*', nach der Absicht des Verf. zum Gebrauch des Lehrers bestimmt, enthält eine eingehende Beschreibung dieser Bilder, und zwar zum größten Theile in dialogischer Form. Die in sprachlicher Beziehung wohl tadellosen Texte behandeln hie und da auch Realien, z. B. Nr. 2 und 3 (*Jardin et Palais de Luxembourg*), 8 (Regierung und Steuern), 11, 18, 19 (Militär), 25 (Napoleon I.). In dieser Beziehung wäre aber noch mehr zu wünschen, z. B. gelegentlich Nr. 22 (*Brétagne*) und 20 (*Marine*).

II. Das Wörterbuch ist so eingerichtet, dass die Vocabeln für jedes Bild in zwei Abtheilungen, für die Unterstufe einerseits für die Mittel- und Oberstufe anderseits, geboten werden. Gegen diese auf dem richtigen Principe der Wiederholung und Erweiterung des Wortschatzes gegründete Eintheilung ist nichts einzuwenden. In der für die Unterstufe bestimmten Abtheilung sind die Wörter nach ihrem inhaltlichen Zusammenhange gruppiert, also z. B. die Ausdrücke für Kleidung, Beschäftigung, Beförderungsmittel etc. zusammengestellt, was uns ganz praktisch erscheint. Nach den Andeutungen des Verf. im Vorworte soll die Beschreibung im Appendix der Bildersammlung dem Unterrichte auf der Mittelstufe dienen, auf der Oberstufe aber nach dem *Cours de conversation* vorgegangen werden.

Obwohl, wie schon bemerkt, diese Conversationsschule noch dem Titel des Bilderatlasses entsprechender gestaltet werden könnte, scheint sie doch recht wohl geeignet, Übung im französischen Gespräche und zugleich Kenntnis des französischen Lebens und Landes zu vermitteln.

Wien. Dr. A. Würzner.

Luckenbach H., Abbildungen zur alten Geschichte für die oberen Classen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. München, Oldenbourg 1898. VIII u. 64 SS. Preis 1 Mk.

Die Auswahl der Abbildungen halte ich für gut und die Reproductionen durchweg für gelungen; der Preis ist unglaublich niedrig für den reichen Inhalt. Naturgemäß illustrieren diese Abbildungen zumeist jene Abschnitte der Lehrbücher der alten Geschichte, die von der Architektur, bildenden Kunst und Literatur handeln. Ich halte das Buch für einen sehr guten Lehrbehelf, der auch bei uns Verwendung finden sollte. Allerdings ist darin die bekannte Augustusstatue mit dem Delphin und dem nackten Bübchen darauf abgebildet, das ein geistlicher Begutachter in einem unserer österreichischen Lehrbücher beanstandet hat und dessen Beseitigung auch durchgesetzt worden ist. Solchen Pädagogen diene zur Wissenschaft, dass Luckenbachs Buch noch einige derartige schreckliche Nuditäten enthält, auf dass sie nicht in Versuchung fallen.

Graz. Adolf Bauer.



Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Wanderungen von Heinrich Renner. Illustriert von W. S. Arndt und E. Arndt. 2. verm. Aufl. Berlin, Dietrich Reimer 1897.

Auf 36 Druckbogen versucht es der federgewandte Verf., unterstützt durch eine Reihe sehr anschaulicher Illustrationen, z. Th. photographische Aufnahmen, z. Th. Originale der genannten Künstler, uns mit den bisher noch wenig bekannten illyrischen Ländern vertraut zu machen. In nächster Zeit dürften diese Gebiete durch den Band „Bosnien und die Herzegowina", der als Abschluss des groß angelegten Werkes „Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild" erscheint, eine officielle Charakteristik finden. Renner schildert ebenso lebhaft, wie er beobachtet. Das Werk macht auch auf viele kunsthistorisch und archäologisch interessante Details aufmerksam; bekanntlich existieren ja noch überall im Lande Spuren römischer Bauthätigkeit, und mancher bedeutende Schatz aus dem Gebiete der Plastik und der Kleinkunst dürfte noch ungehoben in der Erde schlummern. Ein interessantes Bauwerk des dalmatinischen Hinterlandes ist die neunbogige Römerbrücke über die Buna unweit von Blagaj. Letzteres liegt ungefähr zwei Meilen südöstlich von Mostar. Auch die prähistorischen Pfahlbauten bei Ripač und die Nekropole von Jezezine sind sowohl geschildert, als auch abgebildet. Die künstlerischen Überbleibsel aus der mohammedanischen Zeit werden überall entsprechend gewürdigt.

Troppau. Rud. Böck.

Dr. **Franz Hochheim, Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra** an höheren Lehranstalten. Heft I. 6. ergänzte Aufl. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1900. 258 SS.

Dieses von Prof. Dr. Ad. Hochheim verfasste Lehrbuch ist nach dessen Tode von seinem Sohne bearbeitet und herausgegeben worden. Wesentliche Änderungen hat der letztere an demselben nicht vorgenommen, aber die Anzahl der Übungsaufgaben bedeutend vermehrt. — Das mit großer Klarheit geschriebene Buch ist jedoch wegen seiner Anordnung des Lehrstoffes an den österreichischen Lehranstalten nicht zu gebrauchen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Leitfaden für Aquarien- und Terrarienfreunde. Im Auftrage des „Triton", Verein für Aquarien- und Terrarienfreunde zu Berlin, bearbeitet von Dr. E. Zernecker, Prosector am Anatomischen Institute der königl. thierärztlichen Hochschule zu Berlin. Mit einer Tafel und 112 Abbildungen im Texte. Berlin, Verlag von Gustav Schmidt (vormals R. Oppenheim) 1897. 341 SS. u. Sachregister. Preis geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Die Verlagsbuchhandlung G. Schmidt, welche die beliebte Zeitschrift „Natur und Haus" herausgibt, bei welcher ferner das bekannte und bestens bewährte „Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei" von M. Hessdörfer erschienen ist, hat mit der Herausgabe des vorliegenden, gleichfalls praktischen Zwecken dienenden Buches einen guten Griff gethan, trotzdem es der Aquarien- und Terrarienbücher bereits eine schwere Menge gibt. Das Buch bringt nacheinander die Capitel Süßwasser-Aquarium, Seewasser-Aquarium, Terrarium, dann Allgemeines,

(Instandhaltung des Aquariums, Fütterung der Bewohner, Krankheiten der Fische, Überwintern der Thiere, Hilfsapparate). Eine Fülle von Erfahrungen ist in dem Buche niedergelegt, und so kann dasselbe jedem Liebhaber als ein nie versagender Rathgeber in allen einschlägigen Fragen dienen. Die Darstellung ist sehr klar und verständlich und wird unterstützt durch zahlreiche sehr geschmackvoll gezeichnete Bilder.

Krems. Franz Müller.

Fritz Benesch, Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Mit 29 Bilderbeilagen und 69 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verf.s. München. F. Bruckmann A.-G. 1899. gr. 4°, 146 SS. Preis 20 Mk.

Das vorliegende Werk des durch seine früher erschienenen Arbeiten rasch zu wohlverdientem Ruf gelangten Verf.s hier zur Anzeige zu bringen, veranlasst uns die Erwägung, dass es für unsere Lehrerbibliotheken ein willkommener Lehrbehelf sein dürfte. Denn das Werk — was seine Ausstattung in Wort und Bild betrifft — ein Prachtwerk, wie es vielleicht nur die ausgezeichnete Bruckmann'sche Anstalt schaffen konnte — gibt in seinem Texte und vollends in seinem reichen und herrlichen Bilderschmuck ein so anschauliches Bild der großartigen Naturschönheiten des Grödner Thales und seiner zum Himmel aufragenden Bergriesen, dass der heimatkundliche Unterricht sich der Bilder und des Textes gewiss mit Nutzen bedienen wird. Der Verf. bewährt sich in seinen meisterhaften Schilderungen, die auf eingehenden Studien der fachwissenschaftlichen Literatur und jahrelangen Wanderungen im Grödner Thale, das schon lange durch seine Bildschnitzereien berühmt ist und jahraus jahrein von Tausenden von Alpenfreunden aufgesucht wird, beruhen, als geschulten und vortrefflichen Beobachter, und wie er nicht nur der leblosen, wenn auch großartigen Natur, sondern ebenso den dort lebenden, auch in sprachlicher Hinsicht interessanten Menschen in ihren Leiden und Freuden gerecht wird — wir verweisen auf die Einleitung und die Capitel „Das Grödener Thal und seine Bewohner“ oder „Wintertage in Gröden“ — so weiß er sich auch von einseitiger Bewunderung des Hochgebirges freizuhalten und bringt auch die Schönheit der Landschaft und des Waldes zur vollen Geltung. So wird der Lehrer der Heimatkunde nicht nur selbst mit Nutzen die schönen Schilderungen lesen, sondern gewiss auch das eine oder andere Capitel zur Belebung des Unterrichtes verwerten können. Aber auch die Bilder, insbesondere die Vollbilder, vortreffliche Lichtdrucke, werden als Illustrationen unserer herrlichen Alpenwelt gute Dienste leisten. Denn mit dem Blicke des Künstlers hat es der Verf. verstanden, der Natur die richtige Stimmung und Beleuchtung abzulauschen. Die besten Bilder sind wohl das Titelbild (Daint de Mesdi), das stimmungsvolle Bild von St. Ulrich (Osterbild), der Vilnoiser Thurm, die Boë-Spitze, am Pisciadusee, die Grohmannspitze, am Sass Rigais, Fermedagruppe im Winter, Furquettaschlucht. Auch losgelöst vom Texte würden die Bilder, die die Meisterschaft des Verf.s als Amateurphotographen bekunden, einen passenden Wandschmuck geben. Wir können daher das schöne Werk den Lehrerbibliotheken unserer Mittelschulen bestens empfehlen. In Anbetracht der prächtigen Ausstattung ist der Preis gering bemessen.

Wien. S. Frankfurter.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. Ammann. 2. Theil. (Beiträge zur deutsch-böhm. Volkskunde, geleitet von A. Hauffen. Bd. 2, Heft 2.) Prag, J. G. Calve 1899. X u. 198 SS.

Dem hier (s. diese Zts. 1898, S. 113) besprochenen ersten Bande folgte ein zweiter, der wieder die Texte von sechs Dramen bringt: Eustachius, Alexius, Das türkische Sultanspiel, Genovefa, Hilanda, Heinrich von Eichenfels. Die für den letzten Band versprochene kritische Untersuchung wird festzustellen haben, inwieweit sich Einfluss des Jesuitendramas kundgibt. Für den „Eustachius" scheint er mir wahrscheinlich, für das „Türkische Sultanspiel", das richtiger nach der weiblichen Hauptperson Dimfna genannt würde, die als „Santa Dimpna" in zahlreichen Jesuitenspielen verherrlicht wurde, ziemlich sicher. Zur „Genovefa" ist auch der Text bei Kralik-Winter „Deutsche Puppenspiele" S. 1 ff. heranzuziehen.

Wien. A. v. Weilen.

Programmenschau.

14. **Quibusnam litterarum studiis C. Cornelius Tacitus imbutus fuisse videatur et quam rationem in ea re secutus sit,** exposuit Joh. Tiron. Progr. des k. k. Staats-Untergymnasiums in Czernowitz 1897/98. Gr. 8°. 29 SS.

Über die Gründe, die bestimmend waren, bei Tacitus auf den Vornamen Caius zurückzugreifen, äußert sich der Verf. nicht. Was über des Tacitus Erziehung und Unterricht beigebracht ist, gehört auf das Gebiet der Hypothese, die sich aufbaut aus dem, was Handbücher und einschlägige Monographien über die Erziehung eines vornehmen Römers geben. Thatsächlich lässt sich nicht einmal so bestimmt, als es geschieht, behaupten, dass Tacitus' Vater kaiserlicher Procurator in Belgien gewesen sei, und hiernach werden auch die daran geknüpften Vermuthungen zu beurtheilen sein. Auch was über die poetischen, philosophischen und rhetorischen Studien erzählt ist, gehört fast durchwegs auf das Gebiet der Vermuthungen, wie sie auch schon von anderen angestellt worden sind, und manches davon ist recht schwach fundiert. So gibt Plin. Ep. IX 10 kaum einen Anhaltspunkt dafür, dass Tac. in seiner Jugend gedichtet habe; ebensowenig geht aus den angeführten Stellen hervor, dass er Schüler des Musonius Rufus gewesen sei. Recht schwach ist der Abschnitt über die philosophischen Studien des Tacitus in logischer Beziehung. Hinsichtlich der historischen Studien bot sich, wie auch sonst, eine gute Quelle in Haases Commentatio. Sonst ist wohl auch über das Ziel geschossen, z. B. S. 18 *nunquam neque ira neque studio abreptus unamque veritatem ducem secutus retinuit, quod est difficillimum, et laudis et vituperationis modum:* soweit gehen selbst Nipperdey und Andresen nicht. Auch gegenüber *antiquae rei publicae amantissimus nihilque boni sub imperatore adesse civitati arbitratus comparat praesentia tempora cum praecedentibus (?) atque ubivis rei publicae bona, mala principatus ostendit* (29) wird man anderer Meinung sein können (Ann. III 55, Nipp.-Andr. Einl. 22 und jetzt Müllenhoff D. A. IV 1, 13). Sonderbar nimmt sich der Germania gegenüber S. 21 die Behauptung aus *ceteros populos Romanorum imperio nondum subiectos barbaros vocabat, nulla arte insignes nulloque nomine cum Romanis comparandos.* — Man hat es, wie es scheint, mit einer Prüfungsarbeit zu thun, und in diesem Falle ist der Fleiß anzuerkennen, mit dem die erreich-

bare Literatur benützt und die einschlägigen Stellen aus Tacitus, Quintilian, dem jüngeren Plinius u. a. verwertet sind. Allein dies bedingt noch nicht wissenschaftlichen Wert, und in dieser Hinsicht darf man zweifeln, ob die Arbeit an ihrem Platze sei.

Das Latein setzt sich zusammen aus dem, was Haases 'commentatio de Cornelii Taciti vita, ingenio, scriptis entnommen ist', aus dem der herangezogenen Stellen und dem eigenen des Verfassers. Nicht gerade schön ist der häufige Gebrauch von *Taciteus* (Tacitea aetas, Taciteum ingenium). Bedenkliches enthalten Sätze, wie *pater eius.... non solum sermonis Latini et Graeci, sed etiam barbari, qui dicebatur, peritus fuit, cum alterius scientia in homine erudito per se intellegeretur, alterum autem in munere fungendo adeo eum scire necesse esset, ut omnes intellegeret*... (2), *Curiatium Maternum tragoediarum scriptorem et recitantem audivit* (15). Sinnlos wird (24) dem parteiischen Geschichtsschreiber *verum ad suam utilitatem componere* zugemuthet. Wiederholt findet sich der Inf. des pass. Perfects mit *fuisse* oder die unmotivierte Verwendung von *videri*, wie in *quibus autem locis et a quibus magistris Tacitus primis litterarum elementis imbutus fuisse videatur, nihil fere certi constat* (4), und wiederholt ebensolcher Wechsel des Tempus, z. B. *quamquam maximam partem in foro versabantur neque philosophiae studio nisi otii explendi causa faverunt* (8). Eine besondere Neigung herrscht vor für *incepi* mit Inf. Man vergleiche noch *qua in re eo minus a vero aberrare nobis videmur, cum ipse Plinius utroque praeceptore usus est* (14) und *philosophiae praeceptores Romae saepius expulsi sunt* (9). Auch die Entnahme aus anderen Schriftstellern war nicht immer glücklich. Haase sagt p. VII: *itaque dubitari non potest, quin iuris peritiam sibi paraverit legesque et instituta maiorum omnemque rerum Romanarum memoriam diligenter cognoverit.* Ebenso S. 3 der Verf.; nur hatte er den unglücklichen Einfall, für o. r. R. m. *omnesque res Romanorum gestas* einzusetzen. Der Fehler in *summam operam eloquentiae studio navabant, quo non aliud vel ad utilitatem fructuosius vel ad dignitatem amplius vel ad urbis famam pulchrius vel ad totius imperii atque omnium gentium notitiam illustrius excogitari potest* (11) erklärt sich durch die unveränderte Übernahme der Stelle aus Dial. 5. Die gleichen Fehler finden sich S. 13 (Dial. 30) und S. 21 (Ann. III 65). — Auch die stilistische Fertigkeit und der Bau der Perioden lässt manches zu wünschen übrig und ebenso die Logik der Darstellung. S. 7 findet sich folgender Gedankengang: die innige Freundschaft, die den jüngeren Plinius mit Dichtern, namentlich mit Martial und Silius Italicus verband, gestattet die Vermuthung, dass diese auch Tacitus nicht unbekannt gewesen seien. Dann wird fortgefahren *quae cum ita sint, Tacitum quoque ab eius generis studiis haud alienum fuisse crebra in eius scriptis vestigia ostendunt.* Auch *constat cuiuscunque populi philosophiam duplicem esse aut genuinam ab ipso procreatam aut alienam aliunde petitam* (8) möge noch erwähnt sein. Das sind einzelne Fälle. Wer sich aber die Mühe nehmen wollte, der möchte vom Titel an, wo *in ea re secutus sit* nach dem Passivum *imbutus fuisse* nicht zu billigen ist, auf jeder Seite Belege dafür finden, wie wenig schon vom sprachlichen Gesichtspunkte aus die Schrift für die Öffentlichkeit reif war. Damit aber soll nicht gerade dem Verf. ein Vorwurf gemacht sein, der ja Gründe haben mochte, von seiner Arbeit eine gewisse Meinung zu hegen. Wenn wir aber einem Wunsche Ausdruck geben dürfen, so wäre es der, es möchten die Directoren, soweit sie als Fachmänner in der Lage sind, gelegentlich ihre weise Umsicht und eine wohlwollende Beeinflussung walten lassen. Dies dürfte im Interesse der Anstalten sowie in dem mancher jungen Lehrkraft gelegen sein, die nicht missmuthig oder vorzeitig entmuthigt werden soll.

Wien. Franz Zöchbauer.



15. Die αὐτο-Composita sprachwissenschaftlich classificiert. Vom wirklichen Gymnasiallehrer Johann Vintschger, Ritter von Altenburg zu Neuberg. Gmunden 1899. Selbstverlag des Communalgymnasiums. Progr. des Communalgymnasiums in Gmunden am Traunsee, 1899. 8°. 16 SS.

Die Composita sind ein noch wenig untersuchtes Gebiet der griechischen Wortbildung. Wie anregend aber die Durchforschung einzelner Fälle des Gebrauches wie der Bildung der Nominalcomposition sein müsste, zeigt die vorliegende Arbeit, die sich eine Classificierung der mit αὐτός beginnenden Zusammensetzungen zur Aufgabe macht. Der Verf. entwickelt zunächst die von Nils Flensburg (Über Ursprung und Bildung des Pronomens αὐτός. Lund 1893. Vgl. diese Zeitschr. 1897, S. 88) vorgebrachte Erklärung von αὐτός, dessen dorischer Nominativ αὔς lautet. Die Scheidung in αὐ- als Pronominalwurzel oder als Nominalstamm und -το- als Bildungssuffix dürfte wohl richtig sein. Während man aber zu einer sicheren Erklärung des ersten und wesentlichen Bestandtheils kaum wird durchdringen können, glaube ich in dem Suffix die Superlativendung -το- mit ihrer trennenden und gegenüberstellenden localen Grundbedeutung erblicken zu dürfen. Der Verf. erwähnt dann die Bedeutungen von αὐτός, an denen die Composita theilnahmen. Den Bedeutungen „selbst, eigen, sich, allein, derselbe“ wären die besonderen „zugleich, sammt, von selbst, an und für sich, ganz, wirklich, echt, leibhaftig“ anzuschließen. In der Classification der Composita wendet der Verf. das seit Bopp in die vergleichende Sprachwissenschaft eingeführte System der Sanskritgrammatik an. Die durch den indischen Grammatiker Vôpadêva getroffene Eintheilung in die sechs Classen: *dvandva, bahuvrîhi, karmadhâraja, tatpurusha, dvigu* und *avjajîbhâva*, ist zur Orientierung praktisch und hat von Hand zu Hand modificiert auch in die griechische Grammatik Eingang gefunden. Die Beibehaltung der indischen Terminologie, die dem Verf. beliebte, ist indessen wenig zweckmäßig, zumal man schon seit Bopp geläufige grammatische Ausdrücke anwendet. Das Wort *bahuvrîhi* bedeutet „viel Reis habend“ und ist keine eigentliche Bezeichnung für die betreffende Classe, sondern nur ein Beispiel aus dem Verzeichnis der in diese Gruppe gehörenden Wörter. Man könnte diese Classe πολύσχιος oder μεγάθυμος, Gelbschnabel oder Dickkopf nennen, während doch „possessive, attributive oder mutierte Composita“ genügend zutreffende Bezeichnungen sind. Für die Composita mit αὐτός als erstem Glied kommen die 2., 3., 4. und 6. Classe Vôpadêvas in Betracht, und mit Rücksichtnahme auf Justi theilt der Verf. ein in I. Composita niederer Art: 1. Abhängigkeits-, 2. Determinativ-Composita; II. Composita höherer Art: 1. Possessiv-, 2. Adverbial-Composita. Manchmal bedürfte die Auffassung des Verf.s auch einer Begründung zum Schutze gegenüber anderen Erklärungen oder eines Stellenbeleges bei der Möglichkeit verschiedener Bedeutungen. Man wird mit der Einordnung von αὐτομήτωρ unter die Gruppe Karmadhâraja zufrieden sein, da ihm die entsprechende Bedeutung bei Simonides mul. 12 zukommt; allein Bopp stellt es zu den Bahuvrîhi (Vgl. Gr. III, § 980). Ferner ist αὐτοκήρυς richtig als Karmadhâraja bezeichnet, da es den Sinn hat „selbst sein Herold seiend“ oder wie es bei Bekk. An. p. 5 heißt ὁ μὴ δι' ἑτέρου, ἀλλὰ δι' ἑαυτοῦ κηρυκεύων, und doch ist wieder αὐτάγγελος unter die Bahuvrîhi gestellt, während es doch an bekannten Stellen nur als Karmadhâraja gefühlt werden kann. Wenn z. B. Tissaphernes als αὐτάγγελος dem König Artaxerxes selbst die Nachricht von den Absichten des Kyros bringt, anstatt jemanden als Boten zu senden, so liegt ein Gegensatz nicht im Gegenstand der Meldung (seine eigene Botschaft habend), sondern in der Person des Überbringers (selbst Bote seiend) Plut. Artax. 6. Ähnliches gilt von Odysseus und von Ismene bei Soph. Phil. 568 und Oed. C. 333.

Wohl muss man *αὐτόβουλος* als Bahuvrîhi gelten lassen, da es bei Aesch. Sept. 1053 auf Antigone bezogen „eigenen Willen haben“ bedeutet. Es bedürfte jedoch einer Erklärung, inwiefern *αὐτοδαής* ein Bahuvrîhi ist; denn die *ὀρχήματ' αὐτοδαῆ* bei Soph. Ai. 700 bedeuten selbstgelernte Tänze, oder die du von Natur kannst, wie der Scholiast bemerkt. Bei manchen Bildungen ist die Unterscheidung durch den Accent zu beachten, wie in *αὐτότοκος* und *αὐτοτόκος*, bei manchen Composita sind kritische Fragen zu lösen, wie bei *αὐτόκωλος* Simon. mul. 76, *αὐτόχθονον* Aesch. Ag. 536. Die Classificierung der Composita begegnet hinsichtlich der Bedeutung immer großen Schwierigkeiten, da die Beziehung zwischen den beiden Gliedern unbestimmt und das Bedeutungsbild in der Seele der Sprechenden schwankend ist (vgl. Brugmann, Gr. Gramm. in Müllers Handbuch II 143). Der Verf. bemerkt S. 11, Anm. 34: „Bei gar manchen dieser originellen Sprachbildungen verspürt man unwillkürlich den Drang, die Lust und Liebe, ihrem ersten Auftreten..., ferner der Erweiterung ihres Spielraumes und der Entwicklung ihrer Nuancierungen bis zu einem eigenthümlich umgrenzten Begriff nachzuspüren...“ Möchte er sich nur einen kleinen Theil solcher Nachforschung demnächst zur Aufgabe machen, er würde einen wertvollen Beitrag zum künftigen Thesaurus Graecus liefern. An den Voraussetzungen dazu fehlt es ihm nicht. Schon für die vorliegende Gabe sei ihm Lob gespendet und Dank gesagt.

Wien. Franz Weihrich.

---

16. Dr. Claudius Chitil, Zur Construction der Finalsätze im Griechischen. Prgr. d. Gymn. i. Waidhof. a. d. Th. 1899. 8°. 17 SS.

Die vorliegende Abhandlung sucht das Wesen der Modi (des Conjunctivs und des Optativs) in den griechischen Absichtsätzen zu erklären. Der Wert der Schrift liegt in ihrem negativen Theile, nämlich in der Zurückweisung der Erklärungen früherer Grammatiker. Der positive Theil, welcher den Nachweis erbringen will, dass der Conjunctiv und Optativ im Finalsatze einen größeren oder geringeren Grad logischer Abhängigkeit des Nebensatzes vom Hauptsatze ausdrücke, der Conjunctiv daher im Verhältnis zum Optativ ein *modus energeticus* sei, fußt auf einem zu beschränkten Beobachtungsmateriale, da nur jene Homerstellen angeführt werden, in denen nach historischen Zeiten der Conjunctiv sich vorfindet. Anderseits wird man sich, weil der Ersatz des Indicativs ohne *ἄν* und des Conjunctivs mit und ohne *ἄν* nach historischen Zeiten durch den Optativ (in den verschiedenen Arten von Sätzen) außer Zweifel steht, mit der Erklärung begnügen können, dass in den Finalsätzen der Conjunctiv nach historischen Zeiten auf das Bestreben zurückgeht, den Gedanken in derselben Form wie in der Unabhängigkeit erscheinen zu lassen, der Optativ hingegen die Darstellung als die eines andern, als subjective Darstellung kennzeichnet.

Wien. V. Thumser.

---

17. Schindler Fr., Jakých zásluh dobyla sobě církev katolická o srovnávací jazykozpyt? (Welche Verdienste erwarb sich die katholische Kirche um die vergleichende Sprachwissenschaft?) Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Kremsier 1899, 8°, 22 SS.

Dieser Artikel bildet Fortsetzung und Schluss zur gleichnamigen Arbeit vom J. 1895 (siehe diese Ztschr., Jahrg. 1896, S. 284). Auch jetzt macht der Verf. keinen Anspruch auf wissenschaftliche Akribie, führt

nicht die Literatur an, die er benützt, ja nicht einmal die Titel der Schriften, von denen er in seiner Arbeit handelt. Beurtheilt man die Abhandlung den Anmerkungen nach, so sieht man, dass der Verf. nur die Schüler vor Augen hatte, welche vielleicht diesen Nachtheil nicht merken mögen; ich meine aber, dass es doch auch für einen Schüler vom Interesse sein könnte, wenn er über Dahlmann (Sprachkunde und Missionen) oder Richthofen (China, Ergebnisse eigener Reisen und Studien) u. a. m. liest und sie vielleicht gelegentlich in die Hand bekommt.

Im vorliegenden Artikel behandelt der Verf. die Missionen in China, auf den Philippinen, in Afrika und fügt dem diverse Anmerkungen aus seinem Notitzbuche zum Schlusse bei. So werden alle Missionäre, die sich hervorgethan haben, erwähnt, die Thätigkeit Riccis, Prémares und Noëls auch eingehender besprochen, und doch wird man kaum die großen Etappen in den China-Forschungen wahrnehmen können! Besonders hätten die großen Verdienste Ludwig XIV. und der französischen Jesuiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Auch Martini muss berührt werden, denn sein Werk (Novus atlas Sinensis) ist zwar kein philologisches, aber es war für die Missionen Führer von enormer Tragweite. (Gesch. d. kath. Missionen im Kaiserreiche China 230). Aus denselben Rücksichten hätte auch Du Halde erwähnt werden sollen, denn die zweite Abtheilung seines ausgezeichneten Werkes behandelt eben die chinesische Sprache und Literatur, wobei auch die Thätigkeit der Missionäre bis zum J. 1735 ihre Würdigung findet. Dadurch hätte Schindler eine feste Gliederung in Epochen und bessere Übersicht des Ganzen erzielt und man hätte dann auch den thatsächlichen Fortschritt in diesen Studien wahrgenommen.

Eine viel bessere Würdigung fand die große Thätigkeit des Lorenzo Hervas y Panduro († 1809), dessen Forschung fast alle damals mehr oder minder bekannten Sprachen umfasste. Obwohl seine Excurse in der vergleichenden Sprachwissenschaft sehr oft recht naiv erscheinen und mehr von einem richtigen Vermuthen als Wissen Beweis liefern, gilt er doch bis jetzt auf dem Gebiete der orientalischen Inselsprachen als Autorität. — Auch in Afrika beschränkt sich der Verf. auf Abyssinien und das Congogebiet, wobei man mehr über das tägliche Leben der Missionäre als über ihre literarische Thätigkeit Nachricht erhält.

Die Sprache ist correcter als im ersten Theile, nur: mimo *něj* (dílo), tak*é*, zařa*děn*, použ*i*ti hätte man im Druck nicht durchlassen sollen.

18. Charvát Jar. Dr., Dějiny římské za císaře Valenta (Römische Geschichte zur Zeit des Kaisers Valens). Progr. des k. k. Staatsobergymn. in Leitomischl 1898, 8°, 28 SS.

Bereits in der Besprechung der Arbeit Doubravás habe ich meinen Standpunkt den Bearbeitungen der römischen Geschichte gegenüber klargelegt, kann hier demnach sofort zur Sache selbst übergehen. Wie die Geschichte Diocletians und Constantins bietet auch die des Valens und Valentinian dem Historiker viele, fast unüberwindliche Schwierigkeiten, denn auch hier sind die Quellen seicht, zuweilen trüb und fast immer parteiisch. Beide Brüder, Valentinian und Valens, waren von niedriger Herkunft, was namentlich dem letzteren von seinen Gegnern nachgetragen wurde; dazu war er auch Arianer und das raubte katholischen Historikern seiner Zeit die Objectivität, während die arianischen Nachrichten vollständig zugrunde giengen, so dass wir mit großer Umsicht jede Nachricht prüfen müssen und erst nach strenger Kritik sie benützen dürfen. Obwohl der Verf. seine Darstellungen nur sehr spärlich mit Citaten stützt, so muss ich doch gestehen, dass er merklich beflissen war, alles in das richtige Licht zu stellen, den Standpunkt der Quelle, soweit sie abweichend von den

anderen ist, zu erklären und nicht nur das Geschriebene der Kritik zu unterziehen, sondern auch den Zusammenhang von gleichzeitigen Ereignissen zu ermitteln und daraus den wahrscheinlichsten Schluss zu folgern. Dieser richtige Vorgang führt zu einem mehr befriedigenden Schlusse über den Charakter des Kaisers und die Triebfedern seiner Handlungen, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Das sieht man klar bei dem Aufstande des Procopios, den Valens mit großer Mühe unterdrückt hat, so wie auch bei den daraus entstandenen Wirren an der Donau, wo Athanarich mit seinen Gothen eine drohende Stellung einnahm. Hier sucht der Verf. auch durch das feine geheime Gespinst der beiderseitigen Politik zu dringen und festzustellen, wie weit der religiöse Streit zwischen Athanarich und Fridigern dem Kaiser zugute kam, indem der Kaiser für den unterdrückten Fridigern Partei nahm und dadurch Zwiespalt in das eigene Lager der Gothen trug. Auch die Verschwörung Theodorus' — in der wir eher einen thätigen Protest des zurückgedrängten Heidenthums und dessen gebildeter Anhänger, als eine politische Action erkennen dürfen — ihre grausame Unterdrückung und die Vernichtung heidnischer Schriften, wobei nicht einmal die Rechtswissenschaft und Poesie verschont blieb, ist nicht erklärt worden. Nicht so viel Glück hatte der Verf. mit den Wirren in Armenien und dem daraus entstandenen Kriege mit Persien. Hier fehlt sehr oft dem Pragmatismus die unbedingt nothwendige Verknüpfung, man findet die Thatsachen mehr nebeneinander oder lieber nacheinander gereiht, obwohl die wichtigste Frage immer nur die ist, wie sich das eine Ereignis aus dem anderen entwickelte. Darum mangelt es auch der Schilderung an Klarheit.

Eine nicht minder schwierige Frage bildet die Feststellung und Erklärung der Begebenheiten, die sich nach dem Einfall der Hunnen in Europa zwischen den Gothen und den Römern zugetragen haben. Es kommen da nicht nur die inneren Zustände bei den Germanen, sondern auch die im Kaiserreiche in Betracht; die entgegengesetzten Strömungen der Politik und des Glaubensbekenntnisses, das Elend der Flüchtlinge und die Habsucht der Beamten, sowie die von Osten und Westen für das Reich kommende Gefahr verwickeln sich dermaßen, dass es eine wahrhaft schwierige Aufgabe ist, den richtigen Kern herauszuschälen. In dieser Hinsicht kann ich dem Verf. ein gut Stück Geschicklichkeit, mit richtiger Methode in dem Wirrsale sich zurecht zu finden, nicht absprechen.

Den zweiten Theil — obwohl nicht bezeichnet — bildet die kirchliche Geschichte dieser Zeitperiode. Die Registrierung der verschiedenen Richtungen in der Kirche, die stricte, aber doch genügende Definierung deren Glaubensbekenntnisse, sowie die Stellung des Kaisers — er war Arianer — zu ihnen, sind ganz zutreffend. Auch den Vergleich zwischen dem arianischen Valens und dem katholischen Theodosius, und zwar zu Gunsten des ersteren, finde ich ganz richtig.

Minder entsprechend ist bei dieser sonst so guten Arbeit die Form. Eine Unzahl von Fremdwörtern wirkt störend, namentlich wo sie nicht ganz dem Sinne entsprechen; die Wiederholung gleicher Adverbiale zeigt eine Unbeholfenheit des Stiles und erinnert zuviel an die Vulgärsprache; ebenso ist die Wortfolge oft ganz verkehrt (z. B. nevěděl o tomto bludu jejich novém tenkráte ještě S. 24 etc.), oder es endet der Satz mit einem tonlosen Worte u. dgl. m. Fehler, wie z. B. povstání naměřené (3), která dobyta m. které dobyto (5), pobíti, byl rozvodněný (7), vebyl.... vzdělaný (8), vskříseno (11), lstemi! (13), zráda (vždy 15), použíti (16) u. a. m., sollten denn doch nicht vorkommen. Druckfehler will ich nicht anführen. Zur Zeit des Valens spricht man noch nicht von Cařihrad (Constantinopel). Eigennamen soll man nicht abkürzen. Auch die formale Theilung des Stoffes lässt viel zu wünschen übrig.

19. Stejnic Otokar, Mor v Kutné Hoře roku 1713 a „Boží Muka“ (Die Pest in Kuttenberg im Jahre 1713 und die „Martersäule“). Progr. der k. k. Oberrealschule in Kuttenberg 1898, 8°, 23 SS.

Eine nette Studie über die Pest in Kuttenberg auf Grund von Archivnachrichten, wie man sie besonders in Gedenk- und Patentbüchern findet. Kuttenberg gehörte zu jenen wenigen Städten, in denen man die ganze große Gefahr der von Niederösterreich nach Böhmen sich drängenden Pest erkannte und rasch zu ihrer Bekämpfung schritt, ohne erst die Maßregeln der höheren und höchsten Behörden abzuwarten. Eine sehr wichtige Verordnung wurde kundgemacht gegen Vaganten und verschiedenes Volk von diesem Schlage, besonders aber gegen die Juden, die, wie es allgemein bekannt ist, zu Pestzeiten die Epidemie von Ort zu Ort verschleppten. Ein abgesondertes Krankenhaus wurde errichtet, um die leibliche und geistliche Krankenpflege gesorgt und besonders viele hygienische Vorsichtsmaßregeln getroffen, so dass die Stadt fast von der Pest ganz verschont blieb. Die kreisbehördliche Verordnung, welche in einem Wortschwalle fast gar nichts Neues sagt, ist der Abhandlung als Beilage beigegeben. Die andere Beilage enthält eine schöne Abbildung der Pestsäule, die man damals auf dem Hauptplatze errichtet hat und die bis jetzt ihren künstlerischen Wert behielt. Ein Werk von Fr. Baugut, trägt sie den ernsten Charakter dieses Künstlers an sich und gehört zu dessen besten Schöpfungen.

20. Sedláček Aug., Ondřej z Dubé na Zlenicích, nejvyšší sudí království Českého (Andreas von Dubá zu Zlenic, Oberstlandrichter von Böhmen).

— Sedm studentských psaníček z 17. stol. (Sieben Studentenbriefe aus dem 17. Jahrhundert). Progr. des k. k. Obergymn. in Tábor 1898, 8°, 17 SS.

Das Landrecht von Böhmen fand schon im XIII. Jahrhunderte besondere Pflege, indem man die Landtafel errichtete. Karl IV. gab feste Vorschriften für diese alte Institution, die auch im deutsch-römischen Reiche ihre Nachahmung fand. In dieser Reformzeit bekleidete das oberste Landrichteramt ein Mann hochadeliger Herkunft und von ungewöhnlicher Geisteskraft. Im J. 1320 geboren, starb er im J. 1412. Das Amt bekleidete Dubá von 1343—1396; im königlichen Rathe blieb er jedoch bis zu seinem Tode und noch im J. 1411 war er bei den Amtshandlungen zugegen. In einem Alter von 80 Jahren, da er sah „wie wenig Herren es gebe, die genau gedenken, was ihre Väter für Recht hielten, und aus Furcht, dass sie das Recht zu eigener Bereicherung unbarmherzig missbrauchten und man dem König vorwerfen könnte, dass er zuließe, dass die Gesammtbevölkerung des Königreiches, namentlich aber die Armen und Waisen in ihrem Erbe beeinträchtigt würden“, ließ er alles, was er aus der Gerichtspraxis im Gedächtnis behalten, niederschreiben und hinterließ so der böhmischen Nachwelt das schönste Denkmal aus seiner Zeit und seiner Amtsthätigkeit.

Sedláček erwarb sich ein hohes Verdienst, indem er auf Grund so karger und lückenhafter Quellen den Lebensgang dieses trefflichen Mannes feststellte und der bisherigen Unsicherheit ein Ende machte.

Die Studentenbriefe sind hübsche Kleinbilder aus den Familienverhältnissen im XVII. Jahrhundert.

21. **Truhlář Ant., Dům Habsburský v oslavných skladbách humanistů českých XVI. století (Das Haus Habsburg in Festgedichten der böhmischen Humanisten im XVI. Jahrhundert).** Progr. des k. k. akademischen Gymn. in Prag 1899, 8°, 31 SS.

Die ersten Spuren der Renaissance kann man in dem Verkehr der böhmischen und italienischen Gelehrten zur Zeit Karls IV. wahrnehmen, sie sind jedoch ohne Nachhall geblieben; einen viel günstigeren Boden fand diese Bewegung unter der Regierung König Georgs und Vladislaus II. als Bohuslaus Hassistein von Lobkowicz den Mittelpunkt des lateinischen Dichtens bildete und gar Hervorragendes leistete. Doch findet man die wahre Blüte des Humanismus erst unter den Herrschern vom Hause Habsburg, als sich das Schulwesen so gehoben hatte, dass auch kleinere Städte ihre guten lateinischen Dichter besaßen; die Lehrer waren ausnahmslos Absolventen der Prager Universität, welche auch ihre höchste Unterrichtsbehörde blieb. Zu dieser Zeit versammelten sich die lateinischen Dichter um Johann Hodějovius von Hodějov und wir besitzen von ihnen eine lange Reihe der verschiedensten Gelegenheitsdichtungen. Das Festlichkeitsdichten, dessen Stoff aus bekannten Umständen fließt und mehr eine künstliche Bearbeitung als Schöpfungskraft erfordert, gieng nach und nach fast ganz in das Gebiet der humanistischen Production über und erhielt sich auch da am längsten. Das panegyrische Gepräge dieser Compositionen passte besonders vorzüglich für festliche Kundgebungen der Loyalität für das Herrscherhaus" (5).

Der Verf. hat nun diese Dichtungen gesammelt, sie chronologisch geordnet und die entsprechenden Stellen abgedruckt. Er beginnt mit den classischen Versen des Bohuslaus von Lobkowicz (Epitaphium regis Ladislai) und schließt den ersten Theil mit „Aliquot epigrammata" Kuthens anlässlich der Rückkehr Ferdinand I. nach seiner Wahl zum römisch deutschen Kaiser. Bei jedem Dichter sind in aller Knappheit die nöthigen biographischen und literarischen Notizen angebracht, sowie kurze Angaben über Ereignisse, welche zum Thema des Gedichtes dienten, nebst genauer Anführung der Quellen, auf welche der Verf. seine Arbeit stützt. Weil einige dieser Gedichtssammlungen zu den größten Seltenheiten gehören, so wird Truhlářs Artikel denjenigen, die sich mit dieser Poesie befassen, sehr willkommen sein. Die Sprache der Abhandlung ist correct, der Druck sorgfältig.

22. **Řeč katechety Josefa Staňka k žákům při smuteční slavnosti, konané za Její Veličenstvo, zvěčnělou císařovnu královnu Alžbětu (Rede des Katecheten Jos. Staněk an die Schüler zur Trauerfeier für Ihre Majestät, die verewigte Kaiserin und Königin Elisabeth).**

Řeč ředitele Jana Šulce k žákům ústavu při oslavě Nejvyššího jubilea panovnického (Festrede des Directors Johann Šulc an die Schüler der Anstalt zum Allerhöchsten Herrscherjubiläum des Kaisers).

Sedláček Aug., Klášter sv. Máří v Svatém poli (Das Marienkloster zu Svaté pole). Progr. des k. k. Obergymnasiums in Tábor 1899. 8°, 27 SS.

Die ersten zwei Aufsätze sind ihrem Anlasse ganz angemessen. Beide heben besonders die herrlichen persönlichen Eigenschaften unseres



allergnädigsten Herrschers hervor und stellen sie zum trefflichsten Muster für die studierende Jugend hin.

Sedláček bespricht die älteste Colonisation in Böhmen durch die Klöster und fügt hinzu: „Wir können demnach sagen, dass nicht nur die religiöse, sondern namentlich auch wirtschaftliche Beweggründe zu Klostergründungen führten und dass die Klöster im Schweiße des Angesichtes irdische Güter erwarben. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir auch die Gründung des Klosters Svaté pole (= Heiligenfeld) beurtheilen". Kritisch, kurzgefasst und in markigen Linien wird ein Bild eines längstverfallenen Klosterlebens entworfen. Es ist eine von jenen Miniaturarbeiten Sedláčeks, die von seiner ungewöhnlichen Kenntnis der historischen Quellen das schönste Zeugnis abgeben.

23. Jezdínský Fr., „Oda" a „Slovo" k padesátiletému jubileu Jeho cís. a král. Apoštolského Veličenstva, našeho nejmilostivějšího císaře a krále (Ode und ein Wort zum fünfzigjährigen Jubiläum Seiner k. und k. Apostolischen Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers und Königs). Progr. des k. k. Staatsobergymn. in Deutschbrod 1898, 8°, 16 SS.

In dem Festgedichte wollte Jezdinský das Moment der schönsten Feier der Völker Österreichs in diesem Jahrhunderte verherrlichen; weil er aber kein Dichter ist, so fehlt der brausenden Sprache das feine poetische Gewebe und der Form das tadellose Metrum. Man sollte bei solchen großen Festlichkeiten den Schülern nur ganz correct verfasste Dichtungen bieten oder lieber es gänzlich unterlassen. Es ist nichts bei einem großen Feste gefährlicher als einen Fehlschritt zu begehen, denn der Fehler wird gewiss hundertmal auffallender wirken, wenn die Gemüther angeregter und die Sinne empfindlicher als sonst sind. *Caveant consules!*

24. Stonjek P. Stephan, Entdeckungsgeschichte Ostasiens. Progr. des öffentlichen Stifts-Obergymn. der Benedictiner zu Braunau in Böhmen 1899, 8°, 44 SS.

Seit dem chinesisch-japanischen Kriege steht Ostasien im Vordergrunde der weltpolitischen Combinationen, was weder durch die Ereignisse auf Cuba und den Philippinen, noch in Südafrika eine Einbusse erlitt, ja zur Zeit steht die Ostküste Chinas in Abwehr gegen das rücksichtslose Eindringen der Fremden, wodurch unser Interesse für dieses gewaltige Reich nur noch gestiegen ist. In der Menge unterschiedlicher Abhandlungen über das Reich der Mitte verfolgt die Arbeit des P. St. rein wissenschaftliche Ziele. Sie bietet auf Grund genügender moderner Literatur dem Leser reiche Belehrung und entfaltet vor seinen Augen ein Bild des großartigen wissenschaftlichen Bestrebens Europas, Ostasien kennen zu lernen, und unterrichtet uns von der uralten heidnischen Cultur der Chinesen. Die ganze Arbeit durchweht ein Zug von Sympathie für das hochbegabte und mit Ameisenfleiß die väterliche Scholle bearbeitende Volk, wobei der Verf. auch für die Fehler der Bevölkerung und die Mängel dieses Reiches offene Augen hat.

Nach einer kurzen Einleitung bespricht der Verf., „was die Alten von Ostasien wussten" (4), mit der Bibel beginnend und mit Theophylactus schließend. Schon Ptolemäus führt den Namen *Σῖναι* und *Θῖναι* an, was auf einen directen Handel mit diesem Volke zurückzuführen ist. Im zweiten Absatze beschreibt er „die christlichen Missionen und Missionsreisen in Ostasien während des Mittelalters" (7). Mit Recht beginnt er mit den Nestorianern (Si-ngan-fu-Monument), die die ersten Vor-

kämpfer des Christenthums in China waren, wogegen die Katholiken erst im XIII. Jahrhundert hingelangt sind. Mit der Mission Marignolas geht diese Periode zu Ende (1342). Der nächstfolgende Absatz — Entwicklung der Kenntnisse über Ostasien bis zum Beginne der Neuzeit — behandelt kritisch das Ergebnis dieser Unternehmungen, ergänzt die vorhergehenden Nachrichten und erläutert sie durch historisch-geographische Betrachtungen auf Grund der sog. Compasskarten. Da begegnen wir zum erstenmale dem Namen Chatais und Cathay für China, welchen die Russen bis heute behielten — Kytaj. Erst im XVI. Jahrhundert wurde ein neues Interesse für Ostasien geweckt, nachdem Vasco de Gama den Seeweg nach Indien gefunden hatte. Bald darauf versuchten die Portugiesen in China einzudringen, doch ebenso vergeblich wie die Spanier und der heil. Franz Xaver. Erst zu Ende des XVI. Jahrhunderts gelang es den Italienern Ruggieri und Ricci S. J. hier festen Fuß zu fassen, und seit der Zeit fanden hier besonders die Gelehrten S. J. einen fruchtbaren Boden für ihre mehr wissenschaftliche als religiöse Thätigkeit. Darüber handelt der Verf. im vierten Absatze: „Entdeckungsreisen nach den Küsten Ostasiens und Entwicklung der Missionen in China seit Beginn der Neuzeit“ (18). Diese Übersicht endet mit Tao-kuang († 1846), als das schöne Werk der Missionen fast gänzlich zugrunde gieng, so dass von den Tausenden Christen in Peking ein Häuflein von 350 meist armen Leuten übrig blieb (24).

In der „Entwicklung der Kenntnis Ostasiens seit Beginn der Neuzeit“ behandelt der Verf. *a*) die Entdeckungsgeschichte Ostasiens bis 1687 und *b*) die Thätigkeit der französischen Jesuiten für die Erforschung Ostasiens (1687—1773). In der ersten Periode hat sich besonders Martin Martini hervorgethan. Durch die Herausgabe des Novus Atlas Sinensis 1652 ist er der Begründer unserer geographischen Kenntnisse des inneren China geworden (27), obwohl er leider für die Orographie kein Verständnis hatte. In der zweiten Periode war es Regis S. J. mit einigen gelehrten Freunden, die das gewaltige Reich mappierten und zugleich historisch und geographisch beschrieben. Diese Riesenarbeit fand dann einen ausgezeichneten Bearbeiter in Du Halde S. J. Sein Werk (vier Foliobände 1735) unterzieht der Verf. einer eingehenden Kritik, die aber nicht in einem überschwänglichen Lobe zerrinnt. Im letzten Absatze — Ostasien im XIX. Jahrhundert — hebt der Verf. die Thätigkeit Klaproths und Remusats hervor und schließt mit dem ausgezeichneten Werke Ferd. v. Richthofen (1877).

Der Autor ist an die Arbeit mit Lust gegangen, wohl ausgerüstet mit nöthigen Kenntnissen der entsprechenden Literatur; ein festes Ziel im Auge und einen richtigen Plan zur Hand vollendete er sein Vorhaben mit Glück, so dass auch die unparteiische Kritik ihm ein wohlverdientes Lob nicht absprechen darf. Der Druck ist sorgfältig und correct.

25. Nerad F., Vztah poloostrova Apenninského ku Balkánskému po stránce geografie fysikálné (Das Verhältnis der Apenninischen Halbinsel zu der Balkanhalbinsel in physikalisch-geographischer Beziehung). Progr. der Landes-Oberrealschule in Ung.-Brod 1898, 8°, 42 SS.

Eine recht interessante Arbeit besonders für diejenigen, die sich auf Studienreisen nach Italien und Griechenland begeben, denn sie finden hier sehr viele Andeutungen über Dinge, welche ihnen unterwegs nützlich sein können. Die Abhandlung hat eine feste Basis an hinreichender Fachliteratur; besonders viel ist der Verf. den ausgezeichneten Arbeiten des Dr. Joh. Palacký verpflichtet. Schon die Eintheilung des Stoffes spricht zu Gunsten der Arbeit. Der zweite Abschnitt — Allgemeiner Charakter, Name, Größe und Begrenzung — behandelt stricte

und parallelmäßig beide Halbinseln und geht gleich zu der Gliederung über (8), wobei er richtig hervorhebt, dass die Balkanhalbinsel die reichste Gliederung der Welt besitzt, demnach Italien bei weitem überragt. Die schmale, steinige Landenge von Korinth ist zwar aus einer Conglomeratmasse gebildet, in der aber der Letten Übergewicht hat, so dass der steinige Boden erst jenseits der Enge beginnt. — Den Mittelpunkt der Arbeit bildet „die Beschaffenheit des Bodens", wobei die geologische Entstehung zwar in kurzen Umrissen, aber nicht übersichtlich und klar genug geschildert wird. Dies gehört gewiss zu den schwersten Aufgaben der Geographie, darum darf man der Kürze die Klarheit der Vorstellung nicht opfern. Viel gelungener ist die Orographie (13) und die Hydrographie (23) behandelt, weil der Verf. die Geologie auch hier nicht außeracht lässt und den vorgehenden Abschnitt ergänzt. Hinreichend wird da der Vulcanismus besprochen, der so viel zu der jetzigen Form der beiden Halbinseln beigetragen hat. Der vulcanische Boden reicht dem Menschen in Überfülle die Früchte der Natur, aber gleichzeitig verheert er seine Schöpfungen und bedroht in fürchterlicher Weise sein Leben. Bei der Hydrographie behauptet der Verf., die dortigen Flüsse hätten keine Wasserfälle (23), dann aber erwähnt er selbst einige, sehr viele lässt er aber außeracht. Dass die Flüsse an ihren Mündungen Sümpfe bilden, dazu tragen sehr viel auch die heftigen Niederschläge bei, was ich besonders in Neapel beobachtete: nach einem Gussregen war die ganze Bucht von Posilip bis zu Portici weit ins Meer von Schlammassen gefärbt. — Das Sprichwort: „Vedere Napoli e poi mori" bezieht sich nicht auf das Klima, sondern auf die herrliche Lage dieser Stadt. Auch der Scirocco konnte besser charakterisiert werden. Die Malaria würde ich am Schlusse der Besprechung der klimatischen Verhältnisse behandeln, nicht aber im selbständigen Abschnitt, den der Verf. zwischen die Abschnitte über Klima und Flora eingeschoben hat, denn sie ist eine Folge physikalischer Ursachen, nicht aber selbst eine geographische Erscheinung. Die Abschnitte über Flora und Fauna behandeln die wichtigsten Vertreter dieser Reiche; es werden dabei aber auch Besonderheiten hervorgehoben. Der Acanthus kommt auch in Fülle am Nauplia (besonders schöne Exemplare), dann um Paestum und Syracus vor!

Kulpa heisst Kupa (7); Aegejské nicht promiscue mit *ae* und *e*: počíná *se*, končí *se*, denn dies bezeichnet man passiv; přijmutí statt přijetí (29); sonst ist die Sprache correct.

Königl. Weinberge. V. J. Dušek.

---

26. Dewoletzky R., Offene Fragen aus der Geschichte der niederen Säuger. Progr. des Niederösterr. Landes-Realgymn. in Mödling 1898, 8°, 26 SS.

Zweck der vorliegenden Zeilen ist es, darzuthun, inwieweit durch neue Entdeckungen und Forschungen unsere Kenntnisse und Vorstellungen von den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Beutel- und Cloakenthieren eine wesentliche Änderung erfahren haben. Dabei sind von den „offenen Fragen" jedoch nur einige, die dem Verf. „am meisten actuell und von Bedeutung erschienen", ausgewählt und behandelt.

Vor allem führt der Verf. die allgemeinen Züge der niederen Säuger vor, und weist dabei auf das Gebiss und den eigenthümlichen Zahnwechsel der Beutler einerseits, auf die Eiablage und Ausbrütung der Cloakenthiere andererseits hin, um die Abstammung dieser beiden Thiergruppen von den Reptilien festzustellen. Zur Begründung einer solchen Annahme stellt sich nothgedrungen die Nachforschung nach deren Vor-

gängern ein. Die paläontologische Forschung weist nun thatsächlich bereits in den oberen Juraschichten Beutelthierreste nach; weniger reichlich waren die Funde in der Kreide, aber im Tertiär (Patagoniens) hat man zahlreiche echte Beutler von australischem Typus gefunden, und die Pleistocänschichten Australiens lassen eine große Zahl von unbezweifelten Resten von Beutlern fast jeder der heute noch dort lebenden Familien erkennen. Durch die Entdeckungen (1884) in den Karroo-Ablagerungen Südafrikas, welche man später mit ähnlichen fossilen Formen aus dem Jura (Europa, Nordamerika), der Kreide und dem Eocän in Übereinstimmung brachte, wurden Thierreste zutage gefördert, welche Beziehungen zu den Beutlern und zu den Kloakenthieren aufwiesen: die Allotherien.

Der Verf. bespricht sodann eingehend diese Beziehungen, namentlich auf Grund der Gebiss- und Zahnwechselverhältnisse (nach Leche), und schließt, dass eine Trennung der Allotherien von den pantotherienartigen Vorfahren der Beutler sich aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende der Trias vollzogen haben muss.

27. Burgerstein A., Xylotomisch-systematische Studien über die Gattungen der Pomaceen. Progr. des II. Staatsgymn. im II. Bez. von Wien 1898. 8°, 35 SS.

Vorliegende Abhandlung bringt einen Gesammtüberblick über die anatomischen Verhältnisse des secundären Holzes der Apfelgewächse. Der Gegenstand war bisher, bis auf einzelne Arbeiten des Verf.s, wenig berücksichtigt worden; im Vorliegenden werden aber nicht nur die bekannten Gattungen (mit Ausschluss von *Docynia*) selbständig besprochen, sondern auf Grund dessen der Nachweis geliefert, dass die Pomaceen-Gattungen, die bei den Systematikern so unsicher begrenzt vorliegen, deutlich umgrenzt erscheinen, wenn man den histologischen Bau als Grundlage der Taxonomie wählt.

Durch die mikroskopische Untersuchung von zahlreichen Holzproben hat der Verf. gefunden, „dass die meisten Pomaceen-Genera einen charakteristischen und bezüglich der Arten derselben Gattung einen so weit übereinstimmenden histologischen Bau des Holzes zeigen, dass derselbe als diagnostisches Merkmal betrachtet und für die systematische Einreihung solcher Formen verwendet werden kann, über deren Gattungszugehörigkeit getheilte Ansichten bestehen". Die sich daraus ergebenden Unterschiede zwischen *Pyracantha* und *Cotoneaster*, *Malus* und *Pirus* u. dgl. mögen den Fachmann interessieren; hier sei speciell hervorgehoben, dass die Hybridität, bei gewissen Bastarden, sich auch im anatomischen Baue des Holzes ausprägt.

Nach der Einzelbesprechung der xylotomischen Verhältnisse der Gattungen — mitunter auch parallellaufender Genera, wie *Pirus* und *Malus*, *Cydonia* und *Chaenomeles* usw. — gibt der Verf. eine „analytische Übersicht der Gattungen nach holzanatomischen Merkmalen", welche für Untersuchungs- und für praktische Zwecke recht brauchbar erscheint. Berücksichtigung finden dabei die Markstrahlenreihen, die Markstrahlzellhöhe, die Gefäßweite und die Streifung der Gefäßwände.

Zum Schlusse sind wichtige einschlägige Literaturerscheinungen citiert.

28. Maresch J. und Bayer F., Verzeichnis der in der Umgebung von Sternberg vorkommenden phanerogamen Pflanzen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Sternberg 1898, 8°, 76 SS.

Das nördlich von Olmütz, am Fuße der südlichsten Ausläufer des Gesenkes gelegene, von dichtem grünen Bestande hundertjähriger Wald-

riesen umkränzte Gebiet, mit dem industriellen Centrum um Sternberg, u. zw. den südwestlichen Theil des Sternberger politischen Bezirkes umfassend, ist das hier ins Auge gefasste Territorium, welches die Verff. nach seiner oro- und hydrographischen, sowie geologischen Natur charakterisieren, besonders aber dessen Vegetation und die im Gebiete vorkommenden Pflanzen hervorhebend. Das Gebiet, ein nördlicher Ausläufer des tertiären Wiener Beckens, wird von Bergen in der Durchschnittshöhe von 600 m umrahmt und dacht, von Norden nach Süden von tiefen Thälern durchfurcht, nach dem Wassergebiete der March ab.

Während diluviale Löße und die alluvialen Ablagerungen des Schäferbaches in die westlichen und südlichen Theile der Stadt eindringen, ruht diese zum Theile auf Grauwackensandstein; Grauwacke der Culmformation setzt die Höhen im Norden und Osten der Stadt zusammen, stellenweise von Diabas und Diabasmandelsteinen durchbrochen, mit inselartigem Auftreten selbst von Kalksteinlagern.

Die klimatischen Verhältnisse zählen nicht zu den günstigeren. Die späte Schneeschmelze verhindert oft die frühzeitige Entwicklung der Frühlingspflanzen; dagegen beschleunigt die feuchte Kälte den Laubfall im Herbste. Nur an geschützten Gartenstellen können Weinstock und Aprikosen gedeihen. „Ist der Mai herangekommen, dann blüht und grünt die Gegend, indem wie mit einem Zauberschlage die Blüten und Blätter aus den Knospen hervorschießen."

Meilenweit erstrecken sich, an den Thalabhängen und am Plateau, Tannenwälder, theils in reinen Beständen, theils mit Fichte, Kiefer und Lärche gemischt. In den tieferen Lagen herrscht Laubwald, meist Steineiche mit Roth- und Weißbuche vor. Der Wallnussbaum wird in Gärten und als Alleebaum cultiviert, gedeiht jedoch auch auf den Höhen um die Stadt; auf dem Plateau ist derselbe bereits seltener. „Eine Eigenthümlichkeit unseres Gebietes sind die ins Grauwackengebirge sich hinziehenden Thäler. Während man in anderen Gegenden erst nach anstrengenden Märschen in glühender Sommerhitze den kühlen Wald erreicht, schreitet man hierorts an schattigen Waldrändern des Thalgrundes, oder am Rande blumiger, in den Waldlichtungen zerstreut liegender Wiesen einher." Den Reichthum dieser Thäler an Pflanzen führen die Verff. in besonderen Übersichten vor.

Interessant ist der Kalender der Flora von Sternberg; nur ist nicht angegeben, wie viele Jahre lang die Beobachtungen fortgesetzt wurden, um die Umrisse des Kalenders — der eigentlich auch nur den Anfang und den Verlauf eines jeden Monats berücksichtigt! — festzustellen. Zum Verständnisse desselben fehlen auch die meteorologischen Daten.

Nachdem die Verff. die Gegend im allgemeinen beschrieben haben, legen sie das Verzeichnis der in der Umgebung von Sternberg vorkommenden phanerogamen Pflanzen vor, worin jedoch auch cultivierte Gewächse, Bäume und Kräuter, aufgenommen sind. Das Verzeichnis, systematisch gegliedert, führt die Arten mit ihrem wissenschaftlichen und dem deutschen Namen vor, aber sonst mit sehr kurzen Standortsangaben und mit keinerlei weiteren Bemerkung über Vorkommen, Blütezeit, Heimat (bei Zierpflanzen) u. dgl.

Das Verzeichnis weist aber mehrere Mängel auf, die sehr störend wirken. Zunächst ist die Gruppierung typographisch keine correcte, und es wurde — bei der Correctur — jedenfalls übersehen, dass zu Gruppe III. ein *A*, Apetalae, gehörte, und in der Folge IV. und V. durch *B* und *C* (und entsprechend geändertem Drucke) zu ersetzen waren. Sodann ist das gewählte System kein modernes, was doch heute verlangt werden könnte, in einem Schulprogramm! Wenn sich auch gegen das Vorkommen der Fam. der Platanen unter den Kronenlosen nichts Gewichtiges einwenden ließe, so würde doch Niemandem einfallen, die Wallnussbäume unter den Dialypetalen und gar in einer Nähe mit den wolfsmilch- und

den rautenartigen zu suchen. Die Cynarocephalen werden als eigene Familie von den Compositen getrennt; dagegen erscheinen Linridendron und Magnolia unter der Aufschrift Ranunculaceen!

Lassen sich ferner trotz der größten Sorgfalt Druckfehler hin und wieder nicht ganz entfernen, so sollte in einer Schrift, die doch der studierenden Jugend in die Hand gegeben wird, genau darauf gesehen werden, dass die Pflanzennamen correct seien, und dass auch deren Orthographie nicht Anlass zu falschen Schreibweisen geben solle. Letzteres betrifft namentlich den Abusus, gewisse Artnamen (Mezereum, Erinus, Dulcamara usw.) mit großem, andere eventuell auch (etwa melissophyllum u. ähnl.) wieder mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben. Derlei Mängel benehmen der sonst sorgfältigen Arbeit sehr viel ihres Wertes und hätten sehr leicht vermieden werden können.

29. Lippisch Dr. C., Krystallographische Miscellen. Progr. des Staatsymn. zu Leoben 1899, S. 29—34.

An fünf ausgewählten Beispielen will der Verf. im Vorliegenden darthun, dass die Mathematik beim krystallographischen Unterrichte mit Nutzen herangezogen werden kann, um das Interesse der Schüler für den Gegenstand zu erhöhen.

Die fünf Beispiele führen folgende Themata aus: 1. Es ist zu beweisen, dass es im regulären Krystallsysteme nur sieben einfache holoëdrische Krystallformen geben kann; 2. es ist die Flächenzahl der einzelnen einfachen Formen des regulären Systems zu untersuchen; 3. es ist zu beweisen, dass das reguläre Pentagondodekaëder der Stereometrie krystallographisch unmöglich ist; 4. es ist zu beweisen, dass im tetragonalen Krystallsysteme achtseitige Pyramiden (bezw. Prismen) mit regelmäßiger Grundfläche unmöglich sind; 5. es ist zu beweisen, dass im hexagonalen Krystallsysteme zwölfseitige Pyramiden (bezw. Prismen) mit regelmäßiger Grundfläche unmöglich sind.

Die recht anschaulich und fesselnd durchgeführten Beispiele entziehen sich jedweder Besprechung; doch möge die Aufmerksamkeit der Fachcollegen auf diese klare und einfache, aber sehr treffende Darlegung einer leichten Berechnung der als Beispiele ausgewählten Fälle hingelenkt sein.

Es verdient beispielshalber, unter den mehreren Fällen, etwa aus dem zweiten Thema die Berechnung der Flächenzahl für das Hexakisoctaëder reproduciert zu werden: „Das Hexakisoctaëder $mOn = 1mn$. Da in diesem Falle jede Achse einmal in der Entfernung 1, die übrigen zwei in den Entfernungen m und n getroffen werden, und sämmtliche drei Achsen vertauschbar sind, so resultieren beispielsweise im oberen rechten vorderen Octanten folgende Flächen:

$$\begin{array}{ccc} 1mn & m1n & n1m \\ 1nm & mn1 & nm1. \end{array}$$

Offenbar sind die hier aufgestellten Symbole nichts anderes als die Permutationen der Elemente $1, m, n$.

Die Anzahl der in einem Octanten möglichen Flächen ist daher gleich der Anzahl der Permutationen der Elemente $1, m, n$; diese ist $P_3 = 3! = 1.2.3 = 6$.

Da im ganzen acht Octanten vorhanden sind, ist die Anzahl der möglichen Flächen $= 3! \times 8 = 48$."

Möge die Anregung des Verf.s recht viele Nachahmer finden!

Triest. R. Solla.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

I. *Prode.*

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen, seit mein verehrter College Dr. F. Weihrich in seiner Monographie über *prode* dieses lang verschollene und von H. Schuchardt wieder neu entdeckte Wortgebilde allseitig beleuchtete. Einiges hat der sammeleifrige, aber eindringenden Sprachgefühls bare H. Rönsch noch nachtragen können (Fleckeisen Jahrb. 1882, 865 f. = *Coll. phil.* 305), übersichtlich steht das Material bei (Neue-)Wagener II 662 f., nur muss man ihn wie immer controlieren.

Eines steht fest: die Form des Ausdruckes ist nicht erklärt, ja man ist nicht einmal über die Quantitätsfrage ins Reine gekommen. Selbst Ritschl (vgl. Rönsch, *Coll. phil.* 15) hielt das *e* für kurz; denn sein Vergleich mit *indĕ, undĕ* hat nur unter dieser Voraussetzung seine Berechtigung. Er begieng also den gleichen Fehler wie Ribbeck, der das *are* im lucrezischen

principio terram sol excoquit et facit ārĕ

für ein Neutrum adjectivischer Abstammung hielt und demgemäß bei Lucilius ein entsprechendes Masculinum durch Conjectur einführen wollte:

*zonatim circum impluvium ciner *aris fluebat.*

Er hat damit natürlich total fehlgegriffen (Z. f. ö. G. 1901, Aprilheft), aber er hat auch verrathen, dass er kein Verständnis dafür hatte, wie in der Umstellung *facit are* eine selbstherrliche Verstümmelung der Sprache, ein abscheulicher Solöcismus steckt. Einem gebildeten Ohr klang dies zu Rom wohl so, wie etwa uns die deutschen Verse (ich bitte um Verzeihung):

Locke nun froh und wandele Lust, doch handle mich nicht miss,
Denn ich fahre dir will, und ich breche das Deutsche ja rade.

Aber noch in anderer Hinsicht irrte Ritschl; denn er hielt das Wort für alt, für sehr alt, für plautinisch, so dass Löwe es sogar

in die *Casina* (prol. 20)[1]) einsetzen wollte. Die Einsicht in die Formbildung wird dies als unwahrscheinlich erweisen, die Plautiner sind auch ohnedies Löwe nicht gefolgt.

College Weihrich hat übrigens Ritschls Erklärung aus triftigen Gründen abgelehnt, und Rönsch hätte ihn dafür a. a. O. nicht tadeln sollen. Allein auch Weihrichs Parallelisierung mit *dest* = *deest*, *praest* = *praeest*, die zu *prodest* = **prode est* führen soll, trifft den Nagel nicht auf den Kopf, da die Form hiedurch nur als willkürliche Bildung erschiene.

Sie ist es nicht. Das Latein kannte in seiner ältesten Gestalt ein doppeltes Particip des Verbum substantivum. Neben dem *o*-stämmigen *sons* standen die *e*-stämmigen Formen *ab-sens, consens, prae-sens* und die aus den secundären Ableitungen zu erschließenden **dis-sens* (vgl. *dissentaneus*) und **ad-sens* (vgl. *adsentari* neben *repraesentare*). Darüber siehe mein Programm „Eine zweite Reihe dunkler Wörter“, Wien 1891, S. 15 f.

Hierauf entwickelt die philosophische Literatur seit Cicero ein analogisches *ens*, sei's dass dieses durch falsche Theilung von **abs-ens*, **praes-ens* gewonnen war oder wahrscheinlicher aus dem griechischen *τὸ ὄν* in der Weise entstand, dass man die Gleichung aufstellte

$$\lambda\acute{\epsilon}\gamma\omega\nu : legens = \breve{\omega}\nu : x,$$

die aufgelöst natürlich **ens* ergab.

Seit Augustin, an dessen Ohr offenbar schon der Infinitiv *essere* klang, gibts nun noch ein drittes Particip, nämlich *essens* mit der Weiterbildung *essentia* (Essenz).

Prode gehört in die zweite Reihe dieser Bildungen; denn *prōdē* ist nach Maßgabe der oben unter *cale-facere* behandelten Wortbildungen nichts als **prōdē(ns)*, abzutheilen **prod-ē(ns)*. Ich muss das Wort zunächst mit der *mala crux* versehen; denn ich bin nicht imstande, es nachzuweisen[2]). Doch bieten die griechischen Glossen die Form des Participialabstractums:

prōdentia : δεινότης.

Offenbar bezieht sich dies auf den Gebrauch, den die Mediciner von dem Worte machten. Vgl. den von K. Hoffmann herausgegebenen lateinischen Dioscorides in Vollmöllers Rom. Forsch., Erlangen 1882, z. B. *ventrem mollit; poto datus torminibus prode est*. Das ist eben die *prodentia* (*δεινότης*) des Stoffes gegen die *tormina*.

---

[1]) *sed tamen absentes prosunt praesentibus*. So die Hdschr. Zu den verschiedenen Emendationen (bei Schöll p. 132) empfehle ich als neue *prosũ ñc* (d. h. *prosunt nunc*) zu lesen. Der *A* fehlt zur Stelle. *B* lässt die Annahme solcher Abkürzung zu.

[2]) Aber Analogien gibt es, wie z. B. *sui uoti compote(s) factus* Orelli 5758 (Bücheler Decl. S. 8), hinter dem doch nur *compotens* Orelli 1462 zu suchen ist.



Und nun verweise ich wiederum auf meine Erklärung von *cale-facere* in dieser Zeitschrift. Wenn *prodens-fuit* angesetzt wird, ist das Resultat *prodē(s)-fuit, prodē-fuit.* Umgestellt wie bei Lucrez, Hebr. 4, 2 im Claromontanus und Sangermanensis *fuit prōdē.* Auch *prōdē(ns)-faciat* leg. Visig. VI tit 4 § 3 braucht keine Erläuterung, noch weniger *prode(ns)-fit* Hebr. 13, 17 im Claromontanus.

Vor sigmatisch anlautenden Formen gibt *prode(ns)-sum, sim, sis, sit* offenbar *prodē(s)-sit, prōdē-sit* ars Iuliani im *cod. Bern.* 207 (*Anecd. Helv.* 226). Erst mit den vocalisch anlautenden Formen *prode-est, prode-erit, prode-esse* (vgl. die oben genannten Quellen) stehen wir auf dem Boden der Analogie.

Aber diese Form kann nach dem oben Gesagten nicht alt sein, vorciceronisch ist sie gewiss nicht. Erst Ciceros gewaltige Autorität musste das gemachte *ens* soweit stärken, dass es in die Schule und durch diese in die Volkssprache eindrang. Im Plautus hat dies *prode(ns)* nichts zu thun[1]).

II. Gibt es überhaupt ein *quispiam?*

Schon die Alten standen dem Worte unverstehend gegenüber. Niemand Geringerer als Verrius Flaccus äußert sich decidiert (Festus 254 M.): *quispiam quin significet aliquis et quaepiam aliquae .... ut dubium non est, ita unde sequens pars eius coeperit, inueniri non potest.*

Und dabei ist es im Wesentlichen geblieben. Die Hirngespinste der Neueren, die die Indefinitivität aus dem *piam* erklären wollen (besonders Corssen II 846, etwas anders gedreht bei Lindsay-Nohl p. 515), lasse ich der Raumersparnis wegen weg.

Zergliedern wir lieber das Zeugnis des Festus! Da er von einer *sequens pars* spricht, muss er in dem *quis* den natürlichen und regelmäßigen Vertreter von *ali-quis* gesehen haben. Er muss gewusst und gefühlt haben, was unsere moderne Gelehrtenwelt nicht ahnt[2]), dass die indefinite Bedeutung gar nicht in dem *piam* liegt, sondern stets in den Satzbeziehungen, denen das *quis* unterworfen ist. Die alte Regel, dass nach *si, nisi, ne, num, cum, quo* das einfache *quis* in indefinitem Sinne steht, ist auch für *quispiam* entscheidend.

---

[1]) Für Romanisten (ich bin keiner) stehe hier im Souterrain die Bemerkung, dass, wenn meine Erklärung von *prode* richtig ist, zweifelsohne alle Etymologien falsch sind, die bei Körting unter Nr. 6393 verzeichnet sind. Es wird dann nachzusehen sein, ob nicht etwa lateinisch *prōuidus* eine Schnellsprechform **prōdus* entwickelt hat (*summosse* statt *summouisse, udus* neben *uuidus*), die als Substrat der dort genannten Wörter gelten kann.

[2]) Ich habe in meinem Wörterbuch die Sache bereits vor ein paar Jahren angedeutet, und zwar durch gesperrten Druck, aber es scheint mich niemand verstanden zu haben.

Im ganzen Plautus und Terenz kommt meines Wissens keine Stelle vor, in der das *quis* von *quispiam* nicht enclitisch wäre, z. B. bei Terenz:

non si remittent quidpiam Philumenae dolores.

Man vergleiche:

Aulul. 344 *ibi si perierit quidpiam.*
Amph. 825 *nisi si quispiam est.... alius.*
Pseud 253 *sin tuamst quidpiam in rem....*
Rud. 472 *quid, si hanc abstulerit quispiam?*

Und ebenso:

Andr. 476 *num illi molestae quidpiam hae sunt nuptiae?*
Mostell. *núm mirum aut nouóm quídpiam fácit?*
Trucul. II 4, 47 *ubi quidpiam me poscis.*
Most. 847 *errabo potius quam perductet quispiam.*
Mil. 473 *ne dum quispiam.... immutauerit.*
Caes. d. b. G. VI 17 *ut neglecta quispiam religione.....*
Caes. ibid. V 35 *cum quaepiam cohors.... excesserat.*

Erst mit Cicero beginnt meines Wissens der Sprachgebrauch des *dicet fortasse quispiam,* in dem das Wort nicht enclitisch im Nebensatze, sondern als directer Vertreter eines *aliquis* im Hauptsatze steht.

Wer die hier aus den Scenikern gesammelten Beispiele — ich habe die instructivsten zusammengestellt — prüft, kann sich kaum der Erkenntnis verschließen, dass die indefinite Natur der Verbindung *quid-piam* (oder im „Sandhi" *quip-piam*) auf der Enclisis an die Coniunctionen beruht, aber in dem angehängten *piam* keinen Halt hat. In dem Verse des Sosias (Amph. 825)

néscio quid istúc negoti dícam, nisi si quispiam est
Amphitruo alius, té qui absente hic múnus fungatúr tuom

änderte sich an der ganzen Sachlage und an allen grammatischen Beziehungen gar nichts, wenn der Vers etwa ausgienge auf:

nisi si quis domist.

Oder im Rudens 472 heißt es:

quid si hanc abstulerit quispiam?

Was verschlüge es, wenn man läse: *quis puer?*

Damit ist aber gesagt, was Verrius Flaccus ganz richtig empfunden hat, dass *piam* kein integrierender Bestandtheil des Wortgebildes sein kann, dass es etwas Fremdes, mit einem Worte, dass es ein eingeschobener Satz ist, ebenso wie das bei den Scenikern so beliebte *amabo.* Und zwar glaube ich richtig zu gehen, wenn ich *piam* für einen alten *A*-Coniunctiv von *piare* erkläre.

Formell muss man die Möglichkeit zugeben. Bekanntlich wechseln im Latein die *A*- und *E*-Formen des Conjunctivs (Lindsay 589). In der dritten und vierten Conjugation sind sie derart differenziert, dass die *A*-Formen coniunctivische, die *E*-Formen futurische Function ausüben

agāmus, agēmus; audiāmus, audiēmus.

In der *E*-Conjugation verschwanden, um der Coincidenz mit dem Indicativ willen die *E*-Formen, die *A*-Conjugation bevorzugte aus dem gleichen Grund die *E*-Formen als Coniunctiv, und ersetzten beide das mangelnde Futurum durch Periphrase (φύω)

amā(ns) bo, monē(ns) bo,
pipā(ns) fo, carē(ns) fo.

Aber dies ist ein Product historischer Entwicklung, da, wie das Umbrische ausweist, die italischen Sprachen ursprünglich auch *A*-Coniunctive der *A*-Conjugation gekannt haben müssen: *kuraia* (= *curet*), *etaians* (= *itent*).

Gehen wir das Paradigma der drei Personen durch, so ergibt sich nun klärlich, dass zwar *amas, amat, amamus, amatis, amant* als Indicativ und Coniunctiv coincidieren müssten; aber die Modi fielen doch in der ersten Person Singularis nicht zusammen. Hier war Indicativendung *o*, Coniunctivendung *am*. Und daher kommt es, dass wenigstens zwei solcher *A*-Coniunctive von *A*-Stämmen erhalten blieben, nämlich **dam* in *qui-dăm* und **piam* in *quis-piam.*

Über den Coniunctiv *dam* habe ich in den Wiener Studien XXI (1899), S. 144 gehandelt, hier tritt nun *piam* ergänzend hinzu. Wenn ich aber mit meiner Auffassung recht habe, dann heißt *piam* „möge ich es büßen" (nämlich wenns nicht wahr ist) oder wie wir sagen: „Straf mich Gott".

Sosias z. B. (a. a. O.) kommt zu der Annahme, bei der Alcmene müsse ein Doppelgänger im Spiel sein:

néscio quid istúc negoti dícam, nisi siquis (piam!) est
Amphitruo alius té qui absente hic múnus fungatúr tuom.

„Was solls anders sein, wenns nicht irgendeinen — Gott straf mich! — gibt, einen zweiten Amphitruo, der in deinem Weinberg arbeitet." Oder der Davos in der Andria, wenn er fragt:

num illi molestae quid — piam — haec sunt nuptiae?

„Ja, findet er denn irgendwie — der Schlag soll mich treffen — ein Haar in der Suppe?"

Und die so bekräftigende Wirkung des *piam,* vielleicht etwas milder ausgedrückt, hat auch die Prosa. Die Caesarstelle b. G. VI 17 z. B. entschuldigt durch das beigesetzte *piam* den starken Ausdruck *neglecta..... religione,* wie überhaupt die Rechtfertigung eines starken Wortes (Stettenheim würde sagen: „Verzeihen Sie das harte Wort") die eigentliche Intention des eingeschobenen *piam* ist. So erklärt sich auch, wie Cicero es in den Hauptsatz nahm. *Quaerat fortasse quis-piam* = „Da dürfte vielleicht wer — mit Verlaub — fragen".

Ich schließe mit dem Gedanken: Wörter isoliert zu betrachten führt stets zum Fiasko. Aus dem Satz muss man ihre Intention entwickeln, dann, wenn diese durchschaut ist, kann man sie getrost isoliert übersetzen. Also: ein Wort *quispiam* gibt es nicht und hat es nie gegeben; *quispiam* ist eine Wortgruppe wie *nescio-quis.*

Wien. J. M. Stowasser.

Über den arithmetischen Unterricht im Obergymnasium.

Der neue Lehrplan für Gymnasien vom 23. Februar 1900 enthält die Vorschrift, dass die Lehre von den ersten vier Rechnungsoperationen wissenschaftlich durchzuführen sei. Selbstverständlich können die Methoden der wissenschaftlichen Arithmetik nicht ohneweiters in die Mittelschule herübergenommen, sondern müssen der Fassungskraft der Schüler entsprechend umgeformt werden. Über die Art und Weise, wie dies am besten zu geschehen hat, gehen die Meinungen in den betheiligten Kreisen stark auseinander, und auch die Instructionen zum neuen Lehrplane bieten in dieser Hinsicht nur wenige Anhaltspunkte. Freilich ist es „nicht Aufgabe solcher didaktischer Unterweisungen, den Unterrichtsgang bis ins kleinste zu regeln oder den erprobten Lehrer in der Verwertung eigener Erfahrung und der Selbständigkeit im unterrichtlichen Verfahren irgendwie zu beschränken". Daher empfiehlt es sich, diese Frage einer öffentlichen Discussion zu unterbreiten, um die Erfahrungen Einzelner für die Gesammtheit zu verwerten und über die wichtigsten Punkte, wenn möglich, eine Einigung zu erzielen. Im folgenden liefere ich einen Beitrag zu einer solchen Discussion, indem ich zunächst einige allgemeine Fragen, deren Beantwortung für den wissenschaftlichen Charakter der Lehre von den Grundoperationen von entscheidender Bedeutung ist, ausführlich bespreche. Bezüglich einer zusammenhängenden und den Unterrichtszwecken angepassten Darstellung jener Lehre verweise ich auf mein Lehrbuch der Arithmetik für Obergymnasien, welches hoffentlich bald erscheinen wird.

1. Die Begriffe „Größe, gleich, größer, kleiner".

Die allgemeinen Merkmale der Größen bestehen darin, dass sich diese vergleichen, addieren, subtrahieren, vervielfachen, theilen und messen lassen. Alle diese Begriffe müssen, wenn sie in einer exacten Wissenschaft verwendet werden sollen, vor allem genau bestimmt, d. h. definiert werden. Dies kann nun, wie man sich leicht überzeugt, bezüglich der ersten zwei Merkmale nicht in einer für alle Größenarten giltigen Weise geschehen; man muss vielmehr die Vergleichung und die Addition für jede Größenart, entsprechend deren Eigenschaften, besonders definieren. Daraus folgt, dass eine allgemeine Definition des Begriffes „Größe" nicht möglich ist. Man begnüge sich daher, in der Einleitung zur Arithmetik mehrere Arten von Größen und ihre oben angeführten allgemeinen Merkmale aufzuzählen und letztere an einer speciellen Art, etwa an den Strecken, nachzuweisen.

Unrichtig sind z. B. die Definitionen: „Größen sind Dinge, welche einer Vermehrung oder Verminderung fähig sind", oder:

„Größen sind Dinge, welche aus Theilen derselben Art bestehen“ u. s. f. Denn es werden nicht die wesentlichen Merkmale angeführt, aus denen sich alle übrigen ergeben, und auch die angeführten werden nicht erklärt. Gegen die erste Definition ist überdies einzuwenden, dass sie die constanten, also ihrem Begriffe nach unveränderlichen Größen ausschließt.

Die populären Begriffe der Gleichheit und Ungleichheit, d. h. die im täglichen Verkehr vorkommenden, welche jeder normal entwickelte Mensch schon in früher Jugend bildet und verwenden lernt, sind im allgemeinen zu unbestimmt und schwankend, als dass sie in den exacten Wissenschaften benützt werden könnten. Man muss sie daher durch präcisere ersetzen, zu denen man nur durch Definitionen gelangen kann. Der Begriff der Gleichheit oder Ungleichheit lässt sich nicht in einer für alle Größenarten giltigen Weise definieren. Denn wenn man z. B. sagt: „Eine Größe ist einer anderen gleich, wenn sie dieselbe in allen Verbindungen vertreten kann“, so ist diese Definition in vielen Fällen zu eng und auch abgesehen davon meist unbrauchbar. So z. B. können sich nur congruente Flächen in solchen Fällen vertreten, wo es auch auf die Form, den Umfang u. s. f. ankommt. Wendet man dieselbe Definition der Gleichheit auf Zahlen an, so muss man also, um die Zahlen a und b zu vergleichen, dieselben in alle möglichen Functionen $F(x)$ für x substituieren und nachsehen, ob stets $F(a) = F(b)$ ist. Dies ist jedoch undurchführbar, denn man kann nicht alle denkbaren Functionen $F(x)$ aufzählen und stößt mitunter bei der Vergleichung der Werte $F(a)$ und $F(b)$ auf ebenso große oder noch größere Schwierigkeiten wie bei der Vergleichung der Zahlen a und b. Auch ist zu bemerken, dass die Berechnung von $F(a)$ und $F(b)$ zur Voraussetzung hat, dass man mit den Zahlen a und b alle möglichen Rechnungsoperationen ausführen kann, bevor man in der Lage ist, ihre Gleichheit oder Ungleichheit zu erkennen.

Man gelangt so zur Überzeugung, dass die Begriffe der Gleichheit und Ungleichheit für jede Zahlenart besonders definiert werden müssen, u. zw. hat dies bezüglich der Gleichheit für jede Zahlenart sofort nach Einführung derselben zu geschehen, weil alle Lehrsätze, welche durch Gleichungen ausgedrückt werden, den Gleichheitsbegriff bereits zur Voraussetzung haben, während man die Definition der Ungleichheit und die auf derselben beruhenden Lehrsätze an einer späteren Stelle vornehmen kann. — Aus didaktischen Gründen empfiehlt es sich, bei der Aufstellung dieser und aller anderen fundamentalen Definitionen soweit als möglich von der directen Anschauung und Beispielen aus dem praktischen Leben auszugehen, damit die Übereinstimmung der reinen Mathematik mit ihren Anwendungen bereits von allem Anfange an erkannt wird. Sobald jedoch diese Definitionen vorliegen, so müssen sie auch ausschließlich zur Beurtheilung

der Richtigkeit von arithmetischen Lehrsätzen benützt werden, und man darf nicht immer wieder die Anschauung oder Erfahrung zu Hilfe rufen. Diese Hauptforderung der wissenschaftlichen Methode in der Mathematik pflegt man beim geometrischen Unterrichte in den oberen Classen consequenter zu berücksichtigen als beim arithmetischen, indem man auch solche geometrische Sätze, deren Richtigkeit jeder Schüler ohneweiters durch die Anschauung erkennt, aus den Definitionen und vorausgegangenen Sätzen durch logische Schlüsse ableitet. Und doch kommt der Anschauung in der Geometrie eine weit größere Rolle zu als in der Arithmetik.

Die Definitionen der Gleichheit und Ungleichheit der einzelnen Zahlenarten richten sich nach der Form, in welcher diese dargestellt werden.

Die natürlichen Zahlen nimmt man in den fundamentalen Festsetzungen am zweckmäßigsten in der Form $1 + 1 + 1 + \ldots + 1$ an und betrachtet 2, 3, 4, ... nur als abkürzende Bezeichnungen, wie etwa π für $3 \cdot 14159 \ldots$. Zwei natürliche Zahlen heißen dann gleich, wenn man jede Einheit der einen mit einer Einheit der anderen so verbinden kann, dass schließlich keine unverbundene Einheit übrig bleibt. Im entgegengesetzten Falle heißen sie ungleich, u. zw. heißt jene größer, bei welcher unverbundene Einheiten übrig bleiben.

Führt man die relativen Zahlen nach der analytischen Methode ein, so stellt man sie bekanntlich zunächst in der Form $a - b$ dar, wo a und b natürliche Zahlen sind. Dann benützt man die Gleichung $a - b = (a + n) - (b + n)$, welche für $a > b$ einen Lehrsatz ausdrückt, für $a \leqq b$ als Definition der Gleichheit. Man kann sich dabei auf anschauliche Beispiele oder auf das Princip der Erhaltung der Operationsgesetze berufen, natürlich nicht, um die Definition zu beweisen, sondern um sie dem Schüler plausibel zu machen. Setzt man $a + n = c$ und $b + n = d$, so erkennt man leicht, dass die obige Definition mit der folgenden, in der wissenschaftlichen Arithmetik gebräuchlichen übereinstimmt: „Die relativen Zahlen $a - b$ und $c - d$ sind gleich, wenn $a + d = b + c$ ist". Analog definiert man: „Es ist $a - b$ größer (kleiner) als $c - d$, wenn $a + d$ größer (kleiner) als $b + c$ ist."

In derselben Weise lässt sich die Vergleichung der Brüche durchführen. Wenn man, wie es häufig geschieht, den Satz: „Ein Bruch bleibt unverändert, wenn man Zähler und Nenner mit derselben Zahl multipliciert oder durch dieselbe Zahl dividiert" als Lehrsatz auffasst und zu beweisen unternimmt, ohne zuvor die Gleichheit der Brüche definiert zu haben, so stützt man sich auf den populären oder der Anschauung entnommenen Begriff der Gleichheit, was nach dem Vorausgehenden in der wissenschaftlichen Begründung der Arithmetik nicht zulässig ist.

In noch verstärktem Maße gilt dieser Einwand von dem ebenso häufig angeführten Satze: „Sind zwei complexe Zahlen gleich, so sind ihre reellen Theile und die Factoren der imaginären Einheit gleich“, denn eine anschauliche Auffassung der complexen Zahlen kann man beim Schüler nicht voraussetzen, wenn man nach der Vorschrift des neuen Lehrplanes die graphische Darstellung dieser Zahlen nicht behandelt. Übrigens benützt man beim „Beweise“ dieses Satzes den folgenden: „Gleiches von Gleichem subtrahiert gibt Gleiches“, wobei man offenbar den Begriff der Gleichheit complexer Zahlen bereits als bekannt voraussetzt. Der richtige und zugleich einfachste Weg besteht in diesem Falle darin, dass man den oben angeführten Satz als Definition auffasst, indem man erklärt: „Die Gleichung $a + bi = c + di$ besteht dann und nur dann, wenn $a = b$ und $c = d$ ist“. Ein Beweis dieses Satzes ist nicht nothwendig, aber auch gar nicht möglich.

Diese Bemerkungen dürften genügen, um ersichtlich zu machen, in welcher Weise die Begriffe der Gleichheit und Ungleichheit für die einzelnen Zahlenarten einzuführen sind. Man erkennt leicht, dass der hier angedeutete Weg einfach, klar und einwandfrei ist, was von dem sonst üblichen Verfahren nicht gesagt werden kann.

2. Über die sogenannten arithmetischen Axiome.

Die meisten Lehrbücher der Arithmetik enthalten in der Einleitung eine Reihe allgemeiner Sätze, welche durchwegs die Gleichheit oder Ungleichheit der Größen oder speciell der Zahlen zum Gegenstande haben und, weil sie nicht bewiesen werden, allgemeine mathematische, bezw. arithmetische Grundsätze oder Axiome heißen. Die große Bedeutung dieser Sätze für den gesammten Aufbau der Arithmetik rechtfertigt eine eingehendere Besprechung derselben.

In den „Elementen“ Euklids werden diese Sätze ebenfalls ohne Beweis mitgetheilt und *κοιναὶ ἔννοιαι* (gemeinsame Annahmen oder Festsetzungen) genannt, während die unseren geometrischen Axiomen entsprechenden Sätze *αἰτήματα* (Forderungssätze) heißen. Beide Gruppen von Sätzen beziehen sich bei Euklid nur auf geometrische Größen, bezw. Gebilde, denn auch die Zahlen werden in den „Elementen“ als Strecken und nicht als eine besondere Größenart aufgefasst. Wenn Euklid trotzdem die beiden Gruppen auseinanderhält und wesentlich verschieden benennt, so geht daraus hervor, dass er ihnen eine ganz verschiedene Bedeutung beilegt. Aus dem Inhalte und den Anwendungen der *κοιναὶ ἔννοιαι* erkennt man, dass diese in den „Elementen“ die dort fehlenden Definitionen der Gleichheit und Ungleichheit von geometrischen Größen zu ersetzen haben. In der

That definiert der Satz: „Was sich deckt, ist einander gleich" die Gleichheit von Strecken und Winkeln; derselbe Satz und die folgenden Sätze: „Fügt man Gleiches zu Gleichem hinzu, so sind die Summen gleich; nimmt man Gleiches von Gleichem hinweg, so bleiben gleiche Reste" definieren die Gleichheit der Flächen und Räume, während der Satz: „Das Ganze ist größer als sein Theil" ausdrückt, wie man die Ungleichheit der geometrischen Größen erkennt. Der Satz: „Was demselben Dritten gleich ist, ist unter sich gleich" zeigt, wie man eine Vergleichung auf eine vorausgegangene zurückführen kann.

Um nun diese Sätze auf die Arithmetik in ihrem heutigen Umfange zu übertragen, hat man an denselben mehrere Änderungen vorzunehmen. An die Stelle des Satzes: „Was sich deckt, ist einander gleich" oder: „Congruente Figuren sind einander gleich" tritt der folgende: „Identische, d. h. durch die nämlichen Zeichen dargestellte Zahlen sind einander gleich" oder anders ausgedrückt: „Jede Zahl ist sich selbst gleich". Der Satz: „Das Ganze ist größer als sein Theil" gilt für die relativen und complexen Zahlen nicht und muss daher ausgeschieden werden. Dies kann ohne Nachtheil geschehen, da er durch die Definitionen der Ungleichheit überflüssig geworden ist. Dafür muss man andere Sätze, wie „Gleiches mit Gleichem multipliciert gibt Gleiches; Gleiches durch Gleiches dividiert gibt Gleiches" neu aufnehmen.

In methodischer Beziehung erfahren die besprochenen Sätze in der wissenschaftlichen Arithmetik die wesentliche Änderung, dass sie nicht als gemeinsame Annahmen (*κοιναὶ ἔννοιαι*) und noch weniger als Axiome, sondern als Lehrsätze behandelt werden. Da man nämlich die Gleichheit oder Ungleichheit der Zahlen durch Definitionen festzustellen hat, so entsteht nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit, jene Sätze zu beweisen, d. h. zu untersuchen, ob die in denselben enthaltenen Aussagen über die Gleichheit oder Ungleichheit von Zahlen mit den Definitionen dieser Begriffe übereinstimmen. Mit Rücksicht auf die grundlegende Bedeutung dieser Lehrsätze empfiehlt es sich, dieselben den commutativen und associativen Gesetzen der Addition und Multiplication und dem distributiven Gesetze der Multiplication an die Seite zu stellen und, abgesehen von denjenigen, welche sich aus den übrigen durch rein logische Schlüsse ergeben, mit dem gemeinsamen Namen Grundgesetze der Arithmetik (wohl zu unterscheiden von den Grundsätzen oder Axiomen) zu bezeichnen.

Gegen das eben geschilderte Verfahren wird hie und da eingewendet, dass es überflüssig ist, Selbstverständliches zu beweisen, dass dadurch der Schüler zur Meinung verleitet wird, er dürfe nichts, auch wenn es noch so offenkundig ist, glauben, wenn es

nicht besonders bewiesen wird u. s. f.[1]). Darauf möchte ich erwidern, dass man die besprochenen Grundgesetze nicht bloß auf die natürlichen Zahlen anzuwenden hat, für welche sie allerdings auch mit Benützung des populären Gleichheitsbegriffes leicht als richtig erkannt werden. Man muss sie vielmehr bei jeder Erweiterung des Zahlenbegriffes in Bezug auf ihre Giltigkeit prüfen und findet, dass sie dann weniger einleuchtend sind, ja in vereinzelten Fällen sogar ihre Geltung verlieren, wie z. B. der Satz „Größeres mit Gleichem multipliciert gibt Größeres“ für relative Zahlen. Auch muss man sich bei der Begründung dieser Sätze vor der häufig vorkommenden Verwechslung der Begriffe „gleiche Zahlen“ und „dieselben Zahlen“ hüten. Wendet man z. B. den Satz: „Gleiches mit Gleichem multipliciert gibt Gleiches“ auf Brüche an, so wird er in der Formelsprache der Arithmetik durch

$$\frac{am}{bm} \cdot \frac{cn}{dn} = \frac{ap}{bp} \cdot \frac{cq}{dq} \text{ und nicht durch } \frac{a}{b} \cdot \frac{c}{d} = \frac{a}{b} \cdot \frac{c}{d}$$

wiedergegeben. Die zweite Gleichung braucht nicht bewiesen zu werden, wohl aber die erste, u. zw. nicht etwa durch Abkürzung der Brüche v o r der Multiplication, weil bei diesem Vorgehen der zu beweisende Satz bereits benützt würde.

Die Mehrarbeit, welche dem Schüler dadurch erwächst, dass man die sogenannten arithmetischen Axiome als Lehrsätze behandelt, ist kaum nennenswert, da es sich dabei stets um directe Anwendungen von Definitionen oder Rechnungsregeln auf ganz einfache Fälle handelt. Wenn also der hier empfohlenen correcten Methode von mancher Seite heftiger Widerstand entgegengestellt wird, so lässt sich derselbe weder durch logische, noch durch didaktische Gründe rechtfertigen.

Den Gegenstand dieses Abschnittes will ich mit einer Bemerkung über zwei Sätze abschließen, welche denselben Gedanken in verschiedener Form ausdrücken und in der Regel als Axiome oder mindestens als selbstverständlich bezeichnet werden. Es sind dies die Sätze: „Führt man mit gleichen Zahlen dieselben Operationen aus, so erhält man gleiche Resultate“ und „Ein Ausdruck ändert seinen Wert nicht, wenn man in demselben Zahlen durch gleiche ersetzt“. Es sei z. B. eine Operation, welcher das Zeichen $\circ$ entsprechen soll, für Brüche durch die Gleichung

$$\frac{a}{b} \circ \frac{c}{d} = \frac{a+c}{b+d}$$

[1]) Ähnliche Einwendungen gegen die wissenschaftlichen Methoden wurden auch schon im Alterthum erhoben. Wie Proklus (411—485 n. Chr.) in seinem Scholion (Commentar) zu den „Elementen“ erzählt, erklärten die Epikureer in Bezug auf den Beweis Euklids, dass die Summe zweier Dreiecksseiten größer ist als die dritte, es sei unverständig, von Selbstverständlichem einen Beweis zu fordern. Dieser Satz sei jedem Esel offenkundig, denn wenn man ihm sein Heu an das eine Ende einer Seite legt, so marschiere er auf dieser einen Seite und nicht auf den beiden anderen, um sein Futter zu holen. (Vgl. M. Simon, Euklid, S. 52.)

definiert; dann besteht zwar das commutative und das associative Gesetz, hingegen ist im allgemeinen

$$\frac{a}{b} \circ \frac{c}{d} \gtrless \frac{am}{bm} \circ \frac{cn}{dn}.$$

Die angeführten zwei Sätze gelten somit nicht für alle denkbaren Operationen, und es ist daher nicht überflüssig, wenn man ihre Giltigkeit für die in der Arithmetik vorkommenden Operationen nachweist.

3. Über die Beweise der arithmetischen Lehrsätze.

Viele arithmetische Lehrsätze gelten für alle Arten von Zahlen und müssten daher bei jeder Erweiterung des Zahlenbegriffes neu bewiesen werden. Dieser Vorgang wäre jedoch sehr weitläufig und für den Schüler ebenso ermüdend wie für den Lehrer. Man trachtet daher, dasselbe Ziel, das ist die lückenlose Begründung der arithmetischen Operationen, auf kürzerem Wege zu erreichen. Dies gelingt durch eine ausgiebige Benützung der formalen Beweise, welche neue Sätze aus bereits als richtig erkannten durch rein logische Schlüsse abzuleiten gestatten. Da nämlich diese von der besonderen Beschaffenheit der eben betrachteten Zahlen unabhängig sind, so gilt jeder formal bewiesene Lehrsatz für alle Arten von Zahlen, für welche die beim Beweise benützten Sätze Geltung haben. Hat man z. B. den Satz $(a + b)c = ac + bc$ für gewisse Zahlenarten mit Benützung der Eigenschaften derselben bewiesen, so ergibt sich die Giltigkeit des analogen Satzes, in welchem der erste Factor durch eine Differenz oder durch ein Polynom ersetzt ist, für dieselben Zahlenarten durch einen einzigen formalen Beweis.

Die indirecten Beweise der Arithmetik sind eine specielle Art der formalen. Gegen die Benützung der ersteren wird häufig vom didaktischen Standpunkte aus eingewendet, dass sie in das Wesen der Sache nicht so tief eindringen und daher weniger belehrend sind als die directen. Man darf jedoch nicht übersehen, dass man nur Umkehrungssätze indirect beweisen kann und dass diese den nämlichen Zusammenhang zwischen gewissen Thatsachen, nur in anderer Form, ausdrücken wie die ursprünglichen, direct zu beweisenden Sätze. Daher ist der directe Beweis eines Umkehrungssatzes überflüssig und der indirecte wegen der meist bedeutenden Abkürzung, welche man durch ihn erzielen kann, vorzuziehen. Hat man z. B. die Sätze über die Addition (Multiplication) der Gleichungen und Ungleichungen direct bewiesen, und zwar für jede Zahlenart besonders, so erhält man die entsprechenden Sätze über die Subtraction (Division) durch indirecten Beweis, und zwar für alle Zahlenarten zugleich.

Will man somit jene arithmetischen Lehrsätze, welche für alle Zahlenarten gelten, auf kürzestem Wege und zugleich

lückenlos begründen, so muss man möglichst wenige derselben für jede Zahlenart besonders und alle übrigen formal, somit für alle Zahlenarten zugleich beweisen.

Durch genauere Prüfung überzeugt man sich, dass die Sätze der ersten Art mit den unter 2 als Grundgesetze der Arithmetik bezeichneten zusammenfallen. Bei diesem Vorgehen lässt sich freilich nicht vermeiden, dass ihrem Inhalte nach zusammengehörende Sätze, wie z. B. $(a+b)c = ac + bc$ und $(a-b)c = ac - bc$ von einander getrennt und auf verschiedene Art bewiesen werden.

Das hier angedeutete Verfahren, die Rechengesetze von den natürlichen Zahlen auf die übrigen Zahlenarten zu übertragen, wird bisher an unseren Mittelschulen wohl nur selten angewendet. Gewöhnlich trachtet man, denselben Zweck auf einem der folgenden Wege zu erreichen:

a) Alle Sätze, welche man durch die Anschauung oder durch Beweise für die natürlichen Zahlen erhalten hat, überträgt man ohne nachträgliche Verification auf die übrigen Zahlenarten und beruft sich zur Rechtfertigung auf das Princip der Erhaltung der Operationsgesetze. Dieses Verfahren beruht auf einer unrichtigen Auffassung des genannten Principes. Denn dasselbe ist kein Beweisgrund, sondern drückt nur die durch Zweckmäßigkeitsgründe veranlasste Aufforderung aus, das Rechnen mit den verschiedenen Zahlenarten soweit als möglich nach einheitlichen Gesetzen zu regeln. Man muss sich jedoch bei jeder Erweiterung des Zahlenbegriffes überzeugen, ob dies wirklich geschehen kann. Immer gelingt es in der That nicht, so z. B. bei der Division durch die Null und der Multiplication oder Division von Ungleichungen zwischen relativen Zahlen.

b) Ebenso unrichtig ist das Verfahren, nach welchem die cumulative und uncontrolierte Übertragung aller Rechnungsregeln von den natürlichen auf die übrigen Zahlen auf die Definitionen der letzteren gegründet wird. Dies geschieht dadurch, dass man z. B. die relativen Zahlen in der Form $a - b$ annimmt, die Gleichung $(a - b) + b = a$ auch für $a \leqq b$ fortbestehen lässt, und dann weiter schließt: Weil aus dieser Gleichung für $a > b$ sämmtliche Gesetze der Subtraction folgen, so gelten sie auch für $a \leqq b$, da obige Gleichung auch für diesen Fall als richtig angenommen wurde. Bei genauerem Zusehen erkennt man leicht, dass die Prämisse dieses Schlusses ganz unrichtig ist, denn aus der Gleichung $(a - b) + b = a$ folgt auch für $a > b$ kein einziges Gesetz der Subtraction, wenn man nicht zugleich die Gesetze der Zahlenvergleichung und der Addition benützt. So lange von diesen letzteren keine Rede ist, hat man durch die Festsetzung, dass $(a - b) + b = a$ auch für $a \leqq b$ sein soll, nur die Summe der relativen Zahl $a - b$ und der natürlichen Zahl b für diesen speciellen Fall definiert und nichts

weiter. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass die analoge Begründung der Lehre von den Brüchen ebenso zu beurtheilen ist.

c) Einen Fortschritt in dieser Hinsicht zeigen jene Darstellungen, welche im allgemeinen das unter *a*) oder *b*) beschriebene Verfahren beibehalten und zum Schlusse an einzelnen Sätzen nachweisen, dass dieselben auch im erweiterten Zahlengebiete richtig bleiben. Es genügt jedoch nicht, wenn dies bloß bezüglich der commutativen Gesetze der Addition und Multiplication geschieht, weil sich nicht alle Lehrsätze der Arithmetik auf diese beiden zurückführen lassen. Aus demselben Grunde genügt auch nicht der analoge Nachweis bezüglich der von den neuen Instructionen für Gymnasien S. 200 angeführten drei Grundgesetze (des associativen, commutativen und distributiven Gesetzes), auch wenn davon abgesehen wird, dass die associativen und commutativen Gesetze der Addition und Multiplication von einander unabhängig und daher getrennt anzuführen sind[1]). Man hat vielmehr das Fortbestehen aller im Abschnitte 2 angeführten Grundgesetze nachzuweisen, und zwar nicht etwa in einer Schlussbemerkung, sondern unmittelbar nach jeder Erweiterung des Zahlenbegriffes. Dagegen hätte die unter *a*) und *b*) gerügte unrichtige Anwendung des Principes der Erhaltung der Operationsgesetze oder der Definitionen der neu einzuführenden Zahlen zu unterbleiben.

---

[1]) Bei diesem Anlasse sei auch auf ein Versehen in den Instructionen für Gymnasien hingewiesen: S. 205 ist außer der Congruenz und Symmetrie der körperlichen Ecken auch die Ähnlichkeit derselben erwähnt. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass von einer Ähnlichkeit der körperlichen Ecken nicht gesprochen werden kann.

Graz. Dr. Fr. Hočevar.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Syntax of classical Greek from Homer to Demosthenes. First Part. By Basil L. Gildersleeve with the Cooperation of Charles W. E. Miller. New York, Cincinnati, Chicago. X u. 190 SS.

Der vorliegende erste Theil der Syntax des classischen Griechisch, welcher sich in seiner Anlage an die lateinische Syntax desselben Verf.s (zuerst 1867 erschienen) anschließt, umfasst die Syntax des einfachen Satzes, einschließlich der Lehre von den Tempora und Modi. Es scheint zweckentsprechend, den Inhalt kurz anzugeben: Nominativ § 3—13. Vocativ § 14—25. Die verschiedenen Formen des Subjects § 26—59. Copula § 60—67. Übereinstimmung des Prädicats § 88—136. Genera Verbi § 137 bis 182. Tempora des Verbums §. 184—360. Modi 361—467. Der letzte Abschnitt enthält nebst den eigentlichen auf die Modi speciell sich beziehenden Ausführungen auch einen die §§ 423 bis 467 umfassenden, sehr eingehenden Abschnitt über die Modalpartikeln *ἄν* und *κὲν* (*κὲ*) *κὰ* [1]).

Über den Wert dieser neuen Darstellung der griechischen Syntax, die sich durch Klarheit und Präcision auszeichnet und in dem Benützer den Eindruck genauer und sorgfältiger Ausnützung der Quellen hervorruft, glaube ich mich bestimmt dahin aussprechen zu können, dass derselbe in erster Linie in der statistisch-descriptiven Seite zu suchen ist. In äußerst übersichtlicher Weise sind die Belege für die einzelnen syntaktischen Erscheinungen in chronologischer Reihenfolge der Autoren von Demosthenes rückwärts bis zu den homerischen Gedichten verzeichnet, und die Genauigkeit, mit welcher dabei zu Werke gegangen ist, ersieht man beispielsweise aus den Angaben der §§ 14 bis 25, 123, 156 u. a. Diese statistische Seite unserer Schrift,

---

[1]) Der Vergleich mit dem lateinischen *an* (§ 427) hat nach den Ausführungen von Skutsch in den Jahrbb. f. class. Phil. Suppl. 27, 105 ff. zu entfallen. Vgl. Thesaurus II 1, S. 2, wo auch Thurneysen der Herleitung aus **atne* den Vorzug zu geben scheint.



welche das höchste Lob verdient, hätte durch die Ausnützung der Sprache wenigstens der attischen Inschriften nur gewinnen können. Dagegen muss andererseits hervorgehoben werden, dass die Literatur der vergleichenden Syntax nur in ungenügendem Maße herangezogen und ausgenützt ist. Besonders macht sich dies in den auf das Verbum bezüglichen Theilen unserer Schrift bemerkbar, in denen die grundlegende Unterscheidung von „Zeitstufen“ und „Actionsarten“ ungern vermisst wird. Überhaupt habe ich namentlich von Ausnützung der Arbeiten Delbrücks in unserer Syntax nicht viel wahrnehmen können.

Durch vorstehende Ausführungen ist m. E. den Lesern dieser Zeitschrift eine richtige Wertschätzung unserer Schrift ermöglicht, die trotz des angedeuteten Mangels ernstliche Beachtung verdient.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Q. Horatius Flaccus. Oden und Epoden. Erklärt von Lucian Müller. 1. Theil: Text und Einleitungen. 2. Theil: Commentar. St. Petersburg u. Leipzig, K. L. Ricker 1900. gr. 8°, VIII u. 319 SS.; 479 SS.

L. Müller hat die Vollendung des Druckes dieser größeren erklärenden Ausgabe der Oden und Epoden, an welcher er in seinen letzten Lebensjahren trotz der Kränklichkeit mit jugendlichem Eifer arbeitete, wie dies auch so manche Briefe an Bekannte bezeugen, nicht mehr erlebt, und es hat dann G. Götz in pietätvoller Weise, worüber er im Vorwort Aufschluss gibt, die Überwachung bis zum Abschluss besorgt. Freilich liegt das Werk infolge dessen nicht ganz vollständig so vor, wie es Müller geplant hatte, da Götz bei der ihm übertragenen Arbeit — und gewiss mit gutem Grunde — den vierten Theil der Ausgabe, welcher den Einleitungen, dem Texte und Commentar Abhandlungen über die sprachlichen Vorbilder der lyrischen Dichtungen des Horaz, über die Versmaße, Handschriften und Ausgaben anfügen sollte, nicht zu reconstruieren übernahm, weil für denselben nur Notizen und kurze Ausführungen vorlagen. Doch sind den letzteren entnommene Sätze in der Vorrede mitgetheilt.

Einleitungen, Text und Commentar, die in den zwei stattlichen Bänden vorliegen, zeigen, dass L. Müller seinem Lieblingsschriftsteller, zu welchem er trotz der vielen anderen Arbeiten immer so gern zurückkehrte, auch auf diesem Gebiete erneutes, in Einzelheiten doppelt streng eingehendes Studium widmete; hat er ja hie und da selbst früher liebgewonnene Ansichten aufgegeben oder modificiert (vgl. z. B. zu Carm. III 26, 1, I S. 244; oder zu III 9, 20, II S. 273). In allen Theilen zeigt sich das Bestreben, für „Philologen im weitesten Sinne“, wie er in einer erhaltenen Notiz sich ausdrückte, eine nutzbringende Ausgabe zu liefern, welche

sowohl den kritischen wie den exegetischen Forderungen, und letzteren möglichst gleichmäßig nach der formalen und realen Seite gerecht werden sollte. Ist nun dieser Plan auch hier, wie in der vom Ref. einst besprochenen Ausgabe der Satiren und Episteln, namentlich bezüglich der sog. Realien nicht immer ganz consequent durchgeführt (vgl. z. B. die kurze Bemerkung über die Liburnerschiffe zu Carm. I 37, 30 und Epod. 1, 1 mit der anschaulicheren in dem doch zunächst nur für die Schule bestimmten Buche J. Kubiks „Realerklärung bei der Lectüre des Horaz", S. 37 und 80), so entschädigt dafür anderes, was der Ausgabe ihr eigenes Gepräge gibt, darunter in erster Linie der reiche Schatz von feinen Beobachtungen über den Sprachgebrauch des Horaz und diesbezügliche Unterschiede in seinen verschiedenen Dichtungen. Und außer dem vielen Belehrenden findet sich Anregendes selbst dort, wo vielleicht nicht jeder der betreffenden Ansicht vollständig beistimmen möchte.

Wenn wir nach der verdienten Würdigung ein paar Punkte der letzteren Art kurz berühren, soweit es im Rahmen einer solchen Besprechung thunlich ist, so soll das auch nur ein Zeichen der erneuten Anregung sein, worüber der Verf., wie wir ihn kennen gelernt, sich freuen würde.

Wenn sich unter den, übrigens nicht mehr zahlreichen Strophen, welche wegen kritischer Bedenken im Texte eingeklammert sind, noch immer die dritte von Carm. I 2 befindet, so scheint mir hier die Theorie von einer in Anlehnung an Ovid Met. I 296 f. entstandenen Interpolation, der ich nie beistimmen konnte (vgl. Ovid u. s. Verh. zu d. Vorg. III 22, Anm.), nun durch O. Keller, Epileg. I 9 und G. Friedrich (Q. Horatius Flaccus, Leipzig 1894, S. 201) endgiltig widerlegt zu sein. — I 8, 2 u. 4 hat M. nun im Gegensatze zu seinen früheren Ausgaben *properas* (statt des hs. *properes*) hauptsächlich aus Grammatikercitaten in den Text gesetzt und das dann folgende *oderit* mit dem Zeichen des Verderbnisses versehen; im Commentar S. 43 hält er Withofs Änderung des *oderit* in *deserit* für die einfachste Heilung. Aber es ist ja doch gut denkbar, dass nach den zwei indirecten Fragen allgemeiner Art (*cur properes — cur oderit*), die folgenden besonderen, welche das *cur apricum oderit campum* specialisieren, als directe im Indicativ folgen können, was Wechsel und Pathos in die Stelle bringt (vgl. schon Bentley). — I 20, 2 dürfte A. Goldbachers in den „Wiener Studien", 1898, S. 283 ausführlich begründete Erklärung der Beachtung würdig sein, dass Horaz mit dem *vile Sabinum* in der *Graeca testa* humorvoll auf die Eitelkeit jener Leute anspiele, welche mindere Weine in Gefäße füllen, in denen man bessere Sorten voraussetzt. — II 8, 3 f. *Dente si nigro fieres vel uno Turpior ungui* zeigt sich in der Erklärung S. 167 Hinneigung zur beliebten Umschreibung: *si uno dente nigro vel uno ungui nigro fieres turpior*; die Doppel-

beziehung des Wortes *uno* liegt allerdings auf der Hand, aber die des *nigro* ist zweifelhafter, wie schon die gewundenen Erklärungen zeigen können (selbst noch im trefflichen Commentar von Kiessling, wo aus dieser einzigen Horazstelle in der genannten Auffassung ohneweiters der Schluss gezogen wird, dass, wie bei den Griechen weiße Flecken auf den Fingernägeln für Verräther der Treulosigkeit galten, so offenbar bei den Römern schwarze). Mir scheint hier die Stelle Ovid A. A. III, 275 ff. instructiv, wo Schönheitsmängel der Mädchen besprochen und ihnen Lehren gegeben werden, dieselben möglichst zu verbergen; da heißt es nun: *Exiguo signet gestu, quodcumque loquetur, Cui digiti pingues et scaber unguis erit,* dann v. 279: *Si niger aut ingens aut non erit ordine natus Dens tibi, ridendo maxima damna feres.* Die am Nagel hervorgehobene Hässlichkeit besteht also in der *scabritia*, für welche dann Plinius N. H. XXVIII 9, 37 und XXXII 10, 45 Detl. Gegenmittel angibt, die beim Zahne aber betonte in der Schwärze; darum werden wir die Sache wohl auch bei Horaz so fassen und *nigro* nur auf *dente* beziehen („Wenn nur durch einen schwarzen Zahn, durch einen Nagel nur Du würdest hässlicher“). — Zu v. 23 f. derselben Ode könnte der Sinn der vielbesprochenen Stelle *tua ne retardet Aura maritos* S. 169 etwas präciser entwickelt werden, und Kiessling hat mit Recht wieder auf das zunächst vorschwebende Bild des Lufthauches hingewiesen und Properz II 27, 15 (bezw. III 23, 15 L. M.) verglichen. Es ist hier eigentlich der „lockende Hauch“, der „Liebeshauch“, im Wesen allerdings identisch mit dem im vorliegenden Commentar gleich an die Spitze gestellten Ausdruck „unbeständige Gunst“, welcher letztere aber die Grundanschauung ebensowenig hervortreten lässt, wie die Übersetzungen „Liebreiz“ (z. B. Nauck und Rosenberg) oder „Laune“ (L. Müller in der Ausgabe Gießen S. 76). Gegenüber Friedrichs Bedenken (l. c. S. 120) gegen Kiessling wäre wohl der Sinn so zu präcisieren, dass die jungen Frauen fürchten, der Liebeshauch Barines könne ihre Männer aufhalten oder bannen, wie die Luft ein Fahrzeug ablenkt. Fast möchte man hier auch an Cicero pro Sestio 47, 101 erinnern *quem neque periculi tempestas neque honoris aura potuit umquam de suo cursu aut spe aut metu demovere,* wo eben Halm bei *honoris aura* auf das Bild der Fahrt und den Gegensatz zu *tempestas* aufmerksam macht mit der Übersetzung „der liebliche Hauch“. — Im Commentar zu II 18, 14, S. 206 wird die Conjectur *unico Sabino* mit Polemik gegen einen allerdings scharfen Ausdruck Kiesslings vertheidigt; dieselbe ist ja wohl möglich, aber die Nothwendigkeit der Änderung des handschriftlichen *unicis Sabinis* doch kaum erwiesen und der Stellenapparat bei Haupt Opusc. III 578 nicht durchweg widerlegt (vgl. auch Friedländer zu Martial X 44, 9). Daher wäre im Texte an dieser Stelle das Zeichen des Verderbnisses vielleicht besser weggeblieben.

— Zu III 9 hätte doch wohl das *carmen amoebaeum* in seinen Arten und in seiner Verwendung in diesem einzigen Beispiele der Horaz'schen Odensammlung entweder in der Einleitung S. 231 oder im Commentar S. 272 etwas näher charakterisiert werden können; wahrscheinlich war aber Derartiges an einer Stelle des nicht vollendeten 4. Theiles beabsichtigt. Zu v. 15 derselben Ode ist bei *bis patiar mori* S. 273 nur richtig das Überbieten im Wechselgesange hervorgehoben, aber zugleich wären Hinweise auf Ähnliches im griechischen Sprachgebrauche, wie solche sonst mit Recht öfter geboten werden, gewiss auch hier am Platze gewesen (vgl. jetzt z. B. die hübsche Sammlung bei Schanz im Commentar zu Platons Apol. S. 171). — III 27, 31, wo bei *sublustris* die Seltenheit des Wortes betont und nur auf Vergil Aen. IX 373 verwiesen wird, konnte wohl wenigstens noch auf die ganz gleiche Verbindung *nocte sublustri* bei Livius V 47, 2 und auf die interessante Bemerkung von Stacey im Wölfflin'schen Archiv f. l. L. X 55 aufmerksam gemacht werden.

Die Darstellung ist klar und der Druck correct; im Commentar S. 12 l. Z. wäre wohl die Schreibweise „Sinfluth" vorzuziehen gewesen (vgl. Kluge, Etym. Wörterb. S. 338). Das Werk sei hiemit allen Freunden des Horaz warm empfohlen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Präparation zu C. Sallusti Crispi Bellum Iugurthinum. Von Dr. K. Braun, Professor am Gymnasium zu Bremen. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel 1901. 8⁰. 37 SS. (= Präparation für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker. Begründet von Prof. Dr. Krafft und Prof. Dr. Ranke. Heft 56). Preis 65 Pf.

Die Krafft-Ranke'schen Präparationen, die ursprünglich nur das dem Schüler bei seiner Vorbereitung nöthige Vocabel-Material boten, haben allmählich auch einen in engsten Grenzen gehaltenen Commentar in sich aufgenommen, und mit Recht. Denn die Schwierigkeiten, die sich aus den gewöhnlichen Constructionszweifeln und aus sprachlichen Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers ergeben, sind doch nicht geringer als die Mühe, mittels des Lexikons Vocabeln und Bedeutungen zu sammeln: wo diese behoben wird, da wird man umsomehr eine Nachhilfe in jener Beziehung fordern dürfen. Es ist übrigens fraglich, ob auf der Stufe, auf der Sallust gelesen wird, die Schüler nicht im Gebrauch des Lexikons bereits so weit geschult sein sollen, dass sie ohne ein Hilfsmittel wie das vorliegende ihrer Pflicht entsprechen können. Die Frage ist im allgemeinen zu bejahen; immerhin aber gibt es ungelenke Naturen, die auch bei der Lectüre des Sallust die Lexikonarbeit nicht ohne großen Zeitverlust zu bewältigen imstande

sind, denen daher Brauns Präparation gute Dienste leisten wird. Dass aus der Benützung vorliegenden Vocabulars ein Nachtheil für den Bildungsgang des Schülers zu befürchten wäre, vermag Ref. nicht einzusehen, zumal durch etymologische Winke und angedeutete Bedeutungsentwicklungen auch das nöthige lexikalische Verständnis vermittelt wird. — Etwas anders steht es mit dem in den Fußnoten beigegebenen Commentar; derselbe enthält meist nur Übersetzungshilfen. Auch damit kann nicht geschadet werden, wenn nur der Lehrer immer strenge darauf hält, dass der Schüler Brauns Übersetzung rechtfertigt, d. i. über die Bedeutung der in den übersetzten Phrasen enthaltenen Worte Bescheid zu geben weiß. Dies ist jedoch bei ausschließlicher Benützung des Braun'schen Vocabulars nicht immer möglich. Beispielsweise wird S. 11 *excruciatum necare* durch 'unter Martern tödten', S. 16 *ex copia rerum* durch 'wie die Dinge lagen', S. 18 *modum statuere* durch 'einschränken' übersetzt, aber die Bedeutung von *excruciare*, von *copia*, von *modus* und *statuere* nicht angegeben. Dies ist ein Mangel, dessen Beseitigung bei einer eventuellen zweiten Auflage des Verfassers nächste Aufgabe ist.

Wien. J. Golling.

Lateinisches Übungsbuch für die oberen Classen der Gymnasien. In 2., verb. Aufl. herausg. von Dr. H. St. Sedlmayer. Zwei Theile. I. Theil: Übungsstücke und Anmerkungen. II. Theil: Wortkunde, stilistischer Anhang und Synonymik. Wien u. Prag, F. Tempsky 1900, gr. 8°, 256 SS. Preis beider Theile geh. 2 K 40 h, geb. 3 K.

Das treffliche Buch, das in kurzer Zeit so viele Freunde gefunden, liegt nun in zweiter Auflage vor uns. Die äußere Anlage erfuhr dadurch eine Umgestaltung, dass die Anmerkungen mit der Nachhilfe zu den einzelnen Übungsstücken vom II. Theile losgetrennt und als Fußnoten unter den Text gesetzt sind, wodurch dem Schüler das krampfhafte Herumsuchen in verschiedenen Partien des Buches nach der einen Seite hin erspart wird. Dass in den grammatischen Citaten auch auf die Schulgrammatiken von Schmidt und Schultz Rücksicht genommen wird, kann der weiteren Verbreitung des Buches nur förderlich sein.

Der deutsche Ausdruck der Übersetzungsstücke, der schon beim Erscheinen des Scheindler-Sedlmayer'schen Werkes so beifällig beurtheilt wurde, erfuhr an einer großen Anzahl von Stellen eine weitere Ausfeilung; er ist geschmackvoll, ohne dem Schüler unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Hinübersetzung zu bieten, ohne Verballhornung durch gehäuftes grammatisches Regelwerk. Der Verf. versteht es, den Lectürestoff bald geistvoll zusammenzufassen, bald entsprechend zu erweitern, so dass das bei der Lectüre der Classiker angeregte Interesse wach erhalten, ja, durch

die Freude am Wiedererkennen und Finden noch gesteigert wird. Bei einer folgenden Auflage ließen sich nach der Ansicht des Ref. vielleicht folgende Ausdrücke in glattere Formen gießen: S. 16, Z. 4: Die Bewohner vollends solcher Städte bleiben nicht auf ihren Sitzen. — S. 15, Z. 25: Das Heranrücken der Feinde kündigt sich durch ein Dröhnen und Hallen an. — S. 60, Z. 25: obwohl das Zeichen ihm in den Weg getreten war. — S. 188, Z. 37: Wie Thukydides ist auch Sallust langsam vorgeschritten — u. a. m. Das Wörterverzeichnis bildete bei der ersten Auflage des Buches dessen schwache Seite. Der Verf. setzt beim Mittelschlag der Schüler — und den muss man doch bei der Abfassung eines solchen Nachschlagebehelfes im Auge behalten — ein zu umfangreiches Lexikon in deren Kopfe voraus. Falls nun der Lehrer nicht schon bei Stellung der Aufgabe Abhilfe schafft, so ist die Gefahr vorhanden, dass minder gewandte Schüler trotz redlichen Abmühens über einzelne Redewendungen sich nicht werden Auskunft verschaffen können. Auch mit den an 79 Stellen vorgenommenen Erweiterungen und Zuthaten ist noch nicht vollständige Abhilfe erzielt. Man beachte nur Stellen, wie S. 162, Z. 9: „Das Gesicht und das Gehör haben unstreitig die größte Bedeutung für die Entwicklung des menschlichen Gemüthes" (besser wohl: Geistes) — wie soll der Schüler „Entwicklung" ausdrücken? S. 132, Z. 21: jeder betet, er möge verschont bleiben. — S. 157, Z. 31: Nun stand Livia am Ziele ihrer Wünsche. — Wie soll sich da der Schüler helfen? Die Vocabeln für „bildende Kunst, Epiker, Fragesteller, geregelt, Sachverständiger" u. a. sollten im Wörterverzeichnisse nicht fehlen.

Am durchgreifendsten wurde die Synonymik revidiert; hier sind über hundert Änderungen, theils Ergänzungen, theils Auslassungen, zu verzeichnen. Vor allem sucht der Verf. eine schärfere Scheidung der einzelnen sinnverwandten Ausdrücke durchzuführen. Bei *ingenium* und *animus* konnte das in § 17 des stilistischen Anhanges ganz richtig Gebotene beibehalten werden. — Dass aus dem Übersetzungsstoffe der Sexta Nr. 58: Die griechischen Rhapsoden — ausgeschieden wurde, kann nur gebilligt werden.

Unverhältnismäßig groß ist die Zahl der Druckfehler; da findet sich — von fehlerhaften oder ausgelassenen Interpunctionszeichen nicht zu reden — „Ehren" st. Ehen (S. 157, Z. 30), Manillus (S. 122, Nr. 7), „Umzäumung" st. Umzäunung (S. 52, Z. 13), „und" st. mit (S. 81, Z. 9), „das" st. da (S. 81, Z. 23), st. dass (S. 160, Z. 33) — Archias wurde in Asien in die Bürgerliste eingetragen; ferner: „der Eides, mässig, obgeordnet, efloheng, Erinnnerung, selbt, Temistocles, Mariu snach, *regīmen*, Cib." usw. Nicht besser steht es in dieser Beziehung mit dem II. Theile: so ist *res publica* in allen Casus (S. 241 ausgenommen) als ein einziges Wort gedruckt; S. 201: *vebemens*, 204: Land-

mann, S. 215: *aliquare, longo, ve-vera,* S. 217: Volsnamen, S. 222: Opposition, S. 224: *inpos*, S. 227: Passiv, S. 241: *iusiurandum* u. a m.

Prag. E. Gschwind.

Deutsche Stammeskunde. Von Dr. Rudolf Much, Privatdocent an der Universität in Wien. (Sammlung Göschen, Leipzig 1900.)

Der durch seine zahlreichen und überaus wertvollen Specialuntersuchungen zur deutschen Alterthumskunde rühmlich bekannte Forscher bietet hier den Fachgenossen sowohl, wie jedem gebildeten Laien, der für die Ursprünge deutschen Volksthums Sinn und Interesse bewahrt, einen kurz und knapp gehaltenen und doch völlig erschöpfenden Abriss der deutschen oder richtiger gesagt germanischen Stammeskunde von der Urzeit bis auf die Zeit, welche die „deutsche“ Gemeinsprache schuf und das Wiedererwachen des deutschen Volksbewusstseins einleitete.

Naturgemäß behandelt der Verf. des vorgeschichtlichen Zusammenhanges wegen von allem Anfange an auch das Urvolk und die Urheimat der Indogermanen. Für diese hält er mit den neuesten Forschern an der europäischen Heimat fest und schränkt diese auf das Stromgebiet der Donau und die nördlich zunächst anliegenden Lande ein; auf diesem Boden müssen seit dem Zeitalter der geschliffenen Steinwerkzeuge die mundartlich geschiedenen Sippen des Urvolkes fast in denselben Stellungen zu einander gelagert haben, in denen wir sie noch beim Beginn der Geschichte vorfinden. Für die Germanen selbst betrachtet der Verf. *Skadinavia* (Schonen) als Ausgangsgebiet, als *vagina gentium.* In gediegener und lichtvoller Übersicht führt er uns die schier endlose Reihe der germanischen Stämme vor und erörtert mit Scharfsinn und Geschick das Verhältnis der in Sprache, Typus und Psyche eigenartig dastehenden echten Germanen zu ihren nächsten Nachbarn, den Kelten, deren Urheimat auf späterem hochdeutschen Boden lag (S. 44—54 mit vielen guten Bemerkungen), weiters zu Finnen, Aisten und Wenden, Illyriern und Thrakern, Sarmaten und Hunnen.

Als Resultat der historischen Wandlungen der Stämme bis tief ins Mittelalter hinein ergibt sich das Hervortreten und der Zusammenschluss jener Abtheilungen, welche noch in der Gegenwart das deutsche Volksthum ausmachen, der Friesen und Franken, der Sachsen, der Thüringer, Bayern und Schwaben; die Ausbildung der gemeinsamen Schriftsprache hat das Volksthum geeinigt; die ganze genetische Entwicklung aus der vorgeschichtlichen Urzeit bis zur Gegenwart finden wir im vorliegenden Abriss vortrefflich ausgeführt. Offenbar bildet gerade die Übersichtlichkeit des an unübersehbaren Einzelnheiten reichen Stoffes und die Beschränkung

auf das Wesentliche den Vorzug des Büchleins, dessen Inhalt jeden Leser dermaßen fesseln wird, dass er es ohne Unterbrechung zu Ende lesen wird; es sei darum allen Lesern aufs beste empfohlen!

Wien. Wilhelm Tomaschek.

Karl Borinski, Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. 11. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Leipzig, B. G. Teubner 1899.

Während man im 18. und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts unschwer das gesammte Gebiet einer Wissenschaft zu beherrschen und sich in allen ihren Zweigen selbständig zu bethätigen vermochte, gieng seit der Mitte des verflossenen Säculums mit der wachsenden Ausbildung der einzelnen Disciplinen eine Theilung des Arbeitsfeldes Hand in Hand, die geradezu beispiellose Fortschritte zutage förderte; denn der Gelehrte der Gegenwart kennt alle Einzelheiten eines beschränkten Gebietes in ungleich vollständigerer Weise als der Polyhistor früherer Zeiten und weiß uns fast täglich mit neuen Entdeckungen zu überraschen; aber er ist in Gefahr, an Weite des Gesichtskreises das zu verlieren, was er an Tiefe gewonnen hat. Denn die Fülle der neuen Errungenschaften in seinem Fache lässt ihm nicht mehr genug Zeit, die Arbeiten in anderen Wissensgebieten Schritt für Schritt zu verfolgen und sich durch eigene Lectüre umfassender Werke ein Urtheil über den jeweiligen Stand der Forschung zu verschaffen. Der Gelehrte will aber nicht nur selbst arbeiten, sondern auch wissen, was andere in Fächern leisten, die dem seinigen fernerstehen. Und der für wissenschaftliche Fragen interessierte Laie, dem seine Berufsgeschäfte das Studium umfänglicher Werke unmöglich machen, möchte sich wenigstens die wichtigsten Resultate dieser oder jener Disciplin zu eigen machen.

Es war daher ein glücklicher Gedanke einiger bedeutender Verlagshandlungen, diese für Fachgelehrte wie für Laien gleich empfindliche Lücke durch Sammlungen gemeinverständlicher Darstellungen aus den verschiedensten Wissenszweigen auszufüllen, die, von der ermüdenden Breite des wissenschaftlichen Handbuches wie von der Trockenheit des Schulbuches gleichweit entfernt, in knapper Fassung und in gewandter, fließender Sprache den neuesten Stand der Forschung vermitteln. Einen besonderen Vorzug dieser Werke begründet auch der Umstand, dass sie nicht Kräfte zweiten oder dritten Ranges, sondern hervorragende Forscher zu Verff. haben. Zu diesen Sammlungen, von denen die Göschen'sche und das von Freytag-Tempsky herausgegebene „Wissen der Gegenwart" bereits eine stattliche Anzahl von geschmackvoll ausgestatteten Bändchen füllen, kam in jüngster Zeit eine dritte unter dem Namen „Aus Natur und Geisteswelt" hinzu, die in Leipzig

bei B. G. Teubner erscheint und sich durch ihre einfache und leichte Darstellung dem Laien noch mehr als das Göschen'sche Unternehmen empfiehlt.

In dem uns vorliegenden Bändchen behandelt Karl Borinski in geistreicher und anziehender Art die wichtigsten Fragen, die sich für den Literarhistoriker, für den Erzieher und Staatsmann an das Theater knüpfen; dagegen geht der Verf. offenbar mit Absicht allem aus dem Wege, was nur für den Regisseur oder Schauspieler Interesse hat, und berührt auch die Kunst des Mimen nur dort, wo es unumgänglich nothwendig war.

Der Verf. gliedert seinen Stoff in sieben Abschnitte, von denen die beiden ersten über die Stellung des Theaters in der Öffentlichkeit, die Vorzüge der Schauspieldichtung vor den anderen Dichtungsgattungen und die kunstmäßige Begründung des Dramas durch die Griechen handeln. Daran schließt sich im dritten Abschnitte eine Übersicht über die Geschichte des Theaters. Der Verf. zeigt, dass im Alterthume das griechische Schauspiel für die Tragödien der Inder und Römer das Vorbild abgegeben hat; im Mittelalter wurde dann bei den Völkern christlichen Glaubens den Traditionen des Alterthums ein Ende bereitet und damit die Theaterleidenschaft der Menschheit für Jahrhunderte zurückgedrängt. Erst am Beginne der Neuzeit macht sich dann wieder ein lebhafteres Interesse für das Bühnenwesen geltend. In dieser Zeit treten die Engländer und Spanier als Schöpfer eines bedeutenden Theaters auf. Das Drama der ersteren ist mehr der Ausdruck des allgemein Menschlichen, während das spanische Theater stark vom Katholicismus beeinflusst ist; es verzichtet auf das allgemein Menschliche und schafft der Liebe und den Liebesverwicklungen Eingang in das Drama. In der folgenden Zeit wird dann dieses Lieblingsmotiv der spanischen Tragödie von den französischen Dramatikern übernommen und in Verführungs- und Entführungsstücken bis zum Überdruss wiederholt.

Nachdem uns Borinski mit der Entwicklung der Schauspieldichtung im allgemeinen bekannt gemacht hat, bespricht er in den Abschnitten IV.—VII. die einzelnen Gattungen der Bühnendichtung, das Trauerspiel (IV.), das geschichtliche Trauerspiel (V.), das bürgerliche Trauerspiel (VI.) und das Lustspiel (VII.). Als einen wesentlichen Unterschied zwischen der antiken und modernen Tragödie stellt er die Thatsache hin, dass bei den Alten das Unglück, bei den Neueren seit Shakespeare das Unrecht den bewegenden Vorwurf der Tragödie bildet; deshalb sind die antiken Stücke Schicksals-, die modernen Charaktertragödien. Er macht ferner darauf aufmerksam, dass das geschichtliche Drama eine Errungenschaft der neuen Zeit ist, die den Alten schon deshalb verschlossen war, weil es für sie noch keine Geschichte gab. Bei der Besprechung des bürgerlichen Trauerspiels wendet sich der Verf. gegen die ausschließliche Bevorzugung dieser Gattung in

der Gegenwart und fordert wie im folgenden Abschnitte, dass die Vorgänge des alltäglichen Lebens mehr in der Komödie als in der Tragödie verwertet werden. Wenn man auch dem Verf. im allgemeinen darin beipflichten mag, so kann ich es doch nicht gerechtfertigt finden, dass er in Ibsens Volksfeind einen mehr komischen als tragischen Vorwurf finden will und behauptet: „Wir zucken über diesen sonderbaren Herrn, der wegen seines bischen Seewassers die ganze Weltordnung in Frage stellt, die Achseln.“ Es ist ja möglich, dass dieses Motiv in einer früheren Zeit, der die naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Gegenwart noch fremd waren, mehr komisch als tragisch gewesen wäre, heutzutage aber erregt der Mann, dessen wohlbegründete wissenschaftliche Überzeugung von seinen Mitbürgern aus Unverstand, Gewinnsucht oder Böswilligkeit missbraucht wird, ebenso unser Mitleid wie die in so hohem Grade tragische Figur der Kassandra in der antiken Dichtung.

Den letzten Abschnitt des Buches bildet dann eine „staatswissenschaftliche Betrachtung des Theaters und seiner Geschichte“, gelegentlich derer der Verf. seine Gedanken über die Stellungnahme des Staates, der Gesellschaft, der Schule und der Kirche zur Schaubühne äußert und die Wichtigkeit des Theaters für die Umgestaltung menschlicher Ideale erweist.

Borinski hat in dem vorliegenden Buche eine neue Probe seiner schon längst bewährten Meisterschaft in der übersichtlichen und abgerundeten Darstellung eines größeren Ganzen abgelegt. Es ist aus Vorträgen hervorgegangen, die der Verf. im Wintersemester 1898/9 im Münchener Volkshochschulvereine gehalten hat. Für den, der Borinskis Poetik (Göschen'sche Sammlung Nr. 40) kennt, bietet „Das Theater“ eine willkommene Ausführung der in den §§ 69—81 der Poetik knapp skizzierten Gedanken.

Die Abbildungen, welche die hervorragendsten Dramatiker der Weltliteratur darstellen, verdienen wegen der sorgfältigen Wiedergabe der Originale ebenfalls als ein besonderer Vorzug des Buches angeführt zu werden.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Hilfsbücher für den deutschen Aufsatz.

Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch von Prof. Albert Heintze. Leipzig 1900. Renger'sche Buchhandlung Gebhardt & Wilisch. Groß-Lex. 8°. 694 SS.

Schon vor mehreren Jahrzehnten haben Sanders und Vernaleken Ähnliches unternommen, allerdings in kleinerem Maßstab. Dem vorliegenden Buche würde man nicht gerecht werden, wenn man es bloß als buchhändlerisches Unternehmen würdigte. Gründliche Sachkenntnis, jahrelanger Fleiß und begeisterte Hingabe

haben ein Werk geschaffen, das man jedermann, insbesondere aber den Lehrern des Deutschen aufs wärmste empfehlen kann.

Es bietet zunächst in lexikalischer Form eine Auswahl derjenigen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes, die in Form, Bedeutung oder Fügung besondere Eigenthümlichkeiten aufweisen. Dabei wird den Schwankungen des Sprachgebrauches Rechnung getragen, die Wendungen werden ihrem Wert und ihrer Verwendung nach geprüft und in bestimmte Stilgattungen eingereiht. Die Auswahl ist sehr geschickt getroffen, und da sie sich trotz der Reichhaltigkeit überall auf das Nothwendige beschränkt, bequem zu benützen. Die Belege sind, was den Absichten des Buches entspricht, zumeist hervorragenden Schriftstellern der Gegenwart entnommen, wobei freilich gewisse Neigungen und Abneigungen des Verf.s zutage treten, die man nicht gerade theilen muss. So dürften seine wiederholt geäußerte Feindseligkeit gegen Spielhagen nicht alle gutheißen, auch zeugt es kaum von Unparteilichkeit, wenn etwa Heine unter die Deutschverderber eingereiht wird. Rosegger, der so häufig glücklich zwischen Mundart und Schriftsprache vermittelt, verdient es ebensowenig, dass man ihm immer wieder seine Provincialismen vorhält. Viel lieber lässt man sich die Polemik gegen seichte Romanschriftstellerinnen gefallen. Zahlreiche Belege sind natürlich den Classikern entnommen, vielfach wird auf Luthers Bibelübersetzung zurückgegangen, gelegentlich auch die alte Sprache herbeigezogen.

Bei der Beurtheilung des Sprachrichtigen lässt sich der Verf. stets von guten Gründen oder sicherem Gefühle leiten. Freilich vermögen alle Feststellungen nicht mehr, als das Gewöhnliche, Häufige, Herkömmliche usw. aufzuweisen, dem Schriftsteller aber steht es immer wieder frei, von dem Gewöhnlichen, Häufigen, Herkömmlichen abzuweichen, wenn er damit nur eine bestimmte Absicht erreicht und sie deutlich macht. Dem Dichter zumal sind in der Handhabung der Sprache weitere Grenzen gesteckt, er wird sich keineswegs immer von dem Gesichtspunkte der Correctheit beurtheilen lassen. Ja, er wird das Uncorrecte vorziehen, wenn es seinen Zwecken besser dient. „Gebirg und Wälder durchzustreifen“, heißt es z. B. in Goethes Iphigenie. Diese Trennung der Präposition wird als „ungut“ bezeichnet. Der Dichter konnte, ohne viel zu ändern, auch schreiben „Gebirg und Wälder zu durchstreifen“. Wenn er gleichwohl die erste Wendung vorzog, so geschah es wahrscheinlich nicht ohne Absicht. Das „durch“ erscheint darin durch den Versaccent besonders hervorgehoben, und die Wendung wirkt sinnlicher, also poetischer.

Außerdem bietet das Wörterbuch eine Fülle von Fremdwörtern „mit besonderer Berücksichtigung der amtlich eingeführten Ausdrücke“. Es verfolgt dabei sprachreinigende Ziele, indem es das Fremdwörterunwesen geißelt. Auch auf diesem Gebiete ist ein gewisses Maß geboten. Die Sprache bedient sich aller Mittel,

um gewisse feine Unterschiede zu bezeichnen, also auch des Fremdwortes, dessen Bedeutung sich häufig mit der der entsprechenden Verdeutschung nicht vollkommen deckt. Auch unterbricht ein Fremdwort zuweilen die Einförmigkeit der Rede in wirksamer Weise, verleiht also irgend einer Sache mehr Nachdruck. Freilich wird man es deshalb nicht mit Delbrück halten, der noch 1896 schreibt: „Ein Gesetz gegen die illoyale Concurrenz (oder wie es in dem fürchterlichen modernsten Kunstdeutsch heißt „unlauterer Wettbewerb") ist dem Reichstag vorgelegt". Und doch wird die Verdeutschung heute überall gebraucht und verstanden.

Auch hinsichtlich der geographischen Namen verfolgt das Buch den Zweck, die Rechte der deutschen Sprache zu wahren.

Besonders anziehend sind die zahlreichen zusammenfassenden Darstellungen, denen der Verf. große Sorgfalt zugewendet hat. Sie behandeln die einschlägigen Fragen unter den verschiedenartigsten Schlagwörtern: Accusativ, Altwörter, Anführungen (Citate), Angewöhnungen, Artikel, Ärztliches Deutsch, Australische Ortsnamen, Bedingungssatz, Beisatz (Apposition), bequeme Redewendungen, Bereicherung des Wortschatzes, Berliner Deutsch usw. In diesen Theilen seines Buches sorgt der Verf. nicht nur für die Belehrung, sondern auch für die Unterhaltung des Lesers. In diesem Sinne bringt es zuweilen mehr als den Zwecken des Buches entspricht, vgl. den Artikel: Förstergelehrsamkeit u. a. Wenn hier zahlreiche Wiederholungen vorkommen, so wird dieser Umstand die Bequemlichkeit der Benützung nur fördern, wenn ganze Abschnitte (wie S. 314 u. 612) unnöthigerweise wiederholt sind, wird eine neue Ausgabe, die nicht lange auf sich warten lassen wird, das Überflüssige leicht beseitigen können.

Corrigenda: S. 10 (Abseite): ungedeutet st. umgedeutet. S. 47 (aufbrämen): die Anführung aus Goethes Nat. Tochter ungenau. S. 61 (baß): besagt st. behagt. S. 93 (Bofist): die Schreibung Bovist ist häufiger (mlt. bovista, freilich abgeleitet aus nd. bofist; vgl. Karl Jürgens: Etymologisches Fremdwörterbuch der Pflanzenkunde, Braunschweig 1878, woraus das Stilwörterbuch vielleicht bereichert werden könnte). S. 95 Vrasse st. Brasse. S. 150 „sich einander" habe auch ich in dieser Ztschr. gelegentlich gerügt. Seitdem auf diese Verbindung selbst aufmerksamer geworden, habe ich mir eine stattliche Anzahl von „sich einander" aus Goethe, Herder, J. Paul u. a. angemerkt. Ist unser Sprachgefühl feiner, oder sind wir pedantischer geworden? S. 157: eintauchen an unrechter Stelle eingereiht. S. 216 (Frönling) mit besonders ausgeprägtem verächtlichen Sinne; vgl. dazu S. 148. S. 204 Forstwart: „Niederer Angestellter zum Schutze des Waldes" ist schwerlich „gut deutsch", ebensowenig S. 227 Gare: „Zustand des Garen und Bereitung dazu". Über die Substantiva auf -ung, überhaupt über das ungeschickte Streben nach Knappheit des Ausdruckes, namentlich das Vermeiden

von Nebensätzen, sollte das Buch mehr bringen, als thatsächlich geboten wird. S. 229 Gaunersprache: „trotz aller Gewaltmaßregeln“, gleich darauf „trotz Kaiser Maximilians Landfrieden“. Den Genetiv bei trotz bezeichnet der Verf. S. 605 als minder gut. Dass er ihn aber selbst gebraucht, beweist, wie geläufig er uns geworden ist. „Maximilians Landfriedens“ wäre freilich unerträglich. Man kann daraus entnehmen, worauf es ankommt, nicht immer auf bestimmte allgemein giltige Regeln, sondern auf den Wohlklang. S. 245 (Genetiv) beantwortet der Verf. die Frage: „Wieviel Genetive, deren einer immer wieder vom anderen abhängt, dürfen aufeinander folgen?“ durch folgende Anmerkung: „Wenn mehr als zwei Genetive aufeinander folgen, so entsteht leicht ein Missklang“. Aber auch hier kommt es darauf an, ob die Endungen der Genetive gleichartig oder ungleichartig sind. Für ein feineres Ohr ist auch eine Wendung, wie „das Haus des Bruders meines Vaters“ ein Missklang, während man „das Haus des Bruders meiner Mutter“ anstandslos gelten lassen wird. — Die oben angeführte Bemerkung des Verf.s veranlasst mich darauf aufmerksam zu machen, dass das „bequeme“ so im Nachsatz, welches unter Umständen nothwendig, unter Umständen überflüssig ist, eines kurzen Artikels wert wäre. S. 691 (zurück) zum st. zur.

Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnung für Schriftsteller und Journalisten. Von Johann Schmidt. Wien 1898. 16 SS.

Das Heftchen, das diesen etwas anspruchsvollen Titel trägt, zieht gegen den pedantischen Gebrauch des unbetonten *-e* zufeld und weist nach, dass gute Schriftsteller Elision, Apokope und Synkope gern anwenden, um Hiatus zu vermeiden und wohlklingenden Rhythmus des Satzes zu erzielen. Soweit ich dieser Sache Aufmerksamkeit geschenkt habe, scheint mir Jean Paul unter allen Schriftstellern am meisten bewussten Gebrauch davon gemacht zu haben. Da die Schule, um vermeintliche Sprachrichtigkeit zu fördern, leicht zu pedantischer Beachtung des unbetonten *-e* anleiten kann, seien auch die Lehrer auf das lesenswerte Schriftchen aufmerksam gemacht.

An Aufsatzbüchern liegt wieder eine solche Fülle vor, dass die Aufsatznoth, an die angeblich nur „selbstbewusste, große Geister“ nicht glauben wollen, nun doch bald ein Ende haben dürfte.

Dorenwall: Der deutsche Aufsatz. Erster Theil. Hannover 1900, liegt in vierter Auflage vor, um 31 Aufsätze vermehrt und in Einzelheiten verbessert. Dr. Ernst Ziegler: Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersecunda. II. H. (Paderborn, Schöningh) in 3. Auflage. Themen im Anschluss an die Lectüre altclassischer Autoren; aus

der deutschen Literatur kommt hauptsächlich Schiller in Betracht. Die Forderungen sind maßvoll, zumeist handelt es sich darum, größere Abschnitte der Lectüre nach gewissen Gesichtspunkten zu gliedern und erzählend zusammenzufassen. Von „Adolf Heinzes Praktischer Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearbeitet von Dr. Hermann Heinze“ liegen das 2. (1900) und das 3. Heftchen (1899) in 6. Auflage vor. Trotz den vielen lobpreisenden Anerkennungen und trotz der 6. Auflage scheinen mir die Dispositionen mangelhaft und in schlechtem Deutsch abgefasst. Die Hauptstärke des Verf.s besteht im Citieren; das Buch ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Citate. (Freilich ist gleich das erste falsch. Es heißt im Tasso: „Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei“ und nicht „wie er sei“). Ich greife, mein Urtheil zu begründen, irgendeine der Dispositionen heraus, etwa II 28 (S. 28).

„Die sittliche Größe der Iphigenie auf Tauris.
(Nach Goethe.)

A. Geschichtliche Einleitung. Schon daraus lässt sich auf die sittliche Größe der Iphigenie schließen, wie sie im folgenden nachgewiesen werden soll. Sie zeigt sich:

B. I. in dem siegreichen Kampfe derselben

1. zwischen Wahrheitsliebe und Dankbarkeit gegen den Thoas einerseits und

2. zwischen Gefahr für sich, Orestes und Pylades andererseits;

II. in den Folgen des sittlichen Sieges:

1. der zornige König Thoas wird versöhnt und entlässt die Iphigenie mit Orestes und Pylades mit den Worten: „Lebt wohl“. Der König war verletzt:

a) er war verschmäht von der Iphigenie,

b) hintergangen durch den Flucht- und Raubversuch;

2. Orestes wird vom Wahnsinn befreit, die Erinyen weichen von ihm, indem

a) er die verloren, todt geglaubte Schwester wiederfindet,

b) die Ruhe und freundliche Milde der Iphigenie ihm Vertrauen, Trost und Frieden bringt.

C. Iphigenies Leben nach ihrer Rückkehr in die Heimat.

Goethe lässt sie nach Mycenä zurückkehren, wohin sie Sühne und Versöhnung mit der Göttin bringt, den Abgrund und das Verderben im Hause ihres Vaters Agamemnon schließt und den Fluch beseitigt, der bisher lastete auf dem

„*Salva Pelopis domus*“.
— Horat. carm. I, 6, 8.“ —

Schon der Titel ist ungeschickt. Er sollte lauten: „Iphigeniens sittliche Größe. Nach Goethes Iphigenie auf Tauris“, oder, wenn man die Wiederholung vermeiden will, „nach Goethes Drama“.

„Geschichtliche Einleitung.“ Diese Worte sagen gar nichts, folglich kann man daraus auch nichts schließen. Vielleicht dachte der Verf. daran, es solle Iphigeniens Wirken auf Tauris bis zur Ankunft Orests geschildert werden. Nun der Hauptttheil. Iphigenie kämpft einen siegreichen Kampf, besser in ihrer Seele wird ein Kampf ausgefochten. Wer sind die Kämpfer? Nach der Disposition: „Wahrheitsliebe und Dankbarkeit gegen den Thoas einerseits“, und „Gefahr für sie, Orestes und Pylades andererseits“. Das ist ganz verworren. Die Wahrheitsliebe kämpft gegen die Lüge, die Dankbarkeit gegen den Undank, sie bleiben siegreich, obwohl Lüge und Undank ihr und den Freunden Rettung, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit aber Gefahr verheißen. Also Wahrheitsliebe und Dankbarkeit kämpfen nicht gegen die Gefahr, sondern führen sie herbei.

Nun die Folgen. 1. Der zornige (besser der erzürnte) König Thoas wird versöhnt und entlässt Iphigenie. Wir sind also am Schlusse des Dramas angelangt. Nun aber folgt noch Punkt 2, der uns plötzlich in den 2. und 3. Act zurückversetzt. Dadurch wird Orests Heilung eine Folge des sittlichen Sieges. Aber Kampf und Sieg fallen in den 4. und 5. Act, Orests Heilung dagegen in den 3. Zum Schlusse soll der Schüler über Iphigeniens Leben nach ihrer Rückkehr in die Heimat berichten, wovon er doch wahrhaftig kein Sterbenswörtchen erfährt.

Herr Director Vockeradt erscheint mit drei Büchern auf dem Plan. Seine „Praktischen Rathschläge“ haben rasch (seit 1896) eine neue Auflage erlebt. Die Vermehrung betrifft zumeist die Regeln über Sprachrichtigkeit (§ 71 ist in seiner Fassung: „Es ist gegen die Gesetze der Wortstellung zu schreiben: ‚er gab das Buch dem Bruder‘ statt ‚dem Bruder das Buch‘“ zum mindesten zweideutig). Die Verbesserung betrifft fast ausschließlich die Form, namentlich werden die Fremdwörter ausgemerzt, selbst Wörter, wie Charakter, Act werden nur ausnahmsweise geduldet. S. 38 steht noch immer: Übersicht über den Inhalt im ersten Theile des Nibelungenliedes. Warum nicht einfacher: Der erste Theil des N. (Inhaltsübersicht)?

Die beiden anderen Bücher sind ganz neue Erscheinungen:

Das Studium des deutschen Stils an stilistischen Musterstücken. Ein praktisches Hilfsbuch in Regeln und Beispielen für die oberen Classen der höheren Lehranstalten von Dr. Heinrich Vockeradt. Paderborn, F. Schöningh 1899. IV u. 214 SS.

Erläuterungen zu Webers Dreizehnlinden in der Form von Aufsatzaufgaben von Dr. Heinrich Vockeradt. Paderborn, F. Schöningh 1899. VIII u. 178 SS.

Das erste ist als eine Ergänzung der „Praktischen Rathschläge“ zu betrachten. Regeln für die Art und Weise des Studiums (1—11) werden vorausgeschickt. Den Hauptttheil des Buches

bilden 22 Musterstücke nach Curtius, Mommsen, Ranke, Scheffel, Humboldt, Lessing, Wieland, Freytag u. a., die V. zurechtgerichtet, disponiert und mit ausführlichen stilistischen Bemerkungen versehen hat. Zum Schlusse wird das Ergebnis immer kurz zusammengefasst und eine Reihe ähnlicher Aufgaben, die nach dem Muster des besprochenen Stückes auszuführen wären, vorgeschlagen. Das Buch erinnert in seiner Anlage an das „Deutsche Stil-Musterbuch" von D. Sanders (Berlin 1886), für die Auswahl scheinen die „Musterstücke deutscher Prosa" von R. Jonas (Berlin 1891) vorbildlich gewesen zu sein. Aber während Sanders in seinen Anmerkungen hauptsächlich den sprachlichen Ausdruck berücksichtigt, stellt Vockeradt den Bau der Periode und die Composition der vorgelegten Stücke in den Vordergrund. Falls es Schüler gibt, die genug Neigung und Ausdauer besitzen, derartige Bücher mit Ernst und Antheil durchzuarbeiten, wird das Buch gewiss die angestrebte Sache fördern helfen.

Auch das dritte der vorliegenden Bücher verdient alle Anerkennung. Dass aber der Verf. für seine Erläuterungen zu Webers glaubensinnigem und formschönem Gedichte abermals die Form eines Aufsatzbuches gewählt hat, möchte man fast als Schrulle bezeichnen. Der Schülerbibliothek seien alle drei Bücher warm empfohlen.

Im Anschluss an die Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen von Heinze und Schrödter lässt Dr. F. Teetz „Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten" erscheinen, wovon das erste Bändchen: Erster Theil der Aufgaben aus Schillers Balladen und Romanzen und das 2. Bändchen: Zweiter Theil (Leipzig, W. Engelmann 1899 und 1900, 169 und 260 SS.) vorliegen. Sie enthalten, um der Aufsatznoth zu steuern, rund 300 zum Theil selbständig gearbeitete, zumeist aber aus anderen Aufsatzbüchern entnommene und überarbeitete Dispositionen zu Schillers „Taucher, Handschuh, Ring des Polykrates, Ritter Toggenburg, Kraniche des Ibykus, Gang nach dem Eisenhammer, Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft, Hero und Leander, Graf von Habsburg, Alpenjäger". *Sapienti sat.*

Volles Lob verdienen Karl Haehnels Bemühungen um den deutschen Aufsatz. Nachdem er im Jahresbericht des Gymasiums zu Leitmeritz (1899) nebst einem formschönen Gedichte auf den Tod der Kaiserin 25 Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die achte Gymnasialclasse als Probe mitgetheilt hatte, erfreut er uns nun durch eine stattliche Sammlung von Entwürfen, die dem Bedürfnisse aller Classen des Obergymnasiums entgegenkommen:

Zweihundert Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten von Professor Karl Haehnel. Innsbruck, Wagner 1900. XVII u. 207 SS.

Das Buch ist nicht gemacht, sondern aus einer langjährigen Praxis hervorgegangen. Die Wahl und Durchführung der Themen

lassen auf einen gründlichen und erfolgreichen Betrieb des Unterrichtes schließen. Das Buch muss allen Lehrern des Deutschen warm empfohlen werden. Rein literarhistorische Themen, insoferne sie sich nicht an Vorlagen anschließen, sind weniger zu empfehlen, der Verf. hat sie wohl, um seinem Buche eine gewisse Abrundung zu geben, eingefügt. Wohlthuend ist die Einfachheit und Klarheit, die seine Entwürfe auszeichnen. Zuweilen freilich verführt ihn dieses Streben zu einer nicht gehörig erschöpfenden Behandlung seiner Themen. In Nr. 162 z. B. oder in Nr. 197 vermisst man die Begründung, auf die es doch ankommt. Das Beispiel des Verf.s verdient Nachahmung.

Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Oberstufe des humanistischen Gymnasiums von Dr. Johann Schmaus. Dritter Theil. Bamberg, Büchner 1899. VII u. 189 SS.

Auch dieses Buch des um den deutschen Aufsatz wohlverdienten Verf.s ist eine erfreuliche Erscheinung. Wenn Methode zunächst richtige Reihenfolge bedeutet, so muss auch der Verf. eines Aufsatzbuches auf Ordnung und planmäßige Folge der Aufsätze bedacht sein. In diesem Sinne ist das vorliegende Buch sehr beachtenswert. Auch die theoretischen Erörterungen (S. 1—66), die er dem praktischen Theile vorausschickt, sind anregend und werden nicht ohne Nutzen gelesen werden. Die Sammlung bietet Aufsätze für die 7.—9. Classe, zunächst allgemeine Aufgaben, nicht selten ausgeführt, denen man zuweilen eine größere Knappheit wünschen möchte, dann literarische und geschichtliche Aufgaben in reicher Auswahl. Ein Anhang bietet die deutschen Prüfungsaufgaben, die an den Gymnasien und Realgymnasien Bayerns in den letzten fünfzig Jahren gegeben wurden.

Lectüre.

Lehr- und Lesebuch für den deutschen Unterricht in den fünf untersten Classen höherer Lehranstalten. Bearbeitet von Dr. H. Jaenicke und Dr. B. Lorenz. Erster Theil: Für Sexta. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. XII u. 147 SS. — Zweiter Theil: Für Quinta. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. XII u. 196 SS.

Die vorliegenden Bände des Lehr- und Lesebuches stellen unzweifelhaft eine neuartige Erscheinung auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes dar. Da ich all die Forderungen, die ich seinerzeit in einer Brochüre über den deutschen Aufsatz an das deutsche Lesebuch gestellt habe, hier erfüllt sehe, so kann ich das Unternehmen nur mit Freude begrüßen. Zunächst ist das Buch nicht nur Lesebuch, sondern zugleich auch Lehrbuch. So bieten die ersten zwei Abschnitte in genauer Abgrenzung des Lehrstoffes das Nothwendige aus der Rechtschreibung und der Grammatik. Wer die Einrichtung unserer grammatischen Lehrbücher, die eine

Abgrenzung des Stoffes nach Classen nicht anstreben, kennt, wird zugeben, dass durch ungeschickte Benützung dieser Bücher sehr viel Schaden angerichtet werden kann, durch das vorliegende Buch aber wird einer ungeschickten Benützung vorgebeugt. Die übrigen Abschnitte enthalten den Lesestoff, mit großem Bedacht ausgewählt, zunächst Fabeln, Märchen und vaterländische Sagen, dann Gedichte. Die Prosastücke sind durch Überschriften der einzelnen Abschnitte gegliedert, ein sehr beachtenswerter Vorgang, die Auswahl der Gedichte ist auf eine bestimmte Zahl von Dichtern beschränkt. So bietet der erste Band nur Gedichte von Scheffel, Hölty, Claudius, Goethe, Schiller, Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert, der 2. Band nur Gedichte von Gleim, Bürger, Voß, Stolberg, Goethe, Schiller, Uhland, Hoffmann von Fallersleben. Knappe literarische Notizen werden vorangeschickt. So wird der Unterricht schon auf der untersten Stufe zur Kenntnis gewisser literarischer Erscheinungen beitragen und ein Zerflattern der erworbenen Kenntnis gewiss vermieden werden. Die übrigen Abschnitte bringen Stücke aus der Geschichte, Erdkunde und Naturgeschichte. Da aber der deutsche Unterricht Sprach- und nicht Sachunterricht ist, da ferner jeder Unterricht an deutschen Schulen doch zugleich auch deutscher Unterricht ist, so wird die Durchnahme dieser Stücke nicht dem Lehrer des Deutschen, sondern den Fachlehrern übertragen, eine Neuerung, die vielleicht am meisten auf Widerspruch stoßen dürfte, die aber meines Erachtens eines Versuches wohl wert ist. Dass das Buch auch den stilistischen Forderungen des Unterrichtes gerecht wird, ist bei der geschilderten Einrichtung desselben kaum zu bezweifeln. Das Buch muss den Lehrern des Deutschen nachdrücklich empfohlen werden, es bietet ja auch für die Benützung unserer Lesebücher und Grammatiken höchst bemerkenswerte Winke.

Die deutschen Classiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen und M. Evers und einigen Mitarbeitern. 5. Bändchen: Goethes Iphigenie auf Tauris von M. Evers. 2. verbesserte u. bereicherte Auflage. Leipzig 1899. Heinrich Bredt. X u. 226 SS.

Bei der großen Bedeutung dieses Stückes für den deutschen Unterricht muss auf eine so reichhaltige und gründliche Erläuterungsschrift, wie sie das vorliegende Bändchen darstellt, besonders aufmerksam gemacht werden. Freilich wird man in der Schule darauf bedacht sein müssen, den Bau des Dramas möglichst einfach darzustellen. Wenn man als Ziel der Handlung zunächst nur Iphigeniens Heimkehr ins Auge fasst und alles andere auf dieses Ziel bezieht, insofern es zur Erreichung desselben beiträgt oder diese hemmt, so hat man statt dreier Handlungen eine einzige, alles übrige aber lässt sich auf anderen Wegen leicht beibringen. S. 4 „Das nächste Glück“ möchte ich

nicht mit dem Verf. als „das der Gegenwart" erklären, sondern als das der Familie, das sich uns im Hause, also in nächster Nähe darbietet. S. 9 die vielumstrittene Stelle, die sich doch so einfach erklären lässt, hätte niemals zu Missdeutungen Anlass gegeben, wenn man dem Gebrauche des Kolons in Goethes „Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter" usw. nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Wegweiser durch die classischen Schuldramen. Vierte Abtheilung. H. v. Kleist. Shakespeare. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Bearbeitet von Dr. H. Gaudig. Hamm und Leipzig, Th. Hofmann 1899. 600 SS.

Mehr als die Hälfte dieses Buches (1—347) ist Heinrich von Kleist gewidmet. Zunächst wird Kleists Leben, fast ausschließlich auf Grund der Briefe, wie eine Tragödie abgehandelt. Dabei werden die zumeist ausführlichen Analysen der Werke an der ihnen zukommenden Stelle vorgeführt, nur der Prinz von Homburg erfährt „wegen seines hochbedeutsamen ethischen und patriotischen Gehalts und seiner vollendeten dramatischen Form" gesonderte Darstellung und eingehendere Behandlung (215—247). — Darauf folgen Shakespeares Julius Caesar (351—405) und Macbeth (406—462). Den Schluss des Bandes bildet eine Auswahl aus Lessings Hamburgischer Dramaturgie (465—600).

Im allgemeinen bietet der Verf. mehr, als die Schule selbst unter den günstigsten Umständen brauchen kann; denn was er vorlegt, sind im Grunde doch nur die Ergebnisse seiner Studien, die er den Werken der Classiker zunächst ohne Rücksicht auf die Schule gewidmet hat. Er wird also den weitgehendsten Ansprüchen gerecht, Sache des Lehrers ist es, sich das Dargebotene für seine Zwecke zurechtzulegen. Wenn er mit Vorliebe Schopenhauer'sche Formeln im Munde führt, so ist auch das schwerlich für die Schule berechnet.

Dass H. v. Kleist eine so liebevolle Berücksichtigung findet, wird niemand wundernehmen. Er ist für die deutschen und noch mehr für die preußischen Schulen das, was für uns Grillparzer ist. Der Verf. ist bemüht, die Darstellung seines Lebens für die Jugend lehrreich zu gestalten, „das Gesunde in Kleists Lebensführung herauszustellen und die Annahmen, Kleists Naturanlage sei pathologisch gewesen, zu widerlegen".

Um der Behandlung der Dramen in diesem Buche gerecht zu werden, muss man sich mit den Ansichten des Verf.s über das Drama, die an verschiedenen Orten dargelegt werden, vertraut machen. „Otto Ludwig behauptet in den Shakespearestudien im Gegensatz zu Aristoteles, die Charaktere und nicht die Handlung seien die Hauptsache im Drama" (S. 241). „Die zur Zeit herrschende Kunstanschauung bevorzugt den aristotelischen Typus,

den man in der That als die specifisch „dramatische Dramatik“ gelten lassen mag; dem germanischen Wesen entspricht ganz besonders die Richtung des Dramas, die sich die Entfaltung inhaltvoller Charaktere zum Ziele setzt, während die Franzosen mehr auf eine kunstvolle Führung der Handlung Wert legen“ (S. 266). Wie sehr der Verf. diesen zweiten Typus des Dramas bevorzugt, zeigt seine Behandlung der Dramen, bei der das „charakterologische“ Interesse überall in den Vordergrund tritt. Daraus erklärt sich auch der fast feindselige Standpunkt, den G. gegenüber Freytags „Technik des Dramas“ einnimmt. Ich möchte diese aber doch gegen den Verf. in Schutz nehmen. Mag sie in ihrer Allgemeinheit nicht anwendbar sein, mag schulmeisterliche Pedanterie in ihrer Ausnützung vielfach über das Ziel schießen, so lässt sich doch anderseits nicht leugnen, dass gerade sie vortreffliche Mittel an die Hand gibt, die Behandlung der Dramen in der Schule „einheitlich“ und „anschaulich“ und somit eminent schulmäßig zu gestalten, während die einseitige charakterologische und psychologische Betrachtung vor einem Zerflattern der mühsam gewonnenen Resultate doch nicht zu bewahren vermag. Wenn aber der Verf. von einer oberflächlichen und spielenden Anwendung der Freytag'schen Formeln abschrecken will, so wird man ihm gern beistimmen.

Wo er (wie S. 175) seine Darstellung unterbricht und zu allgemeinen didaktischen Bemerkungen das Wort ergreift, ist er überall gehaltvoll und anregend. Ohne bedeutenden Gewinn wird niemand das Buch benützen. Corrigenda: S. 220, Z. 21 soll es statt „Satzbildung“ wahrscheinlich „Satzverbindung“ heißen. — S. 440, Z. 33 III statt IV.

Der zweite Theil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Von Dr. Karl Nohle, Oberlehrer. Berlin 1899. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Falk-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1899.) 31 SS.

Die vorliegende Arbeit reiht sich in würdiger Weise den zahlreichen Versuchen an, die in letzter Zeit unternommen wurden, um Goethes Faust in den Kreis der auf der Schule gelesenen Werke aufzunehmen. „In knapp vier Wochen wurde der zweite Theil durch Lesen in der Classe mit vertheilten Rollen erledigt.“ Zu diesem Zwecke wurden Kürzungen vorgenommen, Erläuterung durch den Lehrer und Besprechung mit den Schülern begleitete das Lesen der einzelnen Abschnitte. Die Abhandlung versucht den Grundgedanken und den Gang der Handlung in Goethes Faust in einer für die Schule passenden Weise darzustellen. Eine Schulausgabe nach den in der Abhandlung dargelegten Grundsätzen wird versprochen.

Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur in zusammenhängender Darstellung für den Schulgebrauch von O. König. Vierte Auflage. Leipzig, Teubner 1899. 152 SS.

Dieser Leitfaden strebt möglichste Beschränkung des Stoffes an, will aber überall zusammenhängende Darstellungen bieten, also mehr sein als ein trockenes Compendium, das bloß Namen, Lebensdaten und die Titel der Werke angibt, ein lesbares Büchlein. Das ist dem Verf. im großen und ganzen gelungen; freilich ist sein Vortrag von einer gewissen Schwerfälligkeit nicht freizusprechen, die sich zumeist auf das allzu eifrige Streben nach Deutlichkeit zurückführen lässt. S. 13 „Die Nibelungenstrophe besteht aus vier Langzeilen, von denen immer zwei aufeinanderfolgende gereimt sind, und deren jede in zwei Hälften zerfällt. Die erste Hälfte mit klingendem Schlusse hat in allen vieren drei Hebungen; von den vier zweiten Hälften kommen auf die ersten drei drei, auf die vierte vier Hebungen". Ungeschickter kann man das wohl schwerlich ausdrücken. S. 22 „bis er, der Drache, der durch den Fluch eines Weibes aus einem schönen Jüngling in einen Drachen verwandelt worden ist". § 50 behandelt die österreichischen Dichter. Bei dieser Gelegenheit werden nur Lenau und A. Grün genannt, von Grillparzer oder Raimund brauchen die höheren Töchter nichts zu wissen.

Deutsche Sprach- und Literaturgeschichte im Abriss. Allgemeinverständlich dargestellt von Prof. M. Evers. I. Theil. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriss. Von Prof. M. Evers. Berlin, Reuther & Reichard 1899. XX u. 284 SS.

Der durch seine gründlichen Erläuterungsschriften zu den deutschen Classikern wohlbekannte Verf. hat mit dem vorliegenden Buche ein Werk geschaffen, das — obwohl auch für weitere Kreise berechnet — als hervorragendes Hilfsmittel für den deutschen Unterricht bezeichnet werden muss. An Schriften, die es sich zur Aufgabe machen, die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Sprache und Sprachgeschichte einem größeren, gebildeten Publicum gemeinverständlich darzustellen, haben wir keinen Mangel. Trotzdem wird sich dieser neue Versuch unter den zahlreichen anderen leicht einen Platz erwerben. Neuartig ist vor allem die Anlage des Buches. Dadurch, dass er in seiner Darstellung dem Gange der literaturgeschichtlichen Entwicklung folgt, vermochte er ihr eine größere Rundung und eine gewisse Vollständigkeit zu verleihen. Dabei werden die Haupterscheinungen der Literatur in raschem Fluge nur gestreift, alles, was den Inhalt der Werke betrifft, alles eigentlich Literarische und Ästhetische, und selbstverständlich alles Biographische und Persönliche bleibt dem zweiten Bande vorbehalten. Für die Schule namentlich

werden die zahlreichen Sprach- und Stilproben, die der Verf. mit großem Geschick ausgewählt hat, ein treffliches Mittel zur Belebung des Unterrichtes darbieten. Der erste Haupttheil umfasst die Vorbegriffe (Ursprung der Sprache, Denken und Darstellen usw.), der zweite schildert die Stellung der deutschen Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie, der dritte und umfassendste endlich die besondere Geschichte der deutschen Sprache. Daneben werden die Bücher von Behaghel, Weise u. a., die das vorliegende Werk durch die Fülle sprachlicher Einzelnerscheinungen übertreffen, immer noch gute Dienste leisten, Evers hingegen übertrifft sie durch seine Anlehnung an die Literaturgeschichte an Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit. Durch Anwendung aller Arten des Druckes, aller Gattungen von Lettern usw. ist des Guten fast zu viel gethan worden. Warum bevorzugt der Verf. schließlich Wortformen wie „dunkele“, „Entwickelung“ usw.?

Wien. Franz Spengler.

Die amtliche Verordnung des französischen Unterrichtsministeriums über die französische Grammatik vom 31. Juli 1900. Herausgegeben von Paul Schumann. 2. Aufl. Blasewitz.

Das Schriftchen ist im wesentlichen ein Abdruck der officiellen Liste nebst dem Berichte des M. Clairin. Die selbständige Arbeit des Herausgebers beschränkt sich auf einige einleitende Worte über die Entstehung der Reform, eine größere Zahl von Fußnoten und ein Wortregister.

Die Anmerkungen sind elementar gehalten und wohl für Schüler berechnet, da selbst landläufige Wörter übersetzt werden. Beim 6. Hauptstück fällt der Herausgeber aus dem Ton und lässt sich in sprachgeschichtliche Erörterungen ein, die aber nicht tief gehen. Außerdem wären manche Kleinigkeiten zu bemängeln. Es ist bloß theilweise richtig, dass die Übereinstimmung des Participe passé von den Grammatikern des 16. Jahrhunderts aufgestellt worden sei. Die Umrisse der Regel stammen zwar von Clément Marot her, aber ihre genauere Formulierung fand sie erst in den Remarques von Vaugelas und im Commentar der Académie française vom Jahre 1705. Das vom Herausgeber angezogene Beispiel von Corneille:
„*Les misères que durant notre enfance ont enduré nos pères*“ weicht vom modernen Sprachgebrauch ab, folgt aber treu den Vorschriften Vaugelas'. Dieser verlangt ein unflectiertes Participe, wenn das Subject dem Verbum nachfolgt.

Der Herausgeber ist der Reform geneigt und billigt den Geist und fast alle Einzelheiten der Verordnung. Über die Regel der Congruenz des Participe setzt er sich leicht hinweg und meint, dass nur deutsche Lehrer ihre Bedeutung überschätzen. Auch der

Ref. hält die Regel für entbehrlich, aber er muss einräumen, dass 'gerade dieser Theil der Reform selbst bei ihren Anhängern Anstoß erregt hat. Michel Bréal und M. Renard setzten sich für die überlieferte Regel ein. Endlich erhob die Académie française im Namen der Dichter Einspruch gegen die Neuerung, da viele Verse nicht regelmäßig scandiert werden könnten, wenn die geltende Regel nicht mehr „verstanden und gelernt werde“ (Journal, Nr. 3011, 28. Dec. 1900). Es scheint also, dass diese Frage noch offen ist[1]). Dagegen verhält sich der Herausgeber ablehnend gegen die Weglassung des explectiven *ne* in Nebensätzen. Die Sprache erleidet nach ihm eine Einbuße an Anschaulichkeit. Indes reicht dieser Gebrauch weder hoch hinauf, noch war er jemals ganz gesichert. Die Classiker des 17. Jahrhunderts kennen ihn kaum, und die neueren Schriftsteller haben ihn schon fallen gelassen. Auch die Académie franç. nimmt sich dieser Spracheigenthümlichkeit nicht an.

Das Schriftchen ist wegen der vorurtheilslosen Stellungnahme des Herausgebers für die Vereinfachung der französischen Syntax zu begrüßen. Die Thatsache, dass es in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt hat, spricht für seine Nützlichkeit.

Wien. W. Duschinsky.

Walter M., Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 8°, 189 SS.

Die vorliegende Schrift enthält den Lehrgang im Englischen, den der Verf. während der ersten $2^1/_2$ Unterrichtsjahre, von Untersecunda bis zum Schlusse des ersten Halbjahres der Unterprima, an seinem Reform-Realgymnasium befolgt hat. Es gereicht dem Ref. zur besonderen Freude, diese neue Arbeit des um den Unterricht in den neueren Sprachen so hochverdienten Schulmannes den österreichischen Fachlehrern anzeigen zu können, denen er vom Neuphilologentage her in bester Erinnerung ist.

Es ist nicht meine Absicht, eine erschöpfende Analyse dieser Schrift zu geben; denn ich hoffe, dass die Fachcollegen nicht zögern werden, sich bald selbst damit bekannt zu machen. Ich rathe umsomehr dazu, als sie in wesentlichen Punkten eines Geistes mit den neuen Weisungen zum Normallehrplane ist. Ich will mich auf einige Bemerkungen zu den einzelnen Capiteln beschränken.

Die Erfahrungen mit der Lautschrift (S. 4 ff.) sind dieselben, die der Ref. seinerzeit gemacht hat (vgl. Zts. f. d. Realschulwesen, S. 204 ff.). Auch der Übergang von der Lautschrift zur Ortho-

---

[1]) Seither ist die Regel durch die Ministerial-Verordnung vom 28. Februar 1901 in der Hauptsache wiederhergestellt worden.

graphie vollzog sich in ähnlicher Weise. Wertvoll ist besonders das folgende Capitel über die Sprechübungen, namentlich bei Benutzung der Hölzel'schen Bilder. Zu den Übungen auf Grund der Gouin'schen Reihenbildung wäre Sallwürks Schrift „Fünf Capitel von dem Erlernen der fremden Sprachen“ (angez. in der Zts. f. d. öst. Gymn. 1899, S. 617) zu vergleichen. Auf sinngemäßes, lautreines, deutliches und scharf articuliertes Wesen legt der Verf. großes Gewicht.

In Betreff der schriftlichen Übungen stimmt Ref. dem Verf. bei, wenn er sagt, dass die Hauptaufgabe stets bleibt, „den englischen Sprachstoff nachahmend wiederzugeben unter Berücksichtigung der der englischen Sprache eigenen idiomatischen Wendungen. Dieses Capitel ist durch Beigabe von Schülerarbeiten besonders interessant und ausführlich geworden. Da die Stoffe z. Th. auch anderen Disciplinen, wie der lateinischen Sprache und der Geschichte, entlehnt sind, finden wir hier zugleich einen wertvollen Beitrag zur Concentration des Unterrichtes. Sehr zu empfehlen ist auch das Capitel über die Behandlung des Wortschatzes: die Aneignung desselben, die etymologische Betrachtung der Sprache, den Ersatz von Ausdrücken und die Zusammenstellung sinnverwandter Wörter. Dass endlich auch die Grammatik bei dem geschilderten Lehrgange nicht zu kurz kommt, zeigt das letzte Capitel. Von Interesse sind schließlich die Urtheile dreier englischer Lehrer, die dem Unterrichte beigewohnt haben.

Wien. Dr. A. Würzner.

Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen. Bearbeitet von Christoph Würfl, k. k. Gymnasialdirector in Linz. Erster Theil: Alte Geschichte. Mit 26 Abbildungen und 2 Farbendrucktafeln. 11., umgearb. Auflage. Mit hohem k. k. Min.-Erl. vom 10. April 1900, Z. 8308, allgemein zulässig erklärt. Preis geh. 1 K 40 h, geb. 1 K 90 h. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1900.

Gindelys genanntem Lehrbuche gab in 11. Auflage der Gymnasialdirector Ch. Würfl in Linz eine vielfach andere Gestalt. Die Umarbeitung beruht weniger in der Aufnahme neuer Daten, z. B. S. 77 Papirius Cursor und Fabius Rullianus, S. 107 die Germanen, S. 115 die Völkerwanderung, der Untergang des weströmischen Reiches u. a., als in der Weglassung unwichtiger oder überflüssiger Angaben und in der Abänderung des einen oder anderen Satzbaues. Infolge davon sank der Umfang des Lehrtextes von 151 Seiten der früheren Auflage auf 120 herab. Ein genauer Vergleich der 11. und 10. Auflage ergibt, dass nicht eine einzige Seite der neuen Ausgabe mit der früheren dem Texte nach übereinstimmt, sondern dass mehr oder minder auf jeder Seite Veränderungen vorkommen. Es erschwert dieser Umstand den

Unterricht besonders der Kleinen, die eine einheitliche Vorlage besitzen müssen, falls beide Ausgaben im Schulgebrauche gleichzeitig verwendet werden. Wider Erwarten gestattet dies der erwähnte Approbations-Erlass (V.-Bl. 1900, Stück IX, S. 287). Im Sinne der „Instructionen“ legt diese umgearbeitete Auflage das Hauptgewicht auf die Sagen, das biographische Moment, kurze Charakteristiken; dabei ist aber stets auf den Zusammenhang der Ereignisse, auf die fortlaufende Entwicklung Rücksicht genommen, wodurch sich die Geschichte nicht in lose „Geschichtlein“ auflöst. An Brauchbarkeit übertreffen die aufgenommenen Abbildungen und die zwei Farbendrucktafeln jene der früheren Auflage. Die Gruppierung, hier sehr gut gewählt, erleichtert in hohem Grade das Einprägen des Lernstoffes. Der Satzbau passt für die kleinen Leser und ist, einige Fälle abgerechnet, correct.

Bezüglich des Inhaltes sei auf folgende Punkte hingewiesen: S. 40, Z. 8 v. o. heißt es: „Solon verordnete, dass den armen Bürgern die Bezahlung der Schulden nachgelassen werde.“ Solon hebt wohl die Schulden auf, die an Grund und Boden haften; er bietet aber durch die Einführung einer schlechteren Münzwährung, des euböisch-chalkidischen Talentes, nur eine Erleichterung der Bezahlung der anderen Schulden. Busolt, Griechische Geschichte, Bd. II.², S. 258 ff. — S. 62, Z. 6 v. o. stehe: „Sein“ ganzes Leben. — S. 82, Z. 13 v. o. werde eingefügt: „Messanas, das kurz vorher die Karthager in Besitz genommen hatten (Diod. XXIII, 2). Damit war der Krieg zwischen beiden entbrannt.“ — S. 84 u. Wie weit Hannibal der Isère entlang marschierte und ob er den kleinen St. Bernhard überstieg, ist noch immer eine Streitfrage. — S. 85 u. Gindely-Mayers Lehrbuch der Geschichte für Obergymnasien I. nennt den römischen Feldherrn Ämilius Paullus; ebenso schreibt das Deutsche Lesebuch von Kummer-Stejskal f. d. V. Cl. im Stücke „Der Triumphator“; warum hier Paulus? — S. 88. Da Karthago durch 50 Jahre an Rom Tribut zahlen musste und außerhalb Afrikas keinen, in demselben aber nur mit dessen Erlaubnis einen Krieg führen durfte, kann von einer „Selbständigkeit“ dieser Stadt wohl nicht mehr gesprochen werden. — S. 88. Die Forderung der Römer an die Karthager, Hannibal auszuliefern, wurde wohl mit Grund befürchtet, aber nicht direct gestellt, denn Hannibal entfloh vorher. Corn. Nep. Hannib. 7, Liv. XXXIII 47. — S. 84, Z. 1 o. Bezüglich der Angabe „die Römer schlossen mit Sagunt und anderen griechischen Colonien an der Ostküste Spaniens Bündnisse“ vergleiche man z. B. Neumann, Das Zeitalter der punischen Kriege, S. 252/3. — S. 91 u. steht, dass bis in die Zeit des älteren Gracchus niemals das Tribunat zweimal ohne Unterbrechung bekleidet wurde. Dies ist wohl kaum richtig, denn z. B. Licinius Stolo und Lucius Sextius bekleideten dieses Amt — nach der Tradition — zehnmal nacheinander. — Bei der *lex agraria* des Tiberius

Gracchus werde beigefügt, dass er das Licinische Ackergesetz 'etwas zu Gunsten der Besitzer abgeändert' beantragte. — S. 94, Z. 7 o. Die Teutonen zogen nicht nach Spanien; die Plünderungszüge dahin unternahmen nur die Cimbern. — Sulla erhielt 88 das Consulat und den Oberbefehl gegen Mithridates vorzüglich wegen seiner hervorragenden Leistungen im Bundesgenossenkrieg; im Cimbernkrieg war er rühmlich thätig. — S. 95. Sulla wurde nicht auf Lebenszeit zum Dictator gewählt, sondern auf unbestimmte Zeit. Denn es wurde in sein (Sullas) Ermessen gestellt, wann er seine Aufgabe gelöst und es an der Zeit erachte, dies außerordentliche Amt niederzulegen (Mommsen II.[5] 342). — S. 97, Z. 17 u. Die Worte „nicht ohne Erfolg“ (war des Lucullus Feldzug) bezeichnen die Sache nicht richtig; denn „Lucullus war einer der glücklichsten römischen Feldherren, er errang mit geringen Mitteln glänzende Erfolge“ (Gindely-Mayer, I.[10] S. 193). — Man zählt drei Kriege gegen Mithridates; also heiße der im Jahre 74 begonnene der dritte (S. 97, S. 119). — Cäsars Geburtsjahr 102 v. Chr., vgl. Mommsen III.[5], S. 16 Anmerkung. — S. 108, Z. 1 *o*. stehe „Ämter“. — Unpassend ist (S. 108, Z. 22 v. u.) „gegenseitig“, weil diese Herrscher nacheinander regierten. — S. 113 o. steht bei Diocletian, dass „der Senat die ihm von Augustus zugestandene Mitregierung verlor“. Unter Diocletian verlor der Senat den letzten Rest von Mitregierung, nachdem an der Schmälerung der Rechte desselben die Kaiser von jeher gearbeitet, z. B. Nero, Hadrian, Septimius Severus u. a. — S. 113 u. 120. Die Alleinherrschaft bekommt Constantin bereits 323; dem Licinius blieb nur das Leben (ermordet 324). — S. 114, Z. 5 u. stehe: „Helena . . . errichtete an der Stätte, wo der Erlöser gelitten hat und gestorben ist, die Kirche des hl. Grabes“; denn Christus lehrte an vielen Orten des hl. Landes. — S. 115. Arius leugnete nicht bloß die göttliche Natur, sondern die göttliche Wesenheit (*οὐσία*) Christi. — Ebendaselbst heiße es: „Viele germanische Völker . . . beharrten noch einige Jahrhunderte bei dieser Irrlehre“; denn alle diese Völker gaben schließlich den Arianismus auf. — S. 116. Nicht die Unterworfenen gaben dem Attila den Namen „Gottesgeißel (flagellum dei)“; diese Benennung begegnet erst im 9. Jahrhundert. — In der Zeittafel stehe bei Cambyses: 529—522.

Hall (Tirol). P. Adjut Troger.

Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. 2. Aufl., nach der von Sievers verfassten 1. Aufl. völlig umgearb. von Prof. Dr. Friedr. Hahn. 1. Lief. Verlag des Bibliogr. Instituts. Leipzig u. Wien 1901.

Der im Jahre 1891 erschienene Band „Afrika“ der von Sievers herausgegebenen allgemeinen Länderkunde veraltete unter dem Einflusse der reichen Zahl von Forschungsergebnissen und

politischen Änderungen der letzten Jahre ziemlich rasch. Eine vollkommene Neubearbeitung des ganzen Werkes erschien daher dringend geboten. Es ist mit Freude zu begrüßen, dass sich Prof. Hahn in Königsberg entschloss, diese Umarbeitung zu besorgen. Die vorliegende erste Lieferung der neuen Ausgabe zeigt auf Schritt und Tritt, in wie durchgreifender Weise Hahn seine Aufgabe durchzuführen bestrebt ist. Die bedeutungsvollste Änderung ist jedenfalls das Aufgeben einer ganz Afrika umfassenden Beschreibung der Oberflächengestalt, des Klimas, der Pflanzen- und Thierwelt und der Bevölkerung, der getrennt erst die Staatenkunde folgte. Die neue Auflage trägt dem genetischen Momente der neueren Geographie Rechnung. Sie schickt eine allgemeine Übersicht über Umriss, Bodenrelief, Klima, Pflanzendecke, Thierwelt und Bevölkerung voraus, verlegt aber die genaue Einzelbehandlung dieser Capitel in die Darstellung der geographischen Einheiten, in welche Afrika getheilt wird, um innerhalb des Rahmens derselben die Wechselwirkung der genannten Elemente zu schildern.

Ein zusammenfassendes Schlusswort und eine alphabetisch geordnete Quellenübersicht sollen den Schluss des Werkes bilden. Eine eingehendere Besprechung sei bis zum vollständigen Erscheinen desselben vorbehalten.

Wien. J. Müllner.

Dr. J. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik für die oberen Classen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten. Ausgabe für Gymnasien. 12. Auflage. Wien 1900. Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn. Gr. 8°. Preis geh. K 2·60, geb. K 3.

Der Umstand, dass ein Lehrbuch in kurzer Zeit 12 Auflagen erlebt, spricht schon allein für die Gediegenheit desselben. Der Verf., welcher in der Lage ist, seine Lehrbücher im Schulunterrichte selbst zu erproben, war stets bemüht, die neuen Auflagen zweckdienlicher zu gestalten. Die vorliegende 12. Auflage verdient eine eingehendere Besprechung, weil sie eine dem neuen Lehrplane und den neuen Instructionen (M.-E. v. 23. Febr. 1900, Z. 5146) entsprechende Umarbeitung des Lehrbuches darstellt.

Der Grundgedanke des neuen Lehrplanes kann kurz in die Worte gefasst werden: Beschränkung des Umfanges, Vertiefung des Inhaltes. Diesem Princip hat der Verf. entsprochen, ohne die Eigenart seines Buches preiszugeben. Wallentins Physik ist für die Schule und nicht für das Selbststudium bestimmt. Das Lehrbuch bringt alles Wissenswerte in knapper, aber präciser und übersichtlicher Weise, ohne das lebendige Wort des Lehrers entbehrlich zu machen, ohne die Individualität des Lehrers zu unterdrücken oder seine Methode in Fesseln zu legen. Diesen letzteren Umstand muss Ref. umsomehr anerkennen, als manche Autoren den Lehrer in der Methodik durchaus überbieten wollen.

Vergleicht man die Seitenzahl der beiden letzten Auflagen, so kann es wundernehmen, dass das Buch trotz der Beschränkungen im Lehrstoff an Umfang zugenommen hat. 300 Seiten zählt die 12. Auflage gegen 258 Seiten der 11. Auflage. Die Vergrößerung der Seitenzahl ist aber hauptsächlich hervorgerufen durch den „Anhang", welcher 317 gut gewählte Aufgaben enthält, durch Vermehrung und Verbesserung der Holzschnitte und durch inhaltliche Vertiefung, welchen Neuerungen verhältnismäßig nur geringe Abstriche entgegenstehen. Ref. ist der Ansicht, dass der neue Lehrplan größere Abstriche zugelassen hätte, und dass es selten möglich sein wird, den Gesammtlehrstoff des Buches in der Schule zu bewältigen. Indes soll dem Verf. kein Vorwurf daraus gemacht werden. Die Instructionen gestatten es ja dem Lehrer, je nach der Beschaffenheit des Schülermaterials und nach den verhandenen physikalischen Apparaten innerhalb gewisser Grenzen selbst den Lehrstoff zu reducieren.

Im einzelnen sollen hier einige Bemerkungen Platz finden, wobei hauptsächlich die Unterschiede der neuen Auflage gegenüber der vorletzten hervorzuheben sein werden, da Wallentins Lehrbuch unseren Physiklehrern von früher her wohl allgemein bekannt ist. Nach einer (gekürzten) Einleitung beginnt der Verf. mit der Bewegungslehre. Masse, Kraft und die entsprechenden Maßeinheiten erfahren eine klare und eingehendere Besprechung. Das Capitel vom Schwerpunkt ist infolge der Hinweglassung des Momentensatzes der Kräfte bezüglich einer Ebene stark gekürzt. Der Begriff der Maschine ist besser gegeben; die Decimalwage und das Wellrad haben eine recht hübsche neuere Behandlung erfahren. Das Trägheitsmoment entfällt. Die Bewegung des Kreisels wird jetzt einfacher erklärt (Poggendorff). Die Schwingungsbewegung wird als Projection einer Kreisbewegung dargestellt. Das physische Pendel wird nur vom experimentellen Standpunkte behandelt. Das Foukault'sche Pendel ist in die Astronomie verlegt und dort leichter verständlich erklärt, als es früher der Fall war. Die Mechanik der flüssigen und gasförmigen Körper erfährt wenig Veränderungen. Die mathematische Behandlung des Torricelli'schen Ausfluss-Theorems entfällt. — Die Lehre von der Wärme ist nicht mehr in zwei Theile getheilt, sondern einheitlich dargestellt. Die Gesetze der Flüssigkeitsströmungen finden hier den richtigen Platz. Wir finden jetzt auch das Luftthermometer von Jolly und das Differentialthermoskop von Looser. Recht störend sind die Druckfehler im § 13, S. 88, wo C mit c verwechselt ist. Bei der Bestimmung der Schmelzwärme hätte Ref. eine allgemeinere Behandlung gewünscht, da nur wenige Körper in warmem Wasser schmelzbar sind. Bei der Definition des äußeren Wärmeleitungsvermögens fehlen die Worte „in der Zeiteinheit".

Der Wärmelehre angereiht ist jetzt die Chemie. Die geringe Zeit, welche diesem Gegenstande an unseren Gymnasien zugemessen

ist, macht es doppelt schwer, das richtige Ausmaß und die richtige Form zu finden. Dem Verf. ist es gelungen, auf wenigen Seiten das Wichtigste in vorzüglicher Anordnung zu bieten. Wir erblicken auch hier eine weitere Verbesserung des Lehrbuches.

In der Lehre vom Magnetismus hat der Verf. gezeigt, auf welche Weise es doch möglich ist, mit wenig mathematischen Mitteln das Wesentlichste aus diesem Capitel dem Obergymnasiasten in entsprechender Form vorzuführen. Das „magnetische Feld" findet eine intensivere Behandlung; das Potential ist mit Recht der Elektricitätslehre zugewiesen, wo es durch Experimente erläutert werden kann. Die Elektricitätslehre ist durchaus im modernen Stil bearbeitet. Die Begriffe: Feld, Kraftlinien, Potential und Capacität werden in geschickter Weise erläutert und weiterhin verwendet. Mehrere gelungene neue Holzschnitte (Telegraph, Gramme'scher Ring etc.) sind sehr willkommen. Elektrische Kraftübertragung und elektrische Schwingungen werden auch berücksichtigt. Auf S. 159 fehlen bei der Definition eines Coulomb die Worte „in einer Secunde".

Nur geringe Veränderungen finden wir in der Wellenlehre; jedoch war der Verf. bemüht, das Verständnis zu erleichtern. In der Akustik sind einige mathematische Ableitungen entfallen (Ableitung der Formel für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines Impulses).

In der geometrischen Optik begegnen uns mehrere recht gelungene neue Figuren. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes wird bloß nach der Methode von Olaf Römer bestimmt. Bei den sphärischen Spiegeln ist die Construction von d'Ocagne hinzugekommen. Das Minimum der Ablenkung des Lichtes beim Durchgang durch ein Prisma wird nicht mehr berechnet. Die Wärmestrahlung ist jetzt in die geometrische Optik einbezogen, hingegen wurde die Theorie des Regenbogens in die physikalische Optik hinter die Beugung verlegt. Es war dies nothwendig, weil der Verf. die unhaltbare Theorie von Descartes durch jene von Airy ersetzt hat, wobei er der elementaren Darstellung von J. M. Pernter gefolgt ist. Durch Hinweglassung des Fresnel'schen Spiegelversuches und durch Abstriche bei der Polarisation und Doppelbrechung wurde andererseits die physikalische Optik eingeschränkt.

Auch der Astronomie, welcher leider zu wenig Stunden gewidmet werden, hat der Verf. durch geschickte Anordnung und insbesondere durch zahlreiche gute und neue Figuren eine anerkennenswerte Verbesserung zutheil werden lassen. Einige kleinere Druckfehler des sonst sehr correct gedruckten und vorzüglich ausgestatteten Buches mögen hier noch Erwähnung finden. S. 42, Z. 4 v. u. soll es $G\varphi$ statt $g\,\varphi$, S. 44, Z. 17 v. o. $a \sin \alpha$ statt $\alpha \sin \alpha$, S. 71, Z. 18 v. o. $\frac{V + nv}{V}$ statt $\frac{V + nv}{v}$, S. 83, Z. 11 v. u. Diff. statt Dif. heißen.

Ref. ist überzeugt, dass Wallentins Lehrbuch, welches mit großem Fleiße gearbeitet und ebenso von wissenschaftlichem als pädagogisch-didaktischem Geiste durchdrungen ist, in der Zukunft noch mehr Freunde gewinnen und noch bessere Erfolge erzielen wird als bisher.

Dr. J. G. Wallentin, Grundzüge der Naturlehre für die unteren Classen der Gymnasien. 5. Auflage. Wien 1899. Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn. Gr. 8°. Preis geh. K 1·80, geb. K 2·20.

Die vorliegende 5. Auflage ist ein unveränderter Abdruck der 3. und 4. Auflage. Dieser Umstand überhebt den Ref. einer ausführlichen Besprechung. Hingewiesen soll aber doch werden auf die schlichte, klare und präcise Darstellung, durch welche sich das Buch vortheilhaft von jenen Lehrbüchern unterscheidet, welche aus lauter Sucht nach „Methode“ dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Lernen erschweren.

Die Ausstattung des Buches ist eine recht befriedigende.

Wien. Dr. H. v. Hoepflingen-Bergendorf.

Die Grundlehren der Elektricität und ihre moderne Verwendung. Gemeinverständlich dargestellt von P. Gallus Wenzel, Prof. u. Adjunct der Sternwarte in Kremsmünster. Mit 38 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben 1899. Preis geb. 80 kr.

Der Verf. will — absehend von einer schulmäßigen Behandlung der Elektricität — im Hinweise auf die wichtigsten Principien dem Leser einen Einblick in das Wesen der neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete gewähren. Das Buch setzt keine tieferen Vorkenntnisse des Lesers voraus und wird deshalb allgemein verständlich sein. Eingeleitet werden die vorstehenden Entwicklungen durch ein hydrostatisches Beispiel, durch welches einerseits die unitarische Ansicht über das Wesen der Elektricität, andererseits der Begriff des Potentiales, bezw. der Potentialdifferenz oder der elektromotorischen Kraft dargelegt werden kann. Es kann nicht gut geheißen werden, dass im Folgenden der Begriff des Potentiales und jener der Spannung identificiert werden, da dies in der theoretischen Physik zwei verschiedene Größen sind. Das Wesen der Verstärkungsapparate hätte durch die Einführung des Begriffes „Capacität eines Conductors“ wissenschaftlich klarer gestaltet werden können. Im weiteren wird die Erzeugung von elektrischen Strömen durch die galvanischen und Thermoelemente beschrieben und auf den Zusammenhang zwischen den Größen, von denen der galvanische Strom bedingt ist, aufmerksam gemacht. Auch in dem letztgenannten Falle werden hydrodynamische Analogien mit großem Vortheile herangezogen.

Nun wendet sich der Verf. zur Lehre von den Inductionsströmen, nachdem er den Begriff des magnetischen Feldes in übersichtlicher Weise erläutert hatte. Ob die Lehre vom Gramme'schen Ringe in der vorgenommenen allzu knappen Fassung allgemeinem Verständnisse begegnen wird, mögen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls hätte an dieser Stelle auch das Dynamoprincip eingehender erläutert und eine Dynamomaschine beschrieben werden sollen. Das diesbezüglich im Anschlusse an den Cylinder-Inductor von Siemens Gesagte ist als wenig zureichend zu bezeichnen. Nun bespricht der Verf. die Wirkungen des galvanischen Stromes und darauf beruhende Anwendungen desselben und verbreitet sich namentlich über die Wärme- und Lichtwirkungen, wobei er in sehr ansprechender Weise auch auf die Wirkung der Kathodenstrahlen, der Röntgenstrahlen und auf die Tesla'schen Versuche bezugnimmt. Es wird im Anschlusse daran der Apparat von Moor beschrieben, durch den es gelungen zu sein scheint, ohne Anwendung von Hochströmen ein Vacuumlicht zu erzeugen. In der Lehre von den chemischen Wirkungen hätte von der Jacobi'schen Einheit der Stromstärke abgesehen werden können. In dem über Telegraphie handelnden Abschnitte wurde auf die Erfindung von Marconi eingegangen und der Righisender beschrieben, mittelst dessen man kräftige elektrische Wellen erzeugen kann. Eine Skizze des Telelektroskopes von Szczepanik, durch das es möglich ist, Bilder aus der Ferne zu erzeugen, wird als sehr lehrreich bezeichnet werden können. Im Schlusscapitel finden wir einige theoretische Erläuterungen über das Wesen der Elektricität auf Grund der entdeckten engen Beziehungen zwischen Licht und Elektricität.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Geschichte der Malerei. Von Richard Muther. I—V. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1900.

Der Verf. versucht hier in den bekannten, weit verbreiteten kleinen Bändchen der Sammlung Göschen einem Bedürfnisse weiterer Kreise entgegenzukommen, das bis heute in der Art, wie es hier geschieht, unbefriedigt geblieben ist. Es ist nicht schwer, daraus die Prophezeiung abzuleiten, dass das vorliegende Werkchen sowohl infolge seiner inneren Vorzüge, als auch vermöge seines außerordentlich billigen Preises eine große Verbreitung finden wird. Denn dass die Sammlung Göschen infolge des geringen Betrages von 80 Pf. pro Bändchen es jedem nur einigermaßen Bemittelten leicht macht, sich das, was ihn interessiert, aus der Sammlung zu verschaffen, ist über allen Zweifel erhaben. Wir haben es hier mit einem Analogon zu Reklams Universalbibliothek zu thun.

Muther machte sich vor acht Jahren einen großen Namen durch die Herausgabe einer „Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts“, eines Werkes, das heute leider vergriffen ist und das, wie wir vom Verleger selbst wissen, nie mehr aufgelegt werden wird, obwohl es von allen Seiten gesucht ist. Der stark subjective Standpunkt des Verf.s hat gewiss auch seine Schattenseiten, aber die Individualität des Autors ist eine so interessante, dass wir immer gern seine Ansichten hören, wenn wir uns auch nicht überall mit ihnen einverstanden erklären können. Es ist allerdings etwas Missliches, eine Geschichte der Malerei ohne Illustrationen zu geben, andererseits ist aber zu bedenken, dass durch Bilder der Kostenpreis eines Werkes sich überaus hoch stellt. Dann ist es aber auch jedem Interessenten leicht möglich, sich um billiges Geld verschiedene Lieblingsbilder, mindestens die der Hauptmeister zu erwerben. Wir erinnern diesbezüglich an die in ihrer Art und bei den gegebenen kleinen Dimensionen vorzügliche Publication der Hauptwerke der kaiserlichen Gallerie in Wien, die vor kurzem bei J. Löwy zu erscheinen begann, und von der bisher schon eine stattliche Anzahl in Ansichtskartenformat erschienen ist. Es sind Lichtdrucke nach den berühmten Aufnahmen der ganzen Sammlung. Auch von anderen Gallerien existieren derartige Ausgaben. Es wird also nicht schwer sein, zu dem vorliegenden Texte auch die Ergänzung zu finden.

Das Vorwort unterrichtet uns darüber, dass es sich nicht um einen Leitfaden, nicht um Künstlerbiographien und Bilderbeschreibungen handelt. Es ist ein höherer Standpunkt, den Muther einnimmt. Er will den Stil der verschiedenen Epochen aus der Zeitpsychologie, die Kunstwerke als „menschliche Documente“ deuten. Im übrigen aber war der vorgeschriebene Umfang der Publication maßgebend für den Verf. Ein größeres, jetzt schon fast vollendetes Werk soll demnächst erscheinen. — Der Inhalt des ersten Bandes gliedert sich in die Abtheilungen: I. Mittelalter. II. Nachblüte desselben im Quattrocento. III. Natur und Antike. Wir verweisen besonders auf die herrliche Einleitung in das erste Capitel sowie auf das Schlusscapitel, das Zeitalter des Lorenzo Magnifico. Beide Abschnitte werfen die interessantesten Streiflichter auf das scheinbare Vergehen und auf das gewaltige Wiederaufleben der Antike. Sowohl diesem Bändchen als auch den folgenden ist ein entsprechendes Künstlerverzeichnis angehängt. — Band II bespricht die kirchliche Reaction des 15. Jahrhunderts in Italien und die germanische Malerei des Reformationszeitalters; die beiden größten Deutschen, Dürer und Holbein, ziehen an uns vorüber. — Band III feiert im ersten Capitel den Triumph der Sinnlichkeit in Italien, Lionardos Einfluss, Giorgione und Correggio. Das zweite Capitel ist den beiden Kunstmajestäten Tizian und Michelangelo gewidmet, das dritte bespricht die Vereinigung der Stile sowie Venedigs und Spaniens Kampf gegen Rom auf

dem Gebiete der Religion und der Kunst. Das vierte Capitel wendet sich speciell der Weiterentwicklung der Malerei im 17. Jahrhundert zu; sowohl in ihren verschiedenen Genres als auch, diese letzteren charakterisierend, durch die Zeichnung der großen Persönlichkeiten der Zeit, wie Velasquez, Murillo, Rubens, Van Dyk, Frans Hals und Rembrandt. So lernen wir der Reihe nach Italien, Spanien, Flandern und Holland kennen. In das fünfte Buch endlich führt uns ein Aufsatz über das Ende der holländischen Malerei ein. Das zweite Hauptstück handelt über die aristokratische Kunst Frankreichs, das Zeitalter Ludwig XIV., über den „Absolutismus als Kunstwerk", über Watteau, Boucher und die Frivolen. Den Schluss bildet das Capitel: „Der Sieg des Bürgerthums" und die traurige utilitarische Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts und dem Beginne des 19. Jahrhunderts. Diese Epoche fegte die vor kurzem noch so blühende Kunst des Malenkönnens vom Boden hinweg, jene schwere Kunst, die mehrere Jahrzehnte später erst wieder neu erfunden werden musste. — Wir haben nur zu bedauern, dass uns Muther noch ein sechstes Bändchen für das 19. Jahrhundert schuldig geblieben ist. Vielleicht wollte er sich selbst nicht berauben, aber es wäre ein schöner Schlusstein gewesen. Wir können die Schrift wärmstens empfehlen.

Troppau. Rudolf Böck.

Ludwig Pollak, Zwei Vasen aus der Werkstatt Hierons. Mit 8 Tafeln und 5 Textabbildungen. Mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Leipzig, K. W. Hiersemann 1900. 4°. 34 SS.

Der stattlichen Serie von Publicationen, die durch die Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ermöglicht worden sind, reiht sich Pollaks schön ausgestattete, seinem Lehrer W. Klein gewidmete Studie würdig an. Zwei mit dem Namen des großen Kleinmalers Hieron signierte Gefäße, eine Schale aus dem römischen Kunsthandel und ein Kantharos aus Griechenland, beide jetzt im gleichen englischen Privatbesitz, werden durch musterhafte Abbildungen und ausführliche Besprechung zum erstenmale bekannt gemacht, vier andere, schon bekannte Vasen zum erstenmal gut reproduciert. Die leider stark verletzte Schale zeigt eine wichtige Darstellung aus dem Telephosmythos. Eine Thüre, zwei vorgestellte Säulen und der Altar in der Mitte lassen erkennen, dass sich der Vorgang des einen Außenbildes im Hofe eines Palastes abspielt. Auf dem Altare hockt ein lanzenbewehrter Fremdling mit asiatischer Mütze und verbundenem Oberschenkel, Angst und Besorgnis im Benehmen zur Schau tragend. Vier Männer eilen, zumeist in feindlicher Absicht, auf ihn zu. Es ist Telephos, der im Hause

Agamemnons Heilung für seine von Achilleus empfangene Wunde suchte, aber erkannt wurde und nun am Heiligthum des Hauses ein Asyl gefunden hat. Der Vorwurf ist in der Kunst sonst keineswegs unbekannt, völlig neu aber ist das Fehlen des kleinen Orestes, den der Bedrängte der landläufigen Sage nach ergriffen hatte und durch dessen Bedrohung er Aufnahme und Heilung erzwang. Bemerkenswert ist auch, dass Klytaimnestra nicht eingreift. So liegt uns eine alte Form des vielbehandelten Mythos vor, die im wesentlichen auf die Kyprien zurückgehen muss. Die Einführung der aufregenden Orestesscene ist natürlich ein Verdienst der dramatischen Kunst, aber nicht, wie Pollak meint, des Sophokles, denn dessen Telephos ist ein Satyrdrama, sondern sicherlich schon des Altmeisters Aischylos. Der Nachweis hiefür soll indes ausführlich an anderer Stelle versucht werden. Das Gegenbild der Schale zeigt den Ausgangspunkt der Bewegung, indem hier je zwei Männer symmetrisch von einem in der Mitte Thronenden — Agamemnon — hinwegeilen, offenbar aus dem durch Säulen gekennzeichneten Männersaal. Namen sind den Figuren nicht beigeschrieben und infolge unzureichender Charakteristik auch nur vermuthungsweise zu erschließen. Die von Pollak gemachten Vorschläge sind als Möglichkeiten weder stricte zu beweisen noch zu widerlegen. Die Schwierigkeit einer Erklärung des Innenbildes — ein sitzender und ein stehender Mann in trauriger Haltung — hat er sich selbst nicht verhehlt. Schlagend ist die beigebrachte Parallele der Depolettischale, deren Innenbild S. 22 reproduciert wird, aber leider führen die dort beigeschriebenen bekannten Namen nicht weiter, sprechen aber doch, wie auch manche Einzelheit in der Tracht, gegen die Deutung auf Teuthras und Telephos nach des letzteren Ankunft in Mysien. Ich erwähne die für einen Wanderer auffälligen Episphyria bei dem einen, die griechische Kleidung bei dem anderen. Die auf dem Henkel eingeritzte Inschrift *Ἱέρων ἐποίησεν* wird nicht als Meistersignatur, sondern als Fabriksmarke gedeutet, und die Bilder auf Grund eines detaillierten Vergleiches mit der Kephalosschale (Hartwig, Meisterschalen, Taf. 39 und 40) wohl richtig jenem für Hieron arbeitenden Meister zugetheilt, den Hartwig „Meister mit dem Kahlkopf“ genannt hat. Das zweite Gefäß hingegen, den Kantharos, nimmt Pollak keinen Anstand, Hieron selbst zuzuschreiben, da der Künstler in der am Fuße des Gefäßes angebrachten Signatur auch den Vaternamen hinzugefügt hat. Er ist *Μέδοντος* oder *Μέλ(λ)οντος* zu lesen, wahrscheinlich wohl das erstere. Mit dieser Eigenthümlichkeit reiht sich der Kantharos zwei bisher allein bekannten Gefäßen als drittes an. Die mehr durch die Ausführung als durch den Gegenstand interessierende Darstellung zeigt auf der einen Seite Dionysos mit Thyrsos und Schlange, auf der anderen Poseidon mit Insel und Dreizack im Kampfe mit

unterliegenden Giganten, welch letztere noch als Hopliten ausgerüstet sind. Pollaks Schrift ist eine willkommene Bereicherung der archäologischen Literatur.

Freiburg (Schweiz). Julius Jüthner.

Petersen E., Vom alten Rom. 2. Aufl. Leipzig. A. Seemann 1900. 8°, 148 SS.

Die Schrift bildet den ersten Band einer Sammlung, welche unter dem Titel „Berühmte Kunststätten“ in dem genannten Verlage erscheint. Was P. über das alte Rom schreibt, verräth Schritt für Schritt den gewiegten Fachmann, der an Ort und Stelle eingehende Studien gemacht hat. Schwerer verständlich wird das Werk für einen, der Rom nicht gesehen hat, ja es gibt Partien, die überhaupt nur verständlich sind, wenn man, das Buch in der Hand, die detaillierten Ausführungen des Verf.s an der betreffenden Ruinenstätte selbst verfolgt, so z. B. die Bemerkungen über den Tempel der Venus und Roma S. 56, über das Flavische Amphitheater S. 62, zum Theile über die Kaiserpaläste S. 69 ff. usw. Das wird wohl auch der Hauptzweck des Buches sein, dem Besucher Roms bei der Betrachtung der alten Ruinenstätten ein zuverlässiger Führer zu sein. Diese Aufgabe erfüllt das Buch in trefflicher Weise. Dabei ist jedes gelehrte Beiwerk beiseite gelassen, und doch sind alle Resultate der modernen Forschung berücksichtigt. Gewiss wird aber auch jeder, der einmal in Rom längere Zeit geweilt und den Überbleibseln einstiger Größe einigermaßen Aufmerksamkeit geschenkt hat, das Buch mit ebenso viel Nutzen als Genuss lesen. Einzelne Capitel sind geradezu mustergiltig; ich nenne aus der reichen Fülle nur 'Die Säulen des Trajan und des Marc Aurel' S. 48 ff. Die Besprechung erstreckt sich von den ältesten Ansiedlungen und Befestigungen über das Capitolium, die Fora, den Palatin, das Marsfeld und behandelt sämmtliche erhaltenen Baudenkmäler, wie Tempel, Paläste, Basiliken, Triumphbogen und Säulen, Thermenanlagen, Wasserleitungen, Grabmonumente usw. Dabei begegnen dem Leser manche sehr interessante, z. Th. originelle Ausführungen, beispielsweise über das Tullianum S. 13 f., über das jüngst aufgedeckte 'Grab des Romulus' S. 17 f., besonders über die Rostraschranken, aus deren Reliefschmuck in scharfsinniger Weise auf ihre ursprüngliche Stelle gefolgert wird S. 30, über das Palatinische Stadium, das vermuthlich 'ein wohlgepflegter Garten in der prächtigen Form eines Hippodroms gewesen ist' S. 77; betreffs der gewaltigen Bronze-Pigna (im Giardino della pigna im Vatican) heißt es S. 88 ff.: 'War nun das Pantheon Agrippas . . . ein Rundbau mit zeltförmigem Holzdach, wie z. B. das Odeon des

Perikles in Athen, und ruhten die Holzbalken dieser Decke, wie natürlich mit dem Fußende auf der cylindrischen Außenmauer, so müssen die Kopfenden wie die Stäbchen eines Regenschirms mit metallener Fessel fest um ein Centrum zusammengeschnürt gewesen sein .... Für die gewaltige, etwa 3·5 m hohe, ungefähr 5 m im Umfang messende Pigna wird kaum eine bessere Verwendung auszudenken sein, als zwar nicht die Balkenköpfe in sich zu fassen, wohl aber die Zusammenfassung zu überdecken.' Sehr interessant ist endlich, was über die symbolische Bedeutung der Obelisken S. 105 ff. auseinandergesetzt ist. Den Schluss bildet eine Besprechung der wichtigsten in Rom aufbewahrten antiken Bildwerke, u. zw. vom kunsthistorischen Standpunkte aus, indem von den Werken der archaischen Kunst successive zu den Producten des hellenistischen Zeitalters vorgeschritten wird (S. 107 ff.). Einzelne dieser mit tiefem Verständnisse gegebenen Ausführungen gestalten sich zu kleinen Essays.

Was aber das Buch besonders praktisch macht, das sind die vielen, erfreulicherweise auch dem letzten, kunsthistorischen Theile beigegebenen Illustrationen, im ganzen 123 an der Zahl. Ref. hätte nur gewünscht, dass an Stelle mancher Bilder, die den jetzigen Zustand der Ruinen darstellen, ab und zu die Abbildung einer Reconstruction getreten wäre. Auch wäre es am Platze gewesen, die Reliefs der Trajanssäule, ferner die prächtig ausgeführte Ornamentik, oder einen Theil des Festzuges von der Ara Pacis — wenn auch die Reste der pompa sich vorwiegend in Florenz befinden — durch eine Probe zu illustrieren.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Lehrbuch der Psychologie. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Von Prof. Dr. G. A. Lindner und Prof. Dr. Franz Lukas mit Benützung von weil. Dr. G. A. Lindners Lehrbuch der empirischen Psychologie verfasst. Wien, Carl Gerold's Sohn 1900. 8°, 184 SS. Preis 3 K.

Rudolf Lehmann hat auch in seinem jüngst erschienenen Buche „Erziehung und Erzieher" S. 278 f. wieder mit voller Bestimmtheit hervorgehoben, dass in Österreich der philosophische Unterricht an Gymnasien dem an preußischen Anstalten weit voran ist. Es ist gar keine Frage, dass uns zu diesem Vorzuge unsere Lehrbücher der philosophischen Propädeutik mit verholfen haben. Der „alte Lindner" hat länger als ein Menschenalter hindurch dem Propädeutikunterrichte vortreffliche Dienste geleistet. Trotzdem haben die Herausgeber der letzten Auflage von Lindners Lehrbuch der empirischen Psychologie sich entschließen müssen, was sie aus Pietät für den Verf. vom Herbart'schen Standpunkte noch beibehalten hatten, fallen zu lassen und das Buch auf eine neue Grundlage zu stellen. An Stelle des intellectualistischen Monismus

Herbarts ist die jetzt zumeist recipierte Auffassung: Empfindung, Gefühl und Begehrung sind die drei gleichursprünglichen Grundformen psychischer Erscheinungen, aus denen sich alle höheren Seelenerscheinungen aufbauen, getreten — eine Auffassung, die natürlich zur Folge hatte, dass ein neues Buch entstand, welches mit dem älteren nur so viel noch gemeinsam hat, als sich überhaupt mit der neueren Vermögenstheorie verträgt. Hieher gehören nebst anderem die Paragraphe über die Reihenreproduction, über das Gedächtnis, das Selbstbewusstsein und die Apperception.

Sehen wir uns das Buch im einzelnen an, so bemerkt man gleich anfangs die neue Eintheilung und Behandlung der Bewusstseinserscheinungen nach den drei Bewusstseinsstufen: Sinnenleben, Vorstellungsleben, Gedankenleben. Schon auf der primären Stufe ist mit der Empfindung ein Gefühl, mit diesem das Streben gegeben. Vom Ton der Empfindung ist daher folgerichtig erst im Abschnitte über das Gefühlsleben die Rede. In der Empfindungslehre selbst wurde speciell im § 8 einiges durch Zusätze und Änderungen in der Ausdrucksweise verbessert, sowie Absatz 5, wo es jetzt genauer heißt: „Mit der Übertragung des Erregungszustandes auf das Gehirn ist die physiologische Vorbedingung für die Entstehung einer Empfindung gegeben“ usw. Ob nicht im § 12 und weiterhin statt des Namens „Muskelsinn“ die Bezeichnung „Bewegungssinn“ vorzuziehen wäre, ist wenigstens der Erwägung wert, da es sich dabei doch immer um einen Empfindungscomplex handelt, in welchem nicht die Muskel-, sondern Gelenks-, Hautempfindungen usw. vorwiegen.

Es können hier nicht alle Punkte bezeichnet werden, in welchen die Verff. die Lehre von den Sinnesempfindungen bereichert haben. Andererseits muss erwähnt werden, dass sie im Sinne der neueren Instruction für den psychologischen Unterricht (S. 278) sich die nöthige Beschränkung bei der Vorführung des anatomischen und physiologischen Materials auferlegt haben, indem sie bloß das Wichtigste über Qualität und Intensität der Empfindung im Großgedruckten stehen ließen und diesem in kleinem Drucke die Beschreibung des Organs und des physischen Reizes vorausschickten.

Die Abschnitte über das Vorstellungsleben sind recht übersichtlich gehalten; in fast zu großer Ängstlichkeit vor einem Rückfalle in Herbart'sche Denkweise haben die Verff. auch die Termini actuelles und latentes, dunkles, helles Bewusstsein usw. über Bord geworfen. Die Capitel „Gedächtnis, Schlaf und Traum“ haben eine zutreffende Änderung erfahren, die tiefgreifendste aber das Capitel über „Gefühlserscheinungen“. Im Sinne der neuen Instruction (S. 277) sind die Verff. von den thatsächlichen Geschehnissen des Gefühlslebens ausgegangen, um daraus die Erklärung dieser Art psychischer Phänomene abzuleiten. Neu eingeschaltet sind hier die §§ 63 und 64 „Über die Art des Schönen in der Kunst“ und

„Der ästhetische Geschmack“. Wie beim Gefühl sind die Verff. auch in dem Capitel über die Affecte (§ 67), welches übrigens inhaltlich bereichert worden ist, gleichfalls von classischen Beispielen ausgegangen und haben erst daran die Erklärung des Affectes geknüpft. Auch die Paragraphe über die Erscheinungen des Begehrens sind jetzt übersichtlicher angeordnet und einheitlicher behandelt. Experimente, die zeitraubend sind oder complicierte Apparate erfordern, sollten nach der Meinung der Verff. (Begleitwort S. 2) vom Schulunterrichte überhaupt ausgeschlossen sein. Zur Vornahme leicht auszuführender Experimente ist übrigens in dem Buche mehrfach Gelegenheit gegeben, so in dem Paragraph vom psychophysischen Gesetze, wo ich aus Gründen des concentrierenden Unterrichtes, wie schon früher, den Wegfall des anschaulichen Diagramms bedauere, in den Paragraphen über die Sinnesempfindungen, über die Isolation, Localisation u. dgl. m. — Die Darstellungsweise ist, einige metaphorische Ausdrücke, wie „Sündflut des allgemeinen Vergessens“, „Seele des mechanischen Gedächtnisses“ u. dgl., abgerechnet, einfach, fasslich und fließend, sowie durch eine hinreichende Anzahl von Beispielen anschaulich. — Die in der Lehre von den Sinnesempfindungen beigebrachten Illustrationen sind aus den Fachwerken gut ausgewählt und zur Veranschaulichung vollständig ausreichend. Wenn ich noch hervorhebe, dass Papier und die sonstige Ausstattung seitens der Verlagshandlung kaum etwas zu wünschen übrig lassen, so habe ich damit auch äußere Vorzüge genannt, die man bei einem brauchbaren Schulbuche nicht gerne vermisst. Zusammengenommen mit den früher erwähnten inneren Eigenschaften lassen sie den Wunsch der Verff. erklärlich erscheinen, es möge dem neuen Buche eine gleich lange und ebenso ersprießliche Lebensdauer beschieden sein, wie es dem Buche beschieden war, aus dem es hervorgegangen ist. Ich schließe mich diesem Wunsche aus ganzem Herzen an.

Linz. Dr. J. Loos.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ein neues Lehrbuch der Logik.

Wenn sich Universitätslehrer auf dem Gebiete der Schulbuchsliteratur versuchen, so haben sie meist den Einspruch zu gewärtigen, dass das Dargebotene zu hoch ist und die Schule überfliegt. Auch meine „Logik", welche, als erster Theil einer „Philosophischen Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium", soeben (bei Herder, Wien) erschienen ist, wird sich darauf gefasst machen müssen, und der Zweck dieser Selbstanzeige ist der Nachweis, dass die darin vorgenommenen Neuerungen nur scheinbare Erschwerungen sind, da bei näherer Prüfung vielmehr die Vereinfachung des Gegenstandes kenntlich wird.

Jede Darstellung einer Schulwissenschaft ist vor eine doppelte Aufgabe gestellt: sie soll den überkommenen Besitzstand derselben, der Fassung der Schüler entsprechend, darlegen und zugleich den Lernenden Fühlung mit dem Zuwachse an Erkenntnissen geben, den der betreffende Gegenstand in der Gegenwart erfahren hat und noch erfährt; ohne das Erstere würde die Darstellung ins Modische verfallen und keine solide Kenntnis geben, ohne das Letztere des frischen Zuges entbehren, welcher den Schulstaub fernhält. Es ist nicht leicht, beiden Anforderungen zu genügen, und mehr oder weniger hat der Tact des Bearbeiters ihre Vereinigung zu leiten. Muth dazu können die Fälle machen, in denen die Doppelaufgabe glücklich gelöst ist, im gymnasialen Gebiete etwa Georg Curtius' griechische Grammatik, welche den überlieferten Stoff mit Gesichtspunkten der vergleichenden Sprachforschung durchsetzt, ohne in Verstiegenheit und unsolide Modernisierung zu verfallen. Ähnliches wird der Verf. einer Schullogik anzustreben haben, er wird die Schultraditionen der Denklehre in angemessener Weise zur Geltung bringen müssen, und doch die der Gegenwart angehörigen Gesichtspunkte im Auge zu behalten haben; der propädeutische Zweck des Betriebes der Logik verlangt beides: als Vorschule soll sie vor-

bereiten auf die der Gegenwart angehörige Behandlungsweise des Gegenstandes, aber sie soll zugleich in dem schulen, in das einführen, was in der Vergangenheit als Logik betrieben worden ist und dessen Kenntnis die Voraussetzung des zeitgemäßen Betriebes dieser Disciplin ist.

Von den Bearbeitern der Logik für den Schulunterricht hat besonders A. Trendelenburg das letztgenannte Moment betont. In diesem Sinne sind seine *Elementa logices Aristotelicae* (zuerst 1836 Berlin) angelegt, denen er „Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik“ (zuerst ebenda 1842) beigegeben hat. Er stellt sich die Aufgabe, recht eigentlich in den Besitzstand der Logik, zumal in deren Terminologie, einzuführen, zu deren Kenntnis er das Zurückgehen auf Aristoteles für unerlässlich hält. Er bemerkt in den „Erläuterungen“ (S. VIII): „Wenn man in einem bekannten Sprichworte sagt, dass die Wörter wie Münzen gelten, so sind im Aristoteles die philosophischen Namen noch klingendes Metall, die jetzt, in ihrer Entstehung kaum verstanden, zum imaginären Werte des Papiergeldes herabgesunken sind. Es ist sehr wichtig, an der Quelle selbst die ursprüngliche Geltung kennen zu lernen; die griechische Philologie reicht hier in die Erklärung unserer lebendigen Sprache hinein, und dem Schüler tritt darin ein bedeutendes Beispiel des griechischen Einflusses entgegen . . . . . Wenn das Gymnasium den vorbereitenden Unterricht an den Aristoteles anlehnt, so bleibt es der die enge Gegenwart erweiternden welthistorischen Bildung treu, die sein Beruf ist und wird, indem es sich außer den Parteien der Zeit hält, doch nicht außer der Zeit stehen.“

Diese Äußerungen des berühmten Aristotelikers haben für unsern Betrieb der Schullogik, obwohl 60 Jahre zurückliegend, doch eine unmittelbare Bedeutung, weil sich der „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Österreich“ von 1849, der unserem höheren Schulwesen noch zugrunde liegt, diese Gesichtspunkte aneignet. In den „Bemerkungen über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik“ heißt es daselbst: „Der Gedanke ist dem ganzen Charakter der Gymnasialstudien wohl entsprechend. Das genannte Schriftchen wird sich dem logischen Unterrichte angemessen zugrunde legen lassen, wenn die Erweiterung des griechischen Unterrichtes erst den Erfolg wird erreicht haben, dass die an sich höchst unbedeutenden sprachlichen Schwierigkeiten desselben verschwinden“.

Bei der Durchführung des Organisationsentwurfes ist aber dieser Gesichtspunkt nicht zur Geltung gekommen. Die älteren Lehrbücher der Propädeutik schlossen sich an Herbart an, dessen Philosophie auch die Universitäten beherrschte, so dass die Rücksicht auf das Zeitgemäße die historisch-philologische überwog. Nachmals trat, wie im wissenschaftlichen Betrieb der Logik, so auch in unseren Lehrbüchern der psychologische mehr in den Vordergrund und die „Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich“ von 1884 konnten die ganze empirische Psychologie als Einleitung zur Logik hinstellen. Ohne Frage liegt, sachlich und pädagogisch angesehen, in der Heranziehung psychologischer Bestimmungen eine berechtigte Forderung. Die Denkformen:

Begriff, Urtheil und Schluss, sind nicht fertige Elemente, mit denen die Logik operieren könnte, sondern Erzeugnisse der Denkthätigkeit, welche an andere psychische Thätigkeiten, zumal die Wahrnehmung anknüpft, also in einem psychologischen Zusammenhange aufgesucht werden will. Ebenso geht den schulmäßigen Operationen mit den Denkformen, welche der Schüler lernen soll, ein natürliches Denken voraus, das er selbst schon vielfach angewendet hat und worin die didaktische Erwägung einen Anknüpfungspunkt zu suchen hat, damit es dem Lernenden nicht wie dem jungen Goethe gehe, welcher von seinen ersten Logikstudien sagt: „Es kam mir wunderlich vor, dass ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen“.

So erscheint das psychologische, in der Gegenwart stark hervortretende Moment als ein wohlberechtigtes und es kommt nur darauf an, es mit dem historischen in der rechten Weise zu verbinden. Dies geschieht aber dadurch, dass man den Gegenstand der Logik, das Denken nach allen seinen Beziehungen zu anderen psychischen Thätigkeiten ins Auge fasst. Das Stammwort von Logik selbst: *λόγος* kann darauf hinweisen, dass das Denken nicht bloß dem Erkennen dient, sondern auch dem Sprechen, der Gedankenbildung in der Rede, aber auch dem Handeln — *λόγος* Vernunft — und dem Gestalten aller Art. Man darf die psychologische Basis der Logik nicht verengen, indem man sie bloß zur Erkenntnis in Beziehung setzt, wie dies z. B. Überweg in seinem sonst vortrefflichen „System der Logik“ thut, welcher der Lehre von den Denkformen zwei ausführliche Capitel über die Wahrnehmung und Anschauung vorausschickt. Auch anderwärts finden wir die Einführung des psychologischen Gesichtspunktes darauf beschränkt, dass die Herkunft der Begriffe aus der Sinnlichkeit, die Verarbeitung der Wahrnehmungen zu Begriffen erörtert wird, während doch das Schalten und Operieren mit den Denkbestimmungen ebenfalls psychologisch zu behandeln wäre. Darauf kann die alte Unterscheidung von *νοῦς* und *λόγος*, *intellectus* und *ratio* hinweisen; zu dem die Eindrücke verarbeitenden Denken gehört das die Gedanken ausarbeitende, zu dem begreifenden das begründende. Soll die Psychologie als Unterbau der Logik verwendet werden, so muss es die Psychologie des Denkens sein, denn nur der Einblick in die mannigfaltigen Denkthätigkeiten gewährt das Verständnis für die Entstehung und Verwendung der Denkformen.

Gerade die mannigfachen Denkbewegungen sind das, was dem Schüler von der Logik bekannt ist, noch ehe er an sie herantritt. Sie sind ihm bekannt, weil ihm die Ausdrücke dafür wie Denken, Verstehen, Verstand, Vernunft und zudem *cogitare, intellegere, disponere, probare,* sowie *νοεῖν, ὑπολαμβάνειν, διανοεῖσθαι, ἀποδεικνύναι* u. a. theils geläufig, theils wenigstens schon vorgekommen sind. Sie sind ihm aber auch durch praktische Anwendung bekannt, da er bei Abfassung von Aufsätzen davon selbst Gebrauch gemacht hat und er die Anweisungen dazu, die *inventio, meditatio, dispositio,* worin sich jene Begriffe wieder-

holen, richtig aufeinander folgen zu lassen, als schätzbare Fingerzweige erprobt hat.

So ist es wohlbegründet, der Lehre von den Denkformen- und operationen, eine an die Selbstbeobachtung anknüpfende Psychologie des Denkens vorauszuschicken und es wird damit auch dem historischen Gesichtspunkte genug gethan, der auf die Unterscheidung von *νοῦς* und *λόγος*, *νοεῖν* und *διανοεῖσθαι* und die weitere von *cogitare* und *intellegere*, *exponere* und *probare* u. a. hinweist. Die Unterscheidung von zusammenfassendem, begreifendem, zerlegendem und begründendem Denken ist das Ergebnis dieser zugleich heuristischen und historischen Betrachtung. Diese viergliedrige Reihe gibt nun aber eine höchst einfache und durchsichtige Gliederung der Materien der Logik an die Hand, die in dem neuen Lehrbuche schon aus dem Inhaltsverzeichnisse, noch deutlicher aber aus der Übersicht auf S. 124 zu erkennen ist. Jede der vier Denkthätigkeiten wird aber durch ein Augenmerk charakterisiert, welches ihm die Richtung vorschreibt: das zusammenfassende Denken (*cogitare*, *conspicere*, *συνιέναι* u. a.) ist auf das Allgemeine, universale, *καθόλου* gerichtet; das begreifende (*intellegere*, *ὑπολαμβάνειν* u. a.) auf das Wesen, *essentia*, *οὐσία*; das zerlegende (*discurrere*, *disponere*, *διανοεῖσθαι* u. a.) ist durch den Grund, *ratio*, *αἴτιον* geleitet, und das begründende, d. i. mit dem Grunde operierende (*concludere*, *συλλογίζεσθαι*, wobei *con-* und *σύν-* nicht das Zusammenfassen, sondern das Zusammenschließen ausdrücken) auf das Nothwendige, *necessarium*, *ἀναγκαῖον*.

Dieses vierfache Augenmerk des Denkens reicht nun über die Psychologie hinaus, denn die dahin gehörigen Begriffe sind metaphysisch; aber sie geben sich nicht als solche. Ihre Herbeiziehung ist insofern nicht einmal neu als die logischen Lehrbücher vom Allgemeinen, vom Grunde und vom Nothwendigen episodisch bei der Lehre vom Begriffe und Schlusse zu handeln pflegen. Dabei kommt aber weder die Wechselbeziehung dieser Begriffe (S. 25 u. 26) zum Verständnisse, noch werden sie in ihrer durchgreifenden Bedeutung für das Denken überhaupt — erkennendes Denken und Gedankenbildung — gewürdigt. Wer die Bedeutung der Frage der Universalien für die gesammte Philosophie und ihre Geschichte kennt, wird es nicht missbilligen, wenn die propädeutische Logik, ohne in die Metaphysik hinüberzugreifen, diese Fundamentalbegriffe wenigstens nennt und mit den elementaren Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, beleuchtet. Für den Kenner wird durch ihre Aufnahme zugleich darauf hingewiesen, dass die Logik auch außerhalb der Psychologie einen Fußpunkt hat.

Dieser Quaternar der vierfachen Denkthätigkeit gibt nun zunächst die Eintheilung für die Denkformen an die Hand: das zusammenfassend-begreifende Denken erzeugt den Begriff, der durch das Allgemeine und das Wesen orientiert ist; das zerlegende Denken bringt das Urtheil hervor, dessen Glieder auf Grund ihres Inhaltes geschieden und verbunden werden, und das begründende den Schluss, welcher nothwendige Denkverbindungen herstellt. Ebenso einfach gliedern sich nach

demselben Eintheilungsprincip die Denkoperationen: Zusammenfassen zum Zwecke der Gewinnung des Allgemeinen charakterisiert die Induction, das Bestimmen des Wesens die Definition, die Zerlegung wird zur Denkoperation beim Eintheilen und das begründende, nach dem Nothwendigen orientierte Denken gibt sich im Beweise seine vollkommenste Form. Dadurch treten auch die Beziehungen, welche zwischen Denkformen und Denkoperationen bestehen, ans Licht: Induction und Definition dienen zumeist der Begriffsbildung und -bestimmung; die Eintheilung hat zu ihrer Form ein Urtheil mit mehrgliedrigem Prädicate, wie die ihr correlate Classification ein Urtheil mit mehrgliedrigem Subjecte; der Beweis hat seinen Kern oder Nerv vorzugsweise in einem Schlusse.

Aber auch innerhalb dieser Abschnitte dient unser Quaternar zur Gliederung des Stoffes. Die Urtheile pflegt man ohne weitere Begründung nach den Gesichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität einzutheilen. Es ist leicht zu sehen, dass darin jene vier Begriffe wirksam sind: die Quantität besagt das Verhältnis des Urtheiles zum Allgemeinen; die Qualität bestimmt sich nach dem Inhalte der zu verbindenden Begriffe, d. i. nach dem Wesen der durch sie gedachten Gegenstände; die Eintheilung der Urtheile nach der Relation in kategorische, hypothetische und disjunctive beruht auf dem Grade der Bedingtheit ihrer Glieder durch einander, die Bedingung fällt aber unter den Begriff des Grundes; für die Eintheilung nach der Modalität endlich geben die Nothwendigkeit und deren Gegensätze das *fundamentum divisionis*. So finden jene Begriffe des vierfachen Augenmerkes unausgesetzt ihre Anwendung und erscheinen dann dem Schüler nicht mehr als hochgegriffene Abstractionen, sondern als nutzbare Werkzeuge.

Diese Gesammtanlage der Schullogik gestattet nun, auch das Capitel der Denkgesetze in sie einzubeziehen, welches die gangbaren Lehrbücher meist beiseite lassen, wohl darum, weil dazu historische Belehrungen erforderlich sind. Identität und Widerspruchslosigkeit der Denkinhalte sind die Voraussetzungen des Denkens, jene des begreifenden, diese des begründenden, jene auf dem Festhalten des Wesens, diese auf der begründeten Zerlegung der Denkinhalte beruhend, jene das Verstandesdenken regelnd, diese die rationelle Gedankenbildung normierend. Beide Denkgesetze müssen aus der Geschichte der Logik verstanden werden, welche Aufgabe lösbar ist, wenn vielfache historische Belehrungen vorangegangen sind. Mit den beiden Denkgesetzen stehen aber die beiden abschließenden Denkformen: System und Methode in Beziehung; denn im System wird die Forderung, die Denkinhalte mit sich selbst identisch zu erhalten, erfüllt, und in der Methode die Forderung der conformen, durchgehenden, rationellen Begründung als die Garantie der Widerspruchslosigkeit der Erkenntnis verwirklicht.

So gliedern sich die Materien der Logik in der vorher angedeuteten Weise, und es sei die auf S. 124 des Buches gegebene Übersicht hier reproduciert:

Denkvermögen		Denkthätigkeiten	Augenmerk des Denkens
Verstand	{	zusammenfassend	das Allgemeine
		begreifend	das Wesen
Vernunft	{	zerlegend	der Grund
		begründend	das Nothwendige

Denkformen		Denkgesetze	Denkoperationen
Begriff	{	Identität:	Induction
		System	Definition
Urtheil	{	Widerspruchslosigkeit:	Eintheilung
Schluss		Methode	Beweis

Es ist denn doch nicht ohne Wert, wenn die Schullogik in ihrer eigenen Darstellung die Forderungen erfüllt, welche sie hinsichtlich der Eintheilung, des Systemes und der Methode aufstellt; sie legt darin die beste Probe von deren Giltigkeit ab. Wem die Begriffe: Verstand und Vernunft, Allgemeines und Wesen usw. auf den ersten Blick wie altes Eisen vorgekommen sein mögen, wird sich beim Verfolgen ihrer Durchführung überzeugen, dass sich aus diesem Eisen ganz tragfähige Traversen herstellen lassen, mittels deren sich der Stoff weit durchsichtiger und einfacher gestalten lässt, als gemeinhin geschieht.

Außer der viergliedrigen Denkthätigkeit gibt die Psychologie des Denkens der Logik noch eine andere Unterscheidung an die Hand welche in dem Buche als die der Denkbewegungen eingeführt ist, und bei der wieder jenes Augenmerk den Beziehungspunkt bildet. Es ist die Unterscheidung des aufsteigenden oder erweiternden, regressiven, begründenden Denkens und des absteigenden oder determinierenden, progressiven, folgernden. Bei jenem bewegt sich das Denken nach dem Allgemeinen, dem Wesen, dem Grunde, dem Nothwendigen hin, bei diesem kommt es davon her (S. 40). Die Mehrheit der sprachlichen Ausdrücke rührt von der Verschiedenheit der dabei verwandten Bilder her, die sich bei ihrer Zusammenstellung gegenseitig erläutern. Wird dies ausgeführt, so finden die Begriffe Analyse und Synthese ihre Erklärung, die gleich sehr durch ihr hohes Alter, wie durch ihre mannigfaltige Verwendung im Sprachgebrauche Anspruch auf terminologische Erörterung haben. Diese Unterscheidung der Denkbewegungen lohnt sich nun dadurch reichlich, dass sie ein Mittel zur Charakteristik der Denkformen und -operationen bietet: Begriffe werden theils analytisch, theils synthetisch gebildet, Urtheile theils durch Zerlegung, theils durch Zusammensetzung; der begründende Schluss ist regressiv, der folgernde progressiv; die Induction verfährt aufsteigend, die Eintheilung absteigend; die Definition steigt zugleich zum genus auf und zur species hinab; der Beweis ist entweder regressiv oder progressiv usw. Zudem lassen diese Denkbewegungen auf die Sprache und die Gedankenbildung ausblicken, wobei auf die Conjunctionen nach ihrer Bedeutung für den Denkgehalt der Sätze und auf die Weisungen der Aufsatzlehre ein Licht fällt (S. 40—43).

Bei diesem Aufbau des Buches erscheint der psychologische und der historische Gesichtspunkt zusammenwirkend; die Logik hat aber auch Partieen, in denen jene besser getrennt zur Durchführung kommen. Eine solche Trennung wurde in der Lehre vom Urtheile und der vom Schlusse vorgenommen, die somit zweimal dargestellt erscheinen: im Sinne der traditionellen Schullogik und nach psychologischen Gesichtspunkten (§§ 11 und 12 und §§ 13 und 8). Die Schullogik fasst das Urtheil als Zusammensetzung von Begriffen, den Schluss als solche von Urtheilen, und die historische Rücksicht verlangt, schon wegen der damit zusammenhängenden Terminologie, den Anschluss an dieses Vorgehen. Aber psychologisch angesehen, im natürlichen Denken, entsteht das Urtheil allermeist durch die Zerlegung eines Denkinhaltes, und der Schluss durch die Begründung eines Urtheils. Das macht sich besonders geltend, wenn, wie erforderlich ist, die Denkformen in ihrer Verwandtschaft mit den Sprachgebilden, Wort und Satz, betrachtet werden (§ 7); der Satz entsteht ja nicht durch Zusammenführung von Worten, sondern durch Zerfällung eines Kenntnisinhaltes, und so auch das Urtheil durch Zerfällung eines Denkinhaltes; der durch Causalbestimmungen erweiterte Satz ist aber seinem Denkgehalte nach der Keim eines begründenden Schlusses; aus: *S* ist *P*, weil es *C* ist, entfaltet sich der begründende Schluss: *S* ist *P*, weil es *C* ist, und *C P* ist, welchem dann die Form des folgernden: *C* ist *P*, *S* ist *C*, also ist *S P*, gegeben werden kann (S. 56 u. 57). Für den Unterricht ist es dringend nothwendig, diesen Ursprung des Schlusses aus der Causalbestimmung zum Bewusstsein zu bringen, damit er nicht als leere Subsumption angesehen werde. Hier zeigt sich, wie nöthig es ist, die Begriffe des Allgemeinen und des Grundes in Contact zu setzen, was ebensowohl die psychologische Rücksicht, als die Erinnerung an Aristoteles fordert. An Stelle des sterblichen Cajus, über den die Schüler lachen, muss der todte Cajus treten, bei dem die Thatsache des Todes erschlossen wird, wobei die Schlusstechnik dieselbe ist, wie bei jenem: Jeder organische Körper, der auf gewisse Eingriffe nicht reagiert, ist todt, dies ist hier der Fall, also usw.

Wer mit der Geschichte der Logik bekannt ist, wird bemerken, dass mit der Verbindung des historischen und des psychologischen Gesichtspunktes zugleich ein alter, heftiger Streit, jener zwischen der scholastisch-aristotelischen Logik und der humanistisch-rhetorischen Dialektik, der Hader zwischen Antiramisten und Ramisten geschlichtet wird. Die Humanisten erklärten sich gegen Aristoteles, weil seine Technik dem Denken Gewalt anthue; man könne bei den Rednern, Advocaten, Juristen weit besser denken lernen als bei ihm; ihre Gegner dagegen hielten ein, dass damit die Logik zur Redelehre herabgesetzt werde. Sichtlich wirkt bei den Humanisten das Bedürfnis schon vor, dem natürlichen Denken genug zu thun, und ihre Heranziehung der Redner und Juristen ist an sich nicht zu tadeln. Sie verkennen nur, dass Rede und Gedankenbildung auf den Denkinhalten fußen müssen, deren Verhältnisse gesondert und mit aller Schärfe untersucht werden wollen. Sie fehlen darin arg, dass sie die Bindeglieder von

Rede und Gedanke, wie sie Aristoteles selbst in Topik und Rhetorik aufweist, beiseite setzen und die letztere Disciplin, die er selbst mitbegründet hat, gegen ihn kehren. Darum hat die traditionelle Logik gegen sie Recht behalten, aber die Erinnerung, dass Denken und Reden, technische Logik und rhetorische Dialectik sehr wohl verbunden werden können, wollen wir ihnen danken.

In meinem Buche sind, schon der Terminologie wegen, die Rhetoriker mehrfach berücksichtigt, auch den Juristen ist manches Beispiel entlehnt; anderes den Theologen, womit ja nicht über die Schule hinausgegangen wird. Fasst man das Denken in seiner universalen Bedeutung für das Erkennen, Gestalten und Handeln, so bietet sich eine unabsehbare Fülle von Anwendungen und Exemplificationen. Was hier dargeboten wird, soll dem Lehrer nur die Anregung bieten, mehr zu geben, und nur die Richtungen zeigen, wo er zu suchen hat. Um nicht das philologische Element zu sehr vorwiegen zu lassen, ist auch der Mathematik durch Beispiele aller Art Zugang gegeben, wie auch die Naturwissenschaften nicht leer ausgehen. Philologische Fachstudien setzt die Verwendung des Buches nicht voraus; darum sind die griechischen und lateinischen Belegstellen unter den Text gesetzt; was der Text bietet, enthält zwar auch noch Philologisches, aber doch nur in dem Ausmaße, dass ein historisches Interesse des Lehrers genügt, um es zu verarbeiten. Ein solches muss allerdings an das Buch herangebracht werden, aber es thut dem Betriebe der Logik überhaupt, dem wissenschaftlichen wie dem didaktischen, dringend noth.

Prag. Dr. Otto Willmann.

Methodik der deutschen Rechtschreibung für österreichische Schulen. Von Dr. Richard v. Muth, Director des n. ö. Landes-Lehrerseminars in St. Pölten. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn 1901. 8°, 66 SS.

Auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung herrscht wieder einmal lebhafte Bewegung. In Österreich und in Deutschland ertönt der Ruf nach Vereinfachung und Vereinheitlichung der trotz aller Reformen immer noch so verwickelten und buntscheckigen deutschen Orthographie. Das vorliegende Büchlein soll einen Beitrag zur Lösung der Aufgabe liefern.

Das erste Capitel ist den „Grundfragen" gewidmet. Der Verf. bespricht in raschem Überblicke die Ursachen der in der deutschen Rechtschreibung obwaltenden Misstände, zeigt die Unhaltbarkeit der historischen und der phonetischen Schreibung und führt das Scheitern aller bisher versuchten Reformen darauf zurück, dass die Grundfrage falsch gestellt war. Es ist nicht zu fragen: „Wie soll man schreiben?" sondern: „Wie wird geschrieben?" d. h. was ist der allgemeine Brauch, dem jeder Einzelne sich ein- und unterzuordnen hat.

Im zweiten Capitel wird die österreichische Schulorthographie einer näheren Prüfung unterzogen. Der Verf. hat viel an ihr zu tadeln:

Halbheit und Inconsequenz, Pedanterie und zimperliche Ängstlichkeit. Aber im Grunde ist er mit ihr doch recht zufrieden. Wenigstens verlangt er im folgenden Capitel, das die „Resultate der Kritik und positive Vorschläge" enthält, nur sehr wenige Änderungen. Statt Thurm, todt, tödten soll Turm, tot, töten geschrieben werden. Das „läppische" ß und ſß vor consonantischer Flexion soll fallen und der unlogische Beistrich zwischen den verbundenen Gliedern einer copulativen Satzverbindung aufgegeben werden. Nach Tilgung dieser Fehler erscheint dem Verf. die österreichische Schulorthographie in ihrer „grenzenlosen Banalität", da sie trotz ihrer augenscheinlichen Mängel die Empfindungen der großen Menge am wenigsten verletzt, ganz geeignet als Substrat für eine von den Staaten des deutschen Sprachgebietes zu beschickende Conferenz zu dienen, der die Aufgabe zufiele, eine gemeingiltige Schreibung zu schaffen, „eine formell anerkannte *κοινή*, die Aussicht hat, ohne allzu starken Widerspruch wenigstens allmählich recipiert zu werden". Bekanntlich bewegt sich die von der österreichischen Unterrichtsverwaltung eingeleitete Neuregelung der deutschen Rechtschreibung in gleicher Richtung, und sollte der Verf. durch sein lebendig und kräftig, da und dort wohl allzu kräftig geschriebenes Büchlein hiezu beigetragen haben, so kann er mit dem Erfolge seiner Arbeit auch dann zufrieden sein, wenn die um der Einheitlichkeit willen an der österreichischen Schulorthographie vorzunehmenden Änderungen weit umfassender und einschneidender werden als die von ihm selbst geforderten.

Im vierten und letzten Capitel gibt der Verf. beachtenswerte „Winke für die Lehrpraxis". Er fasst sie am Schlusse in die „inhaltsschweren Worte" zusammen: „Concentration, Orthoepie, Disciplin als propädeutische Bedingungen; deutliche Sprache, einmalige Rede, angemessenes Tempo, geringer Umfang, verständiger Inhalt, formale Durcharbeitung, sorgfältige Correctur, Wiederholung bis zur Fehlerlosigkeit — als methodische Normen".

Graz. Leopold Lampel.

Das Construieren im altsprachlichen Unterrichte. Von O. Przygode, Director des kgl. Progymnasiums in Friedland. Paderborn, Schöningh 1900. 67 SS.

Das wichtigste Mittel für sprachlich-logische Schulung durch die altclassischen Sprachen ist die genaue Zergliederung der Perioden, sobald der Satzbau verwickelter wird. Analysieren oder Construieren wird in den Instructionen (2. Auflage, S. 51) „der Schlüssel zur selbständigen Präparation" der Schüler genannt; auch in den preußischen Lehrplänen vom Jahre 1892 (Berlin, Hertz, S. 21 f.) wird „fleißiges Üben im Construieren" von der Sexta bis zur Tertia immer und immer wieder eingeschärft. Das Construieren muss aber nicht nur verstanden, sondern auch richtig betrieben werden. Przygode, der Verf. der oben genannten Schrift, hat sich daher der dankenswerten Mühe unterzogen, die am meisten verbreiteten Schulcommentare und sog. Schülerpräparationen

nach dieser Richtung hin einer Prüfung zu unterziehen und einzelne Missgriffe herauszuheben.

Der erste Übelstand, der besprochen wird, bezieht sich auf den schon oft gerügten Gebrauch der Ausdrücke „Vorder-“ und „Nachsatz“ (statt Haupt- und Nebensatz), besonders wenn der Schüler bei gleichen Bezeichnungen, in der deutschen Schulgrammatik z. B., sich geradezu das Gegentheil zu denken gezwungen ist. Ferner weist der Verf. darauf hin, welch willkürliche Behandlung die Construction des Acc. c. inf., des Particip. coni. und abl. abs. nicht nur in verschiedenen Commentaren, sondern oft in einem und demselben Buche erfährt; bald werden dieselben als Satztheile aufgefasst — was das logisch Richtige ist — bald wieder, um scheinbar einem praktischen Bedürfnisse Rechnung zu tragen, als Sätze. (Man vgl. z. B. die Thukydides-Ausgabe von E. Lange.) Fügner (zu Liv. XXI. 1. 4) fasst die Constr. des Acc. c. inf. als Satztheil, die Participialconstructionen dagegen als Sätze auf.

Mit dem Construieren hängt das Ordnen der Worte bei schwieriger Wortstellung zusammen. Die Zahl der Stellen, an denen besonders in Schülercommentaren der griechische und der lateinische Text in einer für die deutsche Übersetzung zugeschnittenen, dem Geiste der alten Sprachen völlig zuwiderlaufenden Wortstellung geboten wird, ist ungemein groß. Das Verfahren ist ebenso tadelnswert, als wenn antikes Sprachthum auf einen modernen Leisten geschlagen wird, um die Hinübersetzung zu erleichtern. Als obersten Grundsatz beim Construieren stellt der Verf. die Forderung auf: „Halte die Sätze auseinander, aus denen das Satzgefüge besteht; scheide die Nebensätze aus, um den Hauptsatz, der nicht immer so klar abgehoben ist, zu erkennen!“ (Vgl. Tac. ann. I. 2. 1. ff.). Die Schüler sollen daran gewöhnt werden, beim Construieren sich ganz bestimmte Fragen vorzulegen, ferner die Nebensätze im Deutschen richtig einzufügen, da in den altclassischen Sprachen, namentlich in der lateinischen, ihre Stellung eine viel freiere ist. Besondere Rücksichtnahme erfordern die gehäuften Participialconstructionen im Griechischen.

SS. 47—58 finden sich noch Anleitungen für die Erklärung verkürzter Ausdrucksweisen, eine Besprechung der Anakoluthe und der Periodenbilder.

Die ganze Schrift ist auf Grund eines zahlreichen, geschickt ausgewählten Beispielmateriales aufgebaut; unter den aus der philologischen Praxis geradezu typisch gewordenen Beispielen dürfte man kaum ein bedeutenderes vermissen. Aufgefallen ist dem Ref. bloß ein Umstand, dass nämlich der Verf. bei der Behandlung verwickelter Satzgefüge (z. B. zu Anfange der Lectüre des Livius bei I 1, 7; 6, 1 usw. oder zu Plat. Apol. 36. B. f., Thukyd. VI 31, 3 usw.) nicht darauf hinweist, dass derartige, durch fortgesetzte Hypotaxe und Ineinanderschachtelung der Sätze entstehende Perioden im Deutschen unerträglich sind geradezu und daher in zwei oder mehr Abschnitte zerlegt werden müssen.

Die mitten aus der Schulpraxis herausgewachsene Schrift sei zum Schlusse allen Fachgenossen wärmstens empfohlen.

Prag. Emil Gschwind.

Pädagogische Literatur.

Schon mehrmals haben wir hingewiesen auf: „Erstes österreichisch-ungarisches Lehr- und Lernmittel-Magazin.“ Preisgekröntes Organ der Permanenten Lehrmittel-Ausstellung in Graz. (Geleitet und verwaltet von G. Nickl. Graz, Kinkgasse 7. Vierteljahrsschrift. Preis pro Jahrgang 2 K 40 h.) Der in Graz seit 1881 bestehenden Ausstellung — in Österreich gibt es nichts Gleiches mehr — wurden bis 1898 von 2101 Ausstellern 10.757 Lehrmittel, bezw. Bücher gespendet. Das „Magazin“ bespricht in Abhandlungen oder Berichten die eingesendeten Ausstellungsgegenstände fortlaufend — bis zum genannten Zeitpunkte 1898 waren „222 größere Abhandlungen und 955 Berichte“ erschienen —, enthält auch jedesmal eine Umschau in der pädagogischen Presse, in fachwissenschaftlichen Zeit- und Jugendschriften. Die uns vorliegenden Nummern I, II, III des XVII. Jahrganges (1899) zeigen wiederum reichen Inhalt und enthalten z. B. einen interessanten Aufsatz über die österreichische Lehrmittel-Industrie. Wenn auch die Ausstellung in erster Linie die Volks- und Bürgerschule berücksichtigt, so ist doch manches nicht bloß mittelbar, sondern unmittelbar auch für die Mittelschule brauchbar.

Gleich trefflich wie die früher (seit 1886) erschienenen Bände sind die „Jahresberichte über das höhere Schulwesen“, herausgegeben von C. Rethwisch. XIII. Jahrg. 1898. (Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung [H. Heyfelder] 1899.) Der Ref., der in dieser Zeitschrift sämmtliche früheren Bände angezeigt hat, kann nur sein Urtheil wiederholen, dass diese Berichte jedem Lehrer unentbehrlich sind, der über die Strömungen und Fortschritte des Schulwesens, speciell der Methodik seines Faches, stets genau orientiert sein will. Es wird nicht bloß Deutschland berücksichtigt, sondern in beträchtlichem Maße auch Österreich. So begegnen uns diesmal als Verff. von auf die Schule bezüglichen Schriften oder von Lehrbüchern die (honoris causa zu nennenden) Namen: Erhard, Trunk, Nahrhaft-Walser-Ziwsa, Golling, Jurenka, Stitz, Schickinger, Höfler, Weitzenböck, Singer, Becker, Gorge, Lederer, Bolis, Zeehe, Loserth, v. Močnik-Neumann, H. Hartl, v. Močnik-Spielmann, Pokorny-Fischer, Graber-Mik, Guttmann. Außerdem seien noch folgende auf Österreich bezügliche Stellen erwähnt: I S. 14 Geschichte der Staatsoberrealschule in Teschen, II., S. 21 die öffentliche Aussprache, welche von der in Wien erscheinenden „Wage“ über die Mittelschule veranstaltet worden ist, XII., S. 5 kurze Wiedergabe des neuen Lehrplanes für Mathematik, XII, S. 41 anerkennende Worte über den mathematischen Unterricht an den Mittelschulen, XIII, S. 3 Hromadas Briefe über den naturhistorischen Unterricht an der medicinischen Facultät und am Gymnasium („uns scheint dieser Vorschlag aus mehreren Gründen weit über jedes erstrebenswerte Ziel hinauszugehen“), XIII, S. 4 kurze Wiedergabe des neuen Lehrplanes für Naturgeschichte an den Realschulen, XVI, S. 46 f. Schulhygienisches.

Lebensfragen. Aus den Papieren eines Denkers bearbeitet und herausgegeben von A. Sperl (2. Aufl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck) 1900. 8°, 223 SS.

Der Denker, aus dessen Papieren die „Lebensfragen" stammen, war der bayerische Pädagoge Christian v. Bomhard. Über die Entstehung derselben sagt v. Bomhard: „Wenn ich von meinem Berufsgeschäfte oder vom Lesen müde war, in den späten Abendstunden oder sonst wohl auch, wenn das Dringende abgethan war, griff ich zur Feder." Und da zeichnete er in Aphorismen die Frucht seiner Studien und seiner Erfahrung auf, zunächst für seinen Sohn, um diesem noch länger ein Begleiter, Führer und Wegweiser auf der Lebensreise zu sein. Diese Mittheilungen werden vom Herausgeber kurz und treffend dahin charakterisiert, dass sie real in den Wurzeln, ideal in Krone und Frucht sind. Inhaltlich erstrecken sie sich auf zahlreiche Gebiete der praktischen Lebensphilosophie. Die Lectüre des Buches wird hier besonders den ins praktische Leben eintretenden Collegen aufs wärmste empfohlen. „Sie werden wirken, diese väterlichen Worte, denn sie gehören zum Besten, was je das Alter zur Jugend gesagt hat."

Merksätze aus langjähriger Schulpraxis. Fingerzeige für Lehrer und Eltern von Dr. Commer. Bonn, Otto Pauls Verlag 1900. kl. 8, 84 SS.

Das Schriftchen bietet nicht systematische Pädagogik, sondern einige „Leitsätze", die z. Th. sehr ins Detail gehen. Am besten sind die Bemerkungen über das Zusammenwirken von Schule und Haus. Auch manches andere ist für Anfänger des Lehramtes in der Praxis verwertbar.

Der Mann aus der Fremde. Social-religiöse Ansprache von Heinrich Lüdemann. Berlin, H. Eichblatt 1900. kl. 8°. 37 SS. Preis 60 Pf.

Der Mann aus der Fremde (die Benennung nach Schillers „Das Mädchen aus der Fremde") ist Jesus. Wie der Verf. in einer früheren Schrift dargelegt hat, treffen im Menschen zwei Welten zusammen, die des Geistes und die des Fleisches. Die erstere Welt wird durch Jesus repräsentiert. „Arm in Arm mit ihm", sagt das Motto, „nur so lässt dieses 20. Jahrhundert sich in die Schranken fordern!" Wie das zu verstehen, zeigt die Stelle S. 35: „Das sociale Problem, die brennende Frage des Tages, ist fürwahr keine Frage unserer Armen, sie ist die Frage der Menschheit. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein des Menschengeschlechtes: wird unsere Cultur bestehen, oder wird sie zugrunde gehen?" Worin besteht aber der „Geist", oder welche specielle Seite desselben kommt in Betracht? Nicht der Verstand allein ist es oder das denselben bildende Wissen. Wissen ist weder gut noch böse, sondern bloß ein Mittel, und kann als solches sowohl dem bösen Geiste als auch dem guten dienen. „Ein bloßes Mittel ist die intellectuelle Bildung, aber kein Endzweck. Ungeachtet ihres Glanzes wird die menschliche Gesittung zugrunde gehen, falls sie beharrt bei ihrem Culturideal der

bloßen Kraftentfaltung, wenn sie nicht einen höheren moralischen Standpunkt einnimmt und die entfaltete Kraft hineinzwängt in den Dienst jenes von dem Menschen im Menschen geforderten Ideals, in den Dienst eines Reiches der Liebe", eines inwendigen Gottesreiches.

Dr. Johannes Rehmke, Der Schulherr. Eine allgemein-pädagogische Untersuchung. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung E. v. Mayer. kl. 8°, 31 SS.

Mehr als die Hälfte des Schriftchens handelt von Pädagogik im allgemeinen, deren Begriff und Eintheilung, hier besonders von der modernen „Individual- und Socialpädagogik", welche nicht als besondere Wissenschaften schlechtweg anerkannt werden. Dann erst wendet sich der Verf. dem Thema des Titels zu, nämlich wem das Recht auf die Schule zukomme. In Betracht kommen die drei Gemeinschaften: Familie, Staat und Kirche. Das gegenseitige Verhältnis derselben und ihr Anspruch auf die Schulherrschaft wird in gründlicher Untersuchung nach den Gesichtspunkten des Zugehörigkeitsverhältnisses (des zu Erziehenden), des guten Willens, der Macht und der Einsicht in die Erziehung (seitens des Erziehers) erörtert und schließlich in folgender Weise zusammengefasst: „Der Staat der Schulherr, die Familie die Gehilfin und die Kirche die Dienerin des Staates als des Schulherrn."

Im Kampf ums Recht. Von Dr. H. Schröder. (3., durchgesehene Auflage. Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius u. Fischer 1899. 8°, 81 SS.

Die preußische Regierung hat bisher die Oberlehrer (ungefähr = Lehrer an unseren Mittelschulen mit voller Lehrbefähigung) „in der Gehalts- und Rangfrage im schroffsten Gegensatze zu allen ihren Versprechungen, zu allen ihren Grundsätzen behandelt". Ein Vorkämpfer in diesem „Kampfe ums Recht" ist der Verf. dieser Schrift. Sie ist „ein Wort zur Vertheidigung seiner Person und seiner Schriften über die Frage des höheren Lehrerstandes gegen die anonymen und offenen Angriffe des Hrn. Geheimraths Lexis in Göttingen". Die Schrift ist sehr interessant, besonders in ihren statistischen und die Dienstverhältnisse in anderen Ländern, darunter auch Österreich, zur Vergleichung heranziehenden Theilen. Das Meiste von dem, was hier für die preußischen Oberlehrer angestrebt wird, ist bei uns bereits erreicht, ja theilweise noch mehr. Unglaublich klingen uns manche Mittheilungen, z. B. dass die Oberrealschule in Kiel mit 602 Schülern einen einzigen Diener hat. (Das Elisabethgymnasium in Wien mit 386 Schülern hat drei Diener, dazu in den Wintermonaten einen Heizer). — Daran schließt sich der Zeit und dem Inhalte nach eine weitere (fünfte) Schrift desselben Verf.s: Dr. H. Schröder, „Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage." (In demselben Verlage 1900. 8°, 71 SS.) Der Verf. erhärtet hier die Gerechtigkeit des vom preußischen Oberlehrer Angestrebten durch zahlreiche Zustimmungsschreiben, zustimmende Äußerungen in Zeitschriften u. dgl. Wir berichtigen hier zwei Irrthümer. S. 18 ist die Maximal-Stundenzahl des Gymnasialprofessors in Österreich mit 18 Stunden angegeben. Richtig

ist, dass jeder Lehrer der Sprachfächer am Gymnasium zu höchstens 17, der anderen Fächer regelmäßig zu 20 (der Zeichenlehrer zu 24) Stunden verpflichtet ist. S. 36 heißt es, dass in Österreich das Recht auf Pensionierung (ohne Angabe von Gründen) auf das 65. Lebensjahr festgesetzt ist: seit der Gehaltsregulierung von 1898 ist es anscheinend für den Gymnasialprofessor das 60. Lebensjahr.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichtes. Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 8°, 92 SS.

Schon der Titel kennzeichnet die Tendenz dieser Schrift, ebenso das Motto: „Ich finde nicht die Spur von einem Geiste, und alles ist Dressur.“ Nach dieser Richtung ist es beinahe selbstverständlich, dass Latein und Griechisch als ein „thatsächlich verlorenes Terrain“ gelten, dass es zum Schlusse heißt: „Fort vor allen Dingen mit Latein und Griechisch!“ Eine eingehende Besprechung kann auf wenig Raum nicht geboten werden, eine solche verdient die Schrift auch nicht. Nur einige Bemerkungen seien hier gemacht. Auf der einen Seite berichtet der Verf., wie jetzt (am Deutschen Gymnasium) die Lehrer von den Schülern bei den Hausaufgaben betrogen werden, andererseits sieht er in der von ihm vorgeschlagenen „Arbeitsstunde“ eitel Ehrlichkeit: hier doch nur reine Illusion. Einerseits verlangt er, dass der Unterricht inhaltlich sich der Jugend anpasse; andererseits verlangt er, dass die Schule Tagesgeschichte und das gesammte moderne Staatsleben behandle: Gebiete, denen die Jugend sicherlich noch weniger Interesse und Verständnis entgegenbringen würde als manchem der jetzigen Lehrgegenstände. Am allerleichtesten findet sich der Verf. mit dem Einwurfe ab, dass dies und jenes unmöglich, indem er sagt: „Ein Unmöglich gibt es nicht, darf es nicht geben. Möglich zu machen ist schließlich alles, wenn man nur ernstlich will“. Das ist doch reinste Stubengelehrsamkeit, keine Spur von Praxis, möchten wir in Variierung des vom Verf. gewählten Mottos sagen. Von reiner Theorie und Vernachlässigung der Praxis zeugen auch beispielsweise Citate aus Rousseau: hier hat es der Erzieher mit einem Zöglinge zu thun, das Gymnasium hingegen beschäftigt sich mit vielen Zöglingen zugleich, noch dazu für die einzelnen Unterrichtsgegenstände in wenigen Stunden. Daher ist auch der Vorschlag bezüglich des Beginnens des fremdsprachlichen Unterrichtes unpraktisch. Was soll man endlich zum Vorschlag einer eilfjährigen Gymnasialzeit sagen? Übrigens scheint der Verf. vielfach gegen das Gymnasium anzukämpfen, wie es jetzt nicht mehr ist; bei uns wenigstens wird der Anschauungsunterricht schon stark gepflegt, die natürlichen Objecte und bildliche Darstellungen spielen eine große Rolle. Zum Schlusse noch etwas über den Ton der Schrift. Mit Ausdrücken wie Plunder und Gerümpel, Kleinigkeitskrämerei, armselige Compilatoren- und Perückengelehrsamkeit, Augiasstall, Dummköpfe wird nur so herumgeworfen. Wenn das die Bildung sein soll, welche das vom Verf. vorgeschlagene Gymnasium zu erzielen hat, dann lieber ganz fort mit dem Gymnasium!

Was ist Bildung? Von Dr. W. Schuppe. Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder) 1900. kl. 8°. 27 SS.

Der Professor der Philosophie in Greifswald hat dieses Schriftchen „im Anschluss an die Petition um Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum juristischen Studium“ verfasst. Er spricht sich gegen die der Petition zugrunde liegende Ansicht aus und widerlegt deren Behauptungen, weist bezw. nach, dass Behauptungen derselben unbewiesen oder unbeweisbar sind. Der einseitige Realismus, d. h. die bloße Rücksichtnahme auf das, was man unmittelbar für die Berufswissenschaft braucht, wird gründlich widerlegt, und es wird erörtert, dass die Klarheit der juristischen Begriffe, die Fähigkeit zur Begriffsanalyse und Interpretation wesentlich von der jetzt vom Gymnasium verliehenen historischen und grammatisch-logischen Bildung abhängt. „Der Mangel an dieser kann durch nichts ersetzt werden.“ Gut ist auch die Bemerkung gegen diejenigen, welche jetzt vom Gymnasium gepflegte Fächer, in denen sie auch selbst unterrichtet worden, bekämpfen und dafür andere vorschlagen; „und so meinen sie auch, wenn sie in ganz anderen Fächern unterrichtet worden wären, so wären sie in genau derselben geistigen Verfassung wie jetzt und hätten außerdem diese anderen gewünschten Kenntnisse noch dazu“.

Im entgegengesetzten Sinne spricht der Director der Oberrealschule, Professor an der technischen Hochschule usw. in Braunschweig, Dr. A. Wernicke. Derselbe hielt in der 2. Plenarsitzung der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899 einen Vortrag über „Weltwirtschaft und Nationalerziehung.“ Derselbe, abgedruckt in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik“ liegt uns als Sonderabdruck vor (Leipzig, Teubner 1900. 8°, 31 SS.). Wernicke huldigt nicht der Weltanschauung, welcher die χρήματα das die Welt Bestimmende sind, sondern er anerkennt auch den Idealismus als zum Leben und zur Bildung eines Volkes erforderlich. „Wir brauchen ein altsprachliches Gymnasium, aber wir brauchen es frei von dem Danaergeschenk des sogenannten Monopols, und neben ihm brauchen wir noch andere Anstalten, um den vielgestaltigen Aufgaben der Gegenwart genügen zu können.“ Er kennt nur ein Ideal in der Welt, nämlich die selbstlose Arbeit im Dienste einer Idee. Einen solchen Idealismus könne aber auch beispielsweise der Ingenieur bethätigen. Und umgehrt müssen sich in der Gegenwart die sogenannten gelehrten Berufe vielfach mit technischen u. dgl. Fragen beschäftigen. Denn er denkt sich den Idealismus nicht als den alten beschaulichen, sondern als den neuen thätigen. Lehrer und Führer des modernen Idealismus sind ihm Nietzsche und Richard Wagner. Interessant sind die Erörterungen über Weltwirtschaft.

Das classische Alterthum und die höhere Schule. Von Dr. F. Bölte. Heidelberg, Karl Winters Verlagsbuchhandlung 1900, 8°, 16 SS.

In diesem lichtvollen Vortrage, der in der öffentlichen Versammlung des Gymnasialvereins, Ortsgruppe Frankfurt a. M., gehalten worden

ist, wird nach Darlegung des gegenwärtigen Standes der Alterthumswissenschaft gezeigt, dass es möglich ist, moderne Staatsbürger durch die Einführung in das classische Alterthum zu erziehen, dass sich das Gymnasium bei diesem Unterrichte Ziele steckt, welche in der Gegenwart liegen. Diese Ziele sind: formale, sachliche und den Charakter bildende. Für grammatisch-logische Schulung, das Fundament, auf dem die wissenschaftliche Entwicklung des Menschen ruht, ist der Betrieb der beiden alten Sprachen ein ganz unübertreffliches Mittel, wie durch kurze Erwähnung von Einzelheiten bewiesen wird. In sachlicher Beziehung ist das Alterthum ein neutrales und abgeschlossenes Gebiet, dessen Boden unerschöpfliche Gelegenheit bietet, die verschiedenen Seiten der Cultur nach ihren Haupterscheinungen zu besprechen. Da wird u. a. an der Hand von Pöhlmanns Aufsätzen gezeigt, wie die Schüler auch in das Verständnis der socialen Probleme der Gegenwart — ein Thema, dessen Besprechung bekanntlich den Deutschen Gymnasien aufgetragen ist — eingeführt werden können. Der Charakter endlich, soweit er von der Schule gebildet werden kann, erhält eine Richtung nach dem Idealen. Das Schriftchen behandelt das wichtige Thema in zwar kurzer, aber trefflicher Weise.

Dasselbe Thema behandelt in ähnlichem Sinne der bestens bekannte Schulmann

Paul Cauer, Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung. Düsseldorf, L. Voss u. Cie. 1900, 4°, 25 Doppelseiten.

Wie alle Schriften Cauers, so ist auch diese interessant. Aus derselben seien einige Hauptpunkte angeführt. Das alte Gymnasium begnügte sich mit der Ausbildung des literarischen und des ästhetischen Sinnes, das jetzige aber muss auch für die realen Verhältnisse des Lebens das Auge schärfen, Interesse erwecken und Verständnis vorbereiten. Dazu eignet sich die Literatur der alten Sprachen. Der Verf. hat sich das Ziel gesteckt, an einigen Beispielen zu zeigen, wie die Literatur und Geschichte der alten Völker für die Vorbereitung auf ein wesentlich praktisch gerichtetes Leben fruchtbar werden können, dass die Beschäftigung mit Römern und Griechen, eben indem sie gründlich einzudringen sucht, den Sinn für die Wirklichkeit unseres eigenen Lebens nicht nur nicht erstickt, sondern erweckt und steigert. Dazu hat er fünf Abschnitte ausgewählt: Zur Himmelskunde, Geographisches, Wirtschaftsleben, Staat und Politik, Geschichte. In lichtvoller Weise wird erörtert, wie im Anschluss an sachliche Erklärungen, die zum Verständnisse der alten Geschichte und der alten Schriftsteller ohnehin gegeben werden müssen, sich auf Schritt und Tritt Anlass bietet, die heute bestehenden Verhältnisse zu erläutern und so zu deren Verständnis beizutragen. Es handelt sich für ihn hiebei nicht so sehr darum, Wissen zu überliefern, als ein Können zu entwickeln. Besonders sei noch die auch hier begegnende Bemerkung hervorgehoben, dass das Gebiet, auf dem historische Kritik unschädlich und doch wirksam geübt werden kann,

die alte Geschichte ist. Auch die Frage der „Berechtigungen" bespricht Cauer; er ist für völlige Gleichstellung aller drei höheren Schulen — Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule — in allen äußeren Rechten und meint, dass dies das einzige Mittel sei, um den Kampf der Parteien in friedlichen Wettkampf zu verwandeln. Die Eltern sollen nicht nach äußeren Rücksichten, sondern nach der individuellen Begabung ihrer Kinder die Wahl der Schule treffen. Er meint zwar, dass bei der Gleichberechtigung die Gymnasialclassen gleich und schnell in ihrer Schülerzahl zurückgehen würden, aber davor, dass sie etwa aussterben, ist ihm nicht bange.

Fr. Beyschlag, Volkskunde und Gymnasialunterricht. Leipzig, Teubner 1900. 8°, 45 SS.

Die Schrift ist Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" (14. Jahrg. 1900, I. Heft), daher leicht zugänglich. Umsomehr können wir uns hier begnügen, einige Hauptpunkte zu erwähnen. Auf dem Wege der Volkskunde soll die Grundlage gewonnen werden für eine naturgemäße und vernünftige Erziehung, die eben auf der Kenntnis der geistigen Besonderheiten und Bedürfnisse des Volkes fußen muss. Die Volkskunde ist auch ein geeignetes Mittel, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken. Das Schlussergebnis der Untersuchung über die Volkskunde auf ihren allgemeinen und erzieherischen Wert als Gegenstand des Gymnasialunterrichtes wird dahin zusammengefasst, dass neben der Vorbereitung auf die nationalen und socialen Forderungen der Gegenwart, neben der Weckung und Vertiefung des Interesses für die Lehrgegenstände und neben einer günstigen Einwirkung auf das Gefühls- und Phantasieleben auch die Wirkung einer formalen Bildung des Geistes, nämlich Weckung und Schärfung der Beobachtungsgabe und Entwicklung des wissenschaftlichen Sinnes im allgemeinen und des historischen Sinnes im besonderen erzielt, dass ferner auch die pädagogische Forderung der steten Verbindung des Neuen, Unbekannten mit dem Alten und Bekannten erfüllt und für die in Betracht kommenden Unterrichtsfächer ein einigendes Band der Concentration gewonnen wird. — An die allgemeine Erörterung schließt sich eine Skizzierung, inwieweit und in welchem Umfange die Volkskunde am Gymnasium zu behandeln wäre: Sprachform, Mythologie, Volkssage, Volksschwank, Volkslied, Volksräthsel, deutscher Aufsatz, deutsche Geschichte, Geographie, alte Sprachen, Naturkunde, Gesang. Für den Fachmann, der das interessante und beachtenswerte Thema weiter verfolgt, sind noch die zahlreichen Literaturangaben wertvoll.

Wien. J. Rappold.



Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Homers Werke in zwei Bänden. Übersetzt von Joh. H. Voss. Abdruck der ersten Ausgaben. Mit Abbildung einer Homer-Büste, Bildnis und Unterschrift von Joh. H. Voss, sowie einer literarhistorischen Einleitung von Gotthold Klee. 1. Bd. Einleitung, Ilias. LIX und 372 SS. 2. Bd. Odyssee. 290 SS. In einen Band geb. Mk. 1·75 (aus Max Hesses Neue Leipziger Classikerausgaben).

Was hier geboten wird, ersieht man aus den ausführlichen Titelblattangaben und, da wir über die Übersetzung des ehrwürdigen Voss nicht weiter zu sprechen brauchen, so geht uns nur die literarhistorische Einleitung Klees an. Sie zerfällt in drei größere Abschnitte, in welchen dargestellt werden 1. die trojanische Sage bei Homer, 2. Homer und seine Dichtungen, 3. Joh. H. Voss, der Homerübersetzer.

Die trojanische Sage wird nach der Darstellung und den Anspielungen Homers gegeben, die Handlung der Ilias und die der Odyssee werden davon abgehoben; über Ursprung und Schauplatz der Sage wird man in ansprechender Weise aufgeklärt, wobei die immer noch nicht aufgegebene Deutung der Sage durch Licht- und Finsternisverhältnisse zurückgewiesen wird. Auch dem Bestreben, alles in der Dichtung mit der Wirklichkeit gleichsetzen zu wollen, steht Klee fern. Dass die Heroen, deren Wesen sich im Cultus von dem der Götter ja nicht unterscheiden lässt, verblasste und verschollene Götter sind, gehört auch zu den Erkenntnissen, die wir billigen. Die drei Stufen der epischen Poesie bis auf Pisistratus werden richtig unterschieden und hervorgehoben: Ballade, Epopöe, Epos; dem entsprechend: Aoeden, Rhapsoden und neben ihnen sowie nach ihnen schriftliche Festsetzung der beiden Epen zum Lesen und grammatischen Betriebe. Auch das, was uns über Joh. H. Voss und seine Ausgaben auf über 10 Seiten mitgetheilt wird, ist dankenswert.

So ist denn diese Einleitung nicht nur belehrend für solche, die nicht Gelegenheit haben, die hier zu lesenden Aufgaben kennen zu lernen, sondern ist auch eine zweckmäßige Zusammenstellung für den Lehrer des Griechischen.

Villach. G. Vogrinz.



Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker. Ciceros Rede für T. Annius Milo. Commentar, bearbeitet von Dr. Konrad Roßberg, Gymnasialprof. zu Hildesheim. Münster i. W. 1899, Druck und Verlag der Aschendorf'schen Buchhandlung, Preis 75 Pf.

Von demselben Herausgeber erschienen bereits im gleichen Verlage Commentare zur Rede für S. Roscius aus Ameria, wie auch für Ligarius und Deiotarus. Der vorliegende Commentar zeigt genau die gleiche Anlage wie jene früheren. Er will die Präparation des Schülers in ausgiebigster Weise erleichtern. Das Schwergewicht wird auf die Nachhilfe in der Übersetzung gelegt, und zuweilen durch bloße Winke, weitaus überwiegend jedoch durch Darbietung der fertigen Übersetzung werden die auf diesem Gebiete für den Schüler liegenden Schwierigkeiten hinweggeräumt. Die gebotenen Übersetzungen freilich müssen zumeist als sehr gelungen bezeichnet werden[1]; dennoch sind diese jetzt wie Pilze aus der Erde hervorschießenden Schülercommentare, die dem Schüler die Übersetzung auf dem Präsentierteller entgegenbringen und ihn dieser schönen und wichtigen geistigen Arbeit überheben, nicht geeignet, den Philologen, der es mit seinem Fache noch ernst nimmt, mit besonderer Freude zu erfüllen. Oder besteht denn ein wesentlicher Unterschied zwischen den so verpönten gedruckten Übersetzungen und diesen Hilfsmitteln, welche den Satz vielfach in seine Bestandtheile und Phrasen auflösen und diese dem Schüler in fertiger Übersetzung darreichen? — § 5 würde man zu *spem habituros ad salutem eius exstinguendam* doch eine Bemerkung darüber wünschen, dass diese Construction äußerst selten ist. — ib. *iure factum esse defendi* wäre neben der dort gebotenen Übersetzung der Stelle auch noch ein Hinweis auf diese eigenthümliche Bedeutung von *defendo* zweckmäßig. — Zu § 41 *non dubitavit?* bemerkt R. richtig, dass die lat. Grammatiken nicht genügend den Umstand hervorheben, dass in rhetorischen Fragen im Deutschen häufig der Coniunctiv stehe, gegenüber dem Indicativ im Latein. Ich möchte hinzufügen, dass dies besonders von den mit *an* eingeleiteten Fragen gilt '*an quisquam dubitat*' 'oder sollte jemand zweifeln', wo im Lateinischen ausschließlich der Indicativ statthaft ist. — Im übrigen ist die Sorgfalt, welche der Verfasser in der bezeichneten Richtung aufgewendet hat, und die geschmackvolle Art seiner Übersetzung anzuerkennen.

Stoffe zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschluss an Cicero und Livius für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Prof. Dr. R. Jonas, Director des Gymnasiums zu Krotoschin. Berlin 1900, R. Gärtners Verlag. 74 SS. 8°. Preis 80 Pf.

Die Übersetzungsstücke, welche dieses Heft enthält, sind, wie der Verf. im Vorwort erklärt, aus der Praxis des Unterrichtes hevorgegangen, und sie machen auch den Eindruck, dass sie dem Streben eines gewissenhaften Lehrers ihre Entstehung verdanken, der sich bemüht, seine Schüler in zielbewusster Weise zu einer gewissen Sicherheit im Gebrauch der Regeln der lat. Grammatik und Stilistik anzuleiten. Von den 84 Übersetzungsvorlagen schließt sich etwa ein Drittel an Livius an und zwar an die Bücher 21, 22, 27 und 30, die übrigen Stücke an Ciceros Reden: *pro Sulla, Deiotaro, in Catilinam. pro Archia, de imperio Cn.*

---

[1]) Als fremdartig und unschön fiel nur eine Wendung auf: § 7 *primum iudicium de capite* 'die erste Entscheidung in einer Halssache', eine entschieden veraltete Ausdrucksweise.

Pompei, dann an *Laelius*, *Cato maior* und schließlich noch an einige Briefe. Anmerkungen wurden nicht beigegeben, da der Schüler, wenn er wirklich die betreffende Partie des Autors gewissenhaft durchgearbeitet hat, hiedurch in den Stand gesetzt wird, ohne nennenswerte Schwierigkeiten die in dem Übungsbuch gestellten Aufgaben zu bewältigen. Den Vocabel- und Phrasenschatz des Autors versteht der Verf. in recht geschickter Weise für die Übungsstücke zu verarbeiten. Störend ist nur der Umstand, dass zuweilen mit einer etwas gar zu aufdringlichen Absichtlichkeit die Sätze mit allerhand Regelwerk förmlich vollgepfercht erscheinen, wie etwa S. 34 'Wie könnte er, der besonnenste und vorsichtigste König der auswärtigen Völker, den es damals gab, darauf ausgehen, etwas zu vollenden, wovon er wusste, dass, wenn er es vollendet haben würde, er dadurch zugrunde gehen würde'. Mit besonderem Nachdruck verlegt sich der Verf. darauf, die Form der irrealen Periode in Abhängigkeit den Schülern einzuprägen. Wiewohl nun auch Ref. auf die Einübung dieser wichtigen syntaktischen Partie großes Gewicht legen möchte, macht doch J. von Beispielen solcher Art einen gar zu häufigen Gebrauch; denn in den 84 Übungsstücken finden sich weit über 100 Fälle, in denen irreale Perioden in irgendeiner Abhängigkeitsform erscheinen, so dass hiedurch die Darstellung von einer gewissen Monotonie nicht freizusprechen ist. Im übrigen jedoch kann das Übungsbuch als recht brauchbar bezeichnet werden, und es dürfte vielleicht manchem Fachgenossen willkommen sein.

Schöninghs Ausgaben lateinischer und griechischer Classiker mit Commentar. Commentar zur Auswahl aus Ciceros Briefen von Adolf Lange. Paderborn, Druck und Verlag von Ferd. Schöningh 1900.

Wie verbreitet die Lectüre der Ciceronischen Briefe an den Gymnasien des Deutschen Reiches ist, zeigt am besten der Umstand, dass so zahlreiche Schulausgaben und Schulcommentare derselben seit dem Inslebentreten der neuen preußischen Lehrpläne erschienen sind. Ref. kann nicht umhin, an dieser Stelle neuerdings es zu bedauern, dass nach unserem Lehrplane am Gymnasium kein Raum ist für diese Lectüre, welche, in richtiger Weise betrieben, das Interesse der Schüler in hohem Grade zu fesseln imstande wäre. Auch Lange hat sich nunmehr, vielfach geäußerten Wünschen entsprechend, doch entschlossen, seiner Auswahl aus Briefen, die im gleichen Verlage erschienen ist, in einem gesonderten Hefte diesen Commentar folgen lassen. Es ergieng ihm also genau so wie Aly, der auch erst später nur mit Widerstreben sich entschloss, seiner Auswahl aus den Briefen einen kurzen Commentar beizugeben. Denn die Briefe Ciceros bedürfen einmal, wenn die Lectüre rascher fortschreiten soll, eines Commentars sowohl wegen der gehäuften sachlichen Schwierigkeiten als auch wegen der nicht selten durch sprunghafte und elliptische Ausdrucksweise etwas dunklen Sprache. Nach all diesen Richtungen bemüht sich der vorliegende Commentar, den Schüler in zweckmäßiger Weise zu unterstützen. Nur die von dem mustergiltigen Sprachgebrauch abweichenden Eigenthümlichkeiten des *sermo epistularis* sollten etwas schärfer hervorgehoben werden. Bei längeren Briefen wird auch eine knappere Darlegung des Gedankenganges gegeben, wodurch das Verständnis derselben sehr gefördert wird. Im ganzen reichen die von L. gebotenen Erklärungen und Übersetzungshilfen für die Präparation eines gewissenhaften Schülers aus, und so wird sich denn neben den bereits vorhandenen Schülercommentaren zu Ciceros Briefen auch der vorliegende Freunde erwerben.

Präparation für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, begründet von Prof. Dr. Krafft und Prof. Dr. Ranke, Heft 58. Präparation zu Ciceros Rede für Publius Sestius von Dr. A. Krause, Prof. am Friedrich-Werder'schen Gymnasium zu Berlin. Hannover 1900. Norddeutsche Verlagsanstalt. Preis 50 Pf.

Das Heft ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie die in dieser Sammlung bereits erschienenen Präparationen zu Ciceros Reden. Im Vorwort bemerkt Kr., dass mit Rücksicht auf den Umstand, dass die Rede *pro Sestio* nur in den oberen Classen gelesen zu werden pflege, der Kreis der aufzunehmenden Vocabeln ziemlich eng gezogen werden konnte. Das wäre ja ganz wünschenswert und für derartige Hilfsmittel immerhin ein gewisser Fortschritt, allein man staunt, wenn man mit dieser Ankündigung des Vorwortes die Thatsache vergleicht, dass doch Vocabeln wie *nequaquam, crimen, discrimen, reus, latro, scelus, otium, sanctus, paries, acies, arcus, mens, mortifer, cano* und noch viele andere angegeben werden, die schon dem Schüler der untersten Stufe des Gymnasiums geläufig sein müssen. Hierin liegt entschieden eine verderbliche Unterstützung der Denkfaulheit. Im übrigen wird bei der Angabe der Wortbedeutung zweckmäßig verfahren, indem allemal von der Grundbedeutung ausgegangen, auch von der Etymologie, insbesondere von der Vergleichung mit griechischen Stämmen ein verständiger Gebrauch gemacht wird. Doch unterlaufen hinsichtlich der Formen manche ungenaue Angaben; so ist S. 5 die Supinform *adhaesum* zu *adhaeresco* zu streichen, desgleichen S. 10 *dissessum* zu *dissideo*, hingegen fehlt wieder S. 9 *praestaturus* zu *praesto*, auch *attingo* wird S. 11 fälschlich als supinlos bezeichnet. S. 11 wird für *spoliatio* nur die Bedeutung 'Beraubtwerden, Verlust' angeführt. Das ist sicher falsch. Die Angabe ist offenbar aus der Anmerkung in einzelnen Commentaren hervorgegangen, die zur Übersetzung der Stelle (*spoliatio omnium rerum*) eine Wendung wie 'das Beraubtsein, der Verlust' empfehlen. Aber das ist doch nur eine Form der deutschen Übersetzung, durch die an der ausschließlich activen Bedeutung von *spoliatio* nichts geändert werden kann. Natürlich ist der Effect der an Cicero verübten *spoliatio* für diesen ein *spoliari*, aber das liegt in der Sache, nicht in der Bedeutung des lateinischen Wortes. — Auch knappe Anmerkungen sind beigegeben, welche zumeist sachliche Schwierigkeiten, hie und da auch schwierigere Fügungen dem Schüler erläutern.

Wien. Alois Kornitzer.

Programmenschau.

30. Lippitsch C., Der Untergang der Geschlechts-, das Aufblühen der Sporengeneration und die wahrscheinliche Bedeutung des Generationswechsels im Pflanzenreich. Progr. des Staatsgymn. zu Leoben 1899, 8°, 28 SS.

Im Lichte der neueren Forschung betrachten wir heutzutage die Phanerogamen als die in gewisser Beziehung weiter ausgebildete Sporengeneration der Kryptogamen. Dieses Gesetz näher zu beleuchten ist Zweck der vorliegenden Abhandlung, die nicht aus eigenen Studien hervorgegangen ist, sondern eines der interessantesten Capitel der modernen Systematik zu gemeinverständlicher Sprache bringt.

Die innige Verwandtschaft zwischen den höheren Kryptogamen (Pteridophyten) und den Nadelhölzern ist uns durch Hofmeisters epochemachende Entdeckung eines Generationswechsels (Metagenese) im

Pflanzenreiche aufgehellt worden, welche für die Phylogenie des Pflanzenreiches von ersprießlicher Bedeutung geworden. Man versteht darunter — im Thier- wie im Pflanzenreiche — eine gesetzmäßige Aufeinanderfolge einer (oder mehrerer) geschlechtlichen und einer ungeschlechtlichen Vermehrung. Die Metagenese muss aber im Pflanzenreiche als eine allgemein verbreitete Erscheinung bezeichnet werden. „Schon der Umstand, dass diese Erscheinung uns an der Schwelle der Phanerogamenwelt in voller Stärke begegnet und auch in dieser selbst, obwohl in versteckter Form, zu finden ist, weist darauf hin, dass dieselbe in Beziehung zur Vervollkommnungstendenz, bezw. zur Tendenz von der Erhaltung des Lebendigen zu bringen ist".

Um aber die Bedeutung der Metagenese vollauf zu würdigen, bespricht der Verf. zunächst das Wesen der geschlechtlichen (sexuellen, digenen) und der ungeschlechtlichen (vegetativen, monogenen) Generation. Das Hauptergebnis der Untersuchungen kleidet der Verf. in folgende Sätze: „Die monogene Fortpflanzung sorgt für die quantitative Vermehrung der Einzelwesen, die digene beeinflusst in demselben Maße die Qualität derselben. Die Metagenese ist es, welche uns besonders scharf die Aufgaben der beiden Vermehrungsarten vor Augen führt: Die quantitative Förderung durch vegetative Fortpflanzung, die qualitative durch sexuelle Mischung oder mit anderen Worten: die ungeschlechtliche Fortpflanzung erzeugt Tausende von Sporen, das Geschlechtsproduct ist in der Regel ein einzelliges Wesen, aber besonders wertvoll als Kreuzungsproduct. Und jetzt erst kann uns die Bedeutung des Generationswechsels im Pflanzenreiche klar werden." Man begreift, dass dort wo beide Vermehrungsweisen in gesetzmäßiger Aufeinanderfolge stattfinden, die Natur bestrebt war, sowohl quantitativ als qualitativ geförderte Formen hervorzubringen. „Nur durch gesetzmäßige Vereinigung beider Fortpflanzungsweisen war die hohe Ausbildung der Phanerogamen zu erreichen."

Der Verf. geht sodann die Entwicklung der sexuellen und der Sporengeneration bei den Hauptclassen des Pflanzenreiches durch und gelangt zu dem Schlusse, dass beide Fortpflanzungsweisen fast gleichzeitig im Pflanzenreiche auftreten. Die geschlechtliche Fortpflanzung erreicht jedoch bei den Moosen ihren Höhepunkt, um von hier ab rasch abzunehmen, so dass man bei den Phanerogamen nur Spuren davon findet; die Sporengeneration zeigt dagegen eine unbegrenzte Entwicklung und Vervollkommnung. Ob letztere bei den jetzigen Phanerogamen ihre höchste Entwicklung erreicht hat, lässt sich nicht entscheiden. Ursprünglich getrennt, treten diese beiden Generationsweisen später in einem gesetzmäßigen Wechsel (Metagenese) auf.

Triest. R. Solla.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Gesetz vom 24. Juli 1900, wirksam für das Erzherzogthum Österreich ob der Enns, womit die §§ 15, 16 und 22 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.- und Vdgs.-Bl. Nr. 15), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Mit Zustimmung des Landtages Meines Erzherzogthumes Österreich ob der Enns finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. Die §§ 15, 16 und 22 des Landgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.- und Vdgs.-Bl. Nr. 15), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten:

§ 15. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten.

Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut.

Dieselben bestehen regelmäßig außer dem vorsitzenden Landesschulinspector oder dessen Stellvertreter aus dem Director und aus sämmtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Classe der betreffenden Realschule.

Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Commission beizuziehen und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Cultus und Unterricht in die Commission zu entsenden sind, bleibt den im § 17 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten.

§ 16. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen.

Privatstudierende (Externe), welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben oder noch in dem Kalenderjahre, in welches die Ablegung der Maturitätsprüfung fällt, vollenden und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann.

§ 22. Der Director ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6 bis 8, an Unterrealschulen zu 8 bis 10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelclassen zu 4 bis 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet.

Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluss des Religionslehrers nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, der Kalli-

graphie und des Turnens nicht mehr als 24 wöchentliche Stunden zugewiesen werden.

Im Falle des Bedarfes, insbesondere wenn eine Lehrkraft zeitweilig zu supplieren ist, erwächst einem jeden Mitgliede des Lehrkörpers die Verpflichtung, auch eine größere als die im ersten und zweiten Absatze dieses Paragraphen festgesetzte Zahl von wöchentlichen Unterrichtsstunden zu übernehmen.

Dauert dies jedoch länger als zwei Monate ununterbrochen an, so hat das betreffende Mitglied des Lehrkörpers Anspruch auf die normalmäßige Remuneration für Mehrleistungen im Unterrichte.

Der Director kann mit Genehmigung des Landesschulrathes einzelnen Lehrern die vorschriftsmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler oder der Correcturen, die Beschäftigung in der Schülerbibliothek, die Größe des Lehrbedürfnisses, sowie aus anderen rücksichtswürdigen Gründen um wöchentlich 1 bis 3 Stunden ermäßigen.

Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1900/1901 in Kraft.

Artikel III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Gesetz vom 24. Juli 1900, wirksam für das Herzogthum Salzburg, womit die §§ 14, 15 und 21 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 14), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Mit Zustimmung des Landtages Meines Herzogthumes Salzburg finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. Die §§ 14, 15 und 21 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 14), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten:

§ 14. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten.

Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut. Dieselben bestehen regelmäßig aus dem vorsitzenden Landesschulinspector oder dessen Stellvertreter, aus dem Director und aus sämmtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Classe der betreffenden Realschule.

Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Commission beizuziehen und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Cultus und Unterricht in die Commission zu entsenden sind, bleibt den im § 16 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten.

§ 15. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen.

Privatstudierende (Externe), welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben oder noch in dem Kalenderjahre, in welches die Ablegung der Maturitätsprüfung fällt, vollenden und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann.

§ 21. Der Director ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6 bis 8, an Unterrealschulen zu 8 bis 10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelclassen zu 4 bis 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet.

Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluss des

Religionslehrers nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, der Kalligraphie und des Turnens nicht mehr als 24 wöchentliche Stunden zugewiesen werden.

Im Falle des Bedarfes, insbesonders wenn eine Lehrkraft zeitweilig zu supplieren ist, erwächst einem jeden Mitgliede des Lehrkörpers die Verpflichtung, auch eine größere als die im ersten und zweiten Absatze dieses Paragraphen festgesetzte Zahl von wöchentlichen Unterrichtsstunden zu übernehmen.

Dauert dies jedoch länger als zwei Monate ununterbrochen an, so hat das betreffende Mitglied des Lehrkörpers Anspruch auf die normalmäßige Remuneration für Mehrleistungen im Unterrichte.

Der Director kann mit Genehmigung des Landesschulrathes einzelnen Lehrern die vorschriftsmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler oder der Correcturen, die Beschäftigung in der Schülerbibliothek, die Größe des Lehrbedürfnisses, sowie aus anderen rücksichtswürdigen Gründen um wöchentlich 1 bis 3 Stunden ermäßigen.

Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1900/1901 in Kraft.

Artikel. III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Gesetz vom 24. Juli 1900, wirksam für die gefürstete Grafschaft Tirol, womit die §§ 8, 15, 16 und 22 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 24), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Mit Zustimmung des Landtages Meiner gefürsteten Grafschaft Tirol finde ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. Die §§ 8, 15, 16 und 22 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 24), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten:

§ 8. Unterrichtsgegenstände der Realschule sind: *A.* Obligate Lehrgegenstände: *a*) Religion, *b*) die deutsche, die italienische und die französische Sprache, *c*) Geographie und Geschichte, *d*) Mathematik (Arithmetik, Algebra, Geometrie), *e*) darstellende Geometrie, *f*) Naturgeschichte, *g*) Physik, *h*) Chemie, *i*) geometrisches und Freihandzeichnen, *k*) Kalligraphie, *l*) Turnen. *B.* Freie Lehrgegenstände: Modellieren, Stenographie, Gesang und die englische Sprache.

Andere freie Gegenstände können an den Realschulen nach Bedürfnis mit Genehmigung des Landesschulrathes eingeführt werden.

Die Vertheilung der Lehrgegenstände auf die einzelnen Classen und die darauf zu verwendende Stundenzahl wird im Verordnungswege festgesetzt.

§ 15. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten.

Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut.

Dieselben bestehen regelmäßig außer dem vorsitzenden Landesschulinspector oder dessen Stellvertreter aus dem Director und aus sämmtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Classe der betreffenden Realschule.

Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Commission beizuziehen, und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Cultus und Unterricht in die Commission zu entsenden sind, bleibt den im § 17 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten.

§ 16. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgter Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen. Privatstudierende (Externe),

welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben, oder noch in dem betreffenden Kalenderjahre, in welches die Ablegung der Maturitätsprüfung fällt, vollenden und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann.

§ 22. Der Director ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6 bis 8, an Unterrealschulen zu 8 bis 10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelclassen zu 4 bis 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet.

Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluss des Religionslehrers nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, der Kalligraphie und des Turnens nicht mehr als 24 wöchentliche Stunden zugewiesen werden.

Im Falle des Bedarfes, insbesondere wenn eine Lehrkraft zeitweilig zu supplieren ist, erwächst einem jeden Mitgliede des Lehrkörpers die Verpflichtung, auch eine größere als die im ersten und zweiten Absatze dieses Paragraphen festgesetzte Zahl an wöchentlichen Unterrichtsstunden zu übernehmen.

Dauert dies jedoch länger als zwei Monate ununterbrochen an, so hat das betreffende Mitglied des Lehrkörpers Anspruch auf die normalmäßige Remuneration für Mehrleistungen im Unterrichte.

Der Director kann mit Genehmigung des Landesschulrathes einzelnen Lehrern die vorschriftsmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler oder der Correcturen. die Beschäftigung in der Schülerbibliothek, die Größe des Lehrbedürfnisses, sowie aus anderen rücksichtswürdigen Gründen um wöchentlich 1 bis 3 Stunden ermäßigen.

Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1900/1901 in Kraft.

Artikel III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Gesetz vom 24. Juli 1900, wirksam für die Markgrafschaft Mähren, womit die §§ 16, 17 und 23 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 27), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Mit Zustimmung des Landtages Meiner Markgrafschaft Mähren finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. Die §§ 16, 17 und 23 des Landesgesetzes vom 30. April 1869 (L.-G.-Bl. Nr. 27), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten;

§ 16. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten.

Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut. Dieselben bestehen regelmäßig außer dem vorsitzenden Landesschulinspector oder dessen Stellvertreter aus dem Director und aus sämmtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Classe der betreffenden Realschule. Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Commission beizuziehen, und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Cultus und Unterricht in die Commission zu entsenden sind, bleibt den im § 18 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten.

§ 17. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen.

Privatstudierende (Externe), welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben oder noch in dem Kalenderjahre, in welches die Ablegung der Maturitätsprüfung fällt, vollenden und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann.

§ 23. Der Director ist an vollständigen Oberrealschulen zu 6 bis 8, an Unterrealschulen zu 8 bis 10 und an Oberrealschulen mit vier oder mehr Parallelclassen zu 4 bis 6 wöchentlichen Unterrichtsstunden verpflichtet.

Den Lehrern der Sprachen sollen in der Regel nicht mehr als 17, den übrigen Lehrern wissenschaftlicher Fächer mit Einschluss des Religionslehrers nicht mehr als 20, den Lehrern des Zeichnens, des Schönschreibens und des Turnens nicht mehr als 24 wöchentliche Stunden zugewiesen werden.

Im Falle des Bedarfes, insbesondere wenn eine Lehrkraft zeitweilig zu supplieren ist, erwächst einem jedem Mitgliede des Lehrkörpers die Verpflichtung, auch eine größere als die im ersten und zweiten Absatze dieses Paragraphen festgesetzte Zahl von wöchentlichen Unterrichtsstunden zu übernehmen.

Dauert dies jedoch länger als 2 Monate ununterbrochen an, so hat das betreffende Mitglied des Lehrkörpers Anspruch auf die normalmäßige Remuneration für Mehrleistungen im Unterrichte.

Der Director kann mit Genehmigung des Landesschulrathes einzelnen Lehrern die vorschriftsmäßige Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden mit Rücksicht auf das Lehrfach, die Menge der Schüler oder der Correcturen, die Beschäftigung in der Schülerbibliothek, die Größe des Lehrbedürfnisses, sowie aus anderen rücksichtswürdigen Gründen um wöchentlich 1 bis 3 Stunden ermäßigen.

Artikel II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1900/1901 in Kraft.

Artikel. III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Gesetz vom 24. Juli 1900, wirksam für das Herzogthum Ober- und Nieder-Schlesien, womit die §§ 16 und 17 des Landesgesetzes vom 15. Februar 1870 (L.-G.-Bl. Nr. 12), betreffend die Realschulen, abgeändert werden. Mit Zustimmung des Landtages Meines Herzogthumes Ober- und Nieder-Schlesien finde Ich anzuordnen, wie folgt:

Artikel I. Die §§ 16 und 17 des Landesgesetzes vom 15. Februar 1870 (L.-G.-Bl. Nr. 12), betreffend die Realschulen, treten in ihrer bisherigen Fassung außer Kraft und haben in Zukunft zu lauten:

§ 16. Zum Behufe des Nachweises, dass die Realschüler sich die für das Aufsteigen in eine technische Hochschule erforderlichen Kenntnisse erworben haben, werden Maturitätsprüfungen abgehalten.

Mit der Vornahme derselben werden besondere Commissionen betraut. Dieselben bestehen regelmäßig außer dem vorsitzenden Landesschulinspector oder dessen Stellvertreter aus dem Director und aus sämmtlichen Lehrern der obligaten Unterrichtsfächer (Turnen ausgenommen) der obersten Classe der betreffenden Realschule.

Inwieweit Lehrer anderer Gegenstände der Commission beizuziehen und ob außerdem von Fall zu Fall Professoren der technischen Hochschulen oder sonstige Fachmänner im Lehrwesen vom Minister für Cultus und Unterricht in die Commission zu entsenden sind, bleibt den im § 18 vorgesehenen näheren Bestimmungen über die Maturitätsprüfungen vorbehalten.

§ 17. Jeder Realschüler (öffentlicher Schüler oder eingeschriebener Privatist) wird nach erfolgreicher Absolvierung des letzten Jahres der Oberrealschule zur Maturitätsprüfung zugelassen.

Privatstudierende (Externe), welche keiner öffentlichen Realschule als öffentliche Schüler oder eingeschriebene Privatisten angehören, können vom Landesschulrathe zur Maturitätsprüfung zugelassen werden, wenn sie das 17. Lebensjahr vollendet haben oder nach dem Kalenderjahre, in welches die Ablegung der Maturitätsprüfung fällt, vollenden und sich über die Art ihres Bildungsganges so auszuweisen vermögen, dass die erforderliche Vorbildung als vorhanden vermuthet werden kann.

Artikel. II. Dieses Gesetz tritt mit Beginn des Schuljahres 1900/1901 in Kraft.

Artikel. III. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Cultus und Unterricht betraut.

Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 2. October 1900, Z. 27767, betreffend die Errichtung und Ergänzung der physikalischen Sammlung einer Mittelschule. Ich finde mich bestimmt, die Verordnung vom 4. Jänner 1874, Z. 12237 ex 1873, mit welcher ein Normal-Verzeichnis der physikalischen Sammlung einer Mittelschule festgesetzt wird, außer Kraft zu setzen und in Hinkunft die Auswahl der anzuschaffenden Apparate und sonstigen Behelfe für den physikalischen Unterricht an den Mittelschulen dem Ermessen der Lehrkörper zu überlassen. Hiebei wird im besonderen Nachfolgendes zu beachten sein:

Die namhaften Fortschritte der Wissenschaft und Technik, sowie die gesteigerte Entwicklung der Didaktik und Methodik des experimentellen physikalischen Unterrichtes fordern, dass der Ergänzung und Vervollständigung der physikalischen Sammlung der Mittelschulen eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet werde. Dies rechtfertigen auch die neuen Lehrpläne für Realschulen und Gymnasien, sowie die zugehörigen Instructionen, welche dem Experimente eine besonders hervorragende Stellung im physikalischen Unterrichte zuweisen.

Bei der Einrichtung und Ausgestaltung der genannten Sammlung ist demnach vor allem darauf zu sehen, dass die zur Vorführung der physikalischen Grunderscheinungen und zum Nachweis der Hauptgesetze unentbehrlichen Apparate vorhanden sind. Apparate dieser Art sollen möglichst einfach ausgeführt und besonders geeignet sein, einen sinnfälligen und überzeugenden Verlauf der hervorgerufenen Erscheinungen zu sichern. Die in den approbierten Lehrbüchern der Physik gelegentlich der Besprechung der mannigfachen Versuche skizzierten Vorrichtungen und Apparate geben beachtenswerte Anhaltspunkte für die Wahl der anzuschaffenden Behelfe. Über die zweckdienlichste, den methodischen Fortschritten am besten entsprechende Art solcher Behelfe wird das Studium einschlägiger Werke und bewährter Fachzeitschriften befriedigende Auskunft bieten. Apparate, deren Herstellung eine besondere Fachkenntnis und reiche Erfahrung erfordert (z. B. Messinstrumente), sollten nur von Specialfirmen bezogen werden. Bei Neuanschaffungen ist selbstverständlich zunächst das Bedürfnis des Unterrichtes ins Auge zu fassen; dann erst werden etwaige Wünsche in Betreff von Hilfsmitteln zur wissenschaftlichen Fortbildung der Fachlehrer Berücksichtigung finden. Pflicht des Custos der Sammlung ist es, dafür Sorge zu tragen, dass die seiner Obhut anvertrauten Apparate jederzeit im gebrauchsfähigem Zustande seien. Ein entsprechender Theil der Jahresdotation wird zur Anschaffung der erforderlichen Experimentier-Materialien, verschiedener Geräthe, Werkzeuge und zur Ausführung der als nothwendig sich ergebenden Reparaturen oder etwaiger, den methodischen Fortschritten Rechnung tragender Verbesserungen vorhandener Apparate zu verwenden sein. Wo es immer nur angeht, ist die Einrichtung so zu treffen, dass die allmähliche Deckung in der normierten Jahresdotation gefunden wird. Außerordentliche Dotationen können nur in einzelnen, besonders rücksichtswürdigen Fällen bewilligt werden. Die Beschaffung einer oder der anderen periodischen Fachschrift ist Sache der Bibliotheks-Verwaltung.

Ich ersuche die Landesschulbehörde, im Sinne der Ministerial-Verordnung vom 3. November 1899, Z. 9571, die Durchführung dieses Erlasses durch die Landesschulinspectoren überwachen zu lassen.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 9. October 1900, Z. 28432, an sämmtliche k. k. Landesschulbehörden, betreffend die Zulassung von Frauen zu außerordentlichen Prüfungen an Gymnasien und Realschulen behufs Eintrittes in das pharmaceutische Studium.

Nach § 3 der Verordnung des Ministerpräsidenten als Leiters des Ministeriums des Innern, sowie des Ministers für Cultus und Unterricht vom 3. September 1900 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 50) ist rücksichtlich der Vorbildung für die Aufnahme von Frauen in den pharmaceutischen Beruf erforderlich:

a) der Nachweis, dass die Aufnahmswerberin die ersten sechs Classen eines öffentlichen inländischen Gymnasiums oder einer solchen Realschule als Privatistin mit Erfolg absolviert hat; fallweise können die an einer solchen Anstalt des Auslandes zurückgelegten Studien vom Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern als giltig anerkannt werden; oder

b) die erfolgreiche Ablegung einer Prüfung im Ausmaße der Forderungen der ersten sechs Classen eines Gymnasiums oder einer Realschule, und zwar an einem öffentlichen inländischen oder vom Minister für Cultus und Unterricht im Einvernehmen mit dem Ministerium des Innern für gleichwertig erkannten ausländischen Gymnasium, beziehungsweise einer Realschule.

Wenn in diesen beiden Fällen Realschulzeugnisse beigebracht werden, so ist auch eine an einem öffentlichen Gymnasium mit Erfolg abgelegte Prüfung aus der lateinischen Sprache im Umfange der Anforderungen für die ersten sechs Gymnasialclassen auszuweisen.

Bezüglich der Vornahme solcher außerordentlicher Prüfungen finde ich nach Maßgabe der für Aufnahmsbewerber geltenden Normen und unter der Voraussetzung, dass bezüglich der Realschulen die Landesgesetze nicht anders verfügen, Folgendes anzuordnen:

1. Candidatinnen, welche sich zum Zwecke des Eintrittes in das pharmaceutische Studium einer Prüfung im Ausmaße der Forderungen der ersten sechs Classen eines Gymnasiums oder einer Realschule unterziehen wollen, müssen das 16. Lebensjahr vollendet haben oder noch in demselben Kalenderjahre, in dem sie die Prüfung ablegen, vollenden und beim Ministerium für Cultus und Unterricht um die Zulassung zur Ablegung der bezeichneten Prüfung und um die Bestimmung des Gymnasiums, beziehungsweise der Realschule ansuchen.

In diesem classenmäßig gestempelten Gesuche, welches im Wege der Landesschulbehörde einzubringen ist, ist das Alter, das Religionsbekenntnis und der Wohnort der Bittstellerin, dann Name und Stand des Vaters oder Vormundes mit beglaubigten Zeugnissen nachzuweisen, endlich aufzuklären, auf welche Weise und binnen welcher Zeit die Candidatin die Vorbildung zu dieser Prüfung erlangt hat.

2. Das Ministerium für Cultus und Unterricht entscheidet nach Anhörung der Landesschulbehörde über das Gesuch und bestimmt die Anstalt, an welcher die Prüfung abzulegen ist. Ohne besonderen Auftrag ist kein Gymnasium, beziehungsweise keine Realschule berechtigt, Prüfungen dieser Art vorzunehmen. Prüfungen, welche ohne besondere Ermächtigung vorgenommen werden, sind ungiltig und wirkungslos.

3. Von der getroffenen Entscheidung wird im Wege der Landesschulbehörde auch die Direction des betreffenden Gymnasiums, beziehungsweise Realschule verständigt und diese zugleich ermächtigt, der Bittstellerin über das Ergebnis der Prüfung ein Zeugnis auszustellen, in welchem der betreffende Erlass des Ministeriums für Cultus und Unterricht und der specielle Zweck der Prüfung anzuführen ist.

4. Für diese Prüfung ist eine im voraus zu entrichtende Taxe von 24 Kronen einzuheben, für deren Vertheilung der Ministerial-Erlass vom 29. August 1851, Z. 8778 (Marenzeller, Normalien für die Gymnasien und Realschulen, I. Theil, Nr. 271), maßgebend ist.

Die Anerkennung ausländischer Zeugnisse über die Ablegung solcher Prüfungen erfolgt nur ausnahmsweise und in besonders rücksichtswürdigen Fällen.

Rücksichtlich der Vornahme der Ergänzungsprüfung aus der lateinischen Sprache im Ausmaße der Forderungen der ersten sechs Classen eines Gymnasiums haben die mit dem hierortigen Erlasse vom 31. Mai 1890, Z. 9524 (Minist.-Vdgs.-Bl. Nr. 40), für Realschüler getroffenen Verfügungen auch für die bezeichneten Candidatinnen zu gelten mit dem Zusatze, dass auch das Zeugnis über die erfolgreiche Ablegung einer außerordentlichen Prüfung der oben bezeichneten Art die Zulassung zu dieser Ergänzungsprüfung begründet.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 11. December 1900, Z. 34551, betreffend die Mädchenlyceen. An sämmtliche k. k. Landesschulbehörden: Wie in allen europäischen Culturstaaten hat im Laufe der letzten Decennien sich auch in in Österreich das Bedürfnis mächtig geltend gemacht nach Schulen, welche Mädchen einen über das Ziel der Volks- und Bürgerschule hinausgehenden, auf die Vermittlung einer gründlichen höheren allgemeinen Bildung abzielenden Unterricht gewähren. Landesvertretungen, Vereine und Communen waren und sind bemüht, den localen Verhältnissen entsprechende höhere Mädchenschulen ins Leben zu rufen, und so mehrte sich die Zahl solcher Schulen von Jahr zu Jahr. Nach ihrer äußeren und inneren Organisation betrachtet, zeigen sie eine bunte Mannigfaltigkeit, der, soweit sie in localen Bedürfnissen bedingt ist, ihre Berechtigung nicht abgesprochen werden soll, die aber rücksichtlich der grundlegenden Fragen der Organisation überhaupt die Entwicklung hemmt. Um nur auf einige aus der bestehenden Desorganisation entspringende Mängel hinzuweisen, so hat sie die Schaffung eines besonderen, den Zwecken und Zielen dieses Unterrichtes angepassten Lehrapparates, der eine unerlässliche Voraussetzung des erwünschten Erfolges ist, bisher verhindert. Die mangelnde Einheitlichkeit hemmte auch die Heranbildung von Lehrkräften, die für die Eigenart der höheren Mädchenschulen wissenschaftlich und insbesondere auch didaktisch entsprechend vorgebildet wären, obwohl die Schaffung dieser Kategorie von Lehrkräften seit längerem als Bedürfnis empfunden und die Forderung einer besonderen Prüfungsvorschrift für das Lehramt an solchen Schulen bereits erhoben wurde.

Die bezeichnete Mannigfaltigkeit der Lehrpläne hat weiters die Frage der Berechtigungen, wie solche mit Rücksicht auf das Frauenstudium an Hochschulen den festgefügten Lehrerinnen-Bildungsanstalten durch die Ministerial-Verordnung vom 23. März 1897, Z. 7155 (M.-V.-Bl. Nr. 19) schon eingeräumt sind, nicht zum Abschlusse gelangen lassen.

Um diesen Übelständen abzuhelfen, habe ich mich veranlasst gefunden, auf Grund der von der Enquête in Angelegenheit des höheren Mädchenbildungs- und Schulwesens im Mai d. J. gefassten Beschlüsse, nach Prüfung der mir frei überreichten Vorschläge und nach Anhörung bewährter Schulmänner zunächst den schon bestehenden Typus des sechsclassigen Mädchenlyceums der Neugestaltung und Vereinheitlichung zuzuführen. Diesen Zwecken sollen die im Nachstehenden veröffentlichten allgemeinen Bestimmungen (Statut), der Normallehrplan und die Prüfungsvorschrift für Candidatinnen des Lehramtes an Mädchenlyceen dienen.

Was zunächst die allgemeinen Vorschriften anlangt, so werden sie, um der weiteren Entwicklung dieser Schulen keine Schwierigkeiten zu bereiten, ausdrücklich als provisorisch bezeichnet und bleibt ihre

definitive Bestimmung einem späteren Zeitpunkte, in dem reichere Erfahrungen vorliegen werden, vorbehalten.

Dieses provisorische Statut wird für die Errichtung neuer Schulen dieser Art bis auf weiteres maßgebend sein; auch darf ich erwarten, dass die schon bestehenden Anstalten, soweit sie nicht Sonderinteressen dienen oder durch finanzielle Verhältnisse gebunden sind, diesem einheitlichen Typus sich anpassen werden.

Der Normalplan baut auf den in den ersten vier bis fünf Classen der Volksschule in der Unterrichtssprache und im Rechnen erreichten Kenntnissen auf und vertheilt den Unterrichtsstoff auf sechs Jahrescurse. Letzterer Umstand begünstigt die einheitliche und rationelle Gestaltung des Unterrichtsplanes für die einzelnen Lehrfächer in hohem Grade. Dies gilt nicht bloß für die Sprachfächer, die in allen Classen in einer entsprechenden, den Unterrichtserfolg sichernden Stundenzahl gelehrt werden, sondern auch für die realistischen Gegenstände, die, wenn auch in relativ geringerem Stundenausmaße, aber doch als didaktische Einheiten in einem solchen Umfange berücksichtigt werden, dass ein für die realen Bedürfnisse hinreichendes Wissen auf diesen Gebieten vermittelt werden kann. Dieser Vortheile müsste zum großen Theile eine Organisation entbehren, die, sosehr sich dies aus äußeren Gründen empfehlen möchte, die Absolvierung der für andere Zwecke bestimmten und hienach eingerichteten Bürgerschule zur Voraussetzung hat.

Auf die letztere Schulkategorie aufzubauen ist hauptsächlich Sache der im § 10 des Reichs-Volksschulgesetzes vorgesehenen Fortbildungsschulen, deren Entwicklung die Unterrichtsverwaltung besondere Aufmerksamkeit zu widmen gedenkt.

Der nachstehende Lehrplan berücksichtigt zunächst die Mädchenlyceen mit deutscher Unterrichtssprache, kann aber ohne Schwierigkeiten auch für Schulen mit nichtdeutscher Unterrichtssprache unter Anpassung an bestimmte locale Verhältnisse zur Grundlage genommen werden. Er kann auch solchen Mädchenschulen Richtung und Ziel geben, die nicht auf sechs Jahrgänge berechnet sind und etwa nur die Oberstufe eines sechsclassigen Mädchenlyceums darstellen.

Die Lehrziele sind für die einzelnen Fächer nicht zu hoch gesteckt, einerseits um den Gefahren der Überbürdung der Schülerinnen vorzubeugen, anderseits damit den heranwachsenden Mädchen noch genügend Zeit für die Weiterbildung im Hause erübrigt werde. Sowohl die ausgewählten Lehrfächer als ihr genau umgrenzter Umfang dürften einerseits die Erreichung eines bestimmten Grades höherer allgemeiner Bildung verbürgen, anderseits wenigstens für einige Fächer eine solche Vorbildung gewähren, dass nach abgelegter Reifeprüfung auch eine weitere Beschäftigung mit den Wissenschaften an den Hochschulen zum Zwecke einer bestimmten beruflichen Ausbildung ermöglicht wird. Soweit für andere Fächer dies nicht der Fall sein kann, wird für die weitere Ausbildung hierin durch Fachcurse an den Anstalten selbst oder durch die Veranstaltungen für erweiterte Frauenbildung das fehlende Wissen ergänzt werden müssen.

Für die methodische Behandlung der einzelnen Unterrichtsgegenstände wird im allgemeinen auf die die Mädchenschule betreffende didaktische Literatur, im besonderen aber auf die Instructionen für den Unterricht an Realschulen in Österreich (5. Auflage), die in mannigfacher Hinsicht gute Dienste leisten werden, nachdrücklichst verwiesen.

Anlangend die Prüfungsvorschrift für Candidatinnen des Lehramtes an Mädchenlyceen, so bezweckt dieselbe für die Zukunft diesen Schulen einen speciell vorgebildeten Lehrerstand zu sichern, insbesondere Mädchen die Verwendung an diesen höheren Schulen zu ermöglichen.

Durch die Heranbildung von Lehrerinnen wird nicht nur erreicht werden, diesen Schulen interne Lehrkräfte zu sichern, sondern es wird durch Verwendung weiblicher Lehrkräfte, in größerer Zahl als es bisher

der Fall war, auch dem Zwecke dieser Schulen, die nicht bloß Kenntnisse vermitteln, sondern auch die Mädchen ihrer Eigenart entsprechend erziehen, insbesondere zu echter Weiblichkeit führen sollen, in weiterem Umfange entsprochen werden.

Die Prüfungsvorschrift schließt ebenso wie das Statut in der Praxis erprobte Lehrpersonen, die ihre Ausbildung durch Privatstudien im Auslande (Frankreich und England) erworben haben, vom Lehramte an diesen Schulen nicht aus, indem mannigfache Dispensen zulässig sind.

Da ferner die Bestimmungen der Prüfungsvorschrift nicht rückwirkend sind, so wird die schon geäußerte Besorgnis hinfällig, es könnten bereits bestellte Lehrkräfte in ihren Rechten eine Schädigung erleiden.

Von obigen Erwägungen ausgehend, finde ich das nachstehende provisorische Statut betreffend die Mädchenlyceen, ferner den Lehrplan für sechsclassige Mädchenlyceen und die Prüfungsvorschrift für Candidatinnen des Lehramtes an Mädchenliceen mit der Wirksamkeit vom Schuljahr 1901/1902 zu erlassen.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 24. September 1900, Z. 24015, an die Landeschefs in Niederösterreich, Böhmen, Steiermark, Tirol, Galizien und in der Bukowina, betreffend die Remuneration der Assistenten an den medicinischen und philosophischen Facultäten der Universitäten.

Unter Bezugnahme auf den § 3 (zweiter Absatz) des Gesetzes vom 31. December 1896, R.-G.-Bl. Nr. 8 ex 1897, und auf den § 7 der hierortigen Ministerial Verordnung vom 1. Jänner 1897, R.-G..Bl. Nr. 9, finde ich unter Aufhebung des hierortigen Erlasses vom 3. Jänner 1899, Z 25981 ex 1898 (Nr. 1 des hierortigen Ministerial-Verordnungsblattes ex 1889), insoweit sich derselbe auf die Remunerationen der Universitäts-Assistenten bezieht, mit der Rechtswirksamkeit vom 1. October 1901 (eins) Nachstehendes anzuordnen: 1. Die normalmäßige Remuneration (Adjutum) der Assistenten an den medicinischen und philosophischen Facultäten der Universitäten wird für die ersten drei Verwendungsjahre mit eintausendvierhundert (1400) Kronen jährlich festgesetzt. 2. Die Remuneration erhöht sich bei ununterbrochener Dienstesverwendung des Assistenten nach Zurücklegung von drei Jahren auf eintausendsiebenhundert (1700) Kronen, nach Zurücklegung des sechsten Jahres auf zweitausend (2000) Kronen und nach Zurücklegung des neunten Dienstjahres für die weitere Dauer seiner Bestellung auf zweitausenddreihundert (2300) Kronen jährlich. Die vor dem 1. October 1901 zurückgelegten ununterbrochenen Verwendungsjahre der Assistenten sind für die Anweisung der höheren Remunerationen anzurechnen. 3. Hinsichtlich jener Assistenten, welche eine Naturalwohnung oder noch andere Emolumente, wie freie Verköstigung in der Anstalt oder dergleichen erhalten, oder welche mit Rücksicht auf andere besondere Verhältnisse mit einer geringeren als der normalmäßigen Remuneration oder ohne einer solchen angestellt sind, tritt eine Änderung nicht ein.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 11. Februar 1901, Z. 35580 ex 1900, an sämmtliche Landesschulräthe und an die Statthaltereien in Triest, für Böhmen und für Mähren, betreffend die Regelung des Vorganges bei Verleihung von Special-Stipendien an Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen.

Zur Heranbildung von Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen bestehen Special-Stipendien in beschränkter Anzahl, welche alljährlich durch das Ministerium für Cultus und Unterricht verliehen werden.

Ich finde mich bestimmt, bezüglich des Vorganges bei Verleihung derselben die nachstehenden Verfügungen zu erlassen, welche sofort in Wirksamkeit zu treten haben.

1. Die Höhe eines Special-Stipendiums wird mit 800 Kronen jährlich festgesetzt.

2. Für diese Special-Stipendien kommen als Bewerber in Betracht solche unbemittelte Schüler der letzten Classe eines Gymnasiums, einer Realschule oder der baugewerblichen Abtheilung einer höheren Gewerbeschule, welche eine ganz außergewöhnliche Begabung in den Zeichenfächern bekunden, eine nach jeder Richtung hin befriedigende allgemeine Qualification aufzuweisen vermögen, Vorliebe für den Lehrberuf zeigen und erwarten lassen, dass sie die Maturitätsprüfung (Reifeprüfung) am Schlusse des betreffenden Schuljahres mit Erfolg bestehen werden.

3. Die Gesuche um Verleihung von Special-Stipendien sind an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu stilisieren, mit den während der zwei letzten Jahre erworbenen Studienzeugnissen, den Mittellosigkeitsdocumenten sowie mit einer zur Beurtheilung der Leistungen ausreichenden Zahl von Arbeitsproben (Zeichnungen, Skizzen, Entwürfen, Modellierarbeiten etc., darunter auch selbständige, ohne fremden Einfluss entstandene und als solche besonders gekennzeichnete Arbeiten) zu versehen und bei der Direction jener Anstalt, welcher der Bewerber als Schüler angehört, bis 1. April l. J. einzubringen.

4. Alle eingelaufenen Gesuche sind der Lehrerconferenz vorzulegen, welche dieselben zu prüfen und zu begutachten hat, wobei im Hinblicke auf die beschränkte Anzahl der zur Verfügung stehenden Special-Stipendien mit besonderer Sorgfalt und Strenge vorzugehen sein wird.

Gesuche von Bewerbern, welche den im Punkte 2 dieser Vorschriften gestellten Anforderungen nicht entsprechen, sind auf Grund der in der Lehrerconferenz gefassten Beschlüsse von der Direction unmittelbar abzuweisen.

Nach dem 1. April einlaufende Gesuche sind nur ausnahmsweise und nur unter besonders berücksichtigungswürdigen Umständen in Behandlung zu nehmen.

5. Die Ausbildung der Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen hat nach der hierortigen Verordnung vom 29. Jänner 1881, Z. 20485 ex 1880, § 2, *c*) an einer Kunstschule zu erfolgen, als welche die Akademie der bildenden Künste in Wien, die Kunstakademie in Prag, die Kunstakademie in Krakau, die Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien und die Kunstgewerbeschule in Prag in Betracht kommen.

Special-Stipendien werden jedoch bis auf weiteres nur an solche Bewerber verliehen, welche die Abtheilung für Zeichenlehramtscandidaten an einer der beiden Kunstgewerbeschulen zu besuchen gedenken. Die drei Kunstakademien können erst dann in Betracht kommen, wenn eine größere Zahl von Special-Stipendien zur Verfügung steht und an diesen Anstalten durch besondere Einrichtungen für die Ausbildung der Lehramtscandidaten vorgesorgt sein wird.

6. Die von der Lehrerconferenz als berücksichtigenswert erkannten Gesuche sind von der Direction der betreffenden Mittelschule beziehungsweise Staatsgewerbeschule mit der gutächtlichen Äußerung der Lehrerconferenz über Talent, Fleiß, Verhalten und Unterrichtserfolge versehen, unter Anschluss der Arbeitsproben direct bis längstens Ende April l. J. an die Direction jener Kunstgewerbeschule zu leiten, an welcher für den Fall der Verleihung eines Special-Stipendiums die weitere fachliche Ausbildung des Petenten erfolgen soll.

7. Die Directionen der gedachten Kunstgewerbeschulen haben sämmtliche Gesuche zu prüfen und dieselben in Begleitung der in einem Berichte zusammenzufassenden Anträge auf Verleihung von Special-Stipendien bis 1. Juni jedes Jahres dem Ministerium für Cultus und Unterricht in Vorlage zu bringen; den Gesuchen sind alle zugehörigen

Beilagen mit Ausnahme umfangreicher und schwer transportabler Arbeiten beizuschließen.

8. Die Special-Stipendien werden unter der Voraussetzung verliehen, dass die mit denselben bedachten Bewerber die Maturitätsprüfung (Reifeprüfung) in jenem Schuljahre, in welchem die Bewerbung erfolgt, mit Erfolg ablegen.

Die Directionen der Kunstgewerbeschulen haben sich daher vor der Liquidierung der ersten Quittung jedes Stipendisten die Überzeugung zu verschaffen, dass der Betreffende der vorstehenden Bedingung entsprochen hat und für den Fall, als durch Nichtablegung der Maturitätsprüfung (Reifeprüfung) ein Stipendium in Erledigung kommen sollte, unverzüglich die Anzeige unter gleichzeitiger Stellung eines Antrages für die Besetzung desselben an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu erstatten.

9. Die Verleihung eines Special-Stipendiums erfolgt zunächst nur für die Dauer des ersten Studienjahres; bei günstigem Studienerfolge und zufriedenstellendem Verhalten kann dasselbe für ein weiteres, beziehungsweise das dritte und vierte, unter besonderen Verhältnissen auch für ein fünftes Studienjahr verliehen werden, worüber seitens der Directionen der Kunstgewerbeschulen ein die betreffenden Anträge enthaltender gesonderter Bericht bis 1. Juni jeden Jahres an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu erstatten sein wird.

10. Die Verständigung der Bewerber über die Erledigung der eingebrachten Gesuche und die Rückstellung der vorgelegten Arbeitsproben hat durch die Kunstgewerbeschulen im Wege der Directionen der in Betracht kommenden Mittelschulen und Staatsgewerbeschulen zu erfolgen.

11. Eine Aufnahmsprüfung haben die mit einem Special-Stipendium betheilten Bewerber beim Eintritte in die betreffende Kunstgewerbeschule nicht abzulegen; ihre Aufnahme erfolgt jedoch nur provisorisch für die Dauer eines halben Jahres.

Nach Ablauf dieses Zeitraumes haben die Kunstgewerbeschulen über die definitive Aufnahme zu entscheiden und für den Fall, dass sich ein stipendierter Frequentant als ungeeignet erweisen sollte, die Entfernung desselben von der Anstalt und die Entziehung des Special-Stipendiums in Antrag zu bringen.

Sowohl die Anträge auf erste Verleihung und Weiterbelassung eines Stipendiums, als auch jene über die Entziehung eines solchen, sind stets nur auf Grund von Beschlüssen einer Jury zu fassen, welche aus dem Director der betreffenden Kunstgewerbeschule und vier vom Lehrkörper alljährlich neu zu wählenden Mitgliedern zu bestehen hat.

Von dem Inhalte dieses Erlasses sind die Directionen sämmtlicher im dortigen Verwaltungsgebiete gelegenen Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen), beziehungsweise die Directionen der Staatsgewerbeschulen im I. Wiener Gemeindebezirke, in Krakau, Triest, Prag, Reichenberg und den deutschen Staatsgewerbeschulen in Pilsen und Brünn mit dem Auftrage in Kenntnis zu setzen, denselben alljährlich entsprechend zu verlautbaren.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat nachstehenden Mittelschulen das Öffentlichkeitsrecht verliehen, und zwar: 1. auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898 (R.-G.-Bl. Nr. 173): der VIII. Classe des Communal-Gymnasiums in Aussig mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen; der VII. Classe des Landes-Gymnasiums in Pettau; 2. auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen: der V. Classe der Communal-Realschule

in Dornbirn und der III. Classe der deutschen und böhmischen Abtheilung des Privat-Gymnasiums der Graf Straka'schen Akademie in Prag; 3. für die Schuljahre 1900/1901 bis 1902/1903: dem nunmehr vollständigen Communal-Gymnasium in Beneschau mit dem Rechte, Maturitätsprüfungen in der gleichen Zeit abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen (unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses), für die gleiche Dauer der V. bis einschließlich VIII. Classe des Stifts-Gymnasiums in St. Paul mit dem Rechte, rücksichtlich der öffentlichen Schüler Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgiltige Maturitätszeugnisse auszustellen; 4. für das Schuljahr 1900/1901 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses: der I. bis IV. Classe der Communal-Realschule in Adlerkosteletz, der V. und VI. Classe des Communal-Gymnasiums in Bregenz, der I. bis III. Classe der Communal-Realschule in Eger, der I. bis VI. Classe des Communal-Gymnasiums in Friedek, der I. bis III. Classe des Communal-Realgymnasium in Gablonz a. d. Neisse, der I. bis V. Classe des Communal-Gymnasiums in Gmunden, der I. bis III. Classe des Communal-Realgymnasiums in Korneuburg, der I. bis VI. Classe der Communal-Realschule in Laun, der I. bis V. Classe des Communal-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau, der I. bis III. Classe des Landes-Realgymnasiums mit italienischer Unterrichtsprache in Mitterburg, der I. bis V. Classe des Landes-Realgymnasiums in Mödling, der I. bis IV. Classe der Communal-Realschule in Nachod, der I. bis III. Classe des Communal-Gymnasiums in Rokytzan und der I. und II. Classe des Communal-Realgymnasiums in Tetschen a. d. Elbe; 5. für das Schuljahr 1900/1901: der I. bis V. Classe des Privat-Gymnasiums mit böhmischer Unterrichtssprache in Hohenstadt, der I. bis III. Classe der Communal-Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Kremsier, der I. bis IV. Classe des Privat-Realgymnasiums mit böhmischer Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau, der I. bis VI. Classe des Privat-Gymnasiums mit polnischer Unterrichtssprache in Teschen, der I. und II. Classe der Privat-Realschule im XVI. Gemeindebezirke von Wien und der I. Classe des Privat-Gymnasiums im XVIII. Gemeindebezirke von Wien.

Seine k. u. k. Apost. Majestät haben mit Allerh. Entschließung v. 22. November d. J. a. g. zu gestatten geruht, dass das Communal-Gymnasium in Aussig den Namen „Kaiser Franz Joseph-Communal-Gymnasium“ führe.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat das dem Communal-Gymnasiums in Lundenburg für die I. Classe verliehene Recht der Öffentlichkeit auch auf die II. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Reciprocitäts-Verhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, für das Schuljahr 1900/1901 ausgedehnt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat auf Grund der von den Erhaltern der Communal-Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Kremsier abgegebenen Erklärung den Bestand der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer zwischen der genannten Anstalt einerseits und den Staats-Mittelschulen andererseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, auf die Dauer des Schuljahres 1900/1901 anerkannt.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Zum Landesschulinspector in Laibach der Director des Staatsgymn. in Cilli, Peter Končnik.

Zum Landesschulinspector in Wien der Prof. am Elisabethgymn. in Wien, Dr. Theodor Rellig.

Zum Landesschulinspector in Troppau der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Wien, Franz Slameczka.

Zum Director des Staatsgymn. in Landskron der Prof. am Staatsgymn. in Leitmeritz, Karl Haehnel.

Zum Director des Staats-Real- u. Obergymn. in Klattau der Prof. am Staats-Real- u. Obergym. in Přibram, Johann Lorenz.

Zum Director des Albrecht-Gymn. in Teschen der Prof. am Staatsgymn. im III. Bez. Wiens, Dr. Franz Spengler.

Zum Director des Staatsgymn. in Cilli der Prof. an der Staatsrealsch. in Laibach, Clemens Proft.

Zum Director der Staatsrealsch. in Linz der Prof. an der Staatsrealsch. daselbst, Hans Commenda.

Zum Director der böhm. Staatsrealsch. in Brünn der Prof. an dieser Anstalt, Wenzel Jeřábek.

Zum Director des II. deutschen Staatsgymn. in Brünn der Director des Staatsgymn. in Mährisch-Weißkirchen, Adolf Sponner.

Zum Director der Staatsrealsch. im III. Bez. Wiens der Prof. daselbst, Schulrath Moriz Glöser.

Zum Director des IV. Staatsgymn. in Lemberg der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau, Schulrath Anton Pazdrowski.

Zum außerord. Prof. der Mathematik an der deutschen Univ. in Prag der Prof. an der Staatsrealsch. im XV. Bezirke Wiens, Dr. Josef Gmeiner.

Zum außerord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule in Brünn der Prof. an der böhm. Staatsrealsch. in Prag, Dr. Anton Sucharda.

Zum ord. Prof. der österr. Geschichte an der Univ. in Czernowitz der Prof. an der gr.-or. Realschule daselbst, Dr. Raimund Kaindl.

Der Prof. an der Landesrealsch. in Graz Franz Hemmelmeyr Edl. v. Augustenfeld wurde als Privatdocent an der techn. Hochschule in Graz, der prov. Lehrer am I. deutschen Staatsgymn. in Brünn Dr. Karl Siegel als Privatdocent an der techn. Hochschule in Brünn bestätigt.

Zu Mitgliedern des österr. archäol. Institutes wurden ernannt Hofrath Dr. Johann Huemer und Gymnasialprof. Dr. Rudolf Weißhäupel, zu correspondierenden Mitgliedern die Gymnasialproff. Dr. Hans Gutscher in Graz, Dr. Johann Öhler in Krems und Dr. Felix Podhorsky in Pola.

Zu Bezirksschulinspectoren: der Gymnasialdirector Peter Wolsegger in Gottschee, der Prof. an der Staatsrealsch. in Laibach Franz Levec, der Prof. am akad. Gymn. in Prag Josef Třesohlavý und der Prof. an der Staatsrealsch. in Linz Gustav Schauberger.

Zum Mitgliede des Landesschulrathes für Tirol der Prof. an der ital. Abtheilung des Staatsgymn. in Trient Josef Defant.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Czernowitz wurden ernannt: der ord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Ernst Kalinka zum Examinator für class. Philologie, der ord. Prof. an derselben Universität Dr. Matthias Friedwagner zum Examinator für roman. Philologie.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Wien die ord. Proff. an der Universität in Wien, Dr. Josef C. Jireček, Regierungsrath Dr. Franz Mertens, Dr. Friedrich Becke und Dr. Alfons Dopsch, u. zw. der

Erstgenannte zum Fachexaminator für slavische Philologie, der Zweitgenannte zum Fachexaminator für Mathematik, der Drittgenannte zum Fachexaminator für Mineralogie und der Letztgenannte zum Fachexaminator für Geschichte.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Prag und zum Fachexaminator für Harmonielehre, für die Lehre vom Contrapunkte und von der Fuge für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode, das ist bis zum Schlusse des Studienjahres 1900/1901 der Componist und Tonkünstler in Königl. Weinberge Vítězslav Novák.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck und Fachexaminatoren die außerord. Proff. an der Universität in Innsbruck Dr. Johann von Voltelini und Dr. Konrad Zindler, und zwar Ersterer für österr. Geschichte, Letzterer für Mathematik.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt der Musik an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Wien und zum Fachexaminator für das Clavierspiel für die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode, das ist bis zum Schlusse des Studienjahres 1900/1901 der Lehrer am Conservatorium in Wien August Sturm.

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit böhmischer Unterrichtssprache in Prag und zum II. Fachexaminator für Physik auf die restliche Dauer der laufenden Functionsperiode bis zum Ende des Studienjahres 1900/1901 der ord. Prof. an der böhmischen techn. Hochschule in Prag Dr. Karl Domalíp.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat zu Mitgliedern der Prüfungscommission für Candidatinnen des Lehramtes an Mädchen-Lyceen in Wien auf die Dauer der Studienjahre 1900/1901 bis 1902/1903 ernannt: zum Director den Universitätsprofessor, Hofrath Dr. Jakob Schipper; zum Director-Stellvertreter den Universitätsprofessor, Hofrath Dr. Julius Wiesner; zu Fachexaminatoren für die deutsche Sprache den Universitätsprofessor Dr. Jakob Minor, für die slavischen Landessprachen den Universitätsprofessor, Hofrath Dr. Vatroslav Jagić, für die italienische und französische Sprache die Universitätsprofessoren, Hofrath Dr. Adolf Mussafia und Dr. Meyer-Lübke, für die englische Sprache den Universitätsprofessor, Hofrath Dr. Jakob Schipper, für Geschichte die Universitätsprofessoren Dr. Josef Hirn und Dr. Oswald Redlich, für Geographie den Universitätsprofessor Dr. Albrecht Penck, für Mathematik den Universitätsprofessor Dr. Leopold Gegenbauer, für Naturgeschichte die Universitätsprofessoren, Hofrath Dr. Julius Wiesner und Hofrath Dr. Gustav Tschermak, und für Naturlehre der Universitätsprofessor, Hofrath Dr. Victor Edlen v. Lang.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 16. Februar d. J. den fürstbischöflichen Generalvicar Monsignore Karl Hudietz in Freistadt, den mährisch-schlesischen Superintendenten A. C. Dr. Theodor Haase in Teschen, den kais. Rath Ferdinand Quittner, Fabrikanten in Troppau, den Director der Staatsrealschule in Troppau Rudolf Bartelmus und den Director der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Troppau Georg Schmid zu Mitgliedern des Landesschulrathes in Schlesien für die Dauer der nächsten sechsjährigen Functionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 7. Februar d. J. den Religionsprofessor an der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Laibach Anton Kržič, den Professor an der theologischen Diöcesan-Lehranstalt in Laibach Dr. Josef Lesar, den Director an der Staats-Oberrealsch. in Laibach Schulrath Dr. Rudolf Junowicz und den Oberlehrer Johann Pezdič in Krainburg zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Krain für die nächste sechsjährige Functionsperiode a. g. zu ernennen geruht.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 12. November d. J. den Domcapitular bei der Metropolitan-Domkirche in Olmütz Dr. Melchior Mlčoch, den Domcapitular des Brünner Domcapitels Dr. Josef Pospíšil, den Superintendenten-Stellvertreter der mährisch-schlesischen Superintendenz A. C. und Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde in Olmütz Johann Dědic, den Vorstand der israelitischen Cultusgemeinde in Brünn Julius Ritter v. Gomperz, den Professor an der böhmischen technischen Hochschule in Brünn Dr. Karl Zahradnik, den Director des I. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn Julius Wallner und den Director der böhmischen Lehrerbildungsanstalt in Brünn Anton Váňa zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Mähren für die nächste sechsjährige Functionsdauer a. g. zu ernennen geruht.

Zu wirkl. Lehrern: am Real- und Obergymn. in Přibram der prov. Lehrer an dieser Anstalt Franz Klima, am Gym. mit ruth. Unterrichtssprache in Kolomea der Supplent an dieser Anstalt Johann Rakowski, an der Realsch. in Görz der Assistent an der Comm.-Realsch. in Triest Peter Sencig, an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt der Prof. am Gymn. in Königinhof Ferdinand Hrubeš, am Gymn. in Arnau der Supplent am Gymn. in Saaz Moriz Walda, am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau der Supplent an dieser Anstalt Dr. Karl Knaflitsch, am Gymn. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Vincenz Lozovina, an der Realsch. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Marcus Ježina.

Zu prov. Lehrern: am Gymn. in Brüx der Supplent am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Friedrich Zinner, an der ital. Abtheilung des Gymn. in Trient der Supplent an dieser Anstalt Adolf Cetto, am Gymn. in Linz der Supplent an dieser Anstalt Dr. Zdenko Baudnik, an der Realsch. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Jakob Marcocchia.

Zu wirkl. Religionslehrern: am Untergymn. in Zara der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Philipp Crvarić, am Gymn. in Tarnopol der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Złoczów Damian Constantin Lopatyński, am Gymn. in Złoczów den Religionsprof. am Gymn. in Tarnopol Eugen Gromnicki.

Verliehen wurden Lehrstellen am Gymn. in Dembica dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Josef Szydłowski, am Franz Joseph-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Tarnopol dem Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Emil Kalitowski, am I. deutsch. Gymn. in Brünn dem Prof. am Gymn. in Eger Dr. Jakob Simon, am II. Gymn. in Graz dem Prof. am Gymn. in Marburg Dr. Anton Schwaighofer, am Untergymn. in Gottschee dem Prof. am Gymn. in Triest Johann Leis, an der Realschule in Krosno dem Prof. am Gymn. in Jasło Caspar Brzostowicz.

Zum defin. Turnlehrer am I. böhm. Gymn. in Brünn der Lehrer der Knaben-Volksschule in Hohenmauth Jaroslaus Karásek.

Dem Turnlehrer an der Realschule im I. Wiener Gemeindebezirke Jaro Pawel wurde der Titel Professor verliehen.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 30. November 1900 a. g. in die VI. Rangsclasse zu befördern geruht die Directoren an Staats-Mittelschulen:

Dr. Josef Bernhard vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, Josef Černý vom Gymn. in Raudnitz, Dr. Josef Diviš von der Realschule in Elbogen, Augustin Dobrilović vom Gymn. in Cattaro, Leopold Eysert vom II. Gymn. im II. Wiener Gemeindebezirke, Regierungsrath Dr. Theophil v. Gerstmann von der Realschule in Lemberg, Nikolaus Hofmann von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Schulrath Dr. Rudolf Junowicz von der Realschule in Laibach, Gustav Knobloch von der Realschule in Marburg, Josef Koster von der II. deutschen Realschule in



Prof. am Gymn. in Prag-Kleinseite Karl Himer, den Prof. am Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) Dr. Matthias Kovář, die Proff. am Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse) Josef Votruba, Dr. Wenzel Hlavatý, Dr. Josef Píč und Anton Šetelík, die Proff. am Gymn. in Prag-Kleinseite Josef Včelák und Wilhelm Žabka, die Proff. am Gymn. in Deutschbrod Anton Vašák, Hermann Kratochvíl, Josef Forchheim und Adolf Prokop, den Prof. am Gymn. in Jungbunzlau Johann Weger, die Proff. am Real- und Obergymn. in Klattau Johann Zelenka, Veit Ondrák, Josef Ošťádal und Josef Kacorovský, den Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Josef Pirko, die Proff. am Gymn. in Leitomischl Anton Budinský und Franz Dvořák, den Prof. am Real- und Obergymn. in Neubydžov Eduard Malý, die Proff. am Real- und Obergymn. in Přibram Mathias Pelnař und Anton Pánek, die Proff. am Gymn. in Reichenau Dr. Thomas Kouřil, Antonius Žák und Valerius Guggenberger, die Proff. am Real- und Obergymn. in Smichow Franz Wajs, Josef Novák und Dr. Jaroslav Vlach, den Prof. am Gymn. in Tábor Josef Vycpálek, die Proff. am Gymn. in Königliche Weinberge Dominik Čipera und Franz Bílek, die Proff. an der Realschule in Prag-Neustadt (Gerstengasse) Dr. Wilhelm Kurz und Adalbert Paulus, den Prof. an der Realschule in Prag-Kleinseite Karl Novotný, den Prof. an der Realschule in Prag-Altstadt Dr. Justin Prášek, die Proff. an der Realschule in Jičin Josef Vaněček und Josef Kryšpin, die Proff. an der Realschule in Karolinenthal Johann Nedoma, Karl Sýkora, Alois Hofmann und Josef Štěpánek, die Proff. an der Realschule in Königgrätz Wenzel Ctibor, Franz Tondl und Josef Novotný, den Prof. an der Realschule in Kuttenberg Josef Zeis, die Proff. an der Realschule in Pardubitz Wenzel Lavička, Franz Malý und Anton Kodet, den Prof. an der Realschule in Pilsen Adalbert Filipovský, den Prof. an der Realschule in Pisek Thomas Drůbek, den Prof. an der Realschule in Rakonitz Heinrich Höhm, die Proff. an der Realschule in Königliche Weinberge Dr. Victor von Cintula, Wenzel Plánský und Vincenz Ibl; in Mähren: die Proff. am I. deutschen Gymn. in Brünn Josef Čech und Anton Kraus, die Proff. am II. deutschen Gymn. in Brünn Johann Skalecky und Karl Lindemayr, den Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Franz Štourač, den Prof. am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Alois Gröger, die Proff. an der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn Albert Rille und Siegmund Oberländer, die Proff. an der Realschule in Olmütz Franz Müller, Eduard Plöckinger und Eugen Fierlinger, die Proff. am I. böhm. Gymn. in Brünn Franz Hájek und Johann Kapras, den Prof. am Gymn. in Walachisch-Meseritsch Franz Čapek, die Proff. am Gymn. in Prerau Franz Oščádal, Josef Šikola und Johann Piskač, den Prof. an der Realschule mit böhmischer Unterrichtssprache in Brünn Franz Martínek; in Schlesien: den Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Leopold Liebig, die Proff. am Gymn. in Bielitz Josef Kanamüller, Josef Biolek und Oswald Kaiser, den Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Richard Fritsche, die Proff. am Gymn. in Weidenau Adalbert Weese und Julius Neugebauer, die Proff. an der Realschule in Troppau Erasmus Kothny und Franz Hofmann, die Proff. an der Realschule in Jägerndorf August Kissling und Benjamin Bugl; in Galizien: die Proff. am akad. Gymn. in Lemberg Anatol Wachnianin, Isidor Gromnicki und Dr. Emil Kalitowski, den Prof. am II. Gymn. in Lemberg Saturnin Kwiatkowski, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Victor Kłak und Josef Czernecki, die Proff. am IV. Gymn. in Lemberg Peter Parylak, Dr. Alexander Pechnik, Ladislaus Froncz und Johann Kostecki, die Proff. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. August Sokołowski, Stanislaus Jaworski und Julius v. Miklaszewski, den Prof. am Gymn. bei St. Hyancinth in Krakau Wladimir

den Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Freistadt Otto Kurzwernhart, die Proff. am Gymn. in Ried Simon Prem und Nikodemus Donnemiller, den Prof. an der Realschule in Linz Josef König; in Salzburg: den Prof. am Gymn. in Salzburg Johann Schmidt, die Proff. an der Realschule in Salzburg Johann Mark und Hermann Lukas; in Steiermark: die Proff. am I. Gymn. in Graz Dr. Jakob Purgaj, Gabriel Mitterstiller, Adam Wapienik, Ludwig Mayr, Josef Mayrhofer, Ludwig Ritter v. Kurz zu Thurn und Goldenstein, Johann Reis und Dr. Otto Adamek, die Proff. am II. Gymn. in Graz Anton Polzer, Karl Zelger, Franz Ferk und Dr. Ferdinand Khull, die Proff. am Gymn. in Leoben Johann Moser, Arthur Cafasso und Eginhard Matevžič, den Prof. am Gymn. in Marburg Franz Horák, den Prof. an der Realschule in Graz Karl Neubauer, die Proff. an der Realschule in Marburg Franz Brelich und Robert Spiller; in Kärnten: die Proff. am Gymn. in Klagenfurt Johann Scheinigg, Dr. Jakob Sket und Dr. Franz Hann, die Proff. an der Realschule in Klagenfurt Anton Riedel, Johann Kemp und Johann Wehr; in Krain: die Proff. am I. Gymn. in Laibach Thomas Zupan, Vincenz Bořstner und Augustin Wester, den Prof. am II. Gymn. in Laibach Martin Karlin, den Prof. am Untergymn. in Gottschee Josef Obergföll, die Proff. an der Realschule in Laibach Augustin Němeček, Clemens Proft und Franz Levec; im Küstenlande: die Proff. am Gymn. in Triest Dr. Karl Glaser, Oskar v. Hassek und Andreas Aichner, den Prof. am Gymn. in Görz Dr. Adolf Baar, die Proff. am Gymn. in Capodistria Karl Sbuelz und Nikolaus Sparado, den Prof. an der Realschule in Görz Jakob Čebular, den der Realschule in Görz zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Peter Petronio; in Tirol: den Prof. am Gymn. in Innsbruck Schulrath Dr. Josef Egger, die Proff. an der ital. Abtheilung des Gymn. in Trient Bartholomäus Dalpiaz und Franz Postet, den Prof. an der Realschule in Innsbruck Heinrich v. Schmuck, den Prof. an der Unterrealschule in Bozen Franz Leitzinger, die Proff. an der Realschule in Rovereto Ludwig Borri und Johann v. Cobelli; in Vorarlberg: die Proff. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Johann Brunner, Maximilian Stadler v. Wolffersgrün und Josef Kiechl; in Böhmen: an Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache: die Proff. am Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Josef Strohschneider, Dr. Adolf Hromada und Josef Deil, die Proff. am Gymn. in Prag-Kleinseite Josef Bendel, Heinrich Kerbl und Emil Johne, den dem Gymn. in Prag-Kleinseite zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Albin Mende, die Proff. am Gymn. in Brüx Josef Geppert, Anton Novák und Ludwig Appel, die Proff. am Gymn. in Budweis Dr. Adrian Hatle und Dr. Franz Placek, den Prof. am Gymn. in Eger Jakob Stippel, den Prof. am Gymn. in Kaaden Jakob Krupka, den Prof. am Gymn. in Krumau Josef Feuerstein, den Prof. am Gymn. in Landskron Johann Kazílek, den Prof. am Gymn. in Leitmeritz Josef Sieber, den Prof. am Gymn. in Mies Karl Röhling, die Proff. an der Mittelschule in Reichenberg Friedrich Schuberth und Robert Müller, den Prof. am Gymn. in Saaz Johann Girlinger, den Prof. am Gymn. in Smichow Alois Hell, den Prof. am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau Anton Paris, den Prof. an der I. Realschule in Prag Franz Kiessling, die Proff. an der II. Realschule in Prag Heinrich Leitenberger und Franz Pitschmann, den Prof. an der Realschule in Budweis Rudolf Haller, die Proff. an der Realschule in Elbogen Johann Neubauer und Vincenz Grund, den Prof. an der Realschule in Karolinenthal Jaroslav Frengl, den Prof. an der Realschule in Leitmeritz Josef Resch, und die Proff. an der Realschule in Pilsen Wenzel Schmidtmayer, Karl Kytka und Karl Kleissl; an Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache: die Proff. am akad. Gymn. in Prag Franz Prusík und Franz Jeřábek, den Prof. am Real- und Obergymn. in Prag Dr. Johann Herzer, den

Prag, Georg Kotek vom Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Schulrath Johann Kraßnig vom Gymn. in Nikolsburg, Schulrath Dr. Eduard Kunz von der Realschule in Salzburg, Schulrath Dr. Moriz Ritter v. Maciszewski vom Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Tarnopol, Schulrath Dr. Victor Parathoner vom Real- und Obergymn. in Feldkirch, Schulrath Dr. Karl Petelenz vom Gymn. in Stryj, Dr. Johann Plašil von der Realschule mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Franz Próchnicki vom V. Gymn. in Lemberg. Johann Říha vom Gymn. in Schlan, Franz Šafránek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Schulrath Hermann Sander von der Realschule in Innsbruck, Andreas Senekovič vom I. Gymn. in Laibach, Thaddäus Skuba vom Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Johann Tuma vom I. böhm. Gymn. in Brünn, Regierungsrath Dr. Gustav Waniek vom I. Gymn. im II. Wiener Gemeindebezirke, Schulrath Christian Würfl vom Gymn. in Linz, Karl Žaar von der Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn und Michael Zułkiewicz vom Gymn. in Bochnia.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat folgende Professoren an den Staats-Mittelschulen in die VII. Rangsclasse befördert: in Niederösterreich: die Proff. am akad. Gymn. in Wien Dr. Ludwig Ritter v. Zitkovsky, Johann Reider, Franz Hanna, Dr. Franz Tschernich und Feodor Hoppe, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Josef Plank, Dr. Franz Weihrich und Josef Stowasser, die Proff. am I. Gymn. im II. Gemeindebezirke Wiens Dr. Wenzel Pscheidl, Schulrath Ludwig Fischer, Heribert Bouvier, Dr. Franz Wiedenhofer und Franz Rutte, die Proff. am II. Gymn. im II. Gemeindebezirke Wiens Theodor Schulz, Ignaz Möller, Victor v. Renner und Dr. Alfred Burgerstein, die Proff. am Gymn. im III. Gemeindebezirke Wiens Stephan Draczinski, Rudolf Maxa und Jakob Zeidler, die Proff. am Elisabeth-Gymn. in Wien Joachim Grohmann, Dr. Karl Kreipner und Dr. Alfred Nalepa, die Proff. am Gymn. im VI. Gemeindebezirke Wiens Dr. Josef Pommer, Dr. Otto Steinwender und Emanuel Feichtinger, die Proff. am Gymn. im VIII. Gemeindebezirke Wiens Heinrich Ritter v. Jettmar, Arthur Lankmayr, Josef Stritar und Dr. Wilhelm Jerusalem, die Proff. am Maximilian-Gymn. in Wien Karl Penka, Dr. Adolf Lichtenheld, Theodor Schneider. Leopold Weingartner und Dr. Hugo Jurenka, die Proff. am Gymn. im XVII. Gemeindebezirke Wiens Johann Koller und Ferdinand Thetter, den Prof. am Gymn. in Oberhollabrunn Josef Feldkirchner, die Proff. an der Realschule im II. Gemeindebezirke Wiens Josef Gerstner, Dr. Vincenz Suchomel und Dr. Karl Zahradníček, die Proff. an der Realschule im III. Gemeindebezirke Wiens Karl Wagner und Eduard Brechler, die Proff. an der Realschule im IV. Gemeindebezirke Wiens Franz Vierhapper und Karl Hoch, die Proff. an der Unterrealschule im V. Gemeindebezirke Wiens Franz Swoboda und Karl Broda, die Proff. an der Realschule im VI. Gemeindebezirke Wiens Josef Sturm. Emanuel Richter und Karl Berka, die Proff. an der Realschule im VII. Gemeindebezirke Wiens Johann Vavrovski und Alois Mord, den Prof. an der Realschule im XV. Gemeindebezirke Wiens Dr. Anton Heimerl, den Prof. an der Realschule im XVIII. Gemeindebezirke Wiens Ferdinand Neidl, die Proff. an der Franz Joseph-Realschule in Wien Hermann Wagner, Franz Triesel, Dr. Karl Merwart, Adolf Nowak und Wilhelm Winkler; in Oberösterreich: die Proff. am Gymn. in Linz Robert Stichlberger, Anton Popek und Ferdinand Barta. Alexandrowicz, die Proff. am III. Gymn. in Krakau Josef Winkowski und Stanislaus Puszet, den Prof. am Gymn. in Kołomea Josef Wasilkowski, den Prof. am Gymn. in Neu-Sandec Johann Dworzański, den Prof. am Gymn. in Sanok Anton Kwiatkowski,

die Proff. am Gymn. in Stryj Julian Fedusiewicz, Ignaz v. Hoszowski und Johann Wachnianin, den Prof. am Gymn. in Złoczów Dr. Siegmund Ritter v. Uranowicz, die Proff. an der Realschule in Lemberg Eduard Grzebski und Anton Sokołowski, die Proff. an der Realschule in Krakau Cajetan Kosiński, Leo Piccard und Franz Jeziorski, den Prof. an der Realschule in Stanislau Johann Eiselt; in der Bukowina: den Prof. am Obergymn. in Czernowitz Karl Wolf, den Prof. an der griech.-orient. Oberrealschule in Czernowitz Hierotheus Pihuliak; in Dalmatien: die Proff. am Obergymn. in Zara Josef Riboli und Josef Perić, den dem Obergymn. in Zara zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. Johann Faccini, den Prof. am Gymn. in Cattaro Josef Struckel, den Prof. am Gymn. in Ragusa Lukas Zore, den Prof. am Gymn. in Spalato Johann Benzon, den Prof. an der Unterrealschule in Zara Lorenz Benevenia, den der Lehrerbildungsanstalt in Borgo-Erizzo zur Dienstleistung zugewiesenen Prof. der Unterrealschule in Zara Michael Katurić, den Prof. an der Realschule in Spalato Richard Gasperini.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat den Prof. am Albrecht-Gymn. in Teschen Daniel Günter, den Prof. an der Realschule in Teschen Dr. Karl Klatovský in die VIII. Rangsclasse befördert.

Auszeichnungen erhielten:

Der Landesschulinspector in Krain Josef Šumann aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes.

Der Director der Realschule im III. Bezirke Wiens Alexander Lamberger aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Classe.

Der Director der Unterrealschule im V. Bezirke Wiens Hans Huber in Anerkennung seines humanitären Wirkens das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Der Director des Gymnasiums in Nikolsburg Schulrath Johann Kraßnig aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand die Allerh. Anerkennung für seine vieljährige, pflichteifrige und ersprießliche Dienstleistung.

Der Director des Stiftgymnasiums in Melk P. Hermann Ulbrich das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Den Titel Schulrath aus Anlass des Übertrittes in den bleibenden Ruhestand: der Prof. am Gymnasium in Königgrätz Adalbert Boudecius, der Prof. am II. deutschen Gymnasium in Brünn Josef Jiříček, der Prof. am Landes-Real- und Obergymnasium in Stockerau Franz Kubin, der Prof. am deutschen Gymnasium in Troppau Dr. Gottlieb Kürschner, der Prof. am böhmischen Gymnasium in Prag-Tischlergasse Ignaz Mašek, der Prof. an der Realschule im IV. Bezirke Wiens Franz Schromm, der Prof. an der Landes-Realschule in Krems Ignaz Walter, der Religionsprofessor am Gymnasium in Salzburg Karl Wolf.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Josef Pšenička, Realschulprof. (L G) in Karolinenthal, 53 J. alt; Rudolf Sowa, Gymnasialprof. (L G) in Brünn, 48 J. alt; Josef Bittner, Realschulprof. (M nl) in Stanislau, 56 J. alt; Johann Želina, Gymnasialprof. (L G) in Mährisch-Weißkirchen, 58 J. alt; Johann Satter, Gymnasialprof. (Ng mnl) in Gottschee, 43 J. alt; Dr. Gustav Burghauser, Landesschulinspector in Schlesien, 47 J. alt; Josef Baron, Gymnasialprof. (L G) in Zloczów, 56 J. alt; Alois Ebner, Gymnasialprof. (H D) in Oberhollabrunn, 48 J. alt; Cornel Fischer, Gymnasialprof. (L G) in Lemberg, 51 J. alt; August König, Gymnasialprof. (Ng mnl) in Floridsdorf, 44 J. alt; Bronislaus Gutman, Gymnasialprof. (P lg) in Tarnow, 51 J. alt; Karl Kolbenheyer, Gymnasialprof. (L G) in Bielitz, 59 J. alt; Eduard Stratýnski, Gymnasialprof. (L G) in Tarnopol, 45 J. alt; Josef Wasilkowski, Gymnasialprof. (P lg) in Kolomea, 54 J. alt; Heinrich Götzl, Gymnasialprof. (H) in Ungarisch-Hradisch, 57 J. alt; Valerius Guggenberger, Gymnasialprof. (R) in Reichenau, 56 J. alt; Ignaz Krzyszkowski, Gymnasialprof. (L G) in Jaroslau, 53 J. alt; Franz Bauer, Gymnasialprof. (L G) in Prag, 55 J. alt; Leo Unterberger, Gymnasialdirector (L G) in Brixen, 71 J. alt; Johann Bauer, Gymnasialprof. (R) in Krems, 37 J. alt; Kasimir Bobek, Gymnasialprof. (Ng mnl) in Krakau, 52 J. alt; Dr. Gottlieb Biermann, Schulrath, pens. Gymnasialdirector in Teschen, 76 J. alt; Dr. Johann Hackspiel, Regierungsrath, pens. Gymnasialdirector in Prag, 70 J. alt; Josef Mik, Schulrath in Wien, 61 J. alt; Emanuel Richter, Realschulprof. (Fd), 52 J. alt; Anton Ozlberger, Schulrath in Linz, 72 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Über die Stabilität des Weltsystemes.

Noch sind nicht hundert Jahre verflossen, seitdem auch das große Publicum sich gewöhnt hat, das Auftreten von außerordentlichen, kürzer oder länger währenden Naturerscheinungen: großen Kometen, neuen Sternen etc. als physikalischen Gesetzen unterworfen und die Möglichkeit des Weltunterganges durch oder nach dergleichen Phänomenen als unwahrscheinlich anzusehen. Wieviel Antheil der Aberglaube, wieviel die Überlieferung, falsche Induction und wieviel die Ehrfurcht vor dem Großartigen und Unbegreiflichen im allgemeinen an der Kometenfurcht der vergangenen Jahrhunderte hatten, ist wohl schwer zu entscheiden: Es ist entschieden unrichtig, diese ganzen Auffassungen früherer Epochen mit einem mitleidigen Lächeln abzufertigen; wer die Gedankenwelt längst vergangener Zeiten erforschen will, muss in die Tiefen des Denkens jener Zeiten tauchen, muss die Erfahrungen später Jahrhunderte zu vergessen, und jenen Standpunkt einzunehmen suchen, welcher den geistigen Horizont der betrachteten Epoche bestimmte.

Manche Lehrmeinung aus alter Zeit erhält hiedurch ein anderes Bild; sie tritt in dieser Abstraction als wissenschaftlich auf, während sie von demjenigen belächelt wird, der der Sache nicht tief genug auf den Grund blickt. Nun waren es thatsächlich Zusammenstellungen von Naturerscheinungen der erwähnten Art: Kometenerscheinungen, neuen Sternen, sogenannten großen Conjunctionen (d. i. das Zusammentreffen zweier der äußeren Planeten, Mars, Jupiter und Saturn an derselben Stelle des Himmels) usw. mit den nachfolgenden Erscheinungen auf unserem kleinen Erdenballe, historisch wichtigen sowohl, als auch mitunter mit dem Wohl und Wehe einzelner Individuen verknüpften, welche von fleißigen Sammlern solcher Beobachtungen zu einem Schlusse post hoc erga propter hoc, sehr oft bona fide, manchmal allerdings auch mala fide verwendet, den allgemeinen Volksaberglauben nährten und

großzogen. Von der so begründeten, zerstörenden oder verheerenden Wirkung eines seltenen Naturereignisses auf andere, viel furchtbarere, bis zur völligen Vernichtung der ganzen Erde durch eine Cumulierung derselben (z. B. Auftreten eines großen Kometen zur Zeit einer großen Conjunction aller drei Planeten) war nur ein kleiner Schritt, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, waren die Vorausberechnungen über die Zeiten des Auftretens verschiedener Constellationen (z. B. des im Mittelalter so sehr gefürchteten feurigen Triangels) eine wohl begreifliche Folge jener falschen Induction, welche heterogene Dinge causal zusammenstellte, ohne hiefür eine Causalität gefunden, in vielen Fällen, ohne eine solche überhaupt gesucht zu haben.

Denn, welches Band war es, das hier Ursache und Folge verknüpfte? Bedeutendere Astronomen, welche die überlieferten Thatsachen als unanfechtbar ansahen (wie z. B. heute noch von Vielen spiritistische Erscheinungen kritiklos als reell angesehen werden), machten es sich wohl zur Aufgabe, die Ursache derselben zu erforschen, und oft sind die durchgeführten Untersuchungen von dem Standpunkte jener Männer, wenn auch nicht von dem unsrigen, als theilweise nicht ungerechtfertigt anzusehen. Was wusste man beispielsweise von der physischen Beschaffenheit der Kometenschweife noch vor 200 Jahren? Welche Mittel hatte man damals, um sich über die Ursachen des Aufleuchtens eines neuen Sternes Gewissheit zu verschaffen, zu einer Zeit, wo man auch noch kaum eine Ahnung von der unermesslichen Entfernung hatte, in welcher dieses Aufflammen stattfand. Konnte denn nicht wirklich ein Kometenschweif bei seinem Zusammenstoße mit der Erde den Lebewesen auf dieser Tod und Verderben bringen, ja selbst die ganze Erde zertrümmern? Konnte nicht der verheerende Brand, der von dem neuen Sterne ausgieng, sich weiter verbreiten?

Heutzutage wissen wir dieses anders. Wir haben die Resultate zur Verfügung, welche die Beobachtung der Gestirne im Vereine mit den ausgedehnten Laboratoriumsexperimenten der letzten hundert Jahre offenbarten; wir wissen, dass z. B. ein Komet selbst bei seinem directen Zusammenstoß mit der Erde wohl selbst vernichtet werden könnte, der Erde aber keinen Schaden bringen kann.

Unter denjenigen Erscheinungen, welche eine unzweifelhafte Störung von stabilen Zuständen darthun, sind die eine plötzliche Umwälzung betreffenden von denjenigen zu trennen, welche sich in stetigen Veränderungen zeigen; von den ersten sind zunächst diejenigen zu betrachten, welche sich auf Kometen beziehen.

Bei den Kometen hat man zu unterscheiden: einen helleren dichteren, oft sternartigen „Kern“, eine darum befindliche „Nebelhülle„, beide zusammen den „Kopf“ des Kometen bildend, und einen bei teleskopischen Kometen oft fehlenden, bei den großen Kometen aber sich mächtig ausbreitenden „Schweif“.

Bei manchen Kometen wurden nun Theilungen des Kernes wahrgenommen. Die erste wahrgenommene war die von Cysat und Hevel beschriebene Theilung des Kometen von 1618, bei welchem der Kern in mehrere Theile zerfiel. Dann die Theilung des Biela'schen Kometen bei seiner Erscheinung 1845. Dieser Komet wurde 1826 von Biela zu Josefstadt in Böhmen entdeckt, war allerdings, wie die späteren Rechnungen ergaben, schon früher (1772 und 1806) gesehen worden, und dann 1832 wieder beobachtet; bei seiner Erscheinung 1845 nahm man eine Verlängerung des Kopfes wahr, worauf derselbe in zwei Theile zerfiel, welche anfangs noch durch eine Lichtbrücke verbunden waren, später aber sich immer mehr und mehr von einander entfernten. 1852 wurden beide Kometentheile wieder von einander getrennt, in $^1/_2{}^0$ Distanz, von Secchi in Rom wiedergefunden; seither aber ward der Komet trotz eifrigen Nachforschungen nicht wieder gesehen.

Ein ähnliches Beispiel eines Doppelkometen bot der 1860 von Liais zu Olinda in Brasilien entdeckte Komet, der aber nur sieben Tage beobachtet werden konnte.

Der Komet 1882 II[1]) hatte bei seiner Entdeckung einen runden, nebeligen Kern; mit der Annäherung an die Sonne verdichtete sich dieser Kern, wurde sternartig; 14 Tage später — der Komet war inzwischen der Sonne so nahe gekommen, dass er mitten durch die äußeren Schichten der Sonnenatmosphäre gegangen sein musste — zeigte sich eine Verlängerung des Kernes, nach weiteren acht Tagen hatten sich zwei Kerne im Kopfe des Kometen gebildet, und in den folgenden beiden Monaten fanden weitere Theilungen statt, so dass sich fünf Kerne (einige Beobachter sahen noch einen sechsten Kernpunkt) gebildet hatten, die in einer geraden, von der Sonne weggerichteten Linie lagen (21).

Theilungen, wenn auch minder auffälliger Natur, traten noch bei anderen Kometen auf; so bei dem Kometen 1883 I (zwei Kernpunkte), 1888 I (drei Kernpunkte), 1889 IV (Dreitheilung), 1898 X (zwei allerdings sehr schwer zu trennende Kerne). Ebenso merkwürdig ist das plötzliche Auftreten von Begleitern der Kometen, die mit diesen eine gemeinschaftliche Bewegung hatten; solche sah man bei dem bereits erwähnten Kometen 1882 II, ferner bei dem interessanten Kometen 1889 V.

Nicht minder merkwürdig sind großartige Lichtausbrüche, welche bei verschiedenen Kometen wahrgenommen wurden; so z. B. bei den Kometen 1884 I und 1888 I. Die Ähnlichkeit dieser Processe, welche den spectroskopischen Beobachtungen gemäß als

---

[1]) Gegenwärtig werden in jedem Jahre eine größere Anzahl teleskopischer Kometen entdeckt; man bezeichnet sie nach der Reihenfolge ihres Periheldurchganges mit der Jahreszahl und einer nachgesetzten römischen Zahl. So war der Komet 1889 IV der vierte Komet des Jahres 1889 usw.

Ausbrüche von glühenden Gasen angesehen werden müssen, mit den analogen bei dem plötzlichen Aufleuchten neuer Sterne (der neue Stern von Tycho 1572 in der Cassiopeja (34), der von Kepler ausführlich beschriebene im Schwan 1600, im Schlangenträger 1604 (20) und andere minder helle, endlich der Ende Februar 1901 im Perseus gesehene), sowie mit den Ausbrüchen von Gasen auf der Sonnenoberfläche (den Protuberanzen) bringt natürlich die Wahrscheinlichkeit von großartigen Umwälzungen in der Natur unserer Vorstellung näher, und lässt die Frage, ob nicht auch der Erde durch plötzliche Ausbrüche oder Zusammenstöße und dadurch bedingte Theilungen in Stücke die Gefahr des plötzlichen Unterganges drohen könnte, in den Kreis der Discussion rücken.

Zunächst würde aber eine solche Katastrophe die Erde als solche, und mit ihr die auf derselben befindlichen Lebewesen, also auch die Menschen und ihre subjective Welt betreffen; aber das Universum selbst ist damit noch lange nicht zerstört. Das Ding an sich, das unserer subjectiven Welt zugrunde liegt, hat nun eine objective Realität, wenn wir auch von derselben nichts mehr wissen, als eben das, was uns unsere Perception davon zur Kenntnis bringt. Dieses objectiv Reale bleibt bestehen, wenn auch der Träger der Vorstellungen in Nichts versinkt.

Den Menschen interessieren allerdings zunächst diejenigen Existenzbedingungen, welche ihm selbst, d. h. seiner Individualität, die Möglichkeit des Fortbestehens bieten. Sind diese Bedingungen so verändert, dass an ein Fortbestehen der Menschheit nicht zu denken ist, so ist „die Welt vernichtet".

Der Mensch war aber nicht immer, er wird nicht immer sein, und so wie Jahrtausende oder Jahrmillionen zurück eine Welt ohne Menschen bestand, so müssen wir uns Jahrtausende oder Jahrmillionen später eine solche ohne Menschen denken; ja noch mehr: die Welt kann weiter bestehen, ohne die geringste Störung in ihrer Gesammtheit; wenn auch die Erde, wenn auch hundert und tausend solcher kleiner Welten im Universum vernichtet würden, die Stabilität der Welt würde dadurch nicht erschüttert.

Hier drängt sich zunächst die Frage auf, was versteht man unter der Stabilität der Welt?

Der Ausdruck „stabil" ist hier nicht anders zu nehmen, als in dem in der Physik gebräuchlichen Sinne: Der Gleichgewichtszustand oder die Bewegung ist stabil, wenn geringfügige Änderungen in der gegenseitigen Configuration (Ort und Geschwindigkeit) nur Schwankungen um einen mittleren Zustand und eine darauffolgende Rückkehr in den ursprünglichen Zustand hervorrufen. Sind jedoch geringfügige Änderungen in der gegenseitigen instantanen Configuration von einem plötzlichen oder auch stetigen Umschlagen in einen völlig geänderten Zustand begleitet, so ist

dieser ein labiler[1]), oder, wie man hier sagt, ein instabiler. Stabilität bedeutet daher: im großen und ganzen beständig bei geringfügigen Änderungen in einzelnen Details.

Es ist daher zunächst die Frage zu erörtern, ob durch plötzliche Eingriffe irgend welcher Art, Zusammenstöße oder Theilungen von Massen, eine Änderung in den Bewegungen erfolgen kann, durch welche das System instabil würde.

Auf Grund derjenigen Gesetze, welche durch empirische Beobachtungen als allgemeine Naturgesetze gefunden wurden (das Gesetz von der Erhaltung des Schwerpunktes, von der Erhaltung der Flächen, von der Erhaltung der lebendigen Kraft), kann man den Schluss ziehen, dass selbst größere locale Revolutionen nicht imstande sind, das Gleichgewicht oder die Bewegung eines Systemes zu stören. Die Zertrümmerung eines Himmelskörpers würde zur Folge haben, dass die einzelnen Theile verschiedene Bahnen beschreiben würden, aber so, dass bei dieser Bewegung der Schwerpunkt aller Theile dieselbe Bahn verfolgen würde, die der Schwerpunkt des unzertrümmerten Körpers vor der Katastrophe beschrieb (Gesetz von der Erhaltung des Schwerpunktes). Der Einfluss, den diese Katastrophe auf die Bewegung der übrigen Himmelskörper ausüben würde, ist daher kein momentaner, sondern eine Folge der geänderten Anziehungen, welche nunmehr durch die geänderten gegenseitigen Entfernungen der einzelnen Theile des Systemes auftreten, fällt demnach in das Bereich der stetigen Veränderungen.

Nebst der bereits früher gemachten Bemerkung über die für uns besonders wichtige und exceptionelle Stellung der Erde, welche aber bei Betrachtung allgemein kosmischer Verhältnisse nicht ins Gewicht fällt, sind noch zwei Bemerkungen zu machen.

Die erste betrifft den Umstand, dass ja alle Naturgesetze nur empirischen Ursprunges sind, und daher empirische aber keine apodiktische Gewissheit haben. Wir sind aber nicht berechtigt, Thatsachen aus der Erfahrung über die Erfahrung hinaus auszudehnen. Gemäß unseren Erfahrungen hat aber das Newton'sche Attractionsgesetz, dessen mathematische Formulierung allen Untersuchungen zugrunde gelegt wird, universelle Allgemeinheit; es sind bisher keinerlei Thatsachen gefunden worden, welche demselben widersprechen, oder Abweichungen der Beobachtungen von den Rechnungen, welche sich nicht durch irgend welche Besonderheiten in der Configuration des Systemes erklären ließen. Dasselbe gilt von der Supposition des Euclidischen, ebenen Raumes (vom Krümmungsmasse „null"). Und unter Zugrundelegung dieser beiden Thatsachen, welche bisher zunächst als nothwendige Postulate festgehalten werden müssen, sind die oben angeführten drei Gesetze

[1]) Es gibt wohl ein indifferentes Gleichgewicht, nicht aber einen indifferenten Bewegungszustand.



(allgemeine Integrale der Differentialgleichungen der Bewegung) ebenfalls allgemeine, unumstößliche Gesetze. Ihre Allgemeinheit könnte nur angefochten werden, wenn entweder nachgewiesen würde, dass das Newton'sche Attractionsgesetz unrichtig oder der empirische Raum nicht eben wäre. Untersuchungen in diesen beiden Richtungen haben erst begonnen, selbstverständlich vorläufig nur mit geringen Ergebnissen, da die Beobachtungen noch nicht den nöthigen Grad der Genauigkeit haben, um eine durchgreifende experimentelle Prüfung zu gestatten (30, 32).

Die zweite Bemerkung betrifft die Möglichkeit einer Katastrophe für die Erde.

Lichtausbrüche in dem Umfange, wie dieselben oben für die Sonne, die Kometen und die neuen Sterne erwähnt wurden, können nur an Körpern vorkommen, welche in einem wenig vorgeschrittenen Stadium der Abkühlung sich befinden. Je weiter diese vorgeschritten ist, desto größer ist der Widerstand, welchen die Kruste den aus dem Inneren heraus wirkenden Kräften entgegensetzt, und im weiteren Verlaufe werden ja die letzteren immer geringer. Bei einem vollständig erloschenen und erstarrten Körper ist die aus einem „feurig-flüssigen Kern" hervorgehende vulcanische Thätigkeit als erloschen anzusehen, wie dieses bei dem Monde (wenn auch nach neueren Untersuchungen vielleicht ebenfalls noch nicht vollständig [18]) angenommen werden muss.

Bezüglich der vulcanischen Thätigkeit auf der Erde ist es allerdings nicht ausgeschlossen, dass dieselbe auf einen noch feurig-flüssigen Kern zurückzuführen ist. Dennoch lassen sich die Erscheinungen noch durch andere Hypothesen erklären. Über das Erdinnere sind wir allerdings so gut wie gar nicht orientiert, und nur auf Annahmen angewiesen, welche zumeist auf die Beobachtungen über die Temperaturzunahme in das Innere der Erde aufgebaut sind. Selbst wenn man die niedrigsten Zahlen über diese Temperaturzunahme zugrunde legt, gelangt man zu so hohen Temperaturen und Spannungen, dass jede, auch die geringste aus dem Innern erfolgende Eruption zu einer vollständigen Berstung führen müsste. Vulcanische Eruptionen können daher ganz wohl localen Störungen (24) ihre Entstehung verdanken. Andererseits ist die Temperaturzunahme nicht überall dieselbe, und hängt mit der Gesteinsart zusammen (33), daher vielleicht, wenigstens theilweise, von localen Associationsprocessen (Oxydationen) bedingt. Wenn auch die diesbezüglichen Beobachtungen noch zu vereinzelt sind, um sichere Schlüsse zu gestatten, so würde doch die exorbitante Höhe der Temperatur im Erdinnern als eine unnöthige Hypothese beseitigt[1]).

---

[1]) Damit ist aber nur die Hypothese eines feurig-flüssigen, glühenden Erdkernes mit einer Temperatur, bei welcher die schwer schmelzbarsten Metalle in Dampfform unter einem Druck von tausenden von

Dass selbst die größten Ausbrüche der noch thätigen Vulcane, die größten Erdbeben, immer nur mehr oder weniger localisiert bleiben und bisher noch nie von deletären Folgen im größeren Umfange begleitet waren, kann daher auch empirisch zu dem Schlusse berechtigen, dass diese Ausbrüche nicht centralen, sondern stets corticalen Ursprunges sind, und daher überhaupt wohl zu einer Zerstörung einzelner kleinerer Gebiete, nicht aber zur Vernichtung der Erde führen können.

Zusammenstöße der Erde mit kosmischen Körpern fanden ebenfalls bereits wiederholt statt. Es sind dieses die als Meteorsteinfälle bekannten Erscheinungen. Bei allen diesen Vorfällen hat zunächst der Eindringling die Atmosphäre zu passieren, und diese wirkt in doppelter Richtung als eine schützende Hülle: in dem Momente des Eindringens wird durch den Reibungswiderstand der größte Theil der kosmischen Geschwindigkeit in Wärme umgesetzt; der Eindringling verbrennt, verliert seine gefahrbringende Geschwindigkeit und einen großen Theil seiner Masse. Die größten Meteormassen: der Stein von Aegos Potamos (465 v. Ch.), „zwei Mühlsteine groß und eine ganze Wagenlast schwer", die 1783 gefundene Meteormasse von San Jago del Estero, 15.000 *kg* schwer, und die 1784 in Bahia gefundene, 7000 *kg* schwer, die Eisenmassen von Disko, von Nordenskjöld 1870 gefunden, vielleicht auch meteorischen[1]) Ursprunges, im Gewichte von 20.000, 8500 und 4300 *kg*, und andere weniger große, wie der Stein von Narni (im 10. Jahrh. gefallen), die Meteormasse von Ensisheim (1492 gefallen), die Pallas'sche Masse, in Sibirien 1750 gefunden u. a. sind ja nur äußerst kleine Massen gegenüber der Masse der Erde. Welche Größe dieselben hatten, als sie in die Atmosphäre gelangten, ist allerdings nicht leicht zu sagen; sie mögen immerhin ganz gewaltig gewesen sein, und die Verheerungen, welche sie verursacht haben mochten, wenn die Erde nicht von dem wie ein elastisches Polster wirkenden Luftmeere, in welchem die Gewalt des Stoßes gebrochen wird, umgeben wäre, mögen wohl denjenigen des Ausbruches eines Vulcanes an die Seite gestellt werden. Tausende und tausende von Meteormassen dringen jährlich auf die Erde ein, aber die meisten ersterben nach momentanem Aufleuchten schon in den höchsten Regionen des Luftmeeres, und erscheinen dann dem nächtlichen Beobachter als plötzlich aufleuchtende Sternschnuppen. Auch von diesen hat die Erde nichts zu fürchten.

Atmosphären stehen, beseitigt, nicht aber die Hypothese eines flüssigen, noch geschmolzenen Erdkernes. In der That deuten manche Erscheinungen (Praecession) auf diese Form des Erdinnern hin, wenn auch die bisherigen Untersuchungen noch keine vollkommen zufriedenstellenden Resultate ergaben.

[1]) Auf die Streitfrage, ob diese Massen meteorischen oder tellurischen Ursprunges sind, kann hier nicht eingegangen werden.

Wie aber, wenn sich zwischen denselben Massen finden würden, die an Größe mit derjenigen der Erde vergleichbar wären? Je größer die Masse ist, in desto größerer Entfernung macht sich bereits die gegenseitige Wirkung bemerkbar; nur kleine Massen können so stark beeinflusst werden, dass sie aus ihrer kosmischen Bahn direct in die Attractionssphäre der Erde gelangend, auf diese fallen. Je größer die kosmische Masse, desto geringer wird die auf sie ausgeübte Wirkung; es tritt dann eine Ablenkung aus ihrer ursprünglichen Bahn, eine „Störung" derselben auf, nicht aber ein Herabfallen auf die Erde. Allerdings wird dann diese äußere Masse auch störende Wirkungen auf die Bewegung der Erde ausüben können, u. zw. umsomehr, je größer sie ist, aber diese wechselseitige Störung, welche an Stelle der Zerstörung tritt, gehört nicht mehr in das Gebiet der plötzlichen Wirkungen.

Dass fremde Körper von bedeutender Größe auf diese Art in große Nähe zur Erde gelangen können, gehört ebenfalls nicht in das Bereich der Unmöglichkeiten; bei der Vertheilung der Sterne, deren Entfernungen und Geschwindigkeiten, ist aber die mathematische Wahrscheinlichkeit für einen solchen Zusammenstoß fast gleich null (11).

Anders ist die Frage bezüglich der Kometen aufzufassen. Bei den ungeheuren Dimensionen ihrer Schweife ist der Durchgang eines Planeten, speciell also der Erde, besonders zu discutieren.

Schweiflängen von nahe 100,000.000 *km* hatten z. B. die Kometen von 1811 und 1858; dabei betrug die Schweifbreite etwa 10,000.000 *km* (der Komet von 1843 hatte eine Schweiflänge von 250,000.000 *km*). Für eine mäßige Schweifbreite von 3,000.000 *km* würde die Erde, wenn sie denselben senkrecht zu seiner Längsrichtung passieren würde (da ihre Geschwindigkeit 30 *km* per Secunde beträgt) 100.000^s, d. i. $27 \cdot 8^h$ in der Kometenschweifatmosphäre verweilen. Die Folgen dieses Aufenthaltes hängen nun wesentlich von der Materie des Kometenschweifes ab. Die Kometen selbst bestehen nach spectralanalytischen Untersuchungen wesentlich aus Kohlenwasserstoffen [1]); eine Beimengung von solchen zur atmosphärischen Luft ist aber für die Lebewesen durchaus nicht gleichgiltig (z. B. Leuchtgas) und würde selbst in außerordentlicher Verdünnung von nur 1 bis $1^1/_2\%$ oder einem Partialdruck von 7 bis 10 *mm* von sehr bedenklichen Folgen speciell für den Menschen begleitet sein können.

Selbst die Kometenkerne haben aber nur sehr geringe Dichte. Nicht nur durch die Kometenschweife, selbst durch die Nebelhülle

---

[1]) Doch sind bei der Annäherung an die Sonne auch Metallinien (namentlich die *Na*-Linie) beobachtet worden (31).

sieht man Fixsterne unabgelenkt[1]) und ungeschwächt[2]). In der That ist es heute sehr wahrscheinlich geworden, dass die Kometenschweife nur optische Begleiterscheinungen (elektrische Entladungen stark polarisierter Kometen in das umgebende Medium) sind, worauf jedoch an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann (18). Dass in diesem Falle von verheerenden Wirkungen nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich.

Wenn man also auch durchaus nicht mit absoluter Gewissheit die Unmöglichkeit einer Zerstörung der Erde durch eine plötzliche Katastrophe darzuthun in der Lage ist, so kann doch das Resultat, welches aus wissenschaftlichen Untersuchungen in dieser Richtung gezogen werden kann, dahin zusammengefasst werden, dass die Erde von dergleichen Ereignissen mit Rücksicht auf deren außerordentlich geringe Wahrscheinlichkeit wohl überhaupt nichts zu fürchten hat.

Doch ist damit keineswegs die Stabilität der Welt, ja nicht einmal die Stabilität unseres Planetensystems erwiesen.

Die Planeten bewegen sich um die Sonne in Bahnen, welche ursprünglich als Kreise oder als aus Kreisen zusammengesetzt (Epicykeln) angenommen, sich nach den classischen Untersuchungen Keplers als Ellipsen herausstellten, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet (20).

Als Newton in seinen 1687 erschienenen *„philosophiae naturalis principia mathematica“* (25) als Ursache dieser Bewegung die Anziehung der Sonne, und in weiterer Ausdehnung die gegenseitige Anziehung aller Himmelskörper, die allgemeine Attraction nach dem Gesetze der Proportionalität mit der Masse und der verkehrten Proportionalität mit dem Quadrate der Entfernung angab, konnte er sofort auch den Schluss ziehen, dass die elliptische Bewegung eben durch diese Anziehung gestört würde.

Wenn nun diese „wechselseitigen Störungen“ derart wären, dass dadurch eine allmähliche Vergrößerung oder Verkleinerung der Entfernung des Planeten vom Centralkörper stattfinden würde, so dass sich der Planet in spiralförmigen Windungen bewegend, immer mehr und mehr von der Sonne entfernen würde, bis er, dem Einfluss ihres Lichtes und ihrer Wärme entzogen, in für die auf demselben lebenden Wesen völlig geänderte Bedingungen treten würde, oder er sich der Sonne so weit nähern würde, dass Änderungen entgegengesetzter Art platzgreifen würden, dann wäre die Existenz dieser Lebewesen in Frage gestellt, und daher für sie ebenfalls eine Umwälzung die Folge, die zum mindesten darin

---

[1]) Wäre das Gas selbst von der Dichte des Wasserstoffgases, so müsste die Messung der Distanzen von außerhalb stehenden, benachbarten Sternen eine Ablenkung ergeben.

[2]) Eine geringe Lichtschwächung kann durch die Contrastwirkung gegen den dunkeln Himmelshintergrund einerseits und gegen die helle Umgebung des Schweifes andererseits erklärt werden.

bestehen müsste, dass sie sich den geänderten äußeren Umständen anpassen müssten. Aber auch abgesehen von diesen Organismen würde eine derartige stetige Vergrößerung oder Verkleinerung der Entfernungen eine Instabilität des Systemes bedingen, da hiedurch entweder eine stetige Veränderung in dem einen Sinne bis zur vollständigen Entfernung des Planeten von dem Attractionscentrum stattfinden würde, bis die Anziehung eines anderen Centrums ihn in dessen Sphäre bringen würde, oder aber bei unausgesetzter Annäherung die schließliche Vereinigung des Planeten mit der Sonne als Endresultat auftreten würde.

Ein ähnliches Resultat wäre zu erwarten, wenn die mittleren Entfernungen dieselben blieben, hingegen die Excentricitäten der Bahnen sich stetig vergrößern würden. Aus nahe kreisförmigen Bahnen würden dann immer mehr gestreckte Ellipsen, wie wir dieselben bei den Kometenbahnen finden, und auch hier würde das Endresultat die Änderung bestehender Bedingungen bis zu anderen, mit bestehenden Verhältnissen durchaus unvereinbaren sein.

Die Störungen, welche die Bahnen der Planeten durch die gegenseitige Einwirkung aller derselben aufeinander erleiden, lassen sich in zwei Gruppen trennen: seculare und periodische. Seculare Störungen nennt man diejenigen, welche fortwährend in demselben Sinne anwachsen; periodische sind solche, welche bald wachsend, bald abnehmend, den mittleren Betrag derselben nicht afficieren.

Die Bahn eines Planeten ist durch fünf Stücke bestimmt, welche man die Bahnelemente des Planeten nennt[1]):

a) die Lage der Bahnebene. Die Planeten bewegen sich nicht in derselben Ebene; man bezieht alle Bahnen auf die Bahn der Erde um die Sonne, die Ekliptik, und nennt die Schnittlinie der Bahn des Planeten mit der Erdbahn die Knotenlinie; die Richtung derselben wird am Himmel zwei Punkte zwischen den Sternen treffen, welche man die Knoten nennt. Der von den beiden Ebenen (Bahnebene des Planeten und Ekliptik) eingeschlossene Winkel heißt die Neigung der Bahnebene; Knoten und Neigung bestimmen die Lage derselben.

1. Die Knotenlinie wird infolge der wechselseitigen Störungen nicht immer dieselbe Richtung haben; die Knoten haben eine seculare und eine periodische Bewegung; infolge der ersteren rücken die Knoten fortwährend in demselben Sinne längs der ganzen Ekliptik am Himmel fort; die periodischen Störungen bewirken, dass dieses Fortrücken nicht gleichmäßig stattfindet; dasselbe ist manchmal schneller, manchmal langsamer, und es erscheint

---

[1]) Außerdem ist noch als sechstes Element der Ort des Planeten in seiner Bahn zu einer gewissen Zeit, oder statt dessen die Epoche des Periheldurchganges, und als siebentes Element die Masse des Planeten zu ergänzen.

gleichsam ein Schwanken der wahren Knoten um gewisse, gleichmäßig fortschreitende mittlere Orte derselben. Störungen in der Stabilität des Systemes können aus diesen secularen Bewegungen der Knoten nicht hervorgehen.

2. Die Änderungen der Neigungen können periodisch wachsend und abnehmend sein. Seculare Änderungen der Neigung würden zur Folge haben, dass die Bahnebene alle möglichen Neigungen von 0° bis 90°, dann weiter über 180°, 270°, schließlich wieder 0° usw. erhalten würde. Änderungen dieser Art beeinträchtigen die Stabilität. Da nämlich die Rotationsachse jedes Planeten im Raume eine unveränderliche Lage hat (freie Achse, Kreiselbewegung), so würde die Neigung der Rotationsachse gegen die instantane Bahnebene fortwährend eine andere; sie könnte 0° sein (wenn die Bahnebene bei ihrer Drehung um die Knotenlinie mit der Richtung der Rotationsachse zusammenfällt); sie könnte 90° werden usw., womit vollständige Änderungen der Beleuchtungs- und Erwärmungsverhältnisse am Planeten verbunden wären: Die Stabilität des Systemes erfordert daher, dass die Neigungen keine seculären Störungen, sondern nur periodische Störungen, u. zw. periodische Störungen in mäßigem Betrage erfahren.

b) Die Lage der Planetenbahn in der Bahnebene ist als Ellipse bestimmt durch die Richtung der großen Achse (der Apsidenlinie) und durch die Länge der beiden Achsen oder an Stelle dieser durch die Länge der großen Achse und die Excentricität[1]).

3. Die Richtung der Apsidenlinie ist bestimmt durch den Winkel, welchen dieselbe mit der Knotenlinie einschließt; so lange die Excentricität klein ist, wird die Bahn nahe kreisförmig sein, und daher ein merklicher Unterschied in den Beleuchtungs- und Erwärmungsverhältnissen hiedurch nicht entstehen, wie denn z. B. sich die Erde im Winter der nördlichen Erdhälfte gegenwärtig in der Sonnennähe, im Sommer der nördlichen Halbkugel in der Sonnenferne befindet. Eine stetige Drehung der Apsidenlinie im selben Sinne: Secularstörungen derselben fallen daher für die Stabilität des Systemes ebenfalls nicht ins Gewicht.

4. Bezüglich der Excentricität wurde bereits oben erwähnt, dass eine seculare Vergrößerung derselben zu immer gestreckteren Bahnen führen würde (eine seculare Verkleinerung würde ebenfalls eine vollständige Umgestaltung der Bahn bewirken, indem schließlich die Bahn in eine hyperbolische verwandelt würde), daher die Stabilität des Systemes erfordert, dass in den Störungen der Excentricität keine secularen Theile auftreten.

---

[1]) In der Astronomie wird unter „Excentricität“ stets die numerische Excentricität verstanden, d. h. das Verhältnis der linearen Excentricität zur großen Achse.

5. Dasselbe gilt, wie auch schon erwähnt wurde, bezüglich der großen Achsen. Statt der großen Achsen ist es jedoch in der Astronomie üblich, die „mittlere tägliche siderische Bewegung“ einzuführen. Nach dem dritten Kepler'schen Gesetze verhalten sich die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten wie die dritten Potenzen der mittleren Entfernungen, d. h. der großen Halbachsen. Aus der Umlaufszeit erhält man den in Graden, Minuten und Secunden ausgedrückten, täglich zurückgelegten Weg, welchen man die mittlere tägliche siderische Bewegung nennt. Während nun aber die Secularstörungen der übrigen Elemente in der Form αt auftreten, d. h. der Zeit proportional, wobei α den Zuwachs in der Zeiteinheit bedeutet, würde ein solches Glied in der mittleren siderischen Bewegung bedeutungslos, da nur an Stelle der Bewegung μt in t Tagen die Bewegung $(\mu + \alpha)\, t$ treten würde. Die Secularstörung in der mittleren Bewegung tritt aber hier in der Form βt^2 auf, als ein dem Quadrate der Zeit proportionales Glied; man nennt dieses die Secularacceleration der mittleren Bewegung. Die Stabilität des Systemes würde erfordern, dass ein solches Glied nicht auftritt.

Durch Vergleichung der ältesten Beobachtungen mit den späteren hatte Halley (16) für den Mond eine Secularacceleration gefunden; und ebenso fand er eine Secularacceleration für den Saturn und eine Secularverzögerung für den Jupiter.

Ungefähr 50 Jahre nach dem Erscheinen von Newton's „Principien“ hatten Clairaut (7), d'Alembert (3) und Euler (18) begonnen, die Analysis auf die Probleme der theoretischen Astronomie anzuwenden, und die Resultate der Rechnung mit den Beobachtungen zu vergleichen. Durch fortgesetzte Untersuchungen kamen sie anfänglich zu dem Resultate, dass das Newton'sche Gesetz nicht ausreicht, um die Bewegung der Apsiden des Mondes zu erklären, ein Resultat, das sie jedoch bald darauf dahin rectificierten, dass die Abweichungen nicht in der Mangelhaftigkeit des Gravitationsgesetzes, sondern in den, bei der Rechnung nothwendigerweise vorzunehmenden Vernachlässigungen gelegen seien.

Bei den analytischen Entwicklungen stößt man nämlich auf ganz bedeutende Schwierigkeiten. So einfach der Ansatz für die Wechselwirkung der sämmtlichen Himmelskörper nach dem Newton-schen Gesetze ist, so schwer wird die Durchführung der Rechnung, welche für die Untersuchung der Bewegung von n Himmelskörpern, das sogenannte „n-Körper-Problem“, die Integration von $3\,n$ Differentialgleichungen zweiter Ordnung erfordert. Die strenge Lösung dieser Aufgabe, d. h. die Bestimmung des Ortes jedes der Himmelskörper für jeden Zeitmoment in Form eines geschlossenen analytischen Ausdruckes ist mit den bisherigen Mitteln der Analysis nicht möglich, und man ist auf den Weg der „successiven Näherungen“ angewiesen. Dieser Weg besteht darin, dass man nicht die Wirkung sämmtlicher Körper gleichzeitig betrachtet, sondern zunächst

die Wirkung eines seiner Anziehung nach überwiegenden Centralkörpers auf jeden der anderen, und dabei die Wechselwirkung dieser vernachlässigt. Diese erste Näherung gibt als Bahnen die Kepler'schen Ellipsen; darauf sucht man, welche Änderungen diese Bahnen durch die Wirkung anderer (der störenden) Himmelskörper erfahren und erhält „gestörte“ Bahnen, welche von den Ellipsen um die Störungsbeträge abweichen. Die Störungen hängen aber von der gegenseitigen Lage der Körper ab und diese befinden sich ja nicht in den Ellipsen, sondern in den gestörten Bahnen; die unter Zugrundelegung der elliptischen Bahnen berechneten Störungen sind daher jetzt neuerdings zu verbessern, man erhält so die Störungen zweiter Ordnung; diese sind im allgemeinen kleiner, denn die wirkliche Bahn wird von der erst erhaltenen gestörten Bahn weniger abweichen, als diese von der ganz ungestörten Ellipse. Will man noch genauere Resultate, so muss man noch die Störungen dritter, vierter Ordnung stets unter Zugrundelegung der letzterhaltenen Bahnen berechnen.

Wenn bei diesen aufeinanderfolgenden Näherungen die aufeinanderfolgenden Glieder immer kleiner und kleiner werden, so dass man bei einer gewissen Näherung abbrechen kann, weil man mit Sicherheit annehmen kann, dass die folgenden Glieder so klein sind, dass sie unmerklich werden (z. B. nur tausendstel Secunden ergeben, in Fällen, wo nur die hundertel der Secunde maßgebend wären), so nennt man diese Entwickelungen convergent. Ist dieses nicht der Fall, sondern können auch spätere Glieder durch irgend welche Umstände groß werden, so bezeichnet man die Entwicklung als divergent.

Es ist hier nicht möglich, auf alle jene analytischen Arbeiten einzugehen, in welchen die Störungen in den successiven Näherungen erhalten wurden, und muss auf die diesbezüglichen Zusammenstellungen verwiesen werden [1]). Hervorgehoben mag werden, dass es in erster Linie die Arbeiten von Lagrange (22), Laplace (23) und Poisson (29) waren, welche zu folgenden Resultaten führten: *a*) Eine Secularacceleration der mittleren Bewegungen ergibt sich nicht; weder bei Berücksichtigung der Störungen der ersten, noch derjenigen der zweiten Ordnung treten solche in den mittleren Bewegungen auf; *b*) dasselbe gilt für die Secularstörungen in den Exentricitäten und Neigungen.

Somit wäre die Stabilität des Sonnensystemes bewiesen gewesen — wenn nicht die theoretischen Untersuchungen mit den Beobachtungsresultaten im Widerspruche gestanden wären. Lagrange (22) fand dann, dass ein scheinbar seculares Glied in

[1]) Zur Orientierung sind zum Schlusse einige der ältesten oder jüngsten, oder vollständigsten Originalwerke zusammengestellt. Doch kann dieses Verzeichnis schon mit Rücksicht auf seinen Umfang weitaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch erheben.

der mittleren Länge des Mondes eine Folge der langsamen Veränderlichkeit der Excentricität der Erdbahn wäre, und ähnlich verhält sich die Sache für die als Secularacceleration der mittleren Bewegungen bei Jupiter und Saturn gefundenen Störungen. Auch hier ergab sich durch die Analyse, dass es sich nicht um ein Secularglied, sondern um ein periodisches Glied sehr langer Periode handelt. Die periodischen Glieder können nämlich rasch verlaufen (nämlich im Laufe eines Monates oder selbst eines Tages); man spricht dann von kurz periodischen Gliedern. Die Periode kann sehr lang sein, und es sind dann lang periodische Glieder (oder Glieder langer Periode), bei welchen erst durch lange Zeiträume angestellte Beobachtungen die Periodicität ergeben. Für Jupiter und Saturn wurde ein solches Glied mit der Periode von 900 Jahren gefunden, und die Beobachtungen von einigen Decennien erstreckten sich daher nur über einen kurzen Zeitraum der Störung, welche den Eindruck einer secularen Bewegung machen kann [1]). Auch die Secularacceleration der mittleren Bewegung des Mondes hat denselben Charakter, nur ist die Periode noch viel länger (da die Störung in der Excentricität der Erdbahn ebenfalls periodisch ist).

Die Entwickelungen, welche speciell für den Mond von Delaunay (10), Airy (2), Plana (27), Hansen (17), Damoiseaux (8), Adams (1) außerordentlich weit geführt wurden, ergaben aber trotzdem eine nicht genügende Übereinstimmung mit den Beobachtungen, und wieder trat hier die Frage auf, ob man es mit einem wirklichen Mangel im Newton'schen Attractionsgesetz zu thun hat, oder ob accessorische Kräfte anderer Natur im Spiele wären. Da sich die geringste Abweichung des Attractionsgesetzes vom verkehrten Quadrate der Entfernungen durch eine relativ viel bedeutendere Drehung der Apsiden offenbaren muss, so können Abweichungen in diesem Sinne zur Erklärung der Nichtübereinstimmung des theoretisch erhaltenen Resultates von dem beobachteten Werte nicht oder wenigstens nicht allein herangezogen werden.

Ein Theil dieser Secularbeschleunigung kann aber möglicherweise nur scheinbar sein; wenn nämlich der Tag immer länger würde, d. h. die Rotation der Erde, welche als Maß der Zeit dient, sich verlangsamen würde, so würde der Mond, selbst bei

---

[1]) Man denke sich ein Wagenrad mit einer Geschwindigkeit von z. B. 100 *m* pro Minute, gleichmäßig fortrollend. Die Achse des Rades beschreibt den Weg gleichmäßig; jeder Punkt der Peripherie bleibt hinter dem „mittleren Orte“, der Achse zurück, oder eilt ihm vor. Wenn das Rad etwa 1 *dm* Umfang hat, so macht das Rad in der Minute 1000 Umdrehungen; die Periode der „Ungleichheit“ in der Bewegung eines Punktes der Peripherie ist 0·001 Minuten. Hat aber das Rad 20 *m* Umfang, so macht es 5 Umdrehungen pro Minute; die Periode der Ungleichheit ist 0·2 Minuten, also 200mal größer: und in demselben Verhältnisse wird die Größe der Ungleichheit, die Amplitude derselben verändert sein.

sonst vollständig gleichförmiger Geschwindigkeit seiner Bewegung im Verlaufe des etwas längeren Tages einen größeren Weg am Himmel zurückzulegen scheinen, d. h. sich scheinbar schneller bewegen. Eine solche Verzögerung der Rotationszeit der Erde kann thatsächlich erfolgen durch Massenablagerungen auf der Erde, wie sie durch das Auffallen der Meteore (u. z. nicht bloß der zur Erde gefallenen Stücke, sondern auch der in der Luft suspendierten Verbrennungsproducte der Sternschnuppen) stattfinden.

Dass auch andere Einflüsse (Wirkung der Passatwinde, der Ebbe und Flut) die Tageslänge beeinflussen (9), kann hier nur kurz erwähnt werden.

Eine wirkliche (nicht scheinbare) Beschleunigung der mittleren Bewegung kann aber auch noch durch das Vorhandensein eines „widerstehenden Mittels" auftreten, wenn nämlich die Bewegungen nicht im absolut leeren Raume, sondern in einem mit einem wenn auch noch so feinen Gase erfüllten Raume stattfinden. Die absolute Geschwindigkeit (in Längenmaße ausgedrückt) wird dabei allerdings, wie bei jeder Bewegung in einem Widerstand leistenden Medium verkleinert, da aber gleichzeitig eine relativ stärkere Annäherung an den Centralkörper erfolgt, so wird die Winkelgeschwindigkeit, und dieses ist ja die im Winkelmaß ausgedrückte mittlere tägliche siderische Bewegung, vergrößert. Die fortschreitende Annäherung des Körpers an den Centralkörper würde daher schließlich ein Hineinstürzen in den Centralkörper zur Folge haben.

Analytische Untersuchungen über ein widerstehendes Mittel wurden bei der Bewegung des Encke'schen (12, 4), Winnecke-schen (26, 15) und des Faye'schen (5) Kometen vorgenommen, führten indes zu nicht ganz übereinstimmenden Resultaten.

Eine weitere merkwürdige Erscheinung betrifft die Rotation der Satelliten. Für den Mond ist es allgemein bekannt, dass seine Rotationszeit gleich ist seiner Umlaufszeit um die Erde, indem er der Erde stets dieselbe Seite zukehrt. Eine solche Erscheinung kann unter Umständen eintreten, wenn z. B. der Schwerpunkt des Satelliten nicht mit seinem geometrischen Mittelpunkte zusammenfällt, sondern dem Attractionscentrum näher liegt. Es lässt sich nachweisen, dass sich dieser Zustand nicht nur erhalten wird, wenn er einmal vorhanden ist, sondern dass er sich, auch wenn er ursprünglich nicht vorhanden war, allmählich in der Weise herstellen muss, dass ein gewisser Radius des Satelliten nicht beständig genau gegen den Hauptplaneten gerichtet ist, sondern um diese Mittellage periodische Schwankungen vollführt, welche man mit dem Namen der Libration belegt[1]). Dasselbe gilt von

[1]) Es ist dies die physische Libration, welche durch die wirklich ungleichförmige Rotation des Satelliten entsteht, im Gegensatze zur optischen, welche von der ungleichmäßigen Translationsbewegung um den Hauptplaneten, bei selbst gleichförmiger Rotation herrührt.



dem Gesetze des Zusammenfallens der Knoten der Mondbahn und des Mondäquators auf der Ekliptik.

Fasst man alles bisher Gesagte zusammen, so folgt, dass über die Stabilität des Systemes auch in dieser Richtung nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann. Ein Beweis, dass die Entwickelungen convergent sind, lässt sich nicht geben; damit ist aber noch keineswegs ausgesprochen, dass die Entwickelungen divergent sein müssen; man kann nur sagen, dass die bisher durchführbaren analytischen Entwickelungen eine Entscheidung darüber nicht gestatten.

Nebst der bereits erwähnten Schwierigkeit des Auftretens von secularen Gliedern ergibt sich eine zweite Schwierigkeit aus gewissen lang periodischen Gliedern, worüber noch einiges bemerkt werden muss. Sie entstehen nämlich, wie die Analysis zeigt, dann, wenn die mittleren Bewegungen des störenden und gestörten Himmelskörpers in einem ganzen, rationalen Verhältnis stehen. Für den Jupiter und Saturn ist dieses Verhältnis sehr nahe 5 : 2; je näher dieses Verhältnis in kleinen ganzen Zahlen[1]) ausdrückbar ist, desto länger wird die Periode, und desto größer der Coefficient; würde z. B. für Jupiter-Saturn das Verhältnis 5 : 2 genau, so würden die Glieder in wirklich seculare übergehen (18).

Glieder dieser Art hängen daher wesentlich ab von den Werten der mittleren Bewegungen; kleine Änderungen in diesen können die betreffenden Glieder stark beeinflussen: sind die Werte der mittleren Bewegungen nicht hinreichend sicher angenommen (nicht genau genug bekannt), so werden die resultierenden Störungen nicht ganz richtig erhalten; bei thatsächlichen Änderungen der mittleren Bewegungen infolge der Störungen können diese Glieder kritisch werden. Sie wurden von Gyldén (14) mit dem Namen elementäre Glieder belegt. Als das Resultat aller dieser Untersuchungen ergibt sich, dass die Kepler'schen Ellipsen den heutigen Anforderungen der Analysis, insbesondere bei der Untersuchung der Bewegung der Satelliten als erste Näherungen nicht entsprechen[2]).

---

[1]) Die Analyse zeigt, dass die Amplitude dieser Glieder von umso höherer Ordnung in den Excentricitäten, d. h. umso kleiner sind, je größer die das Verhältnis ausdrückenden Zahlen sind. Die betrachteten Glieder in der Bewegung von Saturn und Jupiter haben einen Coefficienten von der Ordnung e^3; wäre das Verhältnis der mittleren Bewegungen in einem anderen Falle z. B. 25 : 11, so wäre der Coefficient von der Ordnung $e^{25-11} = e^{14}$, also viel kleiner.

[2]) Bei den Hauptplaneten treten wohl dieselben Schwierigkeiten auf, sie werden aber bedeutender bei den Satelliten, bei denen schon die einfache Anschauung die Abweichung von der Ellipse darthut. Hingegen wird das rationale Verhältnis der mittleren Bewegungen, die nahe Commensurabilität wichtig bei der Untersuchung der Bewegung der kleinen Planeten, von denen einige nahe commensurable mittlere Bewegungen mit Jupiter, andere mit Mars haben.

Es ist das unschätzbare Verdienst Hugo Gyldéns (14), zuerst an Stelle der Kepler'schen Ellipsen andere Näherungen gesetzt zu haben, welche er als periplegmatische Curven bezeichnet. Um die Form derselben zu veranschaulichen, denke man sich aus dem Mittelpunkte einer Ellipse zwei Kugeln beschrieben, deren Halbmesser gleich sind der kleinsten, beziehungsweise größten Entfernung der Planeten von der Sonne (Entfernung des Perihels und Aphels vom Brennpunkte). Zwischen diesen beiden Kugeln bewegt sich nun der Planet in einer gegen die Ekliptik geneigten Ebene. Ebenso nun erstreckt sich die periplegmatische Curve zwischen zwei Kugeln, aber nicht in einer Ebene, sondern zu beiden Seiten einer solchen, sich von dieser nur wenig entfernend. Die Form der Curve selbst ist nicht unmittelbar angebbar, da sie im wesentlichen die Bewegung eines Körpers um ein Attractionscentrum unter Einwirkung eines dritten störenden Körpers darstellt, und daher ihre Form bereits durch das Verhältnis der Massen und der Entfernungen der beiden anziehenden Körper und von der relativen Lage des betrachteten angezogenen Körpers gegen beide, also von zahlreicheren Bedingungen, abhängt. Sie ist die geometrische Darstellung einer durch elliptische Functionen gegebenen Integration des Dreikörperproblemes, bei welcher die Hauptglieder der Störung auch schon von höherer Ordnung, wenn auch nicht complet, mit berücksichtigt erscheinen. Diese so dargestellte Bahn nennt Gyldén die intermediäre Bahn. Diese sowie die wahre Bahn sind periplegmatische Curven; die Entfernung der beiden Kugeln, zwischen denen sie sich erstrecken, nennt Gyldén das Diastema (dieses entspricht somit der doppelten Excentricität der Ellipse); die größte Höhe der periplegmatischen Curve über einer festen Ebene (entsprechend der Neigung der ungestörten oder gestörten Bahn) das Anastema.

Der Hauptvortheil, der hiebei erreicht wird, besteht im wesentlichen darin, dass die Convergenz der Entwickelungen numerisch rascher erfolgt. Allein man ist auch in dieser Methode bisher noch nicht in der Lage, analytische Kriterien dafür anzugeben, ob hiebei die Convergenz eine absolute ist, d. h. ob thatsächlich die vernachlässigten Glieder immer in demselben Verhältnis kleiner werden, oder ob die Convergenz doch nur eine numerische, innerhalb der Grenzen der Entwickelungen *a posteriori* ersichtliche ist. Sind auch manche Hauptschwierigkeiten, z. B. in der Entwickelung der Apsidenbewegungen, Größe der Störungsbeträge in glücklicher Weise umgangen, so bleibt auch in dieser Methode noch die eine Schwierigkeit bestehen: das Auftreten von elementären Gliedern.

Ob es in künftiger Zeit gelingen wird, durch Einführung neuer Methoden bald einen weiteren Schritt vorwärts in der Erkenntnis der wahren Bewegung der Himmelskörper zu machen,

oder ob die durch die Gyldén'schen Methoden eingeführten intermediären Bahnen ausersehen sind, mit den entsprechenden Modificationen durch einen ebenso langen Zeitraum wie die Kepler-schen Ellipsen als erste Näherungen für die Integrale des Dreikörperproblemes zu gelten, und die nächsten Bestrebungen sich auf den analytischen Nachweis über die Convergenz der Entwickelungen zu concentrieren haben werden — auf die diesbezüglichen Untersuchungen z. B. von Poincaré (28) kann hier nicht eingegangen werden, — muss vorläufig dahingestellt bleiben, und so sind wir heute noch weit entfernt, einen bestimmten Ausspruch über die Stabilität eines Planetensystemes, sohin des Weltsystemes zu thun.

Es war früher erwähnt worden, dass, wenn auch die Wirkungen der Kometen oder der auf die Erde fallenden Meteore nicht in einer plötzlichen Zerstörung oder Störung bestehen kann, noch die Frage zu erörtern bleibt, ob nicht beträchtliche Störungen in den Bahnen der Planeten durch die Anziehung der Kometen erfolgen können, welche, da ja die Kometen wie Fremdlinge oder Eindringlinge in unser Sonnensystem gelangen können, nicht beständig, sondern nur eine Zeit lang wirken, und daher als unvorhergesehene Störungen, die jeden Moment durch das Auftreten eines neuen Kometen entstehen könnten, sich der Vorausberechnung vollständig entziehen. Hieher würden schließlich auch die Wirkungen der Planetoiden gehören, von denen ja, da mit Ausnahme der vier ersten alle erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundertes entdeckt wurden, noch ungezählte andere in dem Gürtel zwischen Juppiter und Mars kreisend, für die Störungsrechnung noch nicht in Betracht zu ziehen sind. Ihr Einfluss hängt aber wesentlich von ihrer Masse ab, und wir sind bei der Beantwortung dieser Frage auf unsere Kenntnisse über diese abhängig. Eine solche kann aber nur auf empirischem Wege aus den Wirkungen selbst erschlossen werden; es liegt allerdings bisher nur eine dürftige Zahl vor, doch wichtig genug, um einen Schluss mit einiger Sicherheit zu gestatten: Der Enke-sche Komet kann dem Mercur äußerst nahe kommen (bis auf 0·017 Erdbahnhalbmesser), und doch hat man in der Bewegung des Mercur keine Störungen durch den Kometen beobachtet, welche irgendwie erheblich wären. Der Komet 1889 V gieng im Jahre 1886 mitten durch das System der Juppitersatelliten hindurch (6), ohne in deren Bewegungen irgend merkbare Störungen zu verursachen. Nimmt man die directen Messungen der Kometenkerne hinzu, aus denen man, allerdings mit beträchtlichen Unsicherheiten auf sehr kleine Massen schließen konnte, so folgt daraus, dass auch die continuierlichen Wirkungen der Kometen und die daraus resultierenden Änderungen in den Planetenbahnen sich selbst mit den durch die heutigen Mittel der Beobachtungskunst zu erreichenden Genauigkeit der Erkenntnis noch vollständig entziehen.

Hier muss auch noch erwähnt werden, dass in den letzten dreißig Jahren ein Zusammenhang zwischen Kometen und Meteoren gefunden wurde, der die eingangs erwähnte Zertrümmmerung von Kometen in einem anderen Lichte erscheinen lässt. Einige Kometen, unter diesen auch der verschwundene Biela'sche, bewegen sich in Bahnen gewisser Meteoritenschwärme (durch größere Zwischenräume getrennt, vor oder hinter denselben). Das plötzliche Auftreten sowie das Verschwinden von Kometen gehört dann in dieselbe Gruppe von Erscheinungen: Aggregation von Meteoren zu Kometen und nach Maßgabe der Umstände Disgregation der letzteren zu Partikelchen, ein beständiger Wechsel der Erscheinungen, eine Instabilität für diese an sich nicht cohärenten Körper, ohne jegliche Folge für die Stabilität der übrigen Systeme.

Unter den Kometen sind jetzt über 30 entdeckt, welche Bahnen mit kleinen Excentricitäten beschreiben, und daher kurze Umlaufszeiten (unter 10 Jahren) haben; diese Kometen nähern sich ihrer Bahnform nach den kleinen Planeten, so dass hier ein Verbindungsglied zwischen Körpern verschiedener Art gegeben ist. Auch für die kleinen Planeten haben die Beobachtungen, soweit solche überhaupt möglich waren, außerordentlich kleine Werte für die Halbmesser ergeben (meist photometrische Resultate), so dass jeder einzelne derselben eine merkliche Störung in der Bewegung der großen Planeten nicht ausüben kann; es ist jedoch immerhin nicht ausgeschlossen, dass die Gesammtheit aller kleinen Planeten sowie auch die um die Sonne kreisenden Meteorschwärme Ringe von discreten Partikelchen bilden, welche in ihrer Totalität einen vielleicht merkbaren Einfluss auf die großen Planeten ausüben könnte. Doch bleiben Untersuchungen dieser Art, solange wir über die Art der Vertheilung der kleinen Planeten, beziehungsweise der Meteore in diesen Ringen nichts wissen, späteren Zeiten vorbehalten.

Die Frage nach der Stabilität des Weltsystemes, oder, wie man dies nach dem Gesagten besser formulieren könnte, nach der Stabilität der Weltsysteme, hängt aber noch auf das innigste zusammen mit der Frage nach der Entstehung der Welt. Denn wenn die durch die Verdichtung nach der Kant-Laplace'schen (19, 23) Hypothese auftretende Wärme die Existenz von Lebewesen auf dem glühenden Körper selbst ausschließt, hingegen die Vorbedingung für die Existenz von solchen auf anderen bereits erkalteten ist, so wird, lange bevor die Änderungen in den Bahnen der Himmelskörper auf das Bestehen von Organismen von Einfluss sein kann, ein solcher sich schon durch die fortschreitende Abkühlung und das dadurch bedingte Ersterben gewisser Organismen, wenigstens in subjectiver Richtung ergeben. Aber auch hier ist das Ende nicht in historische Zeiten zu versetzen. Jedenfalls reicht der Wärmevorrath der Sonne, wenn derselbe auch nur durch Condensation gedeckt wird, auf mehrere Millionen Jahre

aus, vom astronomischen Standpunkte aus allerdings ein beschränkter Zeitraum, aber jedenfalls ein Zeitraum, welcher gegenüber denjenigen Epochen, in denen sich die beschränkte Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus gegen locale Störungen, insbesondere der Mikroorganismen offenbart, als unermesslich lang zu bezeichnen ist.

Nicht die schauerlichsten Katastrophen, welche der erfinderische Menschengeist durch Zusammenstellung der mannigfachsten Erfahrungsthatsachen von Zusammenstößen und Zertrümmerungen zu Weltbränden und Überflutungen combinierte, sind es, von denen die Stabilität des Weltsystemes abhängt, sondern die stetigen, langsamen Veränderungen, welche wir in den durch Jahrtausende und Jahrmillionen sich vollziehenden Umwälzungen auf der Erdoberfläche im kleinen sich vollziehen sehen, auf welche der forschende Geist des Menschen sein Augenmerk zu richten hat.

Unvergleichlich verschlungener als die compliciertesten epicyclischen Bewegungen, welche die Astronomen vor Jahrhunderten sich vorstellten, sind die wahren Bahnen der Himmelskörper unter dem Einflusse einer nach einem einfachen Gesetze wirkenden Kraft; verschlungen bis zu einem Grade, dass erst die vollständige Durchdringung des analytischen Formelsystemes mit dem geistigen Auge zu einer zutreffenden räumlichen Repräsentation von den wirklichen Bewegungen führt; und dennoch nur zu einer räumlichen Repräsentation des gegenwärtigen Zustandes, nicht aber desjenigen, welcher sich in fernen Zeiten darbieten würde.

Was für die weitere Erkenntnis in späteren Zeiten zu erwarten ist, das vermögen wir heute noch nicht zu sagen. Überblickt man den langen, mühsamen Weg, den die Wissenschaft zurückgelegt, so wird man sich, trotzdem das, was sich uns offenbart hat, groß und bedeutend ist, doch der Einsicht nicht verschließen können, dass für jede gelöste oder selbst nur halb gelöste Frage eine Reihe neuer ungelöster Fragen entstanden. Doch ists dem Menschen angeboren,

Dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt.

Und was den Forscher dabei aufrecht hält und hebt, ist die Hoffnung, den dichten Schleier, welcher das hehre Bild der Wahrheit deckt, so weit als möglich zu lichten, die Hoffnung, welche dem wahren Forscher zur Gewissheit wird, die Hoffnung, welche Seneca zu den prophetischen, sich theilweise immer wieder bewahrheitenden Worten begeisterte:

„*Veniet tempus, quo ista, quae nunc latent, in lucem dies extrahat et longioris aevi diligentia ... Veniet tempus, quo posteri nostri tam aperta nos nescisse mirentur.*“

Literaturnachweise.

1. Adams, Phil. trcts. Bd. 143; Comptes rendus Bd. 48. — 2. Airy, Numerical lunar theory. — 3. d'Alembert, Memoiren der Pariser Akademie, 1745 ff.; Recherches sur divers points sur le système du monde. — 4. v. Asten, Memoiren der Petersburger Akademie, VII. Serie, Bd. 26 — 5. Backlund, Astron. Nachrichten, Nr. 2414. — 6. Chandler, Astronomical Journal, Bd. 9. — 7. Clairaut, Memoiren der Pariser Akademie, 1743 ff.; Théorie de la lune, déduite du seul principe de l'attraction reciproquement proportionelle aux carrés des distances, Paris 1750. — 8. Damoiseaux, Philos. trcts., Bd. 148. — 9. Darwin G., Phil. trcts. 1879. — 10. Delaunay, Comptes rendus, Bd. 48, 49. — 11. Ebert, „Inwieweit kann ein Stern mit großer Geschwindigkeit die Stabilität unseres Planetensystemes beeinflussen? Stockholm 1896. — 12. Encke, Abhandlungen der Berliner Akademie, 1831—1854. — 13. Euler, Memoiren der Berliner Akademie, 1747 ff.; Theoria motus lunae exhibens omnes eius inaequalitates. Berlin 1753. — 14. Gyldén Hugo, Astron. Nachrichten, Nr. 2383, 2453; Acta mathematica, Bd. I, Bd. VII; Abhandlungen der schwedischen Akademie, Bd. 6 und 7; Traité des orbites absolues. — 15. v. Haerdtl, Astron. Nachrichten, Nr. 2837. — 16. Halley, Phil. trcts., Bd. 19. — 17. Hansen, Comptes rendus, Bd. 50. — 18. Herz, Bahnbestimmung des Kometen von 1811 in Publicationen der v. Kuffner'schen Sternwarte, Bd. II; Allgemeine Einleitung in die Astronomie; Kometen und Meteore; Mechanik des Himmels in Valentiners Handwörterbuch der Astronomie. — 19. Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, Königsberg 1755. — 20. Kepler, Astronomia nova seu Physica Coelestis, tradita Commentariis de Motibus Stellae Martis; De stella nova in pede Serpentarii. — 21. Kreutz, Untersuchungen über das Kometensystem 1843 I, 1880 I und 1882 II, Kiel. — 22. Lagrange, Memoiren der Berliner Akademie, 1776 ff. — 23. Laplace, Memoiren der Pariser Akademie, 1783 ff.; Mécanique céleste; Exposition du système du monde. — 24. Lyell, Principles of Geology. — 25. Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica, Londini 1687. — 26. Oppolzer T. v., Astron. Nachrichten, Nr. 2319. — 27. Plana, Théorie de la lune. — 28. Poincaré, Les methodes nouvelles de la mécanique céleste. — 29. Poisson, Journal de l'école polytechnique, Bd. VIII. — 30. Ristenpart F., Artikel „Universum" in Valentiners Handwörterbuch der Astronomie. — 31. Scheiner J., Die Spectralanalyse der Gestirne. — 32. Schwarzschild K., Über das zulässige Krümmungsmaß des Raumes. Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellschaft 1900. — 33. Sterneck R. v., Untersuchungen über den Zusammenhang der Schwere unter der Erdoberfläche mit der Temperatur. Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 108, II. Abth. — 34. Tycho Brahe, Progymnasmata. —

Wien. Dr. N. Herz.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

III. Was heißt ... *PTE*?

Es ist gewiss verdienstlich, einen guten alten Gedanken nachdrücklich nochmals vorzutragen. Und so habe ich mich entschlossen, hier ein paar Worte zu wagen über jenes an Pronomina angefügte ... *pte*, dessen Deutung den zünftigen Grammatikern immer noch Kopfzerbrechen zu machen scheint; denn wenn man von den unkritischen Darstellungen, wie die Sammlungen Neues II³ 374 sind, absieht, so muss es doch sehr befremden, wenn ein Sprachgelehrter wie Lindsay S. 492 kein Wort der Erklärung bringt, sondern mit Behagen auf der unrichtigen Auffassung des Verrius Flaccus beharrt: *suopte suo ipsius ut meopte meo ipsius, tuopte tuo ipsius,* auf der bekanntlich die abgestandene Etymologie von *ipse* (πόσις) beruht.

Ich gedenke mich hier aller Polemik zu enthalten, weil es Dinge gibt, die durch die Intuition besser bewiesen werden als durch ein noch so sorgfältiges Raisonnement. Und so erzähle ich lieber einen Vorfall aus meinem Unterrichte.

Da lasen wir einmal im Tacitus (Ann. III 26) die Worte: *cum honesta suopte ingenio peterentur.* Ich las darüber hinweg; aber ein fleißiger Schüler interpellierte mich nach Bedeutung und Etymologie des *pte*; er habe in den ihm zugänglichen Quellen keine Belehrung finden können — was ich ihm sofort glaubte.

Lachend erwiderte ich ihm, er solle das *pte* einfach comparieren, dann werde er wissen, was es sei und was es bedeute. Und er begriff mich. Für hier aber sei es gestattet, statt antiker erlesener Exempel — die ja zu haben wären — ein paar in Eile selbstgemachte Verse vorzulegen, die dafür deutlicher sind:

méopte ingenio iúdicabo, námque ego confidó meo
pótius ingenió quam istorum práuae pertináciae.
méo potissimum ingénio spero rés ut soluatúr fore.

---

§ ipsípte id dicam? § ípsi potius quam álteri,
namque ístud ipsi cónducit potíssimum.

---

haud mípte credo, créduam potiús tibi,
cui iám diu nos crédidimus potíssimum.

---

istí suapte péreant cum prudéntia,
suaé qui potius cónfidunt prudéntiae,
quam ut quídquam discant. Íbunt in malám crucem
suá potissimum ísti mox prudéntia.

Wenn also die Grammatiker alten Schlags lehren, das Adverbium zu *potis* finde sich nur im Comparativ und Superlativ, so

sind sie m. E. gründlich auf dem Holzweg, und unter das Verzeichnis der accusativischen Adverbia bei Neue II³ S. 588 hätte dies *p(o)te* eingeschaltet werden müssen.

Aber wozu das alles? Um einen logischen Schluss zu ziehen: Wenn das hier Gesagte wahr ist, dann bedeutet das angehängte *pte* nicht „selbst, eigen" (Georges 7, Heinichen-Wagener 6 und leider auch Stowasser 2), sondern die Lexikographen werden zu schreiben haben: ..*pte* (aus *pote* syncopiert) besonders, hauptsächlich, vornehmlich. Und so werde ich in der dritten Auflage drucken lassen.

Wien. J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

F. Blaydes, Adversaria critica in Euripidem. Halis Saxon. MDCCCC. gr. 8°, 544 SS.

Diese dickleibige Sammlung von Emendationen und Parallelstellen bietet sich ganz bescheiden jenen dar, die sich mit der niederen Textkritik des Euripides befassen wollen. Auch hier versichert der Verf. wie in seinen früheren Werken dieser Art, dass die Textkritik in erster Linie aus Parallelstellen Förderung zu erhoffen habe und dass es daher zu beklagen sei, dass wir zu Euripides wie zu vielen anderen *probi scriptores* noch immer kein gutes Lexikon besitzen. Auch hier endlich erklärt er, dass er „vieles, was er vor vielen Jahren geschrieben, jetzt nicht mehr geschrieben hätte", und dass er, wenn er Muße gehabt hätte, vieles verbessert und ergänzt haben würde. Und da der unverbesserliche Verf. auch in allen Einzelheiten alles beim Alten gelassen hat, so dass die bekannte *ὕλη*-Natur seiner Arbeiten treulich gewahrt ist, so erübrigt dem Ref., von dem doch gewiss niemand verlangen wird, dass er aus dem *ingens locorum aequor* wieder zahllose Stellen herausgreife, an denen er Blaydes'sche Conjecturen nicht recipiert, nur noch, auf seine Besprechungen der früheren Publicationen des greisen Gelehrten in dieser Zeitschrift hinzuweisen, in welchen er, abweichend von anderen Recensenten, dasjenige, was Lob verdiente, gebürend hervorhob. Es sei also nochmals betont, dass der Textkritiker des Euripides von diesem Buche nicht Umgang nehmen darf, da er manchen Wink fruchtbringend wird verwerten können.

Unbegreiflich ist es, dass in den 'Addenda' (S. 499—542) sehr vieles wörtlich wiederholt ist, was ohnehin schon an Ort und Stelle vorgebracht erscheint. Ist es aber nicht die reine Somnolenz, wenn gleich zur ersten Stelle Rhes. prolog. 11 als Nachtrag auf p. 537 die Stelle Herod. VI 86, δ: *ἐκτέτριπται πρόρριζος ἐκ Σπάρτης* nochmals angeführt wird, nur dass hier das Citat falsch ist (VII statt VI)?

Wien. Hugo Jurenka.

A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Beiträge zur Geschichte u. Beurtheilung der *KOINΉ*. Straßburg, K. J. Trübner 1901. 8°, VIII u. 275 SS. Preis 7 Mk.

Unter den deutschen Sprachforschern hat sich der Verf. des in der Aufschrift namhaft gemachten Buches sehr große Verdienste um das richtige Verständnis der neugriechischen Sprache und ihres geschichtlichen Verhältnisses zur altgriechischen erworben, wobei es ihm freilich möglich war, auf den grundlegenden Arbeiten des verdienstvollen Pfadfinders auf diesem Gebiete, G. N. Hatzidakis, weiterzubauen. Thumbs Handbuch der neugriechischen Volkssprache ist unstreitig das beste Hilfsmittel dieser Art, ebenso wie der 1892 erschienene, zu einer Skizze ausgearbeitete Habilitationsvortrag „Die neugriechische Sprache“ eine vortreffliche Darstellung des Gegenstandes in zweckentsprechender Übersichtlichkeit und Deutlichkeit gibt. Gewissermaßen das Mittelalter in der griechischen Sprachgeschichte stellt uns jene Zeit dar, in welcher die ‘*κοινή*’ ihre nahezu unumschränkte Herrschaft über die gesammte griechische Welt ausübte, das Zeitalter des Hellenismus. Denn während man ‘*κοινή*’ und ‘Neugriechisch’ wohl auseinanderhalten muss, da erstere ein vorausgehendes Entwicklungsstadium der Sprache darstellt, aus welchem eben das Neugriechische hervorgegangen ist, sind ‘*κοινή*’ und ‘hellenistische Sprache’ identisch. In dieser Phase der griechischen Sprachentwicklung treffen gewissermaßen das Alt- und Neugriechische aufeinander: die gemeinsame Verkehrssprache, welche an die Stelle der zahlreichen Mundarten der vorausgegangenen Zeit getreten und der sprechende Ausdruck der nivellierenden Cultur der neuen Zeit geworden ist, birgt die Keime der neugriechischen Volkssprache in sich, ‘die sich mit großem Vortheil zum richtigen Verständnisse’ der sprachlichen Erscheinungen der ‘*κοινή*’ heranziehen lässt. Die Entstehung und Ausbildung dieser ‘*κοινή*’, welche ungefähr vom Jahre 300 v. Chr. bis 500 n. Chr. geherrscht hat, darzulegen, ist die Aufgabe dieses Buches, das natürlicherweise in mancher Hinsicht sich mit den Untersuchungen von K. Dieterich zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert n. Chr. (vgl. Jahrg. 1899, S. 728—730) berührt. Den Inhalt des Buches bilden folgende sechs Abschnitte: I. Begriff und Umfang der *Κοινή*. Allgemeine methodische Fragen. II. Der Untergang der alten Dialecte. III. Die Reste der alten Dialecte in der *Κοινή*. IV. Der Einfluss nichtgriechischer Völker auf die Entwicklung der hellenistischen Sprache. V. Dialectische Differenzierung der *Κοινή*. Die Stellung der biblischen Gräcität. VI. Ursprung und Wesen der *Κοινή*. — Es würde den Rahmen dieser Anzeige weit überschreiten, wenn Ref. in ausführlicher Auseinandersetzung den eben durch die Capitelüberschriften kurz charakterisierten Inhalt des Buches vorführen wollte. Nur die hauptsäch-

lichsten Gesichtspunkte mögen hier angegeben werden. Der Keim zur Entwicklung der *Κοινή* ist bereits durch den ersten attischen Seebund gelegt worden, und das geistige Übergewicht, welches Athen in dem Kreise seiner Verbündeten hatte, erklärt auch die unverkennbare Thatsache, dass das Attische, genauer das gesprochene Attische, den eigentlichen Untergrund dieser *Κοινή* bildete, welche von der jonischen Inselwelt aus ihren Eroberungszug über die östlichen Länder, die z. Th. erst durch den Zug Alexanders des Großen und die nachfolgende Herrschaft der Diadochen für die hellenische Sprache und Cultur gewonnen wurden, über das griechische Mutterland und Großgriechenland angetreten hat. Der große Antheil, den der jonische Stamm an der Bildung und Ausbreitung der *Κοινή* genommen hat, findet in der Thatsache seinen Ausdruck, dass das jonische Element, das in Laut- und Flexionslehre nur gelegentlich oder in örtlicher Begrenztheit durchbricht, im Wortschatz des Hellenismus eine hervorragende Rolle spielt (S. 209). So hat das Jonische einen viel stärkeren Antheil an der Ausbildung der *Κοινή* als die übrigen griechischen Mundarten, „und insofern lässt sich an die These von Wilamowitz anknüpfend mit Kaibel u. a. sagen, dass die Mischung der Atthis vor allem mit jonischen Elementen den Grund zur *Κοινή* gelegt habe“ (S. 227). Außerdem haben aber auch Ägypten und Kleinasien, die neben der römischen, dorischen und attischen *Κοινή*, d. h. der in den Gebieten dieser alten Mundarten gesprochenen *K.*, die beiden hauptsächlichsten und wichtigsten Kreise der Sprache der hellenistischen Zeit bildeten, nicht unwesentlichen Antheil an der Bildung der *K.*, wie Thumb S. 176 m. E. mit Recht, insbesondere mit Hinweis auf die statistischen Ergebnisse der oben erwähnten Untersuchungen R. Dieterichs gegen Hatzidakis (Gött. Gel. Anz. 1899, S. 508 ff.) hervorhebt. Fügen wir noch hinzu, dass an den Erfolgen der hellenistischen Weltsprache auch das Christenthum einen hervorragenden Antheil hat (S. 249), so haben wir die leitenden Hauptgesichtspunkte angeführt, welche sich aus den mit lichtvoller Klarheit in den oben angeführten Capiteln geführten Einzeluntersuchungen ergeben. Diese Hauptergebnisse, die allerdings keineswegs durchaus neu sind, dürften die Probe halten, wenn auch die fortschreitende Forschung im einzelnen vielleicht manches anders gestalten wird [1]).

---

[1]) Kretschmers Abhandlung 'Die Entstehung der *Κοινή*' (134. Bd. d. Sitzungsber. d. k. Akademie in Wien) habe ich noch nicht einsehen können, da der betreffende Band in der hiesigen Universitätsbibliothek auch während der Correctur dieser Anzeige noch nicht zu haben ist.

Meyer Leo, Handbuch der griechischen Etymologie. I. Band. Wörter mit dem Anlaut α, ε, ο, η, ω. Leipzig, S. Hirzel 1901. 8°, 656 SS.[1] **Preis 14 Mk.**

Für ein Handbuch der griechischen Etymologie würde sich ohne Zweifel die etymologische Anordnung des Wortschatzes am allerbesten eignen, d. h. die Gruppierung nach Wortfamilien, um lästige Wiederholungen zu vermeiden (vgl. z. B. die beiden Artikel *ἄντα* und *ἀντί* S. 203 f. und 205 f. unseres Handbuches) und das zusammengehörige Wortmaterial in raschem Überblicke vor sich vereinigt zu sehen. Durch die von dem Verf. des vorliegenden Handbuches gewählte Anordnung zunächst nach den Vocalen *α, ε, ο, η, ω* ist der angestrebte Zweck nur zum kleinsten Theil erreicht, und durch die innerhalb der einzelnen Laute gewählte Aufeinanderfolge der Zeichen des Alphabets, nämlich Stummlaute (tonlose, tönende, aspirierte) *s*-laut, *n*, *m*, *z*, *l* wird die Übersichtlichkeit keineswegs gefördert. Muss man also schon die äußerliche Anordnung des Stoffes nicht als besonders glücklich gewählt bezeichnen, so erheben sich noch viel schwerer wiegende Bedenken gegen die methodische Behandlung und gegen die Zuverlässigkeit der Ausführungen des Verf.s, der sich mit Vorliebe in weitschweifiger Breite ergeht. Durch eine große Zahl von Belegen lässt sich der Nachweis erbringen, dass die vorhandene sprachwissenschaftliche Literatur von dem Verf. nicht in annähernd erschöpfender Weise ausgenützt worden ist. Infolgedessen sind zahlreiche veraltete Etymologien stehen geblieben, bezw. aus älteren etymologischen Werken übernommen, während neuere Deutungen keine Berücksichtigung gefunden haben. Auch sieht man an vielen Stellen aus den sprachlichen Auseinandersetzungen des Verf.s, dass er mit den Fortschritten der sprachwissenschaftlichen Methode entweder nicht Schritt halten mochte oder konnte und demzufolge auch nach dieser Richtung vielfach Veraltetes bietet. Eine Reihe von Belegen für die eben vorgebrachten Ausstellungen habe ich in der schon erwähnten (bis jetzt allerdings noch nicht erschienenen) Besprechung in der „Berliner philol. Wochenschrift“ zusammengestellt, auf die ich auch an dieser Stelle verweise. Für diese Mängel vermag keinen Ersatz zu bieten, dass der Verf. die Thier- und Pflanzennamen viel genauer bestimmt hat, als es in den gewöhnlichen Wörterbüchern geschieht, und für die einzelnen Worte die Belegstellen aus möglichst alter Literatur und in größerer Zahl gegeben hat, als dies sonst in etymologischen Wörterbüchern zu geschehen pflegt; auch nicht, dass der Verf. bestrebt war, zur

---

[1]) Ich hatte bereits eine Anzeige dieses Buches für die 'Berliner philol. Wochenschrift' übernommen und z. Th. auch geschrieben, als mir von der Redaction dieser Zeitschrift das Buch zur Besprechung zugeschickt wurde. Es wird mir also wohl gestattet sein, mich auf jene Besprechung zu berufen.

Erklärung der einzelnen Bildungen die gleichgearteten übersichtlich gesammelt an die Seite zu stellen.

Die eben vorgebrachten Auseinandersetzungen lassen es gerechtfertigt erscheinen, wenn dieses Handbuch der griechischen Etymologie zum Gebrauche nicht empfohlen werden kann.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Geschichte der römischen Dichtung von Otto Ribbeck. II. Augusteisches Zeitalter. 2. durchges. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung (Nachfolger) 1900. 8°, VII u. 373 SS. Preis 8 Mk. 75 Pf.

Bald nachdem Ribbeck seinem jung verstorbenen Schüler Buresch mit der Herausgabe seines wissenschaftlichen Nachlasses den letzten Liebesdienst erwiesen hatte, sank er selbst ins Grab und musste die Besorgung der neuen Auflage seines Augusteischen Zeitalters einem Collegen C(urt) W(achsmuth) überlassen.

Mit seiner Geschichte der römischen Dichtung hat er nicht nur ein philologisches Handbuch geschaffen, sondern die deutsche Literatur bereichert. Solchen classischen Leistungen gegenüber hat der Bearbeiter möglichste Zurückhaltung zu beobachten. Wie sehr sich der Herausgeber dieser Pietätspflicht bewusst war, beweist schon die Vorrede zur zweiten Auflage, die zugleich ihren Plan klar vorzeichnet: „Ausführlichere Excurse mit den ursprünglich beabsichtigten Belegen, Beweisen, Widerlegungen, gelehrten Zugaben aller Art würde der verewigte Verfasser diesem Bande auch jetzt nicht angehängt haben, so wenig als dem ersten . . . Wahrscheinlich hätte es ihn aber gereizt, . . . sich mit manchen neueren und neuesten Aufstellungen kurz auseinander zu setzen. Leider fanden sich jedoch in den hinterlassenen Papieren von solchen Auseinandersetzungen nicht einmal Anfänge vor; und je mehr hier alles bis in die Auswahl des zu Besprechenden von ganz persönlichen Momenten abhängig war, umso weniger durfte von anderer Seite daran gedacht werden, diesem Bande nun noch nachträglich ähnliche Anmerkungen beizugeben, wie sie der Autor selbst dem erneuerten ersten hinzugefügt hatte. Auch der Darstellung selbst gegenüber war große Zurückhaltung geboten. Nur wenige Correcturen oder Zusätze waren bereits in dem Handexemplar Ribbecks eingetragen: sie sind sämmtlich aufgenommen. Zumeist aber hatte er sich begnügt, an dem Rand die jüngste Literatur zu notieren, ohne sein eigenes Urtheil auch nur anzudeuten. So mussten diese Vermerke als Aufforderung gelten, die in den citierten Arbeiten gebotenen Auffassungen in eigener Untersuchung daraufhin zu prüfen, inwieweit sie zur Berichtigung oder Bereicherung der bisherigen Darstellung des Buches dienen könnten. Und nur wo ein Zweifel auch von Ribbecks Standpunkt aus nicht wohl zulässig schien, wurde die frühere Fassung — ab und zu auch

stärker — abgeändert. Ohne solchen Anhalt den Text umzugestalten, schien nicht räthlich... nur sind... ein paar offenkundige thatsächliche Versehen beseitigt worden. Endlich das Register musste wesentlich vervollständigt werden..."

Die Unterschiede von der ersten Auflage sind in der That sehr gering. Die Seitenzahl ist dieselbe geblieben, und die Änderungen sind kaum merklich, nicht bloß weil sie, so viel ich bei umfangreichen Stichproben gesehen habe, nur Kleinigkeiten betreffen, sondern auch weil der feine Geschmack des Herausgebers es vermieden hat, sie äußerlich zu kennzeichnen. Durchgängig scheint also der alte Standpunkt Ribbecks festgehalten zu sein; so gleitet der Text S. 200 über das in dieser Zeitschrift 1898, S. 481 ff. behandelte und, wie ich glaube, erledigte Problem, das die Zeitbestimmung der Elegien des Lygdamus bietet, noch immer mit den Worten hinweg: „Dieser mittelmäßige Dichter gibt in derselben Wendung wie Ovid als sein Geburtsjahr 711 an.... Als Alters-, vielleicht auch Schulgenosse Ovids theilt er mit ihm manche Gewöhnungen der Technik, gewisse Wendungen, sogar einzelne Verse, die der eine dem anderen in bewusster neckischer Reminiscenz nachgeschrieben haben muss."

Das Buch hat somit sein altvertrautes Gesicht behalten, mit dem es uns und einem weiten Leserkreise wert geworden ist. Möge es zu den bisherigen Freunden viele neue gewinnen.

Czernowitz. Ernst Kalinka.

De duodeseptuagesimo carmine Catulli. Programm des k. humanistischen Gymnasiums Ansbach für das Schuljahr 1899/1900. Von Dr. Alfons Kalb. 8°, 63 SS. Ansbach, Druck u. Verlag von C. Brügel u. Sohn 1900.

So alt wie die Catullkritik ist die Streitfrage, ob die 160 Verse, welche von fast allen Handschriften als ein (das 68.) Gedicht überliefert werden und die dem Erklärer eine Reihe Räthsel zum Lösen geben, ein einheitliches Ganzes bilden, oder ob sie, wie jetzt ein großer Theil der Forscher denkt, aus zwei oder mehreren Theilen, die ursprünglich nichts mit einander zu thun hatten, zusammengesetzt sind. Diese Frage hat Dr. A. Kalb in der oben genannten Arbeit einer nochmaligen eingehenden Untersuchung unterzogen.

Schon aus den Überschriften der ersten fünf Hauptabschnitte seiner Abhandlung (I. *De amici nomine*; II. *De Malli casu adverso*; III. *De versibus 5/6 et 7/8*; IV. *De versu decimo*; V. *De Catulli responsis*) ersieht man, dass er auf die Erklärung der Verse 1—40 das größte Gewicht legt. Was nun den Namen des Freundes betrifft, um den sich das ganze Gedicht dreht, macht K. vor allem klar, dass in den vv. 11 und 30 auf Grund der handschrift-

lichen Überlieferung ein mit dem Consonanten *M* anlautendes *nomen gentile* — höchst wahrscheinlich *Mallius* — aufzunehmen, dagegen in v. 41, 50, 66 u. 150 an der am besten beglaubigten Schreibung *Allius* festzuhalten sei. In Verbindung damit zählt er die verschiedenen Erklärungen auf, welche die Unitarier bisher boten, um die beiden Namen, die, wenn das Gedicht aus einem Gusse sein soll, dieselbe Person bezeichnen müssen, in Beziehung zu bringen (Lachmann: Gent. + familiäre Bez.; Scaliger-Riese: Gent. + Adoptiv-Bez.; Ellis-Eichler, Zwei Gentilia nach Samniter-Art) und weist sie sämmtlich unter geschickter Begründung zurück. Der Schicksalsschlag, der den M. getroffen hat, ist, wie K. weiter ausführt, keineswegs seine schwere Erkrankung (Schöll), wogegen schon sein Verlangen nach '*munera Veneris*' spricht, auch nicht Uneinigkeit mit seiner Geliebten (Scaliger) — damit stehen die ernsten Worte des Dichters nicht im Einklange — noch eine Erschütterung seiner Lebensstellung infolge schlechten Rufes (Harnecker) — dieser musste durch die in der Elegie enthaltenen Anspielungen auf galante Abenteuer noch verstärkt werden — sondern der Tod eines nahen Verwandten; ausgeschlossen ist dabei jedenfalls der seiner Gattin (Parthenius) mit Hinsicht auf die eben erwähnte Bitte des Freundes, die selbst dann noch lieblos zu nennen wäre, wenn man (mit Ellis u. Birt) an den Tod einer Geliebten denken wollte. — Von der Ansicht ausgehend, dass '*desertus*' so viel als *solitarius* und '*lectus caelebs*' so viel als *l. innupti viri* bedeutet, interpretiert ferner K. die vv. 5/6 mit Hörschelmann und Weber in dem Sinne von: *facultatem copiamque amorum Mallio defuisse* und fügt hinzu: *eum non id inprimis doluisse, quod Venus iniqua esset, sed quod somnus se deficeret, quem amoris gaudiis non posset adducere.* Wie auch mich dünkt, ist das wohl die richtige Auslegung. Nicht minder glaublich scheint die Annahme, dass in den folgenden vv. 7/8 unter *scriptores* nicht bloß altrömische (Benoist-Thomas) oder griechische Schriftsteller (Vulpius u. a.) zu verstehen seien, sondern überhaupt Classiker der alten Zeit, und dass Mallius nicht etwa deshalb an ihren Werken keinen Gefallen gefunden habe, weil er sie augenblicklich nicht in seinem Besitze gehabt hätte, sondern weil er seiner Zeit und seiner traurigen Gemüthsverfassung entsprechend mehr zur modernen (Catull'schen) Richtung heiteren Charakters hingezogen worden sei. — Die größte Schwierigkeit des 68. Gedichtes liegt in den Worten des v. 10: '*munera et Musarum et Veneris*'. K. wendet sich hauptsächlich gegen die Annahme, dass sie als Hendiadys zu fassen seien (Vulpius, Haupt, Schwabe, Westphal usw.). Das ließen, sagt er, einmal die jene zwei Substantiva scheidenden Partikeln *et — et* nicht zu, und überdies sei mit den vv. 5—8 auf eine doppelte Verlegenheit angespielt, die ein doppeltes Verlangen hervorgerufen zu haben scheine. Man müsse also in den Worten zwei Begriffe suchen (Skutsch, Hörschelmann, Thomas,

Schulz). Da gehe es aber nicht an, unter *m. Musarum* mit Kissling u. a. '*carmina docta*' nach Art der Alexandriner, unter *m. Veneris* hingegen „Liebesgedichte“ (Ramler, Döring, Schulz) zu verstehen, da jener Ausdruck von gelehrten Dichtungen gar nichts enthalte, dieser hinwiederum in der römischen Literatur nirgends „Liebesgedichte“ bedeute. Ebensowenig sei die Meinung Birts, dass Cat. sich auf die Bitte seines Freundes beziehe, *ut novam ei amatam compararet* zu theilen, und schließlich dürfe man auch denen nicht beipflichten (Hörschelmann u. a.), die der Bitte den Sinn gäben: '*ut ipse novos amores susciperet eorumque narrationem mitteret*', weil dann Mallius noch ziemlich lange auf eine Antwort hätte warten können und mittlerweile seine düstere Stimmung längst wieder verloren hätte. K. will also die strittigen Worte auf eine andere Weise ausgelegt wissen. Er meint nämlich S. 34: '*M. Catullo scripserat, ut novorum amorum suscipiendorum causa, quos ipse subire non poterat, dolore profligatus, ad se veniret II) secumque afferet recentia carmina ipsius aliorumque*'. Ohne Zweifel ist diese neue Erklärung eigenartig, gleichwohl wird K. selbst zugestehen müssen, dass er damit in den lateinischen Text recht viel hineininterpretiert hat[1]). Das Gedicht setzt allerdings ein Schreiben des *M.* voraus, knüpft vielleicht gar an dessen Worte an; ohne diese Voraussetzung wird aber ein unbefangener Leser in dem einfachen Verse des Dichters nicht das finden können, was K. darin sucht. — Auf die doppelte Bitte des M. antwortet Cat. nach Kalbs Vermuthung etwa Folgendes: „In früherer Zeit habe ich mich gerne allerlei Liebeleien[2]) hingegeben (v. 15—18), nun aber vergieng mir infolge des Todes meines Bruders alle Lust daran (19—26). Es ist also nicht so sehr eine Schande, wie Du schreibst, wenn ich in dem öden Verona, wo es an pikanter Unterhaltung fehlt, verweile, sondern vielmehr ein beklagenswerter Zwang[3]). Weil mich mithin Familienverhältnisse an V. fesseln, kann ich Deiner Aufforderung, zu Dir zu kommen, nicht Folge leisten; zu Liebesgetändel habe ich ferner nicht die rechte Stimmung (27—32). Deinen (2.) Wunsch nach Lectüre moderner Gedichte will ich Dir erfüllen; freilich nahm ich nur e i n e Kapsel mit Dichtungen aus Rom mit, doch sollst Du sie haben. Verzeihe nur, dass ich n i c h t b e i d e n B i t t e n, die Du an mich richtetest, zu willfahren vermag und Dir die

---

[1]) *m. Veneris petis* soll nämlich gleich sein: '*petis veniam, ut tecum somniferos amores suscipiam*'.

[2]) In *lusimus* (v. 17) sieht K. keine Anspielung auf Gedichte, sondern auf galante Abenteuer, worauf er auch die Worte *studium* (v. 19) und *studia* (v. 26) bezieht.

[3]) Der Interpret nimmt also mit Parthenius u. a. gegen Palladius u. a. sowie gegen Birt und Jovett, deren Auffassung er mit Recht abweist, an, Mallius schreibe aus einer Stadt Oberitaliens an Cat. nach Verona und mache sich darüber lustig, dass dieser in dem reizlosen Orte so lange verweile.

Bücher nicht selbst überbringe (32—40).“ Nach dieser Deutung der vv. 1—40 legt K. im letzten Capitel seiner Schrift dar, dass der zweite Theil der Elegie (41—160) keineswegs die von Cat. versprochenen *m. Musarum* umfassen könne; denn erstens scheine es nicht glaublich, dass die *capsula* bloß ein Gedicht enthalten habe, und zweitens wäre es, da doch das *carmen* in Rom abgefasst sein muss (vgl. v. 36), höchst sonderbar, wenn Cat., um den Ruhm seines Freundes zu begründen, es nicht schon früher, sondern erst auf die Mahnung seines Freundes abgeschickt hätte. Es lasse sich auch nicht annehmen, Cat. habe zu den versprochenen Büchern noch ein in Verona verfasstes Gedicht in die Kapsel gegeben. Ein Hinweis darauf sei in den vv. 1—40 nirgends zu finden; es widerspreche ferner der theilweise lascive Inhalt der Verse der düsteren Stimmung des Dichters, der damals kaum zu solchen Dichtungen aufgelegt gewesen sein dürfte. So tritt denn K. der Ansicht bei, mit v. 41 beginne ein neues Gedicht, das mit der in den Handschriften vorausgehenden Partie ursprünglich gar nicht zusammengehangen habe. Dafür macht er noch mehrere, von anderen Gelehrten bereits vorgebrachte Gründe geltend, so besonders die Verschiedenheit der Namen des angesprochenen Freundes, die nur auf eine gezwungene Weise erklärt werden können, und den Umstand, dass von v. 40 zu v. 41 kein logischer Übergang besteht. Freilich ist, wie sich K. zu zeigen bemüht, nicht alles stichhältig, was manche Forscher (z. B. Riese [1]) gegen die Einheitlichkeit des 68. Gedichtes ins Treffen geführt haben, geradeso wie die verschiedenen Versuche, welche gemacht wurden, um zwischen v. 32 und v. 149 eine engere Beziehung herauszuklügeln, einer scharfen Kritik nicht standhalten können. Unbedingt will aber K. mit Riese die Verse 149—160 von den vorausgehenden (v. 41—148) als ein für sich abgeschlossenes Ganzes ausscheiden, '*ut scriptum poetico dono private additum*'. So ergibt sich folgende Composition: LXVIII^a (1—40) enthält die Antwort auf den Brief eines gewissen Mallius, LXVIII^b hingegen das Loblied auf einen Allius (41—148) und ein Begleitschreiben dazu (149—160). Die Ursachen dafür, dass *a* und *b* in ein Gedicht zusammengezogen wurden, sind: 1. Das Vorkommen ähnlich klingender Eigennamen, 2. Die falsche Beziehung von v. 32 und v. 149 aufeinander und 3. die doppelte [2]) Erwähnung des Todes des Bruders.

Von den Ideen Kalbs sind, wie wir sehen, nur die völlig neu, welche die Interpretation des ersten Theiles der Dichtung, hauptsächlich des Verses 10 betreffen. Nichtsdestoweniger ist die

---

[1]) Mit Recht gilt das wohl von seinem 4. und 7. Grunde; vgl. S. 218 seiner Ausgabe.

[2]) An der zweiten in Betracht kommenden Stelle tilgt K. die Verse 94—96 als spätere Interpolation.

ganze Arbeit nicht ohne Bedeutung, weil sie in übersichtlicher Weise den gegenwärtigen Stand der schwierigen Frage darbietet und das Studium der großen über den Gegenstand erschienenen Literatur einigermaßen entbehrlich macht. Beachtung verdienen außerdem zahlreiche Argumente, die in der Abhandlung gegen die Meinungen verschiedener Gelehrter entwickelt werden. So muss man denn sagen, dass der Programmaufsatz ein Zeugnis von der Gewissenhaftigkeit des Verf.s ablegt.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

J. Luňák, De paricidii vocis origine. Odessae 1900. 8°, 18 SS.

Seitdem die früher übliche Herleitung von *pāricīda* aus *patricīda* als lautlich unhaltbar erkannt worden ist, sind sehr verschiedene etymologische Erklärungen dieses Wortes versucht worden. Die beliebteste ist die Froehde'sche Deutung des ersten Elementes aus einem verlorenen lat. **pāros* < **pāsos* = gr. πηός < πάός : *pāricīda*, also „Sippenmörder". Sie leidet daran, dass sie ein lateinisches Wort voraussetzt, das nicht bezeugt ist, kann also nicht für mehr als eine Möglichkeit gelten. Der Verf. dieses Schriftchens stellt nun, gestützt auf die „Lex Numae": *si qui hominem liberum dolo sciens morti duit, paricidas esto,* die Ansicht auf, dass *paricidium* s. v. a. *parata caedes* „vorbedachte Tödtung", *paricida* = *interfector paratus* sei. Diese Etymologie scheitert leider an den Lautverhältnissen: *părāre* hat kurzes, *pāricīda* langes *a* in der ersten Silbe. Da ist Stowassers Erklärung (in seinem Schulwörterbuche) als *caedes quae pāret* „offenbarer, erwiesener Mord" (vgl. die juristische Wendung *si paret*) doch ansprechender: man vermisst nur eine ältere lat. Parallele für diese Art der Composition, sind doch Zusammensetzungen mit verbalem ersten Gliede im Lateinischen in vorchristlicher Zeit überhaupt äußerst selten (*Verticordia*).

Wien. P. Kretschmer.

Lateinische Schulgrammatik von Dr. Karl Bone. Köln 1900. DuMont-Schauberg. 8°. XII u. 174 SS. Preis 2 Mk.

Die vorliegende Grammatik ist, wie der Verf. sagt, die Frucht von mehr als drei Jahrzehnten. Sie ist als das Werk eines erfahrenen und mit gründlichem Wissen ausgestatteten Schulmannes eine ganz tüchtige Leistung und wird namentlich durch die vielen Neuerungen, welche theils die pädagogisch-didaktische Behandlung, theils die Anordnung und Ausführung des Lehrstoffes betreffen, die Aufmerksamkeit der Schulkreise auf sich lenken. Ich glaubte, dieses allgemeine, lobende Urtheil vorausschicken zu sollen,



damit die nachfolgenden Ausstellungen nicht unrichtig gedeutet werden.

Das Buch wird durch zwei Vorbemerkungen über die lateinische Sprache und Grammatik eingeleitet; diesen folgt die Wortbildungslehre, in welcher gezeigt wird, wie die Wörter aus Wurzeln und Stämmen durch Zusammensetzung mit Endungen, Vorsilben, anderen Stämmen, bezw. Wörtern gebildet werden, und welche Lautgesetze dabei in Betracht kommen. Die allgemeinen Bemerkungen über die Formenlehre sind zweckentsprechend kurz gefasst. Statt des Alphabetes wird das Nöthige über j, k, w, y und z gesagt. Auf kaum mehr als einer Seite sind die Betonung, das Fehlen des Artikels, die *Pluralia tantum* und die allgemeinen Geschlechtsregeln besprochen. Bei der Declination und Conjugation bietet die Grammatik statt der Paradigmen Endungen. Dr. Bone sagt diesbezüglich auf S. 6 des Begleitwortes: „In der Formenlehre gibt es keine schärferen und folgereicheren Verschiedenheiten des Lateinischen (und Griechischen) gegenüber dem Deutschen, als es der Wert der Endungen ist. Die Formenlehre hat daher nicht Wörter, sondern Endungen zu lehren und die Stämme (Wortstöcke) so vorzuführen, dass der Schüler sieht, was er mittels der Endungen leisten kann,

Menschen	Menschen	Menschen	lobe	lobe	lobe	lobe
homin-es	*homin-um*	*homin-ibus*	*laud-o*	*laud-a*	*laud-em*	*laud-et*..

Paradigmen gehören in eine ganz untergeordnete Stellung, doch lieber an den Schluss eines Abschnittes als unter den Text. Der Schüler selbst hat die Endungen anzufügen, das Lesebuch gibt ihm Beispiele und Wörter zur Übung genug und sollte anfangs durch den Druck die Endungen beachten lehren.“ Nach dem hier Gesagten wird man sich den Vorgang so vorstellen, dass der Lehrer den Wortstock, bei den Verben aber den Stamm der Ableitungsformen an die Tafel schreibt, die Schüler aber die Endungen mit Zuhilfenahme der Grammatik anfügen. Die vorgebrachte Methode ist mir und wohl auch vielen anderen Lehrern ganz neu, und sollte sie auch praktisch durchgeführt worden sein, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob sie das Interesse der Schüler dauernd fesseln kann. Statt dieses mechanischen Verfahrens empfiehlt es sich viel mehr, die Schüler durch Analysieren und Übersetzen zweckdienlich geordneter Sätze zum verständigen Erfassen der Endungen zu bringen. „Mit der klaren Auffassung ihres inneren Wesens prägt sich auch ihre äußere Form leicht und sicher ein“ [1]).

Eine andere Neuerung in der Formenlehre besteht darin, dass diese Grammatik statt des sonst üblichen Verzeichnisses der Verba nach ihren Stammformen ein alphabetisches enthält, in dem einfache und zusammengesetzte Verba „durcheinander geordnet

---

[1]) Lehrplan und Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich. 2. Aufl. S. 25.

sind". Diese Einrichtung passt gut zu der oben beschriebenen Methode des Anfügens der Endungen an die Stämme der Ableitungsformen. Denn in einem solchen Verzeichnisse findet der Schüler rasch und bequem die Stammzeiten, um daraus mit den verknüpften Endungen Formen zu bilden. Obwohl B. den herkömmlichen Anordnungen, die er Unordnungsgruppen nennt, nicht hold ist, gibt er doch selbst hinter dem Verzeichnisse eine Anleitung zu einer Gruppierung, wonach diese durch Combination der Formen des Präsensstammes und derer der Perfectstämme erfolgen soll. Dadurch entstehen zwar, wie der Verf. hervorhebt, „Gegenüberstellungen unerwarteter Verschiedenheiten, wie *capio cepi* und *facio feci* gegenüber *rapio rapui* und *cupio cupivi*"; für den Anfänger jedoch haben diese Gegenüberstellungen keinen Wert, er lernt leichter und lieber nach der natürlichen Abfolge der Perfectstämme *cepi, feci, ieci* usw. Die Regeln über die Verba der dritten Conjugation auf *io* sind gemeiniglich und auch in der vorliegenden Grammatik lang und ungenau. Leicht und sachlich ist folgende Fassung: „Das kurze *i* des Stammes der Verba auf *io* wird im Auslaute und vor *r* zu *e*, in den übrigen Formen des Präsensstammes bleibt es".

Die Syntax ist in drei Theile gegliedert, in die Lehre von den Wortgruppen, von den Sätzen und von dem Satzgebäude. Bekanntlich hat J. Ries in seiner Schrift „Was ist Syntax?" die Forderung aufgestellt, dass die nicht satzbildenden Wortgruppen aus der Satzlehre auszuscheiden seien, dabei jedoch bezüglich der Schulpraxis bemerkt, dass es dort, wo man über die syntaktischen Verhältnisse und die Beziehungen der Wörter zu einander handelt, unbedenklich sei, die Wortgruppenlehre in die Satzlehre einzufügen. Und so bringt sie denn auch B. in den Rahmen der Satzlehre, behandelt sie jedoch aus pädagogisch-didaktischen Rücksichten getrennt, und zwar das Attribut, die Casus und die Präpositionen zu Anfang der Satzlehre, „die Erweiterungen der einzelnen Satzelemente" in der Lehre von den Hauptsätzen. Der 1. Theil der Syntax hat demnach zu zeigen, wie durch Verwendung der Attribute, Casus und Präpositionen Wortgruppen entstehen, die auch eine Erweiterung durch Sätze zulassen. Beim Accusativ wird die Entstehung des Accusativs mit dem Infinitiv, beim Ablativ die des *Ablativus àbsolutus* dargelegt; ausführlicher wird über jenen beim Infinitiv, über diesen bei den Zeitbestimmungen im Capitel der Erweiterungen gehandelt.

Der 2. Theil „Von den Sätzen" hat es zunächst mit den Verbalformen und deren Kräften zu thun, wodurch klar werden soll, welche von jenen zum Bilden von Sätzen verwendbar sind und welche nicht. Daran schließt sich der Abschnitt „Von den Satzformen". Es wird hier der Hauptsatz mit seinen Erweiterungen, dessen *Modi* und *Tempora*, endlich seine Arten: behauptende, befehlende und fragende durchgenommen.

Im dritten Theile spricht der Verf. von der Verknüpfung der Hauptsätze durch Conjunctionen, vom relativen Anschlusse und dem Asyndeton, weiter von der Congruenz des Prädicates bei mehreren Subjecten, dann von der Verbindung der Nebensätze, zuletzt von der Periode. Aus Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Schüler sind vier Anhänge beigegeben: „Einige dem Lateinischen eigene Kunstmittel, Verslehre, der römische Kalender und geläufige Abkürzungen“.

Die dargelegte Anordnung ist praktisch und übersichtlich, doch bringt es die Anlage des Buches mit sich, dass hie und da Wiederholungen vorkommen; so bildet die Lehre vom Subject und Prädicat dreimal die Einleitung zu verschiedenen Abschnitten. Bezüglich der Abfolge der Nebensätze ist es nicht zu billigen, dass die Concessivsätze vor den Condicionalsätzen behandelt werden. Das Wesen der ersteren wird erst durch Heranziehung der Condicionalsätze klar. Die Vergleichung der hypothetischen Periode: „Vorausgesetzt, dass Zeus mir beisteht, werde ich den Feind erlegen“ mit dem concessiven Satzgefüge: „Auch wenn Zeus mir nicht beisteht, werde ich obsiegen“ ergibt, dass im ersten Beispiele solches im Hauptsatze ausgesagt wird, was nach der Voraussetzung mit Fug und Recht erwartet werden kann, beim concessiven Verhältnisse jedoch das Gegentheil von dem, was sich nach der Voraussetzung erwarten ließ. Anders B.; er sagt: „Als Concessivsatz kann ein Satz an einen anderen nur dann angefügt werden, wenn er dem Eintreten der Handlung des regierenden Satzes gegenüber ein Hindernis aussagt. *Hostem vicimus, quamvis esset fortis.* Die Tapferkeit stand dem Besiegen im Wege.“ Diese Deutung trifft nicht den Kern der Sache und ist in Beispielen wie: „Er grüßte mich nicht, obwohl er mich erkannte“ (Das Erkennen stand dem Nichtgrüßen im Wege?) nicht anzuwenden. Bezüglich der *oratio obiiqua* meint der Verf., dass es das Natürlichste sei, sie hinter die directen Fragesätze zu stellen. Ihr richtiger Platz ist ohne Zweifel hinter den indicativischen Nebensätzen in indirecter Darstellung, wie es in der Grammatik von Strigl der Fall ist, keineswegs aber nach den indirecten Fragesätzen, die schon wegen ihrer loseren Abhängigkeit an die Spitze der Nebensätze gehören. Dabei will ich gleich erwähnen, dass in unserer Grammatik nur beim Causalsatz in etwas ausführlicher Weise auf die indirecte Darstellung Bezug genommen ist.

Was die Ausführung und Darstellung des vorliegenden Buches betrifft, ist Gedrängtheit des Inhaltes und Knappheit des Ausdruckes sein charakteristisches Merkmal; auch wurde viel lexikalisches und phraseologisches Beiwerk weggelassen und die Zahl der Beispiele beschränkt, so dass die Formenlehre auf 60, die Syntax auf 103 Seiten Platz fand[1]). Aber diese Behandlung,

[1]) Der Verf. hat für die nächste Zeit ein Ergänzungsheft für die oberen Classen in Aussicht gestellt, „welches in die Erweiterung und Vertiefung erleichternde Ordnung bringen soll“. — Dieses inzwischen erschienene Heft wird im folgenden Hefte kurz angezeigt werden. D. Red.

welche einen Vorzug begründet, verursacht nicht selten Ungenauigkeit und lästige Unklarkeit; an anderen Stellen wieder macht sich eine logische Betrachtungsweise breit, durch die ganz unnöthige Schwierigkeiten erwachsen. Die einzelnen Fälle sollen im Folgenden besprochen werden.

In § 18 bei der Aufzählung der Gruppen der Adjectiva fehlen die auf *x*. — § 28, Anm. 1 „*nostrum* bei Angabe einer Zahl, *nostri* bei Angabe eines Theiles und in objectiver Bedeutung". Das Richtige gibt die Grammatik von Harre: „*nostri* ist Objectsgenetiv und partitiver Genetiv der Einzahl, *nostrum* partitiver Genetiv der Mehrzahl". — § 26, Anm. 3 „*quisquis, quidquid* nur im Nom. Masc. und Nom. und Acc. Neut., immer substantivisch." Wo bleiben da die Formen *cuicui* und *quoquo?* — § 28, 3 „*quisquam quicquam* substantivisch, *ullus* adjectivisch, sonst ganz wie *quisquam* gebraucht". Dass die gebräuchlichen Formen von *quisquam* bei Personen bezeichnenden Gattungsnamen auch adjectivisch gebraucht werden, hat Kornitzer in dieser Zeitschr. Bd. L, S. 388 ausführlicher dargelegt.

Was in der Syntax vom Attribut und dem Gebrauche der Casus gesagt ist, ist bei aller Kürze gut und verlässlich. Auffallend ist, dass im § 53, 2, Anm. 1 (im Register ist fälschlich § 58 citiert) *haberi* mit einem Prädicatsnominativ dem *haberi* mit *pro* gleichgestellt wird, obwohl ihre Bedeutungen verschieden sind. Sinn- und sachgemäßer wäre es, diese Verbindung und die von *habere* mit *loco* und *numero* beim Activum zu erwähnen. — Der Herausgeber dieser Grammatik betont in seinem Begleitworte, dass man die Verschiedenheiten der lateinischen Sprachformen gegenüber den deutschen den Schülern begreiflich mache, damit sie nicht als Sprachcapricen eines ausgestorbenen Volkes erscheinen. Darnach konnte auch § 63 bei dem Beispiele *Heu me miserum!* die Bemerkung Platz finden, dass ein Verbum des Affectes im Gedanken dazu gesetzt werde. — § 66, Anm. 3 wird bei *mederi* eine dem Dativ (*morbo*) entsprechende Wendung angegeben, nämlich 'helfen'. Richtiger ist doch wohl „Abhilfe schaffen, abhelfen". — Die Bemerkung in § 83: „Der Ablativ nähert sich dem *Genetivus subiectivus* als *Ablativus agentis*" stellt eine nicht leichte Aufgabe an das Denken der Schüler und hat in einer Schulgrammatik keinen praktischen Wert. Der Ablativ wird durch solche Umwandlungen doch nicht aus der Welt geschafft. — § 87 „Der Ablativ steht bei *opus est:* es ist erforderlich". Die zwei, zur Orientierung der Schüler nicht besonders glücklich gewählten Beispiele lauten: „*Quid tibi opera nostra opus est?*" (*opera nostra* ohne Quantitätsbezeichnung der letzten Silbe) und „*Nihil mihi opus est a Caesare*". Zu *nihil* ist bemerkt: „Neutrum eines Zahladjectivs, ebenso Neutrum eines Pronomens bei *opus est;* seltener Substantiva". Was soll der Schüler mit dieser Regel anfangen? In Bones Grammatik ist von der Declination des *nihil*

nichts gesagt. Es liegt nahe, dass *nihil* schon mit Rücksicht auf die oben gegebene Regel unklar aufgefasst wird; in der Anmerkung aber fehlt sogar das Prädicat der zweiten Regel, dieses muss sich der Schüler aus dem Beispiele heraussuchen; zu guterletzt wird zu der nicht ausgesprochenen Regel noch eine Ausnahme statuiert. — Eine ungenaue, unbeholfene Fassung hat § 93. — § 101 „Im Genus, Numerus und Casus richtet sich das Prädicat möglichst nach dem Subjecte". Hier wie in dem schon besprochenen § 61 wird Prädicat für Prädicatsnomen gesetzt. Wie verwirrend dies ist, ersieht man besonders § 153: „Das Gerundivum steht ferner 1. als Prädicat mit Beziehung auf das Satzsubject bei *esse* und anderen copulativen Verben, sonst im Neutrum mit den erforderlichen Casus". Erst durch Einsetzen des Wortes „Prädicatsnomen" statt „Prädicat" wird die Stelle verständlich. In demselben § 101 macht sich auch der Einfluss der Logik, und zwar in nicht vortheilhafter Weise geltend: „Das handelnde Subject (Satzsubject) wird dem Prädicate von dem redenden Subjecte untergeordnet, und zwar zunächst für das angeredete Subject. N. sagt: „*oratio tua fuit longa, mea brevis*". Die gleiche Art hat Anm. 2 zu diesem Paragraph: „Das verbindende Element (Copula) ist entweder im Prädicatsworte (dem Verbum) versteckt oder erscheint als eine Form des Verbums *esse*, oder es findet reicheren Ausdruck, *puer scribit (est scribens); res manebat integra*". Die letzte Bemerkung ist gut, das Vorangehende aber liest man ähnlich in Strümpells „Grundriss der Logik", S. 107, wo von der Verknüpfung der Begriffe zu Urtheilen die Rede ist: „Die Copula kann sprachlich ausgedrückt oder versteckt sein." — Auch die Definition Bones: „Der Conjunctiv ist der Modus des zu Verwirklichenden" ist nicht ganz zutreffend.

Dagegen ist seine Ausführung über den Conjunctiv § 107 klar und sachgemäß: „Will der Redende das Gesagte nicht als wirklich erscheinen lassen, aber als etwas, für dessen Verwirklichung e i n e E n t s c h e i d u n g in Aussicht genommen wird, oder das wenigstens innerlich möglich (vorstellbar) ist, so bedient er sich des Conjunctivs". Neue Gesichtspunkte bietet auch die Lehre von den Tempora § 109 ff. Es werden vier Zeitverhältnisse unterschieden: die absolute, die relative Zeitlage, Entwicklung und Vollendung.

Die relative Zeitlage ist entweder gleichzeitig, 'voraufzeitig' oder bevorstehend. Der Entwicklung nach ist eine Handlung entweder im Verlaufe begriffen, oder sie wird als momentan betrachtet, endlich ist sie entweder unvollendet oder vollendet. Bei dem als momentane Handlung vorgestellten *scripsi* sieht das redende Subject vom Verlaufe ab und fasst so den Anfangs- und Endpunkt gleichsam in einem mathematischen Punkte zusammen. Der Verf. warnt vor der Bezeichnung „dauernd und einmalig". „Jede Handlung ist dauernd, so wahr sie Anfang, Verlauf und Ende hat."

— § 117: „Der Conjunctiv des Präsens bezeichnet theils in Aussicht genommene, theils vorgestellte Handlungen.“ Diese Fassung der Regel weicht in nicht unerheblicher Weise von der oben gegebenen Definition des Conjunctivs ab. § 118: „Die Handlung des Imperfectums ist vergangen, gleichzeitig, in der Entwicklung begriffen, unvollendet. Seine Bedeutungen sind also die des Präsens, aber im Indicativ für die Vergangenheit, im Conjunctiv ohne diese Einschränkung, doch bezeichnet dieser auch wider besseres Wissen vorgestellte, gleichzeitige Handlungen“. Es ist unnöthig, Vermuthungen darüber anzustellen, was der Verf. damit meinte, denn eine Grammatik hat nicht Räthsel, sondern deutliche und klare Regeln zu geben. — Schwer und nicht genau ist, was im § 135 vom *Acc. c. Inf.* als Vertreter des deutschen Subjectsatzes gesagt ist. — § 155 handelt von der Übereinstimmung des pronominalen Subjectswortes mit dem Prädicatsnomen. Beispiele mit einem Fragepronomen werden zu der Regel nicht gegeben. Dagegen liest man in der Anmerkung: „Aber: *Mors quid sit, videndum est.* — *Quid est virtus?* Das Fragewort *quid* ist Substantiv.“ Dagegen ist zu bemerken, dass *quid* kein Substantiv, sondern substantivisch gebraucht ist. Weiter ist die Beschränkung der Regel durch die in der Anmerkung gegebenen Beispiele widersinnig, da jene vom pronominalen Subject handelt, in diesen aber das Pronomen als Prädicat steht. — Bezüglich des Präsens und Imperfectums, die in der vorliegenden Grammatik ohne Einschränkung als gleichzeitig bezeichnet werden, möchte ich bemerken, dass es unrichtig ist und das Verständnis der *Consecutio temporum* erschwert, wenn gelehrt wird, dass in Absichtssätzen (im weitesten Sinne) der *Coniunctiv Präsentis* und *Imperfecti* die Gleichzeitigkeit mit dem regierenden Verbum ausdrückt. Nach unserem Sprachgefühl erscheinen sie als bevorstehend, die Lateiner aber wählten das Präsens und bei der Tempusverschiebung, die vorzugsweise nach den Verben einer Willensrichtung[1]) stattfand, das Imperfectum, um das Unvollendetsein dieser Handlungen zu bezeichnen. — § 217 ff. fehlt bei *dum* in der Bedeutung „bis“ die Angabe, dass es auch beim Indicativ steht. — Neu ist die Darstellung des *cum narrativum.* „Bei dem absoluten *cum* blickt das redende Subject auf jeden der beiden Theile der Aussage direct hin, beide Handlungen sind in gleicher Weise Gegenstand der Aussage, daher der Indicativ. Bei dem relativen *cum* blickt das redende Subject zunächst nur auf eine Handlung (die des Hauptsatzes) hin und von dieser aus (gleichsam suchend, im Denken zur Zeitbestimmung eine Art von Datum fordernd) erst auf die zweite Handlung, daher für diese der Conj. mit *Consecutio temporum.*“ Das vom absoluten

---

[1]) Schmalz, Lat. Synt. in Iv. Müller Hdb. d. class. Alterthumsw. II, S. 314.

cum Gesagte ist zutreffend. Die Erklärung des Conjunctivs jedoch ist nicht recht einleuchtend. Besser taugt dazu die Ausdrucksweise, deren sich B. an einer anderen Stelle bedient: „Der Sprechende will die Handlung des *cum*-Satzes für die Aussage der Handlung des regierenden Satzes ‚in Rechnung ziehen'"; er hat es also auf sie abgesehen; dadurch kommt sie in eine innerliche Abhängigkeit zum übergeordneten Satze: sie wird die temporale Bedingung [1]. Ein ähnlicher Vorgang bedingt auch bei den Sätzen mit *cum*, welche einen Erkenntnisgrund einleiten, den Conjunctiv. Der mit *quod* eingeleitete objective Causalsatz wird als *πρότερον τῇ φύσει* in der lat. Sprache als Thatsache aufgefasst und mit dem Indicativ wiedergegeben, der Erkenntnisgrund, das *πρότερον πρὸς ἡμᾶς*, als Vorstellung mit dem Conjunctiv. — Von den Bedingungssätzen ist der nichtwirkliche Fall verständlich erklärt. Vom realen Falle dagegen heißt es: „Objective Annahme der Wirklichkeit" und vom potentialen: „Subjective Annahme eines bloß Vorgestellten; das redende Subject hebt das Vorurtheilslose der subjectiven Vorstellung hervor, die es als Bedingung hinstellt". Diese Definitionen enthalten Widersprüche, und zeigen ein Ringen mit Vorstellungen, deren der Verf. nicht Herr wird. Dieser Unklarheit verdankt das „Vorurtheilslose" seine Existenz.

In § 257 wird von der Entstehung der indirecten Rede gehandelt: „Bleibt das redende Subject der Sprechende, während das redend eingeführte Subject als Subject eines Verbums des Sagens erscheint, dessen Object die Rede ist, so wird diese Rede zur indirecten Rede." Das ist eine ganz und gar nicht leichte Denk- und Redeübung in einer zwecklosen Sache; zwecklos deshalb, weil auch die directe Rede ein Object wird, wenn man sie von einem *Verbum dicendi* abhängig macht. — § 237 ff. enthalten in übersichtlicher und leicht fasslicher Weise die Lehre von der Wortstellung. Doch wäre in der Einleitung statt: „Im Lateinischen ist die Betonung der Wörter mit ihrer Stellung im Satze enge verknüpft", „Die Hervorhebung der Wörter im usw." zu schreiben. Von den lateinischen Kunstmitteln bespricht der Verf. sodann den Chiasmus, das Hendiadyoin, die Hypallage, die Klimax und Antiklimax und das Zeugma. Es ist lobend anzuerkennen, dass sowohl die Erklärung als auch die Auswahl der Beispiele sorgfältig ist und dass die Aufweisungen der versteckten Beziehungen durch Fettdruck anschaulich gemacht werden.

Am Schlusse meiner Bemerkungen angelangt, möchte ich erwähnen, dass ich der besprochenen Grammatik deshalb eine ausführlichere Beurtheilung gewidmet habe, weil sie vermöge ihrer auch strengen Anforderungen entsprechenden Übersichtlichkeit und der Fülle methodischer Bemerkungen, wie sie nicht leicht in

---

[1]) Vgl. Em. Hoffmann, Construct. d. lat. Zeitpartikeln. 2. Aufl. S. 114.

einer anderen zu finden ist, geeignet ist, Verbreitung zu finden. Die Ausstattung und der Druck sind correct. Eigentliche Druckfehler sind nicht zu verzeichnen; doch sind bei den Verweisungen vielfach [1]) Irrungen unterlaufen.

Kaaden. Hermann Bill.

Dr. Hermann Schmidts Elementarbuch der lateinischen Sprache. Völlig neu bearbeitet von L. Schmidt, Prof. am kgl. Gymnasium zu Bromberg, und E. Lierse, Prof. am kgl. Berger-Gymnasium zu Posen. Erster Theil. Für Sexta. 12. Aufl. Halle, Gesenius 1900. gr. 8°, VII u. 163 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

— — Fortgesetzt von E. Lierse. Dritter Theil: Für Quarta. 1. Abtheilung: Lesebuch. gr. 8°, IV u. 99 SS. Preis 80 Pf. — 2. Abtheilung: Übungsbuch u. Vocabular. gr. 8°, IV u. 168 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Über H. Schmidts Elementarbuch hat zuerst F. Hochegger in dieser Zeitschrift 1856, S. 778 ff. berichtet. Vergleicht man die dortigen Ausführungen mit vorliegender 12. Auflage, so ersieht man, dass die ursprünglichen Grundlagen des Buches trotz der Umarbeitung, die es unterdessen durch L. Schmidt und E. Lierse erfahren hat, heute noch unverrückt dieselben geblieben sind. Was ehedem als eigenartige Einrichtung erscheinen konnte, die Aufnahme einer verhältnismäßig großen Anzahl zusammenhängender Lesestücke anregenden Inhalts und im Zusammenhange damit die Verarbeitung einfacher syntaktischer Erscheinungen, das ist heute Gemeingut aller Übungsbücher, die für die unterste Stufe bestimmt sind. Ehedem aber verlieh dies dem Buche seine Originalität. Auf die Einzelberichtigungen, welche die Herausgeber an der 1894 erschienenen 11. Auflage vorgenommen haben, einzugehen, ist hier nicht der Ort: dieselben sind doch zumeist nur äußerlicher Natur und hindern durchaus nicht den gleichzeitigen Gebrauch beider Auflagen im Unterrichte.

Die von Lierse besorgte Fortsetzung für Quarta, welche im ganzen den lateinischen Lectüre- und Übungsstoff unserer Tertia enthält, theilt sich naturgemäß in ein Lese- und ein Übungsbuch. Ersteres bietet 15 Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte, die mit Ausnahme des ersten Stückes (*Sparta et Athenae*) in die Form von Biographien gekleidet sind. Abgesehen von Stück VII (Pericles), XIII (Scipio maior), XIV (Scipio minor) und XV (Caesar) sind im übrigen die Biographien des Nepos verwertet, doch so, dass nur weniges im Wortlaut entlehnt ist. Es

---

[1]) Ich habe folgende notiert: S. 7, Anm. 1 ist verwiesen auf § 78, richtig 75; S. 21, Anm. 1 „vide § 23 unter 1", richtig 3; § 32, 2 ist verwiesen auf § 33, richtig 34; § 46 „sieh § 19, 5., 6., 7.", richtig § 20; § 51, Anm. 7 cit. „§ 66 *b*), Anm. 2", richtig ist Anm. 1; ebendaselbst ist § 75 citiert, richtig heißt es § 77.

sind in der Regel ganz freie Erweiterungen und Umgestaltungen, von denen L. den Namen des Autors (auch in der beliebten Form *Nepos plenior* oder *emendatus*) mit Recht ferngehalten hat. Im besonderen ist zu bemerken, dass der Lesestoff in den Dienst des grammatischen Pensums der Quarta (Tertia) gestellt ist, ohne dass jedoch diese Tendenz auffällig hervorträte. Ein Index von Eigennamen ist angehängt. Im ganzen erinnert die Arbeit an Holzweißigs Nepos, über den Ref. in dieser Zeitschrift 1898, S. 508 f. berichtet hat. Das Übungsbuch setzt in seinen einzelnen Abschnitten die Durcharbeitung der entsprechenden Partien des Lesebuches voraus und enthält daher kein deutsch-lateinisches Vocabular, sondern nur ein lateinisch-deutsches zum Lesebuch und ein kleines 'Wörterverzeichnis für die Einzelsätze' auf anderthalb Seiten. Die Einzelsätze, die ganz besonders zur Einübung der syntaktischen Regeln bestimmt sind, treten im Vergleich zu anderen Übungsbüchern stark zurück, die zusammenhängenden Stücke lehnen sich auch stofflich an die im Lesebuche enthaltenen Texte an, ohne bloße Sinnesvariationen zu bilden. Ref. schließt mit der Bemerkung, dass das Lese- und das Übungsbuch auch für den österreichischen Lehrer wohl verwendbar sind, insoferne sie geeigneten Stoff für schriftliche Arbeiten jeder Art bieten.

Wien. J. Golling.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. I. Aus Marsch und Heide. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1901. XX u. 170 SS.

Eine Auswahl deutscher Dialectdichtungen für Schule und Haus, stets willkommen, ist es doppelt zu einer Zeit, da gegenüber dem Humanitätsideal unserer Classiker, dem Weltliteraturenthusiasmus unserer Romantiker, der oft wahllosen Fremdländerei mancher unserer Modernen das Bodenständige, die Heimatkunst gepriesen wird und sich an ihr die Hoffnungen auf eine neue Blütezeit aufrichten. Über wieviel Tiefen und wieviele Untiefen dieser Gegenstrom nun hinwegrauschen mag — er wirkt erwärmend und befruchtend, wenn er ein liebevolles Versenken in Volksthum und Heimat bei alt und jung befördert, wenn er den Sinn für Volksart, Volkssitte, Volkssprache weckt und hebt.

Ein natürlicher Bundesgenosse müsste dieser Richtung in der Schule erwachsen, wenn sie nur nicht über der Vermittlung aller möglicher Culturen so leicht die des eigenen Volkes vergäße, wenn sie nur nicht sich oft darauf beschränkte, den Kopf zu füllen und die Herzen leer zu lassen. Unsere Lesebücher thun hier entschieden zu wenig: etwas mehr Rosegger und etwas

weniger Geschichten mit faustdick aufgetragener Moral wäre vonnöthen. Darum stimme ich gern mit in das Glückauf ein, durch welches Dähnhardt für sein Büchlein um Geleite wirbt. Neben dem Lesebuch sei es Schülern und Lehrern ein Quell des Befreienden und Erfreuenden, aus der sie „Kraft des inneren Lebens, unzerstörte Menschlichkeit“ schöpfen mögen, eine Gabe, „die der kleinere Schüler mit Freude ins Herz schließe, und aus der der größere sein Vaterland verstehen lerne“.

Der vorliegende Band — es sind noch zwei andere zu erwarten — bringt Schilderungen „aus Marsch und Heide“. Dem Worte hat sich Robert Engels mit dem Stifte zugesellt und Landschaften und Situationen in wahrhaft moderner und meisterhafter Kunstübung vor Augen geführt. Da ist die Heide zu sehen in endloser Erstreckung, bis Erde und Himmel in eine verfließen. Keine Seele außer dem Schäfer mit seinem Hunde. Der lagert an einem Hügel und strickt an einem Strumpf, und der Hund ist durstig und lässt die Zunge hängen. Die Lider sinken allmählich herab, die Augen sind schläfrig wie die ganze Heide, und er schaut ins Leere, schläfert in die Ferne, während die Lämmer ein Birkhuhn aus dem Busche scheuchen (F. Weber, De Heid). — Da laufen im Trabe den nassen Sand entlang die beiden Schleswiger, welche sich von der Flut haben überraschen lassen (Klaus Groth, De Flot). Mit den Büchsen auf der Schulter schreiten sie einher, der Vater den Kopf besorgt ein wenig nach rückwärts gewandt, sonst unverändert fester Miene, mit womöglich noch längeren Schritten der Junge, ein wenig angstvoll vor sich hinsehend — und hinter ihnen die Flut, jetzt spült sie ihnen schon um die Stiefel, bald über den Fuß, bald an das Knie, bald kommen die bangen Augenblicke, da ihnen die Wogen über den Kopf schlagen, sie mit dem Tode ringend an Gott, an Vater, Mutter denken, da sie selbst bei sinkendem Wasser einander nicht anzusprechen wagen, in Angst, die Hoffnung zu erwecken und das Sterben nochmals durchmachen zu müssen. Doch richtig, die Flut hat sich gesenkt, und sie finden sich in Büsum, ein Paar zum Lachen und zum Weinen. — Oder die zwei hannöverschen Jungens aus der Lüneburger Heide, die den Feldzug von 1810 in Spanien mitmachen, auf der Feldwache, in ihre Mäntel gewickelt, hinterm Busche liegen und zum spanischen Himmel aufschauen. Der eine, „ein bisschen verliebter Natur“, denkt an sein Mädel: „Wat wör dat doch för en schöne Tied damals. Du hest ok woll an din Gretschen dacht, Hinnerk!“ „O — ne —“, sagt Hinnerk mit der Hand auf dem Magen, „ick dach, wenn ick hier doch man mal so'n Bookweeten-Pannkoken harr, as min Mudder se jümmer to backen pleeg“ (F. Freudenthal). Und so sind Moor und Mühle, pommersche und märkische Typen, der scheidende Handwerksbursche, Ross und Reiter, Hase und Igel mit wenig Strichen, aber einer reichen Kunst gezeichnet, die Auge und Herz erfreut.

Reichlich ist auch die Auslese. Nicht alles ist nach meinem Geschmack. Manches erscheint mir zu derb (wie H. Jürs, Verschiedene Ansicht; R. Dorr, Vom Mönch de Eier läd). Dafür ist anderes tief gemüthvoll und ergreift in wunderbarer Weise (J. Mähl, En swaren Drom; O. Thyen, Wat de Sloßgorden vertellt; F. Krüger, Biärgmannsliäben und Biärgmannsdaud). Wer die Schwingungen einer großen Zeit so recht nachfühlen lassen will, der lese Alb. Schwarz' „De Kaiser gefangen", und wer die seliggepriesene Einfalt zu verdeutlichen hat, der erzähle, „Wurüm Johann in'n französ'schen Krieg dat iserne Krüz kreeg" (von A. Haas). In der meisterhaften Art, unaufdringlich zu belehren, hat mich des Ditmarschen J. H. Fehrs „Nieh to Mark" an Stifters unvergänglichen „Granit" gemahnt; weniger fein, doch drastisch ist R. Dorrs Schwank „Ek höd' dem Erpel". Das „Wettlopen twischen den Hasen und Swinegel" von W. Schröder ist schon in manchem Märchenbuch zu finden. Köstlich sind drei Traumstücke (D. Bartels, En argerlichen Drom; K. Tannen, En Drom is 'n Drog; K. Löffler, 'n Bur Möllenbeck siene Dröme). Fritz Reuter (De Uhrkenmaker in grote Not, De Tigerjagd) zu empfehlen, bedarf es heute nicht mehr.

Im ganzen ein Buch, dessen Gewand, dessen Schmuck, dessen Inhalt Behagen hervorruft. Möge diesem ersten Bande nur auch soviel Verbreitung in Österreich werden, wie wir sie für den noch ausstehenden mit Dichtungen in den österreichischen Mundarten im Deutschen Reiche erhoffen: auf dass sich die Deutschen aller Stämme immer besser kennen und in ihrer Eigenart verstehen lernen!

Görz. Dr. Eduard Castle.

Die Entwicklung der deutschen Cultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Von Friedrich Seiler. II. Von der Einführung des Christenthums bis zum Beginne der neueren Zeit. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1900. 8°, X u. 223 SS.

Der Verf. meint in der Vorrede, er habe die Schwierigkeit nicht beseitigen können, seinen Stoff in lesbarer Form zu behandeln. Diese Befürchtung war unbegründet. Das Buch, das am Leitfaden des Lehnwortes ein interessantes Stück Culturgeschichte aufrollt, ist von Anfang bis zu Ende anziehend und fesselnd geschrieben. Brachte der erste Theil so recht zum Bewusstsein, wie oft die unentbehrlichsten Wörter ihrem Ursprung nach fremd sind, so erstaunt man bei der Lectüre dieses Theils über die Menge der Wörter, welche alte Cultureinflüsse der Sprache geschenkt haben. Das Latein steht auch im spätern Mittelalter in der ersten Linie der gebenden Sprachen, demnächst das Französische, in weiterem Abstand das Italienische. Orientalische

Wörter sind durch romanische Vermittlung ins Deutsche gelangt. Verhältnismäßig gering ist slavischer und magyarischer Einfluss. Auf Einzelheiten einzugehen, in denen man anderer Ansicht sein kann, als der Verf., verzichte ich. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag von Wilhelm Viëtor, Prof. an der Universität Marburg. 3. Aufl. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1901. 8°, 30 SS.

Die dritte Auflage unterscheidet sich von der zweiten durch einige Zusätze, die auf die Bestimmungen der Berliner Bühnensprachconferenz hinweisen. Beachtenswert ist die Änderung der Anschauungen V.s in der „*g*-Frage". Er stellt fest, dass sich eine Bewegung zu Gunsten des Verschluss-*g* im Inlaut immer mehr bemerklich macht. Diese Bewegung gehe von der Bühne aus, werde aber durch die Schule gefördert. Ablehnend verhält sich V. gegen einige Bestimmungen der Berliner Conferenz: die Unterscheidung von auslautendem *-b -d -g* und auslautendem *-p -t -k*, die Analyse von *ei, au, eu* als *a* + geschl. *e, a* + geschl. *o*, off. *o* + geschl. *ö*, die Ansetzung von *sp* und *st* (statt *šp, št*) im Anlaut gewisser nicht selten gebrauchter Fremdwörter.

Wien. M. H. Jellinek.

Goethes Faust. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Steuding (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht). 1. Theil 1899 (mit dem Titelbilde „Faust im Studierzimmer" in Rembrandts Radierung 1648). 2. Theil 1900. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky. Preis geb. 1 u. 1 K 40 h = 2 K 40 h = 2 Mk.

Die vorliegende Schulausgabe des großen Gedichtes dürfte nach Inhalt und Form den wichtigsten Forderungen des Unterrichtes entsprechen. Anmerkungen und Einleitungen sind nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung ausreichend, die Einleitung zum 1. Theile vielleicht zu breit, mit Material bedacht. Der Lehrer wird jedoch manches zu berichtigen haben. Rein sachlich möchte ich nur warnen, das Biographische im Faust noch mehr herauszukehren, als es hier geschieht; denn eine Ausdeutung der Gretchentragödie auf Goethe und Friederike Brion halte ich literarhistorisch und pädagogisch für verfehlt. In textlicher Hinsicht erscheint der erste Theil naturgemäß weniger gekürzt als der zweite; hier wurde schon der erste Act stark zusammengestrichen. In der classischen Walpurgisnacht vermissen wir (wegen der Beziehung in Vers 6730, wo Faust auf sie deutet) die schätzesammelnden Ameisen nach Vs. 6680. In den Anmerkungen wäre des besseren Verständnisses halber zu Vs. 4737 fg.

zu bemerken, dass Mephisto auch hier dem Astronomen einbläst (S. 236); in einem anderen Falle (zu Vs. 9820, wo der Höllensturz fehlt) ist dies S. 280 geschehen. Schlimmer verhält es sich mit dem Zusammenziehen von zwei Reden des Dialoges in eine, z. B. Vs. 8553—8560. Derartiges sollte irgendwie angedeutet sein, da sich sonst Missverständnisse im Citieren ergeben können, sobald der Schüler auf sich angewiesen ist. Die eigene Verszählung der Schulausgabe verstärkt die Gefahr noch. Da nun aber schon einmal derartige Contaminationen gemacht wurden, hätte ich auch inbezug auf Texteinzelheiten manche Wünsche: Vs. 481 (Steuding) kostet' statt kostet, Vs. 3829 Flackerleben (z. B. Schröer 1, 3865) und Vs. 6670 Kopf der lernäischen Schlange, dann ebenso nach WA (= Weimar-Ausgabe, der man in Zukunft thunlichst folgen sollte, anstatt immer wieder Cotta'sche Texte zugrunde zu legen), Vs. 6805 Schmerzergetzen (desgleichen Vs. 9413) wegen des Reimes. Vs. 7766 wurde das grammatisch, nicht aber metrisch bessere Ehrwürdigste (WA 8957: Ehrenwürdigste) gewählt, dagegen Vs. 6096 Wunderns würd'ge (WA: Wunderwürdige, Loeper: Wunderwürd'ge), das nur in einer weniger wichtigen Variante „Wundernswürdige" in H^{56} überliefert ist. Dagegen wurde Vs. 8860 aus WA: 10.524 geschöpft. Auch ein paar Druckfehler stießen mir auf: Vs. 7956, wo es „herbewegen", Vs. 4577, wo es „verrammelt" und Vs. 9929, wo es „mit eignem kräftigen Triebe" (WA, Schröer, Düntzer) heißen sollte; Vs. 5960 ist zu lesen: „denn Schemen sehen sie nur" (WA, I. 15, 6290). In der Einleitung zum zweiten Theile, S. 26, bemerkte ich „Sybille"; im übrigen ist der Druck correct und deutlich.

Bozen-Gries. Dr. S. M. Prem.

Französisches Real-Lexikon. Lieferung 11—18. Unter Mitwirkung von Aymeric-Leipzig, Becker-Eberfeld u. a., herausgegeben von Dr. Cl. Klöpper. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung 1899. Lexikon-8°. 768 SS.

Was wir über die ersten zehn Lieferungen dieses Werkes an dieser Stelle (Jahrgang 1898, S. 770 und 1899, S. 839) Rühmenswertes gesagt haben, können wir in Betreff der dem II. Bande angehörenden acht Lieferungen in allen Punkten nur wiederholen. Keine der vielen Seiten des culturellen Lebens des französischen Volkes in alter und neuer Zeit ist hier außeracht gelassen worden. Auch darauf sei noch einmal hingewiesen, dass sehr viel sprachliches Gut, namentlich im Bereiche der Argotausdrücke, erklärt wird. Aber der Kreis der Beobachtungen ist nicht bloß ein möglichst ausgedehnter, es ist auch die Gründlichkeit zu ihrem Rechte gekommen, wie die Artikel *Droit*, *Enseignement*, *Femmes*, *France*, *Garde*, *Grammaire*, *Guerres*, *Habillement*,

Langue, Littérature française und zahlreiche andere zeigen. Man muss immer wieder über den Fleiß staunen, mit welchem das auf allen Gebieten Wissenswerte zusammengetragen worden ist. Dass trotzdem der eine oder der andere manches darin vermisst, ist bei dem nothwendigerweise fragmentarischen Charakter eines solchen encyclopädischen Werkes nicht zu vermeiden. Einzelnes wäre vielleicht noch zu bessern. So würde, dem auch sonst bei der Erklärung der Wörter eingehaltenen historischen Princip zufolge, in den Artikeln *équipage* und *escambarlats* Nr. 2 an die erste Stelle zu setzen sein. *Faine* (S. 280) für *Faîne* ist natürlich Druckfehler. So wahrscheinlich auch die für Genf angegebene Bevölkerungsziffer 52.043; der Baedecker vom Jahre 1898 gibt 86.535. Direct Unrichtiges dagegen wird sich nur weniges finden, wie unter dem Artikel *Laa an der Thaya:* „Stadt im Regierungsbezirk Graz, Steiermark", wofür es heißen muss: „Stadt in der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Niederösterreich". Ferner ebenda: „Eisenbahnlinie: Lindenburg—Neusiedel", statt „Lundenburg—Zellerndorf". Auch ist der Druck etwas klein, und die zahlreichen Abkürzungen (namentlich aller Formen des bestimmten Artikels durch „d.", des unbestimmten Artikels durch „e.") wirken beim Lesen hemmend. Aber im ganzen genommen, ist das „französische „Real-Lexikon" ein achtunggebietendes Werk.

Französische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung französischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben von O. Wendt, Rector. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Hannover und Berlin. C. Meyer (G. Prior). 1900. 144 SS.

Vorliegende „Briefschule", von der Kritik bereits günstig aufgenommen, verdient thatsächlich, was die methodische Seite betrifft, alles Lob. Nicht nur erhält der Schüler durch die Besprechung der äußeren Einrichtung, die Vorführung zahlreicher formelhafter Wendungen und guter Muster einen genauen Einblick in den Charakter jeder einzelnen Briefart, sondern er sieht auch, wie aus gegebenen Elementen ein Brief sich aufbaut, und wird nun angeleitet, nach Angabe selber einen solchen anzufertigen. Durch die Einbeziehung der kaufmännischen Briefe wird auch den Bedürfnissen der Handelsschulen Rechnung getragen.

Leider steht die sprachliche Seite nicht auf derselben Höhe. Zwar hat sich dem Vorwort zufolge der Verf. bestrebt, „die in der ersten Auflage vorhandenen, mit Recht gerügten Druckfehler, Versehen und stilistischen Mängel zu beseitigen", doch hat er offenbar dabei vergessen, auch die „Praeparation" mit den anscheinend ziemlich zahlreichen Änderungen des Textes in Einklang zu bringen. So findet sich hier (S. 47) *prendre le parti* — im Text *prendre la liberté* (S. 10); *je ne peux pas sortir* gegenüber *je suis empêchée de sortir; ce que je pourrai — ce qui pourra* (S. 48); *cas fâcheux — situation fâcheuse* (S. 10). Für manche

Bemerkung (wie über *que* S. 47 unten) und Wortangabe (wie *conversation* ebd. usw.) der Präparation findet sich überhaupt nichts Entsprechendes im Text. Solche Abweichungen finden sich namentlich zahlreich zwischen den S. 48 und 49 der Präparation und dem entsprechenden Text, sind aber auch später noch anzutreffen, wie S. 130 *de même* (im Text *aussi*, S. 67); S. 131 *la fête* (im Text *anniversaire*, S. 71); ebd. *place aux jeux* (im Text *pl. des j.*, S. 72) usw. Ein directer Widerspruch zwischen Text und Präparation findet sich bezüglich der Stelle: *Flocon, qui*, wo S. 10 der Beistrich gesetzt ist, während S. 47 bemerkt wird: „vor *qui* ist kein Komma zu setzen", was übrigens nicht richtig ist.

Gewöhnlich sind die Veränderungen im Text, die also der 2. Auflage angehören, Verbesserungen, doch nicht immer, wie z. B. *à l'envi* (S. 11) gegenüber *à l'envie* (S. 48). Es wäre überhaupt zu wünschen gewesen, dass die Durchsicht in Bezug auf den Ausdruck und den Stil eine gründlichere gewesen wäre. Wir heben nur die auffälligsten, manchmal geradezu schülerhaften Fehler hervor. S. 71: *A. a reçu les raisins gratifiés de R.* S. 75: *pour lui souhaiter à sa fête.* S. 90: *Il est juste que ceux qui m'honorent de leurs lettres les aussi franchissent.* S. 91: *Je ne conçois pas comme ce jeune homme a pu se laisser séduire.* S. 99: *ville native.* Doch bleiben noch genug Ausdrücke und Redewendungen übrig, bei denen ein Franzose gar bedenklich den Kopf schütteln würde. Auch manche Bemerkungen klingen sonderbar. Warum soll z. B. statt *bien étonné* nicht auch *très étonné* gesagt werden können (S. 8 und 47); *l'anniversaire* (*de ma naissance*, S. 10) „sein Geburtstag" (S. 47) heißen? Auch die S. 48 u. 49 gegebene Weisung, *c'est pourquoi* mit *que* zu verbinden, klingt an und für sich unverständlich, findet aber ihre Beleuchtung in dem thatsächlich S. 38 und 97 sich findenden, sonst wohl nur aus Schülerheften bekannten *c'est pourquoi que.* Flüchtigkeit verrathen die Angaben: *puisse Imparf. du subj.* (S. 51); *emprunter*, leihen (S. 47); *éviter*, sparen (S. 130) u. a.

An wichtigen Druckfehlern sind zu nennen: S. 13, N. 1: *de* ist ausgefallen nach *proposent;* umgekehrt ist S. 71, N. 8 *de* zu streichen nach *près.* S. 100, N. 6: *ne* ist ausgefallen vor *sert.* S. 101, N. 8: *ce* ist ausgefallen in *c'est qui lui a fourni.* S. 27, N. 14 steht *rélation* statt *relation;* S. 65, N. 3 *je m'aurai* statt *je n'aurai;* ebd. N. 4 *goulerons* statt *gaulerons;* S. 77, N. 5 *embrasser* statt *embarrasser;* S. 90, N. 2 *et* statt *est;* S. 116, N. 6 *précédante* statt *précédente.* S. 135 sind die Nummern 15, 16, 17 verdruckt und z. Th. verstellt.

Es ist schade, dass dieses sonst so empfehlenswerte Werkchen durch die angeführten Fehler und Unebenheiten entstellt wird.

Ein Wort zur schriftlichen Einübung und Befestigung der französischen Formenlehre in den drei untersten Classen der Realschule. Von Prof. Dr. J. Ellinger. Separatabdruck aus dem Jahresberichte über die öffentliche Unterrealschule in Wien, III., Rosumofskygasse. 8 SS.

Dass bei Anwendung der analytischen Methode die Sicherheit in der Grammatik nicht von selbst dem Schüler als reife Frucht in den Schoß fällt, dürften die Erfahrungen der letzten Jahre hinlänglich gezeigt haben. Der Verf. gibt nun hier eine Skizze der Übungen, durch welche er in den drei untersten Classen die Formenlehre des Verbs, Substantivs usw. einübt und befestigt, ohne zu Übersetzungen zu greifen. Die Übungen sind mannigfaltig und wohldurchdacht. Das Schriftchen ist allen Fachlehrern bestens zu empfehlen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Anleitung zum Studium der französischen Philologie. Von Von Dr. Eduard Koschwitz, Prof. an der Universität Marburg. 2. Aufl. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 8°, 181 SS.

Phonetische und methodische Studien in Paris. Von Dr. Bruno Eggert, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dessau. Leipzig, B. G. Teubner 1900. 8°, 109 SS.

Betrachtungen und Vorschläge, betreffend die Gründung eines Reichsinstitutes für Lehrer des Englischen in London. Von Dr. Karl Breul. Leipzig, Stoltes Verlagsbuchhandlung 1900. 8°, 16 SS.

I. Die in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Schrift von Koschwitz zerfällt in eine Anleitung zum praktischen Studium der französischen Sprache im Inlande und in Frankreich und zum wissenschaftlichen Betriebe derselben auf Grund des historischen Studiums und der Methodenlehre. Ein Anhang gibt Winke über die Fortbildung der Lehrer des Französischen. Diese Arbeit ist ohne Zweifel sehr nützlich und verdienstlich, umsomehr als sie auch auf weibliche Studierende und Lehrer Rücksicht nimmt. Befremdend wirkt der feindselige Ton, den der Verf. gegen die Reform des neusprachlichen Unterrichtes im allgemeinen und gegen den Phonetiker Passy im besonderen anschlägt (vgl. S. 5, 9, 156 u. a.). Damit im Zusammenhange steht seine Überschätzung des Wertes der Übersetzung aus dem Deutschen (S. 30). Der Verf. steht dem schulmäßigen Unterrichte der neueren Sprachen offenbar zu ferne, um die Verdienste der Reform um die Wiederbelebung desselben nach Gebür würdigen zu können.

II. Ähnlichen Inhalts, wenn auch ein anderes Gebiet behandelnd, ist Eggerts Schrift. Sie betrifft nur die Praxis des neusprachlichen Unterrichtes, kann sich aber hier neben der „Anleitung" von

Koschwitz sehr wohl sehen lassen. Nach einer Einleitung über die Auslandsreisen der modernen Philologen bespricht der Verf. in fünf Capiteln Ausspracheunterricht und Phonetik, lautliche Beobachtungen und Hörübungen an der Aussprache des Französischen, die französische Aussprache des Deutschen, den Sprachunterricht an französischen Schulen und praktische Übungen zur Sprechfertigkeit. Die durch Gründlichkeit und Objectivität der Darstellung ausgezeichnete Arbeit ist den Studierenden und Lehrern der französischen Sprache wärmstens zu empfehlen.

III. In dieser dem IX. allgemeinen deutschen Neuphilologentage gewidmeten Schrift erörtert der als Cambridge University Reader und Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission der Universitäten Cambridge, Oxford und London mit den betreffenden Verhältnissen wohl vertraute Verf. in eingehender Weise die Modalitäten, unter welchen ein deutsches Reichsinstitut für Lehrer des Englischen in London zu gründen wäre. Es ist zu bedauern, dass auf dem IX. Neuphilologentage zu Leipzig die Breul'schen Vorschläge — wohl aus Mangel an Zeit — nicht zur Discussion kamen, umsomehr als gewisse mit dem Bestehen eines solchen Institutes verknüpfte Vortheile (wie Bibliothek, Vorträge u. dgl.) bedingungsweise wohl auch Österreichern zugute kämen.

Wien. Dr. Alois Würzner.

Englische Lehrbücher.

Grammatik der englischen Sprache. Von Dr. Ew. Görlich, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund. 2. verb. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1900. X u. 189 SS.

Dieses Buch zerfällt in zwei Theile, 1. eine Grammatik in Beispielen, 2. eine Grammatik in Regeln. Die Beispiele sind nicht aus einem speciellen Lesebuche, sondern aus verschiedenen Quellen gewählt und bestehen zumeist aus kurzen, leicht zu merkenden Sätzen. Von jedem Redetheile wird zuerst die Formenlehre und daran anschließend die Syntax durchgenommen. Der Verf. hat für die vorliegende zweite Auflage alle in den letzten Jahren erschienenen einschlägigen Arbeiten von Gebert, Klapperich, Krüger, Schulze, Swaen und dem Ref. gewissenhaft benützt; zu bedauern ist nur, dass er Henry Sweets „Syntax" (Oxford, Clarendon Press, 1898) nicht zu kennen scheint. Das Buch enthält noch einige wenige Mängel, die in einer neuen Auflage sehr leicht berichtigt werden können: § 29. In dem „alphabetischen Verzeichnis der unregelmäßigen Verben" ist als Präteritum von „*shrink*" nicht „*shrunk*", sondern „*shrank*" anzugeben. — § 93. „Sind die Subjecte verschiedener Person, so hat die erste vor der zweiten, die zweite vor der dritten den Vorrang: *You and I shall be late.*"

Vgl. Sweet, a. a. O., p. 94: „Such combinations as *you and I*, *we two*, *we three*, *we all* take *will* instead of *shall*." — § 109. Der Gebrauch von *shall* in Bedingungssätzen ist nur im gesprochenen Englisch „ungebräuchlich", aber in der literarischen Sprache noch üblich. — § 122. In dem Satze *Excuse me troubling you* ist *troubling* kein Gerundium, sondern Particip. — § 135. Die Substantiva *church*, *school*, *college*, *prison* sind deswegen, weil vor ihnen häufig der Artikel fehlt, noch nicht „als Abstracta anzusehen". — § 139. In den Beispielen *His brother is a bookseller* oder *She is a Roman Catholic* steht der unbestimmte Artikel nicht „abweichend vom Deutschen"; ferner ist im distributiven Sinne neben dem unbestimmten auch der bestimmte Artikel gebräuchlich: *two shillings the pound* (Sweet, a. a. O., S. 63). — § 162. „Der Dativ ohne *to* steht nach: *like*, *unlike*, und oft nach *near* und *opposite*." Wie nach *near*, kommt der Dativ mit *to* auch nach *like* vor (Sweet, a. a. O., p. 50). — § 200. Der Verfasser spricht nur von der Auslassung des Accusativs, nicht auch von der des Nominativs des Relativpronomens, wie sie z. B. in *who is that just rang?* vorliegt (Sweet, a. a. O., p. 77). — § 202 bis 205. Es hätte erwähnt werden sollen, dass *every one*, *some one*, *no one* auch adjectivisch gebraucht werden, und dass auch die Verbindung *each one* vorkommt.

Die dem zweiten Theile vorangestellte kurze „Lautlehre" (§ 85—92) ist nach Vietor und Western gearbeitet und verdient alles Lob.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Francke'schen Stiftungen. Oberstufe. Mit einem Plan von London und Umgebung. Halle, Hermann Gesenius 1901. VI u. 167 SS.

Dieses Buch unterscheidet sich von dem eben besprochenen dadurch, dass darin die Regeln nicht aus einzelnen kurzen Beispielen, sondern aus zusammenhängenden Lesestoffen abgeleitet werden. Der Verf. führt uns in elf Capiteln eine Anzahl von englischen Lesestücken vor, in denen diejenigen Stellen, welche die in dem betreffenden Capitel zu besprechende Partie aus der Syntax veranschaulichen sollen, fett gedruckt sind. Die Übungen, die sich an den englischen Theil jedes Capitels anschließen, bestehen *a*) aus englischen Fragen über das Gelesene oder über verwandte Stoffe, *b*) aus Entwürfen zu Aufsätzen, *c*) aus zusammenhängenden deutschen Stücken, die ins Englische zu übertragen sind und die einen ähnlichen Stoff wie die vorangehenden englischen Stücke behandeln. Dieser Theil des Buches erscheint gegenüber der im Jahre 1895 erschienenen „Oberstufe" bedeutend gekürzt; denn er enthält nur 39 Seiten (früher 180!). Die Lesestücke sind durchweg in dem besten modernen Englisch abgefasst und führen den Schüler in die Geographie Englands und die

Topographie Londons, ferner in das englische Schul-, Privat- und politische Leben ein.

Der übrige Theil des Buches umfasst eine systematische Syntax (S. 40—80), acht Gedichte (S. 81—90) und ein englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch (S. 91—162). Ein ausführliches „Register" bildet den Schluss des Buches.

Die grammatischen Regeln sind vom Verf. nach Sweets Syntax controliert worden; auch hat er die Arbeiten Schulzes und die des Ref. benützt. Die Fassung der Regeln entspricht durchwegs dem gegenwärtigen guten Sprachgebrauche; zu bemerken wäre nur, dass in Bedingungssätzen neben *should* (S. 557) auch *shall* vorkommt und dass im distributiven Sinne auch der bestimmte Artikel (S. 61) möglich ist.

Das treffliche Buch eignet sich für die Oberclassen aller höheren Lehranstalten, gleichgiltig, ob der Anfangsunterricht im Englischen nach Gesenius-Regel oder nach einem anderen Lehrbuche ertheilt wird.

A Short History of English Literature. Von A. E. H. Swaen, Teacher at the R. H. B. S. at Nijmegen. Groningen, P. Noordhoff 1900. 59 SS. Preis 80 Pf.

Nach einem einleitenden Abschnitte über die Geschichte der englischen Sprache wird uns in acht Capiteln die englische Literatur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage vorgeführt. Trotz des kleinen Raumes bringt es der Verf. zuwege, einzelne besonders hervorragende Schriftsteller ziemlich eingehend zu behandeln; so sind z. B. Chaucer fünf, Shakespeare über drei, Milton und Scott je zwei Seiten gewidmet. Auch begnügt sich der Verf. nicht mit einer trockenen Aufzählung der Hauptwerke eines Schriftstellers, sondern er bemüht sich, den Inhalt jedes angeführten Werkes kurz zu skizzieren oder wenigstens mit einem Schlagworte anzudeuten. Ja, von einzelnen markanten Werken älterer Zeit, wie vom *Beowulf* (S. 4 f.), von Langlands *„The Vision of William concerning Piers the Plowman"* (S. 12 f.), vom Prolog der *„Canterbury Tales"* (S. 17 f.), vom *„Paradise Lost"* (S. 35 f.) und vom *„Rape of the Lock"* (S. 39 f.) werden genaue Inhaltsangaben geliefert. Großen Wert legt der Verf. auf die Charakterisierung der einzelnen „Schulen" und auf den Übergang von einer „Schule" zur anderen. Überall wird auf die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung Rücksicht genommen; so werden z. B. in dem Paragraph, der über Cynewulf handelt (S. 6 f.), nur die vier dem Dichter von der Forschung als sicher zuerkannten Werke *The Fâtes of the Apostles, Christ, Juliana* und *Elene* angegeben.

Lücken wird natürlich jeder Kritiker in einer so kleinen Literaturgeschichte finden. Ich will hier nur auf jene Lücken aufmerksam machen, die meines Erachtens wirklich fühlbar sind

und doch in einer neuen Auflage ohne wesentliche Erweiterung des Umfanges leicht ausgefüllt werden können. Im I. Abschnitt (*The Anglo-Saxon Period*) fehlt ein Hinweis auf die Räthsel, den Physiologus, den Phönix und die religiösen Dichtungen Andreas und Guthlac. Unter den mittel-englischen „Romanzen" (S. 11) vermissen wir „*Ipomedon*" und „*Sir Perceval of Galles*". Im III. Abschnitt (*From Chaucer's Death to the Age of Elizabeth*) hätte neben Caxton (S. 21) auch Sir Thomas Malory, der Verf. von Morte D'Arthur, erwähnt werden sollen. Im § 21 (Shakespeare) hätte das Drama „*Pericles*", wie „*Henry VIII*", zu den „Fragmenten" gezählt werden sollen, da es wohl nur wenige Scenen von Shakespeare selbst enthält. In der Besprechung des Dramas des XVIII. Jahrhunderts (S. 44 f.) wird des berühmten Schauspielers und Dramatikers David Garrick nicht erwähnt! Von den Autoren, die in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts lebten, fehlen die Dichter George Crabbe, Thomas Campbell, Felicia Hemans und die Romanschriftsteller Frances Burney, Maria Edgeworth und Frederic Marryat. Zu den neueren Novellisten, die ziemlich vollzählig angeführt werden, könnten noch Douglas W. Jerrold und Wilkie Collins hinzugefügt werden.

Das Englisch des Verf.s, der ein Holländer ist, kann als vollkommen tadellos erklärt werden. Wir würden nur wünschen, dass in einer neuen Auflage auch die Vorrede englisch geschrieben wäre, da die holländische Sprache in den Kreisen der deutschen Neuphilologen wenig bekannt ist. Auch ein „Register" sollte künftig nicht fehlen.

Das Büchlein ist wegen seiner Kürze zum Schulgebrauche wie geschaffen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Die Schlacht bei Austerlitz. Nach der von Prof. Alois Slovák in zweiter Auflage veröffentlichten Darstellung bearbeitet von Clemens Janetschek, Archivar des Stiftes St. Thomas in Brünn. Brünn, Selbstverlag 1898.

Für unsere jubiläumslustige Zeit ist es ganz bezeichnend, dass sie sich der Ereignisse nicht erinnert, die sich vor hundert Jahren abgespielt haben. Unser heutiges Geschlecht scheint die entsetzliche Zeit Napoleons I. ganz vergessen zu haben. Dennoch wäre Tag für Tag Gelegenheit, durch öffentliche Vorträge oder Gelegenheitsschriften jener Jahre zu gedenken, in denen sich ganz Europa im Kampfe gegen den durch Glücksumstände emporgekommenen „Sohn der Revolution" befand. Beschämend für unsere Zeit ist es übrigens, dass sie selbst der Tapferen nicht mehr gedenkt, die im Kampfe gegen Napoleon auf so vielen Schlachtfeldern ihr Leben gelassen haben. Ein solches befindet

sich in der nächsten Umgebung der schönen Landeshauptstadt Mährens. Dort ruhen etwa 10.000 der am 2. December 1805 Gefallenen, ohne dass auch nur der einfachste Denkstein ihrer gedächte. Dieser Gedanke war für die Verff. des angeführten Werkchens maßgebend; das Reinerträgnis aus dem Verkaufe soll der Errichtung eines würdigen Denkmals auf dem Austerlitzer Schlachtfelde gewidmet sein. Das hübsch ausgestattete, durchwegs volksthümlich und patriotisch gehaltene Büchlein erzählt kurz den Verlauf des Krieges vom Jahre 1805, die Übergabe Ulms durch den unglückseligen Mack, die Besetzung Wiens und Brünns durch die Franzosen. Es führt uns dann in das Lager der Verbündeten bei Olmütz, schildert den Vormarsch der Franzosen von Brünn gegen Wischau und den der Verbündeten von Olmütz gegen Austerlitz. Nachdem wir über die entsetzlichen Kriegsplagen, denen das Land damals ausgesetzt war, in einem eigenen, hauptsächlich nach Aufzeichnungen in den Pfarrarchiven ausgearbeiteten Abschnitte aufgeklärt worden sind, wird uns die Stellung der verbündeten Österreicher und Russen (eine deutlich und übersichtlich gehaltene Karte ist beigegeben) vor der Entscheidungsschlacht genau geschildert. Damit der Leser nicht ermüde, sind, bevor die französische Aufstellung entwickelt wird, fesselnde Berichte über „Napoleon vor der Schlacht" eingestreut. Die Spannung des Lesers erreicht den Höhepunkt vor der Entscheidung. Die Schilderung der Kämpfe am linken Flügel, im Centrum auf den Höhen bei Pratze und am rechten Flügel der Verbündeten ist kurz, aber sehr anschaulich gehalten. Die folgenden Berichte über die Verhältnisse in Brünn während der Schlacht, über den Rückzug und die Flucht das geschlagenen Heeres bieten manches Neue. Ein längerer Abschnitt widerlegt dann das in allen Schilderungen der Dreikaiserschlacht enthaltene Märchen, dass in den Satschauer und Mönitzer Teichen tausende Soldaten umgekommen seien. Jeder Geschichtsforscher wird diesen nach den untrüglichsten Quellen geführten Beweis in Zukunft berücksichtigen müssen. Auch die nach örtlichen Aufzeichnungen geschilderten Verhältnisse nach der Schlacht sind in jeder Hinsicht fesselnd dargestellt.

Das Schriftchen ist besonders dadurch wertvoll, dass die Verff. die einzelnen Örtlichkeiten genau kennen und sehr anschaulich schildern. Da es nur 60 h kostet, ist die Anschaffung für unsere Schülerbibliotheken sehr leicht und in jeder Hinsicht dringendst zu empfehlen.

Die sibirische Bahn in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung.

Von Dr. Karl Wiedenfeld. Mit einer Übersichtskarte. Berlin, Springer 1900.

Über das großartige Werk, Westeuropa durch einen ununterbrochenen Schienenweg mit dem Großen Ocean zu verbinden, sind in Fach- und Tagesblättern die verschiedensten Meinungen ver-

breitet. Diese richtig zu stellen, die vielfach überschwänglichen Erwartungen von der wirtschaftlichen Bedeutung dieses Unternehmens etwas herabzustimmen, ist das vorliegende Buch in jeder Hinsicht geeignet. Es fasst die ganze über den Gegenstand vorhandene, sehr zerstreute Literatur zusammen und benutzt die besten amtlichen Quellen, soweit sie zugänglich sind. Nachdem uns der Verf. die Erwerbung Nordasiens durch die Russen kurz erzählt hat, macht er uns mit dem Poststraßenverkehr und der Flusschiffahrt in Sibirien bekannt. Dann schildert er uns die Entstehung des ganzen Planes, die Führung der Hauptlinie mit den Ergänzungsbahnen, der chinesischen Ostbahn und gibt uns wertvolle, vielfach ganz neue Aufschlüsse über Arbeitsleistung, Arbeitsart, Leistungsfähigkeit und die Anlagekosten dieses großartigsten Unternehmens unserer Zeit.

Im folgenden Abschnitte wird die Bedeutung der Bahn für die Colonisation Sibiriens eingehend untersucht. Zu dem Zwecke werden die natürlichen Grundlagen der Colonisation: Klima und Besiedlungseignung der einzelnen Gebiete ausführlich erörtert, worauf uns eine Übersicht über die Auswanderung aus Russland nach Sibirien und die staatliche Auswanderungspolitik in der bahnlosen Zeit und seit Eröffnung der Bahn vorgeführt wird. Der Verf. kommt zu dem Schlusse, dass sich die Bevölkerung nur allmählich und sehr langsam auch über die jetzt noch unbewohnten Gebiete verbreiten, und dass es noch vieler Jahre bedürfen wird, bevor eine sibirische Industrie auf eine genügend breite Arbeitermasse gestützt werden kann. „Die Aussichten sind keineswegs so glänzend, wie sie kritiklose Schwärmer häufig annehmen, und von der Bevölkerungsfrage hängt in erster Linie die Handelsbedeutung des riesigen Gebietes ab, das jetzt zum erstenmale von einer modernen Verkehrsstraße in seiner ganzen Breite durchzogen wird.“

Die Bedeutung der Bahn für den Handel Sibiriens untersucht der Verf. getrennt für das Gebiet westlich vom Jablonoigebirge und für das Amur-Ussurigebiet, in denen ganz verschiedene Verhältnisse herrschen. Die zahlreichen Tabellen geben uns einen Einblick in das schon jetzt bedeutende Handelsgetriebe dieser Länder, den Warenumsatz, die wichtigsten Handelsartikel, den von Jahr zu Jahr steigenden Verkehr und den Antheil der einzelnen Handelsstaaten (voran Deutschland).

Es wird dann die Handelsbewegung in den wichtigsten Handelsartikeln: Getreide, Erzeugnisse der Viehzucht, Gold, Eisen und Eisenwaren und Kohle besprochen. Wir gewinnen so ein vollständiges und klares Bild und müssen dem Verf., wenn wir seinen Ausführungen mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, zustimmen, wenn er die Bedeutung der Bahn mehr in die Förderung verlegt, die sie der Colonisation Sibiriens zutheil werden lässt, als in die Erleichterung des Warenverkehrs.

Der letzte Abschnitt untersucht endlich die Bedeutung der Bahn für den internationalen Handel und kommt zu folgendem Ergebnisse: „Das gewaltige, trotz aller Mängel in der Ausführung Russlands Staatskunst in glänzendem Lichte zeigende Unternehmen scheint berufen, im internationalen Verkehr zwischen Europa und Ostasien dadurch eine Rolle zu spielen, dass es die Beförderung der wertvollen Güter, der Post und der Personen zum großen Theil übernehmen wird; für den Transport der Stapelartikel wird die neue Schienenstraße dagegen ohne Wirkung bleiben, und infolge dessen wird sie die Handelsbeziehungen, die dem Verkehr zugrunde liegen, nicht tiefgreifend zu ändern vermögen. Bedeutsamer erscheint die Stellung, die der Bahn in Sibiriens Wirtschaftsentwicklung angewiesen werden muss; sie hat die Aufgabe, die Productionsmacht des Landes vor allem dadurch zu heben, dass sie in das noch menschenleere, menschlicher Arbeitskräfte dringend bedürfende Gebiet Colonisten hineinführt; eine Aufgabe, deren Ziel unter den gegebenen Naturverhältnissen nur sehr allmählich erreicht werden kann, so dass alle Erwartungen auf eine sprunghafte Entwicklung Sibiriens als nicht berechtigt sich darstellen.“ Den Lehrern der Geographie sei das Buch hiemit wärmstens empfohlen.

Marburg. Julius Miklau.

Die partiellen Differentialgleichungen der mathematischen Physik. Nach Riemanns Vorlesungen in 4. Aufl. neu bearb. von Heinrich Weber, Prof. der Mathematik an der Universität Straßburg. Erster Band. Mit eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn 1900. Preis 10 Mk.

Seitdem Riemann seine berühmten Vorlesungen über partielle Differentialgleichungen gehalten hat, sind 40 Jahre verflossen. In diesem Zeitraume wurde die mathematische Physik — namentlich auf dem Gebiete der Elektricitätslehre auf Grund der durch Maxwell angebahnten Reformen — so ausgebildet, dass es nicht zeitgemäß erschienen wäre, einen bloßen Neuabdruck der Vorlesungen zu veranstalten. Es mussten eingreifende Erweiterungen vorgenommen werden, um den Titel des Buches mit dem heutigen Stande der Wissenschaft in Einklang zu bringen. Statt eines Bandes werden jetzt zwei geschaffen, von denen der erste hier vorliegt und außer den allgemeinen analytischen Hilfsmitteln die Anwendung auf die Lehre vom Magnetismus und der Elektricität enthält, während der zweite, bald folgende die Theorie der Wärmeleitung, der Schwingungen, der Elasticität und der Hydrodynamik umfassen soll. Der Verf. hebt besonders hervor, dass das vorliegende Buch kein physikalisches Lehrbuch sein soll,

dass der Schwerpunkt des Buches in der mathematischen Behandlung der einzelnen Probleme zu liegen habe. Es ist so in dem Buche auch auf die functionentheoretischen Methoden in ihrer Anwendung für die Integration der partiellen Differentialgleichungen des Näheren eingegangen; umständliche Deductionen, ebenso Annäherungsrechnungen, wie sie der Physiker sehr häufig braucht, um eine leicht zu interpretierende Formel für den Verlauf einer Naturerscheinung darzustellen, wurden in dem Buche außer acht gelassen.

Der Inhalt des vorliegenden Buches gliedert sich in drei Theile, von denen der erste die analytischen Hilfsmittel anzeigt, welche bei der Integration der partiellen Differentialgleichungen zur Verwendung kommen, der zweite die geometrischen und mechanischen Grundsätze umfasst, welche in der mathematischen Physik belangreich sind, während im dritten Theile die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus mit besonderem Eingehen auf die Probleme der Elektrostatik, des Magnetismus, der Elektrokinetik, der elektrolytischen Leitung, der stationären elektrischen Ströme, der Strömung der Elektricität in Platten und im Raume, der elektrolytischen Verschiebungen zur Behandlung kommt.

Im rein analytischen Theile sollen besonders folgende Entwicklungen hervorgehoben werden: die Untersuchungen über die Convergenz der unendlichen Reihen mit Berücksichtigung des Abel'schen Theorems über die Stetigkeit von Potenzreihen, in der Lehre von den mehrfachen Integralen die Deduction der Integralsätze von Gauss und Stokes, sowie die Transformation von Differentialausdrücken, in der Theorie der Functionen complexen Argumentes die für die mathematische Physik so belangreiche Lehre von den reciproken Radien, von der Abbildung durch lineare, gebrochene Functionen, die Theorie der confocalen Kegelschnitte. Eine sehr bemerkenswerte Bereicherung des Buches erfolgte durch die Aufnahme der für viele physikalische Probleme (z. B. der Elasticitätstheorie und der Akustik) wichtigen Theorie der Bessel'schen Functionen. Bekanntlich lassen sich willkürliche Functionen durch Bessel'sche darstellen, und darin liegt vorzugsweise der Wert der Theorie der letzteren.

In den „geometrischen und mechanischen Grundsätzen" ist es u. a. die Vectorgeometrie, welche berücksichtigt wird und die zur einfachsten Darstellung gewisser Ausdrücke leitet. So wird der Integralsatz von Gauss und Stokes durch die Betrachtungen der Vectorgeometrie in einfache Gestalt gebracht.

In dem über die Vectoren handelnden Abschnitte werden auch die Begriffe der Strom-Wirbel- und Kraftlinien in mathematischer Weise erläutert. Weiters wird eine sehr genaue Theorie des Potentiales gegeben, woran sich specielle Beispiele schließen;

für die weiteren Entwicklungen erwies es sich erforderlich, die Grundzüge der Theorie der Kugelfunctionen aufzunehmen. In dem Überblicke über die Grundsätze der Mechanik ist namentlich das Hamilton'sche Princip und die von diesem Analytiker den Differentialgleichungen gegebene Form, die eine ausführliche Behandlung erfahren.

Im physikalischen Theile sind es vorzugsweise die Faraday-Maxwell'schen Conceptionen, welche der Rechnung zugrunde gelegt werden. In den Problemen über Elektrostatik leisten dem Verf. die Abbildungstheoreme ganz wesentliche Dienste. In der Elektrokinetik stellt er die Maxwell'schen Grundgleichungen des Elektromagnetismus auf und zeigt in sehr scharfsinniger Weise, dass die Lösung dieser Gleichungen eindeutig ist. Die Gleichungen für die elektrischen Bewegungen in den Lösungen, die durch den elektrischen Strom chemisch zersetzt werden, werden im Anschlusse an die Anschauungen von van 't Hoff über die Beschaffenheit der Lösungen abgeleitet. Es musste hier ein Unterschied zwischen dem Leitungs- und Diffustrom gemacht werden.

Besonderes mathematisches Interesse bieten die Strömungsprobleme dar.

Auch die Theorie der Nobili'schen Farbenringe, welche von Riemann aufgestellt wurde, finden wir in diesem Abschnitte behandelt. — Eine ausführliche Theorie der Jonenbewegung finden wir im Schlussabschnitte, in dem die Differentialgleichungen dieser Bewegungen aufgestellt und discutiert werden.

Das Buch bietet in mathematischer Beziehung so viele originelle Gesichtspunkte, dass das Studium desselben als ein sehr fruchtbares und genussreiches bezeichnet werden kann.

Leçons sur l'Électricité professées à l'Institut électrotechnique Montefiore annexé à l'Université de Liége par Eric Gerard, Directeur de cet Institut. Tome I et II. Sixième édition. Paris, Gauthier-Villars et fils 1900.

In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit haben die vorliegenden Vorlesungen über Elektricität sechs Auflagen erlebt, ein schlagender Beweis für die außerordentliche Brauchbarkeit des Buches. Durch diese rasche Aufeinanderfolge der Auflagen war es möglich, das Buch auf dem jeweiligen Stande der Forschung auf dem Gebiete der Elektricität zu erhalten. Auch in der neuesten Auflage sind zahlreiche Erweiterungen und Ergänzungen des theoretischen, experimentellen und elektrotechnischen Theiles eingetreten. So wurde die Theorie der Jonen angewendet auf das Studium der elektrolytischen Erscheinungen, der galvanischen Elemente und der Accumulatoren. Über elektrische Strahlen und Wellen sind die wichtigsten Untersuchungen aufgenommen worden.

Eingehend sind auch in dem Abschnitte über Elektrometrie die Messungen der Potentialdifferenzen besprochen worden. — Besonderes Augenmerk ist den Erscheinungen der Induction in der Masse von Leitern, welche von Wechselströmen durchsetzt werden, gewidmet worden. — Wesentliche Erweiterungen finden wir auch in dem Abschnitte, der von den Dynamomaschinen und den Transformatoren handelt.

In der Einleitung werden die Maßeinheiten betrachtet, dann auf die allgemeinen Theoreme eingegangen, die sich auf Centralkräfte beziehen, wobei namentlich auf die Verhältnisse Rücksicht genommen wird, welche die Kugel betreffen. Weiters werden die Eigenschaften der Magnete, die Magnetisierung durch Influenz mit Berücksichtigung der magnetischen Hysteresis betrachtet.

Im folgenden Abschnitte finden wir die Erörterung der Eigenschaften elektrisierter Körper, die theoretische Erläuterung der Condensatoren und der dielektrischen Körper. Auch hier wird von einer dielektrischen Hysteresis gesprochen, insoferne die Elektrisierung eines Dielekricums, welches in einem Felde von veränderlicher elektrischer Intensität gestellt ist, eine Ähnlichkeit zeigt mit der Magnetisierung des Eisens, welches in ein magnetisches Feld von veränderlicher Stärke gebracht ist. Von den Reibungselektrisiermaschinen wird jene von Bornhardt, von den Influenzmaschienen die von Wimshurst des Näheren erörtert.

Nach Darstellung der Erscheinungen bei den elektrischen Entladungen wendet sich der Verf. zur Betrachtung der Gesetze des elektrischen Stromes, wobei die graphischen Methoden mit großem Vortheile zur Anwendung gelangen. Auch die Gesetze der Stromverzweigung finden hier ihre entsprechende Berücksichtigung. In der Erörterung der Energie des elektrischen Stromes finden wir neben den älteren Hypothesen von Grotthus und Clausius auch jene von Arrhenius gewürdigt. In der Lehre vom Elektromagnetismus werden nach Besprechung der grundlegenden Erscheinungen die Anwendungen auf das magnetische Potential der Ströme auf die elektromagnetischen Rotationen und Verschiebungen vorgeführt, dann auf die Eigenschaften und die Constructionen der Elektromagnete eingegangen. Zum Schlusse dieses grundlegenden Abschnittes finden wir eine sehr genaue Einführung in die Lehre von den elektromagnetischen Einheiten.

Die Gesetze der magnetischen Induction und deren Anwendungen finden wir im Nachfolgenden. Besonderes Augenmerk wird dem Studium der Fortpflanzung der Ströme zugewendet. Dabei wird der oscillierenden Entladung im besonderen gedacht und die Übertragung der elektrischen Wellen im umgebenden Medium dargelegt.

Das Studium der elektrischen Messungen ist mit aller Sorgfalt und Ausführlichkeit auseinandergesetzt. Von Elektricitätsquellen werden die thermoelektrischen und die hydroelektrischen Elemente betrachtet, wobei auch die Theorie und Praxis der Accumulatoren in Erwägung gezogen wurde.

Geradezu mustergiltig ist der Abschnitt über dynamoelektrische Maschinen durchgeführt worden. Die Resultate der Versuche erfahren eine sehr anschauliche graphische Darstellung. Nach Erläuterung der wesentlichsten Typen der Wechselstrommaschinen geht der Verf. zur Darstellung der Transformatoren mit Wechselströmen über.

Im zweiten Bande des umfangreichen Werkes finden wir die Studien über die Vertheilung der elektrischen Energie, dann über die elektrischen Leitungen mit besonderer Berücksichtigung der subterranen und submarinen Leitungen und der Isolierung derselben. Von den telegraphischen Systemen wird das Morse'sche, dann die vervollkommneten von Edison, Hughes, Wheatstone, Baudot betrachtet und zuletzt auf die submarinen Telegraphenapparate von Kelvin und Varley eingegangen. In der Telephonie sind es die elektromagnetischen Telephone, dann die Telephone mit Elementen oder Mikrophonen, welche eingehende Betrachtung erfahren. Was die simultane Telegraphie und Telephonie betrifft, so ist bekanntlich durch Van Rysselberghe auf diese wichtige technische Anwendung aufmerksam gemacht worden; neben diesem wird das System von Pierre Picard dargestellt. Des telegraphischen Systemes von Marconi wird in kurzer, aber sehr übersichtlicher und klarer Weise Erwähnung gethan.

In der Lehre von den elektrischen Motoren wird der Hauptunterschied zwischen solchen mit continuierlichem Strome und den sogenannten Alternomotoren gemacht.

Die Übertragung und die Vertheilung der mechanischen Arbeit beschäftigt den Verf. im letzten Theile dieses Abschnittes.

Aus dem Abschnitte „Traction électrique" sind die wesentlichsten Studien über die Einrichtung der elektrischen Eisenbahnen und deren Betrieb zu entnehmen.

Über elektrische Beleuchtung, über Elektrometallurgie und Elektrochemie handeln die letzten Abschnitte des sehr instructiven Buches.

So hat der Verf. im zweiten Theile seines Buches eine sehr anziehende und anregende Darstellung der Elektrotechnik auf Grund des neuesten Standpunktes der Forschung gegeben, ebenso wie er im ersten Theile die theoretischen Betrachtungen auf dem Gebiete der Elektricitätslehre und die grundlegenden Thatsachen dieser Wissenschaft in echt französisch eleganter Darstellung seinem Leser vorführte.

Man kann aus dem vorliegenden Buche sowohl in sachlicher, als auch in methodischer Beziehung sehr viel lernen, und aus diesem Grunde empfehlen wir dessen Studium Physikern, ebenso wie Elektrotechnikern aufs angelegentlichste. Vom mathematischen Calcül ist der entsprechende Gebrauch gemacht worden; zu weit wurde in dieser Hinsicht nicht gegangen.

Das Buch ist prächtig ausgestattet, was den Text betrifft; die Figuren hätten sich mehrfach schärfer abheben können.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Lehrbuch der Meteorologie von Dr. Julius Hann, Professor an der Universität zu Wien. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1901.

Mit Spannung und Sehnsucht hat die Fachwelt dieses „Lehrbuch der Meteorologie“ von dem berühmten, an der Spitze seiner Wissenschaft stehenden Verf.s erwartet. Wenn nun auch erst drei Lieferungen derselben erschienen sind — das ganze Werk wird in acht Lieferungen zu je fünf Bogen, die Lieferung zu drei Mark vollendet sein — so scheint es doch angezeigt, schon jetzt die Aufmerksamkeit der Physiker an den Mittelschulen auf dieses classische Werk hinzulenken. Gerade in der Meteorologie, welche in der letzten Zeit so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, ist es für den Physiker von Wichtigkeit, dass er bei seinem Unterrichte ein Buch zur Hand hat, worin er sich über die einschlägigen Fragen mit voller Verlässlichkeit Rathes erholen kann. Es ist leider noch vielfach der Fall, dass zu diesem Zwecke zu Müllers kosmischer Physik gegriffen wird, welche in meteorologischen Fragen auf einem vollständig absoleten Standpunkte steht und daher eher zur Desorientierung als zur Orientierung führen muss. Einen verlässlicheren Führer in diesen Fragen als Hann wird man aber nirgends finden. Schon die vorliegenden drei Lieferungen zeigen dies in schlagendster Weise. In der Einleitung findet man schon die wichtigsten und richtigsten Aufklärungen über die so vielfach falsch behandelten Fragen der Höhe der Atmosphäre, des Wärmeleitungsvermögens derselben, der Absorption der Sonnenstrahlung, der Durchsichtigkeit der Atmosphäre und ihrer Trübung durch Staub etc., die Temperatur des Weltraumes, die Wärmequellen, Temperatur des Erdinnern, Intensität der Sonnenstrahlung und die Temperatur der Sonne. Im ersten Buche, das die Temperaturverhältnisse der festen und flüssigen Erdoberfläche und der Atmosphäre behandelt, werden die Einstrahlungsverhältnisse und die Wärmestrahlung der Erde in gründlicher Weise, wie noch in keinem Lehrbuche geschehen, behandelt, die jährliche und tägliche Temperatur im Boden, in der Luft und im Wasser eingehend dargestellt. Eigene Capitel sind den unperiodischen Temperaturänderungen, der Abnahme der

Temperatur mit der Höhe und der Vertheilung der Temperatur auf der Erdoberfläche gewidmet. Das zweite Buch ist dem Luftdrucke geweiht, das dritte Buch dem Wasserdampfgehalte der Atmosphäre. Soweit liegt das Werk heute vor. Überall sind die neuesten Forschungen verwertet, die vielfach von Hann selbst herrühren. Die Resultate der Ballonfahrten und der Drachenaufstiege aus der ganzen Welt, die Beobachtungen der Bergobservatorien, die Ergebnisse der Polarexpeditionen, alles was bis 1900 an Forschungsergebnissen vorliegt, ist in ausgiebiger Weise verwertet und organisch in die Darstellung verwoben. Hanns Meteorologie ist ein Standard-Werk und wird wohl auf lange Zeit der unübertroffene, classische Führer in der Meteorologie bleiben. Es ist daher auf das angelegentlichste zu empfehlen, dass es an den Mittelschulen zur Anschaffung gelange. Eine eingehende Besprechung behalte ich mir bis nach dem Erscheinen der 8. Lieferung vor.

Wien. J. M. Pernter.

Dr. M. Kraß und Dr. H. Landois, Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten. Mit 313 Abbildungen. Freiburg, Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 319 SS. Geb. Mk. 3·60.

Das vorliegende Buch erscheint in seiner fünften, nach den neuen Lehrplänen umgearbeiteten Auflage. Einige Verbesserungen der Abbildungen, einige neue Bilder und die Aufnahme weiterer biologischer Details aus Kerners Pflanzenleben unterscheiden es von der früheren Ausgabe. Der 1. Theil des Leitfadens umfasst die Besprechung der Keimlings- und Sporenpflanzen. Im ganzen sind 66 Familien der Dycotyledonen, 15 Familien der Monocotyledonen, die Coniferen und 11 Gruppen der *Sporophyta* in der Weise charakterisiert, dass in jeder Familie ein Vertreter eingehender beschrieben wird, während die übrigen Gattungen kürzer, aber immer noch erschöpfend genug Berücksichtigung finden. Am Schlusse findet man kurz die Kennzeichen der Familie zusammengefasst. Dass in manchen Familien, wie in den *Compositae,* mehrere Vertreter erscheinen, ist selbstverständlich. Der 2. Theil enthält einen Schlüssel zur Bestimmung der Gattungen nach dem Linné'schen System, die wichtigsten Capitel über Anatomie, Physiologie und Pflanzengeographie. Die Beschreibung der Vertreter der einzelnen Familien ist ausführlich und genau, die biologischen Verhältnisse sind bei jeder Pflanze ausreichend berücksichtigt, und, da die Auswahl der Charakterpflanzen auch eine sehr glückliche ist, so kann man das Buch jedem Lehrer der Naturwissenschaften empfehlen. Stellenweise ist allerdings die Sprache etwas zu breit, und infolge dessen wird die Beschreibung mehr ein botanisches Lesestück. So heißt es z. B. bei *Ficaria verna*: „Wer freut sich

nicht, wenn nach langem Winterschlafe die Natur . . . .; schon steigt hie und da die jubelnde Botin des sehnlichst erwarteten Frühlings“ usw. Ref. ist kein Freund jener Lehrer, die auf der Unterstufe den Unterricht sofort mit der Beschreibung der Pflanze beginnen, sondern er hält es für pädagogisch richtiger, die Aufmerksamkeit und das Interesse der Schüler dadurch zu wecken, dass man das Vorkommen, den Nutzen oder Schaden, die Beziehungen zur Thierwelt etc. früher erörtert. In einem Lehrbuche, das nicht dem Lehrer methodische Winke ertheilen, sondern dem Schüler ein Nachschlagebuch sein soll, würde Ref. gern derartige Einleitungen vermissen.

Wiener-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Pompeii its life and art by August Mau. Translated into English by Francis W. Kelsey. With numerous illustrations from original drawings and photographs. New York, The Macmillan company 1899, XXII u. 509 SS. Preis 6 $.

Wer Pompeji kennt, der kennt Mau, und er kennt ihn nicht bloß, sondern hat ihm in der Regel den besten Theil dessen zu verdanken, was er an Eindrücken und Belehrung aus der wieder erstehenden Stadt heimbringt. Mit unermüdlichem Fleiß und echt philologischer Akribie hat sich Mau seit einem Vierteljahrhundert in das Studium Pompejis vertieft, das er kennt wie kein zweiter, und hat zahlreiche wertvolle Artikel und größere Arbeiten darüber veröffentlicht. Schon 1884 wurde er auf dem Titelblatte der vierten Auflage des zusammenfassenden Werkes Overbecks über Pompeji als dessen Mitarbeiter genannt; und mit dieser Publication lässt sich am ehesten die neue Erscheinung vergleichen, wenn auch Anlage und Ziel verschieden sind.

Während Overbeck eine systematische Darstellung wissenschaftlichen Charakters bezweckte, ist das vorliegende Buch ein populäres im edelsten Sinne des Wortes, ohne dass die wissenschaftliche Gediegenheit irgend zu kurz gekommen wäre. An Stelle einer streng logisch gegliederten Disposition des Inhaltes (I. Einleitender Theil: 1. Lage, 2. Geschichtliche Notiz über Pompeji bis zur Verschüttung, 3. Verschüttung, 4. Ausgrabung, 5. Plan; II. Antiquarischer递haupttheil: 1. Befestigungswerke, 2. Straßen und Plätze, 3. Öffentliche Gebäude, 4. Privatgebäude, 5. Mobilien, Geräthe, Waffen, 6. Verkehr und Leben; III. Artistischer Haupttheil: 1. Architektur, 2. Plastik, 3. Malerei, 4. Mosaik, 5. Toreutik) ist eine lockere Vertheilung des Stoffes getreten, die sich von dem natürlichen Gang der Betrachtung der einzelnen Objecte leiten lässt (Introduction ähnlich der Einleitung Overbecks, I. *Public places and buildings,* II. *The houses,* III. *Trades and occupations,*

IV. *The tombs*, V. *Pompeian art*, VI. *The inscriptions of Pompeii*). Während Overbecks Auseinandersetzungen in die Breite gehen und weit ausholen, ist diesem Buch der Stempel derselben schlichten Sachlichkeit aufgeprägt, die den Mann selbst auszeichnet.

Besondere Anerkennung verdient die Vortrefflichkeit der Abbildungen, die sich mit den früheren in Overbecks Pompeji und auch in dem von Mau seit 1893 wiederholt herausgegebenen „Führer durch Pompeji" gar nicht mehr vergleichen lassen. Ein völliger Umschwung und ungeahnter Aufschwung der Technik scheidet sie: dort noch Holzschnitt und theilweise farbige Lithographie, hier Zinkdruck und Heliogravüre; dort fast alles nach Zeichnung wiedergegeben, die des Einschlages subjectiver Auffassung nicht entbehren kann und bei größeren Ansichten regelmäßig auf landschaftliche Wirkung hinarbeitet, hier im weitesten Umfange die Photographie zugrunde gelegt mit ihren für wissenschaftliche Studien unschätzbaren Vorzügen der Unmittelbarkeit, Treue und Anspruchslosigkeit. Neben dieser vollen Ausnützung moderner Technik kommt ein treffsicherer Tact zur Geltung in dem Streben, die Bildgröße, soweit es unbeschadet der Deutlichkeit möglich ist, herabzumindern [1]), womit sich eine willkommene Verschärfung des Details verbindet. Abgesehen von Planskizzen sind nur wenige Illustrationen aus älteren Werken herübergenommen; sie heben sich meist unverkennbar ab.

Dieses neue Buch nun ist merkwürdigerweise zuerst in der englischen Übersetzung erschienen, die mir zur Besprechung vorliegt. Dem deutschen Original, das um ein volles Jahr später ausgegeben wurde, kam die Verzögerung allerdings insoferne zugute, als es mit einigen vortheilhaften Änderungen und Zusätzen bedacht werden konnte [2]). Auch die 263 Textbilder sind (um 16) vermehrt worden [3]), hingegen ist die Zahl der Vollbilder (12) und der Pläne (6) gleich geblieben. Beide Ausgaben entbehren, ihrem Zweck entsprechend, des schweren Rüstzeuges gelehrter Anmerkungen; die wissenschaftlichen Begründungen sind theils in den Text aufgenommen, theils den römischen Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes überlassen.

Trotz aller Gründlichkeit ist absolute Vollständigkeit des Materiales natürlich nicht angestrebt, und es wird mancher dies oder das vermissen. Von allgemeinem Interesse wäre die Abbildung

---

[1]) Manches ist nach meiner Empfindung sogar zu klein gehalten: so Fig. 18 (*Plan of the temple of Jupiter*), Fig. 57 (*Plan of the Doric temple in the Forum Triangulare*).

[2]) Dagegen ist die in der englischen Ausgabe richtige Bezeichnung des Hauses des Kentauren (VI 9, 3 auf S. 344) in der deutschen zu VI 9, 5 (S. 343) entstellt.

[3]) Schade, dass Fig. 137 (Ausschnitt aus dem Alexander-Mosaik mit dem eindrucksvollen Kopf Alexanders in größerem Maßstabe) weggefallen ist.

einer oskischen Inschrift gewesen, ferner instructiv namentlich für denjenigen, der die Stadt noch nicht besucht hat, eine Ansicht des jetzigen Zustandes Pompejis und ein genauer Stadtplan in großem Maßstabe, der das Gewirre von Straßen, Plätzen und Gebäuden anschaulich versinnlicht hätte. Aber seien wir dankbar für das Gebotene. Wenn es Mau innerste Befriedigung gewährt haben mag, die Summe stiller, emsiger Lebensarbeit nun weitesten Kreisen vorzulegen, so darf die deutsche Wissenschaft stolz darauf sein, dass sie durch seine Hand ein nach dem heutigen Stande der Forschung und der Technik abschließendes Werk über die geheimnisvolle Todtenstadt geschaffen hat nicht nur für Fachgenossen, sondern für die ganze gebildete Welt.

Czernowitz. Ernst Kalinka.

Engelmann R., Pompeji. Leipzig, E. A. Seemann 1898. 106 SS.

In diesem IV. Bändchen der Sammlung „Berühmte Kunststätten“ bespricht E. nach einem Auszug aus Plinius' Bericht über den Ausbruch des Vesuv die Geschichte Pompejis seit der Verschüttung, mit der natürlich eine Geschichte der Ausgrabungen verbunden ist. Dann folgt ein kurzer Abriss über die Entstehung und die Schicksale der Stadt bis zum Jahre 79 n. Chr., worauf der Verf. sich der Betrachtung der ausgegrabenen Stadt selbst zuwendet. Es wird zuerst das Straßenbild besprochen, dann die Fora mit ihren Tempeln und den anderen öffentlichen Bauten, so auch den beiden Theatern, ferner die Bäderanlagen und schließlich die *domus*, u. zw. zunächst von einem allgemeinen Standpunkte. Das führt naturgemäß zu der Frage nach der Ausschmückung (Mosaik und Wandmalerei) und Ausstattung oder dem Hausrath der Wohnungen, wobei auch die 1896 gemachten wertvollen Funde aus Bosco Reale — im Alterthume eine Art Villenvorstadt für Pompeji — ausführlich beschrieben werden. Nunmehr werden die hervorragendsten Privathäuser im einzelnen besprochen: die Casa di Pansa (*domus Cn. Allei Nigidi Mäi*) mit einer Bäckerei, das Haus des sog. tragischen Dichters, die an dieses angrenzende Fullonica, die Casa del Fauno, die Casa dei Capitelli colorati, die Casa del Centenario, die Casa delle nozze d'argento, das Haus des *Marcus Lucretius* (S. 67 ff.), endlich die letzten Ausgrabungen (*domus Vettiorum* S. 73 ff.), die ja deswegen von besonderem Interesse sind, weil man hier alles, Wandgemälde und Geräthe, an Ort und Stelle gelassen und einzelnes auch ergänzt hat, wie z. B. das Peristyl mit Blumenbeeten bepflanzt wurde, so dass man kaum irgendwo ein so vollständiges Bild eines antiken Hauses erhält, als wie es das der Vettier bietet. Den Beschluss macht eine Beschreibung der Gräberstraße vor dem Herculanerthor und der Villa des Diomedes.

E.s Ausführungen sind klar und verständlich gehalten und geben dem Leser eine gute Vorstellung von Pompeji und den daselbst gemachten Funden. Unterstützt wird das Verständnis durch eine große Anzahl gut ausgeführter Illustrationen (139), die insbesondere für den letzten Theil, das Haus der Vettier, von Wichtigkeit sind, weil diese bildlichen Darstellungen außer in Photographien schwer erhältlich sind. Wo sich noch gegenwärtig in italienischen Städten Analogien gewisser Einrichtungen, wie sie uns Pompeji zeigt, erhalten haben, ist in passender Weise darauf verwiesen, so S. 17: 'In Pompeji wurde, wie noch heute in Palermo, das Wasser zur besseren Vertheilung in Bassins emporgeleitet, die sich auf hohen Pfeilern erhoben'; S. 68: 'Nebenbei sei bemerkt, dass in den Dörfern Sardiniens noch heute Mühlen im Gebrauche sind, die den pompejanischen fast genau entsprechen, sowie dass die Teigknetmaschinen noch heute in Palermo in ganz ähnlicher Form gebraucht werden.' Gymnasiallehrer, die Pompeji besuchen wollen, werden gut thun, wenn sie nach vorhergegangenem Studium des großen Werkes von Mau, falls sie nicht dieses Buch selbst mitnehmen, Engelmanns Schrift neben der neuesten Auflage von Mau, Führer durch Pompeji, und neben Weichhardts Reconstructionen (Kleine Ausgabe) zu ihrer Reisebibliothek hinzufügen[1]).

Im einzelnen habe ich mir Folgendes notiert: S. 14 heißt es: 'Der Fahrweg selbst ist mit polygonen Lavablöcken gepflastert, in welche die Räder oft tiefe Geleise gerissen haben.' Dabei ist verwiesen auf Fig. 11 Strada dell'Abbondanza. Nun zeigt gerade diese Straße, die gegen das Forum für den Wagenverkehr abgesperrt war, keine Geleisespuren. Am besten sind dieselben beim Tempel der *Fortuna Augusta* sichtbar (Fig. 36). — S. 16, wo die auf den Gladiatorenprogrammen angekündigten *vela* erwähnt werden, wären auch die *sparsiones* 'Aufspritzungen' nicht zu übergehen gewesen. — S. 18 fehlt die Erklärung zu dem in manchen Straßen auffälligen Aussehen der Häuserfronten, die in eine lange Reihe einzelner Pfeiler aufgelöst erscheinen. — Fig. 25 'Das Leben auf dem Forum'. Warum gerade dieses Bild, die Prügelscene darstellend, gewählt wurde statt der bekannten Verkaufsscenen (Mäntel, Schuhe, Brode), ist mir nicht erklärlich. — Unrichtig ist S. 21: 'Die r e c h t e Langseite des Forums wird, von Norden her, von dem sogenannten Pantheon . . . eingenommen'.

---

[1]) Ein Wort *pro domo*: In den genannten Schriften ist auf bestimmte Stellen der classischen Autoren nirgends Bezug genommen. Vielleicht wird dem Gymnasiallehrer ein Hinweis auf gewisse Stellen der Schulautoren nicht unwillkommen sein, bei deren Erklärung er den thatsächlichen Befund in Pompeji heranziehen kann. Er findet eine große Anzahl von Stellen — soweit sie dem Ref. vorlagen — zusammengetragen in dessen Schrift 'Pompeji im Gymnasialunterrichte', Wien, Hölder 1900.

Vom Norden her ist das sogenannte Pantheon auf der linken Seite des Forum, auf der rechten Seite ist der Apollotempel. — S. 30 konnten die große Küche für die Menage der Gladiatoren, sowie auch die Wohnungen der Fechtmeister (*lanistae*) erwähnt werden. — S. 40 fehlt ein Hinweis auf die interessante Thatsache, dass sich auch die Art der antiken Anordnung der Blumenbeete erhalten hat (in der Casa dei Capitelli colorati). — Wenn es S. 53 heißt: 'Zwischen den Säulen des Peristyls waren, nach Wandgemälden zu urtheilen, auch vielfach an Bändern aufgehängte Medaillons ...', so fehlt die Bemerkung, dass man zwischen den Säulen des Peristyls auch Vorhänge herablassen konnte, um den Sonnenstrahlen zu wehren. — Die Fassung des Satzes 'Davon hat ja auch das Atrium seinen Namen, weil durch den Rauch alles mehr oder weniger schwarz (*ater*) geworden war' (S. 58), erweckt nach dem Zusammenhange die falsche Vorstellung, als würde in Pompeji auch im Atrium gekocht worden sein.

Weichhardt C., Das Schloss des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Leipzig, K. F. Köhler 1900. 64 SS. Preis 10 Mk.

Das mit warmer Begeisterung geschriebene Werk umfasst fünf Capitel: 1. Einleitende Bemerkungen, 2. Äußere Eindrücke, 3. Antike Bauten am Meeresufer, 4. Römerbauten auf halber Inselhöhe und 5. Das Schloss des Tiberius. Der Verf. bezeichnet seine Schrift als eine Feiertagsarbeit, geboren aus der sonnigen Feiertagsstimmung, die das ganze Jahr hindurch, selbst beim Brausen der Stürme, auf dem glücklichen Eilande herrsche. Die Überreste des Tiberiuspalastes indessen seien bedeutend genug, um eine Reconstruction des Grundrisses zu ermöglichen. 'Alles Thatsächliche ist zurathe gezogen, und aus dem Studium römischer Bauten heraus ein Bild geschaffen, das sich zu dem einstigen wirklichen Palaste ungefähr verhält wie ein historischer Roman zur wirklichen Historie.'

Nach den einleitenden Bemerkungen werden zuerst die äußeren Eindrücke geschildert, welche die Insel Capri mit ihren Höhen, den schroffen, zerklüfteten Felsen, den phantastischen Gebilden der Faraglioni und des Arco naturale, mit den terrassenförmig angelegten Gärten, dazwischen die weißen Häuser blinken, auf den Besucher macht. Der Verf. sucht aus gewissen ausgewaschenen Horizontallinien längs der Felsengebilde und aus der Beschaffenheit bestimmter Grotten die wechselnde Höhe der Insel über dem Meeresspiegel darzuthun (S. 10 f.) und berichtet dann über die Sage, welche von der Gründung der Stadt *Καπρέαι* durch griechische Colonisten (Teleboer aus Akarnanien) erzählt. W. zeigt, dass die antike Stadt Capreae nicht an der Stelle des heutigen Capri lag, sondern auf dem fruchtbaren, jetzt Contrada Torre ge-

nannten, terrassenförmigen Gelände oberhalb der Marina Grande, wie zahlreiche Funde von Münzen, Mosaikfußböden, Amphoren, Thonplatten, Marmorschwellen, ferner das Vorhandensein vieler antiken Terrassen und Cisternen, die noch jetzt von den Bauern benützt werden, vermuthen lassen. Bemerkenswert ist, dass die gewaltige Felsentreppe, die von der Contrada Torre hinauf nach Anacapri führt (270 m über dem Meeresspiegel) und bis vor 20 Jahren die einzige Verbindung zwischen Neu-Capri und Anacapri bildete, aus dem Alterthume stammt. Mit Rücksicht darauf, dass der Kaiser Augustus nicht weniger als 43 Jahre die Insel besaß, die er wegen ihres landschaftlichen Reizes bei den Neapolitanern gegen die Insel Ischia ausgetauscht hatte, mit Rücksicht ferner auf die bekannte Baulust und Bauthätigkeit des Augustus[1]) wird wohl nicht mit Unrecht angenommen, dass die meisten Palastbauten auf der Insel Capri von Augustus errichtet oder zum Theile begonnen worden sind. Aus dem Berichte des Sueton über den letzten Aufenthalt des Kaisers Augustus auf Capri kurz vor seinem Tode wird gefolgert, dass die heutige kleine Felseninsel Monacone (an der Südküste von Capri) mit der bei Sueton genannten Insel *Apragopolis* identisch sei, auf welche der Kaiser von seinem Palaste gerade hinübersehen konnte, und dass auf der jetzigen Punta Tragara, von wo man einen Ausblick auf die Insel Monacone hat, ein Schloss des Kaisers Augustus stand. Unterstützt wird diese Annahme dadurch, dass man hier kostbare Marmorfußböden, römisches Gemäuer, Stücke ausländischen Marmors und Münzen gefunden hat. Ein zweites Schloss des Augustus wird auf der Nordseite der Insel, u. zw. nahe der Meeresküste angenommen, wo noch zahlreiche Ruinen unter Wasser stehen, die sogenannten Bagni di Tiberio; wie denn diese sammt einem ziemlich bedeutenden Überreste eines runden Gewölbes an derselben Stelle noch heute im Volksmunde den Namen Palazzo al mare führen. Eine kaiserliche Villa lag vielleicht auch auf dem Plateau hoch über der blauen Grotte. Endlich dürften an der Marina Piccola, wo sich unter und über dem Wasser viel römisches Mauerwerk vorfindet, in Römerzeiten kleine Landhäuser und Bäderanlagen gestanden haben.

Was nun die Römerbauten auf halber Inselhöhe anbetrifft, so stand wohl an der Stelle des Klosters Certosa, das jetzt als Kaserne dient, gleichfalls ein Palast des Augustus. Genauere Untersuchungen zeigen, dass noch an vielen Stellen aus der Römerzeit stehen gebliebene Mauern benützt und antikes Material verwendet wurde. Die ganze Anlage mit den säulenumgebenen Höfen sieht überhaupt einem römischen Palastbau ähnlicher wie einem

---

[1]) Man erinnere sich z. B. an den Bericht des Monumentum Ancyranum und an das Taciteische *urbem ipsam magnifico ornatu . . .*, endlich an das, was Sueton in dieser Beziehung überliefert.

Kloster. Die schaffende Phantasie des Künstlers lässt hier den Palast des Augustus vor unserem Auge erstehen (Fig. 20), zwar nicht als Reconstruction, da für eine solche zu wenig Anhaltspunkte vorhanden sind, doch im Sinne römischer Palastanlagen, wie sie z. B. die Villa Hadrians bei Tivoli verkörpert. Nachdem W. aus gemachten Funden das Vorhandensein einer nicht unbedeutenden Villa auf dem Felsplateau unter der höchsten Erhebung des Monte Castiglione, desgleichen das Vorhandensein eines Tempels auf St. Michele zu begründen versucht hat, wendet er sich zur Betrachtung des Tiberiuspalastes auf der östlichen Höhe der Insel. Er ist der Anschauung, dass auch diesen Palast nicht der Menschenfeind Tiberius errichtet, sondern dass er denselben schon von Augustus übernommen und höchstens für seine Zwecke umgestaltet habe. Das eine ist allerdings richtig, dass mit dem Taciteischen Berichte Ann. IV 67 *sed tum Tiberius duodecim villarum nominibus et molibus insederat* noch nicht gesagt zu sein braucht, Tiberius habe die Villen erbauen lassen. Der Ausdruck *insederat* will zunächst, dünkt mir, nur besagen, dass Tiberius die Insel mit Beschlag belegt, sich dort 'festgesetzt' habe. Für die beigegebene Planskizze des Tiberiuspalastes, desgleichen für die äußere Ausgestaltung desselben sind neben den noch erhaltenen, ziemlich bedeutenden Überresten des Schlosses pompejanische Wandmalereien, die Überreste der Terrassenhäuser am Südrande Pompejis und endlich die Anlage des palatinischen Augustuspalastes zur Richtschnur genommen worden. Wie den Palast an der Stelle der heutigen Certosa, so baut W. auch den Palast des Augustus an der Punta Tragara (Fig. 16, 21) und das Schloss des Tiberius (Fig. 22, 42, 30, 31) vor unseren Augen auf. Mag auch dabei in erster Linie die Phantasie des Lesers in Betracht kommen, so wird es doch jeder Besucher der anmuthigen Insel dem Verf. Dank wissen, dass er es mit solchem Verständnisse und Geschick verstanden hat, längst vergangene Zeiten herauf zu beschwören und vor dem geistigen Auge des Beschauers alle die Herrlichkeiten hervorzuzaubern, mit denen einst die Insel geschmückt war.

Druck[1]) und Ausstattung verdienen alles Lob, desgleichen die prächtigen Illustrationen (33). Nicht unerwähnt seien die künstlerisch ausgeführten Randleisten und Titelköpfe. So besteht denn für den Ref. kein Zweifel, dass sich das schöne Werk viele Freunde erwerben wird.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

---

[1]) Auf S. 3 unt. soll es heißen 'Muße' statt 'Muse', S. 17, Z. 25 'bei dem Aufgraben', S. 33, Z. 32 statt 'ihm würdiger Gesang' 'seiner würdiger Gesang'.

F. Freih. Hiller von Gaertringen, Ausgrabungen in Griechenland. Berlin, G. Reimer 1901. 8°.

Man wird dem Verf. Dank wissen, dass er den Vortrag, den er am 12. November 1900 in der Aula der Universität Rostock hielt, einem weiteren Kreise zugänglich gemacht hat. H. v. G. hat sich durch seine Thätigkeit in Magnesia a. M. und auf Thera einen der ersten Plätze unter den Pionnieren der Archäologie gesichert; er schöpft aus der Fülle der Erfahrung, wenn er es unternimmt, vom „Ausgraben" zu sprechen. Der erste Theil der Rede erörtert die verschiedenen Arten der Ausgrabungen: die unwissenschaftlichen und wissenschaftlichen; der zweite schildert den äußeren Gang einer Ausgrabung an den Beispielen von Magnesia und Thera; der letzte Theil handelt von den Zielen und Pflichten des Ausgrabenden. Der Verf. kommt einem allgemeinen Interesse entgegen; ganz besonders aber sei sein Büchlein denjenigen empfohlen, die sich zu einer Reise nach dem Süden rüsten und Gelegenheit haben sollen, eine Ausgrabungsstätte zu betreten. Nur zu leicht vergisst man über den gewonnenen Resultaten der Männer, die sie zeitigen halfen. Es ist daher gut, wenn man sich mit den Bedingungen ihrer mühevollen Arbeit vertraut macht.

Wien. E. Hula.

Handbuch der Kunstgeschichte. Von Anton Springer. I. Das Alterthum. 6. Aufl., neu bearb. von Adolf Michaelis. Mit 652 Abbildungen im Text und 8 Farbendrucken. 4°. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann 1901.

Schon die fünfte Auflage, deren Besprechung in diesen Blättern nur infolge Raummangels nicht zum Abdruck kam, war gegenüber den früheren Auflagen ein bedeutender Fortschritt sowohl in Bezug auf den Text, als auch ganz besonders in Hinblick auf das reiche Bildermaterial. Namentlich dankenswert war die Einführung eines neuen großen Capitels über die antike Malerei, welche auf Grund der Forschungen der letzten Jahrzehnte eine geradezu vollendete Darstellung fand. Es sind kaum drei Jahre verflossen, dass eine Neuauflage des ersten Theiles nothwendig wurde. Wir müssen vorausschicken, dass Springer selbst das Gebiet der Kunstgeschichte des Alterthums eigentlich ferne lag. Seine Studien bewegten sich in anderen Bahnen. Er hatte seinerzeit den ersten Band des Handbuches seinem Freunde Michaelis in Straßburg gewidmet, und so war es denn ein Act freundschaftlicher Pietät gegenüber dem verstorbenen Autor, dass Michaelis die Redaction der Neuauflagen nach Springer übernahm. Er konnte nicht schöner im Sinne des Dahingegangenen handeln. Dies umsomehr, als die Antike sein Specialfach ist. Die sechste Auflage ist vollständig

umgearbeitet und hat eine Bereicherung von 90 Textseiten, 155 Abbildungen und 6 Farbendrucktafeln gefunden. So wird uns jetzt in der neuen Auflage die Kunstgeschichte des Alterthums auf 378 Seiten entrollt. Den erläuternden Text schmücken 652 Bilder und acht färbige Tafeln. Die prähistorische Kunst ist in Anbetracht ihres mehr cultur- als kunsthistorischen Interesses auf ein Minimum eingeschränkt. Dagegen hat die ägyptische Kunst verdientermaßen in Wort und Bild durch einen berufenen Ägyptologen, Prof. Spiegelberg, eine eingehende Nachprüfung und erweiterte Darstellung gefunden. Die übrigen Länder des im Alterthum auf die Mittelmeergebiete einflussreichen Orients, d. h. Mesopotamien, Phönicien, Kleinasien und Iran finden textlich sowohl wie im Bilde eine reichere Ausführung. Noch mehr als die eben genannten Capitel können die großen Abschnitte, die der griechischen und italischen Kunst gewidmet sind, zu wiederholtenmalen sowohl im philologischen als auch im historischen Unterrichte herangezogen werden. Zunächst gilt dies von der griechischen Architektur, die nach neueren Ermittlungen gründlich umgearbeitet wurde. Eine große Anzahl von Grundrissen bedeutender Tempel-, Theater- und Hallenbauten, eine große Reihe von Säulen, autotypische Reproductionen des gegenwärtigen Zustandes berühmter Baulichkeiten und charakteristischer Details derselben zeigen uns die großartige Genesis der classischen Baukunst in ihren zahlreichen Phasen. Mit besonderer Freude begrüßen wir die Ausführlichkeit, mit der die hellenistische und römische Kunst behandelt wird. Sie bedarf wirklich, wie Michaelis ganz richtig sagt, nicht erst einer besonderen Rechtfertigung in einem Buche, welches nur den ersten Theil einer Darstellung der gesammten Kunstgeschichte bildet. Der Autor schreibt: „So gewiss die classische Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts die höchste Offenbarung des reingriechischen Kunstgeistes darstellt: Grundlage der ganzen weiteren Kunstentwicklung bis in die Neuzeit ist doch für die Baukunst und die Sculptur jene classische griechische Kunst nur indirect, unmittelbar dagegen die mit Alexander dem Großen anhebende Kunst, in der der erneuerte Einfluss des Orients, die Entwicklung des Staates und die Entwicklung der Monarchie dazu beitragen, die griechische Kunstsprache zu einer Weltsprache der Kunst zu machen. Diese Sprache ist es, die die römische, die byzantinische, die romanische und die Renaissancekunst, kurz alle Künste, die den Zusammenhang mit der antiken Kunst bewahrt haben, sprechen.“ Wir haben hier ein interessantes Analogon zur Stellung der griechischen Sprache in der antiken Welt, bis weit herein ins Mittelalter, bis zur Entwicklung nationaler Staaten, denen wir nationale Kunstweisen auf antiker Basis verdanken. — Der Verf. wollte kein Bilderbuch zum bloßen Blättern geben, der Text bleibt die Hauptsache, findet aber in den Abbildungen seine unmittelbare Unterstützung. Hier citiert Michaelis einen sehr rich-

tigen, nicht oft genug zu wiederholenden Ausspruch Goethes: „Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, dass bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird." Deshalb wurden auch von der Verlagshandlung die Abbildungen um mehr als ein Drittel vermehrt und alle unzulänglichen Bilder der früheren Auflagen durch bessere, meist untadelhafte autotypische Reproductionen, nach neuen photographischen Aufnahmen ersetzt. Thatsächlich sind fast die Hälfte der Bilder und von den acht färbigen Tafeln sieben neu. Dabei ist die Auswahl so getroffen worden, dass die Abbildungen des Handbuches sich nach Möglichkeit mit dem von Prof. Franz Winter in Innsbruck bearbeiteten und von uns für diese Blätter besprochenen ersten Bande der in dem gleichen Verlage erschienenen „Kunstgeschichte in Bildern" ergänzen, auf deren Abbildungen, soweit sie anderes bieten als das Handbuch, durchweg in eckigen Klammern verwiesen worden ist. — Der knapp zugemessene Raum verbietet uns leider, auf eine detailierte Besprechung des musterhaft systematischen und außerordentlich übersichtlichen Werkes einzugehen. Da der Band von jeder Buchhandlung gern zur Ansicht beigestellt wird, so ist es jedem Fachmann, jedem Freund der Antike, dem Altphilologen und Germanisten, dem Historiker wie dem Zeichner, sofern ihm die Arbeit noch nicht bekannt ist, leicht möglich, sich den nothwendigen Einblick zu verschaffen. Der Archäologe und Kunsthistoriker von Fach wird erkennen, welche Fülle von Wissen in dem Werke verarbeitet ist.

Das Werk imponiert geradezu durch prächtige Ausstattung und kostet dabei gebunden nur 8 Mark. Wir können es ebenso für Lehrer- und Schülerbibliotheken, wie für die Cabinette des Historikers und des Zeichners bestens empfehlen.

Troppau. Rudolf Böck.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die rasche Verwertung der Volkszählungs-Resultate in der Schule.

Vor uns liegt, mit höchst anerkennenswerter Raschheit publiciert, ein stattliches Heft, enthaltend die „Vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1900 in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern, bearbeitet und herausgegeben von der k. k. statistischen Central-Commission". Nach den Erfahrungen der letzten Decennien hat diese Arbeit, die sich so anspruchslos einführt, zwar mancherlei Ergänzung und Vervollständigung, aber keine wesentliche Berichtigung mehr zu erwarten, so dass wir ungeachtet der Einschränkung auf dem Titel gut daran thun werden, das handliche Heft zur Grundlage aller weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete zu nehmen. Es ist vorauszusetzen, dass sich das Büchlein in jeder Anstalt und in der Hand jedes Lehrers, der sich mit „Vaterlandskunde" zu beschäftigen hat, befindet, und wir werden deshalb nicht über den Inhalt desselben referieren, sondern uns klar zu machen suchen, wie sich die Schule augenblicklich zu diesen neuen Resultaten zu verhalten hat. Nicht was darin enthalten ist, sondern was sich daraus ergibt, wollen wir feststellen.

Eines müssen wir noch vorausschicken. Es geht wohl nicht an, dass die Schule wartet, bis die Lehrbücher diese Daten aufgenommen haben, was im besten Falle für das Schuljahr 1903 allgemein nutzbar würde. Nach unserer Ansicht hat die Schule die neuen Resultate sofort aufzunehmen; hiefür einheitliche Gesichtspunkte, die dann auch für die Verfasser der Lehrbücher maßgebend sein sollten, festzulegen, ist der Zweck dieses Aufsatzes.

Man ist längst davon abgegangen, den Wert der Schülerleistung nach der Genauigkeit zu beurtheilen, mit der fünf- und sechsstellige Ziffern auf Einheiten auswendig gelernt werden, und begnügt sich, wo schon der Vergleich nicht ausreicht, mit abgerundeten Zahlen. Um das Princip dieser Abrundung handelt es sich nun. Hiefür gewinnen wir

aus der Arbeit der Central-Commission einen vollkommen sicheren Anhalt in den auf Zehntel Procente berechneten Vermehrungs-, bezw. Verminderungs-Coëfficienten.

Die Bevölkerung Wiens ist angegeben mit 1,662.269 E.; da sich dieselbe nun seit mehr als 20 Jahren constant um jährlich ca. 2% vermehrt, ergebe das für den 31. December 1905 1,828.496, für den 31. December 1910 1,994.723 E. Wenn auch diese Berechnungen auf Einheiten keinen Wert haben, so darf doch bei der durchaus constatierten Tendenz des Anwachsens der Großstädte auf Kosten der entlegeneren Wald- und Bergbezirke — in Niederösterreich Waldviertel und Bucklige Welt — diese Steigerung als eine constante vorausgesetzt werden. Demgemäß wird also abzurunden sein. Möge das Lehrbuch immerhin die genaue Ziffer für den 31. December 1900 anführen; die Schüler lasse man $1^3/_4$ Millionen notieren und lernen: so erleichtert man ihre Arbeit und bleibt doch das ganze Jahrzehnt der Wahrheit so nahe als nur möglich.

Auf der Oberstufe wird man die Schüler hierüber aufzuklären haben, wie nicht minder über eine andere schwierigere Frage. Wir haben im Auge das Missverhältnis zwischen administrativer Eintheilung und thatsächlicher Gestaltung vieler Haupt- und Industrialorte.

Einige Beispiele mögen die Wichtigkeit dieser Frage darstellen.

Prag ist ausgewiesen mit 204.478 E.; das zusammenhängende Häusermeer aber beherbergt mehr als 400.000 Seelen. Wer je am Westende des gewaltigen Wenzelplatzes gestanden ist und sich dem mächtigen Eindrucke hingegeben hat, den die kilometerlangen Seitenfronten mit dem krönenden Abschlusse durch den Monumentalbau des Museums auf jeden Beschauer machen, der wird den Kopf schütteln, wenn er zum erstenmale vernimmt, dass die obere Partie des so einheitlich erscheinenden Bildes nicht mehr zur Stadt Prag gehört, sondern zu den „Königlichen Weinbergen“, einer Ortschaft, die bei einer mechanischen Aufzählung mit ihren 52.000 E. als die viertgrößte Böhmens erscheint (zweitgrößte Pilsen 68.000, bei 3·6% Jahresvermehrung für die Schule ruhig 70.000; drittgrößte Žižkov, gleichfalls ein Vorort Prags mit 60.000 E.).

Die Skizzen von Prag und Vororten in den Schober'schen Karten oder in Richters Atlas zeigt uns die Namen einiger Orte, die man, wie Smichov und Karolinenthal, längst schon als Vorstädte Prags zu betrachten gewohnt ist. Bubenč ist von dem IV. Bezirke durch eine Terrainfalte getrennt, gehört aber ebensogut zur Stadt, wie der weit loser angegliederte VII. Bezirk; auch Vršovic, selbst Nusle sind mit dem Ganzen verwachsene Vororte; Kožiř, Lieben und einige andere sind dagegen getrennt liegende, infolge der Großstadtnähe aber rapid anwachsende Industrialorte, die sich zu Prag verhalten etwa wie Floridsdorf zu Wien. Von den hier in Frage kommenden Orten hat:

*Žižkov	60.000 E.
*Weinberge	52.000 „
*Smichov	47.000 „
*Karolinenthal	21.000 „
Lieben	21.000 „
*Nusle	20.000 „
*Vršovic	13.000 „
Kožiř	7.000 „
*Bubenč	5.000 „
Radlitz	3.000 „

Diese alle müssen diejenigen, die 1890 London (Polizeirayon) mit 6 Millionen annahmen, zur Großstadt rechnen, und wir kämen damit für Prag auf eine Einwohnerzahl von 450.000. Doch scheint uns dies entschieden zu weit gegangen: Orte wie Lieben und Kožiř sind selbstständig; dagegen bilden die in der vorstehenden Aufzählung mit einem Sternchen bezeichneten Gemeinden allerdings ein zusammenhängendes Ganzes. Dann haben wir zu den 204.000 E. der Stadtgemeinde Prag 218.000 der Vororte zuzuzählen, und so, mit über 400.000 Einwohnern, hat unserer Ansicht nach der Lehrer in der Schule Prag vorzuführen. Das ist das Richtige. Wie hiebei alle Willkür zu vermeiden und die nothwendige Übereinstimmung zu erzielen sei, wollen wir noch erörtern.

Eine Frage, mit der man das reisende Publicum in den Alpenhôtels sich recht häufig die Zeit vertreiben hören kann, ist die, welche Stadt größer sei, Innsbruck oder Salzburg? Innsbruck! — ist das einstimmige Urtheil; aus Vorsicht wird dann das Reisehandbuch aufgeschlagen, und zu allgemeiner Überraschung findet man Innsbruck mit 27.000, Salzburg mit 33.000 E. Und doch war das allgemeine Gefühl das Richtige; denn zu Innsbruck gehört, wenn schon nicht Hötting mit 4000, so doch ganz gewiss das vollständig verwachsene Wilten mit 12.300 E., so dass wir in der Schule, unbekümmert um administrative Eintheilung und Communalverwaltung, Innsbruck ungescheut mit 40.000 E. annehmen dürfen.

Ähnliche Verhältnisse herrschen noch vielfach: Linz 59.000 mit dem allerdings durch die Donau getrennten Urfahr 13.000 E. — für die Schule Linz-Urfahr über 70.000 E.; Karlsbad 15.000 mit Fischern 8000, zusammen 23.000 E.; für Niederösterreich richtig Baden 12.000, Weikersdorf 5000, zusammen 18.000 E.; Troppau 27.000, Katharein 7000, zusammen 34.000 E.; weit merkwürdiger Leoben 10.000, Donawitz 13.000, zusammen 23.000 E.; das merkwürdigste, ein Industrialort mit über 60.000 E., der weder in den Büchern noch in den Atlanten zu finden ist, das ist das mährisch-schlesische Kohlengebiet: in Mähren Mähr.-Ostrau 30.000 E. (Jahresvermehrung 5·7%); in Schlesien Karwin 14.000 E. (8·5%), Poln.-Ostrau 19.000 E. (4·2%); das ist ein fast zusammenhängendes, wenig ununterbrochenes Häusergebiet mit 68.000 Seelen, getheilt in zwei Länder und drei Gerichtsbezirke (Mähr.-Ostrau, Freistadt und Oderberg). Das ist doch eine Thatsache, an der der Geographielehrer nicht vorübergehen darf. Es bleibt nichts anderes übrig als umständliche Auseinander-

setzung, in der 4. Classe so gut wie in der 8., aber die Erscheinung an sich darf nicht ignoriert werden, denn es ist nach Brünn die größte Menschenansiedelung am östlichen Sudetenrande.

Damit aber in diesen Dingen die nothwendige Übereinstimmung erzielt wurde, muss ein zweckentsprechender Vorgang Platz greifen.

Wollte man den Grundsatz aufstellen, durchaus die in der amtlichen Publication enthaltene Ziffer zur unabweichlichen Richtschnur zu nehmen, so wäre dies allerdings sehr bequem, aber, wie wir gezeigt zu haben glauben, den thatsächlichen Verhältnissen und vornehmlich den höheren Zielen der Schule nicht entsprechend. Am meisten würde es sich empfehlen, wenn eine derartig abrundende Zusammenstellung als Nachtrag zu den Instructionen für den Geographieunterricht an beiden Kategorien der Mittelschulen mit sinngemäßer Giltigkeit für alle übrigen Anstalten von amtswegen publiciert würde; es genügt aber schon, wenn bei Approbation der Lehrbücher nach den hier entwickelten Grundsätzen vorgegangen und die Autoren, woferne sie nicht im Vorhinein auf dieser Basis fußen sollten, zur Beifügung eines entsprechenden Nachtragsblattes verhalten würden.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Dr. Gruber Hugo, Pädagogische Irrthümer in Schule und Haus. Essen, Baedecker 1900.

Gruber ist natürlich nicht der erste, welcher über pädagogische Irrthümer schreibt. Es gibt ja naturgemäß kein Erziehungswerk, keine Unterrichtslehre, welche nicht darauf zu sprechen käme. Schülerfehler, Lehrerfehler sind, wie bekannt, übrigens von Fidelis Mähr in eine eigene Zusammenstellung und Beleuchtung gebracht worden. Und doch ist die vorliegende Arbeit, welche aus der Feder eines preußischen Mädchenschuldirectors stammt, lesenswert, denn der Verf. bezeichnet darin manche wunde Stelle, auf die man vielleicht trotz langjähriger Schulerfahrung, wie das so geht, nicht aufmerksam geworden ist. Gruppiert sind die pädagogischen Fehlgriffe nach den Capiteln: Lehrer und Schüler, Eltern und Kinder, Schule und Haus, Die Mitarbeit des Hauses, Strafe und Lohn, Das Vorbild außerhalb des Schulunterrichtes. Um die Eigenart des Schriftchens einigermaßen zu kennzeichnen, seien hier nur einige Gegenstände bezeichnet, von denen Gruber im Verlaufe seiner Arbeit spricht: Die Schüler tragen dem Lehrer die Hefte nach Hause, sie geben dem Lehrer Spottnamen, der Lehrer bedient sich selbst gedruckter Übersetzungen, der Lehrer lässt den Herrn Vater oder die Frau Mutter schön grüßen, der Lehrer lässt die schwachen Schüler beim Examen vortreten, die Eltern kritisieren die Schule, die Schule macht sociale Unterschiede unter den Schülern, Entschuldigungszettel, Geschenke für die Lehrer, unzeitgemäße und unrichtige häusliche Nachhilfe, unangemessene Strafen, Strafarbeiten, Nachsitzen, Fasten als Strafe, Verspätungen, Nachzügler, Unpünktlichkeit im Hause, Lehrerbiographien in

den Jahresberichten, richtige Zeiteintheilung, Schulausflüge, Schullectüre, unser Sportzeitalter u. dgl. m. — Erfahrungen, wie sie Gruber gemacht und gegeißelt, macht man schließlich überall, weil die Menschen, wo es sich um ihr liebes Ich und ihre lieben Kinder handelt, die gleichen Schwächen aufweisen. Es sind also typische Erscheinungen, die uns Gruber vorführt, typische Schwächen und Irrthümer, und daher ist das Schriftchen für Eltern und Erzieher gleich lesenswert.

Linz. J. Loos.

Arbeiterschutz! Warum kein Schülerschutz? Ein Weckruf an Eltern und Erzieher. Zur Reform der Gymnasien in Österreich. Von Pater Familias. Wien, k. k. Hofbuchhandlung W. Frick 1900. 8°, 64 SS.

Die Schrift verdient u. E. keine eingehende Besprechung; eine solche würde auch viel zu viel Raum beanspruchen. Zur Charakterisierung nur Einiges! S. 51 heißt es: „Die an allen Gymnasien und unter der weitaus größten Zahl aller Abiturienten bestehende Übung, nach welcher die Maturitätsprüfung selten ganz ohne Anwendung verpönter und vom moralischen Standpunkte streng zu verurtheilender Mittel der Hintergehung bestanden wird.“ Ums Himmelswillen, wer kann so etwas behaupten! Das könnte nur der allwissende Gott. Ist denn der Verf. seit Jahren der Vertraute aller Abiturienten aller Gymnasien? S. 19 wird die Lectüre von Miss Sara Sampson verworfen; darnach heißt es: „Solcher Art ist die Auslese geistiger Nahrung, welche das Gymnasium der heranwachsenden Generation darbietet.“ Mit dieser Schlussweise des Generalisierens lässt sich alles in der Welt beweisen, z. B. auch, dass der Verf. ein schlichter Stilist sei; denn das aus seiner Schrift oben angeführte Citat zeigt schlechtes Deutsch. Dieser Schluss aber wäre auch hier falsch; denn im allgemeinen führt der Verf. eine sehr gewandte Feder; schade, dass diese in den Dienst einer so schlechten Sache gestellt ist! Denn es wird am Gymnasium sozusagen kein gutes Haar gelassen, selbst an Besserungen und Erleichterungen für die Schüler wird genörgelt. So ist der Verf. selbst mit der Erlassung der mündlichen Maturitätsprüfung aus Religion, philosophischer Propädeutik und Naturgeschichte und mit der bedingten Dispens von der Prüfung aus Geschichte und Physik nicht ganz einverstanden, während er doch sonst den „Jammer“ der Maturitätsprüfung in so grellen Farben malt! Ein ähnlicher Widerspruch: einerseits die Klage über die aufregende Semestralprüfung der Privatisten, andererseits der Vorschlag von Jahresprüfungen (statt der Semestralprüfungen) für die Privatisten. Würde denn die Prüfung über das ganze Schuljahr nicht noch größere Aufregung für den Schüler und größeres Risico für die Eltern im Gefolge haben? Ein weiterer Widerspruch: von der Schule wird Erziehung verlangt, daneben aber ihr das Recht abgesprochen, den Schülern den Besuch von Vergnügungslocalen zu verbieten. Ja selbst humane Einrichtungen sind ihm nicht recht: „Es be-

deutet eine gänzlich verfehlte Auffassung von den humanitären Aufgaben der Gegenwart, wenn der Zutritt zu den Studien durch Befreiung vom Schulgelde, durch Verleihung von Stiftplätzen u. dgl. im allgemeinen zu sehr erleichtert wird". Das scheint uns schon der Gipfelpunkt verbissener Tadelsucht zu sein. Sehen wir uns noch einiges Kleinere an! „Wer von den heutigen Abiturienten des Gymnasiums ist imstande, eine wohlgesetzte lateinische Rede zu halten, wie es der Stolz unserer Vorfahren war?" Weiß denn der Verf. nicht, dass damals das Gymnasium unter ganz anderen Zeitverhältnissen und in weit größerer Stundenzahl Latein lehrte? Theologen, sagt er weiter, müssen das Latein erst neuerdings lernen: ja, das Kirchenlatein! „Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse von Grammatik, Vocabeln etwa die Übersetzung eines dem Schüler noch unbekannten Abschnittes zu verlangen, reiche über das Lehrziel hinaus. Armseliges Lehrziel in der That!" Unwahr: von der V. Classe an hat jetzt jeder Schüler am Schluss eines jeden Semesters aus Latein und Griechisch eine solche Übersetzung zu liefern. S. 35 heißt es, dass neun Monate hindurch fast ohne Unterbrechung schwere geistige Arbeit den jugendlichen Geist völlig in Anspruch nimmt: weiß denn der Verf. nichts von den zahlreichen Ferialtagen? Arg übertrieben sind die Schilderungen über den Heimgang der Schüler und ihr Aussehen. Der Wahrheit widersprechen die Behauptungen über die Methode des Unterrichtes S. 11.

Doch genug! Gutes haben wir in der Schrift nichts gefunden, als etwa die Worte gegen die Menge der Anmerkungen in den für die Schule bestimmten Ausgaben deutscher Classiker. Statt des einen Gymnasiums schlägt der Verf. deren zwei vor: eines mit Latein und Griechisch für Candidaten des Lehrfaches der Philologie, der philosophischen Disciplinen und der Theologie, eines mit Latein und modernen Sprachen für Juristen und Mediciner. Außerdem macht er Vorschläge für das Lehrstoffausmaß und die Behandlung der einzelnen Unterrichtsfächer, für die Schulzeit usw. Er erwartet von der Unterrichtsverwaltung nichts — aus den S. 62 angeführten Gründen, denkt daher an „kräftigste Initiative von unten empor aus den Kreisen der Eltern", wie schon der Titel andeutet.

Wien. J. Rappold.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Th. Merklein, Präparation zu Ovids Metamorphosen. Buch III—IX in Auswahl (aus: „Präparationen für die Schullectüre griech. und lat. Classiker von Krafft und Ranke"). Hannover 1901. 47 SS. 8°.

Ich habe in dieser Zeitschrift wiederholt erklärt, dass ich für Präparationshilfen der vorliegenden Art nicht zu haben bin; sie scheinen darauf auszugehen, jede selbständige Arbeit im Keime zu ersticken, und gefährden somit zu gutem Theile den Zweck der classischen Lectüre am Gymnasium. Da sie aber nun einmal da sind, so sei immerhin zugegeben, dass unser Büchlein wirklich mit einer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet ist, die einer besseren Sache wert wäre. Es werden den Schülern nicht bloß Vocabeln in reichster Fülle dargeboten, sondern auch — *ἐν εἰσϑέσει* zu jedem Verse — alle Schwierigkeiten der Construction, selbst die geringfügigsten eindringlichst gelöst. Die Zeit der Benützung von Lexikon und Grammatik ist vorüber! Ich kann übrigens gar nicht glauben, dass Schüler, die an die Lectüre des Ovid herantreten, so gewöhnliche und häufige Vocabeln nicht kennen, wie sie hier auf jeder Seite in Menge begegnen. Vor jedem zusammenhängenden Stücke sind die darin vorkommenden mythologischen Namen zusammengestellt und bündig erklärt. Selbst der Umschlag des Heftes ist ausgenützt: er enthält brauchbare Vorbemerkungen über den poetischen Sprachgebrauch.

Wien. Hugo Jurenka.

Alphabetische Zusammenstellung der französischen Verben, welche mit dem Infinitiv mit *de* und *à* verbunden gebraucht werden. Von Dr. C. Lorenz, Oberlehrer am Gymnasium zu Waren. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwissler 1900. 8°. 84 SS.

Diese Schrift enthält eine alphabetische Zusammenstellung von 168 Verben, die in dem einen Sinne mit der Präposition *de*, in dem anderen mit *à* zu gebrauchen sind. Bei jedem Verbum finden wir Regel und Beispiele. Als Autoritäten werden die Wörterbücher der Akademie,

von Littré und Sachs angeführt. Es wird wohl wenige geben unter den vielen, die die französiche Sprache lehren oder lernen, denen dieser Punkt der französischen Syntax nicht schon Verlegenheit bereitet hat, und die beim Nachschlagen Grammatik und Wörterbuch nicht oft in Stich gelassen haben. Es ist daher die kleine Schrift dankbar zu begrüßen und der Beachtung der Fachlehrer zu empfehlen.

Bourciez E., Précis historique de phonétique française. Paris, Librairie Klincksieck 1900.

Diese als 3. Band einer Sammlung von Schulbüchern erschienene historische Lautlehre der französischen Sprache ist eine vollständige Umarbeitung der 1. Auflage aus dem Jahre 1889, eine Umarbeitung, die hauptsächlich durch das Erscheinen des ersten Bandes der Grammatik der romanischen Sprachen von Meyer-Lübke veranlasst wurde. Auch andere neue Arbeiten wie Behrens' Grammatik des Altfranzösischen und Nyrops Historische Grammatik der französischen Sprache wurden benützt. Damit dürfte dieser „Abriss“ in wissenschaftlicher Beziehung auf die Höhe der Zeit gebracht sein. Ein alphabetisches Wortregister erleichtert die Benützung dieses Werkchens, das sich durch seine übersichtliche und knappe Fassung zum Studium vorzüglich zu eignen scheint.

Hugenholtz R. A., English Reader, Historical and Literary. Groningen, P. Noorhoff 1900. 8°, 263 SS.

Das vorliegende Lesebuch scheint mir im ganzen wohl geeignet, in die Kenntnis der englischen Geschichte und namentlich Literaturgeschichte einzuführen. Freilich ist die Vertheilung des Stoffes insofern ungleichmäßig, als von der Zeit der Elisabeth an fast nur Literaturgeschichtliches geboten wird, obwohl auch die politische Geschichte der neueren Zeit bedeutende und für das Schriftthum folgenreiche Ereignisse aufweist. Als Mangel erscheint mir weiters, dass die neuere Literatur nur bis Dickens und Thackeray berücksichtigt wird, die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts aber auch in ihren älteren und wichtigeren Schriftstellern wie Tennyson, Browning, Macaulay u. a., gar nicht vertreten ist. Das Gebotene ist meist englischen Lesebüchern entnommen und zeugt von guter Auswahl. Doch dürfte sich dieses Lesebuch für die Zwecke unserer Schulen kaum eignen, da es verhältnismäßig wenig Proben aus Schriftstellern enthält und mehr Kenntnis der Literaturgeschichte als der Literatur selbst vermittelt.

Wien. Dr. A. Würzner.

Multiplicator, Rieseneinmaleins von E. J. Kugler. Im Selbstverlage. Preßburg, Druck von E. F. Wigand 1900.

Eine Tabelle, in welcher die Producte aller zweizifferigen Zahlen von 11 bis 99 ausgeführt sind. Während sonst bei der Multiplication mehrzifferiger Zahlen jede Ziffer der einen mit jeder Ziffer der anderen multipliciert wird, ist hier die Rechnung auf die Multiplication von zweizifferigen Zahlen miteinander oder auf die einer einzifferigen Zahl mit einer zweizifferigen zurückgeführt. Das Aufsuchen dieser Theilproducte in der Tabelle und ihre Zusammenstellung zur Summe nimmt kaum weniger Zeit in Anspruch als das Multiplicieren mit dem „kleinen Einmaleins“, zu welchem übrigens bei Zahlen von ungerader Ziffernzahl trotzdem gegriffen werden muss, weshalb dem letzteren Rechnen entschieden Vorzug gegeben werden muss.

Wien. Dr. E. Grünfeld.



Sammlung Göschen: Nutzpflanzen von Dr. J. Behrens. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1900.

Das vorliegende Bändchen enthält eine Beschreibung der wichtigsten Nutzpflanzen. Alle Gewächse, welche Nahrungs- und Genussmittel, Obst, Öl, Wachs, Harze, Gewürze, Farb- und Gerbstoffe liefern, sowie jene, deren Fasern in der Textilindustrie und Papierfabrication von Bedeutung sind, werden in recht anschaulicher Weise uns vorgeführt. Bei der Schilderung der Nutzpflanzen wird auch auf die Art des Vorkommens, der Gewinnung und Bereitung entsprechend Rücksicht genommen.

— — Pflanzenbiologie von Prof. Dr. W. Migula. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1900.

Der Verf. bietet in diesem vorwiegend für Laien und Schüler geschriebenen Büchlein Gelegenheit, die wichtigsten Capitel der Pflanzenbiologie in kurzer, leicht verständlicher Form kennen zu lernen. Es werden die verschiedenen Arten der Fortpflanzung, der Übertragung des Pollens, die Verbreitung der Pflanzen, die Schutzeinrichtungen und Anpassungserscheinungen, die Saprophyten, Parasiten, die Symbiose und die insectenfressenden Pflanzen eingehend geschildert. Zum Schlusse bringt der Verf. einige Andeutungen über die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen.

— — Das Pflanzenreich. Eintheilung des gesammten Pflanzenreiches mit den wichtigsten und bekanntesten Arten von Dr. F. Reinecke und Dr. W. Migula. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1900.

Das Buch enthält die Eintheilung des Pflanzenreiches nach dem von Engler und Prantl ausgearbeiteten System und eine kurze Charakteristik der einzelnen Gruppen. Die wichtigsten Gattungen werden aufgezählt und die Bedeutung einzelner Pflanzen im Haushalte der Natur erörtert. Wegen seiner knappen Fassung wird sich dieses Büchlein für Studierende recht gut eignen.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Programmenschau.

31. Th. Kindlman, Über die Betonung des griechischen Nomens der consonantischen Declination im Nominativ Singularis. XIII. Jahresb. d. Landes-Unter- und Communal-Ober-Gymnasiums in Mähr.-Neustadt 1899/1900. XXVIII SS.

Der Verf. verfolgt mit dieser aus verschiedenen lexikalischen Hilfsmitteln[1]) gemachten Zusammenstellung des in Betracht kommenden Materiales den Zweck, „den Schülern an einer Partie des griechischen

[1]) Bezeichnend für den wissenschaftlichen Standpunkt des Verf.s ist, dass er das Homerlexikomnen G. Ch. Crusius in der Auflage von 1857 als Quelle citiert, die neueren Bearbeitungen also gar nicht zu kennen scheint. Überhaupt ist die Benützung mancher Hilfsmittel, z. B. der griechischen Grammatik von Blass-Kühner u. a. leider unterblieben.

Sprachschatzes, *an dem Nomen der dritten Declination zu zeigen, wie die griechische Sprache bei der Betonung dieses Theiles ihres Sprachschatzes vorgieng.*" Ich bezweifle jedoch sehr stark, dass ein Schüler diese höchst trockene Zusammenstellung lesen wird, wenn ihm auch die aus dem statistischen Material vom Verf. gezogenen Schlussfolgerungen, die dieser in keineswegs zutreffender Weise Accentuationsgesetze nennt, manchen brauchbaren Wink zu leichterem, gedächtnismäßigen Behalten der Betonung dieser Nomina an die Hand geben.

Da der Verf. keinen Anspruch erhebt auf wissenschaftliche Bedeutung seiner Arbeit, verzichte ich auf ein Eingehen in dieser Richtung. Manche Druckfehler, wie S. XV *στρατεγίς* statt *στρατηγίς*, *στρεγαστρίς* statt *στεγαστρίς*, S. XVI *πυλεῶν* statt *πυλεών*, S. XVII *πηλεών* statt *πτελεών*, *μαιμακ-νησιών* statt *μαιμακ-τηριών*, S. XIX *λασιαυξήν* statt *λασιαύχην*, hätten sich wohl vermeiden lassen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

---

32. J. Mesk, Satz und Vers im elegischen Distichon der Griechen. Progr. des II. deutschen Staats-Gymnasiums in Brünn 1900. 13 SS.

Verf. hat ohne Zweifel viel Mühe daran gewendet, zu ergründen, in wiefern Anfang und Ende des syntaktischen Satzes und seine Theile mit den Versgrenzen des Distichons sich decken oder darüber hinweg sich verschieben. Freilich hat er damit bloß ziffernmäßig solche Thatsachen nachgewiesen, die an sich ganz selbstverständlich sind. Sehr richtig sind hier seine Darlegungen auf S. 8, wo er aus der Thatsache, dass die Überschreitung der metrischen Scheidegrenzen selbst in den ältesten Zeiten schon häufig vorkommt, schließt, dass das Streben nach Abwechslung es war, welches frühzeitig die Fesseln alter Gesetze sprengte. Wenn Tibull jene Grenzen auffallend strenge einhält, so ist dieser verfeinerten Kunst des Römers ebensowenig ein Vorzug vor den Griechen zuzuerkennen, wie etwa der eintönigen Äquabilität der horazischen Metra vor der rhythmenreichen Variabilität seiner griechischen Originale. Aus dem oben angeführten Grunde scheint mir auch das auf S. 11 über die Eigenart der einzelnen Dichter in dieser Frage Beigebrachte wichtiger zu sein als das, was über ganze Zeitperioden dargelegt wird. Und auch das ist wieder sehr richtig, was Verf. dortselbst betont, dass bei derlei Untersuchungen auf statistische Nachweise nicht allzu viel zu geben ist. Es kann oft ein Complex von 50 Versen eines einzelnen Dichters mehr stilistische Kunst auf diesem Gebiete erkennen lassen als mehrere Hunderte von Versen anderer Dichter zusammengenommen.

Die Arbeit ist übrigens durch liebevolle Hingabe an die Sache, wissenschaftlichen Eifer und eine in Anbetracht des spröden Stoffes recht lesbare Darstellung ausgezeichnet.

Wien. Hugo Jurenka.

---

33. Dr. Victor Thumser, Zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes. II. Theil. Progr. d. Staats-Gymn. im VI. Bez. von Wien 1900. 8°. 24 SS.

Der I. Theil der im Progr. des Staats-Gymn. von Troppau im Jahre 1896 erschienenen methodischen Erörterungen dieses gewiegten Schulmannes ist mit dem Erscheinen der 2. Auflage des Lehrplanes und

der Instruction für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich zum großen Theile bereits Instruction geworden (so S. 22 ff.: Einführung in den lateinischen Unterricht — S. 24: Zusammenhängende Lesestücke — S. 43 ff. Behandlung der lat. Syntax).

In dem vorliegenden II. Theile übermittelt uns nun der Verf. aus seinen reichen Erfahrungen weitere methodische Bemerkungen über die wichtigsten Punkte des altclassischen Unterrichtes. Es werden der Reihe nach behandelt: Mittel und Wege, um den Lehrstoff der Tertia im Griechischen zu sichten und zu vereinfachen, der, wie alle Fachmänner wissen, eine geradezu nicht zu bewältigende Arbeitsmasse bietet (§§ 26—35). — 2. Betrieb der Lectüre am Obergymnasium (§§ 35—52) — als Ergänzung zum I. Theile (§§ 16—21). Aus vollem Herzen muss man dem Verf. beistimmen, wenn er S. 8 sagt: „Die sachliche Seite muss in den Vordergrund treten, doch nie auf Kosten der Gründlichkeit des sprachlichen Verständnisses. Wo dieses fehlt, hört der Wert der Lectüre antiker Quellen auf, und die Lectüre guter Übersetzungen träte sodann mit Recht an ihre Stelle". Besonders besprochen wird *a*) die Privatlectüre. Bei aller Anerkennung des ethischen Wertes derselben weist Th. auf jene Schranken hin, die die unerbittlichen Forderungen der Hygiene, der Unterricht in den freien Gegenständen, oft auch die Ertheilung von Privatunterricht der Leistungsfähigkeit selbst begabter Schüler ziehen. Trotzdem bleibt die Pflege der Privatlectüre nach Ansicht des Verf. eine heilige Aufgabe des Unterrichtes. — *b*) Erzielung einer correcten und geschmackvollen Übersetzung. Die Musterübersetzung soll vom Lehrer selbst fließend und nachdrucksvoll vorgetragen werden. — *c*) Die Erklärung. — 3. Grammatisch-stilistischer Unterricht (§§ 52—55). Die Einheitlichkeit des Unterrichtes gilt auch hier: der Sprachgebrauch Ciceros ist daher als normgebend anzusehen. — 4. Unterricht in der griechischen Grammatik am Obergymnasium (§ 55). Im ersten Sem. der Quinta (als Erweiterung des in der Quarta behandelten Lehrstoffes): Die Syntax der Aussage-, Frage-, Final-, Folge- und Bedingungssätze; im zweiten Semester: Relativ- und Temporalsätze, das Wichtigste aus der Lehre vom Infinitiv und Particip — alles an der Hand der Xenophonlectüre.

Auf verhältnismäßig beschränktem Raume wird eine Fülle reiflich erwogener, abgeklärter Wahrnehmungen aus der Schulpraxis mitgetheilt, die nicht Lehrhandwerk, sondern Lehrkunst erkennen lassen.

Prag. Emil Gschwind.

---

34. Verschollenes und Vergilbtes aus Hamerlings Wirken: Des Dichters Triester Programmaufsätze.

Eine Studie unter Benützung von Hamerlings bezüglichen Nachlasspapieren. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Triest 1900. 37 SS.

Was immer den Werdegang und das Wirken eines genialen Menschen zu beleuchten vermag, ist, und sei es an sich noch so unbedeutend, der Beachtung wert. In diesem Sinne sagt Hamerling selbst:

„Schafft Kleines einmal ein Großer, so denkt,
Dass die Gabe des Großen nie klein ist."

Mit diesen Worten rechtfertigt der unermüdliche Hamerling-Forscher R. die Besprechung und theilweise Wiedergabe der Triester Programmaufsätze, die bislang beinahe vollständig verschollen waren und so das Schicksal vieler dieser oft mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit, Zeit und Mühe entstandenen Arbeiten theilten.

Der erste Aufsatz stammt aus dem Jahre 1856. Er bietet „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis Beharistan“, und zwar Fabeln des achten Gartens. Das Programm des Jahres 1858 enthält aus Hamerlings Feder „Ein Wort über die Neuplatoniker nebst Übersetzungsproben aus Plotin“. Beide Arbeiten zeigen, dass Hamerling, der schon als Student, seinem poetischen Triebe folgend, mit Außerachtlassung irgendeines Brotstudiums alles menschliche Wissen in sich aufzunehmen bestrebt war (vgl. S. 14), mit Erfolg auch den Garten der orientalischen Sprachen und Literaturen bebaute, wie er denn als Übersetzer auch redlich mitgeholfen hat, unserer Literatur den Stempel der Weltbürgerschaft aufzudrücken.

Als Frucht der Studie R.s erscheint der S. 32—36 gelieferte Nachweis, dass des Dichters einstige Vorliebe für den Orient sich in manchen seiner Dichtungen wiederspiegelt.

Der Studie geht eine etwas romanhafte und im Stile secessionistisch angehauchte Erzählung voraus, wie Hamerling Professor wurde. Zum Schlusse verspricht R. interessante neue Details über Hamerling als Lehrer, wofür er in einem ehemaligen Schüler des Dichters einen Gewährsmann gefunden hat.

Krems. J. Wichner.

---

35. **Klein Josef, Die Pronomina personalia und possessiva bei den französischen Schriftstellern des XVI. Jahrhundertes.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Leitmeritz 1899. 8°. 35 SS.

An der Spitze der Arbeit stehen genaue Literaturangaben. Hierauf folgt eine Darlegung der Verwendung der betonten und unbetonten Formen der Personal-, Reflexiv- und Possessivpronomina, sowie ihrer Stellung, in den Werken von Rabelais, Marot, Garnier und anderer französischer Schriftsteller des XVI. Jahrhundertes. Diese Abhandlung ist eine sorgfältige und eingehende sprachlich-historische Untersuchung, welche die vollste Beachtung seitens der Fachlehrer verdient.

36. **Kreibich Johann, Übungssätze zu den regelmäßigen französischen Zeitwörtern.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz 1899. 8°. 34 SS.

Die vorliegende Sammlung ist Bechtels französischem Sprech- und Lesebuche, Unter- und Mittelstufe, entnommen und wird besonders jenen Lehrern willkommen sein, die nach diesen Büchern unterrichten. Wenn auch vor allem der Schüler selbst Beispiele finden sollte, so ist es doch — schon der Controle wegen — für den Lehrer nützlich, eine solche Sammlung zu besitzen. Daher ist es nur mit Dank zu begrüßen, wenn der fleißige Verf. bald weitere Sammlungen von Übungssätzen zu den übrigen Theilen der Formenlehre und zur Syntax zu veröffentlichen gedenkt.

37. **Just Heinrich, A short sketch of the life of Charles Dickens.** Progr. der II. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag-Kleinseite 1899. 8°. 15 SS.

Diese englisch geschriebene Abhandlung bietet eine hübsche Skizze von Dickens Leben, verbunden mit kurzen aber treffenden Charakteristiken der einzelnen Werke des Dichters und am Schlusse eine

richtige Würdigung seiner Bedeutung im allgemeinen. Die Sprache ist correct und fließend. Abgesehen von einigen übrigens wenig störenden Druckfehlern eignet sich dieser Programmaufsatz auch für die Schüler der VII. Classe zur Lectüre.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

38. J. Nevěřil, Die Gründung und Auflösung der Erzdiöcese des heil. Methodius, des Glaubensapostels der Slaven. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. zu Ung.-Hradisch, 1897, 1899, 1900, 8⁰, 26, 24, 22 = 72 SS.

Obwohl während der letzten Decennien die Geschichtsforschung sich eingehend mit den Slavenaposteln Cyrill und Method beschäftigte, dürfte noch lange nicht das letzte Wort gesprochen sein. Entgegengesetzte Anschauungen treffen in fast scheitelrechter Bahn aufeinander. Mehr denn je erregt die vielfach versuchte Lösung der Frage das allgemeine Interesse, ob Method zur Einführung der slavischen Liturgie im Mährischen Reiche vom Apostolischen Stuhle autorisiert worden war. Es liegen päpstliche Briefe mit diametral widersprechenden Entscheidungen vor. Immerhin wäre bei einem Wechsel der päpstlichen Person auch ein Wechsel in der Auffassung möglich. Derlei Schwankungen ließen sich ganz gut durch den Druck äußerer Umstände erklären. Aber völlig räthselhaft bleibt die Entwicklung der Frage, wenn ein und derselbe Papst — es ist Johann VIII. — einmal die slavische Liturgie verbietet (873, J. E. 2978) und sie ein andersmal nicht nur erlaubt, sondern sogar wärmstens empfiehlt, ja sie geradezu verordnet und nur ausnahmsweise dem mährischen Fürsten gestattet, dass er und der Hochadel die Messe auch in lateinischer Sprache hören könnten (880, J. E. 3319). Die slavische Kirchensprache wäre also für Mähren allgemeine Regel, die lateinische ein besonderes Privilegium für den Hof geworden! Je nach dem Standpunkte der Geschichtsschreiber wird bald der eine, bald der andere Brief Johanns VIII. als Fälschung angesehen und entweder Method oder dessen Suffraganbischof Wiching von Neutra als Fälscher bezeichnet. Nevěřil, der die gesammte Literatur beherrscht und mit sichtlichem Eifer an die Lösung der Frage herantrat, steht mit seiner alle Anerkennung verdienenden Arbeit auf dem slavischen Standpunkte. Für ihn ist Wiching der böse Betrüger, der Method zu stürzen sucht und in dem Kampfe päpstliche Briefe unterschlägt, bezw. gefälschte unterschiebt. N. stützt sich hauptsächlich auf das Werk „L'Europe et le St. Siège à l'époque carolingienne" des Jesuiten J. Lapôtre und bekämpft die dem entgegengesetzten Lager angehörigen Ausführungen L. K. Goetz', der 1897 die „Geschichte der Slavenapostel Konstantinus und Methodius" in Gotha erscheinen ließ. Sicher ist, dass Method die slavische Kirchensprache im Mährischen Reich einführte; ebenso gewiss ist, dass noch unter Swatopluk die lateinische Liturgie die Oberhand bekam und die Schüler Methods vertrieben wurden. Dass der Kampf auf beiden Seiten erbittert geführt wurde, erhellt aus der Vita Methodii. Auch N. muss zugeben, dass Method trotz des päpstlichen Verbotes der slavischen Liturgie fortfuhr, die Messe in slavischer Sprache zu feiern (S. 22, 1899). Die Gründe, die hier angeführt werden, um Methods Vorgehen zu erklären, sind nicht geeignet, es zu rechtfertigen. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb Papst Johann VIII. den Ungehorsam Methods sieben Jahre nach dem Verbote mit den weitestgehenden Concessionen belohnt haben sollte. — Ob es jemals gelingen wird, den Schleier, der über den Vorgängen liegt, zu lüften, ist fraglich. — Noch eine Annahme liegt in dem Bereiche der Möglichkeit. Bei der Bestechlichkeit einiger römischer

Kanzleibeamten, von der ein Circularschreiben Johanns VIII. Zeugnis legt, wäre es immerhin nicht ausgeschlossen, dass man in Rom hinter dem Rücken des päpstlichen Herrn alles betreiben konnte, wenn man es an Geld nicht fehlen ließ. Hundert Jahre später hat der Passauer Bischof Piligrim durch Vermittlung des Abtes Hademar von Fulda die vielbehandelte Urkunde über das Lorcher Erzbisthum zu erwerben gewusst.

39. Dr. Leo **König**, Pius VII. und die Säcularisation. Progr. des Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Kalksburg 1900, 8°, 66 SS.

Die sehr verdienstliche Arbeit hat offenbar nebenbei den Zweck nachzuweisen, dass die vor fast fünfzig Jahren von K. A. Menzel in seiner „Neueren Geschichte der Deutschen seit der Reformation" (Breslau 1855, VI. 410) aufgestellte Behauptung, die päpstliche Curie habe ihren Unwillen über die stattgefundene Säcularisation und die Ohnmacht, die Zurückgabe der geistlichen Güter zu erzwingen, hinter einer fingierten Unkenntnis über die Sachlage zu verbergen gesucht, unhaltbar sei. Ranke hat in seinem Werke: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" die Säcularisationen vom 25. Februar 1803, welche eine reichsgesetzliche Confiscation des gesammten katholischen Kirchenvermögens und die weitestgehende Consequenz des Dominium eminens war, nur vorübergehend gestreift. Von neueren Werken hat selbst Jägers „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (3. Auflage 1899) der Frage volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, während eigenthümlicherweise das mit bischöflicher Approbation versehene und dem Cardinal-Staatssecretär Rampolla gewidmete Werk E. L. Fischers „Cardinal Consalvi, Lebens- und Charakterbild des großen Ministers Papst Pius' VII." (Mainz 1897) die Thätigkeit der römischen Curie vor und nach dem Reichsdeputationshauptschluss völlig übergeht. Zu desto größerem Danke sind wir Dr. L. König verpflichtet, der wertvolle Schriftstücke aus dem k. k. Staatsarchive und dem Archive der Apostolischen Nuntiatur in Wien in gelungener Übersetzung aneinanderreiht und uns die freilich ganz fruchtlosen Bemühungen des Papstes Pius VII. und seines Staatssecretärs Consalvi erkennen lässt.

Das sehr sachgemäße Breve v. 29. Januar 1803, an Kaiser Franz II. gerichtet, konnte wegen des Widerstandes des Ministers Cobenzl nicht einmal in Vorlage gebracht werden. Franz II. wollte angeblich weder ein Breve, noch irgendeine Erklärung des römischen Stuhles zulassen, worin auch nur das geringste Zeichen einer Missbilligung der Säcularisation enthalten war. Das war der gemessene Bescheid, den ein- für allemal der österreichische Bevollmächtigte, Graf Khevenhüller, dem Cardinal-Staatssecretär Consalvi mittheilte. Die römische Curie erkannte ganz richtig, dass unter solchem Drucke jeder Protest fruchtlos wäre, und ließ bloß erklären, dass sie sich verpflichtet erachtet habe, die Stimme zu erheben, um nicht später der Anschuldigung ausgesetzt zu sein, die Säcularisationen sanctioniert oder die Zustimmung zu dem Geschehenen gegeben zu haben. Sosehr war man bestrebt, den Frieden mit Franz II. zu erhalten, dass Consalvi mit Entfaltung eines großen historischen Apparates die Berechtigung des Papstes nachzuweisen suchte, wenigstens seine Trauer über die Vorkommnisse äußern zu dürfen.

Einen wesentlich anderen Charakter trägt die Correspondenz mit dem Kurfürsten von Mainz, Karl Theodor v. Dalberg. Pius VII. setzt sich mit ihm in principiellen Fragen auseinander; er fordert ihn auf, seine Willensmeinung gegen so viele Neuerungen abzugeben, verbot, das Metropolitanrecht über Deutschland anzunehmen und keinerlei Neuerungen bezüglich der Capitel, der Regularen und der kirchlichen Patrimonien zu treffen. Ob Dalberg den Intentionen des Papstes nachkam, dürfte fraglich sein. Seine Antwort, die sich fast ein halbes Jahr verzögerte, ist zweifellos sehr ehrerbietig gehalten und verräth, was den Stil anbelangt,

diplomatische Gewandtheit; aber nichtsdestoweniger meldet er, dass er den „provisorischen" Besitz des Bisthums Regensburg — freilich unter dem ausdrücklichen Vorbehalte der Rechte der Kirche — factisch angetreten habe. Während Pius VII. in die Klage ausbricht, dass der Clerus der Hilfsmittel für das Heil der Seelen beraubt sei und keine günstige Gelegenheit, Gutes zu wirken, ja nicht einmal die Möglichkeit habe, für seine eigenen Interessen zu sorgen und die Würde zu bewahren, versichert Dalberg, dass für die Sustentation des Clerus gesorgt sei.

Es sind nicht bloß Sorgen wegen des Verlustes zeitlicher Güter, welche den Papst erfüllen, auch die Verschiebung des Stimmenverhältnisses zwischen katholischen und protestantischen Fürsten empfand er schwer. Es schien nicht ausgeschlossen, dass in allen religiösen Fragen die Entscheidung gegen die römische Auffassung erfließen werde. Er schärfte seinem Nuntius ein, einen Reichsbeschluss zustande zu bringen, wodurch wenigstens die Kaiserwürde an das katholische Bekenntnis geknüpft sein müsse. — Es ist richtig, der Notenwechsel verräth noch vielfach Devotion. Der Exgroßherzog Ferdinand III. von Toscana möchte nicht gerne wegen der Säcularisation in seinem Gewissen beschwert sein; aber ebensowenig ist er gewillt, die Besitzergreifung von der päpstlichen Genehmigung abhängig zu machen. Ehe er diese eingeholt, hat er Salzburg und Berchtesgaden occupiert und sich anheischig gemacht, mit Passau und Eichstätt ebenso zu verfahren. Die Curialen hatten die schwere Aufgabe, einen Modus zu finden, um das strenge Kirchenrecht mit den gegebenen Thatsachen auszugleichen. Es geschah durch die Anwendung der Lehre vom „Depositum".

Die sehr objective und gehaltvolle Darstellung Dr. Königs lässt erwarten, dass die von ihm angekündigte Fortsetzung seiner Arbeit über „Pius VII. und das Reichsconcordat" die schwere Lage, in der sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts die römische Curie befand, und die weise Mäßigung des Papstes Pius VII. klarstellen wird.

Mies. Director Dr. G. Juritsch.

---

40. P. Vincenz Gredler, Zur Conchylienfauna von China. XX. Stück. Progr. des Gymn. der P. P. Franziskaner in Bozen 1900.

Der Verf., welcher bekanntlich schon viele Beiträge zur Kenntnis der malakologischen Fauna Chinas geliefert hat, veröffentlicht hier ein alphabetisches Register der von ihm im I.—XIX. „Stück" aufgestellten Arten und benannten Varietäten nebst Angabe des Publicationsortes und Publicationsjahres. Diese Zusammenstellung wird Fachmännern deshalb willkommen sein, weil Gredlers Arbeiten über China-Conchylien im Laufe von 22 Jahren an verschiedenen Orten veröffentlicht wurden.

41. Konrad Twrdy, Über die verwandtschaftlichen Beziehungen der recenten Säugethiere zu ihren Vorfahren in der geologischen Vergangenheit. Progr. der Staatsrealschule im III. Bez. von Wien 1900.

Es wird zu zeigen versucht, wie in der siebenten Classe der (österreichischen) Realschule die Verwandtschaftsverhältnisse und die paläontologische Entwicklung der Säugethiere beim geologischen Unterrichte im Sinne der „Instructionen" besprochen werden können. Damit will jedoch der Verf. nicht gesagt haben, dass bei der etwas knapp bemessenen Unterrichtszeit all das, was die Abhandlung enthält, durchgearbeitet werden soll, was übrigens nicht leicht ist; er glaubt vielmehr nur den Pfad anzudeuten, der den Lehrer zu einem gedeihlichen Ziele führen soll.

42. Dr. R. F. Solla, Pflanzenschäden, durch Thiere verursacht. Progr. der Staats-Oberrealschule in Triest 1900.

Der Verf. bespricht in dem vorliegenden Aufsatze von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend und mit Benützung einschlägiger Literatur mancherlei Zerstörungen, Schädigungen, Wachsthumshemmnisse etc. von pflanzlichen Organen und Geweben, die durch verschiedene Thiere, insbesondere durch Larven und Imagines von Insecten verursacht werden. Diese Abhandlung des Verf. ist in erster Linie zur Belehrung seiner Schüler bestimmt.

43. Richard Přerovsky, Schulflora von Leipa u. Umgebung. I. Theil. Die wildwachsenden, verwilderten und frei cultivierten Bäume, Sträucher und Halbsträucher. Progr. der Staatsrealschule in Böhmisch-Leipa 1900.

Der veröffentlichte erste Theil der „Schulflora" zerfällt in zwei Abschnitte; der erste enthält Tabellen zur Bestimmung der Gattungen und der im Gebiete vorkommenden Arten, der zweite die Beschreibung der Genera und Species, sowie analytische Tabellen zur Bestimmung derjenigen Arten, die zu den im ersten Abschnitt genannten Gattungen gehören. Fundorte und Blütezeit fehlen; beide sollen in Hantschels „botanischem Wegweiser" und dessen „Beiträge zur Flora des Clubgebietes" nachgesehen werden. Da jedoch diese „Schulflora" nicht für Fachbotaniker, sondern zu dem Zwecke geschrieben wurde, um den Schülern des Verf. und „angehenden Freunden der heimatlichen Flora" das Erkennen der Pflanzenformen zu ermöglichen oder zu erleichtern, so ist es misslich, Fundorte und Blütezeit in einem anderen Buche suchen zu müssen. Die Blütezeit lässt sich ja sehr kurz durch Ziffern ausdrücken, z. B. April-Mai = 4—5, und von Fundorten hätten wenigstens die der selteneren Pflanzen des Gebietes aufgenommen werden sollen.

44. Ad. Oborny, Beiträge zur Kenntnis der Gattung Potentilla. Progr. der Landes-Oberrealschule in Leipnik 1900.

Der bekannte Botaniker und Verf. der „Flora von Mähren und Österreichisch-Schlesien" versucht es, auf eigene Beobachtungen sowie auf die Literaturangaben von Beck, Borbas, Čelakovský, Formánek, v. Kerner und Zimmeter gestützt, die in Mähren und Schlesien vorkommenden Arten der Gattung Pontentilla in Form eines ausführlichen Bestimmungsschlüssels niederzulegen, um auch weiteren Kreisen das Studium dieser interessanten Gattung zu erleichtern. Im ganzen werden 48 Arten kritisch beschrieben. Der Name des Verf.s bürgt für die Gediegenheit der Arbeit.

45. Ernst Kernstock, Die europäischen Cladonien. Progr. der Staats-Oberrealschule in Klagenfurt 1900.

Diese letzte Publication des im vorigen Jahre verstorbenen, in Fachkreisen geschätzten Lichenologen, ist ein auf die europäischen Formen beschränkter, mit Sachkenntnis gemachter Auszug aus der großen Monographie der Cladonien von Wainio. Bei dem Chaos von Arten und Varietäten, Synonymen und Descriptionen europäischer und exotischer Cladonien in Wainios umfangreichen Werken bildet Kernstocks Bearbeitung einen ganz praktischen Orientierungsbehelf. Der erste Theil umfasst den *clavis analyticus*, der zweite den *conspectus systematicus*.

46. **Wenzel Essl, Beitrag zu einer Kryptogamen-Flora um Krumau.** Progr. der deutschen Staatsrealschule in Prag-Neustadt 1900.

In Ergänzung der von Raimund Allram bearbeiteten Phanerogamenflora von Krumau veröffentlicht der Verf. auf Grund mehrjähriger Beobachtungen eine Kryptogamenflora des Gebietes. Der vorliegende Theil umfasst die Schachtelhalme (5 Arten), Bärlappe (4), Farne (21), Torfmoose (3), Laubmoose (47). Die Arten sind unter Zugrundelegung von Rabenhorsts Kryptogamenflora nach jeder Richtung hin ausführlich beschrieben. Die niederen Sporenpflanzen dürften im nächsten Programme folgen.

47. **Josef Maresch, Beiträge zur Kenntnis der Sporenpflanzen des niederen Gesenkes mit besonderer Angabe der Standorte der Umgebung von Sternberg.** Progr. der Landes-Oberrealschule von Sternberg 1900.

Der vorliegende erste Theil der Kryptogamenflora umfasst die Farne, Moose und einen Theil der Flechten. Aufgezählt werden 4 Ophioglossaceen, 25 Farne, 7 Schachtelhalme, 4 Bärlappe, 210 Laubmoose, 74 Lebermoose und 89 Flechten. Bei den einzelnen, insbesondere bei den selteneren Arten sind die Fundorte angegeben.

48. **Dr. Gottfried Starkl, Der botanische Garten des Collegiums in Kalksburg.** Progr. der P. P. Jesuiten in Kalksburg.

Bereits im vorigen Programme hat der Verf. die Topographie des Kalksburger botanischen Schulgartens beschrieben. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Unterrichtes bilden Getreide, Gemüsepflanzen, Futterkräuter, Medicinalpflanzen, sowie technisch verwendete Vegetabilien das Hauptcontingent desselben. Eine reiche Collection von Alpinen bildet eine Specialität desselben. Der Pflanzenstand betrug im Sommer 1899 474, gegenwärtig umfasst er 615 Arten, die sich auf 110 Familien vertheilen. Kalksburg besitzt demnach den botanisch reichsten und landschaftlich vielleicht schönsten gymnasialen Schulgarten.

49. **Vincenz Neuwirth, Die wichtigsten Mineralvorkommen im Gebiete des hohen Gesenkes.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Göding 1900.

Dieser Arbeit liegen mehrjährige Untersuchungen des Verf.s und eine genaue Kenntnis der einschlägigen reichhaltigen Literatur zugrunde. Um der Abhandlung nicht einen zu großen Umfang zu geben, beschränkte der Verf. das Gebiet auf die Altvaterkette und ihre Umgebung. Der Stoff ist nicht nach den Mineralarten, von denen 168 in dem genannten Gebiete genannt werden, sondern nach den Fundorten, also topographisch angeordnet. Dies ist deshalb zweckmäßig, weil das Zusammenvorkommen von Mineralen, wie sie sich aus- und nebeneinander gebildet haben, am besten zur Anschauung gebracht wird. Neu ist das Vorkommen von Granat im Glimmerschiefer von Petersdorf und jenes von Apophyllit und Heulandit im Hornblendschiefer von Siebenröhren bei Wermsdorf. Drei beigefügte Tafeln enthalten Skizzen von Krystallen, die der Verf. selbst beobachtet und entworfen hat. Die Abhandlung verdient seitens der Mineralogen volle Beachtung.

50. Alois Heilsberg, Ein Lehrplan für die Mineralogie im Obergymnasium. Progr. des Staatsgymn. im XIX. Bez. von Wien.

Dem mineralogischen Unterrichte ist bekanntlich in der V. Classe der österreichischen Gymnasien ein Semester mit 2 Stunden wöchentlich zugewiesen. Nun gestattet der Ministerial-Erlass vom 16. Juni 1899, dass — auf Grund erhaltener Bewilligung — diesem Unterrichte drei Stunden zugewendet werden können, was an zwei Wiener Staatsgymnasien (den ehemaligen Communal-Real- und Obergymnasien im II. und VI. Bez.) schon seit mehr als 30 Jahren der Fall ist.

Durch die Möglichkeit, drei Stunden in der Woche Mineralogie zu unterrichten, steigt die Zahl der diesem Gegenstande zugewendeten Stunden auf etwa 50—52 (gegen 32—35 bei zweistündigem Unterricht). Verf. entwirft einen detaillierten Lehrplan für diese Stundenzahl, entwickelt den Lehrgang für einzelne Stunden („Stundenbilder") und zeigt, wie durch die inductive Methode, durch Experimente, durch Hinweis auf zusammenhängende Erscheinungen und Hinweglassung von nur mechanisch zu erlernendem Gedächtniskram der sonst trockene und partieenweise nicht leichte Gegenstand für den Schüler anregend und leicht fasslich sich gestalten könne und ein dauernder Unterrichtserfolg zu erzielen sei. Soll der Lehrgang so betrieben werden, wie ihn der Verf. entwirft — wir verweisen auf das vorzügliche Lehrbuch von Scharitzer — dann muss der Lehrer zu jeder Stunde umfassende Vorbereitungen treffen und sich auch während der Stunde mit ganzer Kraft dem Unterrichte widmen. „Lohn für seine Thätigkeit findet er darin, in jeder Stunde dem Schüler genug Anregung gegeben zu haben, mit äußerem und innerem Auge zu schauen." Ein idealer Standpunkt, insbesondere wenn man bedenkt, dass durch die Zugabe einer Mineralogiestunde sich zugleich die Lehrverpflichtung um eine Stunde erhöht.

Wien. A. Burgerstein.

---

51. Prof. Dr. Siegfried Christian, Das Wirken des Malers Martin Knoller für das ehemalige Augustiner-Chorherrnstift Gries bei Bozen. St. Paul, im Selbstverlag des Gymnasiums 1899 und 1900.

Nach Angabe des Verf.s ist Prof. Semper in Innsbruck derjenige, der ihn auf dieses „lohnende Thema" der tirolischen Kunstgeschichte aufmerksam machte. Eine ausführliche Lebensbeschreibung Knollers mit Literaturdaten kennen wir aus der „Allgemeinen deutschen Biographie" von der Feder des verstorbenen Wiener Archivars Karl Weiß. Der Verf. hat sein Thema in sieben Capiteln ausgearbeitet. Eine etwas zu kurze Biographie bildet die Einleitung. Die folgenden Hauptstücke beruhen auf eingehenden archivalischen Studien. Sie behandeln die Geschichte der neuen Stifts- und Pfarrkirche von Gries und die ersten Knoller'schen Arbeiten daselbst, dann die Besprechung der Werke Knollers zu Gries aus seiner ersten Wirkungsperiode (1770—1777), die zweite Wirkungsperiode Knollers für Gries (1795—1801), die letzte Periode (1801—1803), daran anschließend die Besprechung der zu Gries befindlichen künstlerischen Werke Knollers und endlich im letzten Capitel die persönlichen Beziehungen Knollers zu Gries und Knollers Charakter, wie er sich in seinen Briefen darstellt. Im sechsten Capitel, das der Verf. fälschlich eine „künstlerische Besprechung" nennt, ist das Urtheil über die nachclassische Malerei Italiens, wenigstens nach dem Stande der heutigen Kunst-

geschichte, ein wenig schief ausgefallen. Ein Satz: „Das Genie hatte aufgehört" richtet sich von selbst. Auch Raffael Mengs ist nach unserer neueren Erkenntnis anders zu beurtheilen. Die Charakteristik der Werke Knollers selbst dagegen wirkt überzeugend. — Eine größere Biographie Knollers erschien nach Weiß 1838 in Mailand.

Wenn wir auch dem Schlussatze des Verf.s nicht beistimmen können, dass die Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts noch so arg vernachlässigt ist, so erkennen wir doch gern den Eifer an, mit dem der Verf. mit dieser Specialstudie uns einen Künstler nahe gebracht hat, dessen Thätigkeit hauptsächlich in Italien sich abspielte, der aber trotzdem seines Heimatlandes Tirol nie vergass. Diesem Patriotismus des Künstlers sind hauptsächlich die Werke für Gries zu danken. Die Liebe zur Scholle war es, die ihn über die im Verhältnis zu seinen gewohnten Preissätzen niedrige Bezahlung von Seiten des Stiftes Gries immer wieder hinweg sehen ließ. Knoller, ursprünglich ein Schüler Paul Trogers, der ihn in Wien studieren ließ, lebte elf Jahre in Rom und Neapel, fand im Grafen Firmian einen einflussreichen Gönner und war die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens Akademieprofessor in Mailand, wo er sich eines außerordentlichen Rufes erfreute. Die Inschrift auf einem angezweifelten Selbstporträt Knollers in Gries vom Jahre 1801 bezeichnet ihn in Überschätzung „Pictorum Germaniae Italiaeque hoc aevo princeps". Der Verf. nennt die Klosterkirche von Gries sehr zutreffend „ein vollständiges Knollermuseum". Leider gibt er uns nicht an, wo die der Arbeit zugrunde liegenden Briefe veröffentlicht wurden, und woher sie bezogen werden können. — Zum Schluss verweisen wir noch auf das Werk „Die Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild", Band Tirol, in dem sich Knollers „Enthauptung Johannis" aus seinem Geburtsort Steinach reproduciert findet, sowie auf Albert Ilgs Charakteristik des Künstlers in den „Kunsthistorischen Charakterbildern aus Österreich-Ungarn". Christians Studie hätte verdient, wenigstens mit autotypischen Reproductionen einiger Hauptwerke Knollers in Gries geschmückt zu werden, denn „um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, dass bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird". Die moderne Kunstgeschichte beweist zugleich in ihren zahlreichen Detailstudien, dass Goethe, den wir hier citierten, schon vor einem Jahrhundert, unfehlbar wie immer, das Richtige traf.

Troppau. Rud. Böck.

Das fünfte, sechste und siebente Jahr des Wiener neuphilologischen Vereines.

Dreimal bereits hat der Wiener neuphilologische Verein den Lesern dieser Zeitschrift über seine Thätigkeit berichtet[1]), und in einem separaten Schriftchen[2]) ist die Geschichte dieser Vereinigung bis zu dem zu Pfingsten 1898 in Wien abgehaltenen VIII. allgemeinen deutschen

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. öst. Gymn. Bd. 45, S. 953, Bd. 47, S. 479, und Bd. 49, S. 286.

[2]) Chronik des Wr. neuphil. Vereines. Den Theilnehmern am VIII. allg. deutsch. Neuphilologentage als Festgabe dargebracht vom Vereins-Ausschuss. Wien 1898.



Neuphilologentag[1]), also bis etwa in die Hälfte des fünften Vereinsjahres fortgeführt werden. Die folgenden Zeilen wollen, indem sie den Faden dort aufnehmen, wo ihn die erwähnten Chronisten fallen ließen, über die in die 2. Hälfte des V., dann in das VI. und VII. Vereinsjahr fallenden Versammlungen Rechenschaft ablegen, sonach mit Neujahr 1901 abschließen.

Die 38. Vereinsversammlung (28. Oct. 1898) wurde vom Vorsitzenden Hofrath Schipper mit einem Rückblick auf die wissenschaftlichen und geselligen Erfolge des Wiener Neuphilologentages und mit einem Nachrufe auf das † V.-M. Prof. Karl F. Bargetzi eröffnet, worauf Dr. B. Hönig über Daniel Defoes „Memoirs of a Cavalier“ sprach und dieselben einer eingehenden Untersuchung auf ihre muthmaßlichen Quellen unterzog. Defoe behauptet, das Manuscript eines im deutschen Kriege von 1632 bis 1648 Mitkämpfenden herauszugeben, was der Wahrheit zu entsprechen scheint, da bisher eine gedruckte Vorlage für den entsprechenden Theil der Memoirs sich nicht nachweisen ließ, während die bis 1660 reichende Fortsetzung, welche u. a. die Erlebnisse des Cavaliers im englischen Bürgerkrieg schildert, wohl Defoe selbst zuzuschreiben ist. — Die Versammlung beschloss, einer Anregung des Ausschusses folgend, in Hinkunft den Mitgliedern der philologischen Universitäts-Seminare als Gästen den Zutritt zu den Vereinsvorträgen zu gestatten.

In der 39. Versammlung (25. Nov.) verlas und interpretierte der Gefertigte mehrere aus Danzig stammende, auf den polnischen Erbfolgekrieg bezügliche Gedichte unbekannter Verfasser. Über Herkunft und Verbreitung eines in dem Vortrag berührten poetischen Behelfes, nämlich der Darstellung einer Belagerung als Heiratsantrag oder, wie der technische Ausdruck im XVII. Jahrhundert lautet, als „Buhlschaft“, entspann sich eine längere Discussion.

Den 20. Dec. (40. Versammlung) widerlegte Prof. Dr. Minor die Hypothese Sarans, dass der erste Faust-Monolog drei zu verschiedenen Zeiten entstandene Stücke enthalte, und fügte textkritische Betrachtungen über Goethes Fragment „Der ewige Jude“ hinzu. — Hierauf berichtete Pfarrer W. H. Hechler in englischer Sprache über eine kurz vorher unternommene Reise nach Palästina.

Mit der 41. Versammlung (27. Jan. 1899) trat der Verein in sein sechstes Jahr. Die Neu- oder eigentlich zumeist Wiederwahl der Vereins-Functionäre ergab nachstehende Zusammensetzung des Ausschusses: Vorsitzender Hofrath Schipper, Stellvertreter Prof. Minor und Prof. Meyer-Lübke, ferner Prof. Friedwagner, Univ.-Doc. Jellinek, Prof. Alscher, Dr. Brotanek — In derselben Sitzung sprach Lector H. B. Baildon (englisch) über die Organisation der Universät Edinburgh und anderer schottischer Hochschulen, sodann Dr. Castle über die Romane „Ourika“ (1823) und „Édouard“ (1828) der Herzogin Claire Durfort de Duras (1777—1829), einer gesellschaftlichen und geistigen Koryphäe der bourbonischen Restauration.

Der nächste (42.) Vereinsabend (24. Febr.) brachte einen Vortrag Prof. Duschinskys „Über die Quellen und die Zeit der Abfassung von Grillparzers Esther“; neben dem längst erkannten Einfluss Lopes de Vega wurde auch der Schillers, namentlich des „Don Carlos“, hervorgehoben, und das Fragment den vierziger Jahren zugewiesen. Dr. E. Horner verwertete den zufällig erhaltenen Theaterzettel der Aufführung eines Schauspieles vom Dr. Faust am 5. Juni 1813 in Komorn als Zeugnis für das Fortleben des Volksdramas auf der Bühne des beginnenden XIX. Jahrhunderts und suchte aus jenem Zettel den muthmaßlichen Inhalt des Stückes zu reconstruieren.

---

[1]) Vgl. den Bericht Prof. Friedwagners in der Zeitschr. f. d. öst. Gymn. Bd. 50, S. 59—80.

In der durch einen zweiten englischen Vortrag Pfarrer Hechlers über Palästina eingeleiteten 43. Versammlung (24. März) charakterisierte Scriptor Dr. H. v. Lenk die eigenthümliche, namentlich durch die Persönlichkeit ihres Helden auffallende, im Anfange des XIII. Jahrhunderts aufgezeichnete altisländische Sage vom Hühner-Thorir (Hœnsa-þóris-saga) und trug seine Übersetzung derselben theils wörtlich, theils im Auszuge vor.

Prof. Meyer-Lübke beleuchtete in der 44. Sitzung (28. April) die syntaktischen und formalen Gründe, sowie die Stadien des Unterganges der lateinischen Declination auf ihrem Wege in die verschiedenen romanischen Sprachen; das Zusammenschmelzen von ursprünglich sieben auf zwei und einen Casus, sowie die Thätigkeit präpositionaler Rectionen bei diesem Zerstörungswerke wurden dargestellt und Spuren der scheinbar gänzlich untergegangenen Casus in einzelnen romanischen Idiomen verfolgt. Auf eine längere Discussion dieser Ausführungen folgte ein Vortrag des Prof. Dr. C. Weiser über William Morris (1834—1896), die Stoffe, den Stil und die Metrik seiner Dichtungen, insbesondere des „Earthly paradise“ und der „Poems by the way“. Der nächstfolgende (45.) Vereinsabend (26. Mai) begann mit einem Vortrage Dr. Sonnleithners „Über das Verhältnis von Christians und Hartmanns Erec“. Viele Aufstellungen einer dem gleichen Thema gewidmeten Dissertation O. Recks erfuhren durch Dr. Sonnleithner Ergänzungen und Berichtigungen; im Anschluss an den Vorredner wies dann Prof. Friedwagner auf verschiedene Widersprüche und Mängel der Motivierung im französischen Erec hin, die nur so zu erklären seien, dass Chrestien seine keltische Quelle missverstanden habe. — Univ.-Doc. Dr. Jellinek referierte über die von Theodor Siebs herausgegebene Schrift „Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Berathungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache 14.—16. April 1898 zu Berlin“ und polemisierte gegen die Begründung einzelner Vorschriften, worauf Prof. Minor principielle Bedenken gegen eine solche Reglementierung geltend machte. — Zum Schlusse berichtete Hofrath Schipper über einen Statutenentwurf des Allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes.

Nach den Sommerferien nahm der Verein seine Thätigkeit am 27. October wieder auf (46. Versammlung). Der Vorsitzende würdigte in einem Nachrufe auf † Prof. Eug. Kölbing die Verdienste dieses Gelehrten um die moderne, insbesondere die englische Sprachwissenschaft. Prof. Friedwagner erläuterte das Wesen der französischen Romantik als einer Reaction gegen den trockenen, zuletzt noch von Napoleon begünstigten Classicismus, desgleichen aber auch als eines Resultates der Einflüsse deutscher und in zweiter Linie auch englischer Romantik, das nun freilich eigenartiger Züge nicht entbehrt. Prof. Kellner besprach Robertsons „Montaigne and Shakespeare“ und Sidney Lees „Life of Shakespeare“.

Pfarrer W. H. Hechler leitete die 47. Versammlung (25. Nov.) durch einen englischen Vortrag über eine Parlamentsrede Joseph Chamberlains, worauf Prof. Meyer-Lübke im Anschluss an die Untersuchungen Zimmerlis und Hunzikers „Über die Sprachenverhältnisse in der Schweiz“ sprach. Nachdem er die Bedeutung von Orts- und Flurnamen für derartige Forschungen erläutert und z. Th. eingeschränkt hatte, constatierte er, dass die deutsch-französischen und deutsch-italienischen Sprachgrenzen in der Schweiz im allgemeinen stabilen Charakter zeigen, die Rhätoromanen dagegen vor den Deutschen stetig zurückweichen. Neben sprachlichen und geographischen Momenten zog der Vortragende auch solche wirtschaftlicher Natur zur Erklärung einzelner Erscheinungen der Schweizer Sprachenverhältnisse heran. Dem Vortrage folgte eine längere Discussion.

In der 48. Sitzung (15. Dec.) beschloss der Verein sein sechstes Jahr mit einem Vortrage des Scriptors Dr. H. v. Lenk über Dänemarks

größte Novellistin, Thomasine Christine Gyllembourg-Ehrnsvärd (1773 bis 1856), deren Werke wie die Sten Stensen Blichers als Reaction gegen die in Öhlenschläger gipfelnde dänische Romantik aufzufassen sind. Der Vortragende stellte das Leben der durch maßvollen Realismus ausgezeichneten Schriftstellerin, die überdies als Gattin des älteren und als Mutter des jüngeren Heiberg persönlich mit der Entwicklung des dänischen Schriftthums eng verwachsen erscheint, aus den Quellen dar und würdigte ihre literarhistorische Bedeutung.

Das siebente Vereinsjahr begann am 26. Januar 1900 (49. Versammlung) mit einem französischen Vortrage des Lectors Prof. Mathieu: „Das Doppelwesen des Weibes in dem modernen Roman“, woran sich ein Vortrag Prof. Duschinskys: „Über die poetischen und historischen Quellen von Kleists 'Prinz von Homburg'“ schloss; ein Bericht kann hier umso eher entfallen, als Prof. Duschinskys Untersuchung kürzlich in diesen Blättern zum Abdruck gelangt ist. — Der abtretende Ausschuss wurde wiedergewählt.

In der 50. Versammlung (23. Februar) berichtete zunächst Lector Dr. Curtis in englischer Sprache über schottisches Mittelschulwesen, sodann Univ.-Doc. Dr. Murko über „Die serbische Volkspoesie in der deutschen Literatur“. Dr. Murko stellte die einzelnen Etappen des Weges fest, auf dem die reiche Nationaldichtung der Serben Eingang in den Interessenkreis der deutschen Literatur fand: die Reisebeschreibungen des Abbate Fortis, Goethes Übersetzung des Liedes von den edlen Frauen des Asan Aga, die Bestrebungen Kopitars, die von diesem und Jakob Grimm angezeigten Publicationen Vuk St. Karadžić', die Übersetzungen der Talvj, Gerhards u. a.

Über den Stand der Forschung auf dem Gebiet der Tristansage sprach Prof. Friedwagner in der 51. Vereinssitzung (30. März). Er untersuchte die Wanderungen und Wandlungen der Sage unter verschiedenen keltischen Stämmen, sodann ihre Verpflanzung nach Frankreich, wobei den Angelsachsen die Vermittlerrolle zugewiesen wurde. Bei dieser letzten Aufstellung setzte eine längere Debatte ein. — Hofr. Schipper berichtete in derselben Sitzung anerkennend über ein englisches Lesebuch von Speight: „The Temple Reader“ und über Cooks Ausgabe des Cynewulfschen „Christ“.

In der 52. Versammlung (27. April) zog Prof. Meyer-Lübke zur Erklärung des Ursprungs der einzelnen romanischen Sprachen, der so mannigfachen Differenzierungen des Lateins, politische, Verkehrs- und Siedelungsverhältnisse, ferner die Verschiedenheit der vorlateinischen Idiome heran. In der anschließenden Debatte wendeten Univ.-Doc. Dr. Murko und Prof. Sokoll ähnliche Methoden auf slavische und germanische Verhältnisse an. Prof. Friedwagner unterstützte seine in der letzten Sitzung aufgestellten Thesen durch neues Beweismaterial. — An Stelle des seine Function als Schriftführer niederlegenden Prof. Jellinek wurde der Berichterstatter nachgewählt.

Unter dem Schlagworte „Un roman féministe“ besprach Lector Prof. Rey in der 53. Versammlung (25. Mai) Marcel Prévosts Roman „Les vierges fortes“ mit Vorausschickung einer kurzen Biographie des Dichters und einem Ausblick auf frauenrechtlerische Bewegungen im modernen Frankreich.

Am 26. October trat der Verein zum erstenmale nach den Sommerferien wieder zusammen (54. Sitzung). An Stelle des nach Czernowitz berufenen Prof. Friedwagner wurde Prof. Duschinsky in den Ausschuss nachgewählt; derselbe nahm hierauf einen Erlass des französischen Unterrichts-Ministerums vom 1. August d. J. zum Anlass einer Untersuchung älterer und neuerer Reformbewegungen auf dem Gebiete der französischen Syntax. Im weiteren Verlaufe der Sitzung wurde der Wunsch nach einer Fortsetzung sowohl des Vortrages, als der Discussion laut, weshalb auch der 55. Vereinsabend (30. November) demselben Thema gewidmet

wurde. Prof. Duschinsky gieng nunmehr auf die Einzelheiten jener dem wirklichen Sprachgebrauch Rechnung tragenden syntaktischen Reform ein und zeigte, dass insbesondere durch die Beseitigung der Congruenz beim part. perf. der Syntax durch jenen Regierungserlass nur eine alte Freiheit wiedergegeben wurde. Zum Schluss wurde auf eventuelle praktische Folgen solcher Vereinfachung für unsere Schulen hingewiesen, worauf eine lebhafte Debatte im wesentlichen die Zustimmung der Vereinsmitglieder zu der von Prof. Duschinsky besprochenen Reform erkennen ließ.

In der 56. Versammlung (21. December), der letzten des siebenten Vereinsjahres, sprach der Gefertigte über den Einfluss der schönen Literatur, insbesondere der Opern- und Romandichtung, auf den jeweiligen Bestand der deutschen Vornamen. Man stünde, führte der Vortragende aus, wenn nicht die von ihm so genannte „literarische Hilfe“ in Rechnung gezogen würde, einer Reihe von heute ganz geläufigen Namen in Sachen ihrer Herkunft rathlos gegenüber; die von ihm angeführten Beispiele wurden in der Discussion noch mannigfach vermehrt.

Der größte Theil der im Vorstehenden angeführten Vorträge ist durch den Druck auch weiteren Kreisen zur Kenntnis gebracht worden, zum Theil, wie schon erwähnt, in den Blättern dieser Zeitschrift. — In der vom Berichte in Betracht gezogenen Zeit veranstaltete der Verein an 19 Abenden 29 Vorträge und Referate, hievon 5 in englischer und 2 in französischer Sprache; stofflich vertheilen sich dieselben folgendermaßen: deutsche und skandinavische Philologie 10, romanische 8, englische 7 Vorträge; 1 Vortrag beschäftigte sich mit den Beziehungen südslavischer zu deutscher Literatur, von den in englischer Sprache abgehaltenen bezogen sich 3 auf Themen nichtphilologischen Charakters.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Mittheilung.

Es hat sich mir die Einsicht aufgedrängt, dass populäre Vorträge über römische Funde in Carnuntum nur dann Nutzen bringen und nur dann verstanden werden können, wenn jedem Zuhörer eine gute Abbildung der Fundgegenstände eingehändigt wird. Das Curatorium des Vereines „Carnuntum“ hat mich auf meinen Vorschlag hin ermächtigt, einen „Bilder-Atlas der Carnuntinischen Alterthümer“ zu Vortragszwecken zusammenzustellen und in Druck zu legen, und mir gleichzeitig die in den Vereinspublicationen verwendeten oder zu verwendenden Holz- und Zink-Stöcke und Lithographien, soweit sie noch erreichbar wären, zur Verfügung gestellt. Die Verleger, insbesondere auch der des „Führer durch Carnuntum“, Herr Wilhelm Müller, bewiesen großes Entgegenkommen; so konnte ich aus einer ansehnlichen Zahl von Clichés die geeignetsten auswählen und durch Verwandtes ergänzen. Gern hätte ich auch die eine oder die andere Radierung aus den Vereinspublicationen mit herübergenommen; aber die Höhe der Kosten bestimmte mich, von ihrer Wiedergabe abzustehen. Der Volksbildungsverein erklärte sich bereit, 50 Exemplare zum Selbstkostenpreise zu übernehmen, der Rest der Auflage ist Eigenthum des Vereines „Carnuntum“; dem Buchhandel ist kein Exemplar übergeben worden. Der Verein „Carnuntum“ ist gerne bereit, jenen Professoren oder Directoren in Wien oder außerhalb Wiens, welche einen Schülerausflug nach Carnuntum durch einen orientierenden Vortrag einleiten wollen, eine beliebige Anzahl von Exemplaren leihweise zu überlassen, *was mitzutheilen Zweck dieser Zeilen ist*. Der abgebildete Stoff ist umfangreich; ich habe ihn in einem Cyklus von fünf populären Vorträgen, die ich heuer für den Volksbildungsverein mit Benützung des eben fertig

gestellten Bilderatlasses gehalten habe, nicht erschöpfen können. Aber ich kann mir auch sehr wohl denken, dass ein nur aufs hauptsächlichste gerichteter Vortrag, der an einige Kenntnis der römischen Alterthümer und der römisch-germanischen Geschichte anknüpft, das Bildermaterial dieses Atlasses den Schülern eines Obergymnasiums in 1 bis $1^1/_2$ Stunden einigermaßen klar machen und damit den Besuch der Römerstätte gut vorbereiten kann.

Ich habe die Abbildungen nach Gruppen geordnet, wie ich sie für die Gliederung des Vortrages angezeigt erachtet habe. Der Inhalt des Heftes (Wien 1900, Groß-Folio, 22 unpaginierte Seiten), das die Funde und Grabungen bis einschließlich zum Jahre 1898 umfasst, ist folgender:

1—12 Kapelle des *Juppiter - Dolichenus* in Petronell, 13—30 Mithrocen, 31—39 Heidenthor, 40—42 Votivreliefs, 43—51 Grabungen in der Civilstadt (1892), 52—70 Legionslager, 71—85 Grabsteine von Kriegern (86: Anhang), 87 Gräberstraße im Westen des Lagers, 88 Karte der Umgebung von Deutsch-Altenburg und Petronell, 89 Anlagen auf dem Pfaffenberge, 90—95 Münzen des *Regalianus* und der *Dryantilla*, 96—117 das Amphitheater bei Deutsch-Altenburg und seine Anbauten (*Nemeseum*), 118—121 Gräber, 122—153 Anticaglien, 154—163 Statuarisches, 164—172 Bautechnisches. Ein vorausgesendetes Textblatt zeigt die Provenienz der Abbildungen an und soll damit den Vortragenden (übrigens selbstverständlich ohne irgend Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben) die Fundberichte oder Abhandlungen nachzuweisen, die jeweils für den abgebildeten Gegenstand in Betracht kommen.

Ein ergänzender Bogen, der die Abbildungen von Funden seit 1899 mittheilt, wird bei Gelegenheit in Druck gelegt und dem vorliegenden Bilderatlas angeschlossen werden.

Wien. Wilhelm Kubitschek.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Praktische Vorschläge zum Betriebe des Anschauungsunterrichtes bei der altclassischen Lectüre im Obergymnasium.

Auf Grund einer mehrjährigen Praxis sollen im Folgenden für den Betrieb des Anschauungsunterrichtes in der classischen Philologie einige Vorschläge gegeben werden, die es auch denjenigen Lehrern, welche der Sache etwas ferner stehen, erleichtern sollen, Anschauungsmittel beim Unterrichte heranzuziehen. Unter den letzteren möchte ich, was ihre Verwendung im Classenzimmer anbetrifft, drei Gruppen unterscheiden:

Pläne und Skizzen.

I. Solche, die während der Lectüre eines ganzen Semesters oder wenigstens während der Absolvierung eines größeren Lectürepensums im Schulzimmer sich befinden sollten. Es sind dies vorwiegend Karten und Skizzen. Die Schüler haben freilich oft in ihren Ausgaben ein oder auch mehrere Kärtchen. Aber diese sollen doch mehr dem häuslichen Gebrauche dienen. Auch dürfte es von mehr Erfolg begleitet sein, wenn der Lehrer in der Lage ist, auf der Karte die betreffenden Localitäten der ganzen Classe zu zeigen. Ebenso wird sich beim Wiederholen oder Prüfen die Karte als nothwendig erweisen. Es versteht sich von selbst, dass z. B. bei der Lectüre der Anabasis oder eines großen Theils derselben eine Karte mit dem Zuge des Kyros, bei der Herodotlectüre eine solche mit dem Zuge des Xerxes, bei Durchnahme der Pompeiana eine Karte von Kleinasien im Schulzimmer sein soll[1]).

[1]) Vorübergehend wird man bei der Lectüre von Liv. XXI eine Karte von Spanien und Italien, bei der Sallustlectüre eine Karte von Italien, bei Demosthenes (bes. Olynth. Reden) eine Karte von Griechenland, bei den ersten Capiteln der Germania des Tacitus die entsprechende Karte brauchen usw.



Im besonderen aber sollten noch folgende Skizzen und Pläne während der Lectüre eines Semesters im Schulzimmer nicht fehlen:

Livius.

1. Bei der Lectüre des Livius ein Plan von Rom. Nun ist allerdings ein solcher gegenwärtig nicht zu erhalten. Der in Stuttgart erschienene, völlig veraltete Plan ist vergriffen, während der in der Cybulski'schen Sammlung angekündigte Plan von Rom bisher nicht erschienen ist. So lange man also einen guten Plan nicht bekommen kann, lasse man durch einen Schüler, der sich dazu eignet, einen größeren Plan — so groß sein Reißbrett ist — anfertigen, für die Liviuslectüre etwa nach A. Schneider, Das alte Rom. Leipzig 1896, u. zw. nach dem Blatte, welches Rom unter Servius Tullius darstellt. Ebenso könnte der Plan im Kiepert'schen Atlas als Vorlage dienen. Überhaupt muss bemerkt werden, dass man die Hilfe geschickter Schüler, die vielleicht den Zeichenunterricht besuchen und da eine Unterstützung finden können, öfter in Anspruch nehmen muss, weil man sich auf andere Weise Pläne und Skizzen, die man nothwendig braucht, nicht verschaffen kann. Verf. kann bezeugen, dass ihm solche Pläne, die er von Schülern anfertigen ließ, beim Unterrichte sehr gute Dienste geleistet haben. Das gilt z. B. gleich von dem Plane des Forum Romanum aus der Republikzeit, den man bei der Lectüre des I. Buches von Livius ebenfalls braucht. Dieser wird in vergrößertem Maßstabe am besten nach Chr. Hülsen, Das Forum Romanum, Rom 1892, oder nach Levy-Luckenbach, Das Forum der Kaiserzeit, Karlsruhe 1900, und Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte, Karlsruhe 1900 hergestellt.

Xenophon.

2. Während der Lectüre des Zuges durch das Land der Karduchen wäre eine Skizze des dort geschilderten Terrains mit den verschiedenen *λόφοι* und *μαστοί*, der *φανερὰ ὁδός*, der *ὀρθία ὁδός*, der *χαράδρα* usw. im Schulzimmer auszuhängen. Wird diese Partie ohne eine solche Skizze gelesen, so bleibt das Ganze den Schülern unverständlich. Für die Anfertigung einer solchen Terrainskizze des Karduchenlandes wäre der der Sorof-schen Ausgabe der Anabasis (bei Teubner) S. 109 beigegebene Plan zu benützen.

Homers Ilias.

3. Bei der Lectüre von Homers Ilias sollte eine Planskizze von Troja sammt Umgebung im Schulzimmer nicht fehlen. In der V. Classe kann man am Schlusse der Einleitung mit ein paar Worten auf die Sache eingehen und ebenso am Schlusse des II. Gesanges, wo Einzelheiten, wie das Grabmal des Aisyetes und

der Hügel Batieia, erwähnt werden. In der VI. Classe kommt es natürlich auf die Auswahl an, die man zur Lectüre bestimmt. Passend wird man z. B. auf den Situationsplan hinweisen bei Durchnahme von Il. XXII 143 ff. Es ist freilich nicht möglich, die Stelle verschiedener in der Ilias erwähnten Örtlichkeiten ausfindig zu machen, zumal da infolge der vulcanischen Beschaffenheit des Bodens die Localität sich vielfach verändert hat, wie schon an dem geänderten Laufe der Flüsse zu erkennen ist, aber immerhin könnten die z. B. oben angeführten topographischen Angaben aus praktischen Rücksichten auf dem Situationsplane angegeben sein. Verwenden könnte man bei der Anfertigung einer größeren Skizze den Plan bei Dörpfeld, Troja. Leipzig 1893. Empfehlenswert ist ferner H. Stier, Der Schauplatz der Ilias. Progr. Magdeburg 1899.

Sallust bell. Cat.; Cicero.

4. Während der Lectüre des bellum Catilinae von Sallust und des Cicero sollten im Classenzimmer vorhanden sein: ein Plan vom Forum Romanum aus der Zeit der Republik[1]) und daneben ein solcher vom Forum Romanum im gegenwärtigen Zustande. Überdies sollte entweder die Seemann'sche Wandtafel vom jetzigen Forum (von der Ostseite her) oder eine entsprechende große Photographie im Schulzimmer ausgehängt sein[2]). Ebenso wäre ein Plan von Rom wünschenswert. Auch der Plan des Forum Romanum im jetzigen Zustande wird sich am besten nach Chr. Hülsen, Das Forum Romanum, oder nach O. Richter, Topographie von Rom (in Jw. Müllers Handbuch) anfertigen lassen. Dabei ist aber darauf zu achten, dass der leichteren Orientierung wegen das Tullianum mit dem Carcer auf beiden Plänen, dem der Republikzeit und dem des jetzigen Forum, in gleicher Höhe zu stehen kommt, weil so am besten dem Schüler der Umbau der Curia (z. B. bei der Lectüre der Miloniana) und die Verschiebung der Rostra (etwa zu erwähnen bei der Lectüre der Rede De imp. Cn. Pompei) klar wird. Auch in der Langl'schen Sammlung ist ein Plan des heutigen Forum erhältlich.

[1]) Im Laufe der Zeit wird es wohl möglich sein, von gewissen Plänen und Abbildungen zwei oder drei Exemplare zu bekommen; so lange dies nicht der Fall ist, wird man natürlich die betreffenden Pläne und Skizzen abwechselnd in verschiedenen Classen, aber immer durch längere Zeit, aushängen lassen.

[2]) Es versteht sich von selbst, dass man überhaupt von guten Photographien, falls man über solche verfügt, einen möglichst ausgedehnten Gebrauch macht, indem man namentlich solche Photographien, die sich auf die Topographie Roms und Athens, auf Landschaften u. ä. beziehen, mit kurzer Erklärung unter Glas und Rahmen bringt und für ständig auf die verschiedenen Classen in passender Weise vertheilt.

Demosthenes.

5. Bei der Interpretation der Olynthischen Reden sollte man dafür sorgen, dass ein Plan der Akropolis im Lehrzimmer sei. Ein solcher ist in der Langl'schen Sammlung erschienen und kann auch nach Luckenbach, Die Akropolis von Athen. Progr. Karlsruhe 1896 oder nach desselben 'Abbildungen zur alten Geschichte', Karlsruhe 1900, S. 20 f. in vergrößertem Maßstabe angefertigt werden. Ferner sollte die Hoffmann'sche Reconstruction der Akropolis (bes. von der Südwestseite) und die Darstellung des jetzigen Zustandes derselben, z. B. nach Langl (von der Südseite) herangezogen werden. Man wird zwar nur bei einer Stelle in die Lage kommen, direct von den Bauten der Akropolis zu sprechen, nämlich bei III 25 *δημοσίᾳ μὲν τοίνυν οἰκοδομήματα καὶ κάλλη τοιαῦτα καὶ τοσαῦτα κατεσκεύασαν ἡμῖν ἱερῶν καὶ τῶν ἐν τούτοις ἀναθημάτων, ὥστε μηδενὶ τῶν ἐπιγιγνομένων ὑπερβολὴν λελεῖφθαι* — aber immerhin könnten die früher erwähnten Tafeln ständig im Schulzimmer verbleiben: denn im Angesichte der Akropolis, von dem *βῆμα* aus gegen sie gewendet, hielt Demosthenes seine Reden; der Anblick dieser Stätte unvergänglichen Ruhmes der Athener war es mit, der den Redner zu nie ermüdendem Eifer für die gute Sache anspornte. Liest man aber jene früher citierte Stelle, dann verlohnt es sich, eine ausführlichere Besprechung zu geben. Dabei wäre auch die Nachbildung des Parthenonfrieses heranzuziehen. Eine ganz besonders wirksame Unterstützung wäre es, wenn die Mehrzahl der Schüler Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte in Händen hätte. Der Preis des trefflichen Werkchens ist ein außerordentlich geringer (Mk. 1·20), die Abbildungen vortrefflich. An der Hand der genannten Tafeln und der Luckenbach'schen Abbildungen, die man natürlich auch sonst mit vielem Nutzen gebrauchen könnte, wären nun die Bauten der Akropolis zu besprechen und auch die künstlerische Ausschmückung derselben zu erläutern. Wenn man so während eines ganzen Semesters einmal eine ganze Stunde oder mit der Wiederholung auch 1½ Stunden dazu verwendete, so würde, glaube ich, die Lectüre des Demosthenes keinen Abbruch erleiden. Eine solche Besprechung würde vielmehr den Schülern eine willkommene und lehrreiche Erholung bringen. Außerdem kommt man während der ganzen Demostheneslectüre ohnehin nicht in die Lage, von einem Anschauungsmittel Gebrauch zu machen — abgesehen etwa von einer Photographie des Ortes, den man jetzt (in Athen) als *βῆμα* bezeichnet.

Homers Odyssee.

6. Zur Erklärung des homerischen Hauses (Od. I, VI, VII) verwende man einen Plan der Burg von Tiryns. Ein solcher ist z. B. in der Sammlung Cybulski ('Das griechische Haus') er-

schienen. Allerdings sind noch viele andere Gegenstände auf derselben Tafel verzeichnet, so dass ich es vorziehen möchte, einen Plan in vergrößertem Maßstabe zeichnen zu lassen. Luckenbachs Abbildungen bieten auch dazu eine treffliche Vorlage. Liest man gewisse Partien aus dem zweiten Theile der Odyssee, wo im Hause des Odysseus Räumlichkeiten erwähnt werden, die sich bei den Ausgrabungen in Tiryns nicht gefunden haben, so empfiehlt es sich, eine Skizze von dem Hause des Odysseus nach dem Plane anfertigen zu lassen, den Henke unter Zugrundelegung des Planes von Tiryns seinem Hilfshefte zur Odyssee (bei B. G. Teubner) beigegeben hat. Für Od. I, VI, VII genügt aber vollständig ein Plan des Herrscherpalastes von Tiryns. Eine zusammenfassende Besprechung würde sich aber erst nach Absolvierung des VII. Gesanges empfehlen. Wir denken uns dieselbe etwa folgendermaßen: Nach den Angaben der Odyssee haben wir in dem homerischen Anaktenhause folgende drei Hauptheile zu unterscheiden: 1. die *αὐλή* (I 425, VI 303), 2. das *μέγαρον* mit dem Frauensaal (VI 51 *κιχήσατο δ' ἔνδον ἐόντας* — wohl im Megaron, VII 53, 180, 230, 339), 3. die verschiedenen ringsum gruppierten Gemächer, *θάλαμοι* (z. B. VI 15, 74, VII 7). Dieselbe Dreitheilung der Baulichkeiten finden wir auch in Tiryns[1]). In der Odyssee wird eine *αἴθουσα αὐλῆς* (dieselbe ist beispielsweise überall da zu erwähnen, wo von dem *πρόθυρον* die Rede ist: I 101, 119, VII 4) und eine solche *δώματος* (VII 336) genannt. Es sind Vorhallen oder Säulenhallen, die zum Thorgebäude gehören. Solche Thorgebäude mit einer *αἴθουσα* finden wir auch in Tiryns, sowohl vor dem Eingange in die beiden Höfe als auch vor dem Megaron. Vor und hinter der Thorwand befindet sich da eine Säulenhalle, allerdings mit nur je zwei Säulen[2]). In der *αὐλή* des Odysseuspalastes auf Ithaka wird der Altar des *Ζεὺς ἑρκεῖος* genannt (XXII 334 f.). Auch in dem Vorhofe zum Megaron des Palastes von Tiryns erkennt man deutlich die Spuren eines runden Brandaltars. Der Altar war, wie eben die Ausgrabungen von Tiryns zeigen, nicht in der Mitte, sondern seitwärts gegen den Eingang zu gelegen, so dass er den Freiern bei ihren Unterhaltungen im Hofe (I 106 ff.)[3]) nicht im Wege stand. Die homerischen Epitheta

---

[1]) Natürlich wird man den Schülern, wenn man zum erstenmale der Ruinen dieses Palastes gedenkt, auch das Nothwendige über die Lage und die Zeit mittheilen, aus welcher die erhaltenen Trümmer stammen. Übrigens werden dies die Schüler auch in der betreffenden Geschichtsstunde gehört haben.

[2]) Man wird vorgreifend schon bei der Erklärung und Besprechung der Akropolis hervorheben, dass die Propyläen auf einfache Thorgebäude zurückgehen. Sie sind nichts anderes als eben jene *αἴθουσα*, allerdings ungleich großartiger und prächtiger hergestellt. Übrigens erinnere man Wiener Studierende an das Thorgebäude, die Propyläen, wenn man so sagen darf, vor dem äußeren Burghof.

[3]) IV 625 ff. Speer- und Diskoswerfen.

für Schwelle *οὐδός* (I 104 *οὐ. αὔλειος*), *μέγας* und *λάϊνος* (bes. in der zweiten Hälfte der Od. erwähnt), finden in Tiryns ihre Bestätigung. Es sind gewaltige, gut zubehauene Steinblöcke, die als Schwellsteine dienten. Im VI. Gesange, wo Nausikaa dem Odysseus verschiedene Weisungen für sein Verhalten im Hause ihres Vaters angibt, sagt sie unter anderem, dass Odysseus ihre Mutter im Megaron antreffen werde, wo sie am Herde *ἐν πυρὸς αὐγῇ* sitze, *κιόνι κεκλιμένη* (VI 305 ff.). Das Megaron des Palastes von Tiryns zeigt in der Mitte die Spuren eines kreisrunden Herdes, der, wie sich noch erkennen lässt, Stufen hatte. Auf diesen ließen sich Schutzflehende nieder (VII 153 ff.)[1]. Was aber das *κιόνι κεκλιμένη* anbetrifft, so erkennt man aus den erhaltenen Spuren in Tiryns, dass um den Herd vier Säulen, gleichweit von den Ecken des Saales entfernt, standen, welche die Decke stützten. Diese Säulen mögen kanneliert gewesen sein und als Speerbehälter (*δουροδόκαι* I 128) gedient haben[2]. Im Inneren schmückte den Palast des Alkinoos, wie wir aus VII 87 erfahren, ein *θριγκὸς κυάνοιο.* Reste eines Alabasterfrieses, der einst mit blauem Glasfluss (*κύανος*) verziert war, fanden sich auch im Megaron von Tiryns. Diese Reste werden gegenwärtig im Nationalmuseum in Athen aufbewahrt[3]).

Ebenso bietet die Lectüre der Odyssee Gelegenheit, der Kuppelgräber von Mykenai zu gedenken. Gute Abbildungen hat man z. B. abgesehen von Schreiber, Steuding, Wagner-Kobilinski in Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte. Nach diesen könnten Zeichnungen in vergrößertem Maßstabe hergestellt werden. Die Besprechung könnte sich an das über Tiryns Gesagte anschließen. Einige Angaben der Odyssee finden nämlich ihre Bestätigung durch die Funde in den Mykenischen Gräbern, deren Äußeres ohne Zweifel der Façade der Anaktenhäuser nachgebildet war. Wenn es VII 83 heißt *πρὶν χάλκεον οὐδὸν ἱκέσθαι,* wornach das Haus selbst das Epitheton *χαλκοβατές* führt, wenn ferner von dem Palaste des Alkinoos gesagt wird *χάλκεοι τοῖχοι ἐληλέδατ' ἔνθα καὶ ἔνθα* (VII 86), so gibt uns Mykenai mit seinen Kuppelgräbern die beste Erklärung dazu. An den steinernen Thürpfosten sind unverkennbare Spuren einer Bronzeverkleidung, die Bohrlöcher nämlich, die zur Aufnahme der Bronzestifte dienten. Auch das Innere eines solchen Kuppelgrabes, des sogenannten Schatzhauses des Atreus, weist in der aus Steinblöcken zusammen-

---

[1]) Allerdings ist es fraglich, ob es auch im homerischen Anaktenhause solche Stufen beim Altare gab; VII 153 f. heißt es *ὣς εἰπὼν κατ' ἄρ' ἕζετ' ἐπ' ἐσχάρῃ ἐν κονίῃσιν.*

[2]) Dass dieselben im Hause, jedenfalls im Megaron, sich befanden, ergibt sich aus I 125 ff., während sie der Plan von Henke in der Vorhalle aufweist.

[3]) Abgebildet sind dieselben auf der oben erwähnten Tafel Cybulskis 'Das griechische Haus'.

gefügten Wand Bohrlöcher auf, die in regelmäßigen Abständen von einander entfernt sind und ebenfalls auf eine Bronzeverkleidung der Wand hindeuten — falls sie nicht dazu bestimmt waren, wie man neuerdings annimmt, mit Bronzerosetten das Gewölbe zu schmücken. Von den Kuppelgräbern in Mykenai wird man wieder zu sprechen haben bei der Lectüre von Soph. Antig. 944 ff. anlässlich der Erwähnung des Danaemythus (*χαλκοδέτοι αὐλαί, τυμβήρης θάλαμος*), desgleichen bei Durchnahme von Hor. C. III 16, 1, wo es gilt, den Ausdruck *turris aenea* zu erklären.

Vergil.

7. Wird Vergils Aeneis VI gelesen, so wäre eine Skizze der Unterwelt nach Vergils Darstellung im Classenzimmer auszuhängen (von v. 207 an). Zu verwenden ist für eine in vergrößertem Maßstabe anzufertigende Zeichnung die der Eichler'schen Vergilausgabe beigegebene Skizze 'Domicilia inferorum'.

Plato, Sophokles.

8. Bei der Lectüre des Plato (Apologie, Kriton, Euthyphron, Protagoras) und des Sophokleischen Ödipus auf Kolonos sollte ein Plan von Athen, bei letzterem Drama auch die Hoffmann'sche Reconstruction der Akropolis mit dem Areopag im Schulzimmer vorhanden sein. Denn wenn auch die Lectüre nur hie und da einen directen Hinweis auf die betreffenden Tafeln verlangt, so waren ja doch die dargestellten Localitäten oder ihre Umgebung der Schauplatz der Ereignisse. Vielleicht könnte man auch eine Photographie des Kolonos im jetzigen Zustande vorweisen. Allerdings hat der kahle Hügel jetzt alle Poesie eingebüßt, und an die farbenprächtige Schilderung des Sophokles gemahnt nichts mehr; traurig und verlassen ragt die mäßige Anhöhe empor, nur mit den Denkmälern für K. O. Müller und Ch. Lenormants geschmückt. Dagegen bietet der Hügel eine prächtige Aussicht gegen die Stadt und die Akropolis zu. Ein Plan von Athen erschien in der Cybulsky'schen Sammlung; doch ist er gegenwärtig vergriffen und soll demnächst in neuer Auflage erscheinen.

Dass man bei der Sophokleslectüre den Grundriss eines antiken Theaters (am besten von Epidauros) heranzieht, ist selbstverständlich. Sehr gute Winke findet man bei Engelbrecht, Das antike Theater, Wien 1897. (Prog. d. Theresian.)

Tacitus.

9. Anlässlich der Lectüre der Taciteischen Annalen wäre ein Plan der Kaiserfora, ein solcher vom jetzigen Zustande des Forums und die Reconstruction des Forums der Kaiserzeit von Levy-Lucken-

bach im Schulzimmer auszuhängen. Die Skizze der Kaiserfora lässt sich am besten nach Levy-Luckenbach, Das Forum der Kaiserzeit (auch in Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte), herstellen. Man wird dieselbe gleich zu Beginn der Lectüre benöthigen, wenn von der Ausschmückung und Vergrößerung der Stadt durch Augustus die Rede ist, wobei man über die Anlage des Forum Caesaris und des Forum Augusti zu sprechen haben wird. Wünschenswert wäre es auch, einen Plan von Rom aus der Kaiserzeit (1. Jahrh. n. Chr.) nach der entsprechenden Tafel von A. Schneider, Das alte Rom, anfertigen zu lassen.

Horaz.

10. Bei der Horazlectüre (bes. bei Durchnahme gewisser Satiren und vieler Oden) wären dieselben Pläne zu benützen wie bei der Cicerolectüre. Für die Schüler wäre es sehr instructiv und würde ihnen auch Genuss bereiten, würde man noch Hülsens Reconstructionen des Forums (in der Sammlung Launitz-Trendelenburg) heranziehen, um dieselben abwechselnd bei der Cicero-Tacitus- und Horazlectüre in der Schule zu benützen.

Abbildungen für den Anschauungsunterricht.

II. Zu der zweiten Gruppe von Anschauungsmitteln rechne ich solche, die man gelegentlich den Schülern vorzeigt und erklärt. Diese sollten nach erfolgter Erläuterung 10—14 Tage im Schulzimmer ausgehängt bleiben. Ein längeres Ausstellen solcher Objecte halte ich für ziemlich bedeutungslos, weil nach längerer Zeit der Blick des Schülers achtlos an ihnen vorübergleitet. Man erreicht mehr, wenn man bei gebotener Gelegenheit dieselben Anschauungsmittel nochmals heranzieht. Es seien einige Beispiele angeführt:

Ausrüstung der Hopliten. Am Schlusse des 1. Capitels der Schenkl'schen Chrestomathie aus der Anabasis lesen die Schüler, dass die verschiedenen griechischen Heerführer, Xenias, Sophainetos, Sokrates, Pasion, so und so viele Hopliten und Leichtbewaffnete ein jeder, dem Kyros zugeführt hätten. Hier wäre es am Platze, an dem Langl'schen Modelle eines Hopliten den Schülern die Ausrüstung eines Schwerbewaffneten zu erklären. Dann sollte eine entsprechende Abbildung, sei es aus der Sammlung Launitz-Trendelenburg oder von Cybulski 10—14 Tage im Schulzimmer ausgehängt bleiben. Bei der Lectüre des Abschnittes 'Zug durch das Land der Karduchen' kann man von der Abbildung oder dem Modell nochmals Gebrauch machen, desgleichen in der VI. Classe, wenn Herodot gelesen wird, beispielsweise da, wo erzählt wird, wie

sich vor der Schlacht bei den Thermopylen die Spartaner zum Kampfe rüsteten und schmückten.

Persische Tracht. Wenn im 2. Capitel der genannten Chrestomathie der persischen Tracht Erwähnung geschieht (*κάνδυες, πολυτελεῖς χιτῶνες, ποικίλαι ἀναξυρίδες, στρεπτοί, ψέλια*), so wird man hier eine Abbildung des im Tablinum der Casa del Fauno in Pompeji gefundenen Mosaiks 'Die Alexanderschlacht' heranziehen (z. B. in Luckenbachs Abb. z. a. G.) und dieselbe kurz besprechen (am besten nach Oehler, Klass. Bilderb., S. 56 f.). Bei der Lectüre der Kyrupädie (2. Cap. der genannt. Chrestom.: Kyros und Astyages § 2) wird man dieselbe Abbildung nochmals verwenden können. Auch bei der Herodotlectüre kann man auf das erwähnte Mosaik zurückkommen, z. B. da, wo von der von Xerxes zu Wagen (Mosaik!) vorgenommenen Heeresmusterung bei Doriskos berichtet wird (VII 100). Man wird gleich, wenn das erstemal 'Die Alexanderschlacht' besprochen wird, auf das kurze, auf dem Boden liegende Perserschwert, den *ἀκινάκης*, hinweisen, und erinnert dann die Schüler daran, wenn in der Anabasis von dem Tode des Artapates gemeldet wird: '.. *οἱ δὲ αὐτὸν ἐπισφάξασθαι σπασάμενον τὸν ἀκινάκην· εἶχε γὰρ χρυσοῦν* ..', desgleichen bei Herodot, wenn es heißt: '... *ἐρέβαλε ... ἐς τὸν Ἑλλήσποντον ... Περσικὸν ξίφος, τὸν ἀκινάκην καλέουσι* (VII 54).

Imagines. In der Einleitung zur Liviuslectüre hat man von der Familienchronik zu sprechen und muss dabei der tituli und elogia unter den imagines erwähnen. Da uns ein Grabdenkmal erhalten ist (im Lateranischen Museum), in dem offenbar die Form eines armarium mit imago nachgebildet ist, so wäre beispielsweise nach Schreiber (Taf. 100, Fig. 9) eine Abbildung in vergrößertem Maßstabe anzufertigen und bei dieser Gelegenheit den Schülern vorzuzeigen. Bei der Sallustlectüre wird dies passend geschehen, wenn man die Stelle liest (bell. Iug. 4. 5): '.. *ita dicere: cum maiorum imagines intuerentur, vehementissume sibi animum ad virtutem accendi, scilicet non ceram illam neque figuram tantam vim in sese. habere* ..' Auch bei der Lectüre der späteren Autoren bietet sich dazu Gelegenheit: Cic., Pro Archia 12. 30, Pro Mil. 13. 33; 32. 86; Tac. Ann. II 27; 32; 43; 73; III 5; 76; IV 9; Hor. S. I 6. 17. (Hier werden auch die tituli erwähnt.)

Sacrarium. Wenn bei Liv. I 1, 9 gelesen wird '*ibi Latinum apud penates deos*' (= im Angesichte der Hausgötter) *domesticum publico adiunxisse foedus*', desgleichen bei der Schilderung von der Zerstörung von Alba Longa 29, 4 '*cum larem ac penates tectaque ... relinquentes exirent*', wird man wohl erwähnen müssen, dass in der ältesten Zeit die Stelle der Larenfigürchen der Herd war, dass aber in späterer Zeit, wie die Funde in Pompeji lehren, wohl jedes Haus sein sacrarium oder sacellum hatte. Die Abbildung eines solchen sacellum aus der Casa di Cornelio Rufo könnte hier auf der betreffenden Tafel von Cybulski (Römisches Haus)

vorgewiesen werden und dann wieder bei der Lectüre der I. Catilinaria — hier jedenfalls nothwendig — wo von dem sacrarium die Rede ist, in dem Catilina den silbernen Adler aufbewahrt hatte (9. 24). Andere Stellen sind: Cic. In Verr. IV 2, 4; 3, 5; 4, 7; 12, 27 u. ö., Pro rege Deiot. 5, 15; Verg. Aen. I 67 f.; Tac. Ann. XI 16; Hor. C. III 23, 3 u. 15 f.; Epd. II 65.

Das römische Haus. 40. 5 im I. B. des Liv. wird das Vestibulum der Königsburg erwähnt, wo die gedungenen Königsmörder absichtlich den lauten Streit provocierten. Man wird wohl in Kürze die Haupttheile des römischen Hauses besprechen — zumal man schon anlässlich der Erwähnung der imagines die alae zu beiden Seiten des Atriums nennen musste — und einen Plan des römischen Hauses heranziehen, der dann längere Zeit im Schulzimmer verbleibt. Es versteht sich von selbst, dass dem Livius die domus seiner Zeit vorschwebte. Dem Plane des römischen Hauses bei Launitz-Trendelenburg (zufällig hat dieser Grundriss kein Vestibulum) ist der in der Cybulski'schen Sammlung vorzuziehen, wenn auch auf der letzteren Tafel verschiedene andere Gegenstände dargestellt sind. Einen minder complicierten Plan, auf dem mit wenigen Strichen alle Haupttheile eines römischen Normalhauses dargestellt sind, findet man z. B. bei Gurlitt, Lateinisches Lesebuch f. Quinta, Berlin 1899, S. 82. Nach diesem wäre eine Skizze in vergrößertem Maßstabe anzufertigen. Liest man dann in der VI. Classe, dass die equites, die den Cicero ermorden sollten, die ianua bei ihrer Morgenvisite fest verschlossen fanden, so kann man, da die salutatio im Atrium oder Tablinum stattfand, nochmals den Plan eines römischen Hauses und vielleicht Lehmann 'Das Innere eines römischen Hauses' (Reconstruction von Weichhardt und Dietrich nach der Casa di Cornelio Rufo, Leipzig, Wachsmuth) vorweisen. Dasselbe würde auch passend geschehen, wenn man kurz darauf bei Vergil in den 'laudes vitae rusticae' liest '*si non ingentem foribus domus alta superbis mane salutantum totis vomit aedibus undam.*' Endlich kann man am Schlusse des I. Gesanges der Aeneis, wo von dem Gastmahle im Palaste der Dido erzählt wird, nebst dem Plane eines römischen Hauses zugleich das Hensell'sche Modell den Schülern vorführen. Natürlich wird man hinzufügen, dass die Räumlichkeiten in einer domus geräumig waren und dass es auch zwei und mehrere Atrien und Peristyle gab. Andere Stellen: Vestibulum: Liv. II 48, 10; V 41, 8; Cic. Pro Mil. 27; Verg. Aen. II 469; VI 237 u. 556 (von der Unterwelt), VII 181. — Ostium (fauces): Cic. Pro Sex. Rosc. Am. 23, 65; Verg. G. IV 467; Aen. VI 201, 273. — Atrium: Liv. V 41, 2 u. 7; Ov. Met. XIV 260; Verg. Aen. II 483, 528; IV 665; XII 474; Hor. C. III 1, 45 ff. und die Stellen, wo die imagines erwähnt werden. — Porticus (Peristyl): Verg. Aen. II 528: III 353 f.; XII 473 ff. — Conclavia

(cubicula): Cic. Pro Sex. Rosc. Am. 23, 64; Tac. Ann. III 15; IV 22; XIV 8 u. ö.; Hor. S. II 6, 113.

Belagerungsmaschinen. Wird im II. Semester der V. Classe das XXI. Buch des Livius gelesen, so wird man anlässlich des Berichtes über die Belagerung von Sagunt die betreffenden Hensellschen Modelle der verschiedenen testudines den Schülern erklären und dann durch längere Zeit eine Abbildung der Belagerungsmaschinen aus der Cybulski'schen Sammlung im Schulzimmer aushängen. Auf dieselbe Sache kommt man in der VI. Classe zu sprechen bei der Lectüre des bell. Iugurth., wo wiederholt von Belagerungen die Rede ist (Belagerung von Cirta, Suthul, Zama, Thala, des Castells am Mulucchaflusse), desgleichen bei Durchnahme von Caes. bell. civ. II (Belagerung von Massilia) und Tac. Hist. III 20 ff. und IV 23 f. u. 29 f.

Der männerdeckende Thurmschild. Bei der Erwähnung der *ἀσπὶς ἀμφιβρότη* im II. Gesange der Ilias, v. 389 wird man zur Erklärung der ganzen Stelle (381 ff.) eine in vergrößertem Maßstabe angefertigte Abbildung der in Mykenai gefundenen Schwertklinge mit der Darstellung einer Löwenjagd (z. B. nach Helbig, Homer. Epos., S. 326 oder Schreiber, T. 34, am besten nach dem Farbendruck im Bull. de corr. hellén. 1886, T. II 3), ferner aus der Cybulski'schen Sammlung Tafel I (mykenischer Krieger) im Schulzimmer aushängen. Andere Stellen: VII 219 f. (*φέρων σάκος ἠύτε πύργον, χάλκεον, ἑπταβόειον*), XI 32 ff. (*ἂν δ' ἕλετ' ἀμφιβρότην πολυδαίδαλον ἀσπίδα θοῦριν . .*), VI 117 ff. (*ἀμφὶ δέ μιν σφυρὰ τύπτε καὶ αὐχένα δέρμα κελαινόν . . .*) XVI 609.

Römischer Triumphzug. Wird bei der Ovidlectüre aus den Epp. ex Ponto die Huldigung an Germanicus Caesar (z. B. Ausgabe von Golling, S. 194 ff.) gelesen, so findet sich da eine ziemlich genaue Beschreibung des Triumphzuges, wenn auch zunächst von einer ovatio die Rede ist. Man könnte hier auf die Reliefdarstellungen des Titusbogens hinweisen, insbesondere auf die Darstellung betreffend die Einbringung der Beute aus Jerusalem. Von Abbildungen würde ich bei dieser Gelegenheit den in der Sammlung Lohmeyer auf einer Doppeltafel erschienenen Triumphzug des Cäsar heranziehen. Wenn auch das Bild manche Ungenauigkeiten enthält, so vor allem, dass die

. . . argento veros imitantia muros
barbara cum pictis oppida lata viris,
fluminaque et montes et in altis proelia silvis
armaque cum telis in strue mixta suis usw.

vollständig fehlen, obwohl solche Darstellungen in einem Triumphzuge getragen zu werden pflegten — so bekommen doch die Schüler eine gute Vorstellung von der Großartigkeit des römischen Triumphes. Liest man dann in der VII. Classe die Rede de imp. Cn. Pompei, so ist an den Stellen, wo von der Auszeichnung des Triumphes

die Rede ist, der dem Pompejus in jungen Jahren zutheil wurde (21, 61 u. 62), wieder Gelegenheit geboten, L.s Doppeltafel zu verwenden. Doch würde ich mich hier nicht damit begnügen, sondern im Anschlusse an das über den Triumph Gesagte, um das Ehrenvolle desselben noch besser zu charakterisieren, noch die Triumphbogen und Triumphsäulen kurz erwähnen und darauf bezügliche Abbildungen heranziehen (Triumphbogen des Constantin aus Langel, Bilder zur Geschichte, Triumphbogen des Titus aus Luchs, Culturhist. Wandtafeln; sehr schön bei Strack, Baudenkmäler des alten Rom).

Wollte man hier davon absehen, so wäre es jedenfalls bei der Lectüre von Tacit., Ann. II 41, wo sich wieder eine genauere Schilderung des Triumphes findet, angezeigt. Desgleichen veranlasst noch die Horazlectüre, auf dieselbe Sache wiederholend einzugehen: C. II 12, 14 f., IV 2, 34 ff. u. 49 f., IV 3, 6 ff. (Epd. IX 21 ff.)

Das griechische Haus. Liest man in der VIII. Classe Platons Protagoras, so ist hauptsächlich während der Lectüre der ersten Capitel eine Darstellung des griechischen Hauses im Schulzimmer auszuhängen — in Ermanglung eines besseren Anschauungsmittels wohl die entsprechende Tafel aus der Cybulski'schen Sammlung; es werden in dem genannten Dialoge verschiedene Theile des Hauses erwähnt: 311 A *αὐλή*, 314 C *πρόθυρον*, 314E u. 315 C *πρόστῳον*; desgleichen wird man die inneren Räumlichkeiten erwähnen müssen bei 317 D und E, ferner bei 315 D, wo ein *οἴκημα* genannt wird, *ᾧ πρὸ τοῦ μὲν ὡς ταμιείῳ ἐχρῆτο Ἱππόνικος, νῦν δὲ ... ξένοις κατάλυσιν πεποίηκεν.*

Abbildungen von Kunstwerken.

Was die III. Gruppe von Anschauungsmitteln anbetrifft, so beziehen sich dieselben auf Abbildungen von Kunstwerken. Man könnte es mit diesen hinsichtlich der Verwendung in der Schule ebenso halten, wie mit der Gruppe II. Doch hätte es auch seine Berechtigung, wenn solche Abbildungen ständig in der Classe verblieben, am besten eingerahmt und mit Beigabe einer kurz gefassten Erklärung. Denn wenn auch im Laufe der Zeit die Schüler solchen Abbildungen, woferne sie stets im Lehrzimmer ausgehängt sind, weniger Aufmerksamkeit schenken, so wird doch selbst bei flüchtiger Betrachtung der Sinn für Formenschönheit und Symmetrie geweckt und erhalten. Einer näheren Besprechung wird man solche Abbildungen von Werken der bildenden Kunst unterziehen, wenn die Autorenstellen dazu passende Gelegenheit bieten. Auch hiefür sei eine Reihe von Beispielen beigebracht:

Apollo von Belvedere. Anlässlich der Lectüre von Il. I 44 bis 47 lässt sich eine Abbildung des Apollo von Belvedere heranziehen. Wie ich mir eine Besprechung derselben im Anschlusse

an Weizsäckers Aufsatz in den Süddeutschen Blättern für höhere Unterrichtsanstalten, 1894, S. 6 ff. denke, habe ich im Anhange meiner Programmabhandlung 'Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden? (Mit besonderer Rücksicht auf Homers Il. I u. II)', Mähr.-Trübau 1900, S. 17 ff. auseinandergesetzt. Sehr schön ist die Abbildung des Apollo von Belvedere in der Sammlung von Furtwängler und Urlichs (Taf. 6), desgleichen in Seemanns Wandbildern (Lief. 3). Bei der Horazlectüre kann man wiederholungsweise auf die genannte Abbildung zurückkommen nach Absolvierung solcher Oden, in denen Apollo als Bogenschütze erscheint: C. II 10, 18 ff., I 21, 11 f., IV 6, 1 f., C. S. 61 f.

Apollo Musagetes. Ebenso bietet die Lectüre des I. Gesanges der Ilias (v. 601 ff.) und gewisser Partien aus Ovid (Met. XI 165 ff.: König Midas, Fast. II 187: Arion) Gelegenheit, eine Abbildung des Apollo Musagetes aus der Sala delle Muse im Vatican vorzuweisen. An anderer Stelle möchte ich in ähnlicher Weise, wie es in dem genannten Programmaufsatze hinsichtlich des Apollo von Belvedere geschehen ist, zeigen, wie sich etwa die Besprechung einer Abbildung des Apollo Musagetes gestalten könnte. Auch bei der Lectüre von Tacit. Ann. XIV 14 und vor der Durchnahme von Horaz C. I 31 und C. S. wird man passend die genannte Abbildung heranziehen. Man wird sich mit einer guten Photographie begnügen müssen, da weder bei Seemann, noch bei Furtwängler-Urlichs eine entsprechende Abbildung erschienen ist.

Zeusbüste von Otricoli. Dass anlässlich der Stelle Il. I 528 bis 530 neben einer Abbildung der bekannten Münze von Elis, die sich z. B. in Luckenbachs Abbildungen z. a. G. findet, auch die Darstellung des Zeus von Otricoli (Seemann, Lief. 1) berücksichtigt wird, ist selbstverständlich. Erinnern wird man an dieselbe noch dort, wo die römischen Dichter jene Homerstelle nachbilden: Verg. Aen. IX 106, X 115; Hor. C. III 1, 8. Bei der Lectüre von Il. I 528—530 verweise man auch auf Ovid, Met. I 177 ff., eine Stelle, die schon in der Quarta gelesen wurde.

Orpheus und Eurydike. Wenn man bei der Ovidlectüre den Abschnitt 'Orpheus und Eurydike' durchnimmt, wird der Lehrer auf das schöne Relief aus dem Neapler Museum Bezug nehmen (bei Hoppe, Bilder zur Myth. u. Gesch. und bei Furtwängler-Ulrichs, Taf. 19). Dasselbe wird der Fall sein anlässlich der Lectüre der Aristaeusfabel bei Vergil, Georg. IV 485 ff. Endlich kann der Deutschlehrer, falls das genannte Relief in einer Lateinstunde besprochen worden ist, wiederholungsweise an dasselbe erinnern, wenn Goethes Euphrosyne gelesen wird.

Niobe. Die Niobidengruppe, voran Niobe mit ihrer jüngsten Tochter, wird bei der Lectüre der entsprechenden Partie aus Ovid zu besprechen sein. Abbildungen bei Furtwängler-Urlichs, Taf. 5 und bei Hoppe, Bilder usw. Eine sehr brauchbare Anleitung für

die Besprechung dieses Kunstwerkes in der Schule findet man bei Dettweiler, Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichtes, München 1895, S. 168 f.

Gemma Augustea. Nach Absolvierung von Verg. Ecl. I lässt sich, soferne hier Octavianus *deus* genannt wird, dem . . . '*bis senos dies altaria fumant*', auf die Vergötterung des Augustus hinweisen und bemerken, dass diesem Cultus auch in der Kunst Rechnung getragen wurde. Dabei wäre eine Abbildung der Gemma Augustea (in der Hoppe'schen Sammlung) kurz zu besprechen. — Hält man die genannte Stelle für weniger passend, so ließe sich die erwähnte Abbildung der Gemma Augustea bei der Tacituslectüre heranziehen Ann. I 10 '*ceterum sepultura more perfecta . . . caelestes religiones decerentur*'. Ebenso bietet dazu passende Gelegenheit die Lectüre des Horaz, z. B. C. I 2, 33 ff., III 3, 11 f. u. IV 5, 31 ff. Vgl. auch E. II 1, 5—17.

Die sog. *Barberinische Juno.* Werden im I. Gesange von Verg. Aen. v. 46 ff. die Worte der Juno gelesen

'*ast ego, quae divum incedo regina Iovisque*
et soror et coniunx. . . .',

so würde nach Absolvierung des Monologes das Vorweisen einer Abbildung oder Photographie der sog. Barberinischen Juno aus dem Vatican nicht unpassend sein. Denn an der genannten Stelle müssen wir uns Hera in ihrer erhabenen Majestät als Gemahlin und Schwester des Jupiter denken, und diese Idee liegt auch dem erwähnten Kunstwerk zugrunde. 'Eine hehre Gestalt steht vor uns, eine große, erhabene Königin, eine wahre Königin und Herrin,' sagt von der Statue Furtwängler in der Handausgabe der Denkmäler griech. und röm. Sculptur, München 1898, S. 22[1]).

Diana von Versailles. Wenn bei Verg. Aen. I 314—320 erzählt wird, wie Venus in Gestalt einer Jägerin ihrem Sohne Äneas begegnet, wobei ihre Tracht genau beschrieben wird, so könnte man passend auf eine Abbildung der Diana von Versailles verweisen, u. zw. umsomehr, als im Folgenden gesagt wird, dass Äneas die Jägerin für Diana gehalten habe ('*o dea certe; an Phoebi soror? . . .*'). Desgleichen denkt man unwillkürlich an die genannte Statue der Diana bei der Lectüre von Aen. I 498 ff., ferner bei Durchnahme des Originals dieser Stelle, bei Homer Od. VI 102—110. An beiden Stellen würde man sehr passend die Abbildung der erwähnten Dianastatue heranziehen und kurz besprechen. 'Das rasche, kräftige Wesen der wie eine Nymphe den Freuden der Jagd ergebenen Göttin, das aus den Gesängen des Homer dem Leser in klarer Deutlichkeit entgegentritt, hat in dem Bildwerke plastische Verkörperung gefunden; denn die Verse . . .

[1]) Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne das eben citierte Werk allen Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen; sie werden aus demselben für etwaige Besprechungen von Kunstwerken reiche Belehrung schöpfen.

Ἄρτεμις εἶσι κατ' οὔρεα ἰοχέαιρα usw. (Od. VI 102 ff.) erschließen gleichsam erst das volle Verständnis der Statue[1]....' Endlich kann man an dieselbe erinnern bei Horaz, C. I 21, 1 ff., IV 6, 33 ff. und C. S. v. 1. Eine schöne Abbildung hat man in der Sammlung Furtwängler-Urlichs, Taf. 32.

Ruhender Ares. (Museo Boncompagni.) Bei der Lectüre der Ilias (VI. Cl.) lernen die Schüler verschiedene Epitheta des Ares kennen, die ihn u. a. als schnellen, stürmenden Kriegsgott charakterisieren: *θοός* (z. B. V 430), *θοῦρος* (V 355). Liest man z. B. Il. V 355

εὗρεν ἔπειτα μάχης ἐπ' ἀριστερὰ θοῦρον Ἄρηα
ἥμενον· ἠέρι δ' ἔγχος ἐκέκλιτο καὶ ταχέ' ἵππω...,

so wäre hier Gelegenheit geboten, eine Abbildung des sitzenden Ares aus dem Museo Boncompagni heranzuziehen. Selbst in dieser sitzenden Haltung ist der Gott trefflich charakterisiert, wie wir ihn eben aus der Ilias kennen. 'Die breite Brust und die mächtigen Arme zeigen die gewaltige Kraft, die überaus langen und schlanken Beine die unübertroffene Schnelligkeit (*θοός*, *θοῦρος*) des Gottes'[2]. Es versteht sich von selbst, dass man diese Statue auch am Schlusse der Iliaslectüre mit Bezug auf die vorgekommenen Epitheta des Ares: *κρατερός* (wie es die Arme an der Statue erkennen lassen), *ὄβριμος*, *πελώριος* (auf die gewaltige Größe deuten die auffallend langen und schlanken Beine), *θοός*, *θοῦρος* usw. zu einer abschließenden Besprechung bringen kann.

Menelaos mit der Leiche des Patroklos. Sollte auch Il. XVII, besonders v. 580 f. . . *ἀτὰρ Ἀτρεΐδης Μενέλαος νεκρὸν ὑπὲκ Τρώων ἔρυσεν μετὰ ἔθνος ἑταίρων* und v. 588 f. . . *νῦν δ' οἴχεται οἶος ἀείρας νεκρὸν ὑπὲκ Τρώων, σὸν δ' ἔκτανε πιστὸν ἑταῖρον* in der Schule nicht gelesen werden, so wäre doch am Schlusse des XVI. Gesanges, der ja in der Regel durchgenommen wird, auf den im folgenden Gesange geschilderten Kampf um die Leiche des Patroklos und die erfolgte Rettung derselben durch Menelaos hinzuweisen, wobei es sich verlohnen möchte, eine Abbildung der Gruppe Menelaos mit der Leiche des Patroklos aus der Loggia dei Lanzi in Florenz mit den Schülern zu besprechen. Man findet eine Abbildung bei Furtwängler-Urlichs, Taf. 40.

Der ausruhende Mercur. Bei Hom. Od. V 43—53 erscheint — ausführlich beschrieben — Hermes als Götterbote, ebenso bei Verg. Aen. IV 238—246, wo Vergil jene Homerstelle nachbildet. Nach einem solchen Fluge könnte man sich den Hermes ausruhend denken, wie ihn die berühmte Bronzestatue aus Herculanum — jetzt im Neapler Nationalmuseum — darstellt. Hier wäre auch die passendste Gelegenheit, auf ein Bild des ausruhen-

[1]) Furtwängler-Urlichs, Denkmäler usw., Handausgabe, S. 76.
[2]) Furtwängler-Urlichs a. a. O., S. 61.



den Mercur hinzuweisen: die Sammlungen von Hoppe und Seemann (6. Lief.) enthalten eine Abbildung desselben.

Hermes des Praxiteles. Bei der Lectüre der Horazischen Ode auf Mercur (C. I 10) könnte dann eine Abbildung des *Hermes von Praxiteles* herangezogen werden, sei es nach Furtwängler-Urlichs (Taf. 26) oder nach Seemann (Lief. 3).

Laocoongruppe. Dass man bei der Lectüre der Laocoonepisode Verg. Aen. II die berühmte Darstellung der Laocoongruppe berücksichtigen wird, ist selbstverständlich (Seemann, Lief. 1, Furtwängler-Urlichs, Taf. 41). Vgl. auch Loewy E., Vergil und die Laocoongruppe, in Serta Harteliana, S. 44—49.

Augustus von Prima Porta. Schon am Schlusse von Tac. Ann. I 10, bevor man die Gemma Augustea bespricht, wäre es am Platze, eine Abbildung der Statue des Augustus von Prima Porta den Schülern vorzuführen. Wird doch im Vorausgehenden eine Charakteristik des Begründers der römischen Monarchie gegeben, und die Schüler würden gewiss mit großem Interesse gerade hier einer Besprechung der genannten Statue folgen. Außerdem kann man auch bei der Horazlectüre, besonders nach Durchnahme der Ode IV 15, die an Augustus gerichtet ist, wiederholungsweise auf denselben Gegenstand eingehen. Abbildungen bieten sowohl Seemann (2. Lief.), als auch Furtwängler-Urlichs (Taf. 48) und Hoppe.

Reliefs vom Pergamenischen Altarfries (Gigantomachie). Wenn bei Horaz C. III 4, 49—64 von dem Kampfe der Giganten mit den olympischen Göttern gelesen wird, so könnte man passend auf die hochberühmte Darstellung der Gigantomachie vom Friese des Pergamenischen Altars Bezug nehmen und am Schlusse der Ode eine Abbildung derselben auch mit Rücksicht auf die gelesene Ode besprechen. Eine Reproduction findet man u. a. in Luckenbachs Abb. z. a. G. und bei Steuding. Erinnern wird man die Schüler an diese Darstellung der Gigantomachie auch bei der Lectüre von Hor. C. II 19, 21 ff. und II 12, 5 ff.

Musenstatue. Hat man bei der Horazlectüre die Gruppe der Oden 'Der Dichter und sein Beruf' absolviert, so wird es sich empfehlen, die bei Horaz so häufig (besonders in der genannten Gruppe) vorkommenden Musennamen und deren Epitheta zusammenstellen zu lassen. Dabei wird man auf die Darstellung der Musen, wie wir sie in der Sala delle Muse im Vatican haben, hinweisen und kann auch die Abbildung einer Musenstatue (Furtwängler-Urlichs, Taf. 37) heranziehen.

Karyatide vom Erechtheion. Bei der Lectüre von Hor. S. I 3, 10 '*velut qui Iunonis sacra ferret*' und besonders bei S. II 8, 13 f. '*ut Attica virgo cum sacris Cereris procedit*' ist ein Hinweis auf die Koren des Erechtheions am Platze. Eine Abbildung der

besten von Lord Elgin nach England gebrachten Statue hat man bei Furtwängler-Urlichs, Taf. 21 [1]).

Westfries des Parthenon (Reiterzug). Bei Soph. Oed. auf Kol. v. 708 ff. lesen die Schüler in dem herrlichen Lobliede auf den Kolonos Hippios und auf Athen

ἄλλον δ' αἶνον ἔχω ματροπόλει τᾷδε κράτιστον,
δῶρον τοῦ μεγάλου δαίμονος εἰπεῖν, χθονὸς αὔχημα
μέγιστον,
ε ὔ ι π π ο ν, ε ὔ π ω λ ο ν, εὐθάλασσον·
ὦ παῖ Κρόνου, σὺ γάρ νιν εἰς
τόδ' εἷσας αὔχημ', ἄναξ Ποσειδάν,
ἵπποισιν τὸν ἀκεστῆρα χαλινόν
πρώταισι ταῖσδε κτίσας ἀγυιαῖς.

Hier sollte man es nicht versäumen, die Schüler an die schon bekannte Darstellung des prächtigen Reiterzuges vom Westfries des Parthenon zu erinnern. 'Er ist ein Abbild der rossefreudigen und rossestolzen athenischen Jugend, ein Beweis für die Trefflichkeit der Pferdezucht der *εὔιππος χώρα* ... und der Tüchtigkeit der jugendlichen Lenker.' (Furtw.-Url., Handausg., S. 46). Es würde sich auch empfehlen, wenn der Chorgesang absolviert ist, nach Furtwängler-Urlichs, Taf. 14, und Luckenbachs Abbild. z. a. G. die vorzügliche Ausführung der Reitergruppe einer näheren Besprechung zu unterziehen.

---

[1]) Übrigens bietet dazu Gelegenheit auch Cic. in Verr. IV 3, 5 '*signa... eximia venustate, virginali habitu atque vestitu, quae manibus sublatis sacra quaedam more Atheniensium virginum reposita in capitibus sustinebant. canephoroe ipsae vocabantur.*'

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

„Altersbeweis“ und „Künstlerkatalog“ in Tatians Rede an die Griechen. Von Prof. Dr. R. C. Kukula. Separatabdruck aus dem ‘Jahresbericht des k. k. ersten Staatsgymnasiums im II. Bezirke von Wien’. Wien, Selbstverlag, 1900. 25 SS.

Der Verf. hat sich bereits durch seine Untersuchung „Tatians sogenannte Apologie“, Leipzig, Teubner 1900, um die richtige literarische Beurtheilung eines so interessanten Vertreters der literarischen *κοινή* aus der Zeit der Wende des zweiten Jahrhunderts n. Ch. ein hervorragendes Verdienst erworben. Im Anschluss daran untersucht er in der vorliegenden neuen Studie eingehend die Capitel 31—41, den ‘2. Theil der *Oratio*’, ‘der einst ob seiner chronologischen Auseinandersetzungen die Bewunderung der alten Kirchenlehrer und byzantinischen Chronographen, in unserer Zeit durch seine kunstgeschichtlichen Nachrichten das lebhafte Interesse der Archäologen wachgerufen hat’ (S. 4).

Wir erhalten hier zunächst eine neue Textesrecension des betreffenden Abschnittes (S. 4—14). Daran schließt sich der Versuch, Tatians Gedankengang herauszuschälen (S. 14—20). Auf Grund seiner literarästhetischen Darlegung kommt sodann K. zu dem Ergebnis (S. 20): ‘Beide Theile der Digressio sind ...... zweifellos Früchte der selbständigen Intuition Tatians, da der „Altersbeweis“ unter allen Umständen eigene chronologische Studien voraussetzt und der „Künstlerkatalog“, wie man dem Verfasser ohneweiters glauben kann, auf persönliche Erinnerungen und Notizen aus seiner langjährigen Wanderzeit zurückgeht’ (S. 20 und 25). Eine allgemeine Charakteristik Tatians bildet den Abschluss (S. 25—28).

Der textkritische Theil bringt in der That eine Reihe von Verbesserungen gegenüber Schwartz. Nur würde es sich, falls K. eine neue Ausgabe des ganzen *λόγος* beabsichtigt, sehr empfehlen, außer dem Handschriftenmaterial auch öfter auf den Sprachgebrauch der literarischen *κοινή* vergleichsweise zurückzukommen; so ge-

nügt es wohl z. B. heute nicht mehr, für *ἔθη* = 'Sitte', 'Wandel', 'Cultus' (S. 7, Anm. 1) n u r auf Platon zu verweisen. Aus dem oft sachlich sehr interessanten textkritischen Apparat sei hier nur angeführt, dass K. im 31. Capitel gegen die Überlieferung mit Recht die Emendation Wilamowitz' *Καλλίστρατος* für *Καλλίμαχος* in den Text nimmt. Auch sonst zeigt dieser Theil emsigste Sorgfalt.

Dagegen vermochten mich K.s Darlegungen über die rhetorische Disposition nicht zu überzeugen. Im einzelnen ist Tatians *λόγος* durchaus nicht so 'streng logisch' gegliedert (S. 19), als K. annimmt. Der berühmte Syrer hätte sich gewiss nichts vergeben, wenn er die ihm offenbar bekannten Gesetze der damaligen Rhetorik nur annähernd so sorgfältig beobachtet hätte, wie ich dies von seinem Lehrer Justin nachgewiesen habe. Von Cap. 31 bis 41 eine Digressio anzunehmen, ist m. E. ganz ausgeschlossen. K. hätte nur die complicierte Theorie über die *παρέκβασις* in ihren Einzelheiten als Maßstab anzulegen brauchen, um zu einem gleichen Resultate zu kommen; durch ein Citat aus Cicero (S. 18, Anm. 2) lässt sich doch eine so wichtige Frage nicht erledigen. Harnack und Penschab (S. 3 citiert) haben hier das Richtige gesagt.

Methodisch sehr gelungen hingegen ist m. E. der Nachweis, dass gegenüber dem „Künstlerkatalog“ kein Grund zu so weitgehendem Misstrauen vorhanden ist, wie Kalkmann angenommen hat. Hieran ändert auch die Thatsache nichts, dass Tatian in seinem „Altersbeweis“ auf den falschen Auffassungen der traditionellen jüdischen Apologetik fußt, ein Umstand, der in diesem Zusammenhang noch hätte nachdrücklich betont werden können. Mit Recht hat Verf. auf die psychologische Zeichnung des Charakters Tatians großes Gewicht gelegt; die diesbezüglichen Darlegungen bedeuten einen wirklichen Fortschritt unserer Erkenntnis, und es wäre nur zu wünschen, dass bei so manchem anderen Kirchenschriftsteller auf dieses wichtige Moment ebenso großer Nachdruck gelegt würde.

Jedenfalls ist es sehr erfreulich, dass die philologische Arbeit in Österreich sich auch den christlichen Schriftwerken der *κοινή* — einschließlich der byzantinischen — zuwendet; hier eröffnet sich der Forschung ein weites, fruchtbares Feld. Möge dasselbe vom Verf. auch fernerhin noch recht eifrig bebaut werden!

M ü n c h e n. W e h o f e r.

Grammatik der attischen Inschriften von K. Meisterhans. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage besorgt von Eduard Schwyzer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. XIV und 288 SS. Preis 9 Mk.

Meisterhans, der Verf. dieses Grundrisses, der schon längst als unentbehrliches Nachschlagebuch nach Gebür geschätzt wird, hat bei seinem Tode umfangreiche Collectanea hinterlassen, die nun E. Schwyzer, als Herausgeber einer Grammatik der pergamenischen Inschriften unter dem Namen Schweizer bekannt, für eine neue, die dritte Auflage verwerten konnte. Natürlich hat es Schwyzer auch an eigenen Bemühungen, das seit der zweiten Auflage hinzugekommene Material an Inschriften und Literatur möglichst vollständig einzubeziehen, nicht fehlen lassen. Der ganze Stoff ist mit großer Gewissenhaftigkeit neu durchgearbeitet und vielfach bereichert worden. So ist der Umfang des Büchleins von 237 (217 ohne Index) auf 288 (259) Seiten angewachsen; und schon das Inhaltsverzeichnis verräth die bessernde Hand, indem durch Einfügung von Gruppentiteln (I. Schrift; II. Lautlehre: A. Vocalismus, B. Consonantismus; III. Wortbildung; IV. Flexionslehre: A. Declination, B. Conjugation; V. Syntax) der Überblick erleichtert wird. Die Anordnung aber ist dieselbe geblieben; nur zwei Paragraphe sind neu hinzugekommen: § 23 'Vocalschwund und Vocalentfaltung' (herausgehoben aus dem früheren § 45 'Silbenausfall' und zweckmäßig ergänzt) und § 42 'Wortschließendes σ'.

Die Änderungen Schwyzers, deren wichtigste Rich. Meister in seiner Besprechung (Berliner philologische Wochenschrift 1901, 22 f.) aufführt, sind fast ausnahmslos Verbesserungen. Einspruch muss ich jedoch erheben gegen die Deutung von Wendungen wie *ἐν Διονύσου* (S. 214 f.), die in der zweiten Auflage S. 175 herkömmlicherweise als elliptisch bezeichnet worden waren. Mit der Annahme von Ellipsen ist bis in die jüngste Zeit herab so leichtfertig Missbrauch getrieben worden, dass eine kräftige Reaction nur berechtigt und erwünscht ist. Schwyzer geht in seiner Scheu vor dem verpönten Begriff soweit, dass er den §§ 79—81 statt der früheren Überschriften 'Mangel des Subjects, Prädicats, Objects' die schwerfälligen Titel gibt 'Das Subject, Prädicat, Object ergibt sich aus dem Zusammmenhang'. Sicherlich aber muss man ihm und denen, die ihm hierin vorangiengen, zustimmen, dass *ἐν Ἅιδου, εἰς Ἅιδου* nicht elliptische Redensarten sind. Richard Meister, Die griechischen Dialecte, II 297 ff. hat den Gegenstand ausführlich behandelt und sich dafür entschieden, dass *εἰς Ἄϊδος, εἰς διδασκάλου* u. ä. einen im *genetivus partitivus* wurzelnden Genetiv des Zieles (wie *ὡρμήσατ' Ἀγήνορος* *Φ* 595 oder *Ἄϊδόςδε βεβήκει Π* 856, *Χ* 362, *ζ* 11) darstelle, in der Bedeutung nicht wesentlich verschieden von *σκεύσομαι εἰς Ἀχιλῆα, κατέθιjαν ἴ(ν) τὰ(ν) θιόν*; erst nach Analogie von *εἰς Ἀίδαο,* wozu man später *δόμους* ergänzen zu müssen glaubte,

habe man dann *εἰν Ἀΐδαο* gewagt; und Analogiebildung sei auch das lateinische *ad Castoris* nach dem durch die vorgesetzte Präposition näher bestimmten Locativ *ad Vestai*. An Stelle dieser Erklärung, der man schon wegen der ungleichartigen Behandlung völlig gleichartiger Fälle nicht leicht Glauben schenken wird, setzte Brugmann (Griechische Grammatik[3] 395) eine andere, die Schwyzer übernommen hat: „Der Genetiv war frühe zu einer Art von localem Casus geworden. ...Man konnte einst *Ἀΐδαο εἶναι* 'im Bereich des Hades sein' sagen .... und *Ἀΐδαο βῆναι* .... 'zum Bereich des H. kommen' ...Zu *Ἀΐδαο* trat nun *ἐν* geradeso wie zum Loc. und zum Acc., und *ἐν* beim Gen. wurde in gleicher Weise wie beim Acc. als Zielcasus nach *ἐξ* zu *ἐνς* (*εἰς*) erweitert. .....Nicht anders ist der Gen. in lat. *ad Apollinis, ad Cereris* aufzufassen." Diese Erklärung besticht zunächst durch ihre Kühnheit und ihre innere Geschlossenheit; soll sie sich aber bewähren, so müsste der locale Charakter des Genetivs auch wirklich überall in dem Sinne zur Geltung kommen, dass die Person selbst, deren Name im Genetiv steht, als Ort oder als Ziel der Bewegung erschiene, wie dies klar hervortritt in *σπεύσομαι εἰς Ἀχιλῆα* (*O* 402), *μαντεύσατο δ' ἐς θεὸν ἐλθών* (Pind. Ol. VII 31) u. dgl. Bei den genetivischen Wendungen jedoch kommt nicht sosehr die Person (oder die Sache) selbst in Betracht als vielmehr ihr Bereich[1]), ihr Bezirk, ihre Wohnung; und insoferne ist die alte, elliptische Erklärungsweise dem wahren Sinn dieser Phrasen näher gekommen als die neue locativische. Ja, es gibt Beispiele, wo die Person vollkommen in den Hintergrund tritt und ausschließlich ihr Haus gemeint ist, so *ϑ* 418 *τά γ' ἐς Ἀλκινόοιο φέρον κήρυκες*, wo die für Odysseus bestimmten Geschenke der Phaiaken ins Haus des Alkinoos getragen werden, aber nicht zu Alkinoos selbst oder auch nur in dessen „Bereich"; ganz ähnlich bringt *σ* 299 f. (*ἐκ δ' ἄρα Πεισάνδροιο... ἴσθμιον ἤνεικεν θεράπων*) der Diener das Geschenk nicht von Peisandros her, sondern vielmehr aus seinem Hause zu ihm. Es ist daher m. E. unvermeidlich, den Genetiv in all diesen griechischen und den entsprechenden lateinischen Ausdrücken als *possessivus* zu betrachten, wie es auch J. H. Schmalz (Latein. Gramm.[3] 235[3]) gethan hat, ohne dass an eine Ellipse zu denken ist. Man kommt damit überall bestens durch; nur *ἦλθεν ἐς ἡμετέρου* (Hymn. Merc. 370) u. ä. ist bedenklich, indem der possessive Sinn hier nicht erst durch den Genetiv hätte ausgedrückt werden müssen, weil er schon im Pronomen liegt. Aber Brugmann selbst hilft diese Schwierigkeit beseitigen mit den Worten (Griech. Gramm.[3] 416): „Man hat hierin wohl eine Mischung von *εἰς ἡμέτερον*... mit *εἰς ἡμῶν*... zu sehen"; vgl. dagegen Kühner-Gerth, Griech. Grammatik, I 269.

---

[1]) Man darf sich durch die gleichlautende Umschreibung Brugmanns nicht zur Ansicht verleiten lassen, dass beides dasselbe sei.

An Druckfehlern, die nicht schon von Schwyzer selbst bemerkt sind, ist mir nur weniges aufgefallen: S. 10, Z. 6 'jonische', aus der 2. Aufl. S. 9 stehen geblieben, während sonst das Wort jetzt richtig mit i geschrieben ist; S. 169, Z. 3 v. u. *ἐβουλήϑην* für *ἠβουλήϑην*, aus der 2. Aufl. herübergenommen; S. 213, Z. 6 v. u. *ἔσπλσυν*, in der 2. Aufl. S. 175 richtig *ἔσπλουν*.

Czernowitz. Ernst Kalinka.

Schanz Martin, Geschichte der römischen Literatur. Zweiter Theil, zweite Hälfte. Zweite Auflage. München 1901.

Nach einem Zeitraume von neun Jahren liegt von Schanz' römischer Literaturgeschichte des zweiten Theiles zweite Hälfte ('Die römische Literatur vom Tode des Augustus bis zur Regierung Hadrians') in neuer Auflage vor. Das Titelblatt kündigt wohl bescheiden bloß eine 'zweite' Auflage an, in der That aber erscheint das allbekannte Buch in wesentlich vermehrter und verbesserter Gestalt. Die Veränderungen, die es erfahren hat, sind folgende:

Analog dem bereits in den beiden früher ausgegebenen Halbbänden befolgten Verfahren wurde auch hier der zusammenhängende Text von den Belegen entlastet, indem dieselben in die kleingedruckten Anmerkungen verwiesen wurden; dadurch wurde er lesbarer und erhielt ein gefälligeres Äußere. Die Anmerkungen gaben in der 1. Auflage in der gedrängtesten Form Aufschluss über die im Texte bloß berührten literarischen Einzelfragen, über Quellen, Überlieferung, Ausgaben usw. Dieser Theil des Buches erfuhr nun eine ganz bedeutende Vermehrung. Nebenbemerkungen der 1. Auflage wurden oft zu einem eigenen Abschnitt umgearbeitet; wenn sich beispielsweise § 358 der 1. Auflage begnügte, für Caligulas Verhältnis zur Literatur Sueton 16 zu citieren, so bringt die zweite hiefür einen eigenen Abschnitt 'Verhältnis des Caligula zur Literatur', in welchem die bezüglichen Belege zusammengestellt und ausgeschrieben sind (21 Zeilen). Bisweilen stellte sich sogar die Nothwendigkeit heraus, das vermehrte Kleingedruckte in neue kleine Abschnitte zu zerlegen. So gibt beispielsweise die neue Auflage zum § 452 (Biographisches des Philosophen Seneca) in den Anmerkungen folgende Capitel: 'Äußere Lebensverhältnisse Senecas' (12 Zeilen), 'Das Porträt Senecas' (6 Z.), 'Seneca in Ägypten' (11 Z.), 'Die Kränklichkeit Senecas' (11 Z.), 'Die Lehrer des Seneca' (25 Z.), 'Verbannung Senecas' (13 Z.), 'Nero und Seneca' (20 Z.), 'Über die Schriftstellerei Senecas' (3 Z.), 'Literatur' (10 Z.), zusammen 111 Zeilen gegenüber 9 mageren Zeilen der 1. Auflage. Während ferner die 1. Auflage in diesen Anmerkungen von der einschlägigen Literatur

nur das Allerwichtigste in der knappsten Form brachte, hat es sich Schanz nunmehr zum Princip gemacht, dieselbe möglichst vollständig beizubringen; hiebei wurde peinliche Sorgfalt einem consequenten, genauen Citierverfahren zugewendet [1]) und wiederholt kurz ein Urtheil über den Wert der einzelnen literarischen Leistungen beigefügt. Ausdrücklich sei hervorgehoben, dass diese Literaturnachweise bis auf die jüngste Zeit sorgfältigst fortgeführt wurden, so dass das Buch in dieser Hinsicht jedem Benutzer vorzügliche Dienste leisten wird. Unvergleichlich besser werden wir jetzt über die handschriftliche Überlieferung der einzelnen Autoren unterrichtet: ich führe als Beispiele hiefür an die sorgfältige Auseinandersetzung des § 364 über die Handschriften des Manilius, des § 392 über die Lucans, des § 420a über die Iuvenals und besonders den Abschnitt über die Überlieferung der *Silvae* des Statius, der bereits nach den neugewonnenen Resultaten, die uns die Krohn-Klotz'sche Ausgabe (1900) bietet, ausgearbeitet ist (§ 412). Diese mannigfachen Erweiterungen der kleingedruckten Anmerkungen sind der Hauptvorzug der neuen Ausgabe, die sich hiedurch der Einrichtung der Literaturgeschichte von Teuffel-Schwabe um ein beträchtliches genähert hat.

Aber auch der fortlaufende Text hat eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Zum kleineren Theil besteht dieselbe in gelegentlichen erklärenden oder ergänzenden Zusätzen, wie z. B. § 363 hinzugefügt wurde, dass Germanicus nach der Sitte der vornehmen römischen Welt Epigramme schrieb [2]), oder § 413 zu '*Forum Cornelii in Gallia Togata*' der Zusatz trat 'dem heutigen Imola zwischen Bologna und Rimini' wie § 391 die Bemerkung, dass die Tragödien Senecas dem jungen Dichter Lucan vorbildlich gewesen sein dürften u. a. m. Besonders reich an solchen Zusätzen ist das Capitel über Statius, das wohl eines der besten des ganzen Buches ist: man findet jetzt dort nachgetragen die Angabe des Todesjahres des Vaters, eine genaue Aufzählung der verlorenen Werke des Sohnes, Berücksichtigung der Nachahmung bei Dante, Vervollständigung in den Nachweisen, wer vor des Statius Thebais den gleichen Stoff behandelt hatte, eine Notiz über die Messung *Thebăis* und anderes mehr. Der weitaus größte Theil der Vermehrung wurde durch das Einfügen ganz neuer Capitel herbeigeführt. Cäsius Bassus ist jetzt in einem eigenen Abschnitt ausführlich besprochen (§ 384a), in dessen Anmerkungen alles Wissenswerte über das Biographische, Cäsius Bassus als Lyriker und Metriker und sein Verhältnis zu Atilius Fortunatianus beigebracht wurde; ihm sind jetzt etwas über zwei Seiten gewidmet gegen-

---

[1]) So wird z. B. jetzt citiert: Munk, Gesch. der röm. Lit., 2. Aufl. v. O. Seyffert, 2., Berl. 1877, p. 185; oder: Ganzenmüller, Beitr. zur Ciris (Fleckeis. Jahrb. Supplementbd. 20 (1894), p. 623).

[2]) Die Belege hiefür bringt die Anmerkung auf S. 19.

über den 11 Zeilen kleingedruckten Textes der 1. Aufl., die als bloßer Anhang dem Persius behandelnden Abschnitte beigefügt waren. In gleicher Weise erscheint jetzt die *Ilias Latina* behandelt (§§ 393, 394), losgetrennt von dem Capitel '*Silius Italicus*'; man vergl. auch jetzt die Zweitheilung des Abschnittes '*Velleius Paterculus*'. Besondere Aufmerksamkeit hat aber Schanz dem Fortleben der Autoren in späteren Zeiten gewidmet, und so finden wir denn zahlreiche neue Paragraphe, die diese Frage behandeln, z. B. für Lucan, Petron, Martial, Iuvenal, Statius, Seneca, Tacitus, besonders ausführlich und genau für die beiden letztgenannten Schriftsteller; Seneca sind hiefür 10 Seiten, Tacitus 5 eingeräumt worden, was bei der ziemlich großen Literatur, die sich in den letzten Jahren gerade über dieses Thema angesammelt hat, begreiflich ist und keinen Vorwurf ungleichmäßiger Behandlung jenen Capiteln gegenüber involviert, in denen diese Frage nur gestreift wurde, wie z. B. bei Manilius. Theils liegt dies in der Natur der Sache — Manilius z. B. war ein wenig gelesener Autor —, theils fehlt es hier an den nöthigen Vorarbeiten, die nachzuholen man dem Verf. einer Literaturgeschichte nicht zumuthen wird. Überblickt man diese zahlreichen Zusätze, so wird man sich nicht wundern zu hören, dass der Umfang des Buches von 240 Seiten auf 408 angeschwollen ist.

Die Anordnung der Paragraphe blieb dieselbe; eine Änderung trat nur insofern ein, als jetzt der Abschnitt 'Die Poesie' mit Germanicus und nicht mehr mit Manilius eröffnet wird. Da nun Schanz Manilius in die Zeit des Tiberius setzt — und zwar m. E. mit Recht —, anderseits die Autorschaft des Germanicus für die *Phaenomena* heutzutage so gut wie feststeht, so erfolgte diese Umstellung in ganz folgerichtiger Weise.

Wiederholt war der Verf. gezwungen, zu neuen Hypothesen in seinem Buche Stellung zu nehmen; in ihrer Erörterung vermisst man ganz selten die nöthige Klarheit, in der Abschätzung ihres wissenschaftlichen Wertes nie gesundes Urtheil. So kann man es nur mit Freuden begrüßen, wenn Schanz Havets phantastischen Herstellungsversuch des Archetypus der Fabeln des Phädrus und alle daraus gezogenen Folgerungen bezüglich der Zeit- und Lebensverhältnisse des Dichters zurückweist. Ganz richtig bemerkt er, dass schon die Grundlage der Hypothese, dass der zweite Theil des Prologes zum dritten Buche nicht an seiner Stelle stehe, einer Prüfung nicht standhalte. Die Worte passten besser für einen Prolog als einen Epilog, dem sie Havet einreiht. Auch schlössen sich die versetzten Worte keineswegs passend an die neue Stelle an. Die Begründung dieser abweisenden Kritik hätten wir wo möglich noch schärfer gewünscht. Denn die Worte:

'*neque enim notare singulos mens est mihi,*
verum ipsam vitam et mores hominum ostendere'

(III prol. 49, 50) passen, wie das Präsens *mens est mihi* zeigt,

nur für einen Prolog; ganz das Gleiche beweisen die Futura in den Versen 45 ff. *errabit, rapiet, nudabit,* die wohl in einem Prolog ihren Platz haben, nicht aber in einem Epilog, ebenso wie in V. 62 die Worte *induxi te ad legendum*, die in einem Epilog undenkbar sind. Bei dieser Gelegenheit sei es auch erlaubt, darauf hinzuweisen, dass eines der Hauptargumente Havets ganz hinfällig ist. Havet sucht nämlich den in den ersten Versen des Prologes angesprochenen Eutychus als einen Tropf hinzustellen; Gründe[1]): 1. *eo .... esse parum litteratum significat* (*Phaedrus Eutychum*), *quod dubitat lecturusne sit Eutychus librum 'honori et meritis' suis dedicatum.* 2. *quod notissimum Aeneidos locum laudans non leviter hominem commonet 'nec plura alludens', verum quasi studiorum puerilium iam immemorem nimia cum diligentia edocet.* Der in den Schlussversen des Prologes angesprochene *vir* sei ein *alter Particulo, cuius approbatio pro laude sit.* Zu ihm werde gesagt *induxi te ad legendum;* das passe aber gar nicht zum ersten Theil, da ja dort Phädrus in Wahrheit *Eutychum non induxit, sed potius ab legendo deterruit.* Folgerung: *Alius igitur est ille Eutychus, ad quem pars prior prologi derigitur, alius homo anonymus, ad quem versus 62 et 63* (bei Havet 43, 38 und 39). Damit glaubt Havet eine Grundlage für seine Hypothese gewonnen zu haben, dass der Prolog III aus zwei heterogenen Bestandtheilen bestehe, die man nur umzustellen brauche, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Die Hinfälligkeit dieser Beweisführung ergibt sich aus Folgendem:

1. Aus dem Zweifel, den Phädrus andeutet, ob Eutychus seine Fabeln lesen werde, lässt sich nicht schließen, dass letzterer ein *homo inlitteratus* gewesen sei. Oder wir müssten das Gleiche von Memmius annehmen, dem Lucrez sein Gedicht widmet. Denn auch diesem Manne gegenüber spricht der Dichter ein ähnliches Bedenken aus I 50:

ne mea dona tibi studio disposta fideli,
intellecta prius quam sint, contempta relinquas.

Von Memmius aber wissen wir, dass er Politiker und Redner war und sich selbst darauf verstand, Gedichte zu machen. Auch die Widmung Martials an Domitian V 1, 9 '*tu tantum accipias, ego te legisse putabo*' spricht gegen Havet.

2. Aus dem Zusatz '*ut dixit Sinon, ad regem cum Dardaniae perductus foret*' zu dem Dichtercitat '*quodcumque fuerit*' ergibt sich nicht, dass Eutychus ein zweiter Trimalchio gewesen sei, der dieser Aufklärung bedurft hätte. Einmal sind die Worte '*quodcumque fuerit*' kein wörtliches Citat; denn bei Vergil heißt es (Aen. II 77): *fuerit quodcumque.* Dann besteht es nur aus zwei Worten, die keineswegs so bezeichnend sind, dass jedem antiken Leser die Anspielung auf Vergil hätte auffallen müssen.

---

[1]) Große Ausg. p. 225.

Ferner hat die Erwähnung des Sinon und die Ausmalung der Situation, die uns der folgende Vers gibt, einen besonderen Zweck. Von Eutychus hängt, gleichsam wie vom *rex Dardaniae* das Schicksal Sinons, das des Dichters ab; der Epilog lehrt uns ja, was Phädrus von ihm erwartet: *graviter me tutare iudicio tuo.* In der Ausmalung der Situation liegt also *implicite* ein Compliment für den Adressaten. Man wird also Haupt (Opusc. III 365) nicht beipflichten können, dass es besser gewesen wäre, die Entlehnung lieber nicht anzudeuten, Havets Folgerung aber, der Adressat sei ein *homo inlitteratus* gewesen, wird man entschieden ablehnen müssen.

3. Es ist nicht die Absicht des Dichters *Eutychum a legendo deterrere.* Es ist vielmehr in seinem ureigensten Interesse gelegen, dass Eutychus die Fabeln liest. Denn von einer unbefangenen Lectüre erwartet er sich die Erkenntnis, wie Unrecht ihm seine Feinde gethan, als sie ihn auf Grund falscher Interpretation der Fabeln anklagten. Darum ist der ganze Passus über die Erfindung der Fabel eingefügt, der mit den Worten schließt: *neque enim notare singulos mens est mihi* usw. Dass aber Phädrus im ganzen Prolog die Absicht verräth, Eutychus zum Lesen zu bestimmen, erkennt man, wenn man die darin versteckten Gedanken aus ihrer Hülle herausschält. Er weist auf eine ganze Reihe von Umständen hin, die die Lectüre seiner Fabeln empfehlen sollen: 1. 'Ich bin kein gedankenloser Fabulist' (V. 1—3). 2. 'Ich bin in Pierien geboren, dem Musenlande' (V. 17—19). 3. 'Ich habe von Jugend an nur dem Studium gelebt' (V. 20). 4. 'Ich bin Idealist, habe jede *cura habendi* in meinem Herzen niedergerungen' (V. 21). 5. 'Ich habe die Dichtkunst zu meinem Berufe gemacht' (V. 22). 6. 'Es ist nicht so leicht, von den Musen die göttliche Inspiration zu erhalten' [1]). Das heißt mit anderen Worten: 'Ich brauche für meine Fabeldichtung so gut die Gunst der Musen, wie etwa Horaz oder Properz' (vgl. Hor. Carm. I 1, 32; Prop. III 1, 14). 'Freilich ist das zu erreichen nicht so leicht als man denkt'. 7. 'Die Nachwelt wird meine Fabeln sicherlich gerne lesen' (V. 32). Also das gleiche Selbstvertrauen wie etwa bei Prop. III 1, 35; Ovid Trist. III 7, 49; Mart. X 19, 16; freilich auch Vitr. VI prooem. 4; für Phädrus ist übrigens noch IV epil. 5 zu vergleichen. 8. 'Ich will *vitam et mores hominum ostendere*'

---

[1]) Das besagt *in coetum* näml. *Musarum recipi.* Hier *poetarum* zu ergänzen gibt keinen Sinn. Die Ergänzung *Musarum* ergibt sich leicht aus dem vorangehenden *intrare si Musarum limen cogitas.* Für die Ausdrucksweise vgl. man Prop. IV 4, 19; III 2, 13 (Rothstein z. St.) Verg. Ecl. VI 64; für den Gedanken *Musarum limen intrare* vgl. man besonders Plato Phaedr. 245 A; mit *coetus Musarum* vgl. man Ovid. Met. II 465; XIII 898; Fast. II 173; Stat. Theb. VI 333. *Musarum* hat schon Scheffer 1663 ergänzt, von den Neueren Nauck 1855. Mit Unrecht spricht sich dagegen aus L. Müller, Berliner Philolog. Wochenschrift 1890, Sp. 1302.

(V. 50), eine '*res gràvis*' (V. 51). 9. 'Ich will meinem Vaterlande Ehre machen' (V. 55). 10. 'Ich bin meiner *gloria* sicher; Neid, du knirscht umsonst' (V. 60). Wer so gesprochen, kann füglich schließen: *induxi te ad legendum*. Dem gegenüber zu behaupten, der Dichter wolle *Eutychum a legendo deterrere*, bedarf dringend des Beweises. Aus dem Gesagten ergibt sich aber die Einheit der Tendenz des Prologes und damit die Grundlosigkeit von Havets Hypothese.

Schanz' ablehnende Haltung ist daher vollkommen berechtigt, hätte jedoch noch entschiedener zum Ausdruck gebracht werden können. Ebenso ist es zu billigen, wenn er beispielweise § 413, S. 150, Anm. 3 die Ansicht Ribbecks, Martial sei eine zeitlang Sachwalter gewesen, als nicht ausreichend begründet erklärt, oder § 420a bezüglich der neugefundenen Verse zu Iuvenals 6. Satire Büchelers Urtheil unterschreibt, der dieselben für unecht erklärt und den Nachdichter im 4. Jahrhundert sucht.

Wiederholt hat sich Schanz nach Prüfung neu angestellter Untersuchungen entschlossen, die in der ersten Auflage vorgetragene Ansicht aufzugeben oder zu modificieren, auch hier m. E. in den meisten Fällen mit Recht. So ist es eine entschiedene Besserung, wenn jetzt § 363 nicht mehr von *Prognostica* des Germanicus, sondern im Anschluss an Maass und Breysig nur von Fragmenten astronomischen Inhaltes gesprochen wird, die dem zweiten Theile der Phänomena angehört haben dürften. Auch § 394 (Zeit und Autor der lateinischen Ilias) hat der Verf. auf Grund der in den letzten Jahren hierüber erschienenen Literatur seine Ansicht geändert. Während er in der ersten Auflage die Zweifel, ob der *Italicus* des Akrostichons *Silius Italicus* sei, für nicht begründet erklärt hatte, formuliert er sein Urtheil in dieser Frage jetzt so: 'Man wird von *Silius Italicus* als Verf. der Ilias absehen und die Autorfrage als ein ungelöstes und wahrscheinlich nicht zu lösendes Problem betrachten'. Umgekehrt hatte Schanz § 397 in der 1. Auflage bezüglich der *Argonautica* des Valerius Flaccus gesagt, dass sich für beide Annahmen, Nichtvollendung oder Verlust, Gründe beibringen ließen, die eine feste Entscheidung unmöglich machten. Jetzt urtheilt er § 399, dass gewichtige Gründe für die erste Annahme sprechen, und in den Anmerkungen noch entschiedener: 'die letztere Ansicht (Nichtvollendung) ist die richtige'. Man vergleiche noch die Änderungen in § 458 bezüglich der Abfassungszeit von Senecas Schrift *de vita beata*, in § 394 hinsichtlich des Auftauchens des Namens Pindarus für die *Ilias Latina* u. a. m. Am einschneidendsten ist die Änderung in § 418. Hier hat Schanz nunmehr mit Dompierre de Chauffepié und W. Christ die Identificierung des Dichters Iuvenal mit dem in der Inschrift C. I. L. X 5382 genannten *Iuvenalis* aufgegeben, und zwar mit Recht. Damit entfielen für ihn selbstverständlich die Combinationen über die Einreihung der militärischen und amtlichen

Laufbahn Iuvenals, mit denen er sich in der 1. Aufl. S. 338 ff. beschäftigt hatte. Erfreulicherweise hat er sich jetzt auch über den Wert der Nachrichten, die uns die *vita Iuvenalis* des *cod. Barberinus* gibt, eines Besseren belehren lassen. Auch in der Frage der Quellen des Tacitus ist Schanz anderer Ansicht geworden; während ihm früher die Annahme, dass Plutarch für seine Biographien Galba und Otho neben anderen Quellen auch Tacitus verwertet habe, gerechtfertigt schien, äußert er sich jetzt nach einem sehr gewissenhaften Referate über die verschiedenen Ansichten S. 240 so: '(Es) dürften vier Ergebnisse als gesichert zu verzeichnen sein: 1. Tacitus und Plutarch schöpfen aus einer gemeinsamen Quelle'. Ob dieses Ergebnis wirklich so gesichert sei, ist dem Referenten wenigstens nach der neuesten Publication Wölfflins[1]) doch wieder zweifelhaft geworden.

Diese zahlreichen Zusätze und Änderungen bedeuten eine entschiedene Besserung des Buches. Überdies sind an einer ganzen Reihe von Stellen kleinere sachliche Unrichtigkeiten beseitigt worden. Einige dieser Correcturen seien hier hervorgehoben: § 358. Carrinas Secundus wurde ...verbannt (statt 'dem Feuertode überliefert; Dio Cass. 59, 20', wo aber *φυγαδεῦσαι* steht)[2]). § 359. Die Lyoner Erztafel wurde 1528 aufgefunden (statt '1524'). § 406. Paris wurde 83 hingerichtet (statt '84'). § 451. Der Titel der Schrift des Cornutus war: *Ἐπιδρομὴ τῶν κατὰ τὴν ἑλληνικὴν θεολογίαν παραδεδομένων* (statt '*Περὶ τῆς τῶν θεῶν φύσεως*'). §. 456. Die verwandte Schrift des Lactantius „Über den Zorn Gottes" (statt 'die gleichnamige', wonach man den Titel '*de ira*' annehmen musste). § 363. Germanicus wird er auch in der *editio princeps* genannt (statt 'in der geringeren Überlieferung'). § 364 sind die Überschriften in den Manilius-Handschriften jetzt correct wiedergegeben. § 364 ist auch die früher (auf S. 247) falsche Interpretation von Manil. I 384, als würde dort gesagt, dass die südlichen Gestirne durch ein Gestirn den Vorrang erhielten, richtiggestellt. Ebenso ist § 411 die falsche Erklärung von Stat. Silv. V 4, 1 '(der Dichter) spricht den Verdacht aus, dass ein Mädchen denselben (den Schlaf) in seinen Armen gefesselt hält' jetzt durch die richtige ersetzt: 'und spricht die Hoffnung aus, dass ein Liebhaber, der sein Mädchen umschlungen hält, den Schlaf fortstoßen werde'. Auch Druckfehler, unrichtige Schreibungen und andere kleine Versehen wurden richtiggestellt; so liest man z. B. jetzt § 373 Häbler (statt 'Hübler'), § 451 Julius Canus (statt 'Kanus Julius'), § 452 ist die Interpunction verbessert, § 453 *naturales quaestiones* (statt

---

[1]) 'Zur Composition der Historien des Tacitus'. Sitzungsberichte der kgl. Akademie der Wissenschaften. München 1901.

[2]) Der Irrthum war offenbar aus ursprünglichem 'verbrannt' entstanden.

'*de n. q.*'), § 408 Alkmaionis (statt 'Alkmeonis'), § 413 auf den neuen Herrscher (statt 'die neuen H.'), § 357 'treffende Worte sind es, die Tacitus den Angeschuldigten .... vorbringen lässt' (statt 'die der Angeschuldigte... vorbrachte'); § 364 (S. 26) ist die Tacitusstelle Ann. III 72, aus der die Worte *igne fortuito haustum* (*theatrum*) in der 1. Aufl. (§ 364, S. 247) ohne Quellenangabe citiert waren, jetzt angeführt und ausgeschrieben, während man früher dieselbe irrthümlich auf die unmittelbar darauf citierte Suetonstelle (Tib. 47) beziehen musste u. a. m.

Zum Schlusse sei es gestattet, noch auf einiges aufmerksam zu machen, das der Besserung bedürftig ist. Bei der großen Sorgfalt, die Schanz auf die Neubearbeitung seines Buches verwendet hat, überrascht es, dass er auf geschmackvolle Übersetzung der von ihm dem Buche eingefügten Originalstellen aus den römischen Dichtern wenig Wert gelegt hat. Abweichend von der 1. Auflage bringt nämlich die neue im fortlaufenden Texte nur die deutsche Übersetzung, während das Original in die Anmerkung verwiesen wurde. Man mag nun über diese Änderung denken, wie man will, die eine Forderung lässt sich nicht abweisen: Die Übersetzung der Stellen, die ja oft auch Stilproben sein sollen, sei getreu, aber auch geschmackvoll, und vor allem verständlich. Das kann man leider von den Übersetzungen Schanz' nicht immer sagen; ein Beispiel hiefür ist die Übersetzung von Mart. X 35 auf S. 163 (§ 416):

> Dass Sulpicia lesen alle Mädchen,
> Die nur eines Geliebten Gunst sich wünschen;
> Dass Sulpicia lesen alle Männer,
> Die nur einer Gemahlin Gunst sich wünschen usw.
>
> Willst der Dichterin Wert du recht bestimmen,
> Sage, dass keine wie sie so los' gewesen,
> Sage, dass keine wie sie so rein gewesen.

Der Anfang ist unverständlich, der Schluss wenig geschmackvoll. Weiters vergleiche man die Hexameter auf S. 144, Übersetzung von Stat. Silv. V 4, 1 ff.:

> Welches Vergehen trifft mich, holdseliger Jüngling der Götter,
> Welches Vergehen, ach, mich, dass allein ich der Gaben entbehre,
> Die du, Schlummer, uns leihst? usw.

oder die Übersetzung von Phaedr. II epil. 8 auf S. 29:

> Wenn Latium mein Werk mit Gunst entgegennimmt,
> Wird wieder einer Griechenland genüber steh'n

(*plures habebit, quos opponat Graeciae*) oder die von Stat. Theb. XII 810 ff. (S. 132):

> Wirst du lange besteh'n, wenn ich tot bin, Leser noch finden,
> Thebischer Sang, um den zwölf Jahre die Nacht sich mir mühte?
> Doch dein jetziger Ruhm hat dir günstige Pfade geebnet,
> Hebet schon an, der kommenden Welt dich noch blühend zu zeigen.

Hoffentlich bringt uns die dritte Auflage hiefür Besseres. Im sprachlichen Ausdrucke fielen Ref. folgende Abnormitäten auf: § 418 (S. 151): „Die erste Spur des dichterischen Schaffens tritt uns von seiten Martials erst aus der Zeit entgegen, da er...“; *ibid.*: „Auf diese merkwürdigen Darstellungen warf Martial eiligst eine Anzahl Epigramme hin“; § 457 (S. 294): „Der, welcher ins Leben eintritt, verpflichtet sich...“; § 391 (S. 88): „Lucan... gibt also eine in Versen gebrachte Geschichte“; § 394 (S. 98): „Hier sagt der Dichter, dass, wenn Neptun den Äneas nicht gerettet hätte, so dass der Flüchtling auf lieblichen Gefilden wieder Troja neu begründen und sein hehres Geschlecht unter die Sterne versetzen konnte, so würde eine teuere Familie nicht entstanden und uns erhalten worden sein“; § 396 (S. 104): „Dieser (näml. Trimalchio), ein ehemaliger Sklave, war zu ungeheuerem Reichthum gelangt und spielt jetzt die Rolle eines ungebildeten Emporkömmlings“. Der Ausdruck ist schief; Trimalchio spielt vielmehr die Rolle eines reichen, vornehmen, geistreichen Herren — nur schlecht. Es könnte also dafür heißen: „...zu Reichthum gelangt, verräth jedoch stets in Wort und That den ungebildeten Emporkömmling[1]).

Einige Bemerkungen noch zur Behandlung des Stoffes. § 364 wäre wohl eine genauere Angabe des Inhaltes der einzelnen Bücher des Manilius, wenn auch nicht so ausführlich wie bei Scaliger (Ausgabe v. 1600, p. 22 ff.), vielen Lesern erwünscht; denn nur wenige sind es, die sich durch die Schwierigkeiten des behandelten Stoffes von der Lectüre der Dichtung nicht abschrecken lassen. § 365 ist der Satz: „Er (Phädrus) wendet sich daher in einem Prolog an einen Eutychus und bittet ihn (epil. 25) um einen gerechten Bescheid“ zu bessern in: „...wendet sich daher in einem Prolog an einen Eutychus mit der Versicherung, dass er unschuldig sei, und bittet ihn im Epilog (25) um einen gerechten Bescheid“. § 368 ff. (Seneca als Dichter) vermisst man eine klare Stellungnahme zu der Frage, ob und inwieweit Seneca in seinen Tragödien die römischen Bearbeitungen gleichen Stoffes berücksichtigte; berührt wird sie wohl gelegentlich bei der Besprechung der Medea (S. 44), des Agamemnon (S. 48), des Thyestes (S. 49), auch die diesbezügliche Literatur findet sich verzeichnet (S. 55), zusammenhängend erörtert aber ist die Sache nirgends. § 389 war bei der Besprechung der Biographien Lucans zu erwähnen, dass auch die dem Vacca beigelegte *vita* allem Anscheine nach auf Sueton zurückgeht. § 389a wäre eine Kürzung angezeigt, indem die genaue Inhaltsangabe der Übersetzungsreden für und gegen Octavius

[1]) Besserungen im Ausdruck finden sich öfter z. B. S. 133, Z. 1 (vgl. mit S. 316, Z. 2 v. u. der 1. Aufl.); § 408, S. 133 oben (vgl. mit § 408, S. 316 unten der 1. Aufl.); § 391, S. 88 ('eine abgehauste Partei'); § 408 ('anzieht' statt 'an sich zieht') u. a. m.

Sagitta entfallen kann; ein kurzer Hinweis auf die Stelle Tac. ann. XIII 14, die ja weiter unten ohnehin ausgeschrieben wird, genügt. Übrigens war dieser Passus schon in der 1. Auflage in unverhältnismäßiger Breite ausgeführt. § 395 sollte in den Anmerkungen zur Angabe, dass von Petrons Roman uns nur Fragmente aus dem 15. und 16. Buche erhalten sind, gesagt werden, dass dies die Überschriften der Handschriften selbst besagen, z. B. der cod. Trag.: (P. A. S.) *fragmenta ex libro XV et XVI*. § 369 sollte es statt: „Die..... Geschichte von einem in einen Wolf verwandelten Soldaten" genauer heißen: „...von einem Soldaten, der sich in einen Wolf verwandelte". Ebenda statt „ein Streit, den Eumolpus mit einer fremden Persönlichkeit bekam" richtiger: „mit dem Wirt der Herberge" (vgl. § 95 *deversitor* = *πανδοχεύς*; Bücheler, kl. Ausg. p. 130). § 308 (S. 110) sollte in den Satz: „L, d. h. die Quelle der vollständigeren Excerpte: Leidensis Q. 61, der von Scaligers Hand geschrieben ist" nach „Hand" eingefügt werden „aus jetzt verlorenen Handschriften". §§ 470 bis 480 vermisst man in dem Abschnitte über M. Valerius Probus jeden Hinweis darauf, dass Probus es war, der die unter Tiberius abgestorbene varronische Philologie und zugleich die archaische Literatur wiedererweckte. Bei dieser Gelegenheit muss auch constatiert werden, dass orientierende Überblicke über die Wandlungen, welche die gelehrten Studien in den verschiedenen Literaturepochen durchgemacht haben, in dem Buche leider fehlen. Der Überblick § 502 genügt in dieser Beziehung nicht.

Es ist begreiflich, dass einmaliges Durchlesen eines so großen Werkes zu dem Zwecke, einem größeren Leserkreise möglichst rasch darüber zu berichten, nur gelegentlich vereinzelte Besserungsvorschläge zeitigen kann; der beste Prüfstein für die Brauchbarkeit des Buches wird der *usus cotidianus* sein.

Der Druck ist äußerst correct und sauber[1]), die Citate sind — wenigstens nach den zahlreichen Stichproben zu urtheilen — durchaus zuverlässig[2]). Das dem Halbbande beigefügte alphabetische Register ist recht brauchbar.

Alles in allem genommen, muss man Schanz für die große Sorgfalt, mit der er sein Buch zu bessern so erfolgreich bemüht war, zu Danke verpflichtet sein.

München. Dr. Karl Prinz.

---

[1]) Bemerkt habe ich S. 8: Volkommenheit (statt Vollkommenheit), S. 28: Asop (statt Äsop), S. 218: 'Das Wahrscheinlichste ist, das Tacitus erst nach Domitians Tode sonach als reifer Mann die Abhandlung geschrieben hat er gebraucht hier usw.'

[2]) Dagegen fällt eine gewisse Ungleichheit in der Schreibung auf, wenn man bald „Concipienten" (§ 359), „Cyniker" (§ 451), „Epicur" (§ 451), „Cadmus" (S. 133) liest, bald wieder „konsonantisch" (§ 359, S. 6), „Eklekticismus" (§ 451), „Konflikt" u. a. m.

Sermonen des Q. Horatius Flaccus. Deutsch von C. Bardt. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900.

Bardt hat sich mit Recht durch den Widerspruch, den seine Übersetzung oder besser Nachdichtung der Sermonen des Horaz fand, nicht abschrecken lassen, sondern legt uns seinen originellen Versuch in zweiter, verbesserter Auflage vor. Da uns nun die erste Auflage zum Vergleiche nicht zur Hand ist und das Buch, soviel wir wissen, in dieser Zeitschrift noch keine Besprechung fand, wollen wir uns nicht auf die Untersuchung der Veränderungen oder Verbesserungen beschränken, sondern das ganze Buch als Ganzes würdigen.

Seinen, wie gesagt, originellen Standpunkt rechtfertigt der Verf. in einem Nachworte, das wir vorausnehmen wollen. In fesselnder Weise geht er auf das Wesen der Übersetzungen ein und findet, dass diesen das Bestreben, wortgetreu zu sein, die Form und selbst die Zahl der Verse beizubehalten, hindernd im Wege stand. Denn die Möglichkeit, dass eine Übersetzung wortgetreu und doch in ihrer Sprache rein und glatt, gleichsam wieder ein Literaturwerk mit eigener Existenzberechtigung sei, ist nur bei Sprachen vorhanden, die in Wortschatz, Flexion, Satzbau, Satzton, Wortstellung, Metrik und Prosodie verwandt sind und ihre Ausbildung in nicht zu sehr verschiedenen Culturepochen erfahren haben. Es lässt sich nun nicht leugnen, dass von allen diesen Bedingungen bei dem Verhältnisse von Deutsch und Latein keine vorhanden ist, dass hier in vieler Beziehung geradezu der schärfste Gegensatz herrscht. Indem dann Bardt die möglichen Formen einer Übersetzung und besonders die Eigenart unserer modernen deutschen Sprache untersucht, kommt er zu dem Entschlusse, die trennenden Eigenheiten der beiden Sprachen auszugleichen — den Hexameter aufzugeben, den Reim anzunehmen — und treu zu sein in der Wiedergabe der Gedanken, kurz, „was Horaz in seiner Sprache seinen Zeitgenossen zu sagen hatte, Deutschen des 19. Jahrhunderts so zu sagen, dass es auf sie möglichst so wirkt, wie Horaz mit seinen Versen auf die Römer zur Zeit von Christi Geburt".

Und in der That! Dass diese Schwierigkeiten vorhanden sind, fühlt jeder, der Übersetzungen auszuarbeiten hat. Und gerade Philologen mögen sich das von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis und Gefühl zurückrufen; denn unvermerkt lebt man sich in den fremden Sprachschatz ein und verliert den freien, unbefangenen Blick für das Deutsche, so dass uns oft ganz wörtliche Übersetzungen erträglich scheinen, die das feine Ohr des deutschen Sprachmeisters nicht mehr verträgt. Freilich sind ja die Anforderungen, die man an eine Übersetzung zu stellen hat, verschieden nach dem Zwecke, dem sie dienen soll, aber bezüglich der hohen Bedingungen, denen ein selbständiges Übersetzungswerk zu unterwerfen ist, stimmen wir Bardt unverhohlen bei.

Und wenn man ihn nur recht versteht und sich auf dieselbe Grundlage stellt, so ist auch sein Versuch, uns eine Auswahl aus den Satiren und Episteln in der unserem modernen Ohre am leichtesten fließenden metrischen Form, den gereimten fünffüßigen Iamben, zu geben, als vollkommen gelungen zu bezeichnen. Der Anfang der Lectüre muthet uns allerdings recht eigenthümlich an, die Verse fließen uns fast zu rasch, zu wenig gewichtig, wir haben das Gefühl, diesen Tonfall, diese aalglatten Reimpaare bei geringeren Mustern — wir unterdrücken Namen, um nicht platt zu scheinen — gelesen zu haben: Es ist eben der Tonfall unseres *sermo urbanus*. Haben wir uns aber eingelesen, so genießen wir thatsächlich ein modernes Literaturwerk, das als etwas Selbständiges auf uns wirkt, wir vermissen nicht das Original, wir denken gar nicht an dasselbe. Nur wenn uns in den glatt und leicht fließenden Versen eine besonders köstliche Stelle auffällt, nehmen wir unseren Horaz zur Hand und vergleichen, ob denn eine solche Glätte im Originale möglich sei. Und da sieht man die aufgewendete Mühe und zugleich das feine Gefühl, das den Nachdichter geleitet hat, den antiken Ausdruck uns Modernen mundgerecht zu machen, dem gleichen Gedanken ein modernes Mäntelchen umzuhängen. Köstlich modernisiert ist z. B. Sat. I 3, 6 ff., wenn

si collibuisset, ab ovo
usque ad mala citaret „io Bacche“ modo summa
voce, modo hac, resonat quae chordis quattuor ima

in launiger Weise also wiedergegeben wird:

Doch fiel's ihm ein, so sang er sein Juchhe
Vom großen bis zum zweigestrich'nen C,
Das erste Lied, wenn man zu Tisch sich setzte,
Und beim Dessert noch lange nicht das letzte.

Und wenn erwiesenermaßen Wortspiele die größte Schwierigkeit für den Übersetzer sind, so hat auch in der Bearbeitung dieser Stellen Bardt viel Geschick bewiesen, wenn er z. B. Sat. II 6, 14 f.

pingue pecus domino facias et cetera praeter
ingenium (*pingue ingenium*)

so wiedergibt:

Korn lass' gedeih'n auf Fluren nah und fern,
S t r o h überall, nur nicht im Kopf des Herrn!

An diesen Proben sieht man zugleich, dass wegen der geringeren Länge des verwendeten Verses im Vergleiche zum Hexameter die Anzahl der Verse natürlich erheblich gewachsen ist: Sat. I 1 hat 192 Verse gegen 121 des Horaz, Sat. I 3 volle 222 Verse gegen 142.

Wenn wir nun die gewaltige und geschickte Arbeitsleistung rühmend anerkennen und jedem Genuss versprechen, der einmal

das schwere philologische Rüstzeug beiseitelegen und den Prediger der Lebensweisheit im modernen Tone plaudern hören will, so ist die Übersetzung der 'Reise nach Brundisium' (Sat. I 5) davon auszunehmen. Das ist etwas Holpriges, Unfertiges — oder wir verstehen den Verfasser nicht.

Wien. Dr. F. Perschinka.

Josef Winkowski und Josef Taborski, Griechisches Übungsbuch für die III. und IV. Classe (polnisch). Lemberg, Verlag von K. S. Jabukowski 1899. 8°. 181 SS. Preis 2·50 K.

Bald nach der Einführung der polnischen Unterrichtssprache an den galizischen Mittelschulen hatte der verstorbene Sigmund Samolewicz, ein um das galizische Mittelschulwesen hochverdienter Mann, das „Griechische Elementarbuch" von Karl Schenkl einer den Bedürfnissen der galizischen Gymnasien entsprechenden Bearbeitung unterworfen, welche mehrere Auflagen (vgl. V. Hahns bibliographische Zusammenstellung der Schriften Samolewicz' in der Lemberger Monatsschrift „Muzeum", 1899, S. 572 ff.) erlebt hat. — Nachdem die dreizehnte Auflage erschienen war, unterzogen sich zuerst Johann Lewicki und Peter Barylak und dann der letztere allein der Mühe, dieselbe für den Gebrauch an den galizischen Gymnasien einzurichten (1. Aufl. Wien und Prag 1891, 2. Aufl. ebd. 1893). Dass diese Bearbeitung des Originals ganz und gar nicht geeignet war, den griechischen Elementarunterricht an den Gymnasien Galiziens zu fördern, habe ich in einem Aufsatze in der Zeitschr. „Muzeum", 1893, S. 949 ff. gegen S. Bednarski („Muzeum", 1891, S. 593 ff.) und C. Fischer (ebd., 1893, S. 680 ff.) darzuthun gesucht. — Das Erscheinen des Übungsbuches von Prof. Josef Winkowski, meinem ehemaligen Lehrer, und von dem der Schule durch den Tod leider zu früh entrissenen Josef Taborski wurde daher von den Lehrern des Griechischen in Galizien mit Freuden begrüßt. Das Büchlein ist, so sehr es im einzelnen verbesserungsfähig sein mag (vgl. die ausführlichen Besprechungen V. Smiałeks, „Muzeum", 1899, S. 450 ff. und F. Hoszowskis in der philolog. Zeitschrift „Eos", Lemberg 1898/99, S. 235 ff.), im ganzen eine durchaus treffliche Leistung. Es ist nach den Grundsätzen der modernen Lehrkunst gearbeitet und verdient den besten Übungsbüchern für den griechischen Elementarunterricht an die Seite gestellt zu werden. Über die Vertheilung und Anordnung des grammatischen Lehrstoffes unterrichtet hinlänglich das S. III abgedruckte Inhaltsverzeichnis. Von den 243 Lesestücken, die das Buch bietet, sind nur 46, aus Einzelsätzen bestehende, zum Übersetzen ins Griechische bestimmt und so eingerichtet, dass sie nur solche Vocabeln, Phrasen und Construc-

tionen enthalten, welche der Schüler in den vorausgehenden griechischen Übungsbeispielen sich eingeprägt haben muss. Die griechischen Lesestücke bestehen theils aus Einzelsätzen, die jedoch durch den Inhalt oder durch die Anordnung der Nominal- oder Verbalformen nach Thunlichkeit mit einander verknüpft sind, theils aus zusammenhängenden Fabeln, Anekdoten, Erzählungen, Schilderungen usw. (siehe das Verzeichnis der letzteren S. IV f.). Diese sind verschiedenen griechischen Schriftstellern, besonders Xenophon, entlehnt und den Bedürfnissen des Tertianers und Quartaners entsprechend umgestaltet. Dem Übungsbuche (S. 1—90) haben die Verfasser ein Wörterverzeichnis zu den ersten 157 griechischen Lesestücken (d. h. bis zu den Verba auf *μι* excl.) angefügt (S. 91—112) und in einem besonderen Anhange (S. 113 bis 130) grammatische, meist syntactische, Anmerkungen und Erläuterungen zu den einzelnen griechischen Lesestücken gegeben. Ein griechisch-polnisches (S. 131—171) und ein polnisch-griechisches Wörterbüchlein (S. 172—181) machen den Beschluss. — Sowohl an der Spitze der betreffenden Partien der Grammatik, als auch im grammatischen Anhange an den bezüglichen Stellen wird auf die an den galizischen Gymnasien mit polnischer Unterrichtssprache gebräuchlichen Schulgrammatiken der griechischen Sprache von Ludwig Ćwikliński (2. Aufl. Wien und Prag, Lemberg 1892) und von Eduard Fiderer (Lemberg 1892, 2. Aufl. 1898) verwiesen. — Die typographische Ausstattung des Buches verdient Anerkennung, die wichtigsten Druckfehler sind S. 183 berichtigt. — Den Herren Verf. gebürt für ihre Mühewaltung der beste Dank aller galizischen Lehrer des Griechischen; denn ihre Arbeit wird nicht verfehlen, auf den griechischen Unterricht an den einheimischen Gymnasien fördernd einzuwirken.

Kolomea (in Galizien). Z. Dembitzer.

Dr. Karl Bone, Ergänzungsheft zur latein. Schulgrammatik. Köln, Verlag der Du-Mont-Schauberg'schen Buchhandlung 1901. 8⁰. 71 SS. u. 9 SS. Register. Preis Mk. 1·20.

Das vorliegende Ergänzungsheft hält ein, was der Verf. im Vorworte zu seiner Grammatik versprochen; es bietet Lehrern und Schülern einen Leitfaden zur Vertiefung und Erweiterung des in dieser gebotenen Lehrstoffes.

Manches dort Übergangene ist hier nachgetragen, anderes durch ausführlichere Darstellung klarer und verständlicher geworden. Unter anderem haben auch die von mir bemängelten Regeln über *dum* und *opus est* die richtige Fassung erhalten. Das Verbalverzeichnis hat eine Bereicherung erfahren, die Zusätze zur Casuslehre füllen 8 Seiten. Das Hauptaugenmerk aber hat B. auf die

Vertiefung gerichtet; er will allerorts die Schüler zu selbständigem Denken anleiten und ihr Interesse dafür wecken, den grammatischen Erscheinungen auf den Grund zu kommen. Bei der Wortbildungslehre ist das Sanskrit, das Griechische und die modernen Sprachen zu interessanten Beobachtungen und Vergleichen herangezogen. Auch die Formenlehre ist mit geschickt ausgewählten sprachgeschichtlichen Bemerkungen ausgestattet, den lateinischen Paradigmen sind behufs Vergleichung die entsprechenden aus dem Sanskrit und Gothischen beigegeben.

Der Absatz 2, S. 32, welcher von dem absoluten Gebrauche der Verba: *solvere* abfahren, *obire* sterben, handelt, ist offenbar durch ein Versehen beim Drucke an diese Stelle gerathen; er gehört in den im Ergänzungshefte gleich folgenden Paragraph, welcher die *genera verbi* zum Gegenstande hat. Die Natur des lat. Conjunctivs als eines Mischmodus wird durch eine zutreffende Vergleichung mit dem griechischen Conjunctiv dargethan. Reichhaltig und leicht fasslich sind die Belehrungen über die Wiedergabe der Participien im Deutschen; von den Partikeln werden zunächst lateinische angeführt und ihre Bedeutung angegeben, dann wird die Übersetzung deutscher gelehrt.

In ausführlicher Weise legt der Verf. seine Meinung über die *Copula*, den *Nominativ cum Inf.* und *Acc. c. Inf.* dar. Er sagt S. 20: Wenn ich sage: „Der Baum blüht wahrscheinlich“, so bleiben „Baum“ und „blühen“ von dem Worte „wahrscheinlich“ unberührt, aber das verbindende Element (*Copula*) verknüpft sie nicht so fest, als wenn ich sage: „Der Baum blüht“; vgl. auch *mortuus est, dicitur mortuus esse, constat eum m. esse*“. Infolge dessen lehnt er auch den Terminus *Nom. c. Inf.* ab: „In dem Satze *Homerus caecus fuisse dicitur* ist *Homerus* Subject, *caecus* Prädicat, durch *fuisse dicitur* (copulativ) wird das Subject dem Prädicate in geeigneter Weise untergeordnet (zugetheilt); in dem Satze: *lectitavisse Platonem studuisse Demosthenes dicitur* ist *lectitavisse* modificiertes Prädicat statt *lectitavit.*“ Wie schon bei der Besprechung der Bone'schen Grammatik bemerkt wurde, macht sich auch hier die logische Betrachtungsweise in allzu ausschließlicher Weise geltend, welche von dem Leben der Sprache absieht. Die letzte Consequenz zieht B. daraus bei der Erörterung des *Accusatifs c. Inf.* Er nimmt hier zwei Objecte an:

dicunt { *eum* (log. Subject)
regnare = *regem esse* (verbales Object — Prädicat).

Zu *eum* bemerkt er: „Sie sprechen von ihm“ (als Subject). Zu *regnare:* „Sie sprechen vom *regnare (regem esse)*, und zwar so, dass *regnare* nicht als prädicative Apposition[1]), sondern als Prädicat in dem auszusagenden Gedanken Geltung hat, aber als verbales Prädicat, welches die Copula in sich birgt“. Um

[1]) Es ist offenbar an *regnantem* zu denken.

das logische Subject im Accusativ plausibel zu machen, sind zwei Beispiele vorausgeschickt:

creant { *Ciceronem* (log. Subj.)
consulem (nominales Obj. — prädicativ),

dicimus { *te* (log. Subj.)
patrem (nomin. Obj. — prädic.).

Diese können jedoch nichts beweisen, da sie aus je einem Urtheile bestehen, während in dem obigen *dicunt eum regnare* offenbar zwei Urtheile vorliegen, von denen der *Acc. c. Inf.* ein referiertes, vorgestelltes ist.

Der Verf. ist meines Erachtens bei solchen Anlässen in seinem Eifer, „die Verschiedenheiten der lateinischen und deutschen Sprachformen, die alle auf dem einen gemeinsamen Boden des richtigen menschlichen Denkens stehen[1]), mit aller Schärfe hervortreten zu lassen“, zu weit gegangen. Besser als logische Lehrsätze und unhaltbare Theorien, wie die von der minder festen Verbindung zweier Begriffe, dienen sprachgeschichtliche, auf psychologische Erwägungen gestützte Untersuchungen zur Erklärung dieser Erscheinungen.

Am Schlusse des 3. Abschnittes, der Satzlehre, steht eine instructive Unterweisung über den Periodenbau. Im 4. Abschnitte handelt B. von der Sprachrichtigkeit und von den Anforderungen an Einfachheit, Deutlichkeit, Genauigkeit und Ebenmaß; darauf folgen Bemerkungen über den Briefstil; den Schluss bilden Beispiele über die Tropen und Figuren. Im 5. Abschnitte wird das Nothwendige über Geld, Gewicht und Maß gesagt.

Die Darstellung ist frisch und lebendig; da nunmehr auch die Absicht des Verf.s, seine Grammatik zu erweitern und zu vertiefen, auf das beste verwirklicht ist, werden beide Bücher für die studierende Jugend großen Nutzen schaffen.

Die Ausstattung ist tadellos. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen: *duos legiones* S. 58, 3, Z. 4; S. 11, cit. (Gr. § 26 f.) richtig § 23; S. 23 cit. § 62, richtig § 52.

Kaaden. Hermann Bill.

Sammlung von deutschen Übungsstücken zum Übersetzen. Heft 1. Übungen zum Übersetzen im Anschlusse an Ciceros vier Reden gegen Catilina, bearb. von Prof. Dr. J. Lehmann. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1900. Preis 50 Pf.

Die Übersetzungsvorlagen dieses Heftes lehnen sich an den Text Ciceros in der Weise an, dass in der Regel jedem Capitel der Reden ein Übersetzungsstück entspricht. In der Abfassung der

[1]) Der Verf. im Begleitworte S. 6.

Übungsstücke bekundet der Verf. jedoch ein recht mäßiges Geschick. Bei jeder der vier Reden wird nach einer ganz kurzen Einleitung der Redner selbst, was freilich das Bequemste ist, sprechend eingeführt, und die natürliche Folge davon ist, dass die Worte und Wendungen und die Gedanken des Redners theils in stark verwässerter Form, theils in einer bunt durcheinander gewürfelten Fassung erscheinen, die einen recht unerfreulichen Eindruck macht. Ob dann wirklich der fleißige Schüler, der die aufgegebenen Cicero-Capitel tüchtig durchgearbeitet hat, bei der Übersetzung dieser Vorlagen seine Mühe auch belohnt sehen wird, wie der Verf. meint, möchte ich mir gestatten, stark zu bezweifeln. Sehr häufig finden sich denn auch ganze Sätze, die eine directe, wenn auch nicht gerade geschmackvolle Übersetzung des Cicero-Textes sind, und es ist wohl möglich, dass solche Stücke den besonderen Beifall mancher Schüler finden dürften. Anmerkungen waren infolge der geschilderten Anlage der Vorlagen nur in geringem Umfange nöthig und könnten noch mehr reduciert werden. Ein sicheres Princip ist hierin nicht zu erkennen. Anmerkungen wie 'gefährden' *in discrimen adducere*, 'Strenge walten lassen' *severitātem adhibere*, 'milde' *mitis* u. v. a. sollten wegfallen. Anderswo wiederum, wo man einen Wink erwarten möchte, sucht man ihn vergebens. — Eines jedoch kann nicht scharf genug gerügt werden, das ist die Geschmacklosigkeit und der merkwürdig geringe pädagogische Takt, der sich darin verräth, dass S. 7 und theilweise auch S. 13 Übungsstücke vorgelegt werden, die, im Anschlusse an Catil. I, c. 10, bezw. Catil. II, c. 5 abgefasst, Ausdrücke und Wendungen in wörtlicher Wiedergabe enthalten, die sogar bei der Lectüre des Autors in der Schule nicht ganz unbedenklich sind, so *iacere humi ad obsidendum stuprum, insidiantem somno maritorum* und *vinum, alea, comissationes, scorta.* Selbst bei der Lectüre wird und muss jeder verständige Lehrer über dergleichen Dinge, wo sie der Text bietet, in taktvoller Weise hinweggehen, ohne dabei irgend zu verweilen, und der Verf. einer Übersetzungsvorlage, der es ja doch in der Hand hat, eine beliebige Auswahl aus dem Texte zu bieten, gibt eine behaglich breitgetretene Paraphrase solcher Stellen, wie um deren Eindruck zu vertiefen! Der Verf. meint übrigens im Vorwort, er habe sich bemüht, die Gedanken des Redners in 'gefälligem Deutsch' dem Schüler noch einmal vorzuführen. Ref. ist durchaus nicht dieser Ansicht. Vielmehr sind die gebotenen Übersetzungen vielfach theils in ungeschicktem Deutsch abgefasst, theils unrichtig. Um dieses ablehnende Urtheil zu rechtfertigen, ist Ref. leider bemüssigt, es durch eine entsprechende Anzahl von Beispielen zu begründen: S. 4 (Cat. I. c. 5) die große und gefährliche Hefe des Staates'! (*magna et perniciosa sentina reipublicae*). Hart, weil allzu wörtlich übersetzt, ist S. 6 der Ausdruck 'wenn meine Gefahren gesondert sind von denen des Staates', S. 7 'Dass dieser Aufwiegler mit den empfindlichsten

Strafen hingeschlachtet werde.' Ganz undeutsch ist auch eine Satzform wie folgende: S. 8 'Diese sind umsomehr zu fürchten, je größer ihr Ansehen ist, durch das viele entweder schlechte oder unerfahrene Menschen sich bestimmen ließen und die im Entstehen begriffene Verschwörung dadurch, dass sie nicht daran glaubten, nährten und stärkten.' Unstatthafte Latinismen sind: 'aus dieser so großen Banditenschar' S. 9, 'dieser so gefährliche Krieg' S. 23, 'Krieg ansagen' S. 14, ebd. 'ich halte ihn für einen Schlechten', 'viele und unzweifelhafte Winke' S. 18, S. 20 'alle Briefschaften, die in dem Gefolge gewesen waren', wörtlich das latein. '*litterae quaecumque erant in comitatu*', aber ganz undeutsch, S. 27 'was zum Gewinn des Lebens noch hinzukommen könnte'; was heißt das? S. 29 'ins Gefängnis und zwar lebenslängliches werfen', S. 31 'Leute von so unglücklichem Lose oder so schlechter Gesinnung', S. 32 'in den Gesprächen (*in sermonibus*) aller Völker' statt 'im Munde'; förmlich komisch heißt es S. 19 'der Sitz dieses erlauchten(!) Reiches (*clarissimi*), ebd. 'die Menschen werden mit dem Gefühle des Behagens erhalten' [*cum voluptate servantur*], ebd. unverständlich 'der Retter wird bei euch und euerm Nachbarn in Ehren stehen', S. 25 'Das Forum schwamm über von Blut', S. 30 'diesen Sitz der Republik' [*universum reipublicae domicilium*], vielmehr 'diesen Sitz der Staatsregierung', S. 18 wird für die Übersetzung des Satzes 'Cicero theilte dem Volke mit, was geschehen war' die Phrase '*communicare cum aliquo*' empfohlen. Doch ist diese hier gar nicht am Platze, sondern vielmehr *exponere*, *certiorem facere*, *docere* oder Ähnliches. — Nach den angeführten Proben wird man es begreiflich finden, wenn Ref. in den von L. vorgelegten Übersetzungsstücken in keiner Weise Mustervorlagen oder überhaupt brauchbare Vorlagen zu sehen vermag. Jeder halbwegs gewandte Lateinlehrer wird seinen Schülern Besseres zu bieten imstande sein.

Wien. Alois Kornitzer.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgeg. von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Classiker-Bibliothek), 1. Bd. (bearbeitet von Dr. K. Heinemann). Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, kl. 8°. Preis geb. 2 Mk.

Den „Bedürfnissen verschiedener Leserkreise“ zu genügen, ist die Absicht dieser neuen Ausgabe von Goethes Werken. Den Plan der Bearbeitung hat Prof. Elster in Leipzig nach den Grundsätzen der Meyer'schen Classikerausgaben entworfen, und K. Heinemann bearbeitet die meisten Bände, von denen der erste vorliegt. Er enthält eine Biographie Goethes von Heinemann (56 Seiten stark), eine Würdigung der Lyrik Goethes und „Gedichte“ (S. 1—358).

Zugrunde gelegt erscheint die Ausgabe letzter Hand, die mit den übrigen großen Ausgaben verglichen wird und wozu auch die Weimarer Sophienausgabe herangezogen wurde; die Lesarten sind nicht mitgetheilt, doch werden die Gedichte durch kurze Fußnoten (nach Art der Hempelausgabe) und kritische Anmerkungen am Schlusse erläutert. Als Schmuck des sehr schönen Bandes finden wir eine — in meinem Exemplare leider sehr undeutliche — Nachbildung des Stieler'schen Goetheporträts und zwei musterhaft gehaltene Facsimiles Goethe'scher Verse.

Die biographische Einleitung anlangend, weiß ich aus Erfahrung, wie schwer es ist, einen so gewaltigen Stoff auf etliche Bogen zusammenzudrängen, doch hätten einige Sätze genauer und weniger phrasenhaft gegeben werden können, so S. 11*, wo es heißt: „Auch das Französische wurde schon früh begonnen, Italienisch lernte er nebenbei, Hebräisch und Griechisch so viel, wie er zum Studium der Bibel brauchte"; S. 12*: „Die römischen Prospecte... gaben dem Knaben die erste künstlerische Anregung". Die Behauptung S. 39*, Goethes italienische Reise sei häufig überschätzt worden, ist nicht wohl angebracht, die Anmerkung S. 255, dass die Jenaer Sonette 8—10 keine Beziehung zu Minna Herzlieb haben, einfach unrichtig, da gerade das 10. ihren Namen verräth. Fehlte von den venetianischen Epigrammen in Schillers MA 1796 nicht auch 34 b (35.)? S. 386, vgl. Goedeke[2] 684 fg. Zum „Epiphaniaslied" (S. 94) würde ich V. 12 die Weimarer Lesart „mir erfrein" der gebrauchten vorziehen, da sie sinngemäßer ist. Mit anderen Änderungen kann man durchaus einverstanden sein, auch mit der für Unterrichtszwecke passenden Orthographie und Interpunction (ausgenommen jedoch beim „Bergschloss", S. 58); dass in den Versen 59 fg. des Gedichtes „Ilmenau" der lustige Oberforstmeister v. Wedel geschildert ist (nicht Knebel, S. 345), haben L. Blume und W. Fielitz unabhängig von einander nachgewiesen. Es wäre auch wünschenswert gewesen, die alten Formen anglen, manglen (S. 21) und sammlen (S. 69) nach H zu ändern; hoffentlich geschieht es bei einer Neuauflage, die diese Ausgabe in vollem Maße verdient! Von Druckversehen fielen wir auf: Hardt (statt Herdt, S. 28*), Claudia von Villabella (39*), Reinecke Fuchs (Reineke), St. Gotthardt (S. 101), Ullrich (95), Wolffskeel (320), Anlitz (S. 198, V. 25) und S. 351 beim 2. Gedichtchen an Silvie v. Ziegesar V. 4: das (statt „dass"). Im ganzen jedoch darf sowohl die Behandlung des Textes als auch die Anlage des kritischen Apparates rückhaltlos gelobt werden. In den Anmerkungen ist das Wesentliche in kluger Beschränkung des Materials überall verzeichnet, werden die Lesehindernisse in ausreichendem Maße beseitigt und auch wissenschaftliche Bestrebungen gefördert. Die äußere Ausstattung, Papier und Druck sind vorzüglich.

Graz. S. M. Prem.

Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. **Zweifelhafte Fälle, unsichere Begriffe, deutsche Personennamen und brauchbare Fremdwörter in einer alphabetisch geordneten Auswahl nach zuverlässigen Forschungen erläutert von Theodor Vernaleken. Wien 1900. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 8°. VIII und 317 SS.**

Dem Germanisten wird dieses Buch weder Nutzen noch Schaden bringen, aber ich müsste es bedauern, wenn Unerfahrene es zur Hand nähmen. Setzen wir den Fall, es wollte jemand die Etymologie von Anarchie und die Bedeutung von Attaché erfahren. Er liest S. 38, bezw. S. 42 folgendes: '*Anarchie* kann nicht anders erklärt werden als an- = ohne, das wie un einen Gegensatz ausdrückt. Anarchisch = ohne Herrschaft, gesetzlos. Anarchisten haben das thierische Gelüste, Bestehendes zu vernichten'. 'Die *Attachés* der Großmächte, das sind: die ihnen zugetheilten und anhänglichen Männer'. Was soll sich da der nach Belehrung Strebende denken? Auf dem Boden der heutigen Wissenschaft steht ein Buch gewiss nicht, in dem gelehrt wird, dass '*ph* = *f*' ein aspirierter Laut, '*sk* = *sch*' ein Kehllaut, *ß* = *ds* sei, dass das Wort empfehlen erst der Neuzeit angehöre, dass man der Lautverschiebung wegen statt Tinte auch Dinte sage, dass von däuchten das gleichbedeutende dünken als besonderes Zeitwort sich abgetrennt habe, dass German = Wehrmann sei und die Benennung wahrscheinlich von den im nördlichen Gallien herrschenden Franken herrühre, die als stürmische Krieger auch den Römern bekannt waren, dass Tele in Telegraph zu τελεῖν, τέλος gehöre, dass ein schwaches Zeitwort niemals stark werde, dass Karl Martell und Pipin der Kleine Merovinger gewesen seien, dass von 843 an die Kaiserzeit in Deutschland beginne, dass Gewand das alte gewæte sei, dass auf gothisch 'Himmel' himina (!), 'Sonne und Mond' sunne und mêne laute, dass der erste Bestandtheil von Protokoll προτί = voran sei und dass Rad zu ahd. rado, 'd. i. schnell (rollend)', gehöre.

Wien. M. H. Jellinek.

Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis **auf Grund eines Lehrerbildungscursus, eigener sowie fremder Lehrversuche und Wahrnehmungen an öffentlichen Unterrichtsanstalten unter Berücksichtigung der bisher vorliegenden Gouin-Literatur dargestellt von Dr. R. Kron. 2. ergänzte Aufl. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1900. 181 SS.**

Während in Deutschland und Österreich der Kampf zwischen der alten grammatischen und der analytisch-imitatorischen Methode mit und ohne Bilder ausgefochten wurde — die Berlitz-Methode kam für Schulen nie ernstlich in Betracht — erstand bei unseren westlichen Nachbarn eine neue Methode, die an den Namen Gouin

geknüpft ist. François Gonin, damals Director der *École franco-alsaciènne* in Genf, hatte im Jahre 1880 ein Buch, betitelt: *L'art d'enseigner et d'étudier les langues* im Selbstverlage erscheinen lassen, weil er für sein Werk, welches eine ganz neue und absonderliche Lehrweise der fremden Sprachen vorschlug, keinen Verleger finden konnte. Das Buch fand auch in der engeren Heimat des Verfassers wenig Anklang, wohl hauptsächlich wegen seiner unklaren, wunderlichen Darstellungsweise, und er selbst vermochte auch bei seinen späteren Versuchen in Paris keinen durchschlagenden Erfolg zu erringen. Einem englischen Elektrotechniker Howard Swan im Verein mit einem begeisterten Schüler Gonins, Bétis, war es vorbehalten, den Ideen Gonins in England Eingang und Verbreitung zu verschaffen. In Deutschland blieben sie so gut wie unbekannt, bis Dr. R. Kron im Jahre 1895 eine ausführliche Darstellung dieser Methode erscheinen ließ. Dieses Buch liegt nun in 2. Aufl. vor, ein Beweis, dass man allmählich anfängt, sich auch mit dieser eigenartigen Methode zu befassen.

Das Buch Krons entwickelt vor allem die leitenden Grundsätze der Methode Gonins. Der erste derselben fordert, dass die Erlernung der fremden Sprache durch das Ohr (Gehör) vor sich gehe, ein Grundsatz, den er auch mit unseren Reformern gemein hat, und den jede Methode, welche die Sprechfertigkeit als ihr Ziel aufstellt, befolgen muss. Im weiteren trennt er sich aber von den Analytikern und Bilderverehrern, indem er an Stelle der äußeren die innere Anschauung als Basis der Sprechübungen nimmt. Ganz neu, eigenartig und sinnreich ist ferner die Gruppierung und Übermittlung des Sprachmaterials, das er zunächst eintheilt in das objective, das die Außenwelt, und in das subjective, welches das Innenleben des sprechenden Individuums wiederspiegelt, und in das figürliche, das die bildliche Einkleidung der äußeren und inneren Vorgänge umfasst. Die Übermittlung zunächst des objectiven Sprachschatzes geschieht in der Weise, dass ein leicht vorstellbarer Vorgang aus dem täglichen Leben, z. B. das Ankleiden, in seine einzelnen Momente zerlegt und seine Thätigkeiten in ihrer zeitlichen Folge in kleinen Sätzen ausgedrückt werden, wobei im Anschluss an die Thätigkeit die Gegenstände der Außenwelt, die dabei in Betracht kommen, vor das geistige Auge treten und in der fremden Sprache genannt werden. Es scheint mir zweifellos, dass auf diese Weise das Sprachmaterial besser geordnet, eindrucksvoller, vollständiger und in brauchbarerer Form dem Lernenden mitgetheilt wird als in allen bisher angewendeten Methoden. Damit ist aber schon ungeheuer viel gewonnen. Denn das war ja der Hauptnachtheil der grammmatischen Methode, dass bei der Anordnung des Sprachstoffes nach grammatischen Gesichtspunkten der sachliche Zusammenhang zerrissen werden musste, während bei der analytischen Methode das Sprachmaterial

häufig in recht umfänglichen Satzgebilden gebunden erscheint. Mit den kleinen Sätzen nun, die unter einander in einem sachlichen und logischen Zusammenhange stehen, scheint mir Gonin den richtigen Mittelweg eingeschlagen zu haben. Die mir vorliegenden Serienhefte von Gonin selbst (Paris, librairie Fischbacher) und die English Series von Swan Bétis (London, Philip & Son) bieten nur die objective Sprache, während Höft, Englische Serien I (Hamburg bei Meißner) in der Form von Schulconversation auch in recht ansprechender Weise das subjective Sprachmaterial zur Einübung bringt. Für die figürliche Rede finde ich nur in den theoretischen Anweisungen den Plan und einzelne Beispiele, ausgearbeitet erscheint dieser Theil noch gar nicht. Das erregt aber kein besonderes Bedenken. Es wird auch in der Muttersprache keine systematische Unterweisung in der figürlichen Sprache ertheilt, und es versteht sie doch gewöhnlich jeder, wenn ihm das Bild auch zum erstenmal vorkommt, auf Grund der Wortbedeutung in der gewöhnlichen oder objectiven Sprache. Die Einführung in die figürliche Redeweise könnte also ganz wie in der Muttersprache gelegentlich der Lectüre geschehen.

In einem weiteren Abschnitte wird von dem Verfasser das Verhältnis der Methode Gonins zur Grammatik erörtert. Es wird aus diesen Darlegungen und noch mehr aus den Lehrmitteln in dieser Methode klar, dass sich bei Anwendung der Methode Gonins die Einübung der Formenlehre und Syntax des einfachen Satzes im Anschlusse an die Sätzchen der Serien recht leicht und praktisch in genetischer Weise ergibt; der zusammengesetzte Satz würde theils bei Umbildungen der Serien in zusammenhängende Darstellung, bei der Behandlung der subjectiven Sprache und bei der Lectüre behandelt werden. Aber Gonin hat sich auch bemüssigt gefühlt, die Grammatik umzugestalten, und das nicht immer mit Glück. Ähnlich wie seinen berühmten Landsmann J. J. Rousseau scheint ihn auch das Bestreben, alles schlecht zu machen, was bisher gegolten hat, dazu verleitet zu haben, Neuaufstellungen zu machen, wo sie besser unterblieben wären. Dies gilt besonders von der Tempuslehre. Ich kann nie und nimmer glauben, dass die Tempuslehre Gonins leichter verständlich sei als die bisherige, wenn es sich um irgendwelche compliciertere Verhältnisse handelt, und bei den einfachen Verhältnissen setzt sie wieder gar zu wenig voraus. Es ist für einen 10—12jährigen Jungen denn doch nicht mehr nöthig, dass man ihm die Begriffe „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ in „gestern, heute und morgen“ umsetze. Außerdem ist doch auch gar nichts damit gewonnen, denn man muss doch dann wieder erklären, dass diese drei Begriffe nur Typen für die drei Grundverhältnisse der Zeit sind. Diese Nöthigung tritt sofort ein, wenn ich erklären soll, dass bei einer Handlung, die „vor einer Stunde oder vor einem Jahrhundert“ geschehen ist, dieselbe Zeit gesetzt werden muss

wie bei gestern, und bei einer Handlung, die im nächsten Augenblick sich vollziehen wird, dieselbe Zeit stehen kann wie bei einer, die morgen oder in 100 Jahren sich abspielen wird.

In einem zweiten Theile behandelt der Verf. die praktischen Versuche, die mit der Methode in verschiedenen Ländern angestellt, und die Erfolge, die damit erreicht wurden. Den ersten Platz nimmt darunter der Versuch ein, den M. Bétis an den Kindern des Herausgebers der Zeitschrift *Review of Reviews*, Mr. Steads, vorgenommen hat. Der Versuch war zwar unter verhältnismäßig sehr günstigen Umständen durchgeführt worden; denn der Unterricht wurde in einer ganz kleinen Gruppe bei wöchentlich zehn Unterrichtsstunden ertheilt. Und gewiss waren die Kinder angehalten worden oder hatten sich selbst dazu veranlasst gefühlt, das, was sie in den Unterrichtsstunden gelernt hatten, tagsüber anzuwenden. Dass die älteren der Kinder Mr. Steads schon früher französischen Unterricht genossen hatten, möchte ich weniger in Anschlag bringen; denn Sprechfertigkeit besaßen sie vor dem Versuche noch so gut wie keine, und theoretische Unterweisung in einer Sprache und Einübung der Sprechfertigkeit sind zwei so verschiedene Dinge, dass sie auf einander nur geringen Einfluss üben. Die durch das Prüfungsprotokoll festgestellten Leistungen bleiben aber unter allen Umständen erstaunlich. Außerdem sind auch an öffentlichen Schulen Englands im Classenunterricht recht befriedigende Resultate erzielt worden. Dass eine solche Anpreisung einer Methode nicht frei von Übertreibungen ist, wird wohl niemanden besonders wundernehmen. Dahin gehört z. B. die Behauptung auf S. 11 des Kron'schen Buches, dass „die Fähigkeit des Lesens und Schreibens in der fremden Sprache dem Lernenden als reife Frucht von dem Baume des Hörens und der lautlichen Wiedergabe in den Schoß falle". Nun, ich dächte, jeder Volksschullehrer sowie jeder Mittelschullehrer, der sich mit dem Unterricht in unserer deutschen Muttersprache zu befassen hat, könnte davon erzählen, welch jahrelange Mühe, wieviel Übungen die deutsche Rechtschreibung, die doch um ein gut Stück einfacher ist als die französische und englische, erfordert, trotzdem in ihr gewiss eine bessere Beherrschung der gesprochenen Sprache vorhanden ist, als die beste Methode in einer fremden Sprache zu erzielen mag.

Ein Anhang gibt dann noch Auskunft über die Gonin-Literatur und über die Gelegenheiten zur praktischen Ausbildung in der Methode.

Somit hat der Verfasser ein höchst brauchbares Hilfsmittel geschaffen, indem er uns einerseits in einer viel klareren Weise, als der Erfinder in seinem grundlegenden Werke es thut, mit den Principien der Methode bekannt macht, und anderseits über alle Behelfe die verlässlichsten Nachweise bietet. Ich kann daher nur

sagen, dass niemand, der sich für Fragen der Methodik des Sprachunterrichtes interessiert, an diesem Buche achtlos vorübergehen sollte.

Leitmeritz. J. Resch.

Schulausgaben englischer Schriftsteller.

Albert Hamanns Schulausgaben englischer Schriftsteller. Nr. 2: *Jackanapes* und *Daddy Darwin's Dovecot* von Juliana Horatia Ewing. 8°, XI u. 84 SS. Dazu „Anmerkungen", 35 SS. Preis 1 Mk. — Nr. 3: *The Fifteen Decisive Battles of the World* von Sir Edward Creasy (Auswahl). XIV u. 113 SS. Dazu „Anmerkungen", 26 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — Nr. 4: *The Tempest* von Will. Shakespeare. XVI u. 71 SS. Dazu „Anmerkungen", 35 SS. Preis 1 Mk. Leipzig, Dr. P. Stolte 1897.

Zu den vielen Veranstaltern englischer Schulausgaben gesellt sich nun auch Albert Hamann. Er sagt in der Ankündigung zu seiner Sammlung, dass er, abgesehen von einigen Dramen Shakespeares, ausschließlich Werke der neuesten Zeit bringen werde. Jedes Bändchen beginnt mit einer „Einleitung", in welcher die Eigenart des Verf.s gekennzeichnet und das Verständnis des Gegenstandes selbst erschlossen werden soll. In den „Anmerkungen" finndet der Schüler Verdeutschungen seltenerer Wörter und Wendungen, Erklärungen schwierigerer Stellen und sachliche Erläuterungen, aber keine Erklärungen grammatischer Art, da der Herausgeber die Lectüre nicht zum „Vehikel grammatischen Unterrichts" machen will.

Das 2. Bändchen der Hamann'schen „Sammlung" enthält zwei Kindergeschichten von Mrs. Ewing. Die eine erzählt von Jackanapes, dem Sohne eines Waterloohelden, der nach einer glücklichen Kindheit im heimatlichen Dorfe dem Berufe seines Vaters folgend Soldat wird und in Indien den Heldentod stirbt, indem er einem Kameraden das Leben rettet; die andere handelt von Jack March, einem Waisenknaben aus dem Armenhause, der sich durch seinen Fleiß, seine zähe Ausdauer und seine dankbare Anhänglichkeit die Liebe seines Herrn in so hohem Grade erwirbt, dass ihn dieser adoptiert und ihm Haus und Hof vermacht. Das Bändchen ist für die Oberclassen von Gymnasien, Realschulen und höheren Töchterschulen wohl geeignet.

Im 3. Bändchen sind von Creasys „Fifteen Decisive Battles of the World" die folgenden drei ausgewählt worden: I. Joan of Arc's Victory over the English at Orleans, 1429; II. The Battle of Blenheim, 1704; III. The Battle of Waterloo. Die von dem Herausgeber getroffene Auswahl ist insofern zu billigen, als an den geschilderten drei Schlachten die Engländer selbst betheiligt waren und so ein gutes Stück englischer Geschichte vor den Augen

des Schülers vorübergeführt wird. Das Büchlein ist besonders Cadettenschulen zu empfehlen.

Das 4. Bändchen bringt, natürlich mit modernisierter Orthographie, Shakespeares „Tempest". Die „Einleitung" enthält 1. eine knappe Skizze über des Dichters Leben und Schaffen, 2. einen Überblick über seine Werke, 3. eine Betrachtung des Charakters und der Quellen sowie eine ausführliche Inhaltsangabe des „Tempest". Aufgefallen ist mir, dass der Herausg. das ganze Drama „Pericles" für eine Dichtung Shakespeares hält, während es doch erwiesen ist, dass Shakespeare nur einige Scenen dazu beigesteuert hat. Ferner wird als vermuthliche Entstehungszeit des „Tempest" der Winter 1610—1611 angegeben. Nach der neuesten Forschung ist für diese Annahme nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden; man kann nur sagen, dass das Drama in der Zeit zwischen dem Jahre 1610, wo Jourdans Buch „A discovery of the Barmudas" erschien, und dem Jahre 1613, wo das Stück in Whitehall aufgeführt wurde, geschrieben worden sein muss. Der Herausgeber hat es verabsäumt, die Ausgabe zu nennen, nach welcher er den Text abgedruckt hat. Übrigens hat er das Drama durch einige Auslassungen und directe Änderungen des Textes so zurechtgestutzt, dass es auch in der obersten Classe einer höheren Mädchenschule oder eines Lehrerinnen-Seminars gelesen werden kann.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller [1]).

Louisa M. Alcott, Little Men, Life at Blumfield with Jo's Boys. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausg. von Dr. Alfred Mohrbutter. I. Theil: Einleitung und Text. II. Theil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1900. VII u. 228 SS. Preis beider Theile geb. 2 K.

Die im Jahre 1872 erschienene Jugendschrift „Little Men" der gefeierten amerikanischen Schriftstellerin L. M. Alcott ist ein Seitenstück zu den Schriften „Little Women" und „Good Wives", die ebenfalls für die Freytag'sche Sammlung bearbeitet worden sind. Wir lernen darin das Leben und Treiben der Knaben in einer Privatschule kennen; besonderes Interesse erregt ein wilder, aber im Grunde herzensguter Junge, der sich durch allerlei böse Streiche in der Schule unmöglich macht und daher entlassen wird, aber später infolge eines erlittenen Unfalls reuig zurückkehrt und ein neues, besseres Leben beginnt. Die Sprache des Buches ist einfach und natürlich, aber nicht ganz frei von Slang. Die „Anmerkungen" erklären alle sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten in mustergiltiger Weise. Nicht erklärt ist der volksthümliche Gebrauch des Adjectivs als Adverb in der Stelle *I'm awful sleepy* (S. 55, Z. 18). Die Übersetzung der Stelle „*you just see*" (S. 12, Z. 30) durch „du wirst schon sehen" ist

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 895 ff.

nicht zutreffend; *see* ist hier ein Imperativ, dem familiär das Personalpronomen *you* vorgesetzt ist. Die Anmerkung „*tummin'* = *coming*“, die zu S. 83, Z. 9 gegeben wird, hätte schon zu S. 62, Z. 19 (*My Danny's tummin' soon*) gegeben werden sollen. Im Wörterverzeichnis finde ich nur folgende Mängel: S. 163 „*closet* [clŏ'zet]“; lies [clo'zet]! — S. 169 „*dare* wagen; dürfen“; die letztere Bedeutung ist zu streichen! — S. 208 „*rig* ausstaffieren“ usw.“; es fehlt das Compositum *to rig up* (S. 70, 31 *I am the daughter, so I rig up a good deal*).

Das Büchlein ist zur Classen- und Privatlectüre schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes bestens zu empfehlen.

The Gruno Series. I. Little Lord Fauntleroy by Frances H. Burnett. Annotated by L. P. H. Eykman and C. J. Voortman, Teachers of English at Amsterdam. Groningen, P. Nordhoff 1900. 242 SS.

Mit diesem stattlichen Bande wird eine neue Sammlung englischer Schriftsteller für holländische Schulen eröffnet. Die beiden Herausgeber haben einen glücklichen Griff gethan, denn „Little Lord Fauntleroy“ ist einer der reizendsten Lesestoffe, die sich für die Jugend überhaupt finden lassen. Die Anmerkungen sind durchwegs englisch abgefasst und finden sich am Fuße jeder Seite. Seltenere Wörter werden durch gewöhnlichere, bekanntere erklärt, z. B. S. 4 *stubborn = obstinate; fit = attack; petulance = bad temper or humour*. Diese Methode, die den Forderungen der extremsten Reform entspricht, lässt sich aber doch nicht ganz durchführen. Namen von Pflanzen etc. müssen den Schülern in ihrer Muttersprache übersetzt werden; z. B. S. 71 „*fern* = a plant called *varen* in Dutch“; *bluebell* = a plant called (*rondbladig*) *klokje* in Dutch“. In der Anmerkung zu der Stelle „*every inch á lord = a lord all over*“ hätte auf die bekannte Stelle „*every inch a king*“ in Shakespeares „King Lear“ hingewiesen werden sollen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Französische Geschichte von Prof. Dr. R. Sternfeld, 203 SS. Leipzig 1898; Sächsische Geschichte von Prof. Dr. Otto Kaemmel, 160 SS., 1899; Österreichische Geschichte von der Urzeit bis 1526 und Österreichische Geschichte von 1526 bis zur Gegenwart, beide von Prof. Dr. F. v. Krones, 199 u. 211 SS., 1899, 1900; Deutsches Leben im 12. Jahrhundert von Prof. Dr. J. Dieffenbacher, 177 SS.. 1899. Sammlung Göschen.

Die Göschen'sche Verlagshandlung in Leipzig gibt unter dem Gesammttitel „Sammlung Göschen“ eine Reihe von Bändchen heraus, welche Gegenstände verschiedener Wissenschaften behandeln. Sie gewann für ihr Unternehmen hervorragende Gelehrte und

gibt die (gebundenen und hübsch ausgestatteten) Bändchen um einen beispiellos billigen Preis (80 Pfennige) ab. Mir liegen aus dieser Sammlung einige geschichtliche Arbeiten vor, denen hier einige Zeilen gewidmet werden sollen. Prof. Sternfeld gibt auf 198 Seiten eine Übersicht über die Geschichte Frankreichs von der Zeit der Gallier und der Gründung Massilias durch die Griechen an bis auf Dreyfus und Zola. So gedrängt diese Übersicht auch ist, so bleibt doch nichts Wesentliches unbesprochen; die Darstellung ist klar und leicht verständlich, der volkswirtschaftlichen Entwicklung hätte vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet und hie und da auch ein Ausdruck näher erklärt werden können wie etwa *Prevôt des marchands* (S. 59), *Sorbonne* (S. 63). — Prof. Kaemmel erzählt in einem Bändchen von 160 Seiten die sächsische Geschichte. Er geht von den Hermunduren und Thüringern aus, berichtet von der Einwanderung der Slaven, von ihrer Unterwerfung, von der Entstehung des Herzogthums Sachsen und der Begründung der Wettinischen Macht. Die Erwerbungen der Wettiner, ihre Kämpfe und die Theilungen ihrer Gebiete werden übersichtlich dargelegt; aber die Kürze der Darstellung verhindert mitunter das volle Verständnis. Mit dem Beginn der Reformation gewinnt die Geschichte Sachsens allgemeines Interesse. Der Verf. berührt wiederholt auch die innere Entwicklung: er handelt von der Verfassung und Verwaltung, von der socialen Gliederung, den volkswirtschaftlichen Zuständen, von der Pflege der Wissenschaft und Kunst. Das Bändchen schließt mit einer Charakteristik des Königs Albert, dem es gewidmet ist. — F. v. Krones behandelt in zwei Bändchen die Geschichte Österreichs von der Urzeit bis zum Jahre 1900. Der Name des Verf.s bürgt dafür, dass wir es mit einer alles richtig beurtheilenden, sachlich unanfechtbaren Darstellung zu thun haben.

Das Bändchen „Deutsches Leben im 12. Jahrhundert" von Prof. Dieffenbacher gibt „Culturhistorische Erläuterungen zum Nibelungenlied und zur Kudrun". Er handelt zunächst vom öffentlichen Leben und bespricht die älteste Gliederung des deutschen Volkes, den Lehnstaat und die „ständischen Verhältnisse", wie sie sich in den zwei Epen zeigen: den König und die Königin, die Hofbeamten, den Ritterstand und die übrigen Stände, das Gerichtswesen, Maß und Gewicht. Der zweite Abschnitt behandelt das Kriegswesen, der dritte das Schiffswesen, der vierte das Privatleben, der fünfte bietet unter der Überschrift „Mythologisches" germanisch-heidnische Vorstellungen (Wassergeister und Schwanenjungfrauen, Zwerg und Riese, Lindwurm, Wünschelruthe) und Orientalisch-Märchenhaftes. Zu bemerken ist, dass allen besprochenen Gegenständen die mittelhochdeutsche Bezeichnung beigefügt ist und dass sehr oft auf die betreffenden Strophen der Nationalepen verwiesen wird. In vortrefflicher Weise vermittelt das lehrreiche und sehr empfehlenswerte Büchlein das Verständnis des öffentlichen und privaten deutschen Lebens im 12. Jahrhundert.

Graz. F. Mayer.

Alexander **Malinin**, Zwei Streitfragen der Topographie von Athen. Berlin, G. Reimer 1901. 8°.

Die Schrift zerfällt in zwei Capitel: I. Über die Lage der athenischen Agora (S. 1—20), II. die Enneakrunosepisode (S. 21 bis 43). Die Agora liegt nach dem Verf. nördlich von der Akropolis, zwischen dem römischen Ölmarkte und den Nordabhängen des Burgfelsens; in der Enneakrunosfrage entscheidet er sich gegen Dörpfeld und sucht Wachsmuths Annahme zu stützen.

Die Methode des Verf.s scheint mir nicht die zu sein, welche in diesen verwickelten Fragen zu sicheren Ergebnissen führen könnte. Statt von einer allseitigen Interpretation der Hauptquelle, des Pausanias, auszugehen, werden fragmentarische Notizen in den Vordergrund gerückt und eine rein conciliatorische Kritik geübt. So nimmt es nicht Wunder, dass man trotz der aufgebotenen Gelehrsamkeit und des Scharfsinnes des Verf.s in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Als erstes Gebäude der Agora wird die *στοὰ βασίλειος* betrachtet. Der Verf. sucht also zunächst nachzuweisen, dass diese nordwestlich von der Akropolis, nicht nordwestlich vom Areopag gestanden habe. Zu diesem Zwecke combiniert er Paus. I 8 5, Arrian Anab. III 16 8 und Ps.-Aeschines epist. IV 3, da die bei Paus. erwähnte Pindarstatue bei Ps.-Aesch. *πρὸ τῆς βασιλείου στοᾶς*, die Tyrannenmörder aber, welche Paus. nach der Pindarstatue nennt, bei Arrian *ἐν Κεραμεικῷ, ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν* angesetzt werden. Anderseits bestimmt Schol. Aristoph. Pac. 1183 die Lage der *θόλος* als *τόπος παρὰ πρυτανεῖον*; weil nun das letztere sicherlich im Norden der Akropolis, u. zw. gegen Osten hin erwiesen sei, so liege die *θόλος*, mithin die Agora im Norden der Akropolis. Dies wäre freilich alles schön, doch beginnen die Schwierigkeiten erst jetzt. Wenn man auf vereinzelte Angaben in Quellen wie Ps.-Aesch. und Schol. Aristoph. so großes Gewicht legt, so muss man auf den Zusammenhang bei Paus. noch mehr achten. Deutlich sondert dieser zunächst zwei Theile oder Touren im Nordwesten und Norden der Stadt (nicht bloß der Agora): I 3 1 ff. *τὸ δὲ χωρίον ὁ Κεραμεικὸς τὸ μὲν ὄνομα ἔχει.... πρώτη δέ ἐστιν ἐν δεξιᾷ καλουμένη στοὰ βασίλειος* usw. und 14 6 *ὑπὲρ δὲ τὸν Κεραμεικὸν καὶ στοὰν τὴν καλουμένην βασίλειον ναός ἐστιν Ἡφαίστου* usw., wobei die Agora mit Namen erst c. 17 1, das *πρυτανεῖον* 18 3 erwähnt wird. Der zweite Theil nun wird vom Verf. gar nicht berücksichtigt, was umso bedenklicher ist, da Paus. die Agora als solche nirgends deutlich abgrenzt. Gerade die Disposition des Paus. ist von ausschlaggebender Bedeutung. Sie wird begreiflich, wenn wir annehmen, Paus. komme vom Dipylon her und beschreibe nun zunächst nach rechts die Gegend bis gegen die Akropolis und — füge ich gleich hinzu — im Westen der Akropolis. In

einer zweiten Tour geht er dann vom Norden her gegen die Akropolis. *Ἐν δεξιᾷ* scheint sich also im Gegensatze zu *ὑπὲρ τὸν Κεραμεικόν* nicht bloß auf das erstgenannte Gebäude, sondern auf die ganze erste Tour zu beziehen. Völlig unbegreiflich aber wird die Zweitheilung, wenn wir mit Malinin die Agora zwischen Ölmarkt und Burg suchen. Auch andere Bedenken stellen sich ein. Im Norden des Areopags sind größere Bauten nachgewiesen; dadurch wird die Unwahrscheinlichkeit noch gesteigert, dass Paus. zwischen Dipylon und Nordwestfuß der Akropolis gar nichts zu notieren gehabt hätte. Insbesondere wird es von großer Wichtigkeit sein, ob die Recht behalten, welche unabhängig von einander und aus verschiedenen Gesichtspunkten zu dem Schlusse gekommen sind, dass im Theseion das Heiligthum des Apollon Patroos zu erkennen sei.

Aber selbst wenn wir zugeben, dass die von Malinin geführten Zeugen vollwertig sind, berechtigen sie denn auch zu seinen Folgerungen? Arrians Bestimmung *ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν* sagt doch nicht, wo dieser Weg begonnen habe. Heute führt z. B. westlich von der Attalosstoa die *ὁδὸς στοῶν* bergan; wer möchte leugnen, dass *ᾗ ἄνιμεν ἐς πόλιν* ganz gut auf diesen Anfangspunkt passen könnte. Solcher Punkte ließen sich wohl noch mehr finden. Die Tholos aber kann ganz wohl in der Nähe des Prytaneion gelegen haben, vorausgesetzt, dass wir *παρὰ πρυτανεῖον* nicht pressen. Sagt doch anderseits Paus., das Prytaneion liege nahe dem Agraulion. Nehmen wir nun an, *θόλος* und Prytaneion seien die Punkte, in welchen sich die beiden Touren des Paus. nahekommen, so können wir damit die Aristophanesscholie vereinen. Übrigens ist es eine offene Frage, ob das Prytaneion zur Agora gehöre oder nicht. Schon dies muss uns in der Benützung der Scholie vorsichtig machen.

Die Enneakrunos liegt nach des Verf.s Meinung am Ilissos. Die Unterbrechung der Periegese bei Paus. sucht er mit Wachsmuth durch eine Umstellung zu erklären, welche zu den gewaltsamsten Verrenkungen nöthigt. Fürs erste wird eine zweite Redaction der *Ἀττικά* angenommen. Man darf wohl verlangen, dass diese auch anderweitig wahrscheinlich gemacht werde; denn für unsere Stelle allein ist sie recht fraglich. Unter dem Odeion versteht Malinin das des Herodes. Nun soll Paus. in die Agraibeschreibung nach dem Stadion die Erwähnung des Odeions eingeschaltet haben. Wenn dies wegen der Pracht dieses Bauwerkes (s. Paus. VII 20) geschah und wegen der Beziehung zu Herodes, so könnte man doch billigerweise erwarten, dass dieser beiden Motive bei Paus. auch gedacht werde; das geschieht aber nicht, sondern die Erwähnung des Odeion 8 6 eröffnet nur einen Excurs über die Ptolemäer. Eine weitere Merkwürdigkeit liegt darin, dass Paus. etliche seitenlange Capitel eingeschoben haben soll, ohne zu merken oder darauf zu achten, dass dadurch *πλησίον δέ ἐστι*

κρήνη für jedermann unverständlich wurde. Der Abschnitt I 8 6 bis 14 1 soll hierauf aus der Agraipartie in die Beschreibung des Marktes versetzt worden sein. Der Grund sei der Wunsch gewesen, das Odeion an die topographisch richtige Stelle zu bringen, die Enneakrunos musste mitwandern, da man *πλησίον δέ ἐστι κρήνη* natürlich falsch bezog. Hier widerspricht sich Malinin selbst. Wenn die Agora die Lage hat, die er will, wie soll dann dies die topographisch richtige Stelle für das Odeion des Herodes sein? Dies wäre doch c. 21, 22 gewesen, wo die Tour vom Theater zum Aufgang der Propyläen geschildert wird. Dem gegenüber ist es wohl die gewichtigste Empfehlung für die Dörpfeld'sche Lehre, dass durch sie der Pausaniastext erst verständlich wird. Hat Paus. von 3 an den im Westen der Akropolis gelegenen Theil im Auge, so ist es begreiflich, wenn er mit der Dörpfeld'schen Enneakrunos diesen Theil beendet. Über die Thukydidesstelle (II 15) aber sind die Acten noch nicht geschlossen. Von Stahl übernimmt Malinin den Einwurf gegen Dörpfeld, Thukydides hätte statt *πρὸς νότον μάλιστα* sagen müssen *πρὸς ἑσπέραν*. Doch die gewöhnliche Auslegung kümmert sich um *πρὸς νότον μάλιστα* noch viel weniger: wäre sie richtig, so müsste man *πρὸς εὖρον* erwarten; denn diese Bezeichnung für Südosten ist für das 5. Jahrhundert belegt (vgl. Berger, Geschichte der wissensch. Erdkunde d. Gr. I S. 103). Mit *πρὸς νότον* hingegen kann eine südwestliche Richtung gegeben sein; vgl. Herodot VI 139 *ἡ Ἀττικὴ πρὸς νότον κέεται πολλὸν τῆς Λήμνου*; daher kann *πρὸς νότον μάλιστα* WSW bezeichnen.

Wien. E. Hula.

Mathematische Aufgaben zum Gebrauche in den obersten Classen höherer Lehranstalten. Aus den bei Reifeprüfungen an höheren Schulen gestellten Aufgaben ausgewählt von Prof. H. C. E. Martus, Director des Sophien-Realgymnasiums in Berlin. 3. Theil: Aufgaben. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch 1901. Preis geb. 4 Mk. 50 Pf.

Mit Freuden haben wir die Fortsetzung der im Jahre 1865 zum erstenmale erschienenen „Mathematischen Aufgaben" von Prof. Martus begrüßt. Haben ja doch diese Aufgaben wesentlich dazu beigetragen, unseren Abiturienten die Behelfe bei der Vorbereitung zum Maturitätsexamen zu ergänzen. Dieser Theil enthält unter 1300 Nummern 1363 Aufgaben, so dass die ganze Sammlung aus 3037 Aufgaben besteht.

Ein besonderes Gewicht wurde in dem vorliegenden Buche auf die sphärische Trigonometrie und auf die analytische Geometrie gelegt, da diese Theile der Mathematik im ersten Theile nur wenig berücksichtigt wurden. Sehr zu billigen ist es, dass die gleichartigen Aufgaben eng anein-



andergereiht sind, was sowohl dem Lehrer als auch dem Schüler beim Gebrauche des Buches sehr zustatten kommen wird. In einer jeden der so gebildeten Unterabtheilungen wurden die leicht zu lösenden den schwierigeren vorangestellt. Besonders einfache Aufgaben sind mit einem Stern, schwierige mit einem Kreuze neben der Nummer kenntlich gemacht werden.

Die Aufgaben über Maxima und Minima der Functionen, die wir besonders hervorzuheben haben, sind diesmal ziemlich zahlreich vertreten; es sind 112 Aufgaben in diesem Abschnitte enthalten. Nur hätte Ref. an der Stellung dieser Aufgaben im Buche das auszusetzen, dass diese nicht in den Abschnitt über Körperlehre gehören, sondern am besten am Ende des Buches ihren Platz gefunden hätten, zumal auch Aufgaben analytischen Charakters in diesen Abschnitt aufgenommen wurden.

Der erste Abschnitt handelt von der ebenen Trigonometrie einschließlich der praktischen Geometrie, der zweite von der Stereometrie, der dritte von den arithmetischen und geometrischen Reihen, der Zinseszins- und Rentenrechnung. Im vierten Abschnitte finden wir sehr instructive Aufgaben über Gleichungen 3. Grades, u. zw. von solchen, welche ohne Winkelfunctionen und solchen, welche mit diesen gelöst werden sollen. Die Aufgaben sind in ihrer größten Mehrheit der Stereometrie entnommen. In der sphärischen Trigonometrie oder Kugeldreiecksrechnung sind mehrfache Beispiele aus der astronomischen Erdkunde herangezogen worden. Der sechste Abschnitt umfasst Aufgaben aus der analytischen Geometrie der Ebene. Bemerkenswert sind u. a. mehrfache Beispiele zu den geometrischen Ortsbestimmungen und zur Theorie der allgemeinen Gleichung zweiten Grades mit zwei Veränderlichen. In manchen der schwierigeren Aufgaben finden wir kurze Bemerkungen und Winke, die sich bei der Lösung nützlich erweisen werden. Beachtenswert finden wir auch die Aufgaben, die sich auf den Schnitt durch einen Kegel beziehen; die Berechnung der Mantelfläche eines schiefen Umdrehungskegels, welche in der Fußnote zu Aufgabe 1955 gegeben ist, zeichnet sich durch große Einfachheit und Übersichtlichkeit aus. In der Lehre von den größten und kleinsten Werten der Functionen wird auf das von Schellbach verbesserte Verfahren von Fermat der elementaren Auflösung derartiger Aufgaben verwiesen. Übrigens wird man ja nach der Natur der Aufgabe bald zu dieser bald zu jener Auflösungsmethode mit Vortheil greifen können; sehr häufig hilft die einfache Methode der quadratischen Gleichungen, in weitaus den meisten Fällen die Methode der gleichen Ordinaten zum gewünschten Ergebnisse. — Im Anschlusse an die Aufgabe 2453 wird eine sehr gelungene Erklärung der mitteleuropäischen Zeit gegeben.

Fast 300 Aufgaben sind der Coordinatengeometrie oder — wie sie der Verf. bezeichnet — der Achsen-Raumlehre gewidmet. Auch hier ist die Feststellung der einzelnen Gruppen mit besonderer Sorgfalt und mit gutem Geschicke vorgenommen worden. Bei der Parabel ist speciell auf das Paraboloid und auf die Parabel als Wurflinie Rücksicht genommen worden.

Neben Rechenaufgaben sind auch Constructionsaufgaben und solche anzutreffen, in welchen der Beweis von Lehrsätzen verlangt wird.

Das Buch kann als ein sehr schätzenswerter, fördernder Beitrag zur Elementarmathematik für den Unterrichtsgebrauch bestens empfohlen werden. Die Auflösungen sollen in einem bald erscheinenden Bande folgen.

Die Entladung der Elektricität durch Gase. Von J. J. Thomson, Professor der Experimentalphysik am Cavendish-Laboratorium zu Cambridge. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Paul Ewers. Ergänzt und mit einem Vorworte versehen von Dr. Hermann Ebert, Professor der Pysik an der technischen Hochschule zu München. Mit 41 Textfiguren. Leipzig, Johann A. Barth 1900.

Im October 1896 hat der Verf. vier Vorlesungen über die Entladungen der Elektricität durch Gase an der Universität Princeton, New Jersey, gehalten, die mit Zufügung von einigen Ergänzungen hier abgedruckt erscheinen. In dem vorliegenden, sehr anziehend geschriebenen Schriftchen ist mit Einbeziehung der einschlägigen Literatur auf die Entladung der Elektricität durch Gase, auf die photoelektrischen Erscheinungen und auf die Kathodenstrahlen des Näheren eingegangen.

Die Arbeit bildet sowohl in theoretischer, als auch in experimenteller Beziehung sehr viel des Bemerkenswerten. Dass gerade das Studium der Entladungserscheinungen der Elektricität in Gasen geeignet ist, besondere Aufschlüsse über die Constitution der Materie zu geben, ist klar. Andererseits gewinnt die Ansicht über die atomistische Theorie der Elektricität, welche von Helmholtz aus den Faraday'schen Gesetzen der Elektrolyse gefolgert wurde, immer mehr Boden. Der Verf. des vorliegenden Buches hat sich mit diesen Fragen eingehend beschäftigt, und seine Forschungsergebnisse werden — da er als ausgezeichneter Beobachter gilt — Beachtung finden.

Das Problem der Elektrisierung eines Gases wird in dem Buche mit großer Ausführlichkeit besprochen. In der Erörterung der Theorien über die Natur der Kathodenstrahlen wird erstens der Ansicht gedacht, dass die Kathodenstrahlen aus Wellen im Äther bestehen, andererseits wird die Ansicht besprochen, nach welcher man die Kathodenstrahlen als die Bahn eines Stromes von negativ elektrisierten Theilchen ansieht, welche sich, so lange keine magnetische Kraft auf sie einwirkt, geradlinig und mit

großer Geschwindigkeit von der Kathode fortbewegen. Verfolgt man diese sogenannte „Corpusculartheorie" weiter, so gelangt man nach Thomson zu dem merkwürdigen Ergebnisse, dass die Masse eines solchen Corpuskels $m = 3 \times 10^{-26}$ eines Grammes, die negative Ladung desselben $e = 6 \cdot 8 \times 10^{-10}$ elektrostatische Elektricitätseinheiten ist. Der Verf. nimmt eine corpusculare Dissociation an, welche in allen Körpern platzgreift; es würden danach gewisse Moleküle einer Substanz fortwährend abgebrochen dadurch, dass einige Corpusceln abgeben, und fortwährend wieder aufgebaut dadurch, dass andere Corpusceln an sie heranfliegen. Die Consequenzen aus dieser Vorstellung von einem Körper, der von Corpusceln durchwandert wird, die unter dem Einflusse gewisser Kräfte von dem einen Ende des Körpers zum anderen gehen können, stimmen mit den bisherigen Erfahrungsthatsachen recht gut überein.

Wir empfehlen die Lectüre der vorliegenden inhaltsreichen Schrift angelegentlich den Physikern, die gewiss aus derselben manche Anregung für weitere Forschungen erhalten werden.

K. Koppes Anfangsgründe der Physik mit Einschluss der Chemie und mathematischen Geographie. 24. Aufl. (der neuen Bearbeitung 5. Aufl.). Ausgabe *B* in zwei Lehrgängen. Für höhere Lehranstalten nach den preußischen Lehrplänen von 1892 bearb. von Dr. A. Husmann, Prof. am Gymnasium zu Brilon. I. Theil: Vorbereitender Lehrgang. II. Theil: Hauptlehrgang. Essen, Bädeker 1900.

Durch die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 war es geboten, den an den Mittelschulen zu behandelnden Lehrstoff in zwei Theile zu zerlegen, von denen der eine als vorbereitender, der andere als Haupt-Lehrgang zu gelten hat. Diesem Principe entsprechend wurden die bekannten „Anfangsgründe der Physik" von Koppe umgearbeitet und erscheinen in der vorliegenden Form. — Die Vorzüge, welche die Koppe'schen Bücher auszeichnen, also in erster Linie Klarheit, Gründlichkeit und Übersichtlichkeit der Darstellung, finden wir auch in den Neubearbeitungen. Besonders hervorzuheben wäre der von den chemischen Erscheinungen handelnde Abschnitt, weil dieser am meisten Änderungen in formeller und inhaltlicher Beziehung gegen die anderen Auflagen aufweist. Es mussten auch den erwähnten Lehrplänen entsprechend die Grundbegriffe der Mineralogie in diesem Abschnitte einbezogen werden. In dieser Beziehung wird mit solchen Stoffen begonnen, welche dem Schüler unmittelbar anschaulich vorgeführt werden können, und es wird an ihnen der Gedankengang der Induction und die Methode der experimentellen Forschung erläutert; ebenso gelingt es auf diese Weise leicht, dem Schüler die chemischen Grundbegriffe und Gesetze vorzuführen.

Im einzelnen wäre zu bemerken, dass es gut gewesen wäre, S. 7 den Unterschied zwischen relativer und absoluter Dichte auf-

zustellen. — In der Wärmelehre wird zur Demonstration vieler Versuche mit vollem Rechte auf das Thermoskop von Looser aufmerksam gemacht. — Als sehr gelungen muss die Bearbeitung der Grundlehren der Chemie bezeichnet werden. — Es wäre zweckmäßig gewesen, schon in der ersten Unterrichtsstufe auf den Elektricitätsgrad oder das Potential von elektrischen Körpern einzugehen; man hätte dies in Analogie mit den Wärmeerscheinungen in sehr anschaulicher Weise ausführen können. Dass in der Lehre vom Galvanismus der Ausgangspunkt von den Erscheinungen des Volta'schen, bezw. Daniell'schen Elementes genommen wurde, kann nur gebilligt werden. Dann aber hätte der Verf. von der Beschreibung der Volta'schen Fundamentalversuche absehen können. Ganz richtig muss es bezeichnet werden, wenn der Verf. in einem eigenen Abschnitte auf die Quelle des galvanischen Stromes des Näheren bezugnimmt. Die weiteren Theile der Elektricitätslehre sind in der üblichen Weise verfasst worden. Dasselbe gilt von der Behandlung der Akustik und Optik. Es war zweckentsprechend, den durch Fig. 155 skizzierten Versuch zur Demonstration der Erscheinung der totalen Reflexion im Buche aufzunehmen, da derselbe mit den einfachsten Mitteln bewerkstelligt werden kann.

Die im Anhang aufgenommene „geschichtliche Übersicht" ist sehr lehrreich; sie enthält die wesentlichsten Daten aus der Geschichte der Physik. Auf die Lebensverhältnisse der Forscher auf physikalischem Gebiete ist der Verf. nicht eingegangen.

Im 2. Theile, dem sogenannten Hauptlehrgange, haben gegen die frühere Auflage mehrfache Verbesserungen, Ergänzungen und Erweiterungen platzgefunden, ebenso sind einige Begriffe schärfer definiert worden. Namentlich in der Elektricitätslehre treffen wir mehrere Neuerungen und Vereinfachungen, welche durch die Einführung der magnetischen und elektrischen Kraftlinien erreicht wurden. Dass eine übersichtliche Zusammenstellung der absoluten Maßeinheiten vorgenommen wurde, kann nur gebilligt werden. Eine übersichtlichere, mehrfarbige Sternkarte ist dem Buche angehängt worden. Die Verweisung auf die einzelnen Abschnitte des 1. Lehrganges, die sehr wichtig und nützlich ist, wurde in zweckentsprechender Weise vollzogen.

Im einzelnen hätte der Ref. Folgendes zu bemerken: Es ist die Aufnahme des Begriffes der Dimension einer physikalischen Größe und die consequente Durchführung dieses Begriffes sehr zu billigen. Die Statik ist im wesentlichen der Dynamik vorangestellt worden. Es wäre methodisch richtiger gewesen, den Begriff der Masse aus fundamentalen Bewegungserscheinungen abzuleiten und dann erst mit diesem Begriffe weiterzuarbeiten. Überhaupt hätte die Behandlung der einleitenden Sätze in die Mechanik sich einheitlicher gestaltet, wenn der Verf. an die von Newton ausgesprochenen Principien angeknüpft hätte. — Die Schwingungsdauer eines mathematischen Pendels ist in einfacher Weise deduciert

worden. Im Anschlusse an die Betrachtungen über kinetische und potentielle Energie ist das Wesentlichste über Potential und Potentialgefälle gesagt worden. — Das hydrostatische Paradoxon wäre besser aus der gleichmäßigen Druckfortpflanzung in Flüssigkeiten auf mathematischem Wege abgeleitet worden. — Die Bestimmung des Gewichtes von Gasen hätte erst dann erfolgen sollen, wenn das Gay-Lussac'sche Gesetz dem Schüler bekannt ist. — Die Erklärung der Brechung der Wellen aus dem Principe von Huyghens hätte schon in der Wellenlehre vorgenommen werden sollen. — Von der Ableitung der Bedingung des Minimums der Deviation in einem Prisma kann man in der Mittelschule wohl Abstand nehmen, ebenso von den weitspurigen mathematischen Deductionen für den Eintritt des Haupt- und Nebenregenbogens. — Die Stellung der Lehre von den gekrümmten Spiegeln und Linsen scheint dem Ref. eine zu späte zu sein. — Die Lehre vom Auge ist mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt worden. — Das so häufig gebrauchte Condensationshygrometer von Regnault hätte bildlich dargestellt werden sollen. — Die meteorologischen Erscheinungen wurden in einer sehr ansprechenden Weise behandelt. — Wir vermissen in dem Buche eine übersichtliche Darstellung der Methoden zur Bestimmung der specifischen Wärme der Körper. — Wenn man den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie nicht schärfer präcisieren will, als es in dem Buche geschehen ist, so sehe man von ihm in einer elementaren Darstellung ganz ab. — Chemische, magnetische und elektrische Erscheinungen in einem Abschnitte zu vereinigen, hält Ref. bedenklich. — Von der organischen Chemie erfährt der Schüler nichts. — Die Einleitung in die Lehre vom Magnetismus ist sehr gelungen dargestellt worden. — Ebenso muss die Anwendung des Potentialbegriffes in der Elektricitätslehre als eine zweckentsprechende bezeichnet werden. — Dass in der Lehre vom Galvanismus der Verf. nicht mehr vom Volta'schen Fundamentalversuche ausgeht, verdient nur Billigung. — Der Begriff der Stromstärke hätte schärfer hervorgehoben werden sollen. — Das Ohm wird auf die Wärmewirkungen des Stromes zurückgeführt, von denen im Buche erst an viel späterer Stelle gesprochen wird. — Die Lehre von der Induction ist mit Recht auf der Kraftlinientheorie aufgebaut worden. — In der Beschreibung des Baues und der Wirkung von Dynamomaschinen hätte eine Kürzung und Vereinfachung eintreten können. — Gut und kurz ist das über elektrische Schwingungen Gesagte.

In jeder Beziehung zutreffend ist die Behandlung der mathematischen Geographie und Astronomie, die wir im Buche vorfinden.

Für die Wiederholung sehr geeignet halten wir die Zusammenstellung der Endergebnisse, ferner der absoluten Maßeinheiten und die geschichtliche Übersicht. Eine willkommene Beigabe ist die Karte des nördlichen Sternenhimmels.

Wenn auch dem Buche trotz seines langjährigen Bestandes noch immer methodische Mängel anhaften, die hoffentlich bald ausgemerzt werden, so muss dasselbe doch als eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der physikalischen Schulbücherliteratur bezeichnet werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Grundlehren der Chemie. Von Prof. Dr. H. Gerlach. Zum Gebrauche beim Unterricht in den oberen Gymnasialclassen. Leipzig, B. G. Teubner. 8°, 39 SS.

Auf wenigen Seiten wird, stilistisch ziemlich gut dargestellt, eine in Ansehung der Schulkategorie, für die das Büchlein bestimmt ist, übergroße Menge an thatsächlichem Materiale geboten. Ref. hält es für ganz unmöglich, den meist nur sehr kurz angedeuteten Stoff am Gymnasium auch nur „durchzunehmen". Geistiges Eigenthum der Schüler kann er wohl nicht werden.

Betreffs der Güte überragen übrigens die speciellen Partien die allgemeinen Lehren — in einer Einleitung und einem kurzen Anhange niedergelegt — ganz entschieden.

Nach Betrachtung einer jeden Gruppe von wichtigeren Elementen wird jeweilig eine ganze Reihe von sehr seltenen und ganz unwichtigen Grundstoffen angeführt; es hat dies aber auch gar keinen Zweck!

Die Namengebung ist durchaus sehr veraltet, die Begriffsbestimmung häufig mangelhaft. Der Definition „Wasserfreie Verbindungen heißen Anhydride" zufolge (S. 11, A. 1) ist auch z. B. die reine Schwefelsäure ein „Anhydrid". Als Ausfluss flüchtiger Bearbeitung finden sich zahlreiche Ungenauigkeiten, ja selbst Unwahrheiten verzeichnet. Unter anderen wird die Formel der Oxalsäure mit $C_2 O_3$ angegeben (S. 21, A. 5) und werden S. 23, A. 4 gar „die fetten Öle und Fette und die Harze" zur Gruppe der Kohlenwasserstoffe gerechnet!

Versuche werden in dem Büchlein, das ohne jede Illustration ist, nicht hervorgehoben.

Franz v. Hemmelmayr und Dr. Karl Brunner, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für die vierte Classe der Realschulen. (Der mineralogische Theil bearb. von Heinrich Leitenberger. Mit 68 Abbildungen. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1900. 8°, 182 SS. Preis geh. K 1·90, geb. K 2·40.

Das Büchlein schließt sich Hemmelmayrs Lehrbüchern für die oberen Classen der Realschulen an. Der Zeit des Erscheinens nach das letzte, soll es dem Zwecke nach das erste sein, den Schülern die Grundlehren der schönen Wissenschaft von der Chemie

zu vermitteln. — Ref. gesteht, dass er sich in Ausübung seiner Pflicht, über das vorliegende Lehrbuch zu berichten, in einer angenehmen Lage befindet: die Art der Behandlung des Stoffes ist eine zweckentsprechende, an vielen Stellen — trotz wissenschaftlicher Schärfe — an freien Vortrag gemahnend. Die allgemeinen Lehren werden recht klar, fast mustergiltig, dem Auffassungsvermögen der Schüler durchaus angepasst, vorgetragen. Besonders hübsch gerathen sind die „Chemischen Grundgesetze und die sie erläuternden Theorien". An Thatsachen wird sehr viel geboten, daher wird der Lehrer zu weiser Auswahl gezwungen sein. Als sehr wertvoll muss bezeichnet werden, dass der Stoff in meist recht kurzen Absätzen zur Darstellung gebracht wird.

Im besonderen ist als recht gut hervorzuheben: Die Schilderung der besonderen Wirkungsweise des Wasserstoffs im Entstehungszustande (S. 47 u. 48). Das Capitel über den Kohlenstoff, worin jedes unnütze Wort vermieden wird (S. 64 ff.). Die Entwicklung des Wesens der trockenen Destillation (74). Die Schilderung der Einwirkung von concent. Schwefelsäure auf Kohlehydrate und auf Metalle (91). Die kurze Charakteristik der Legierungen und ihre Unterscheidung von Gemengen und Verbindungen (103). Die Skizze der Gewinnung der Metalle (104, 105). Der durchaus realisierbare Versuch, die Fabrication der Soda nach Leblanc im Kleinen vorzuführen (109). Das Streben, die Anwendungen der Körper nicht nach jeder einzelnen Verbindung, sondern nach Schluss der Betrachtung mehrerer Verbindungen eines und desselben Elementes abzuthun (110), wodurch Wiederholungen umgangen werden können. Die häufige Pflege des vergleichenden Momentes (113 z. B.) Die phasenweise Erklärung etwas complicierterer Processe (120). Die lobenswerte Manier, dass im speciellen Theile consequent zuerst die physikalischen Eigenschaften der Körper zusammengestellt und dann erst die wichtigsten chemischen Merkmale angereiht werden (127 z. B.). Die kurzen und dabei doch übersichtlichen Angaben über die Gewinnung der technisch wichtigen Eisensorten (130—132). Die experimentelle Überführung der Ferro- in Ferriverbindungen (133) und jene der Chromate in Dichromate (137). Die ganz plausible Feststellung des Wesens der „basischen" Salze (138). Die in Fußnoten gegebene, gute Erklärung von Fremdnamen. Die im Sinne der modernen Feststellungen consequent durchgeführte Namengebung. Die fast überall zweckentsprechende, dabei aber auch sehr hübsche figurale Ausstattung.

Der Stil fällt schon auf der ersten Seite durch Prägnanz und Klarheit angenehm auf. Durch die Klarheit der Darstellung wird zum genauen Verständnis der gebotenen Thatsachen ganz wesentlich beigetragen. Zu vermeiden war: „Die Verbindungen des Kohlenstoffs bilden die organische Natur" (64). „Je nach dem

Brennmateriale unterscheidet man Kienruß, Ölruß, Lampenruß" (65). Hülsenfrüchte lassen sich nicht weich kochen, „da sich das Calciumcarbonat auf der Hülse niederschlägt" (73). „Mit heißen Wasserdämpfen" (98). „Die reine concentrierte Schwefelsäure ist eine farblose, ölartige Flüssigkeit (90; richtiger: „ölartig aussehende"). „........ die Farbe ist am häufigsten gelb, doch gibt es auch farblose, die dann mit Diamant ähnlich sind" (122). Das Wörtchen „dann" wäre auch S. 170, A. 7 wegzulassen! „Die Krystalle sind farblos und durchsichtig; hieher (zu den Krystallen?) stellt man auch .... den .... Doppelspath". Auf S. 125 wäre A. 1 umzugießen und besser an A. 2 anzugliedern; auf S. 21 aber wären in A. 2 die Worte „wenn wir auch noch so viel Sauerstoff zuführen" zu streichen.

Bei Auswahl und Beschreibung der Versuche erkennt man fast durchwegs die erfahrenen Schulmänner. Sehr empfehlenswert ist es z. B., den Unterschied zwischen physikalischen und chemischen Erscheinungen auf sehr kurzem Wege festzustellen (1), eine physikalische und eine chemische Lösung mit nur einem Lösungsmittel zu bewerkstelligen (2), nebeneinander das Verhalten von kaltgesättigter Kochsalz-, Salpeter- und (gelöschter) Kalk-Lösung neuen Mengen derselben Substanzen gegenüber bei erhöhter Temperatur anzugeben (3) und weiters, das Verhalten einer gesättigten Kochsalzlösung zu Kupfervitriol klarzustellen; in letzterem Falle ist die Auflösung des neuen Körpers durch die eintretende Blaufärbung recht auffallend. Sehr logisch angeordnet sind die Versuche, welche darthun: 1. dass die Metalle und andere Körper bei den Veränderungen, welche sie an der Luft erleiden, etwas aus der Luft aufnehmen, nicht aber etwas an sie abgeben, 2. was sie aufnehmen und in welchem Mengenverhältnisse dies zum Rückstande steht, und 3. welches die Natur des Rückstandes und des aufgenommenen Antheiles der Luft ist (13—16).

Sehr anschaulich dargestellt sind die Versuche, welche die bei Auflösung fester Körper in Flüssigkeiten auftretenden Temperaturänderungen weithin ersichtlich machen (4), und diejenigen, die auf die Lösungsverhältnisse von Öl, Weingeist und Äther in Wasser einen ganz leichten Schluss ziehen lassen (5).

Nicht zweckmäßig erscheint es Ref., dass nach der Bemerkung des Verf.s: „Wir wollen im Nachstehenden uns etwas ausführlicher mit den physikalischen Lösungen beschäftigen" (S. 2, A. 6) die Einwirkung von Salmiakgeist auf verdünnte Schwefelsäure zur Sprache kommt. Auch die Auflösung von Kohlendioxyd und Salmiakgeist in Wasser gehört strenge genommen nicht hieher (7). Der Versuch, ein Magnesiumband im Wasserdampfe zu verbrennen und daneben den auftretenden Wasserstoff nachzuweisen (30), ist einestheils für den Experimentator gefährlich wegen Blendung, anderntheils aber für die Schüler nicht sehr belehrend, weil sie,

der starken Lichtwirkung wegen, den Hantierungen des Vortragenden kaum zu folgen vermögen.

Die Bekanntschaft mit dem höchst giftigen Arsenwasserstoff dürfte aus hygienischen Gründen wohl kaum in der Weise zu machen sein, dass er sich „durch den knoblauchartigen Geruch bemerkbar machen“ kann (97).

Hinsichtlich der Formelschreibung fällt auf, dass im organischen Theile häufige Anwendung von sogenannten empirischen Summenformeln gemacht wird; es kommen dadurch ganz fremdartige Bilder zustande. Das für die wenigen in Frage kommenden Structurformeln nöthige Verständnis möchte Ref. den Schülern keineswegs absprechen.

Etwas zu weitgehend will es Ref. scheinen, wenn die Einwirkung des Schwefelwasserstoffes auf Metallsalzlösungen auf dieser Stufe so gründlich vorgetragen wird, wie es in dem vorliegenden Buche geschieht. Es haftet leider nicht (88). Ähnliches muss behauptet werden bezüglich der Darstellung des Sauerstoffes aus Bleisuperoxyd und aus Braunstein (Körper, von denen bis dahin noch gar nicht die Rede war), sowie aus Wasser durch Einwirkung von Chlor (49).

Verfrüht dürfte es sein, dass an einer Stelle, wo die erste Kenntnis von Oxyden erworben wird, schon von der Existenz mehrerer Oxyde eines Elementes gesprochen und mit deren Nomenclatur bekannt gemacht wird (20). Dasselbe gilt von der unter ähnlichen Umständen gemachten Erwähnung der beiden Chloride des Quecksilbers (25 u. 26) und Erwähnung der Löslichkeit der Chloride überhaupt (26; unlöslich ist das Bleichlorid übrigens nicht. Ref.), sowie weiters, dass die Gewichtsverhältnisse von Metallchloriden erörtert werden, mit denen an Ort und Stelle gar keine Versuche angestellt worden sind.

Von Definitionen: Das Calcium carbonat wird deshalb als dimorph bezeichnet, weil es „in zwei ganz verschiedenen Krystallgestalten“ auftritt (112). . . . Hydroxyde: „Das sind solche Oxyde, die außer Sauerstoff auch Wasserstoff enthalten“ (53, Fußnote). „Man kann demnach die atombindende Kraft eines Elementes als seine Wertigkeit bezeichnen“. Eine in dieser Form in vielen Büchern stehende, darum aber doch nicht richtige Definition!) „Conglomerate bestehen aus größeren, wieder mit einander verkitteten Gesteinstrümmern“. (123; „abgerundet“ ist vergessen worden!)

Ungenauigkeiten: „Wenn wir die festen Körper nach ihrer Ausscheidung aus der Lösung betrachten, so können wir die Wahrnehmung machen, dass sie eigenthümliche Formen besitzen, die von ebenen Flächen nach bestimmten Symmetriegesetzen begrenzt sind (10; unmittelbar vorher war von Präcipation und Destillation die Rede!) „Wir haben bisher bloß das Verhalten von Elementen gegenüber anderen Ele-

menten betrachtet und dabei ausschließlich synthetische Processe kennen gelernt. (29; auf der vorhergehenden Seite wird eine Substitution sogar durch eine Gleichung verdeutlicht!) Kupferoxyd wird als „Base" bezeichnet (52). „Nitrate ... alle in Wasser löslich" (62). „Zinn und Antimon.... werden dadurch (durch Salpetersäure, Ref.) in Oxyde verwandelt" (63). „Die Steinkohle... zeigt häufig Abdrücke von Farnen....." (67; das gilt für den sie begleitenden Schiefer!) „Die Braunkohle unterscheidet sich von der Steinkohle durch die braune Farbe..." (67; es gibt aber ganz schwarz aussehende „Braunkohle"). „Vom Wasser wird es (Chlorwasserstoff) fast so reichlich wie Ammoniakgas absorbiert" (82). „Häufig kommt der Flussspat in dichten Massen vor (83, soll jedenfalls derben heißen! Auch die Farbenangaben über das Mineral genügen nicht). „Schwefelkies . . . namentlich auf Steinkohle oder Braunkohle kann man ihn sehr oft beobachten" (87). „Das Schwefeloxyd heißt aus diesem Grunde (soeben wurde angegeben, dass es sich in Wasser unter starker Wärmeentwicklung auflöst) das Anhydrid der Schwefelsäure" (92). Die Orthophosphorsäure „entsteht aus der Metaphosphorsäure durch Kochen mit Wasser, wobei dieses nochmals chemisch gebunden wird" (95). „Die Säure der Formel H_3PO_4" (ebenda). „Metakieselsäure, welche endlich beim Trocknen bei 100° .... das ... Siliciumdioxyd liefert". (102; bei der Temperatur geht das wohl nicht!) „Erbsenstein, . . . aus kleinen, hohlen Kügelchen zusammengesetzt" (112; das lässt eine sehr verschiedene Auffassung zu; jedenfalls nicht diejenige allein, welche die Verff. zum Ausdruck bringen wollten). „Wird ein solcher Kalkstein (Mergel!) gebrannt und dann mit Wasser übergossen, so zerfällt er in ein Pulver, ..." (113). „Die Verbindungen des Strontiums und Baryiums zeigen ähnliches Verhalten wie die entsprechenden Calciumverbindungen und haben auch gleiche (!) Zusammensetzung" (114). „Kaneelstein gelb" (121). „Der Korund findet sich auch feinkörnig vor und heißt dann Smirgel" (121; übrigens sollte diese Varietät nach Angabe der allgemeinen Eigenschaften angeführt werden!) „Werden Ablagerungen von Gesteinsschutt allmählich durch ein Bindemittel wieder verkittet, so bilden sich .... Trümmergesteine" .. (123; *a*) Trümmergesteine können auch aus losen Stücken bestehen; *b*) es können auch Gerölle und Geschiebe, nicht nur Schutt zur Verkittung gelangen!) „Seine Farbe (Spateisenstein) ist ursprünglich weiß, doch färbt er sich an der Luft bald braun" (130). „Das Ferrihydroxyd... kommt... als Brauneisenstein vor" (133; besser im Brauneisenstein, weil dieser ja nicht nur aus Hydroxyd besteht!) „Den Einfluss der Menge der Säure auf die Bildung von Mercuro- oder Mercuriverbindungen kann man bei der Darstellung der Jodverbindungen unmittelbar wahrnehmen".

Im Folgenden wird aber gar keine Säure verwendet! (146). Holzgeist wird als „angenehm riechende Flüssigkeit“ beschrieben (153; „dem Weingeist ähnlich riechende Flüssigkeit“ käme der Wahrheit jedenfalls näher!). „Die wasserfreie Essigsäure ......, die schon bei + 16° zu einer blätterig krystallinischen Masse erstarrt“ (157). „Das Calciumoxalat ... dient wegen seiner Unlöslichkeit .... zum Nachweis des Calciums“ (159).

Im Interesse der Sache erscheint es Ref. zweckdienlich, wenn auch verhältnismäßig geringfügige Mängel bei einer gewiss zu erwartenden Neuauflage behoben werden. Diesbezüglich wäre wünschenswert: 1. S. 14, letzt. Absatz anstatt „der Körper“ zu schreiben „der untersuchten Körper“ (man denke dagegen an einen Sodakrystall!); 2. S. 33, A. anstatt „sehr stark verdünnte Schwefelsäure“ zu setzen: „mit Schwefelsäure angesäuertem Wasser“; 3. S. 34, A. 8 könnte statt „Explosion“ ganz gut „Knall“ geschrieben werden; man hätte ohne Anwendung des Fremdwortes ganz gewiss eine richtige Vorstellung! 4. S. 62, A. 2 muss es anstatt „die sich von der Salpetersäure bloß dadurch unterscheiden“ etwa lauten: „Die sich bezüglich der Zusammensetzung von der ....“; dadurch bekommt die Sache ein wesentlich anderes Gesicht! 5. S. 114, A. 4 wäre die Löslichkeit des Gipses nicht bloß mit „sehr schwer“ zu classificieren, sondern sollte dieselbe etwa mit jener des gelöschten Kalkes verglichen werden, der gegenüber jene doch ca. zweimal größer erscheint; A. 5 könnte in ähnlicher Weise darauf hingewiesen werden, dass das „Gipsbrennen“ bei weit niedrigerer Temperatur vor sich geht als das „Kalkbrennen“, welches ja bereits besprochen worden ist; 6. S. 116, A 1 muss es heißen: „sich in Wasser leicht lösen“, gelöst wird ja auch der Gips! 7. S. 131, A. 3 u. 4 sind Angaben, wie „sehr dicht“ und „geringere Dichte“ durch Zahlenangaben zu ersetzen, die dann einen besseren Vergleich zulassen! 8. S. 133, A. 2 ist zwischen „wird“ und „sofort“ einzuschalten: „an der Luft“; 9. S. 137, A. 6 darf es anstatt „eines farblosen Mangansalzes“ höchstens heißen: „eines fast farblosen M....“; 10. S. 138, l. A. wird Antimon fast silberweiß, S. 140, A. 3 Zinn bläulichweiß bezeichnet; ob die Farben nicht vertauscht werden sollten? 11. S. 142, A. 3 und 4 soll der Schmelzpunkt des Bleioxydes kurzweg angegeben werden; die Worte „bis nahe zum Schmelzpunkt“ können dann immerhin in Klammern stehen! 13. S. 146, A. 7 soll gesagt werden, dass sich das Quecksilber nicht erst bei 357° C., sondern auch schon bei gewöhnlicher Temperatur in einen „farblosen, höchst giftigen Dampf“ verwandelt. 14. S. 156, A. 2 soll die Wendung: „mit überschüssiger concentrierter Schwefelsäure“ lieber durch die Angabe der relativen Mengen von Alkohol und Säure ersetzt werden. 15. S. 156, 1. A. wäre eine genauere Angabe über die Löslichkeit des Äthers in Wasser sehr erwünscht;

„Mit Wasser ist er in beschränktem .... Verhältnisse mischbar“, genügt nicht, weil es nicht klar genug ist!

In Bezug auf Mineralogie mag betont werden, dass auf S. 64 zum erstenmale ein Mineral beschrieben wird (der anorganischen Chemie und Mineralogie zusammen sind ca. 150 SS. gewidmet!) Dem Ref. will es scheinen, dass das mineralogische Moment etwas zu kurz gekommen ist. Das Gebotene ist übrigens im allgemeinen gut. Jedenfalls aber gehören die Namen der wichtigsten Krystallgestalten, sowie die Bezeichnungen für die elementarsten Begriffe aus Mineralogie und Gesteinslehre auch ins alphabetische Inhaltsverzeichnis. Erwünscht wäre ferner, dass zu den Kunstproducten, an denen die Krystallsysteme erläutert werden, leicht zugängliche Minerale in Parallele gestellt, und dass auch die mineralogischen Fremdnamen in Fußnoten erklärt würden (10—12); dass die häufigste Krystallgestalt der Diamanten — mit dem Octaëder parallel aufgestellt — abgebildet würde (64), ebenso eine am Schwefel häufig vorkommende Combination (84), desgleichen eine der wichtigsten Krystallgestalten des Berylls (118), des Kupferkieses (143), des Cuprits (143), des Zinnobers (145; daselbst auch Angabe der Art des Glanzes!). Die Abbildung des Fünfeckzwölfflächners (S. 86) sollte in Beziehung zum Pyramidenwürfel gebracht werden; ohne diesen Vergleich muss die Figur unverständlich bleiben. Parallel-Stellung der abgebildeten Körper ist dringend zu wünschen auf S. 11 (Rhomboëder und Skalenoëder), auf S. 118 (Formen von Hornblende und Augit), S. 122 (Individuum und Zwilling vom Orthoklas). S. 112 sollte die in Fig. 54 dargestellte rhombische Pyramide etwas günstiger situiert werden, oder, was noch besser, es sollte eine am Aragonit häufig auftretende Combination in guter Darstellung wiedergegeben werden.

Nicht gut kann bezeichnet werden, wenn Feuerstein als „dunkel gefärbt“ aufgeführt wird (100), wenn vom Talk die Angabe „die Farbe ist hell“ vorliegt (117) und auch beim Meerschaum die Farbenangabe mit den Worten „ist hell gefärbt“ abgethan wird (118). Als hell gefärbt werden weiters Orthoklas (122) und Muscovit (122), als dunkel hingegen Hornblende und Augit (118) und Biotit (122) charakterisiert! Die Farbe von Zinkblende (126) und von Zinnstein (140) wird kurzweg als „sehr verschieden“ gekennzeichnet; über die Farbe des Aragonits und seiner Varietäten (man denke nur an die Eisenblüte!) wird kein Wort verloren. Nicht empfehlenswert ist es, von „dichtem Gefüge“ zu reden (64), den Schungit „etwas härter als Kalkstein“ zu bezeichnen (65), obzwar von der Härte des letzteren Körpers, ja auch von der Härtescala noch kein Wort erwähnt worden ist, die physikalischen Eigenschaften des Aragonits als „nahezu dieselben wie die des Calcits“ hinzustellen

(112), obwohl sich derselbe vom Calcit durch größere Härte, höhere Dichte und ganz besonders durch die ganz verschiedene Spaltbarkeit sehr wesentlich unterscheidet.

Erwünscht wäre, dass über das Vorkommen des Kalisalpeters in Ungarn nähere Mittheilung gemacht (107), und dass zur Begründung der Verunreinigung der meisten Thonsorten auch der nachträglichen Einschwemmung fremden Materials gedacht (124) würde. Beim Eisenglanz sollten die schönen Anlauffarben erwähnt, vor „Eisenoolith" und vor „Thoneisenstein" das Wörtchen „roth" eingeschaltet (129) und (129, A. 6) nach „Mittelböhmen" einige der allerwichtigsten Fundstätten namhaft gemacht werden. S. 136, A. 7 soll der Strich des Chromites angegeben werden, die Wendung „ähnlich wie Braunstein" aber in Wegfall kommen. Ersterer ist für den Chromeisenstein geradezu bezeichnend, und Braunstein liefert durchaus kein „chromsaures Salz".

Recht nothwendig wäre eine gute Erklärung der Begriffe „Erzgang" (83), „Lager", „Krater von Vulcanen" (84), „krystallinisch", „Gefüge" (111), „Gestein" (119) „Absonderung" (123), „schiefrig" (123) usw.

Von Druckfehlern ist das Lehrbuch fast frei; nur an ganz wenigen Stellen sind Interpunctionszeichen ausgefallen.

Wien. Joh. A. Kail.

Prof. Dr. J. Sachs, Lehrbuch der projectivischen (neueren) Geometrie (Synthetische Geometrie, Geometrie der Lage). I. Theil: Elemente und Grundgebilde, Projectivität, Dualität. Nebst einer Sammlung gelöster und ungelöster Aufgaben, mit den Ergebnissen der ungelösten Aufgaben. Mit 361 Erklärungen und 97 Textfiguren. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten. Stuttgart, Verlag von Jul. Maier 1900. 182 SS. Preis 5 Mk.

Wer sich den Umfang des in dem Buche verarbeiteten Lehrstoffes, wie er im Titel gekennzeichnet ist, vor Augen hält und der Seitenzahl 182 gegenüberstellt, wird sofort sagen: Der Autor muss den Gegenstand ausführlich und vielseitig behandelt haben. Es ist auch in der That so. Der Grundstock des Lehrtextes (in Fragen und Antworten geschieden) ist eigentlich nicht sehr umfangreich: er nimmt sammt den vielen Erklärungen, die oft mehr Raum beanspruchen als die Antworten, bloß 90 Seiten ein; der übrige Theil fällt den Aufgaben zu.

Erklärungen und Aufgaben sind in solcher Fülle vorhanden, dass sie fast zur Hauptsache werden; mit dem Theile des Buches wird wohl jeder zufrieden sein. Die Erklärungen enthalten historische Bemerkungen und Hinweise auf frühere Partien, sie zergliedern die gebrauchten Ausdrücke, besprechen Detailausführungen

u. a. m. Die Aufgaben sind größtentheils vollständig gelöst; zu den ungelösten Aufgaben finden sich die Ergebnisse und kurze Andeutungen am Schlusse des Buches.

Die allgemeine Anlage des Buches ist nach dem Gesagten eine ganz zweckentsprechende, und zwar für ein Lehrbuch sowohl als auch für ein Buch, das zum Selbstunterrichte bestimmt ist. In Österreich, wo die projectivische Geometrie bloß an Hochschulen gelehrt wird, dürfte das vorliegende Buch für den Selbstunterricht bald vielfach begehrt werden. Vorgebildeten wird das genügen, was unter Frage und Antwort steht, anderen werden die Erklärungen sehr willkommen sein; sie sind geeignet, die mündlichen Ausführungen des Lehrers zu ersetzen.

Im Detail gibt das Buch nur wenig Anlass zu Bemerkungen. Erfreulich ist es beispielsweise, dass der Autor in der Bezeichnung consequent ist und stets Punkte mit großen lateinischen, Linien mit kleinen lateinischen und Ebenen mit kleinen griechischen Buchstaben bezeichnet [1]).

Lobenswert sind ferner die vielen, mit Fleiß und Sorgfalt hergestellten Figuren; die „60 verschiedenen einfachen Sechsecke im gleichen vollständigen Sechsecke" und die „60 verschiedenen Sechsseite im gleichen vollständigen Sechsseit", die sich auf S. 164 und 165 finden, dürften noch nicht oft entworfen worden sein.

Wir hätten es mit Freuden begrüßt, wenn sich der Verf. einigen neueren Autoren (wie z. B. R. Sturm) angeschlossen und nicht mehr „projectivisch" und „perspectivisch", sondern kürzer „projectiv" und „perspectiv" gesagt hätte.

Ein endgiltiges Urtheil über das Werk wird erst abgegeben werden können, bis auch die beiden anderen Theile desselben vorliegen; sind diese auch so gut wie der erste, dann wird man sagen können: „Kleyers Encyklopädie der gesammten mathem., techn. und exakten Naturwissenschaften" hat durch das „Lehrbuch der projectivischen Geometrie von Prof. Dr. J. Sachs" eine anerkennenswerte Bereicherung erfahren.

Wien. F. Schiffner.

Seemanns **Wandbilder.** Meisterwerke der Baukunst, Bildnerei und Malerei. Hundert Lichtdrucke 60 : 78 cm. Text von Dr. G. Warnecke. Jede Lieferung (zu zehn Blättern) 15 Mk.

Es ist mehr als ein Lustrum verflossen, seit die erste Lieferung dieser Bilder im Buchhandel erschien. Doch ist leider, soweit uns bekannt, eine genaue Kenntnis dieser ebenso schönen als

[1]) Recensent hat am letzten deutsch-österreichischen Mittelschultage (Ostern 1900) vorgeschlagen, eine derartige Bezeichnung auch in der darstellenden Geometrie allgemein einzuführen.

bedeutenden Publication noch nicht in diejenigen Kreise, für die sie eigentlich bestimmt ist, gedrungen, wie sie es im vollsten Maße verdient. Es ist dies z. Th. darauf zurückzuführen, dass viele derjenigen, welche an einer solchen Veröffentlichung das regste Interesse haben müssen, noch nicht Gelegenheit hatten, weder das Gesammtwerk, noch auch nur einen kleinen Theil desselben zu sehen. Wir erinnern uns aus eigener Erfahrung, dass bei zwei Lehrkörpern, vor denen wir für die Anschaffung des Werkes eintraten, die Publication, die damals nur in drei Lieferungen vorlag, eine geradezu begeisternde Wirkung auf die Vertreter aller Disciplinen, in einem Falle des Gymnasiums, im anderen der Realschule ausübte. Und so wurde denn auch die Anschaffung des Werkes beidemale einstimmig beschlossen, nachdem die damals vorhandenen dreißig Blätter die Runde in der Versammlung gemacht und überall durch ihre Schönheit in der Wiedergabe der betreffenden Vorbilder großes Entzücken hervorgerufen hatten. Wir zweifeln durchaus nicht, dass derselbe Vorgang in jedem Lehrkörper zu beobachten wäre, wenn in der gleichen Weise vorgegangen würde. Der Verf. dieser Zeilen, vom ersten Augenblicke an für das große Unternehmen voll aufrichtigen Interesses, hat seit sieben Jahren in mehr als hundert kunstgeschichtlichen Vorträgen, sowie auch im Zeichenunterrichte immer und immer wieder Gelegenheit gehabt, den großen Schatz von Bildern, den er so glücklich ist, sein eigen zu nennen, zum Nutzen seiner Hörer aus den verschiedensten Kreisen zu verwenden. Wenn er daher dieses Werk so eindringlich empfiehlt, und immer wieder seine Beschaffung für unsere Schulen aufs wärmste befürwortet, so wird er nur seiner innersten Überzeugung gerecht, da wir es hier thatsächlich mit einem Anschauungsbehelfe zu thun haben, dessen Nichtvorhandensein im Lehrmittelapparate einer jeden Anstalt entschieden als ein Mangel bezeichnet werden muss.

Den Zielen unserer Zeitschrift entsprechend und um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, wollen wir uns bei der Besprechung auf die für das Gymnasium wichtigsten Gesichtspunkte beschränken. Wir werden daher hauptsächlich nur über die für den Altphilologen im Latein- und Griechischunterrichte wichtigen Wandbilder referieren, die z. Th. auch für den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte von Bedeutung sind. Im übrigen erlauben wir uns namentlich den Historiker und den Zeichner auf das ausführliche Verzeichnis des Gesammtwerkes zu verweisen, das leicht durch den Buchhändler zu erhalten ist, ebenso wie ein Einblick in eine oder in mehrere Lieferungen. Dem Zeichner werden viele Blätter besonders wertvolle Dienste, sogar als Vorlagen, leisten.

Diese großen Wandbilder sind in gewissem Sinne eine willkommene Ergänzung zu den „Denkmälern griechischer und rö-

mischer Sculptur" von Furtwängler und Urlichs; die Handausgabe dieser bei Bruckmann in München erschienenen wertvollen Lichtdrucke in Großfolio fehlt heute wohl kaum mehr an einem Gymnasium, und dürfte auch hie und da schon in den Händen mancher Schüler zu finden sein, die für die Sache interessiert wurden. Eine Ergänzung zu dem genannten Werke sind die Seemannbilder insoferne, als sie viele der in der Handausgabe reproducierten Autotypien im großen Formate im Lichtdrucke zeigen, ohne dabei so kostspielig zu sein, wie die Folioausgabe der „Denkmäler".

Was zunächst die griechische Architektur betrifft, so begegnen wir z. Th. Aufnahmen nach der Natur, z. Th. Abbildungen von Reconstructionen berühmter Ruinenstätten. Unter den letzteren bildet der Lichtdruck nach dem Modelle, das Prof. Georg Niemann von einer Ecke des Parthenon in Gips ausgeführt hat, eine der Hauptzierden. Das Gipsmodell ist infolge seiner Kostspieligkeit bis jetzt nur wenigen Anstalten zugänglich; die vorliegende Abbildung gibt einen vorzüglichen Ersatz dafür. Würdig reiht sich daran das Bild vom großen, wohlerhaltenen Neptuntempel in Paestum. — Die ionische Architektur ist durch zwei ihrer glänzendsten Werke in Reconstruction vertreten, nämlich durch das Erechtheion und das Mausoleum von Halikarnass, das letztere reconstruiert von Prof. Niemann; sowohl das architektonische Detail, als auch das perspectivische Bild einer Ecke des gigantischen Baues mit den gewaltigen Säulen und dem Blicke über das freie Land auf das Meer hin sind von überzeugender Wirkung. Die korinthische Ordnung ist durch die Reconstruction eines Capitäls vom Lysikratesdenkmal veranschaulicht. — Das antike Rom und seine mächtige Wirkung auf die folgenden Zeiten und ihre Kunst lernen wir in einer Reihe prächtiger Bilder kennen. Zunächst ist es der Prospect auf das Forum gegen das Tabularium hin, die Zwölfgötterhalle und den Severusbogen, den Saturn- und Castortempel usw. In die augusteische Zeit geleitet uns die Photographie nach dem Pantheon, wobei besonders die Vorhalle, aber auch der cylindrische Bau mit der mächtigen Halbkugel als Kuppel zur Geltung kommen. Auch ein Interieur des vielfach umgestalteten Riesenwerkes mit seinem Hypaethron ist für den Schüler sehr lehrreich. Mit der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts macht uns die große Photographie nach dem Amphitheatrum Flavium bekannt, mit den delicaten Reconstructionen der gewaltigen Umfassungsmauer, wobei die drei Säulenordnungen und ihre decorative Verwendung bei den Römern sehr schön zur Geltung kommen. Besonders das dritte Stockwerk mit den korinthischen Pilastern und den Consolen für die großen Masten bietet die Möglichkeit zu instructiven Erläuterungen. Ein Theater von kleineren Dimensionen zeigt uns dann die Photographie vom Inneren der wohlerhaltenen Arena

von Verona. In den Beginn des zweiten Jahrhunderts führt uns eine Photographie nach dem Grabmale Hadrians, zu dem Reconstructionen in den meisten Geschichtsbüchern zu finden sind. Auf dem Lichtdrucke selbst ist auch noch die aelische Brücke, wenn auch in starker Verkürzung zu sehen. Den Beginn des vierten Jahrhunderts in seiner Nachahmung und Beraubung der Denkmäler besonders des ersten und zweiten zeigt uns das vortreffliche Bild des Constantinbogens. An ihm sind infolge der günstigen Beleuchtung auch an den Medaillons, die bekanntlich einer viel früheren Zeit entstammen, sowie an den großen Figuren der Attica die eingehendsten stilkritischen Studien zu machen. Die dem vierten und fünften Jahrhunderte angehörige fünfschiffige Basilica St. Paul vor den Mauern zeigt uns noch die antiken Traditionen auf das herrlichste in den korinthischen Säulen des Schiffes und den ionischen am Triumphbogen. Eine wertvolle Illustration für die Beeinflussung der neueren Architektur, besonders der edelsten Barocke durch die römische Kunst gibt uns die Hoffaçade des Berliner Schlosses von Schlüter mit den mächtigen Verkröpfungen, die von römisch-korinthischen Säulen gestützt werden; ebenso die grandiose Architekturlandschaft, die unser Fischer von Erlach d. Ä. in der Karlskirche in Wien schuf. Wo wäre der gut angeleitete Schüler, dem die Anwendung der Trajan- oder Marc Aurelsäule mit ihrem Reliefschmuck nicht auffiele, der sich nicht beim Betrachten dieses Domes der Säulenhalle am Pantheon erinnerte, und der nicht in den seitlichen, niederen Uhrthürmen des einthorigen Triumphbogens des Titus gedächte?

Unter den ersten hundert Tafeln befinden sich einundzwanzig auf die antike Plastik bezügliche, unter denen nur eine einzige, von Thorwaldsen, einen antiken Vorwurf, nämlich die jugendschöne Hebe in moderner Auffassung behandelt. Wir wollen im Folgenden uns an die Gruppierung bei Furtwängler und Urlichs halten. Da bietet die Nike des Paionios in der Ergänzung von Oskar Rühm einen interessanten Vergleich zur Ergänzung von Richard Grüttner, die wir im obgenannten Werke finden, ebenso wie den rudimentären Zustand der Statue. Daran schließt sich die Medusa Rondanini und ein Relief vom Parthenonfries, eine Reitergruppe vorstellend, von welcher die rechte Hälfte sich ebenfalls im Handbuche findet; nur ist die Reproduction hier sehr klein, und infolge zu greller Beleuchtung undeutlich. Reichlich sind die Götterbilder aus dem vierten Jahrhundert vertreten. Da begegnen wir zunächst dem praxitelischen Hermes mit dem Dionysosknäblein, dieser unvergleichlichsten aller Antiken, in der Ergänzung von Schaper und Rühm. Einen anregenden Vergleich gestattet die Tafel der aus dem Lyssip'schen Kreise stammenden Bronze des ruhenden Hermes im Nationalmuseum in Neapel.

— Die Kolossalbüste des Zeus von Otricoli in leichter Schrägansicht zeigt uns den Vater der Götter und Menschen in monumentaler Größe. Eine wertvolle Ergänzung dazu, auch für die Unterweisung beim Lesen der ästhetischen Schriften Schillers im Deutschunterrichte bietet uns die Hera Ludovisi. In derselben Stellung wie bei Furtwängler finden wir dann den Apollo vom Belvedere, in einer viel günstigeren aber als dort die Diana von Versailles. Ergänzt werden die angeführten Göttertypen durch den herrlichen Lichtdruck, der die Venus von Milo in einer Aufnahme nach dem Originale reproduciert, dann durch die schöne Draperiefigur der Minerva Medica und der Thalia, letztere beide im Vatican. Endlich kommt noch die große Aufnahme der Hekategruppe aus Pergamon nach dem Originale in Berlin; zu einem für sie nicht gerade günstigen Vergleiche fordert die „moderne Antike“ Thorwaldsens, die Hebe, auf, die trotz aller Vorzüge gegenüber den alten Werken nur ein formalistisches Interesse, ohne tiefergehende Befriedigung bietet.

Von den Grabmälern finden wir die Grabstele der Ameinokleia, und von den statuarischen Gruppen den Menelaos mit der Leiche des Patroklos, wobei aber der Kopf des vaticanischen Exemplares mit dem aufwärts gerichteten Blicke verwendet ist; das gestattet wieder einen sehr lehrreichen Vergleich mit der Reproduction des Exemplares der Loggia dei Lanzi bei Furtwängler. Der großartige Druck der Laokoongruppe sollte stets in der VI. und VII. Classe unserer Gymnasien unter Glas und Rahmen ausgestellt sein, wenn schon nicht ein kleiner, reducierter Abguss zugänglich ist. In der Gruppe „Griechische und römische Porträts“ finden wir: Sophokles in der berühmten Marmorstatue des Laterans, die Homerbüste nach dem Originale im Nationalmuseum in Neapel (bei Furtwängler die Schweriner Büste), die Augustusstatue von Prima Porta in einer Aufnahme in Dreiviertelprofil (in den „Denkmälern“ en face) und endlich das Reiterstandbild des Marc Aurel, die berühmte Bronze vom Capitol. Die Verkürzung der rechten Hand ist allerdings von etwas unangenehmer Wirkung, wird aber aufgewogen durch den ausdrucksvollen Kopf, der bei eben dieser Stellung beinahe ganz von vorn erscheint und die schöne Draperie auf der Brust, die nur in dieser Ansicht so gut zur Wirkung kommt.

Es würde zu weit führen, über die für den Germanisten, Historiker und Zeichner im Unterrichte wertvollen Blätter zu sprechen. Wir besprachen die gleichzeitig ausgestellten Bilder schon am letzten Mittelschultag zu Ostern 1900. — Über den begleitenden Text, der in Buchform erschien, werden wir später berichten. — Die Blätter sind, wenn auf starkem Carton aufgezogen, ohneweiters zu verwenden, oder aber unaufgezogen in eigenen Rahmen mit einem befestigten Glase. Die Rückwand

dieser Rahmen muss an einer Langseite durch einen festen Leinwandstreifen am Rahmen angekleistert sein, so dass sie sich wie ein Buchdeckel aufheben lässt. An den drei anderen Seiten sind kleine Riegel zum Schließen anzubringen. Überdies muss jeder Rahmen an einer Lang- und an einer Kurzseite mit einem Ringe versehen sein, um zur Aufnahme der Hoch- und Breitbilder — je nach Bedarf — tauglich zu sein.

Troppau. Rudolf Böck.

Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem (1777) mit Lessings Vorrede und Zusätzen neu herausgegeben von Paul Beer (Behrs Verlag Berlin). Enthalten in Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgeg. von August Sauer. Nr. 89.190 N. F. Nr. 39.140.

Wir können Herrn Prof. Aug. Sauer Dank wissen, dass er in die Sammlung der Neudrucke auch obiges Schriftchen aufgenommen hat.

Der Herausgeber desselben, Paul Beer, hat ja in der von ihm dem Neudrucke vorausgeschickten Einleitung auf das mehrseitige Interesse hingewiesen, welches das Werkchen durch die Beziehung zu Goethes „Werther“ und durch die von Lessing gegebenen Zusätze für den Germanisten, anderseits auch vom historischen Gesichtspunkte genommen für den Philosophen vom Fach hat. Wie der Herausgeber sich ausdrückt, soll die Veröffentlichung der vorliegenden Aufsätze ein Protest Lessings sein gegen „Die Leiden des jungen Werthers“; es verdross ihn, den todten Freund als „empfindsamen Narren“ dargestellt zu sehen, den er als „wahren, nachdenkenden Philosophen“ kannte.

In der Einleitung recapituliert Beer die hauptsächlichsten bekannten Daten über Jerusalems Lebensverhältnisse und schließt eine Übersicht über dessen von Hennemann, Herbst und E. Wolff veröffentlichten Briefe an. Der 3. Aufsatz Jerusalems „Über die Freiheit“ gibt dem Herausgeber Gelegenheit, auf eine interessante Quelle, aus welcher der Aufsatz floss, nämlich das Buch eines gewissen Alexander von Joch „über die Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen“ des näheren einzugehen.

In der Vorrede Lessings zu den Aufsätzen J.s ist ein klares Bild von dessen freundschaftlichem Verhältnisse zu Jerusalem entworfen, welches durch Uneinigkeiten in den philosophischen Gesprächen nicht gestört, eher gefördert wurden. Denn „Das Vergnügen“, sagt Lessing in treffender Weise, „einer Jagd ist allezeit mehr wert als der Fang; und Uneinigkeit, die bloß daher entsteht, dass jeder der Wahrheit auf einer anderen Seite aufpasst, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer

wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen".

Von dem, wenn auch mehr historischen Interesse für die Philosophen lassen schon die ff. Capitelüberschriften etwas verrathen. Die Aufsätze handeln nämlich über Folgendes: I. Dass die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann; II. Über die Natur und den Ursprung der allgemeinen und der abstracten Begriffe; III. Über die Freiheit; IV. Über die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen; V. Über die vermischten Empfindungen.

Die Aufsätze I und II haben das Problem vom Ursprung der Sprache, das sich in Einzelfragen gliedert, die bis auf den heutigen Tag ungelöst sind und es vielleicht auch bleiben werden, zum Gegenstande.

Wenn Lessing in dem zweiten seiner erklärenden Zusätze [1]) der von Jerusalem ausgesprochenen Meinung beipflichtet, dass es der Abstraction zur Bildung der allgemeinen Begriffe nicht bedarf und darin das beste Mittel findet, um aus dem Zirkel, dass der Mensch schon eine Sprache haben müsste, um die Sprache zu erfinden, herauszukommen, so ist zweierlei einzuwenden. Zunächst ist die Bildung von allgemeinen Begriffen ohne Abstraction nicht denkbar, anderseits gibt es auch noch einen anderen Ausweg aus dem obigen Zirkel herauszukommen. Auch ohne vorhergehende Convention, also ohne vorangegangene Sprache ist die Weiterbildung der Sprache denkbar, da ja die ursprünglichen, den primitivsten Bedürfnissen (Hilferuf, Drohung etc.) Rechnung tragenden Geberden und Laute den Grundstock bilden konnten, auf welchem eine absichtliche allmähliche Ausbildung der Sprachmittel weiterbauen konnte, wie dies Höfler [2]) gezeigt hat. Wenn also auch Lessings Meinung über diesen Gegenstand nicht zuzustimmen ist, so ist es gewiss nicht ohne Interesse hier zu erfahren, wie Lessing über dieses Problem gedacht hat.

Der 3. Aufsatz „Über die Freiheit" und die von Lessing angeschlossenen „Zusätze" liefern, wie der Herausgeber hervorhebt, einen Beitrag zur Frage, ob Lessing dem Freiheitsprobleme als Determinist oder Indeterminist gegenüberstand. Der reichen Literatur über diese Frage ist nun zu entnehmen, dass Lessing über diese Frage nicht sehr consequente Äußerungen gethan hat, indem er an einigen Stellen die Freiheit des Willens unmöglich erscheinen lässt, von anderen wieder dem Willen Einfluss auf die Entschließungen zugesteht.

An der Stelle in den „Zusätzen" Lessings (S. 62) scheint Ref. wenigstens mit dem Herausgeber des Neudruckes gegen den bekannten Geschichtschreiber der Philosophie Ritter Lessing den

---

[1]) S. 61.
[2]) Psych. S. 544.



Determinismus zu bekräftigen, indem er sagt: „Zwang und Nothwendigkeit, nach welchem die Vorstellung des Besten wirket, wieviel willkommener sind sie mir als kahle Vermögenheit unter den Umständen bald so, bald anders handeln zu können. Ich danke dem Schöpfer, dass ich muss, das Beste muss".

Wie wenig noch in der damaligen Zeit eine genauere Distinction psychol. Begriffe platzgegriffen hatte, geht namentlich aus dem 4. und 5. phil. Aufsatze J.s und den Zusätzen L.s hervor, wo fast immer der Ausdruck „Empfindung", was übrigens auch heutzutage noch vorkommt, dort gebraucht wird, wo von „Gefühlen" zu sprechen wäre.

Diese wenigen aus dem Werkchen herausgehobenen Punkte mögen genügen, um zu zeigen, dass es den Wert des Unternehmens Prof. Sauers unterschätzen hieße, wollte man nicht zugeben, dass auch vorliegendes Literaturdenkmal des Anregenden genug bietet, um als Neudruck wieder ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden.

Wien. Gustav Spengler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Einiges über die Behandlung der Fundamentalbegriffe der Elektricität an der Mittelschule[1]).

In den neueren Lehrbüchern der Physik für Mittelschulen tritt das Bestreben hervor, die Errungenschaften der Neuzeit auf dieser Stufe in entsprechender, gemeinfasslicher Weise zu vermitteln. Gegen dieses Bestreben ist an sich nichts einzuwenden; im Gegentheil muss es nur als höchst anerkennenswert bezeichnet werden, jedoch unter der Bedingung, dass bei dieser Darstellung der angestrebte Zweck: elementare Darstellung wissenschaftlicher Resultate in jeder Richtung erreicht werden kann. Denn die Einführung irgend eines Begriffes oder einer Theorie kann nur dann als zulässig erklärt werden, wenn bei derjenigen Ausdrucksweise, welche das Verständnis derselben auf der betrachteten Unterrichtsstufe erfordert, der Begriff oder die Theorie auch in Form und Inhalt nichts von ihrer ursprünglichen Bedeutung verlieren. Der Ausweg, dass man in jenen Fällen, wo es nicht möglich ist, eine wissenschaftliche Erklärung in elementarer Form zu geben, zu Umwegen oder Veränderungen seine Zuflucht nimmt, welche eine vollständige Verschiebung der Ideen involvieren, ist meiner Ansicht nach unstatthaft. Bei der Darstellung von Erscheinungen oder deren Erklärungen hat man sich stets an das erste Postulat zu halten, dass das, was man populär oder elementar darstellt, nicht mit den wissenschaftlichen Ergebnissen im Widerspruche steht. Ist die äußere Form für einen gegebenen Inhalt nicht zu erreichen, so ist nothwendigerweise auf eine ausführlichere Darstellung zu verzichten, und man hat sich auf jene Andeutungen zu beschränken, welche für den Zusammenhang unabweislich sind, ohne in weitere Auseinandersetzungen einzugehen, die einer strengen Kritik nicht Stand halten.

In einigen Neuauflagen von Lehrbüchern für Untergymnasien findet sich die Einführung des Potentialbegriffes bei der Elektricität. In dem Lehrbuche von Höfler-Maiß (dritte verbesserte Auflage) findet sich auf p. 53 die folgende Einführung eines sonderbaren, der Theorie der

---

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz, der eine wichtige didaktische Frage behandelt, mit dem Bemerken zum Abdruck, dass wir mit den Ausführungen des Verf.s nicht in allen Theilen einverstanden sind. Red.

Elektricität vollständig fremden Begriffes: des „Elektricitätsgrades". Ich will die Stelle nicht aus ihrem Zusammenhange trennen, und führe sie daher wörtlich an:

> „Wie das Thermoskop und das Thermometer Wärmegrade (Temperaturen) anzeigt, so werden durch das Elektroskop (und das Elektrometer) Elektricitätsgrade angezeigt",

und dazu die Anmerkung:

> „Der Elektricitätsgrad (der Grad der elektrischen Wirkungsfähigkeit, wie er sich durch den Ausschlag der Pendel eines Elektroskopes kundgibt) wird Potential genannt."

Der Begriff des Elektricitätsgrades ist hier das erlösende Wort, welches die Einführung des Potentiales in den unteren Classen ermöglichen soll; ja dieses Wort scheint bestimmt zu sein, den allgemein bekannten Begriff der „elektrischen Dichte", dessen in dem erwähnten Lehrbuche nicht einmal Erwähnung geschieht, zu verdrängen[1]).

Man sieht, bis zu welchen befremdlichen Conceptionen die Sucht nach einer zu weitgehenden Analogie — Wärmemenge und -Grad: Elektricitätsmenge und -Grad — führen kann. Nach dieser (übrigens schon früher von anderer Seite vorgeschlagenen, merkwürdigerweise aber in einem Lehrbuche adoptierten) Auffassungsweise zeigt nun das Elektroskop Elektricitätsgrade an, der Elektricitätsgrad wird aber Potential genannt: ergo wird durch das Elektroskop oder Elektrometer die Größe des Potentiales gemessen!

In diesem Schlusse liegt bereits der Beweis für die Unzulässigkeit jener Darstellungsweise. Man nehme einen Conductor, bringe denselben in ein elektrisches Feld, z. B. in die Nähe eines elektrischen Körpers. Der Conductor wird durch Influenz elektrisch; er erhält positive und negative Elektricität in gleicher Menge, die sich in ganz bestimmter Weise über ihn vertheilen, wobei aber sein Potential überall constant ist. Misst man z. B. nach der Coulomb'schen Methode der Probescheibchen die Flächendichte an verschiedenen Punkten des Conductors, so wird man immer andere Werte erhalten, denn es sind ja alle möglichen Werte zwischen einem positiven und einem negativen Maximum vorhanden, und längs einer Indifferenzzone ist die Elektricitätsdichte null: aber das Potential ist überall constant. Leitet man den Conductor zur Erde ab, so wird sein Potential null; nichtsdestoweniger ist auf dem Körper Elektricität vorhanden, u. zw. in wechselnder Dichte.

Die Einführung des Potentiales ist in der Mittelschule nur auf dem, meines Wissens zuerst von Graetz betretenen Wege möglich: das Potential ist eine Arbeit. Da im Untergymnasium aus didaktischen Gründen Magnetismus und Elektricität vor der Mechanik genommen

[1]) Übrigens hat dieses Lehrbuch auch kein Wort über die Spannungsreihe und ebenso eine Reihe von Unrichtigkeiten auch auf anderen Gebieten — z. B. die etwas unklare Darstellung von specifischem Gewicht und Dichte, um nur ein recht auffälliges Beispiel zu erwähnen — Fehler, welche die didaktischen Vorzüge des Buches mehr als paralysieren.



werden, so kann hier diese Erklärung nicht gegeben werden, und man muss daher auf dieser Stufe von der Einführung des Potentiales absehen.

Eine Nothwendigkeit zur Einführung desselben oder eines fictiven (gar nicht vorhandenen) „Elektricitätsgrades" an Stelle desselben liegt aber auch thatsächlich gar nicht vor, und um einer vermeintlichen Analogie zwischen Elektricität und Wärme willen das Heil der Methodik in der Einführung eines solchen wissenschaftlich völlig unberechtigten Begriffes zu suchen, scheint mir vollständig verfehlt, und beruht auf einer völligen Verkennung der Verhältnisse.

Wenn in dem Riess'schen oder irgend einem ähnlichen Vertheilungsapparate die Stellen der größten positiven und negativen Spannung metallisch verbunden werden, so wird wohl infolge der geänderten Form des Conductors eine andere Vertheilung platzgreifen, aber kein Strömen von Elektricität; es ist eben ein statischer Zustand, welcher unter dem Einflusse des influenzierenden Körpers eingetreten ist: das Potential ist constant, obzwar die elektrische Dichte und die elektrische Spannung sich von Punkt zu Punkt auf dem Conductor ändern.

Ganz anders bei der strömenden Elektricität. Auch hier sind an den beiden Polen eines Elementes entgegengesetzte Elektricitäten (geradeso wie beim Vertheilungsapparate), aber das Potential ist nicht dasselbe; infolge der elektromotorischen Kraft herrscht stets eine gewisse Potentialdifferenz, und diese gibt Anlass zur Ausgleichung, zur Entstehung eines elektrischen Stromes.

Eine solche Potentialdifferenz tritt nun aber auch unter Umständen bei der Reibungselektricität auf: Wenn man den positiven und negativen Conductor mit einander verbindet. Aber auch die hiebei auftretenden Verhältnisse sind völlig verschieden von denjenigen bei der Influenz; in der That ist hier, infolge der continuierlichen Reibung, ebenfalls eine elektromotorische Kraft in der zur Reibung verwendeten Arbeit thätig, wodurch eine Potentialdifferenz zwischen den beiden Conductoren auftritt.

Welche Beziehung besteht nun zwischen der elektrischen Spannung und der elektrischen Dichte einerseits und der elektrischen Spannung und der elektromotorischen Kraft anderseits?

Die elektrische Spannung ist eine Folge der elektrischen Dichte im ersten Falle, und eine Folge der elektromotorischen Kraft im zweiten Falle; in beiden Fällen bieten sich der Beobachtung die gleichen oder wenigstens ähnliche Erscheinungen dar, die aber mit einander nicht zu verwechseln, nicht einmal vergleichbar sind, ebensowenig, wie man etwa die Bewegung eines Körpers unter dem Einflusse der Schwerkraft mit dem Drucke desselben auf eine Federwage verwechseln darf.

Die elektrische Spannung ist ein Streben der Elektricität, den Ort, welchen sie einnimmt, zu verlassen; weiter aber geht die Analogie, welche dieselbe in den beiden Fällen darbietet, nicht. Bei der statischen Elektricität ist dieses Bestreben normal gegen die Oberfläche gerichtet, bei der bewegten Elektricität kann die Strömung nach jeder beliebigen Richtung erfolgen; bei der statischen Elektricität ist sie unabhängig von der Größe des Potentialwertes und nur abhängig von der elektrischen



Dichte, bei der strömenden Elektricität unabhängig von der elektrischen Dichte und nur abhängig von der Potentialdifferenz; bei der statischen Elektricität eine Folge der Abstoßung der gleichnamigen Elektricitäten, bei der strömenden Elektricität eine Folge der Trennung der entgegengesetzten Elektricitäten usw.

Dass die Spannung der statischen Elektricität in derselben Maßeinheit ausgedrückt wird, wie die elektromotorische Kraft (in Volt), kann allerdings die irrthümliche Auffassung nähren, als ob es sich um identische Größen handeln würde. Allein die Spannung (in Volt) der statischen Elektricität ist jenes Maß derselben, welche denselben Effect (z. B. Schlagweite) hat, wie eine gleiche, durch die elektromotorische Kraft (in Volt) erregte Spannung bei nicht geschlossenem Stromkreise: denn man darf nicht vergessen, dass auch im offenen Stromkreise die auftretende Spannung die Folge einer Potentialdifferenz ist.

Ich habe hier nichts Neues vorzubringen die Absicht gehabt, sondern nur den Zweck verfolgt, Bekanntes in einer Form darzustellen, welche es auch dem ungeübten Anfänger ermöglichen soll, die nöthigen Consequenzen für die Form der Darstellung im Unterrichte zu ziehen. Es wird zu diesem Zwecke vielleicht auch nicht überflüssig sein, einige kurze Andeutungen hierüber zu geben.

In der Lehre von der Reibungselektricität wird sich bei der Darstellung der elektrischen Influenz ungezwungen die Gelegenheit ergeben, von der elektrischen Dichte und der daraus resultierenden verschiedenen Spannung zu sprechen. Das Potential (ebenso natürlich ein richtiges oder gar falsches Surrogat für dasselbe in Form eines sogenannten „Elektricitätsgrades") bleibt auf der Unterstufe vollständig weg. Elekricitätsmenge und deren Messung mit dem Elektrometer, Sitz der Elektricität auf der Oberfläche geht natürlich vorher. Die verschiedene Elektricitätsmenge auf den gleichen Oberflächenstücken eines unter dem Einflusse eines elektrischen Körpers stehenden Conductors kann mittels eines Coulomb'schen Scheibchens gezeigt, oder falls die Umstände (Zeit oder Lehrmittel) es nicht gestatten, schon aus dem Vorhandensein der Indifferenzzone erschlossen werden. Hieran schließt sich die Darstellung der Abhängigkeit der elektrischen Dichte von der Menge der influenzierten (oder auch mitgetheilten) Elektricität; endlich die als Folge dieser Dichte auftretende Spannung, bis zu einer gewissen Maximalspannung, bei welcher successives Ausströmen (Zerstreuung) oder plötzliche Entladung (Funke) stattfindet.

Das Princip der Condensation kann nun aber ohne das Potential nicht verstanden werden; jede Erklärung muss hierauf Rücksicht nehmen. An dieser Stelle kann man aber diese Erklärung glücklicherweise leicht in folgender Weise geben: Die durch die Influenz erregte ungleichnamige Elektricität wird (nach dem Ableiten der gleichnamigen Influenzelektricität) sich mit der entgegengesetzten, iufluenzierenden binden, wodurch eine Wirkung dieser Elektricitäten nach außen nicht stattfinden kann, so als ob keine oder nicht genügende Elektricitätsmenge der influenzierenden Scheibe mitgetheilt worden wäre, so dass neuerdings Elek-

tricität übergeführt werden kann. (In diesem „Fehlen der Wirkung nach außen“ liegt eben der auf der Unterstufe einzig mögliche Hinweis auf die Erniedrigung des Potentialwertes. Auf der Oberstufe, wo die Mechanik vor der Elektricität genommen wird, und der Begriff der Arbeit bereits geläufig ist, wird thatsächlich die Bindung der Elektricitäten als ein Arbeitsverlust auftreten und erklärt werden können.)

Allerdings war bei der Elektrisiermaschine schon Gelegenheit auf das Ausgleichen der Elektricität hinzuweisen, wenn der positive und negative Conductor verbunden werden; dass hier ein „elektrischer Strom“ entsteht, muss erwähnt werden; auf seine Verschiedenheit von der statischen Elektricität ist vorerst nicht hinzuweisen.

Bei der Berührungselektricität ist in erster Linie die elektromotorische Kraft zu erwähnen, welche eine gewisse elektrische Spannung an den Drahtenden erzeugt. Hier muss die Spannungsreihe angeführt werden, um die Bedeutung des Zinkes (als das äußerste Element auf der negativen Seite derselben) für die Construction irgend eines Elementes zu begründen. Nach den verschiedenen Versuchen über die Wirkungen des elektrischen Stromes, insbesondere der Wasserzersetzung und der Ablenkung der Magnetnadel wird der Begriff der Stromstärke angeführt, die Abhängigkeit derselben von der elektromotorischen Kraft, und endlich die Variation der Stromstärke mit dem Widerstande. Diese sämmtlichen Begriffe lassen sich vollständig elementar darstellen; die elektromotorische Kraft (welchen Begriff man im Lehrbuche von Höfler-Maiß ebenfalls vergeblich sucht) vertritt hier ausreichend die Potentialdifferenz, und die Einführung dieser letzteren ist wieder nicht nöthig.

Hier tritt die Spannung als Folge der elektromotorischen Kraft und als Ursache für die Ausgleichung der Elektricitäten, für den elektrischen Strom auf; auch werden elektromotorische Kraft und Spannung in derselben Weise gemessen; sie sind eben proportional.

Das hier gegebene wäre auf der Unterstufe ohne besondere Schwierigkeiten bei jedem Schülermateriale vorzunehmen möglich; doch halte ich es nicht für ausgeschlossen, unter Umständen auch das Ohmsche Gesetz:

$$\text{Stromstärke} = \frac{\text{Elektromotorische Kraft}}{\text{Widerstand}}$$

anzuführen. Hat man zunächst dem Schüler (etwa am Voltameter) gezeigt, dass der Strom bei Vermehrung der elektromotorischen Kraft auf das zwei-, drei-, vierfache, selbst zwei-, drei-, viermal mehr zu leisten vermag, also zwei-, drei-, viermal stärker ist, dass er aber mit wachsenden Widerständen schwächer wird, so kann man, ohne sich auf genauere experimentelle Bestimmungen einzulassen, welche selbst im Obergymnasium auf Schwierigkeiten stoßen dürften, das Gesetz hinschreiben. Es wird dies umso leichter möglich sein, als in der Mathematik um diese Zeit bereits die Division eingliedriger algebraischer Ausdrücke vorgenommen sein muss, und anderseits diese Formel dem Schüler eine selbst in didaktischer Beziehung nicht zu unterschätzende

Anwendung für das in der Mathematik Gewonnene bietet. Nichtsdestoweniger möchte ich gerade die Vorführung des Ohm'schen Gesetzes nicht als unbedingt hinstellen, und es im Gegentheile dem richtigen Takte des Lehrers überlassen, da dieses ein Punkt ist, bei dem die didaktische Befähigung des Lehrers sowohl als die mittlere Fassungskraft der Schüler in erster Linie in Betracht zu ziehen sind.

Auch für die Oberstufe (am Obergymnasium) wird der hier gegebene Lehrgang zugrunde gelegt werden können, wobei die Einführung des Potentiales in dem bereits erwähnten Sinne (als Arbeit) die theoretische Vervollständigung gibt.

Hier wäre aber noch Gelegenheit, auf die Beziehungen zwischen der Spannung im statischen Sinne (elektrische Dichte) und im kinetischen Sinne (elektromotorische Kraft) hinzuweisen.

Die bei der Reibungselektricität auftretende Spannung ist nämlich außerordentlich viel größer als diejenige bei der Berührungselektricität, allein sie sind strenge genommen gar nicht vergleichbar. Den Unterschied in den Wirkungen der Reibungs- und Berührungselektricität kann man sehr gut vergleichen mit denjenigen in den Wirkungen einer momentanen und einer continuierlichen Kraft. Selbst die momentane Kraft muss man sich ja als eine, wenn auch durch außerordentlich kurze Zeit, so doch immerhin durch ein endliches Zeitintervall wirkende continuierliche Kraft vorstellen, als deren Resultat eine gewisse in die Erscheinung tretende Endgeschwindigkeit in dem Momente des Aufhörens der Kraft anzusehen ist. Die Intensität der momentanen Kraft ist im Vergleiche zur continuierlichen Kraft außerordentlich groß (unendlich groß, wenn man die Zeit der Wirksamkeit unendlich klein annimmt). Die Reibung kann ebenso als eine, im Vergleiche zur chemischen Action bei der Berührungselektricität gleichsam momentane elektromotorische Kraft angesehen werden, deren Resultat eine im Verhältnisse zu den Spannungen bei den (nicht geschlossenen) galvanischen Elementen außerordentlich große ist. Eine sehr stark verzögerte, aber continuierliche Reibung würde mit der Berührung der Metalle und Flüssigkeiten vergleichbar werden können, wie denn in der That in diesem Falle die Verbindung des positiven und negativen Conductors der Elektrisiermaschine ebenfalls einen Strom gibt.

Ein principieller Unterschied liegt allerdings noch in der Ansammlungsfähigkeit der Reibungselektricität auf Conductoren, welche für die Berührungselektricität nicht stattfindet. Während selbst die stärksten Elektrisier- oder Influenzmaschinen an Drahtenden ebenfalls keine höheren Spannungen zu erzielen gestatten, weil die durch Reibung erzeugte Elektricität sofort ausströmt, reicht anderseits die elektromotorische Kraft eines Elementes nicht aus, um in Conductoren von der Form derjenigen der Elektrisiermaschinen jene hohen Spannungen zu erzeugen, welche die Reibungselektricität charakterisieren.

Ein weiterer, allerdings nur während des elektrischen Stromes auftretender Unterschied ist darin gelegen, dass man es bei der statischen Elektricität mit einer Flächendichte (Menge der Elektricität auf der

Oberflächeneinheit) bei der strömenden Elektricität mit einer Volumsdichte (Menge der durch die Querschnittseinheit fließenden Elektricität) zu thun hat, und *caeteris paribus* die Oberflächendichte außerordentlich viel größer sein muss als die Volumsdichte.

Nichtsdestoweniger würde ich, mit Hinweis auf diese Unterschiede, auf der Oberstufe den Vergleich der Reibungs- und Berührungselektricität mit den momentanen und continuierlichen Kräften nicht unterlassen, umsomehr, da dieser Vergleich auch für das Verständnis der Beziehungen zwischen momentanen und continuierlichen Kräften von nicht zu unterschätzendem didaktischen Werte ist.

Ich muss mich mit diesen wenigen Andeutungen begnügen, da eine Ausführung des hier Gesagten eigentlich eine vollständige Darstellung der Elektricitätslehre, wie ich mir sie in einem Lehrbuche der Physik für Mittelschulen denke, sein würde. Doch wird es für denjenigen, der meine Ausführungen billigt, nicht schwer sein, dieselben an der Hand irgend eines Lehrbuches für den Unterricht zu verwerten.

Wien. Dr. N. Herz.

Alkohol und Sport.

Dr. med. Robert Hessen in Mannheim empfiehlt, nachdem er die Gefahren des Alkoholismus und die bisher, aber vergeblich angewendeten Mittel zu dessen Bekämpfung erläutert hat, anstatt die Völlerei in ihrem Centrum anzugreifen, als besseres Mittel ihr beizukommen, die Meistgefährdeten vom Alkohol mit indirecten Mitteln abzulenken. Zu den Gefährdeten gehört die Jugend in den letzten Classen der Mittelschulen und besonders an den Hochschulen. Hier wird der Alkoholismus geradezu gezüchtet. Es schmeckt ihnen gar nicht; da es aber als Ruhm gilt, so und soviel „hinter die Binde“ zu schütten, zwingen sie sich dazu, was dann zur abscheulichen Gewohnheit wird.

„Will man aber der Jugend eine Gewohnheit nehmen, so wird man sie für eine andere, mindestens ebenso angenehme erst erziehen müssen.“ Hiezu besitzen wir ein ganz vorzügliches Mittel in den sportlichen Leibesübungen. Aber nicht alle Arten werden unserem Zwecke entsprechen, da nicht allen dasjenige zukommt, was „den Ehrgeiz der Jugend derartig zu erhitzen vermag, dass sie bereit wird, sich freiwillig Opfer aufzuerlegen, und die Freuden platten Genusses zu verschmähen“. (Wie es z. B. das Training zum Wettkampf erfordert.) Nicht alle Leibesübungen bergen jenes Element der Aufregung in sich, das die Jugend nun einmal leidenschaftlich liebt und darnach strebt, ein hochgesteigertes Daseinsgefühl auf jeden Fall zu befriedigen. Das Turnen kann und wird es niemals (?) sein, da es zu sehr discipliniert, der Phantasie zu wenig Anregung bietet, „freies Antreten“ nicht zulässt und den Ehrgeiz zu wenig durch Wettkampf anspornt. In der Einführung der Jugendspiele erblickt er keinen Fortschritt zum Ziele, sondern vielmehr einen Versuch zur Umgehung des Turnens (!).

Seiner Meinung nach sollte das Laufen und Springen vom Turnen losgelöst und als eigenes Fach behandelt werden. Besonders empfiehlt er den differenzierten Sport, und da in erster Linie Rudern, Cricket und Lawn-Tennis. Dieses Spiel besonders ist noch viel wichtiger als Fußball, weil es dazu bestimmt ist, der Lieblingssport derjenigen Studierenden zu werden, die sich bisher in den Waffenverbindungen sammelten, und zwar 1. weil es die Fortsetzung des verhängten Fechtens bildet und 2. die Möglichkeit bildet, die jugendliche Sucht nach Aufregung und Steigerung des Daseinsgefühls auf eine hygienische und zuträgliche Art ausreichend zu befriedigen. Diese Leibesübungen sollen aufs eifrigste gepflegt, von den Begüterten unterstützt, von den Behörden gefördert werden, und sollen ihre Krönung in den Wettkämpfen zwischen Städten und Landschaften finden.

Gegenwärtig ist es aber damit, nach Ansicht des Dr. Hessen, schlecht und äußerst dürftig bestellt, denn dem Fahrrad, das Millionen von früher stubenhockenden Deutschen hinaus in die freie Luft führt, kommt keine Bedeutung für eine harmonische Durcharbeitung unseres Körpers zu, und er empfiehlt schließlich das Beispiel Englands nachzuahmen. (Henry Hoole aber warnt in seinem Buche „Das Trainieren zum Sport" vor den Übertreibungen desselben. Deutsch von Dr. C. A. Neufeld in München. Wiesbaden, Bergmann 1899).

Seinen Vorschlag führt Dr. Hessen mit hoher Begeisterung für die Jugend und in glänzender und geistreicher Art durch, verfällt aber in denselben Fehler wie Mosso in seinem Buche „Die körperliche Erziehung der Jugend", indem er die eigenen Jugenderinnerungen als maßgebend für die gegenwärtigen Verhältnisse betrachtet. Er kennt offenbar nicht, oder scheint nicht zu kennen, die außerordentlich anregende, fruchtbare und von den obersten Behörden des Deutschen Reiches anerkannte Thätigkeit des „Centralausschusses für Jugend- und Volksspiele" zur Förderung einer gesundheitsgemäßen Erholung nach des Tages Mühen und Sorgen. Er kennt oder will nicht kennen die reformatorische Kleinarbeit des „technischen Ausschusses der deutschen Turnerschaft", der mit vollem Recht an dem Sechskampf, analog dem antiken Pentathlon, festhält und nur jenem den schlichten Eichenkranz zuerkennen will, der eine allseitige Ausbildung nachweist, sich aber weigert, die Meisterschaft in einer einzelnen Übung jener gleichzustellen. Jeder Einsichtige, dem es um die Erreichung menschlicher Idealgestalten durch eine stetige und organische Entwicklung aufrichtig zu thun ist, sollte sich freuen, dass der Genius des deutschen Volkes eine Form des Wettkampfes hervorgebracht hat, die bis jetzt dem Vorbilde der Alten am nächsten kommt. Das deutsche Turnen verleiht nur der allseitigen, harmonischen körperlichen Ausbildung den Preis, was aber das Vordringen bis an die Grenzen menschlicher Körperkraft in einzelnen Richtungen keineswegs ausschließt. Daher sollten alle Einsichtigen die ruhig abwägende, kritische und alle Leibesübungen in sich schließende deutsche Turnkunst mit allen Kräften fördern. Sowie die deutsche Literatur fast alle anderen schöngeistigen

Erzeugnisse des menschlichen Genius in sich aufgenommen und verarbeitet hat, ebenso ist das deutsche Turnen bestrebt, das Gute und Schöne zu nehmen, woher es auch kommen mag, aber nie ohne kritische Läuterung. Jedermann kann sich hievon überzeugen, wenn er ein Verzeichnis der deutschen turnerischen Literatur durchblättert. Hier sei nur auf eines der neuesten und zugleich besten Erzeugnisse hingewiesen, auf „Die Erziehung zum Muthe durch Turnen, Spiel und Sport", von Prof. Dr. Konrad Koch in Braunschweig 1900.

Sieht man aber von der vollständigen Verkennung der deutschen Turnkunst ab, dann bleiben sehr viele nützliche und praktische Anregungen zur Bekämpfung des Alkoholismus bei der studierenden Jugend übrig, deren Verwirklichung ein ausgezeichnetes prophylaktisches Mittel abgeben würde.

Wien. Max Guttmann.

Dr. Alfred Spitzner, Psychogene Störungen der Schulkinder. Ein Capitel der pädagogischen Pathologie. Leipzig, E. Ungleich 1899. 45 SS.

Über die außerhalb der Schule liegenden Ursachen der Nervosität der Kinder. Von Dr. A. Cramer, Professor in Göttingen. Berlin, Reuther & Reichard 1899. S. 28.

In der ersten Abhandlung wird unsere Aufmerksamkeit auf ein Capitel der pädagogischen Pathologie gelenkt, auf welchem Gebiete, wie bekannt, Prof. Strümpell mit wertvollen Untersuchungen hervorgetreten ist. Über psychogene Störungen, d. i. krankhafte Erscheinungen, welche aus psychischen Ursachen beginnen und zugleich durch Rückwirkungen ihrer somatischen Effecte die Bildungsfähigkeit des Kindes stören, wusste bis jetzt eigentlich nur die medicinische Literatur zu berichten, welche sie den hysterischen Erscheinungen zuzählte. Wegen ihrer Bedeutung für die geistige Entwicklung des Kindes werden sie jedoch auch dem Psychologen und Pädagogen von Interesse sein. Es möge hier nur aus der citierten Schrift darauf aufmerksam gemacht werden, dass nicht selten infolge von Schreck, Angst, Furcht und anderen Affecten namentlich bei Kindern Lähmungserscheinungen, Contracturen, Krämpfe u. dgl. entstehen, welche ihrerseits wieder psychische Alterationen im Gefolge haben. Spitzner behandelt den Gegenstand an der Hand der Fachliteratur und erläutert ihn durch Beispiele aus dem Alltags- und Schulleben in einer für den Pädagogen vollständig orientierenden Weise.

Während jedoch glücklicherweise Fälle von derartigen schweren Erkrankungen im Schulleben verhältnismäßig selten vorkommen, sind Erscheinungen von Nervosität bei Kindern so häufig, dass eine Untersuchung, wie sie Cramer unter dem oben citierten Titel über die außerhalb der Schule liegenden Ursachen der Nervosität der Kinder anstellte, alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muss. In der Schiller-Ziehenschen Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen

Psychologie und Physiologie, der auch die vorliegende Schrift (II. Bd., 5. Heft) angehört, ist wohl der Gegenstand öfter berührt worden, so namentlich bei den Erörterungen über Ermüdungsmessungen, aber die Erfahrungen darüber sind doch von Cramer zum erstenmale in den wissenschaftlichen Zusammenhang gestellt worden. Er geht in der Schrift den Ursachen der Kindernervosität nach, soweit sie ererbt sind oder sich doch bereits in der intra-uterinen Lebensphase des Kindes zeigen. Weiters forscht er nach den erzogenen Ursachen, wie solche in den Kinderkrankheiten oder in Schädigungen liegen, welche die Kinder physischerseits durch Schlag, Stoß und Fall oder psychischerseits durch Schreck, Angst usw. erfahren. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Prügelstrafe berührt, und die Frage, ob es empfehlenswert sei, die Kinder einer körperlichen Züchtigung zu unterziehen, vom ärztlichen und pädagogischen Standpunkte aus, durchaus verneint. Interessant ist eine Bemerkung Cramers, dass Wucherungen im Nasenrachenraum häufig bei geistig zurückgebliebenen Kindern vorkommen, und dass die Entfernung derselben ein Wiederaufleben in intellectueller Beziehung zur Folge hat. Ferner wirken die Nervosität fördernd zu früher Schulbeginn, Mangel an ausreichendem Schlaf, Genuss von Alcoholica und zum Theil auch Onanie. So hat Cramer in einer recht interessanten Darstellung gezeigt, dass die Kinder auch außerhalb der Schule einer ganzen Reihe von Schädlichkeiten ausgesetzt sein können, welche geeignet sind, nervöse Zustände hervorzurufen. In einer Zeit, wie der heutigen, in welcher der Schule alle Verantwortung zugeschoben wird, wenn die junge Generation beängstigende Symptome von Nervosität aufweist, sollte Cramers Untersuchung auch in Elternkreisen aufmerksam gelesen werden.

Linz. Dr. J. Loos.

Paul Cauer, Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung. Düsseldorf 1900. 50 SS.

Wir haben bereits Gelegenheit gefunden, in dieser Zeitschrift auf ein Werk des unermüdlichen Streiters für die classischen Studien auf dem Gymnasium hinzuweisen. Cauers *Grammatica militans*[1]) ist ein Gegenstück zu seiner „Kunst des Übersetzens“ (Berlin 1894), und der oben genannte Beitrag tritt als Ergänzung mit dem Beweise auf den Plan, dass die Beschäftigung mit dem griechisch-römischen Alterthum den jugendlichen Geist nicht von der Welt, die uns umgibt, ablenkt, vielmehr tüchtig machen hilft sie zu begreifen, um dereinst in ihr zu wirken. Den durchgehenden Gedanken der drei Schriften können wir in Goethes Worte fassen, die der Verf. selbst in der „Kunst des Übersetzens“, S. 29, anführt:

[1]) Paul Cauer, *Grammatica militans.* Erfahrungen und Wünsche im Gebiete des lateinischen und griechischen Unterrichtes. Berlin 1898. Angezeigt i. d. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1899. S. 319 ff.



Anschaun, wenn es Dir gelingt,
Dass es erst ins Inn're dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

Ins Innere der Sprache zu dringen, die ein Lebendiges ist, und die Vorgänge der lebendigen Seele zu erfassen, darauf kommt es zunächst an, und ohne grammatisches Wissen ist dieser Weg nicht zu finden. Nach außen zurück strebt der Übersetzer, der den fremden Text aufleben lassen will, und er hat zu seinem Gegenstande eine ähnliche Stellung wie der ausübende Musiker zu seinem Kunstwerk oder wie der Schauspieler zu seiner Rolle. Wohl rauscht die Leistung mit dem Augenblick vorüber, der sie geboren hat, aber in der Neuschaffung und Formung des geistigen Inhaltes liegt auch der ganze Erfolg. So ist es uns gegönnt, mit den großen Geistern der Alten wie mit Lebendigen zu verkehren und an ihnen zu werden; denn sie sind uns gegenüber, die wir in Zeit und Cultur weiter vorgeschritten sind, im Grunde genommen die Jungen, ihre Sprache sinnlich frisch und farbenreich, die Auffassung der Welt unmittelbar und unbefangen, alle menschlichen Verhältnisse noch einfach und durchsichtig. Welcher Bildungsweg wäre denn auch für die Jugend angemessener und sicherer als der vom sinnlich Frischen zum abgeblasst Abstracten, das Vermittelte durch das Unmittelbare zu verstehen, das Zusammengesetzte aus dem Einfachen zu deuten? Dies soll die Aufgabe des höheren Unterrichtes sein, ein Wissen nicht so sehr zu überliefern als ein Können zu entwickeln. Kenntnisse kann einer, der sie nicht hat, jeder Zeit sich verschaffen, die Fähigkeit Verstand und Sinne zu gebrauchen nicht ebenso; sie will durch Gewöhnung erzogen sein. Was man auch mit dem eigenen Verstande erarbeitet, macht mehr Freude und dauert fester nach als dasjenige, was man fertig übernimmt. Cauer zeichnet nun aus dem Sachunterricht, soweit die altclassische Lectüre auf dem Gymnasium ihn umfasst, nach den gegebenen Leitlinien einen Aufriss. Er behandelt die Himmelskunde, Geographisches und Geschichte, das Wirtschaftsleben, Staat und Politik. Es sind Proben, die in einem Zusammenhange gegeben werden. Dem denkenden und umsichtigen Lehrer weisen sie den Weg, auf dem die Beschäftigung mit Römern und Griechen den Sinn für die Wirklichkeit unseres eigenen Lebens erweckt und steigert.

Prag. Dr. Ant. Frank.

Šmídek Wladimir, Alphabetisches Normalienregister zu sämmtlichen bisher erschienenen Jahrgängen des Verordnungsblattes für den Dienstbereich des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht, 1869—1900. Brünn, R. Winiker 1901. 182 SS. Preis 2 K 60 h

Derartige Arbeiten können immer nur nach ihrer praktischen Verwendbarkeit beurtheilt werden, und von diesem Gesichtspunkte aus kann dieses sorgfältig zusammengestellte Register bloß als eine Vorarbeit angesehen werden, weil es nichts Abgeschlossenes bietet und naturgemäß



auch nicht bieten kann. Denn 1. werden manche Min.-Erlässe überhaupt nicht durch das Verordnungsblatt publiciert; so erfährt man z. B. aus diesem Index nicht, ob auch jetzt noch der Namenstag Weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth als Ferialtag zu gelten habe (was der M.-E. v. 6. October 1898, Z. 2310 bestimmt), 2. erfahren die M.-E. oft durch Landesschulrathserlässe eine genauere Interpretation (so der M.-E. über die Vereinfachung der Amtscorrespondenz durch den L.-S.-R.-Erl. vom 26. Juni 1899, Z. 128 praes., dahingehend, dass derselbe nicht auszudehnen sei auf den amtlichen Verkehr mit den kirchlichen Behörden), ja in vielen Fällen sind L.-S.-R.-Erlässe allein maßgebend — weshalb eine zusammenfassende Publicierung gerade dieser Erlässe, die nur jeweilig intimiert werden, sonst aber nirgends mehr zu finden sind, nach den einzelnen Kronländern von ganz besonderem praktischen Wert wäre — daher finden wir z. B. unter „Neujahrsgeschenke“ nichts über die Unzulässigkeit solcher Geschenke an die Schuldiener (Erl. v. 14. Nov. 1894, Z. 37.912/L.-S.-R.), 3. stammen viele wichtige noch geltende Bestimmungen aus der Zeit vor dem Jahre 1869, so z. B. über die Lehrverpflichtung der Mittelschullehrer, über die Gebürenfreiheit der Stiftungsgesuche, 4. erleidet der Wert dieses Registers noch eine bedeutende Einbuße dadurch, dass nicht alle Jahrgänge des genannten V.-Bl. nachbezogen werden können, weil sie theilweise ganz vergriffen sind, so dass ein Nachschlagen der Erlässe im V.-Bl. selbst für alle Anstalten, die nicht von früher her in dem Besitze desselben sind, ausgeschlossen ist; man muss dann eben zu Marenzeller oder ähnlichen Sammelwerken greifen, auf welche in der Citierweise dieses Normalienregisters keine Rücksicht genommen ist.

Was Anlage und Inhalt anlangt, so ist uns Folgendes aufgefallen: Theilweise vermisst man Vollständigkeit; so fehlt S. 11 und S. 66 hinsichtlich der Competenz des Landesschulrathes für die Bestätigung im Lehramte an Mittelschulen der Hinweis auf 1893, 35, 303; der wichtige Jugendspiel-Erlass (1890, 58, 277) ist bloß citiert S. 52 unter „Gymnasien“, S. 87 unter „Mittelschulen“ und S. 111 unter „Realschulen“, aber weder S. 46 unter „Gesundheitspflege in den Schulen“, noch S. 127 unter „Schulen, Gesundheitspflege“, noch S. 129 unter „Schulgesundheitspflege“. Übrigens hätte derselbe ein eigenes Schlagwort (etwa „Jugendspiele“ oder „körperliche Ausbildung“) verdient. Unter „Lehrverpflichtung“ finden wir bloß die Lehrverpflichtung der Zeichenlehrer angeführt, nicht aber die der Lehrer an Lehrerbildungsanstalten (1886, 50, 221). Man sieht, auch ein vollständiger und zuverlässiger Index kann nur nach Durcharbeitung der betreffenden Materie fertiggestellt werden.

Als Lehrplan für die einzelnen Unterrichtsdisciplinen an Gymnasien muss doch der „Lehrplan und die Instructionen“ angesehen werden (vgl. dagegen S. 77 „Geschichte und Geographie“).

Eine Vereinfachung der Anlage hätte erzielt werden können, wenn Wiederholungen thunlichst vermieden worden wären. So tragen die Ländernamen als Schlagworte, oder allgemeine Bezeichnungen wie „Mittelschulen“, „Prüfungen“ u. dgl. nicht zur Übersichtlichkeit und zu

leichterem Auffinden bei. Bereits außer Kraft gesetzte Bestimmungen hätten können ganz wegbleiben; so manches unter „Approbation von Lehrbüchern", „Bezüge des Staatslehrerpersonales", „Mittelschulen", „Turnunterricht", Stempelbehandlung der Gesuche um Befreiung vom Turnen (zu 1894, 20, 80 vgl. 1897, 17, 209).

Dagegen hätten die Erlässe, durch welche einer Anstalt das Öffentlicheitsrecht, speciell aber das Recht, Maturitätsprüfungen abhalten zu dürfen, verliehen wird, Aufnahme verdient, zumal die Errichtung von Bürgerschulen, die Verleihung des Freiwilligenrechtes an einzelne Anstalten, ja einmal sogar die Anerkennuug des Reciprocitätsverhältnisses (S. 153) verzeichnet ist.

Unrichtig ist das Citat S. 53 uuter „Gymnasien, Weisungen zur Führung des Schulamtes".

Aussig. Dr. G. Hergel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Des Quintus Curtius Rufus Geschichte Alexanders des Großen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. H. W. Reich. Zweiter, unveränderter Abdruck der 1. Auflage. 8°. Leipzig, Verlag von G. Freytag 1901.

Die im Jahre 1895 veröffentlichte Curtius-Ausgabe von Dr. H. W. Reich, die, aus dem Vorworte zu schließen, hauptsächlich für die Oberclassen (Secunda) der deutschen Gymnasien bestimmt ist, erschien soeben in zweiter Auflage. Da sie sich aber als unveränderter Abdruck der ersten Auflage erweist, bleibt natürlich noch immer das Urtheil aufrecht, das Prof. J. Golling bereits im IL. Bande dieser Zeitschrift, S. 508—11 über sie gefällt hat.

Kaaden. Dr. J. Fritsch.

Friedrich Lohr, Ein Gang durch die Ruinen Roms (Palatin und Kapitol). Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann. 7. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann 1900.

Das 7. Heft der namentlich für die Schülerbibliotheken der Gymnasien höchst empfehlenswerten Gymnasialbibliothek behandelt den Palatin und das Capitol, die neben dem in Heft 17 geschilderten *forum Romanum* denkwürdigsten Stätten des alten Rom.

Die ersten drei Capitel schildern den Palatin, und zwar den Hügel in ältester Zeit, Privathäuser auf dem Palatin in republikanischer Zeit und die Anlagen aus der Kaiserzeit, die folgenden neun Capitel sind dem Capitol gewidmet, und zwar werden der Weg vom Palatin zum Capitol, das Capitol in ältester Zeit, die Bauten der Tarquinier, dann in drei Capiteln die Geschichte des Jupitertempels, hierauf die jüngeren Tempel auf dem Capitol, die *arx* und der Tempel der *Iuno Moneta,* endlich die Entfestigung des Hügels und die Anlage des Tabulariums behandelt.

Der Verf. hat es verstanden, aus dem sorgfältig gesammelten Material das für den Gymnasisten Wissenswerte herauszuheben und es bei fasslicher Darstellung übersichtlich anzuordnen, so dass sich auch

der jugendliche Leser an der Hand des beigegebenen Planes (nach Kiepert und Hülsen *formae urbis antiquae*) unschwer auf diesen beiden Hügeln zu orientieren vermag.

Die Darstellung gibt nur zu wenigen Bemerkungen Anlass. Bei der Erzählung von Cacus und Hercules S. 4 wird, Aen. VIII, 192 ff. citiert. Näher läge es aber, anstatt dieses wenigstens bei uns in Österreich sehr selten in der Schule gelesenen Gesanges die Liviusstelle I 7 heranzuziehen. Ebenso könnte S. 2 bei der Erwähnung der Aussetzung des Romulus und Remus Livius I 4 f. angezogen werden. Bei der Besprechung des sogenannten Spottcrucifixes S. 19 heißt es, an dem Kreuze „lehne ein Mann mit einem Eselskopfe sich an", was für die mit beiden Armen an dieses angeheftete Gestalt nicht der richtige Ausdruck ist. Wenn dann von dem Adoranten gesagt wird, es sei ein „unbeholfen aussehender junger Mann", so klingt dies so, als sei dem Mauerkünstler die Absicht gelungen, den Verspotteten als unbeholfen zu charakterisieren, womit seiner Kunst jedenfalls unverdiente Ehre angethan wird.

Von Druckfehlern ist die wiederholte Schreibung lateinischer Eigennamen oder eines davon abgeleiteten Adiectivs mit kleinen Anfangsbuchstaben zu erwähnen, so in der Inhaltsangabe: Tempel der *fides*, *Iuno moneta*, auf S. 45 in der Vergilstelle VI 809 ff. *curibus*, im Namen- und Sachregister *forum romanum* und *ludi romani*. In dem Verzeichnis der im Texte angeführten Schriftsteller heißt es bei Horaz *apod* statt *epod*.

Prag. M. Strach.

Gegen die Vereinigung Dalmatiens und Croatiens, bezw. gegen die Slavisierung der deutschen und italienischen Provinzen Österreichs. Eine hist. Studie. Triest, Giovanni Balestra 1898. 62 SS. 8°.

Die Studie rührt von einem hochbetagten Manne [1]), streng altösterreichischer Gesinnung her, der das Überwuchern der slavischen Tendenz in Österreich auf das Eifrigste beklagt und von dem Gedanken ausgeht, „dass in Dalmatien das historische Recht auf Seiten der italienisch Redenden ist, in den österreichischen von Deutschen und Slaven und Italienern und Slaven bewohnten Ländern dieses den Ersteren gebürt, als den Volksstämmen, die zu den gebildetesten der Welt gehören. Wenn die dalmatinischen Gemeinden nun die slavische Amtssprache haben, so rührt dies aus der neuesten Zeit her und ist dem verderblichen und entwürdigenden Einfluss der Wühler zuzuschreiben". Wir theilen hiemit den Inhalt der Schrift mit, ohne indes mit allen Argumenten einverstanden zu sein.

Graz. J. Loserth.

Dr. Franz Ritter von Močnik, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für die unteren Classen der Realschulen, bearbeitet von Anton Neumann, 3. Heft, 20. veränderte Auflage. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky 1900. 72 SS.

Das nunmehr in zwanzigster Ausgabe erscheinende Lehrbuch entspricht dem neuen Lehrplane für die heimischen Realschulen. Zu den früheren Aufgaben, die den einzelnen Abschnitten beigegeben waren, sind mehrere andere hinzugekommen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.



Lehrbuch der Physik für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Im Anschlusse an desselben Verfassers Grundzüge der Physik bearbeitet von Prof. Dr. H. Püning. 2. Auflage. Mit 324 Figuren und einer Spectraltafel. Münster i. W., Aschendorff 1900. Preis 3 Mk. 50 Pf.

Die erste Auflage des vorliegenden Lehrbuches der Physik ist im Jahre 1897 erschienen. Die neue Auflage unterscheidet sich nicht unwesentlich von ihrer Vorgängerin sowohl in der Darstellung, die an mehreren Stellen fasslicher gestaltet wurde, als auch inhaltlich durch Umarbeitung mehrerer Partien, durch weitere Ausführung anderer, durch Aufnahme der neuesten Forschungen namentlich aus dem Gebiete der Elektricitätslehre, durch eine intensivere Betonung des in den Grundzügen behandelten Stoffes auch für diese Unterrichtsstufe. Referent kann erklären, dass das Buch in seiner jetzigen Gestalt gegen die erste Auflage bedeutende Fortschritte aufzuweisen hat, und dass der Verfasser durch seine äußerst sorgfältige Arbeit ein Werk geschaffen hat, das zu den besten physikalischen Lehrbüchern gerechnet werden kann.

Besonders hervorzuheben wäre Nachstehendes:

Die Hervorhebung der Dimensionen der physikalischen Größen ist vortheilhaft, hätte aber in allen Theilen Platz greifen sollen. Der Begriff der Masse hätte aus den Grunderscheinungen der Bewegung herausgelöst werden sollen. — Dass bei der Zusammensetzung gleichartiger Bewegungen geradlinige Bewegungen resultieren, hätte eines strengen Beweises bedurft. — Die geschichtlichen Bemerkungen auf S. 13, sowie die Hervorhebung der Bewegungsgesetze von Newton sind sehr lehrreich. Die verschiedenen Fälle des Gleichgewichtes von Körpern sind in der neuen Auflage ausführlicher als in der früheren behandelt worden. — Zu billigen ist die Aufnahme des Principes der Erhaltung des Schwerpunktes, da durch dieses einige Erscheinungen ihre naturgemäße Erklärung finden. — In einer anregenden Weise sind die Folgerungen aus dem Gravitationsgesetze dargestellt worden. — Sehr gelungen findet Ref. die Erörterungen über die mechanische Theorie der Wärme; auch der zweite Hauptsatz der Thermodynamik wird nach dem Vorgange von Carnot in einfacher und übersichtlicher Darstellung erläutert. — Die Principien der kinetischen Gastheorie sind im Folgenden dargelegt worden. — Die Lehre vom Magnetismus und der Elektricitätslehre ist auf die Theorie des Potentiales und der Kraftlinien gegründet worden. — Durch verschiedene, dem Texte beigegebene Aufgaben wurden namentlich die elektrischen Maße und Messungen dem Verständnisse des Schülers nahe gebracht. — Die Versuche, welche zur Erläuterung des Ohm'schen Gesetzes dienen (S. 183), sind instructiv und deshalb nachahmenswert. — Auf die elektrotechnischen Errungenschaften der letzten Jahre ist gewissenhaft Rücksicht genommen worden. — Neu aufgenommen wurde u. a. die Darstellung der Thermosäule von Gülcher, ferner der Marconischen drahtlosen Telegraphie. Der Abschnitt über elektrische Schwingungen und Strahlen zeichnet sich durch Klarheit und Präcision der Darstellung aus. — Die Lehre von der Wellenbewegung ist hauptsächlich constructiv behandelt; das Doppler'sche Princip wird ohne jedwede Rechnung durch einfache Raisonnements erläutert. — Anschließend an die Photometrie findet man einige Bemerkungen über die Geschichte der Beleuchtung, die als sehr lehrreich bezeichnet werden müssen; es ist in diesen auch der Glühlicht- und der Acetylenlicht-Beleuchtung Erwähnung gethan. — Der Gang der Lichtstrahlen in den optischen Instrumenten hätte in den betreffenden Figuren deutlicher dargestellt werden sollen. Kurz, vielleicht in dem Abschnitte über Polarisation des Lichtes zu kurz, ist die theoretische Optik

zur Behandlung gekommen. — Der Abschnitt über kosmische Physik ist sehr gelungen ausgearbeitet: die Grundformeln der sphärischen Trigonometrie wurden hiebei zuhilfe genommen. — Dass aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze Innere der Sonne gasförmig ist, wird aus der Eigenschaft der Gase und Dämpfe, die einen kritischen Punkt haben, erschlossen. — Als angenehme Neuerung gegen die erste Auflage ist auch die Beigabe einer im allgemeinen gut ausgeführten Spectraltafel zu betrachten.

Das Buch kann in der neuen Form Lehrern und Schülern bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Rubens und die Flamländer. Von Adolf Philippi. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann 1900. 230 SS. 152 Abb., 4°, ungeb. Mk. 4·50.

Dieser fünfte Band der kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen, der ganzen Folge Nr. 12, behandelt den ersten Theil der belgischen Malerei der Blütezeit. Die zweite Hälfte dieser großen Epoche mit Franz Hals und Rembrandt wird nächstens erscheinen. Im vorliegenden Werk nimmt Rubens den ihm gebürenden größten Raum des Ganzen ein. Der berühmte Antwerpener wird in einer liebevollen Darstellung dem Verständnisse größerer Schichten der Gebildeten nahe gebracht. Nachdem die kaiserliche Gallerie in Wien zu den reichsten Rubenssammlungen gehört, ist die Arbeit umso wertvoller für uns. Ganz dasselbe gilt von Anton van Dyck, dem größten Rubensschüler. Von den kleineren Meistern, speciell den flämischen Sittenschilderern, ist David Teniers der Jüngere am meisten berücksichtigt. Auch er verdient unser besonderes Interesse, da er in den kaiserlichen Sammlungen reichlich und in sehr guten Werken vertreten ist. Der Statthalter der Niederlande, Erzherzog Leopold Wilhelm, der später im Schloss Kaiser-Ebersdorf residierte, hatte Teniers zu seinem Hofmaler und Director seiner berühmten Gemäldesammlung ernannt, die später nach Wien kam. Richtig zu stellen ist, dass das abgebildete Genrebild „Ein Frühstück“ von Joos van Craesbeck der Gallerie Liechtenstein angehört. Das Bild ist vielmehr Eigenthum der kaiserlichen Sammlungen, Oberlichtsaal XII, Nr. 1046. — Nach dem Gebotenen dürfen wir auf den Band über die holländische Malerei sehr gespannt sein.

Troppau. Rudolf Böck.

Verzeichnis von Glas-Photographien (Diapositiven). Herausgegeben von R. Lechner (W. Müller). Wien, Graben.

Die bei Lechner in Wien erscheinende Sammlung von Diapositiven hat bereits die stattliche Zahl von 4079 Nummern erreicht. Der eben erschienene erweiterte Katalog führt sie gruppenweise an. Die Gruppen sind von bewährten Schulmännern zusammengestellt und betreffen A. Archäologie, B. Geographische Bilder (mit 13 Unterabtheilungen), C. Geschichtliche Bilder (mit den Unterabtheilungen: Vaterländische Geschichte und aus dem Leben unseres Kaisers), D. Naturgeschichte. Dieselbe Firma liefert einen Typus eines guten und billigen Skioptikons;

[1]) Dem seither verstorbenen Anton Lubin, (bis 1876) Professor der italienischen Sprache an der Grazer Universität.



Preis ohne Lampe 100 K, mit Ligroin-Gasglühlichtlampe 150 K, mit Stocks neuer Patentlampe 156 K, mit elektrischer Bogenlampe 250 K. Der Apparat ist übrigens für die Verwendung jeder beliebigen Lichtquelle geeignet. Die Lehrkörper der Mittelschule werden auf dieses Verzeichnis hiemit besonders aufmerksam gemacht.

Programmenschau.

52. St. Ehrengruber, De carmine Panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano; pars. IX. Progr. des Gymn. zu Kremsmünster 1898. 91 SS. 8°.

Die Abhandlung bildet den Schluss der mustergiltigen Untersuchung, dessen Bedeutung in diesen Blättern schon wiederholt gewürdigt wurde. Auch aus der umfangreichen, mit staunenswerter Akribie durchgeführten Untersuchung über die Conjunctionen und Präpositionen ergeben sich bedeutende Unterschiede zwischen dem Sprachgebrauch Tibulls und des Panegyristen, desgleichen aus den prosodischen und metrischen Untersuchungen, die sich auf productio und correptio von Vocalen, Elision, Synaloephe, Cäsur, Versausgang, Stellung der Wörter im Verse, Homoeotelenta und die Mischung von Dactylen und Spondeen im Hexameter beziehen. Dass die Untersuchungen des Verf.s weit über den Rahmen einer bloßen Prüfung der Echtheit des *carmen panegyricum* hinausgehen und für die sprachliche Erklärung und auch für die Kritik der römischen Elegiker von großer Bedeutung sind, ist schon bei der Besprechung der früheren Abschnitte der trefflichen Arbeit hervorgehoben worden. Wir wünschen dem Verf., an den sich wiedereinmal das Sprichwort vom 'Benediktinerfleiße' bewährt hat, vom Herzen zur Vollendung seiner mühevollen Arbeit Glück. Der Verf. verspricht übrigens, obwohl die Untersuchung '*in summa*' zu Ende geführt ist, später noch eine Übersicht über die Ergebnisse derselben zu geben, was die Hebung der reichen in der Arbeit enthaltenen Schätze fördern und erleichtern wird.

Wien. H. St. Sedlmayer.

---

53. Steinschneider Gerson, Savinien de Cyrano de Bergerac in Leben und Dichtung. Progr. der 1. deutschen Staats-Realschule in Prag 1899, 8°, 32 SS.

Der Verf. bespricht zuerst Cyranos Leben und Schriften nach dem erschöpfenden Werke von Pierre Brun. Dann folgt eine Analyse des bekannten romantischen Versdramas „Cyrano de Bergerac“ von Rostand, das in den letzten Jahren in Paris und auch auf deutschen Bühnen mit seltenem Erfolge aufgeführt wurde. Zum Schlusse kommt der Verf. auf Erich Schmidts geistvolle Untersuchung dieses Dramas, sowie auf Fuldas meisterhafte Übersetzung desselben zu sprechen.

Diese Abhandlung ist eine sehr hübsche und gut geschriebene Studie, die schon ihres actuellen Gegenstandes wegen anzieht und sicher mit Interesse gelesen wird.

Wien. Dr. A. Würzner.



54. Dr. Tadeusz Grabowski, Aleksander Dumas i współczesny teatr francuski. Programmabhandlung im Jahresbericht der k. k. Oberrealschule in Krakau 1900.

Der Verf. hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, einen Stoff, der wenigstens ein dickes Buch ausfüllen müsste, auf 23 Seiten zu behandeln, und er hat diese Aufgabe in geschickter Weise gelöst. Seine Skizze, die genauen Kennern der französischen Literatur wenig Neues bietet, kann als Leitfaden jenen, die sich in der neuesten von Dumas Sohn bis zum J. 1900 laufenden Epoche der französischen dramatischen Literatur orientieren wollen, gute Dienste leisten. — Alle großen und viele kleinen Dichter und ihre Werke werden vom Verf. je nach ihrer Bedeutung länger oder kürzer besprochen und fast immer treffend charakterisiert. Die dem Verf. bei Feststellung seines Urtheils zur Verfügung gewesenen Bücher, Abhandlungen, Feuilletons und Zeitungsnotizen hat er fleißig benützt und es in den meisten Fällen verstanden, von verschiedenen Ansichten die richtige zu wählen. Die Objectivität, mit welcher der Verf. die französische Literatur beurtheilt sowie sein Bestreben, gegen Frankreich gefasste Vorurtheile, die leider selbst unter gebildeten Nichtfranzosen verbreitet sind, zu bekämpfen, verdienen volle Anerkennung. Grabowski hat meiner Überzeugung nach ganz recht, wenn er behauptet, Frankreich sei nicht krank, es zeige vielmehr eine größere Lebensfähigkeit, als es sich Pessimisten träumen lassen.

Von kleinen Incorrectheiten und Druckfehlern ist die gediegene Arbeit nicht ganz frei. Man liest S. 7 le Question d'argent, le Princesse Georges, le Femme de Claude statt l*a* Qu. d'argent, l*a* Pr. Georges, l*a* F. de Cl.; S. 8, Anm. francais st. français; S. 9 (Mitte) *przecież* in derselben Zeile zweimal, das eine vom andern nur durch une quantité négligeable getrennt; S. 9, 11. Z. v. u. muss der Beistrich zwischen *obumieraniu* und *twórczości* getilgt werden; S. 10 steht quelques uns für quelques-uns, lequelle für laquelle und 3. Z. v. u. *klóra* für *którego;* S. 12, 15. Z. v. u. *piewsi* statt *pierwsi*, 8. Z. v. u. *drugorzędnie* statt *drugorzędne*, letzte Z. *pelen* statt *pelne*; S. 13 Sarcey'e statt Sarcey'a, Doumie st. Doumic, Le Bodinière st. La Bodinière (wie es einige Zeilen weiter richtig zu lesen ist); S. 17 *da-sztuki* st. *dla sztuki*; S. 18, 4. Z. v. o. *życie* st. *życia*, 6. Z. v. u. Raine'a st. Racine'a; S. 19, Anm. contemporani st. contemporain; S. 20 le masse st. la masse und Le mort (der Tod) st. la mort, endlich S. 23 Reichstedt st. Reichstadt. Den Namen französischer Schriftsteller werden, wie es die polnische Grammatik verlangt, polnische Casusendungen angehängt. Dem Namen „Hugo" hängt der Verf. im Genetiv nichts an. Wie begründet er diese Inconsequenz?

Wien. Dr. Karl Merwart.

---

55. Mair Georg, Jenseits der Rhipäen. C. Der karthagische Admiral Himilko ein Vorläufer und Wegweiser des Pytheas von Massilien. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Pola 1899. 8°. 54 SS.

Zwischen 510 u. 470 v. Chr. unternahmen zwei karthagische Admirale, die Brüder Hanno und Himilko, im Auftrage des hohen Rathes Fahrten in den Ocean. Der eine (Hanno) kam an die afrikanische Westküste, der andere (Himilko) segelte die Oceanküste Europas hinauf. Von der Fahrt Himilkos handelt — außer einer kurzen Notiz bei Plinius — die „*ora maritima*" des lateinischen Dichters Rufus Festus Avienus aus

dem IV. Jahrh. n. Chr. — Avien lässt Himilko sagen, er habe nur mit Mühe die Fahrt bis zu den Scillyinseln (Cornwall) in vier Monaten ausführen können. Nach M.s Berechnungen hätte er hiezu selbst von Karthago aus nur einen Monat brauchen dürfen, zumal er Pfade, die den Phöniziern bekannt waren, verfolgte. Das in so langer Fahrt angestrebte Ziel sei vielmehr ein anderes gewesen, zunächst die Nordsee, sodann die „Bernsteininsel Abalus", das heutige Samland. Auf dem Wege dahin habe er „höchstwahrscheinlich" eine Colonie auf Schonen gegründet. Himilko sei ferner der Urheber eines „Periplus", eines Segelhandbuches gewesen, das später in einer griechischen Übersetzung der Massaliote Pytheas auf seiner Fahrt in der Ostsee benützte. Hierauf gestützt habe er eine Fahrtgeschwindigkeit von 25 geogr. Meilen pro 24^h von Skagens Horn bis Brüster-Ort in Samland erzielt, die gleiche Schnelligkeit, wie er sie auf der Fahrt von Cadix nach Landsend in Cornwall erreicht habe. Dort jedoch, wo Pytheas der „Periplus" Himilkos nicht zugebote stand, bei der Umsegelung Großbritanniens, fuhr er nicht nur langsamer, sondern überschätzte auch die Länge der Küste bedeutend.

Dies der Hauptinhalt der Ausführungen des Autors. Überzeugt haben mich die Beweisgründe M.s nicht. Aus der Fülle der Einzelheiten sei nur einiges herausgegriffen. Ob durch die nach Schweiger-Lerchenfeld citierte Inschrift eines assyrischen Obelisken im brit. Museum: „In den Meeren der Passatwinde fischten seine Karawanen Perlen, in den Meeren, wo der Polarstern im Zenith steht den Safran, welcher anzieht" wirklich mit solcher Sicherheit, wie es S. 23 geschieht, die Anwesenheit phönizischer Schiffer des VIII. Jahrh. in der Ostsee nachgewiesen erscheint, lasse ich dahingestellt. — In der Annahme phönizischer Colonien auf Schonen und den dänischen Inseln folgt der Verf. den Ausführungen Sven Nilssons („Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens", 2. Ausg. Hamburg 1866). Ob nun die bei Kivik im östl. Schonen aufgefundenen Granitplatten wirklich wie Nilsson und mit ihm M. glauben phönizischen Ursprunges sind, kann sehr bezweifelt werden. Ebenso, dass die Weihwassersteine in Skandinavien ihr Vorbild in den muldenförmigen Vertiefungen der Opfersteine beim Baalcult haben. Ortsnamen wie Balself, Balsfjord, Balsberg, Baldringe werden vom phöniz. Baal abgeleitet. Ebensogut könnte man an den germanischen Gott Balder denken, dessen Deutung vom phöniz. bal, bei Jakob Grimm in seiner Deutschen Mythologie (IV. Ausg. von Elard Hugo Meyer, Berlin 1875, I. Bd., S. 188) nicht zulässt. Gerade in der strittigen Gegend, auf Seeland liegt wirklich ein Baldersbrönd, dessen Zusammenhang mit Balder Jakob Grimm sicher ist.

Am wenigsten stichhältig erscheinen mir die Nachweise des karthagischen Ledergeldes auf Schonen, wie sie M. nach Nilsson bringt, so z. B. S. 40: „im Jahre 1750 fanden Kinder in Tarstad, Kirchspiel Tirup in Schonen unter einem Hollunderstrauch ein thönernes Gefäß, in welchem unter anderen Sachen, verschiedene mit Metallnägeln versehene Lederstücke lagen", zumal weder hier noch bei einem anderen Funde die Gestalt der Lederstücke dem Aussehen karthagischen Ledergeldes, wie es S. 39 M. selbst beschreibt, gleichkommt. Auch dass Nilsson angibt, man höre im südlichen Schweden von manchem, er habe von solchen Ledermünzen vernommen „und dieser und jener will sie sogar gesehen haben", überzeugt mich nicht, hierin an „einen unabweisbaren und unanfechtbaren Thatsachenbeweis" (S. 38) zu glauben. Vielmehr bin ich ganz der Ansicht des auch von M. citierten Wiberg („Der Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, Hamburg 1867) der — trotz Nilssons — angibt, dass die phöniz. Colonisation in Nord-Europa durch keine Funde von unbestritten phönizischer Herkunft bestätigt sei, was freilich der Verf. für die „engherzige und einseitige Auffassung eines Büchergelehrten" erklärt.

Ermüdend und verstimmend wirkt die bis S. 16 reichende Polemik des Verf.s gegen Adolf Bauers eingehende Recension von „Jenseits der Rhipäen" A und B in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1896, S. 551 ff. — Schon die Wendung „nach der Ansicht des Verf.s" weist M. mit energischem Protest zurück. Kann man aber in so entlegenen und dunklen Dingen auch nur ein absolut sicheres und unanfechtbares Detail angeben? möchte Ref. fragen. — Vollinhaltlich scheinen mir die Schlusssätze der Kritik Adolf Bauers auch auf vorliegende Abhandlung zu passen.

Troppau. Dr. J. Schwerdfeger.

---

56. Dr. M. Singer, Beobachtungen über das Lichtklima von Prag und seiner Umgebung. Progr. des Staatsgymnasiums in Kgl. Weinberge 1898—99. 18 SS.

Die Frage nach einer Helligkeitsmessung war durch die von Bunsen und Roscoe (1862) erfundene Methode in die Wissenschaft angebahnt; eine wesentliche Förderung erfuhr sie in den letzten Jahren durch die rationelle Vereinfachung vonseiten des großen Pflanzenphysiologen J. Wiesner, der nach dieser Richtung hin eine Reihe von Untersuchungen zu Buitenzorg (Java), am Cairo, in Wien und im arktischen Gebiete (1895—98) durchführte. Es ergab sich daraus, dass die an einem Orte herrschende Helligkeit ein wesentliches Bestimmungsstück für das Klima desselben abgibt. Es ist das Lichtklima ein höchst berücksichtigungswerter Factor für das Verständnis des Pflanzenlebens; doch nicht minder wichtig erscheint es für die Schulhygiene, dass man einen Registrator der Helligkeit in den Lehrräumen zur Hand habe.

Nach beiden letztgenannten Richtungen hin hat Verfasser, vom 1. October bis zum 30. Juni fast ununterbrochen, am Staatsgymnasium der Kgl. Weinberge (Prag) um die Mittagsstunde Beobachtungen angestellt, nachdem er schon früher sich mit ähnlichen Aufzeichnungen an der Realschule in Elbogen abgegeben hatte.

Da das Wiesner'sche Verfahren ein photochemisches ist, durch Webers Versuche (1893) aber nachgewiesen wurde, dass zwischen der Intensität der photochemischen und der rothen Strahlen eine ziemliche Proportionalität besteht, dürfen die nach dieser Methode gewonnenen Resultate als für die Helligkeitsmessung brauchbar angesehen werden. — Das Princip dabei beruht darauf, dass man die Helligkeit aus der Zeit misst, innerhalb welcher das Tageslicht auf einem mit Chlorsilber entsprechend bereiteten und horizontal liegenden Papierstreifen einen bestimmten Farbenton hervorruft. Über den Normalton und die verschiedenen Nuancen desselben, die man bei verschiedener Helligkeit erhält, mögen Wiesners Arbeiten zurathe gezogen werden: einiges von größerer Wichtigkeit resumiert Verf. im Vorliegenden ganz kurz, während er anderseits ausführlicher die Herstellung und den Gebrauch eines derartigen „Normalpapieres" beschreibt.

Hierauf geht Verf. zur tabellarischen Vorführung seiner Beobachtungen über, wobei er für jeden Monat das Helligkeitsmittel angibt. — Die Ergebnisse lassen sich kurz folgendermaßen zusammenfassen. Innerhalb der angegebenen Beobachtungszeit betrug die geringste Mittagshelligkeit 0·021, die größte 1·590, so dass sich jene zu dieser wie 1 : 76 verhält. Ein Vergleich mit den Extremen der Mittagshelligkeit, die an anderen Orten — jedoch in verschiedenen Jahren, aufgenommen wurden, würde die Verhältnisse ergeben: Wien (October 1893 bis Juni 1894) .... 1 : 214, Buitenzorg (November 1893 bis Jänner 1894) .... 1 : 124, Elbogen (Böhmen, vom October 1897 bis Juni 1898) .... 1 : 47.

Die vom Verf. in Schulräumen angestellten Helligkeitsbestimmungen sind nicht zu einem Abschlusse geführt worden; nähere Mittheilungen darüber werden vorbehalten.

57. Kernstock E., Die europäischen Cladonien. Progr. der Realschule in Klagenfurt 1900. 36 SS.

„Vorliegendes Werklein will nichts weiter, als rasch und — wie ich hoffe — auch leidlich sicher orientieren“: damit kennzeichnet Verf. selbst am Schlusse der Einleitung die Tendenz seiner Schrift.

Dieselbe, eine kritische Zusammenstellung aller europäischen Renthierflechtenarten, zerfällt in zwei Theile; beide sind lateinisch abgefasst. Im ersten Theile ist der Versuch gemacht, einen analytischen Bestimmungsschlüssel, auf Grund morphologischer Verhältnisse und chemischer Reactionen, für die 56 Arten zu geben, welche im zweiten Theile synoptisch zusammengetragen und mit Synonymen versehen, sowie in die einzelnen Unterarten und Varietäten gegliedert sind. Die Diagnosen der Arten sind ganz knapp auf die Unterscheidungsmerkmale reduciert; bezüglich ihrer verweist der mittlerweile entschlafene Verf. auf das recente Werk *Monographia Cladoniarum* von Wainio (1894), ohne dessen Gebrauch „ein eingehendes Studium der Gattung *Cladonia* .... schlechterdings unmöglich ist“.

58. Satter J., Volksthümliche Pflanzennamen aus Gottschee. Progr. des k. k. Untergymnasiums zu Gottschee 1898. 21 SS.

Die kleine, etwa 15 Quadratmeilen umfassende, durch fast 500 Jahre in sich abgeschlossene Sprachinsel, hat in ihrer Mundart eine Menge von ursprünglichen volksthümlichen deutschen Pflanzennamen zu erhalten gewusst. Einiges darüber erfahren wir schon aus Schröer (1869—70) und zum Theil auch aus A. Hauffens Werke; es war jedenfalls eine verdienstvolle Arbeit des Verf.s, alle Pflanzennamen zusammenzutragen. Wir sehen dabei, dass, während vielfach dieselbe Pflanzenart zwei und mehr volksthümliche Bezeichnungen aufweist, das Volk mitunter mit demselben Namen auch verschiedene Arten bezeichnet.

„Die große Mehrzahl der Namen ist rein deutsch, doch machen sich Slavismen auch bezüglich der Aussprache deutscher Namen geltend; einige wenige Bezeichnungen sind aus dem Slavischen herübergenommen. Auffallend ist die große Ähnlichkeit, ja völlige Congruenz vieler Gottscheer Namen mit den kärntischen Bezeichnungen der betreffenden Objecte: ein Umstand, der geeignet sein dürfte, der Annahme, dass ein bedeutender Theil der Gottscheer aus Kärnten stamme, eine Stütze zu bieten. Solche Anklänge an kärntisches Sprachgut finden sich besonders häufig und ganz unverkennbar in der Gegend von Tschermoschnitz und Stockendorf.“ Auch in dem Pflanzennamen-Materiale tritt uns die bemerkenswerte Thatsache häufig genug entgegen, dass Ausdrücke in der Gottscheer Mundart auf mitteldeutsches (fränkisch-thüringsches) Sprachgebiet hinweisen.

Für die Lesung der Pflanzennamen werden kurze erläuternde Bemerkungen vorausgeschickt.

Bei manchen Arten ist auch deren Anwendung in der Volksarzneikunde, bei wenigen eine praktische Verwertung erwähnt.

Triest. R. Solla.



59. Schally Otto, Die Natur des Urtheils. Eine historisch-kritische Darstellung ihrer Lehre. (I. Theil.) Progr. des Comm.-Gymn. in Aussig 1899, 8°, 28 SS.

Der Aufsatz stellt sich zur Aufgabe, zu zeigen, dass und warum seit Aristoteles bis auf die unmittelbare Gegenwart das Wesen des Urtheils verkannt wurde. Es wird insbesondere die Lehre des Aristoteles, Cartesius und Hume über die Urtheilsfunction dargestellt; ihre, sowie verwandte Ansichten werden eingehend kritisch beleuchtet. Die Arbeit trifft sachlich das Richtige; sie würde aber verdienstlicher sein, wenn die Hauptsache kürzer gefasst und all das Überflüssige weggeblieben wäre. Durch abschweifende Bemerkungen wird der Inhalt verwischt und mancher Gedanke unverständlich; ich verweise z. B. auf S. 3, al. 2. Den Schluss der Arbeit bildet die Darstellung der Lehre Brentanos von der Lehre des Urtheils. Der Verf. will in einem II. Theile der Abhandlung die Lehre über den Urtheilsact darstellen, die nach dem Bekanntwerden der Brentano'schen Lehre oftmals im geraden Gegensatz zu ihm aufgestellt worden ist.

60. Chevalier, Dr. Ludwig, Das Entstehen und Werden des Selbstbewusstseins. (II.) Progr. des Staatsgymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) 1899, 8°, 34 SS.

Der erste Theil der Abhandlung[1]) enthielt die historische Entwicklung des Begriffes des Selbstbewusstseins bis auf Herbart, sowie dessen Lehre vom Bewusstsein und Selbstbewusstsein.

In der vorliegenden Untersuchung werden die Forschungen der modernen Psychologie vorgeführt. Die große Bedeutung der neueren Richtung wird zwar anerkannt, zugleich aber auch gezeigt, dass die durch die neuen Arbeiten geförderte Kenntnis des Gehirnmechanismus die Entstehung des Bewusstseins nicht enträthseln kann, am allerwenigsten die Entstehung des Selbstbewusstseins. Es werden im einzelnen und ausführlich die Grundfehler der Psychophysik, der 'neuen Erfahrungswissenschaft' und der englischen Associationsphilosophie dargelegt, und mit Recht wird überall die materialistische Anschauung über das Bewusstsein zurückgewiesen. Auch hier muss des Verf.s umfassende Literaturkenntnis des Gegenstandes bewundert werden.

Die neuesten Versuche über die Lehre vom Bewusstsein und Selbstbewusstsein sollen in einer Fortsetzung behandelt werden.

Wien. Joh. Schmidt.

---

61. Pretsch v. Lerchenhorst Rudolf, Kartenprojectionen im allgemeinen und perspectivische Kartenprojection im besonderen. (Schluss.) Progr. der Staats-Realschule in Elbogen 1898. 8°, 31 SS. und 2 Tafeln mit 14 Figuren.

Die obige Arbeit bildet die Fortsetzung und den Schluss der im Programme derselben Anstalt vom Schuljahre 1897 enthaltenen Abhandlung mit gleichem Titel. Es werden darin zwei specielle perspectivische Projectionen vorgeführt, u. zw. die gnomonische Projection oder Centralprojetion im engeren Sinne und die perspectivische Projection von de la Hire.

---

[1]) Vgl. meine Anzeige in dieser Zeitschrift 1899, S. 1053.



Bei der ersteren liegt das ideelle Auge im Centrum der Kugelfläche, bei der letzteren aber außerhalb dieser im Centralabstande von 1·7... des Halbmessers.

Nachdem beide Projectionen bezüglich ihrer drei Hauptarten, u. zw. 1. auf den Äquator, 2. auf einen Meridian und 3. auf einen beliebigen Horizont constructiv entwickelt wurden. gelangen die wichtigsten kartographischen Aufgaben über sphärische Abstände und Winkel zur Lösung.

Während sich die gnomonische Projection durch große Einfachheit auszeichnet, haften ihr verschiedene Mängel an, wie: Beschränktheit des Gesichtsfeldes und Zerrungen an den Rändern der Bilder, welche bei der Projection von de la Hire vermieden werden. Beide Projectionen bieten in ihrer constructiven Behandlung vielerlei interessante Gesichtspunkte dar und liefern hübsche Beispiele für die räumliche Lösung von Kegelschnittsaufgaben unter Anwendung des Satzes von Dandelin.

Für das genaue Verständnis ist die Lectüre des I. Theiles der Arbeit sehr ersprießlich, weil in der vorliegenden Fortsetzung öfter auf jenen verwiesen wird. Da der I. Theil vom Ref. bereits im Jahre 1899 in der Zts. f. öst. Gymn. besprochen worden ist, so beschränkt sich der Ref. diesmal auf die bloße Inhaltsangabe unter Hinweis auf das dort abgegebene durchaus günstige Urtheil, welches auch der vorliegende Theil ungeschmälert verdient. (Zu beanständen wäre nur die unrichtige Pluralbildung „Kegeln", die vielleicht nur zufällig unterlaufen ist.).

Schließlich drückt Ref. die freudige Erwartung auf die in nächster Zeit in Aussicht gestellte Behandlung der nichtperspectivischen Kartenprojectionen aus, durch welche die verdienstvolle Arbeit des Autors einen organischen Abschluss erhalten wird.

Wien. Adalbert Breuer.

Dr. Erich Wolf,

k. k. Sectionschef und Vicepräsident des n.-ö. Landesschulrathes,

ist im Rudolfinerhause zu Döbling am 23. Juli d. J. nach schwerem Leiden verschieden. Im Jahre 1838 zu Iglau geboren, trat er nach Absolvierung der juridischen Studien in den Staatsdienst und gelangte bald zu leitenden Stellungen im n.-ö. Landesschulrathe und im Ministerium für Cultus u. Unterricht. Hier stand er vom Jahre 1886 bis 1895 dem Departement für Mittelschulangelegenheiten vor; 1895 erfolgte seine Ernennung zum Vicepräsidenten des n.-ö. Landesschulrathes, 1899 schied er hochgeehrt aus dem Amte.

Aus einer angesehenen Lehrerfamilie stammend, mit großem juridischen und umfangreichem allgemeinen Wissen ausgestattet, frühzeitig im Privatunterrichte praktisch thätig, wusste W. auch die schwierigsten Fragen des Unterrichtes, der Erziehung und Schulverwaltung mit großem Geschicke und Erfolge zu behandeln. Durch seine Herzensgüte, durch seine Charakterfestigkeit sowie durch seine glühende Begeisterung für die studierende Jugend hat er sich die Wertschätzung, Liebe und Dankbarkeit aller seiner Untergebenen erworben, daher ihm auch ein treues Andenken im großen Kreise namentlich der Mittelschullehrerschaft für immer gesichert sein wird.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Metrik des Horaz und deren griechische Vorbilder.

Wilhelm Christ hat im Jahre 1868 in den Sitzungsber. der k. bayer. Akad. der Wissenschaften, Bd. I, S. 1—44 unter dem Titel 'Über die Verskunst des Horaz im Lichte der alten Überlieferung' einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er zu zeigen suchte, dass die Abweichungen der horazischen Metrik von derjenigen seiner griechischen Vorbilder durchaus nicht als individuelle Eigenthümlichkeiten des Horaz anzusehen seien: vielmehr zeige er sich hierin als gelehriger Schüler der römischen Theoretiker seiner Zeit, deren Haupt bekanntlich M. Terentius Varro war, so dass demnach seine Gedichte diejenigen Gesetze der Metrik wiederspiegeln, welche damals in den Schulen als Ergebnisse der gelehrten Speculation vorgetragen wurden. Einen geradezu komischen Beigeschmack hat diesem Gedanken A. Kießling 'Die metrische Kunst des Horatius' (vor seiner Ausgabe Berlin 1898) S. 1 gegeben, indem er an den *plagosus Orbilius* erinnert und die damals gangbaren metrischen Leitfäden als die Quellen bezeichnet, aus denen die Weisheit des Horaz geflossen sei.

Es ist jedermann klar, dass in solchen Aufstellungen nichts weniger als ein Compliment vor der dichterischen Begabung des Horaz enthalten ist. Denn sonst ist es ja eine allezeit gemachte Wahrnehmung, dass der schaffende Künstler die gleichzeitig neben ihm thätige Fachgelehrsamkeit keiner besonderen Beachtung würdigt, selbst auf die Gefahr hin, von Seiten der 'berufenen' Kunstrichter die schärfste Verurtheilung zu erfahren. Hinterdrein freilich erweisen sich seine Werke, wenn er ein wahrer Künstler war, als die Fundgruben, aus denen die Theoretiker die neuen Gesetze zutage fördern, mit deren Hilfe sie den Bau ihres Lehrsystems reicher ausgestalten. Auf diese Wahrheiten hat auch Christ S. 4 hingewiesen und damit unbewusst ein Warnungszeichen ausgesteckt. Dennoch erntete sein Aufsatz ungetheilten Beifall, und dieser ist

ihm bis auf unsere Tage treu geblieben. Außer Kießling haben sich auch Martin Schanz 'Gesch. der röm. Litt.', 2. Aufl. (1899), II. Theil, S. 123 und Hugo Gleditsch 'Metrik der Griechen und Römer', 3. Aufl. (1901), S. 248, Anm. 3 der Christ'schen These angeschlossen[1]).

Was mich anlangt, so habe ich gegen eine solche Auffassung und Auslegung der horazischen Metra aus den eigenen Worten des Dichters an einer von seiner Metrik handelnden Stelle (Epist. I 19, 39):

non ego, nobilium scriptorum auditor et ultor,
grammaticas ambire tribus et compita dignor

einen lauten Protest herausgehört, und dies veranlasste mich, die Christ'sche Beweisführung einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Diese aber hat mich belehrt, dass die Untersuchungen des berühmten Gelehrten auf schwanker Grundlage ruhen. Ich gelangte zu der Überzeugung, dass Horaz vielmehr selbständig zu Werke gegangen sei und seine Neuerungen aus vertiefter Beobachtung der griechischen Originale entsprangen.

Christ beginnt mit dem iambischen Trimeter und folgert aus der Stetigkeit der *caesura quinaria* in demselben — in 284 Versen ist sie bloß 12mal nicht angewendet —, dass Horaz damit jener Lehre des Varro Gefolgschaft leisten wollte, die das Wesen des *versus* in der Zusammensetzung aus zwei *cola* erblickte: Mar. Victorin. bei Keil *Gramm. Lat.* VI p. 54, 4: *omnis autem versus κατὰ τὸ πλεῖστον in duo cola dividitur;* vgl. denselben p. 55, 11 *versus est, ut Varroni placet, verborum iunctura, quae per articulos (= cola) et commata ac rhythmos modulatur in pedes* und Augustin. *de mus.* III 2 und V 6. Ihr gegenüber stehe eine andere Doctrin, welche den *στίχος* nicht in *κῶλα* zerlegte, sondern bloß nach Syzygien (d. i. Dipodien) maß: Hephaest. p. 64 W. *στίχος ἐστὶ ποσὸν μέγεθος μέτρον, ὅπερ οὔτε ἔλαττόν ἐστι τριῶν συζυγιῶν οὔτε μεῖζον τεσσάρων.*

Wir müssen gleich hier stehen bleiben und die Geltungssphäre der angezogenen Stellen genauer untersuchen.

Was also den iambischen Trimeter anlangt, so lasse ich den Satz des Hephaestion zur Gänze unwidersprochen. Nur das muss ich betonen, dass die Zerlegung unseres Verses in Syzygien auch den lateinischen Metrikern und Horaz selbst durchaus geläufig war. Ich verweise auf Marius Plotius Sac. p. 519, 4: *notandum tamen est quod frequenter docuimus excepto dactylico et eius speciebus cetera omnia metra per dipodiam vel syzygian scandi, sicut Horatius ipse docet, 'non ut de sede secunda | cederet aut quarta socialiter'* (ars poet. 257 sq.); vgl. denselben p. 500, 31, Mar. Victorin. p. 53 ff. und p. 55, 14 f., endlich Atil. Fortunat. p. 280, 29 und 281, 1. Dass auch Varro diese Eintheilung des Verses

[1]) S. auch G. Schultz, Hermes XXII (1887), S. 270.

prakticierte, ergibt sich aus den Worten der zweiten der oben ausgeschriebenen Stellen: *quae per articulos et commata ac rhythmos modulatur in pedes*, denn hier ist mit *rhythmi* als nächst höherem Eintheilungsprincip der *pedes* die Vereinigung von zweien derselben unter einem gemeinsamen stärkeren Ictus gemeint, also deren Zusammenfassung in Dipodien.

Dagegen halte ich es für undenkbar, dass Varro oder irgend ein älterer Theoretiker die Caesurstelle des iambischen Trimeters als Scheidegrenze zweier Kola aufgefasst habe. Das Wesen der Caesur ist bekanntlich an die beiden Bedingungen erstens des Wortschlusses, zweitens des Wortschlusses inmitten eines Versfußes geknüpft. Die Grenze des Kolons hingegen ist weder an Wortschluss gebunden, noch fällt sie jemals in die Mitte des Fußes[1]). Das ergibt einen durchaus wesentlichen Unterschied. Die Caesur gehört eben dem Sprechverse, wie dem daktylischen Hexameter und dem iambischen Trimeter, an und hat den Zweck, an einem Ruhepunkte der Stimme die Möglichkeit zu gewähren, durch Athemholen neue Kraft zu sammeln. Im gesungenen Verse dagegen ist sie ohne jede Bedeutung, und kein Metriker hat noch — und mit Recht — den Caesuren der pindarischen Verse besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Hier, im gesungenen Verse, kommt vielmehr ausschließlich die Eintheilung in Kola in Betracht, und zwar deswegen, weil das Wesen des Kolon darin besteht, einen Complex von Silben durch das darüber construierte melodische Ganze zur Einheit zusammenzufassen: es entspricht also das Kolon genau dem, was wir in der modernen Musik 'musikalische Phrase' nennen. Wenn die Metriker gleichwohl behaupten, dass auch die Caesur den Vers in Kola theilen kann, so ist das ein Irrthum, der darauf beruht, dass sie Sprechvers und gesungenen Vers nicht gehörig auseinanderzuhalten verstanden.

Aus diesen Gründen kann ich gar nicht glauben, dass Varro die obige Definition des Verses (*omnis autem versus κατὰ τὸ πλεῖστον in duo cola dividitur*) auch vom iambischen Trimeter verstanden wissen wollte. Die griechischen Theoretiker lehren bekanntlich, dass dieser Vers ein *στίχος μονόκωλος* sei, womit sie hoffentlich nur dies eine sagen wollen, dass der Vers — als Sprechvers — nicht in Kola getheilt werden könne oder solle. An diesem Principe nun hat, mein' ich, auch Varro festgehalten.

---

[1]) Wenn in den Epoden des Archilochus das metrische Gebilde:

— ◡◡ — ◡◡ —

als selbständiges Kolon angewendet erscheint (wie z. B. im neuen Straßburger Fragmente Nr. 1: s. Progr. des Maximiliansgymn. in Wien 1900, S. 10), so hat man darin natürlich nicht die Penthemimeres des Hexameters, sondern das (katalektische) Kolon des Pentameters zu erblicken, woran dadurch gar nichts geändert wird, dass dieses Kolon bisweilen mit einer Penthemimeres des Hexameters bei Homer wörtlich gleichlautet (z. B. Archil. frag. Argent. 1, V. 3 *Θρήϊκες ἀκρόκομοι* = Il. Δ 533).

Und thatsächlich sehen seine Worte: *quae per articulos et commata ac rhythmos modulatur in pedes* ganz danach aus, dass er damit nicht die declamierten, sondern die gesungenen Verse gemeint habe[1]).

Und hier nun ist der Ort, auf die Definition des *στίχος* bei Hephästion zurückzukommen. Wenn dieser alle Verse ohne Ausnahme nur in Syzygien getheilt hat, so stand er dabei, was die melischen Verse betrifft, auf dem beschränkten Standpunkte des Rhythmikers und Metrikers, nicht aber zugleich auf dem des Musikers, was er ja auch gar nicht konnte. Rhythmisch-metrisch lässt sich natürlich auch der gesungene Vers in Syzygien zerlegen, es ist aber dann die Gesangsmelodie desselben gänzlich beiseite gelassen, und zwar offenbar deshalb, weil sie nicht mehr vorliegt.

Solche Erwägungen ließen es mir rathsam erscheinen, auf die eigentliche Quelle des Horaz, auf Archilochus selbst, zurückzugehen und den Stand der Caesur bei ihm aufzuzeigen. Sein Nachlass weist im Ganzen 74 iambische Trimeter auf (Fr. 20—48, 86—89, 91—97, 101—104, 116, 123—125, 128—133 und das Straßburger Frgm. mit 6 Versen), und von diesen haben 64 die Penthemimeres, 9 (Fr. 29, 33, 34, 88, 91, 94, 96, 97 und Straßb. V. 10) die Hephthemimeres, 1 (Fr. 102) ist ohne jede Caesur. Wir sehen daraus, dass bei Archilochus die männliche Caesur noch viel entschiedener die weibliche überwog als bei den Tragikern, bei welchen sie aber gleichwohl ebenfalls die Hauptcaesur ist (Westphal Metrik [1889], S. 222). Aus dem Vorwalten der nämlichen Caesur bei Horaz dürfen wir nun ganz unbedenklich den Schluss ziehen, dass er die Penthemimeres aus dem Grunde zur herrschenden Hauptcaesur des Verses erhoben habe, weil für ihn der Vorgang des Archilochus, den er eingestandenermaßen (ars poet. 258 ff.) mit Übergehung der römischen Sceniker und des Ennius (L. Müller *de re metr.* p. 93) sich zum Muster genommen hatte, von entscheidender Bedeutung war.

Die Zulassung der Hephthemimeres neben der Penthemimeres ist bei Archilochus vollkommen erklärlich. Er hatte das Vorrecht dieser Caesur vor der anderen einfach aus dem daktylischen Hexameter des Homer hergeleitet, dessen Bau ihm, als er den Iambus in die Kunstpoesie einführte, für die Construierung des iambischen Trimeters Vorbild war. Und aus demselben Dichter durfte er auch die Zulässigkeit der Hephthemimeres ableiten. Seinem Beispiele nun folgend hat Horaz die überwiegende Mehrzahl seiner Trimeter mit der *caesura quinaria* ausgestattet, daneben aber auch der *caesura septenaria* die Existenzberechtigung zugesprochen. In dieser Weise finden alle Fragen ihre einfache Erledigung. Was

[1]) Das Vorkommen des Hiatus in der *caes. quin.* bei Plautus (Christ p. 8, Metrik d. Gr. u. R. S. 335 f.², Gleditsch S. 258³) ist mitnichten ein Beweis für Kolentheilung. Denn bekanntlich ist Hiatus zwischen zwei Kola geradezu verpönt. Daher ist der Erklärungsgrund für diesen Hiatus im Wesen der Caesur zu suchen.



aber würde Horaz, wenn er wirklich durch die Caesuren seines Trimeters sich als Anhänger der vermeintlichen Lehre Varros bekennen wollte, dort gethan haben, wo er die Hephthemimeres zuließ? Er hätte Varros Theorie einfach verrathen, und zwar deshalb, weil wir doch nicht annehmen können, dass diese Doctrin in einer und derselben Versgattung bald diese, bald wieder andere Kola habe statuieren können.

Auch im alcäischen und sapphischen Elfsilber und im kleineren asklepiadeischen Verse soll nach Christ die Ständigkeit der Caesuren bei Horaz die in Praxis umgesetzte Varronische Theorie darstellen.

Hier nun erhält die Sache selbstverständlich sofort ein anderes Gesicht, wenn der Nachweis gelingt, dass an der nämlichen Stelle auch seine Vorbilder den Einschnitt am häufigsten eintreten ließen und dass sie dies hauptsächlich deshalb thaten, weil dort die wirkliche Grenzscheide der beiden Kola lag. Denn in diesem Falle wird man ohne Bedenken geneigt sein anzunehmen, dass Horaz die Kenntnis davon nicht erst durch die römischen Theoretiker der Metrik vermittelt erhielt, sondern dieselbe direct aus der Beobachtung der Griechen als deren '*auditor et ultor*' geschöpft habe und dass weiterhin diejenigen römischen Metriker, welche die nämliche Auffassung des betreffenden Versgebildes vortragen, die wir bei Horaz voraussetzen dürfen, nicht direct auf die griechischen Dichter zurückgehen, sondern ihre Lehre aus der Praxis des Horaz ableiten in ähnlicher Weise, wie die auf Horaz folgenden lateinischen Lyriker in ihrem Versbau nachweislich nicht weiter als bis auf Horaz zurückgegriffen haben. Horaz würde sich in diesem Falle als ein Markstein herausstellen sowohl für die Praxis der Dichter als auch für die Theorie der Metriker aus spätrömischer Zeit.

Den Ausgangspunkt dieser Erörterung bilde jene überaus wichtige Stelle des Horaz, an welcher er seine literarischen Beziehungen zu Archilochus darlegt, Epist. I 19, 23 ff. Er rühmt sich dort seiner dichterischen Originalität (*libera per vacuum*... V. 20 f. und *o imitatores, servum pecus* V. 19), die darin bestehe, dass er, als er die parischen, d. i. archilochischen Iamben als erster seinen Landsleuten vermittelte (*Parios ego primus iambos | ostendi Latio*) doch nicht auch den giftigen (*non res et agentia verba Lycamben* und *nec socerum quaerit, quem versibus oblinat atris*) und gemeinen (*nec sponsae laqueum famoso carmine nectit*) Inhalt dieser Dichtgattung herübergenommen habe. Denn wenn er die metrische Form (*modos et carminis artem*) unverändert beibehalten habe (*timui mutare*), so dürfe darum sein Ruhm keine Verkürzung erfahren (*ne me foliis ideo brevioribus ornes*), weil dasselbe ja auch Sappho und Alcäus gethan hätten:

temperat Archilochi musam pede mascula Sappho,
temperat Alcaeus,

d. i. *temperat* (lenkt, meistert) *musam* (nämlich *suam*, ihren poetischen Flug) *pede* (durch das Metrum: s. carm. IV 6, 35 *Lesbium servate pedem meique pollicis ictum* und bes. ars poet. 80 *hunc socci cepere pedem* [= den iambischen Trimeter] *grandesque cothurni* | *alternis aptum sermonibus*) *Archilochi*. Dass nämlich dies die einzig mögliche Construction der Worte ist, hat R. Bentley nachgewiesen: *temperare* aber in der Bedeutung 'den dichterischen Gedankenflug in eine bestimmte Form zwängen' erinnert sehr lebhaft an eine Stelle bei Pindar: Ol. III 5 *Δωρίῳ φωνὰν ἐναρμόξαι πεδίλῳ*, d. i. den Sang in den dorischen Schuh (= das daktyloepitritische Metrum) einpassen.

Unter jenen *Parii iambi* des Archilochus nun brauchen allerdings nicht bloß dessen iambische Trimeter verstanden zu werden, es können auch seine bekannten aus daktylischen und iambischen Kola zusammengesetzten Asynarteten mit inbegriffen sein. Aber so viel ist doch sicher, dass in erster Linie an den *iambus κατ' ἐξοχήν*, d. i. den Trimeter gedacht werden muss. Daraus folgt aber weiter, dass unter dem V. 28 genannten *pes Archilochi*, den Sappho und Alcäus sich angeeignet hätten, jedenfalls wieder vor allem der iambische Trimeter zu verstehen ist. Außer an den Trimeter wird man auch an die kleineren iambische Kola des Archilochus wie den Dimeter denken, und erst in dritter Linie kämen dann die daktylischen Maße, die in den Epoden mit den iambischen zusammengekoppelt begegnen, an die Reihe. Dass übrigens Sappho und Alcäus auch die archilochischen Asynarteten beibehalten hätten, ist eine ganz vage Behauptung unserer Horazerklärer, die jeder Bestätigung durch den Nachlass der beiden Dichter entbehrt. Wenn gar versichert wird (z. B. von G. T. A. Krüger), dass Sappho und Alcäus sich des iambischen Trimeters nicht bedient hätten, so ist dies geradezu unwahr. Denn ganz regelmäßig gebaute Trimeter sind Sappho Fr. 103:

χαίροισα νύμφα, χαιρέτω δ' ὁ γάμβρος

und Alc. Fr. 102:

ἔγω μὲν οὐ δέω ταῦτα μαρτυρεῦντας.

Aber es liegen außerdem noch zwei Fragmente vor, deren Trimeter-Charakter kein Mensch bestreiten kann:

Sappho Fr. 58: ἔχει μὲν Ἀνδρομέδα κάλαν ἀμοίβαν
und Fr. 59: Ψάπφοι, τί τὰν πολύολβον Ἀφρόδιταν.

Es sind, rein metrisch betrachtet, katalektische iambische Trimeter

⏑ – ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ – | ⏑ – · –,

die zu Beginn der zweiten Dipodie statt des Iambus den Anapäst aufweisen, eine Erscheinung, die uns auch aus dem Trimeter der Tragiker (bei Eigennamen) bekannt ist, so z. B.:

Soph. Oed. C. 1317: τέταρτον Ἱππομέδοντ' ἀπέστειλεν πατήρ
und das. 1320: ἐκτὸς δὲ Παρθενοπαῖος Ἀρκὰς ὄρνυται.

Vgl. Christs Metrik, S. 326 ff., Westphals Metrik (1889), S. 225 f.

Es ist ganz selbstverständlich, dass die äolische Dichterschule das iambische Versmaß nur dann in den Bereich ihrer Metra aufnehmen konnte, wenn dasselbe die Eignung besaß, melisch, d. h. durch Gesang vorgetragen zu werden. Dass dies im allgemeinen der Fall war, wird uns direct bezeugt: Plutarch *de mus.* c. 28: *τῶν ἰαμβείων τὸ τὰ μὲν λέγεσθαι παρὰ κροῦσιν, τὰ δὲ ᾄδεσθαι Ἀρχίλοχόν φασι καταδεῖξαι.* Es ist indes mit diesen Worten nicht auch schon gesagt, dass speciell der iambische Sechsfüßler für melischen Vortrag taugte. Dieser ist, wie schon erwähnt wurde, der eigentliche Sprechvers (Hor. ars poet. 81: *hunc* [d. h. den iamb. Trimeter] ..... *alternis aptum sermonibus*), und es ist höchst wahrscheinlich, dass, wenn er schon nicht bloß gesprochen wurde, sein Vortrag die Mitte hielt zwischen Rede und Gesang, eine Vortragsweise, die die Alten bekanntlich *παρακαταλογή* nannten und die unserem Recitativ ohne Zweifel sehr nahe kam (s. Christs Metrik, S. 676). Daher wird auch an der soeben citierten Plutarchstelle die Zweitheilung der *ἰαμβεῖα* wohl so zu verstehen sein, dass unter der ersten (*λέγεσθαι* und *παρὰ κροῦσιν*) die parakatalogische des iambischen Trimeters, unter der zweiten (*ᾄδεσθαι*) die rein melische der kleineren iambischen Kola gemeint ist. Der iambische Trimeter ist eben zu umfangreich, um in seiner Gänze durch eigentlichen Gesang vorgetragen zu werden. Dagegen bestand der Zweck des recitativen Vortrags gerade darin, silbenreiche Verse, besonders wenn sie in größerer Zahl aufeinander folgten, durch halben Gesang schneller aufzuarbeiten, wie dies auch in der modernen Oper in umfangreicheren erzählenden Partien der Fall ist. Wenn also die Äolier den Vers des Archilochus herübernahmen, so war es nothwendig, ihn vorerst in kleinere Theile, in Kola, zu zerlegen, und dies gilt auch unzweifelhaft für jene Trimeter, die im Drama entweder in melische Partien eingestreut oder in den iambischen Strophen begegnen, sowie für die vereinzelten Trimeter der Chorlyrik. Erst durch die Zertheilung in Kola war die Vorbedingung der Melodisierung geschaffen, weil die Melodie eines Liedes sich bekanntlich stets nur aus kleinen Toncomplexen aufbaut.

Die reinen iambischen Trimeter also, dergleichen uns bei Sappho und Alcäus in Fr. 103 und 102 vorliegen, sind es nur scheinbar, aber sie konnten von Horaz dennoch dafür gehalten werden, weil er sie nur vom Standpunkte des Metrikers ansah, demselben, den Hephaestion einnimmt, wenn er das Wesen des *στίχος* dahin definiert, dass er in Syzygien zerfalle. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, dass die melische Bearbeitung des Sechsfüßlers von selbst zu Variationen des metrischen Grundschemas führte, und ebenso klar ist es, dass die so variierten sechsfüßigen iambischen Gebilde sich der Einreihung in die Kategorie 'iambischer Trimeter' entzogen. Daraus erklärt es sich aber auch, warum

Horaz zwischen '*iambi*' und dem '*carmen Aeolium*' unterscheidet, indem er unter letzterem vornehmlich die sapphische und alcäische Strophe versteht. Er konnte in den Elfsilbern ebensowenig variierte Trimeter erkennen, als es die römischen Theoretiker konnten, denn auch sie waren bloße Metriker.

Wenn wir nun daran gehen nachzuweisen, dass die breiteren sog. logaödischen Verse der äolischen Sängerschule nichts anderes sind als Variationen des iambischen Sechsfüßlers, so ist es von Wichtigkeit, zuförderst auf die ganz äußerliche Thatsache einer völligen Übereinstimmung in der Silbenzahl dieser Verse mit derjenigen des Trimeters hinzuweisen. Der Trimeter in seiner einfachen Form ist zwölfsilbig oder, wenn er katalektisch ist, elfsilbig. Zwölfsilbig nun ist der kleine asklepiadeische Vers, elfsilbig der sapphische, der alcäische und der phaläkische. Das muss auffallen und kann unmöglich dem bloßen Zufalle zugeschrieben werden.

Ein ganz neues Licht geht aber über den Versmaßen der äolischen Meliker auf, wenn wir zu deren Erklärung zwei Fundamentalsätze der griechischen Metrik heranziehen, die erst in unseren Tagen bekannt geworden sind. Den einen von ihnen verdanken wir einem Papyrusfunde von Oxyrhynchos (Fragm. des Aristox. Col. II), und er lautet dahin, dass die Unterdrückung der Senkung des Iambus nicht bloß im Aus- und Inlaute des Verses platzgreifen kann, sondern auch im Anlaute, so dass also auch Verse wie der bekannte Horazische:

non ebur neque aureum

·⏗ ⏑ – ⏑ – ⏑ –

als iambisch aufzufassen sind. S. v. Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1898, S. 699, A. 3. Den zweiten Satz hat H. Weil aus einer dunklen Ecke des Aristides Quintilianus zutage gefördert, es ist die Lehre vom sog. synkopierten Iambus, derzufolge der Iambus auch die äußere Gestalt des Trochäus dadurch annehmen kann, dass von den drei χρόνοι πρῶτοι, die seinen Inhalt ausmachen, nicht die zweiten, sondern die ersten zwei in eine μακρὰ δίσημος zusammengezogen werden:

⏑ ⏑ ⏑ = { ⏑ –: reiner Iambus,
{ – ⏑: synkopierter Iambus.

Eine eingehendere Begründung der letzteren Lehre habe ich in diesen Blättern, Jännerheft von heuer, S. 1 ff. versucht.

Beginnen wir beim alcäischen Hendekasyllabus:

⏓ – ⏑ – ⏓ – ⏑⏑ – ⏑ ⏓,

so offenbart sich sein iambischer Charakter sowohl im Ein-, als auch im Ausgang des Verses:

⏓ – ⏑ –, ⏓ und ⏑ – ⏑ –

Wir brauchen sein Schema nur in der Form darzustellen:

⏓ –́, ⏑ –́, ·⏗́· –́ ⏑, ⏑ –́, ⏑ ⏓́,

um auch die sechs Icten des Trimeters zu erhalten. Der erste



und zweite Iambus sind rein, im dritten ist die Kürze unterdrückt, wodurch die erste Hälfte des Verses genau die Gestalt der zweiten Hälfte des katalektischen iambischen Trimeters erhält, der vierte Iambus ist synkopiert (– ⏑ = ⏑ –), der fünfte und sechste sind wieder rein. Am akatalektischen iambischen Trimeter ist also nur so viel geändert, dass in einem Fuße die Kürze unterdrückt ist und einer die Synkope erfuhr.

Eine eingehendere Erörterung wird nur durch die fünfte Silbe gefordert, und zwar wegen deren Doppelzeitigkeit. Diese weist darauf hin, dass Alcäus, als er den Vers schuf, die sechs Iamben des Trimeters auf zwei Tripodien[1]) oder tripodische Kola aufgetheilt, d. h. an dem Trimeter des Archilochus die Vorbedingung für seine musikalische Verarbeitung, die Melodisierung, hergestellt habe. Diese Zerfällung des Sprechverses in die zwei Kola des melischen ist aber durch die *syllaba anceps* angezeigt:

⏑ –́, ⏑ –́, . ⏑́ ‖ –́ ⏑, ⏑ –́, ⏑ ⏓́ .

Vom Standpunkte der musikalischen Composition kann gegen diese Natur der Endsilbe des ersten Kolons kein Einwand erhoben werden, weil es ganz selbstverständlich ist, dass größere Einheiten der melodischen Architektonik durch irgend ein Mittel von einander abgesondert werden: keines aber eignet sich hiezu besser als eine kurze Stockung des Melodieflusses. Aber auch die λέξις, der Text, weist Fälle von Doppelzeitigkeit der Schlussilbe im ersten Kolon eines Verses auf. Wir begegnen ihr gleich beim elegischen Pentameter. Dieser Vers ist nämlich aus dem Hexameter auf dieselbe Weise hervorgegangen, wie unser alcäischer Vers aus dem iambischen Trimeter, nämlich durch Zerfällung seines Prototyps in zwei katalektische Kola: und es wurde schon erwähnt, dass der iambische Trimeter in seinem metrischen Bau den homerischen Vers nachahmt. Jene Fälle also, wo das erste der beiden zu einem Verse zusammengekoppelten Kola mit einer in der *θέσις* stehenden Kürze schließt:

–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ ⏑́,

begegnen uns gleich im Pentameter des Theognis und liegen theils unverhüllt zutage, wie V. 2:

λήσομαι ἀρχόμενος | οὐδ' ἀποπαυόμενος

und V. 1232:

ἐκ σέθεν ὤλετο μὲν | Ἰλίου ἀκρόπολις,

theils müssen sie dadurch gewonnen werden, dass der Text vorher erst von einer unnützen Conjectur gesäubert wird, wie V. 440:

τὸν δ' αὐτοῦ ἴδιον | οὐδὲν ἐπιστρέφεται.

---

[1]) Über die iambische Tripodie, die akatalektische sowohl als katalektische, und deren Vorkommen bei griechischen und römischen Dichtern s. Christ Metrik S. 345—348, Westphal-Rossbach Metrik S. 177, H. Gleditsch Metrik S. 137, Masqueray traité de métrique grecque, S. 145 ff.

Dass diese Erscheinung im Pentameter nicht verschwindend selten vorkam, lehrt ein letzter Niederschlag älterer Lehre, den wir bei Diomedes p. 503, 13 vorfinden: *alii vero, qui duo commata esse dixerunt, voluerunt brevem esse et prioris tomes semipedem..... atque hoc utuntur exemplo:*

hoc mihi tam grande || *munus habere datur.*

Aber auch der Chorlyrik war diese Doppelnatur der dritten Thesis nicht fremd; so hat der neugefundene Bacchylides folgendes Beispiel geliefert (V 189 *Bl.*):

χερσὶν ἀπωσάμενον, || εἴ τις....

Derselbe Dichter weist sogar eine Stelle auf, wo einem Creticus (– ⏑ –) strophisch ein Daktylus entspricht:

I 180: – ⏑ – (ζώ-)η χρόνον (τόνδε)
157: – ⏑ ⏑ (εὐ-)εργεσι(-ᾶν),

so dass wir berechtigt sind, die zweite Kürze des Daktylus *in thesi* zu scandieren. Und bei Terenz Ad. 612 lesen wir den choriambischen Vers:

membra metu | *debilia* (–́ ⏑ ⏑ ⏑́) | *sunt animus* | *timore,*

beides Erscheinungen, die selbst für den bloßen πούς σύνθετος die nämliche Freiheit der Schlussilbe erweisen, was vom Standpunkte des Musikers betrachtet nicht minder unbedenklich ist (vgl. meine Ausg. des Bacchyl. *Einl.* p. XVIII f.).

Im Verse des Alcäus nun weist das Vorkommen dieser *syllaba anceps* folgende Tabelle aus:

Quantität der 5. Silbe des alcäischen Elfsilbers:

Dichter	Fr.	Verszahl	lang	kurz
1. Alcäus	1	1	1	—
	2	2	1	1
	18	5	3	2
	19	2	1	1
	20	2	2	—
	21	1	1	—
	22	1	1	—
	23	1	1	—
	26	1	1	—
	34	4	4	—
	35	2	—	2
	74	1	1	
		23	17	6
2. Sappho	28	2	2	
		25	19	6

Aus Horaz werden hingegen nur etwa 5—6 Verse (z. B. III 6, 9: *iam bis Monaesĭs* | *et Pacori manus,* 23, 18: *non sumptuosă* | *blandior hostia,* 5, 17: *si non perirĕt* | *immiserabilis*) angeführt, die man jedoch — zum Theil vielleicht mit Unrecht — durch Conjectur oder Interpretation aus dem Wege zu schaffen weiß.

Die Thatsache, dass die schließende Kürze des ersten Kolons im Pentameter eine Seltenheit ist, findet ihre Erklärung darin, dass dieser Vers seinen melischen Charakter, welchem er die Zerlegung in zwei Kola und infolge dessen auch die besprochene Eigenthümlichkeit verdankt, frühzeitig abgestreift hat, indem er seit dem Eindringen neuer Maße in die Kunstlyrik immer mehr zum Sprechvers herabsank. Der alcäische Vers weist sie häufiger auf, aber auch hier durfte sie nicht allzu oft zugelassen werden, weil dadurch das erste Kolon den Charakter seiner Unterordnung unter die höhere Einheit des στίχος zu sehr eingebüßt haben würde. Wir werden daher mit Rücksicht auf diese Erscheinung das Verhältnis der beiden Kola zum Versganzen am besten in folgender Weise veranschaulichen:

⏑ –́, ⏑ –́, . ⏗́ ‖ –́ ⏑, ⏑ –́, ⏑ –́ .

Den **sapphischen Elfsilber** als iambisch zu erweisen, hat schon P. **Masqueray** (*Traité de métrique grecque* S. 279) unternommen: vgl. meinen oben citierten Aufsatz in dieser Zeitschrift S. 9 f. und neuestens H. Gleditsch, Metrik S. 179 u. 182. Er erblickt in ihm eine katalektische iambische Hexapodie in drei Dipodien aufgetheilt, deren erste drei Iamben die synkopierte Gestalt angenommen haben:

–́ ⏑, –́ ⏒, ‖ –́ ⏑, ⏑ –́, ‖ ⏑ –́, . ⏗́ .

Viel rationeller aber lässt sich meines Erachtens der Vers so darstellen:

. ⏗́, ⏑ –́, ⏓ –́ ‖ ⏑ ⏑ –́, ⏑ –́, . ⏗́ .

Auch in diesem Verse erscheinen also die sechs Füße auf zwei Kola vertheilt, nur dass hier das erste akatalektisch, das zweite katalektisch gebaut ist, während im alcäischen Verse das Umgekehrte der Fall war. Im übrigen ist im ersten Iambus die Kürze unterdrückt, der vierte begegnet uns in der Gestalt eines Anapästes, wie wir ihn oben S. 678 f. sowohl bei Sappho als auch bei den Tragikern aufgezeigt haben [1]). Im dritten Iambus ist ungefähr in zwei Dritteln der Fälle die irrationale Länge zugelassen, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

---

[1]) Über die katal. iamb. Tripodie von der Form: ⏑ ⏑ – ⏑ – . ⏗ z. B. Aristoph. Ach. 43 πάριτ' ἐς τὸ πρόσθεν, s. Christ *Metrik* S. 346 (§ 406).

Quantität der 4. Silbe des sapphischen Elfsilbers:

Dichter	Fr.	Vers-zahl	lang	kurz
1. Sappho	1	21	14	7
	2	13	11	2
	3	3	2	1
	4	2	2	—
	5	2	—	2
	6	1	1	—
	7.8	2	2	—
	9	2	2	—
	10	2	1	1
	11	1	—	1
	12	1	1	—
	14	1	1	—
	16	1	1	—
	17	1	1	—
	18	1	1	—
	19	1	1	—
	22	1	1	—
	23	1	1	—
	Oxyrh.	14	8	6
		71	51	20
2. Alcäus	5	3	2	1
	36	3	2	1
	77	1	1	—
	79	1	1	—
		8	6	2
		79	57	22

Dasselbe Verhältnis begegnet uns bei Horaz, welcher von 615 Versen 406 mit dem Epitriten (– ⏑ – –), 209 mit dem Ditrochäus beginnen lässt (H. Schiller, die lyr. Versmaße des Hor., S. 26).

Einen glänzenden Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme, dass im ersten Iambus die Kürze unterdrückt ist, liefert das 55. Fragment des Alcäus. Von diesem stolzen Ritter ist es nämlich bekannt, dass er unter seinem eisernen Harnisch ein

Herz trug, das für schwärmerische Liebesgefühle keineswegs unerreichbar war. Und keine Geringere wars, der er huldigte, als Sappho, und er huldigte ihr in folgenden Versen:

ἰόπλοκ' ἄγνα μελλιχόμειδε Σάπφοι,
θέλω τι ϝείπην, ἀλλά με κωλύει αἴδως
⏑ –, ⏑ –, ⏓ – | ⏑ ⏑ –, ⏑ –, . ⏓,

d. i. in sapphischen Hendekasyllaben mit vollständigem erstem Iambus.

Aber noch eine zweite Wahrnehmung bestärkt uns in der Überzeugung, dass die vorgetragene Deutung der beiden Elfsilber nicht aus der Luft gegriffen ist, und diese besteht darin, dass beide Dichter an der von uns festgesetzten Scheidegrenze der zwei Kola weitaus am häufigsten Wortschluss, also Diärese eintreten lassen. Einen sprechenden Nachweis hiefür, der auch aus dem Grunde nicht überflüssig ist, weil er lehrt, wie unbegründet die Behauptung unserer Metriker ist, dass die genannten Verse überhaupt keine Caesur haben (Christ Metrik S. 544 und in dem oft citierten Aufsatze S. 13), liefern die folgenden Tabellen:

1. Die Caesuren des alcäischen Elfsilbers:

Dichter	Fr.	Verszahl	Die Caesur tritt ein nach der 5. Silbe	6. Silbe	Anmerkung
1. Alcäus	1	1	1	—	
	9	2	—	2	beidemal *nom. propr.*
	13B	1	1	—	
	18	5	3	2	
	19	2	2	—	
	20	2	2	—	
	21	1	1	—	
	22	1	1	—	
	23	1	1	—	
	26	1	1	—	
	34	4	2	2	
	35	2	2	—	
	74	1	1	—	
		24	18	6	
2. Sappho	28	2	2	—	
		26	20	6	

2. Die Caesuren des sapphischen Elfsilbers:

Dichter	Fr.	Verszahl	Die Caesur tritt ein nach der 5. Silbe a) offen	5. Silbe b) in der Compos.-Fuge	6. S.	7. S.	3. oder 4. und 8. S.	Anmerkung
1. Sappho	1	21	12	4	5	—	—	v. 11 οὐ- | δέν, vgl. Alc. 76
	2	13	3	3	1	4	2	
	3	3	—	—	3	—	—	
	4	2	1	—	—	—	1	
	5	2	2	—	—	—	—	
	6	1	1	—	—	—	—	
	7.8	2	2	—	—	—	—	
	9	2	1	1	—	—	—	
	10	1	1	—	1	—	—	
	11	1	—	—	—	—	—	
	12	1	1	—	—	—	—	
	14	1	1	—	—	—	—	
	16	2	2	—	—	—	—	
	17	1	—	—	1	—	—	
	18	1	—	—	1	—	—	χρυσο- | πέδιλλος
	19	1	1	—	—	—	—	
	20	1	—	—	1	—	—	παντο- | δάπαις
	22	1	—	—	1	—	—	
	23	1	1	—	—	—	—	
	Oxyrh.	15	6	2	4	2	1	s. Wr. Stud. XXI 20
		73	35	10	18	6	4	
			45					
2. Alcäus	5	3	3	—	—	—	—	
	36	3	3	—	—	—	—	
	77	1	1	—	—	—	—	
	79	1	—	—	—	1	—	
		8	7	—	—	1	—	
		81	42	10	18	7	4	
			52					

Die Vernachlässigung der Diärese nach der fünften Silbe in beiden Versen findet für die griechischen Lyriker ihre einfache Erklärung darin, dass Wortschluss an der Grenze der Kola überhaupt nicht eintreten musste. Es lehrt auch dies wieder schon der elegische Pentameter, jener Vers, in welchem die Theilung in zwei Kola am sinnfälligsten zutage tritt, und der gleichwohl in deren Fuge ein zusammengesetztes Wort aufweist: s. Christ Metrik S. 207, Westphal-Rossbach Metrik S. 80 und Mar. Victorin. p. 122, 20 ff., es lehren dies außerdem zahllose Verse der Chorlyrik und der Tragiker, von denen ich, da die Sache bekannt ist, ein einziges Beispiel aus Sophokles beibringen will:

πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀν- θρώπου δεινότερον πέλει

–́ ⏑, ⏑ –́, ⏑ –́, ⏑ –́ | –́ –́(a), –́ ⏑, ⏑ –́, ⏑ –́.

Da ferner die griechischen Meliker in der Gestaltung der Melodie und der instrumentalen Begleitung ohnehin wirksame Mittel besaßen, die beiden Kola kenntlich zu machen, so bringt die Vernachlässigung jener Diärese vielmehr den Eindruck hervor, als wollten sie dadurch absichtlich dem Vorwurfe der Eintönigkeit aus dem Wege gehen, der ihre Verse bei stetiger Anwendung dieses Scheidungsmittels der Kola getroffen haben würde. Dass aber auch Verse, die nach der fünften Silbe keine Diärese zeigen, dennoch beim Vortrag immer in die nämlichen zwei Kola zerfielen, dafür liegt ein Beweis in der strophischen Composition der Gedichte, die offenbar nichts anderes sagen will, als dass die gleiche Melodie und die gleiche Begleitung für alle Strophen galt und somit auch die Zerlegung der correspondierenden Verse immer in dieselben Kola mit sich brachte [1]). Obwohl also die Theilung des Verses in zwei Kola nicht nothwendig durch die Diärese herbeigeführt werden musste, so ist es doch ohneweiters verständlich, warum die Dichter gerade zu diesem so wirksamen Mittel, die Kola abzusondern, am liebsten gegriffen haben, und dieser Umstand beantwortet zur Genüge die Frage, warum wir bei ihnen die Diärese an der bezeichneten Stelle am häufigsten antreffen.

Keine große Schwierigkeit kann es nunmehr bereiten, wenn wir daran gehen, die Thatsache zu erklären, dass Horaz die Diärese nach der fünften Silbe einerseits mit einer Beharrlichkeit einhält, die seine Verse den Eindruck des Leiernden hervorbringen lässt, anderseits sie aber doch wieder außeracht lässt. In 634 alcäischen Versen ist sie allerdings nur fünfmal:

I 16, 21: *hostile aratrum ex-* | *ercitus insolens,*
37, 5: *antehac nefas de-* | *promere Caecubum,*
14: *mentemque lympha-* | *tam Mareotico,*
II 17, 21: *utrumque nostrum in-* | *credibili modo* und
IV 14, 7: *spectandus in cer-* | *tamine Martio,*

verletzt, dagegen weisen 615 sapphische Verse 48, oder wenn wir diejenigen fortlassen, in welchen *-que* die Diärese überbrückt, 34 Fälle auf, wo die Caesur erst nach der 6. Silbe platzgreift.

[1]) Vgl. v. Wilamowitz, Textgeschichte der griech. Lyriker (Abh. d. k. Ges. der Wiss. zu Gött., philos.-hist. Cl., neue Folge Bd. IV, Nr. 3), S. 52 mit Anm. 1.

Dieses Zahlenverhältnis findet eben seine einfachste Erklärung darin, dass Horaz aus seinen Originalen die Diärese nach der fünften Silbe als Hauptcaesur deutlich kennen gelernt hatte. Die Ausnahmen von der Regel wollen aber nichts anderes sagen, als dass er eben auch den anderen Einschnitt, der bei seinen Vorbildern häufiger begegnete, zur Kenntnis genommen hatte und nun zur Darstellung bringen wollte. Ich glaube dies aus Folgendem erschließen zu sollen. In den sog. elf Paradeoden am Anfange des ersten Buches, welche diesen Namen von unseren Philologen erhielten, weil Horaz in ihnen seine metrische Kunst dadurch habe zeigen wollen, dass er hier sämmtliche in der ersten Odensammlung verwendeten Versmaße aufmarschieren ließ, hat das erste in der sapphischen Strophe gedichtete (Nr. 2) durchwegs Wortende nach der 5. Silbe, dass zweite aber (Nr. 10) gleich im ersten Verse (und noch im 6.) die Caesur nach der 6. Ist dies nicht einerseits die Beantwortung der Frage, warum Horaz in jene Sammlung zwei sapphische Oden aufnahm, anderseits eine Bestätigung unserer obigen Behauptung, dass er mit der Anwendung der Caesur nach der 6. Silbe seine genaue metrische Kenntnis der Griechen kundgeben wollte?

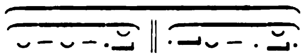
Lehrreich ist aber auch die Vertheilung jener 34 Fälle der vernachlässigten regelmäßigen Diärese auf die vier Bücher der Oden und das *carmen saeculare.* Nur fünf gehören dem 1.—3. Buche an;

I 10, 1: *Mercuri facun- | de nepos Atlantis,*
12, 1: *quem virum aut hero- | a lyra vel acri,*
25, 11: *Thracio bachan- | te magis sub inter-,*
30, 1: *o Venus regi- | na Cnidi Paphique* und
II 6, 11: *Flumen et regna- | ta petam Laconi,*

dagegen 20 dem 4. und 10 allein dem *carm. saec.* Ich erkläre dies damit, dass Horaz zu Beginn seiner Bethätigung im *carmen Aeolium* sich noch nicht die Fähigkeit zutraute, die seltenere Caesur nach der sechsten Silbe in richtigem Verhältnisse auf seine sapphischen Verse aufzutheilen, und es daher für das Gerathenste hielt, der einmal für sicher erkannten Hauptcaesur den unbestrittenen Vorrang einzuräumen. In späteren Jahren, als er sich jenes Selbstbewusstsein erobert hatte, das sich in den Worten (Ep. I 19, 22) ausspricht: *qui sibi fidit | dux reget examen,* da trug er kein Bedenken mehr, die früher gemiedene Caesur häufiger zuzulassen. Als er endlich als unwidersprochen erster der römischen Dichter im J. 738 von Staatswegen den Auftrag erhielt, für die Säcularfeier eine Ode zu dichten, da finden wir, dass er in der Anwendung der selteneren Caesur genau dasselbe Verhältnis einhält wie Catull (Horaz in 57 Versen 19 mal, Catull in 30 Versen [carm. XI und LI] 9 mal), der bekanntlich von allem Anfang an die Übung der griechischen Dichter in solchen Dingen treulich befolgt hat (L. Müller *de re metr.* p. 205).

Wie aber — und hiemit kommen wir nach langem Umwege zur Christ'schen These zurück — wären die abweichenden Cäsuren zu erklären, wenn Horaz wirklich durch die Stetigkeit der Penthemimeres die Zerfällung des Verses in zwei Kola veranschaulichen wollte? Abermals müssten wir sie als eine directe Absage an eine Theorie auffassen, deren Unzulänglichkeit oder geradezu Unrichtigkeit Horaz im Verlaufe seiner dichterischen Entwicklung immer klarer erkannt habe: vgl. Christ a. a. O. S. 23.

Auch der neunsilbige alcäische Vers lässt sich als Variation des iambischen Trimeters auffassen:



Dasjenige, was gegen diese Auffassung zu sprechen scheint, ist nicht die Häufigkeit der Katalexe, da wir ja im Drama iambische Verse nachweisen können, in denen sämmtliche Kürzen unterdrückt sind, wohl aber die Seltenheit der Cäsur nach der 5. Silbe bei Horaz. Bei Alcäus und Sappho scheint sie allerdings vorzuherrschen (in 9 Versen 6 mal), aber der Nachlass ist hier leider so spärlich, dass er gegenüber der Thatsache, dass Horaz ungleich häufiger die Cäsur nach der 6. Silbe (in 314 Versen 234 mal) eintreten lässt, nicht aufzukommen vermag. Indes führt ja auch das horazische Factum nur zu dem Rückschlusse, dass auch bei den lesbischen Dichtern die Diärese nach dem dritten Fuße seltener vorkam als die nach dem 4. Nun wissen wir aber, dass die Griechen durch nichts gebunden waren, den Kolonschluss durch Wortende zu bezeichnen, und damit erledigt sich auch dieser Einwand. Wir würden also jene Erscheinung, die, wie Catull lehrt, im Sapphiker häufig vorgekommen sein muss, dass über die Commissur der beiden Kola ein breites, mehrsilbiges Wort gelegt war (L. Müller *de re metr.* p. 205), auch für den 3. Vers der alcäischen Strophe beanspruchen dürfen. Übrigens lässt sich gegen die Auffassung dieses Verses als hyperkatal. iamb. Dimeters nichts Ernstliches einwenden. — Den 4. Vers der alc. Strophe fasse ich jetzt als eine nach archilochischer Art vorgenommene Verkoppelung einer daktylischen und einer trochäischen Dipodie auf.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des kleineren asklepiadeischen Verses:

Maecenas atavis edite regibus

— — — ◡ ◡ — | — ◡ ◡ — ◡ ⏓.

Dass derselbe in zwei Kola zu je sechs Silben zerfällt, ist völlig klar, so dass Horaz durch die Stetigkeit des Wortschlusses nach der sechsten Silbe nur eine Wahrnehmung bestätigt, die beim ersten Blick auf das metrische Schema dieses Verses jedermann von selbst in die Augen springt. Allerdings lässt sich hier nicht, wie bei den bisher besprochenen zwei Versarten aus den griechischen Originalen der Nachweis erbringen, dass die Cäsur nach der sechsten Silbe bei ihnen überwog. Aber die Überbleibsel dieses

Verses sind auch so spärlich, im Ganzen 13 Verse, dass aus ihnen weder nach der positiven noch nach der negativen Seite hin ein Schluss gezogen werden kann.

Cäsuren des kleinen asklepiadeischen Verses:

Dichter	Fr.	Verszahl	Die Cäsur tritt ein nach der			Anmerkung
			6. Silbe	7. S.	8. S.	
1. Sappho	55	1	—	1	—	
	56	1	—	1*	—	* *nom. propr.*
	57	1	1	—	—	
2. Alcäus	33	7	3	3	1	
	40	1	—	1	—	
	81	1	1	—	—	
	82	1	—	1	—	
		13	5	7	1	

Vielleicht bringt uns aber die Betrachtung des größeren asklepiadeischen Verses weiter vorwärts, der doch in 32 Exemplaren erhalten ist:

Cäsuren des größeren asklepiadeischen Verses:

Dichter	Fr.	Verszahl	nach der 6.			nach der 7.	
			u. 10.	u. 11.	u. 12. S.	u. 10.	u. 11. S.
1. Sappho	64	1	1	—	—	—	—
	65	1	—	—	—	1	—
	66	1	—	—	1	—	—
	68	4	2	—	—	2	—
	69	2	1	—	—	—	1
	70	1	—	1	—	—	—
	71	1	1	—	—	—	—
	72	2	2	—	—	—	—
		13	7	1	1	3	1
2. Alcäus	39	7	2	4	—	—	1
	41	5	2	2	—	1	—
	42	1	—	—	—	1	—
	44	1	—	—	—	1	—
	83	1	—	1	—	—	—
	84	2	1	1	—	—	—
	85	1	1	—	—	—	—
	86	1	—	—	—	1	—
		19	6	8	—	4	1
		32	13	9	1	7	2

Wir ersehen nämlich aus dieser Tabelle ein Vorherrschen der Cäsur nach der 6. und 10. Silbe, wodurch jene beiden Kola, die hier bekanntlich bloß durch einen eingeschobenen Choriambus auseinander gehalten sind, deutlich wahrnehmbar werden. Die Häufigkeit dieser beiden Cäsuren wird aber auch durch Theokrit — Id. 22 in 25 Versen 10mal — und durch Catull — carm. 30 in 12 Versen 7mal — bestätigt, wenn wir nämlich bei letzterem auch hier wieder eine getreuere Nachbildung der griechischen Dichter voraussetzen als bei Horaz. Der Umstand weiter, dass nach der 10. Silbe, nach welcher das zweite Kolon anhebt, bei Sappho und Alcäus in 32 Versen 20mal, bei Theokrit in 25 Versen 10mal, bei Catull in 12 Versen 10mal Wortende eintrifft und dass überhaupt Verse, in denen keine dieser beiden Cäsuren vorkommt, höchst selten sind —, bei Sappho nur Fr. 69, 1, bei Alcäus nur 39, 1, bei Theokrit nur V. 8 und 21 (V. 5 *εὐ- | άνεμον!*), bei Catull gar keiner — kann uns nur in der Annahme bestärken, dass auch bei den griechischen Vorbildern des Horaz im *asclep. min.* die Trennung der beiden Kola durch das sinnfälligste Mittel, sie darzustellen, nämlich die Cäsur, sehr häufig herbeigeführt war.

Es sei übrigens nachträglich bemerkt, dass auch bei den beiden asklepiadeischen Versen bereits Masqueray a. a. O. S. 292 f. (vgl. meine Ausführungen in dieser Zeitschr., a. a. O. S. 179 u. 180 f.) ihren iambischen Grundrhythmus nachzuweisen unternommen hat. Der kleinere zeigt den ersten und zweiten Iambus des ersten und den ersten des zweiten Kolons synkopiert:

⏑ –, ⏑ –, ⏑ – ‖ ⏑ –, ⏑ –, ⏑ –,

während der größere zwischen die beiden Kola bloß eine weitere iambische Dipodie in synkopierter Form (Choriambus – ⏑ ⏑ – = iamb. Dipodie ⏑ – ⏑ –) einschiebt: er ist also aus einem iambischen Tetrameter entstanden, wie wir ihn z. B. bei Alcäus Fr. 56 und Bakchyl. Fr. 36 vorfinden:

δέξαι με κωμάζοντα, δέξαι, λίσσομαί σε, λίσσομαι
οὔτ' ὄλβος οὔτ' ἄκαμπτος Ἄρης οὔτε πάμφθερσις στάσις

– – ⏑ – | ⏓ – ⏑ – | – – ⏑ – | ⏓ – ⏑ –.

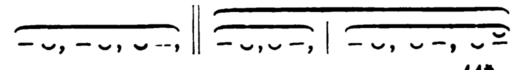
Was seine Auftheilung in Kola betrifft, so ist das choriambische Zwischenglied entweder ans erste oder ans zweite Kolon in derselben Weise angehängt, wie das kretische in dem bekannten Stasiotikonfragmente des Alcäus ans zweite:

μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος χάλκῳ· παῖσα δ' Ἄρῃ κεκόσμηται στέγα

– ⏓, – ⏑, ⏑ –, ⏑ –, ‖ – ⏓, – ⏑, ⏑ –, ⏑ –. | – ⏑ ⏓,

nämlich:

οἶνον γὰρ Σεμέλας καὶ Διὸς υἶος λαθικάδεα



κατ τᾶς πόλλα καϑοίσας κεφάλας καγχεάτω μύρον

‒ ◡, ‒ ◡, ◡ ‒, | ‒ ◡, ◡ ‒, || ‒ ◡, ◡ ‒, ◡ ⏓ [1])

In den asklepiadeischen Versen ist es aber noch eine zweite dem Horaz eigenthümliche Erscheinung, die Christ veranlasste, die Abhängigkeit des Dichters von der römischen Schuldoctrin anzunehmen, der ausnahmslose Spondeus zu Anfang des Verses. Durch diesen nämlich werde das erste Kolon dieser Verse zur daktylischen Penthemimeres, und hiemit offenbare sich der Dichter als Anhänger jener speciell Varronischen Doctrin, welche alle sog. *μέτρα ἀπεμφαίνοντα*, d. i. diejenigen, die nicht aus einfachen Füßen wie Daktylen, Iamben und Trochäen bestehen (vgl. Mar. Victor. p. 105, 27), durch *detractio, concinnatio, permutatio* (Caes. Bass. p. 271) auf die Grundformen des daktylischen Hexameters und iambischen Trimeters zurückführte. Zugleich erkläre sich so die Stetigkeit des Spondeus — die einzige Ausnahme I 15, 36 *ignis Iliacas domos* in einer der frühesten Oden fällt thatsächlich nicht ins Gewicht (s. Kießling S. 17, Nr. 21) — im horazischen Glyconeus und Pherekrateus:

Pherecrateus: *interfusa nitentes* ‒ ‒ ‒ ◡ ◡ ‒ ‒

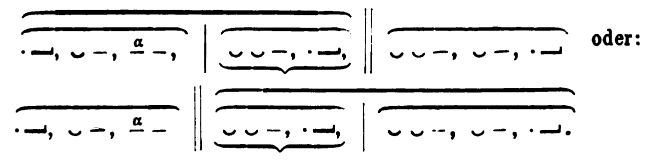
Glyconeus: *vites aequora Cycladas* ‒ ‒ ‒ ◡◡ ‒ ◡ [◡] ‒.

Dass diese Annahme nicht richtig ist, lehrt schon die bloße Thatsache, dass auch Catull im 30. Gedicht (größerer asklep. Vers) durchwegs spondeischen Anlaut zeigt (Christ Metrik S. 469 unten): denn dieser Dichter wird als unmittelbarer Nachahmer der Griechen auch von Christ von der Anhängerschaft an speciell römische Lehre in Sachen der Metrik ausgenommen.

Wenn wir ferner auch hier auf die Griechen zurückgehen, so sehen wir, dass dort, wo die Hauptmasse der Pherekrateen und Glykoneen erhalten ist, bei Anakreon, von 72 'logaödischen' Versen (Fr. 1—16, ferner 19, 1 und 35, sodann in den Priapeen Fr. 17 und 18, endlich im Simmieion Fr. 19, 2) 63 mit dem Spondeus, dagegen nur 4 (Fr. 2, 3; 5, 2 [*nom. propr.*]; 12 A und 16, 3) mit dem Trochäus und wieder nur 4 (Fr. 6, 4; 8, 1; 10; 13 A, 8 [*nom. propr.*] und 16) mit dem Iambus anheben. Bei Sappho

---

[1]) Im sog. größeren sapphischen Verse muss man nicht nothwendig annehmen, dass ein Choriambus wiederholt sei. Vielmehr lehren seine Cäsuren bei Sappho Fr. 60 (*δεῦτε νῦν*: Wilam.) und Hor. carm. I 8, dass die neue iambische Syzygie die Gestalt ◡ ◡ ‒ · ‒ angenommen hat:



und Alcäus, die dem Horaz zunächst vor Augen standen, wird die Untersuchung dadurch etwas erschwert, dass wir das Metrum der aus ihrem Gefüge gerissenen Bruchstücke vielfach nicht mit Bestimmtheit feststellen können. Selbständige Glykoneen und Pherekrateen sind bei diesen beiden Dichtern überhaupt nur selten nachweisbar, weshalb wir hier auch die aus logaödischen Kola zusammengesetzten Verse, die Asklepiadeen und deren Variationen, mit einbeziehen müssen. Wir gelangen so zu folgender Tabelle:

Logaödische Kola und Verse mit zweisilbiger Basis mit Ausschluss des *versus Phalaeceus:*

Metrum	Dichter	Fr.	Kolon- und Verszahl	Die Basis ist ein				Anmerkung
				Trochäus	Spondeus	Iambus	Pyrrhich.	
1. Glykoneen und Pherekrateen	1. Sappho	44	4	3	1	—	—	
		45	2	—	1	—	1	
		46	2	1	1	—	—	
		47	1	—	1	—	—	
		48	2	—	1	—	1	
		49	1	—	1	—	—	
		75	4	1	1	1	1	
		105	1	1	—	—	—	
			17	6	7	1	3	
2. ascl. min.		55	1	—	1	—	—	
		56	3	1	1	—	1	
		57	1	—	1	—	—	
			5	1	3	—	1	
3. ascl. mai.		64	1	—	1	—	—	
		65	1	—	—	—	1	
		68	4	2	2	—	—	
		69	3	1	2	—	—	
		70	2	1	1	—	—	
		71	1	—	1	—	—	
		72	1	—	1	—	—	
			13	4	8	—	1	

Logaödische Kola und Verse mit zweisilbiger Basis mit Ausschluss des *versus Phalaeceus*:

Metrum	Dichter	Fr.	Kolon- und Verszahl	Die Basis ist ein Trochäus	Spondeus	Iambus	Pyrrhich.	Anmerkung
1. Glykoneen und Pherekrateen	2. Alcäus	28	1	—	—	1	—	Ἄρευ = ⏑ –, vgl. Fr. 30, 31, 23
		29	1	—	—	1	—	„ „ „ „ „
		48	2	—	—	1	1	
		64	1	—	1	—	—	
		72	1	—	—	1	—	NB. Fr. 80 ist zu einem alc. Elfsilber zu erg.
		82	1	—	1	—	—	
		96	1	1	—	—	—	
			8	1	2	4	1	
2. ascl. min.		33	6	3	1	2	—	V. 3 ἐπειδή unsicher
		40	1	—	1	—	—	
		81	1	—	1	—	—	
		82	1	—	1	—	—	
			9	3	4	2	—	
3. ascl. mai.		39	8	1	6	—	1	
		41	6	1	4	1	—	
		42	2	—	2	—	—	
		44	1	1	—	—	—	
		83	1	—	1	—	—	
		84	2	—	2	—	—	
		85	1	—	1	—	—	
		86	1	—	1	—	—	
		48	1	—	—	—	1	Noch um einen Choriamb länger
			23	3	17	1	2	
4. and. zusgs. log. Verse		15	14	3	11	—	—	
		49	4	—	4	—	—	
		50	6	3	2	—	1	
			24	6	17	—	1	
			99	24	58	8	9	

Durch das Studium dieser Übersicht kommen wir zu der Erkenntnis, dass in diesen Kola bei den Griechen die spondeische Basis die trochäische um weit mehr als das Doppelte, die anderen um ein Vielfaches überwog. Also hat sich Horaz auch hier wieder aus dem Dilemma, in das er als Nachbildner durch die schwankende metrische Natur des ersten Fußes (die sog. Hermann'sche Basis) versetzt war, zunächst am einfachsten dadurch ziehen zu sollen geglaubt, dass er sich für jene Form entschied, die ihm bei den Griechen am allerhäufigsten begegnet war.

Aber wie ist es zu erklären, dass er hier gar keine Abweichung zuließ, während er in der Behandlung des sapphischen und alcäischen Elfsilbers doch auch anderen Erscheinungsformen dieser Verse ihr Recht hat angedeihen lassen?

Diese Frage erledigt sich sehr einfach, wenn uns nur das eine zugegeben wird, dass Horaz in der Lage war, jene Deutung des spondeischen Anlautes zu kennen, die wir als letzten Rest ausführlicher Erörterung einer langen Reihe von Theoretikern schließlich bei Hephaestion vorfinden und die darin besteht, dass der anlautende Spondeus kein eigentlicher Spondeus ist, sondern infolge der Irrationalität der einen Länge einem Iambus oder Trochäus ganz nahe kommt:

$\overset{\alpha}{-}$ ⊥ = ⏑ ⊥ und ⊥ $\overset{\alpha}{-}$ = ⊥ ⏑.

Bei Hephaestion nämlich begegnen uns p. 32 ff. W. in dem Capitel *περὶ ἀντισπαίστου* für Verse wie das *Φερεκράτειον*:

ἐξευρήματι καινῷ (*a*),

oder das *Σαπφικὸν ἐννεασύλλαβον*:

καὶ κνίσσῃ τινὰ θυμιήσας (*b*),

oder das *Φαλαίκειον*:

χαῖρ' ὦ χρυσοκέρως, βαβάκτα κῆλων (*c*),

oder den Tetrameter:

κατθναίσκει, Κυθέρη', ἅβρος Ἄδωνις· τί κε θεῖμεν (*d*),

die antispastischen Messungen, nämlich:

a) $\overset{\alpha}{-}$ ⊥ – ⏑, ⏑ – · ⊔

b) $\overset{\alpha}{-}$ ⊥ – ⏑, ⏑ – ⏑ –, –

c) $\overset{\alpha}{-}$ ⊥ – ⏑, ⏑ – ⏑ –, ⏑ – · ⊔

d) $\overset{\alpha}{-}$ ⊥ – ⏑, ⏑ – – ⏑, ⏑ – – ⏑, ⏑ – · ⏒.

Dass diese Messungen die richtigen sind, konnte unseren modernen Metrikern nur deshalb verborgen bleiben, weil sie an der sog. Anakrusis, bekanntlich einer Erfindung G. Hermanns (*E. D. M.* p. 11), wie an einem Axiom so beharrlich festhielten. Es muss als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, dass das neueste Lehrbuch der Metrik, das von Hugo Gleditsch, die Anakrusis endgiltig aufgibt und die antispastische Deutung wieder zu Ehren bringt. Es mag ja immerhin zugegeben werden, dass der *terminus*

technicus 'Antispast' bloß die Erfindung eines alten Theoretikers ist. Aber wenn wir den Antispasten abweisen, so müssen wir dasselbe mit dem Choriambus thun. Beide Bezeichnungen sind eben nur Chiffren für Wechselformen des doppelten Iambus, die erstere für diejenige, in welcher der erste, die zweite für jene, in welcher der zweite Iambus die synkopierte Gestalt des Trochäus annimmt:

⏕ ⏓ ⏑ – = – ⏑ ⏑ – und ⏑ – ⏕ ⏓ = ⏑ – – ⏑.

Es kommt hinzu, dass der Antispast durch neue Entdeckungen wieder stark an die Oberfläche gerückt erscheint: s. O. Hense, Rhein. Mus. LVII, 106.

Wenn also, wie gesagt, Horaz gewusst hat, dass eine der beiden Längen des Spondeus irrational ist, so war ihm der Ausweg geöffnet, durch den spondeischen Bau des ersten Fußes gleichzeitig dessen iambischer und trochäischer Natur gerecht zu werden. Er als reiner Metriker — denn wenn wir auch den musikalischen Vortrag seiner Gedichte nicht völlig in Abrede stellen dürfen, ja derselbe sogar für eines, das *carmen saeculare*, feststeht, so ist doch soviel sicher, dass die überwiegende Mehrzahl derselben bloß fürs Lesen bestimmt war — durfte durch die Wahl des Spondeus die eigentliche Geltung der Silbenwerte verschleiern. Schließlich war dadurch wenigstens das eine erreicht, dass das metrische Schema bei äußerlicher Betrachtung eine dem Römer wohlanstehende Ruhe und strenge Gleichmäßigkeit aufwies, dieselbe, die er auch im sapphischen und alcäischen Verse dadurch erstrebte, dass er für die doppelzeitige 4., bezw. 5. Silbe am häufigsten die Länge gewählt hat: denn dass durch solche Längen der Vers an Würde und Gewicht gewinne, behauptet er in Hinsicht auf den iambischen Trimeter selbst ars poet. 254 sq.:

non ita pridem,
tardior ut paullo graviorque veniret ad auris,
spondeos stabiles in iura paterna recepit.

Die gleiche Verschleierung durch den Spondeus ward ihm aber auch hinsichtlich des Rhythmus dadurch nahegelegt, dass wenigstens im dreifüßigen Kolon der erste Fuß es gewiss nicht war, der den stärksten rhythmischen Accent trug. Vielmehr ist eine allmähliche Zunahme der Ictusstärke schon deshalb gefordert, weil der rhythmische Vortrag parallel geht mit dem melodischen, bei welch letzterem das langsame Anschwellen der Tonstärke vom Beginne des Verses an ganz unzweifelhaft ist. Auch im Griechischen erklärt sich ja — wie W. Studemund seine Schüler lehrte — die schwankende Natur der Basis am einfachsten daraus, dass der Rhythmus im ersten Fuße sich am wenigsten energisch kundgab.

Damit drängt sich aber die Frage in den Vordergrund, welcher der beiden zu einer Syzygie vereinten Iamben denn der rhythmisch stärker betonte gewesen sei. Westphal (Fragm. und Lehrsätze etc. S. 170 ff.) hatte, auf eine ansehnliche Zahl von

Stellen der metrischen Überlieferung gestützt, den stärkeren Ictus entschieden für den zweiten Iambus geltend gemacht, und H. Weil, der früher für den ersten eingetreten war, hat jüngst (*Revue des études grécques* XIII [Nr. 52], S. 182) sich Westphal angeschlossen. Dasselbe thun jetzt Masqueray (a. a. O. S. 153 und A. 1) und H. Gleditsch (a. a. O. S. 157, § 94). Dagegen hat Blass (*praef. Bacchyl.* p. L^2 und *Hermes* XXXV (1900), S. 342 ff. wieder das Vorrecht des ersten Iambus vertheidigt, und ich bin ihm gefolgt (in dieser Ztschr. a. a. O. S. 5 Anm.). Ich gestehe, dass ich durch meine Wahrnehmungen an Horaz ins Schwanken gekommen bin: ich will indes die Entscheidung dieser vielerörterten Frage, die übrigens auf eine Feststellung der richtigen Lesung und Erklärung je einer Stelle des Anonym. Bellerm. und des Aristides Quintilianus hinausläuft, für eine andere Gelegenheit aufschieben.

Dagegen möchte ich im Anhange noch einem Vorwurfe begegnen, der gegen meine Auslegung des sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen Verses erhoben werden könnte, dahingehend, es sei bedenklich, bei den Dichtern der äolischen Sängerschule metrische Beeinflussung durch den Ionier Archilochus anzunehmen. Das äolische Lied sei älter als der ionische Iambus, und Archilochus als Iambograph überdies nicht einmal literarischer Zunftgenosse der lesbischen Lyriker. Die Kraft dieser Argumente zerrinnt sofort in der Sonne der Thatsache, dass Alcäus und Sappho auch ihre daktylischen Hexameter einem Ionier, dem Homer, ihre Pentameter der ionischen Elegie, entlehnten und dass auch die Ioniker, die sie so häufig verwendet haben, ein „altionisch volksthümliches Versmaß" sind (Wilamowitz, Eur. Herakl. II^2, S. 26), was ja auch ihre Häufigkeit bei dem Ionier Anakreon lehrt. Es ist eben zwar richtig, dass die Äolier der poetischeste, weil phantasiereichste der griechischen Stämme sind, der sowohl für den Heldengesang als auch für das lyrische Lied die ersten Grundlagen geschaffen hat. Aber der ionische Stamm ist derjenige, den der feinste Sinn für die Form auszeichnete und der daher auch der Schöpfer der Gesetze für die gebundene Rede wurde. Erst als er auf den Plan trat, brach die Zeit an, wo der Strom der äolischen Phantasie in die Ufer strenger Kunstgesetze gebannt dahinrollen konnte.

Wien. Hugo Jurenka.

Anmerkung der Redaction.

Gern haben wir Herrn Professor Jurenka für den vorstehenden Aufsatz die Spalten unserer Zeitschrift zur Verfügung gestellt, obgleich wir den Ergebnissen desselben größtentheils nicht zustimmen können.

Altgriechische und altgermanische Gastfreundschaft.

Wir Jüngern genießen dankbar das Glück, die Früchte mühsamer Arbeit unserer Vorgänger mühelos pflücken zu dürfen. Vor uns liegen in trefflichen Ausgaben Homer und Hesiod, Tacitus, Beowulf und die Edden, daneben die fleißigen Sammlungen von Buchholz (Die homerischen Realien) und Nägelsbach-Autenrieth (Homerische Theologie) und das herrliche „Altnordische Leben“ von Weinhold; und wendet so der Liebhaber beider, des griechischen wie des germanischen Alterthums, seinen Blick leicht vom Süden zum Norden und vom Norden zum Süden, so entdeckt er freudig beiderseits eine Fülle analoger Momente, im materiellen wie im geistigen Leben. Greifen wir hier das eine heraus: die Gastfreundschaft[1]).

Ist ein *medias in res* gestattet, so bemerken wir zunächst, dass uns das altgriechische wie das altgermanische Epos zu der Annahme berechtigt, es hätten „bessere Leute“ den Fremdling vorerst durch einen Diener empfangen lassen[2]): so auf Ithaka, wenn Telemachos selber zur Pforte gehen muss, „unwillig im Herzen, dass ein Fremder so lang' an der Thüre harrte“ (*νεμεσσήθη δ' ἐνὶ θυμῷ ξεῖνον δηθὰ θύρῃσιν ἐφεστάμεν*, Od. I 119 f.), so in Sparta: *ὁ δὲ προμολὼν ἴδετο Κρείων Ἐτεωνεύς,*
ὀτρηρὸς θεράπων Μενελάου κυδαλίμοιο
(ebd. IV 22 f.); so aber auch, als Sigurd zu Gripirs Halle geritten kommt und den Geitir vor der Thüre findet (Weiss. d. Grip.), und so im Beowulf, wo Hrodgars *âr ond ombiht* die Fremden empfängt (Beow. 331 ff.). Und dieser meldet jedenfalls des Gastes Kommen (Od. IV 24 ff., Lied v. Fjolsw. 44); denn unseres Wissens erlaubt uns kein Beispiel, unverschämte moderne Portiere in diese Zeit hinaufzurücken[3]).

Daraufhin kommt der männliche oder weibliche Besitzer des Hauses selber heraus[4]), Gripir (Weiss. d. Grip. 5) so gut wie der Sohn des Odysseus (s. ob., vgl. Od. III 36 ff.), die Menglod (Lied v. Fjolsw. 48) so gut wie die Kirke (Od. X 230, 311 ff.)[5]),

---

[1]) Vgl. Buchholz II 2, 38 ff., Nägelsb.-Autenr. 296 ff., Weinhold 441 ff., im allgemeinen Ersch u. Grubers Encykl. Art. Gastrecht.

[2]) Im Liede von Hamdir (wir bedienen uns der Gering'schen Eddaübersetzung), Str. 21, verkündet Hornruf das Kommen.

[3]) Das Fjolswidlied kann nichts dagegen beweisen.

[4]) Weinhold 444.

[5]) Ausnahmen finden sich nur da, wo einerseits mangels eines Thorwächters der Gast selber sich meldet (Lied v. Wafthr. 6), wo anderseits entweder der Wirt in der Halle festgehalten ist (Menelaos Od. IV durch eine Doppelhochzeit), oder aber das Kommen der Fremden, wie im Beowulf, ein mehr officielles Gepräge trägt. Vgl. auch des hilfeflehenden Odysseus Ankunft bei den Phäaken in Od. VIII.

und entbietet dem Fremden den Gruß des Willkommens[1]: χαῖρε in der griechischen Welt (Od. I 123), bekräftigt durch Handschlag, *com þû heill* in der altnordischen (Beispiele bei Weinh. 445), und damit wird jener zum Gaste. Förderhin untersteht er dem Schutze des Hausherrn[2]; dies deutet wenigstens im griechischen Epos klar genug der Umstand an, dass zugleich mit Gruß und Handschlag die Abnahme der Waffen erfolgt (Od. I 121, XV 281, XVI 40, vgl. ebd. XVIII 60 ff.), während für den Norden Weinhold (444) wohl mit Recht diese Handlung auf des Wirtes Vorsicht zurückführt. Die Sorge um Pferde und Wagen obliegt den Dienern des Hauses (Weiss. d. Grip. 5, Od. IV 37 ff.).

Wen aber aufnehmen und wen nicht? Hier gilt, bei Griechen wie Germanen, zumindest in der Theorie, ein kategorisches: alle![3]) Arm (Spr. Hars 134) wie Reich, den Lieben wie den Leiden, ja den Verwandtenmörder (Lied v. Skir. 16, Weinh. 441); denn keiner weiß, wie bald er nicht selbst in fremdem Lande auf Gastfreundschaft wird angewiesen sein. Indessen unterscheiden sich die homerischen Menschen insoferne von den eddischen, als nur bei ihnen diese allgemeine Nothwendigkeit von jenem höheren Gebote abgeleitet scheint, wonach der Fremdling Gottes ist (Od. VII 178 ff., IX 270 f., XIV 57 f.)[4], und Ungastliche Gottes Strafe trifft (Od. IX 478 f.). Wo Gottesfurcht herrscht, da herrscht denn auch das Gastrecht, und umgekehrt (Od. IX 176, XIII 202); Kyklopen ehren keine Götter und ehren keine Gäste (Od. IX 274 ff.). Ja die Götter selber steigen wohl hernieder und prüfen in Fremdlingsgestalt der Menschen Herzen: so vermuthen die Phäaken im Schiffbrüchigen der Seligen einen (Od. VII 199 ff.), nicht minder die Freier in dem Bettler (Od. XVII 481 ff.) und so Telemachos (Od. XVI 183). Und klingt dies alles nicht auch herrlich wieder im jungen Christenthum?: „Gastfrei zu sein vergesset nicht; denn durch dasselbige haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherberget“ (Hebr. XIII 2)[5].

Diese innige Verquickung des Göttlichen und Menschlichen scheint wenigstens den nördlichern Germanen gefehlt zu haben, und zwar nicht bloß in Hinsicht auf das Gastrecht. Man halte nur einmal die altgriechische Gnomik in Hesiods Werken und Tagen gegen die Spruchweisheit der Edda; der Unterschied springt

[1]) Tritt der Gast den Wirt an, so kommt der Gruß wohl aus seinem Munde: „Heil Dir, Hrodgar!“ ruft Beowulf beim Betreten der Halle (Beow. 407).

[2]) Wie weit anderwärts dieser Schutz reicht, zeigt im alten Testament Gen. XIX 4 ff. und Richt. XIX 23 ff.

[3]) Einzig der Gottverfluchte ist u. W. ausgenommen (Od. X 73 ff.).

[4]) Dass dabei auch das reine Mitleid eine Rolle spielt, weiß Jeder, der den sympathischsten Menschen vielleicht des ganzen classischen Alterthums kennt, Eumaios (Od. XIV 389, Nägelsb. 297).

[5]) Vgl. Röm. XII 13, 1. Tim. III 2, 3. Joh. 5, 6. Ersch-Gruber a. a. O. und die schöne Festrede von E. Curtius 1870.

in die Augen: dort ein Motivieren so vieler Gebote und so vieler Verbote durch den Willen oder Unwillen eines Göttlichen, hier durchweg die nackte Vorschrift „Du sollst!“ und „Du sollst nicht!“, zumeist mit einem Hinweis auf ihren praktischen Nutzen. Oder täuschen wir uns? Fehlen die Belege, weil es an Äußerungen jenes Empfindens in altnordischen Quellen fehlt, weil die Menschen der Edda jener Beziehungen sich wohl bewusst waren, nicht aber sie mit griechischer Offenheit auszusprechen sich getrieben fühlten? Wie dem auch sei, auch bei ihnen hat die höchste Gottheit zuweilen ein Auge auf der Menschen Gastlichkeit; aus Odins Munde kommt ein Spruch wie dieser:

> Aus dem Thor nicht scheltend treibe den Fremden,
> Bedenke den Dürftigen gern (Spr. Hars 134),

und von Odin wissen wir, dass er einst eine Wette eingieng mit Frigg in Hinsicht auf die Gesinnung Geirrods gegenüber Fremden, dass er als Grimnir ihn aufsuchte, ungastlich fand und mit dem Tode strafte, den gastlichen Sohn des Königs jedoch zu Ehren zog.

Schöner noch glänzt die griechische Feinfühligkeit neben dem rauhen nordischen Wesen darin, dass es durchgängig homerische Sitte ist, erst nach der Bewirtung[1]) nach des Fremdlings Name, Herkunft und Reisezweck sich zu erkundigen:

> *Νῦν δὴ κάλλιόν ἐστι μεταλλῆσαι καὶ ἐρέσθαι*
> *ξείνους, οἵτινές εἰσιν, ἐπεὶ τάρπησαν ἐδωδῆς,*
> (Od. III 69 f.)

sagt der weise Nestor zu seinen Besuchern[2]). Nicht so in der eddischen Welt: Kaum ist Sigurd vor Gripirs Gehöfte vom Pferde gestiegen und hat das Verlangen geäußert, den Herrn zu sehen, so entgegnet der Thorwart: „Der frohe König wird fragen den Geitir, wie der Held sich nennt, der Gehör begehrt“ (Weiss. d. Gr. 3), kaum hat Odin Wafthrudnirs Halle betreten und ihm den Willkomm geboten, so ruft der Riese ihm zu: „Wer ist der Mann, der in meinem Saal die Rede richtet an mich?“[3])

Der Gast ist in die Halle oder Hütte[4]) eingeführt[5]). Es beginnt die Sorge um seine leibliche Pflege:

---

[1]) Oft sogar sehr viel später: am 10ten Tage in Il. VI 175 f.

[2]) Vgl. Od. I 170 ff., IV 60 ff., 306 ff., VIII 548 ff. (ungastlich, weil nicht gottesfürchtig, sind die Kyklopen, und sie fragen vor der Mahlzeit, Od. IX 251 ff.). Derselbe Gebrauch auch anderwärts, bei den Kelten (Diodor V 28, Buchh. 42), bei den Hebräern (Gen. XXIV 33).

[3]) Vgl. auch das Lied v. Fjolsw. 6 u. Beow. 331 ff.

[4]) Wobei wir gerne jenes schönen Dankes des bettelnden Odysseus gegen Eumaios erwähnen (Od. XIV 53 f.).

[5]) Beispiele des im Norden üblichen Willkommentrunkes bei Weinhold 445.

Feuer bedarf der fernher Gekommene,
dem vor Kälte das Knie erstarrt;
Kost bedarf und Kleidung der Mann,
dessen Fuß über Felsen schritt.
Wasser bedarf und Willkommengruß
der Gast und zum Trocknen ein Tuch;
Selber erring' er sich rühmlichen Leumund,
will er wieder geladen sein —

so heißt es in den Sprüchen Hars (3, 4). Im heißen Süden erfreut ein Bad mit folgender Ölung, zuweilen von schöner Hand verrichtet, und auch hier, wie im Norden[1]) werden, sofern der Wirt es vermag, frische Kleider verabreicht (Od. III 464 ff., IV 48 ff., VIII 426 ff., X 357 ff., 449 ff., XVII 85 ff., d. übr. bei Buchh. 217 ff. u. Nägelsb. 251 ff.).

Es folgt die eigentliche Bewirtung, Essen und Trinken. Die homerischen Gedichte sagen es uns, dass man auch hier dem Gaste stets das Beste bot, den besten Sitz (z. B. Od. I 130 ff., III 36 ff., vgl. Weinh. 446) und das beste Stück (z. B. Od. XIV 437 f.). Erneuertes Willkommen bedeutet der kredenzte Becher (z. B. Od. XIV 111 ff.), den in der germanischen Welt gerne des Hauses Herrin dem Fremden zubringt, wie Wealhtheow dem Beowulf (Beow. 613 ff.), wobei der Held den Gruß der Königin erwidert[2]). Auch beim Zubettegehen wird der Gast, so gut es immer möglich ist, bedacht[3]): Während Nestor dem Telemachos den Sohn Peisistratos zum Schlafgesellen gibt (Od. III 396 ff.), nimmt Heimdall-Rig, eine andere Gottheit in Fremdlingsgestalt, ehrenvollen Antheil am ehelichen Lager (Lied v. Rig 5, 19, 32).

An allgemeinen Vorschriften über das Verhalten des Wirtes ist kein Mangel. Für den Süden gilt die Sitte, den Fremden nur in ganz seltenen Fällen einem Nachbar zuzuschieben (Od. XV 538 ff., XVI 70 ff., vgl. IV 28 ff.); doch soll anderseits der Gastgeber auch nicht allzu aufdringlich sein (Od. XV 68 ff., Hesiod W. u. T. 715), vielmehr durch feinen Takt sich leiten lassen, dem Gaste möglichste Aufmerksamkeit schenken (Od. VIII 93 ff., 532 ff.), dafür sorgen, dass allfällige Differenzen zwischen jenem und seinen Hausgenossen[4]) ausgeglichen werden (Od. VIII 396 ff.), und ihm ja selber kein Unrecht zufügen (vgl. Od. XXI 27 ff.), wohl aber in allen Stücken ihn aufs Beste behandeln, denn:

ἀντὶ κασιγνήτου ξεῖνός ϑ' ἱκέτης τε τέτυκται
ἀνέρι, ὅςτ' ὀλίγον περ ἐπιψαύῃ πραπίδεσσιν.
(Od. VIII 546 f.)

Und so empfiehlt freundliche Gesinnung auch der Norden (Spr. Hars 102) und warnt vor allem vor dem Geiz (Lied v. Grimm. Einl., Lied v. Hymir 9, Spr. Hars 67).

---

[1]) Weinhold 445.
[2]) Vgl. gr. Lied v. Atli 6, Weinh. 445.
[3]) Weinh. 446.
[4]) Vgl. die Reizrede des Unferd an Beowulf (Beow. 499 ff.) mit derjenigen des Euryalos an Odysseus (Od. VIII 158 ff.).

Doch auch der Gast soll sich nicht gehen lassen. Er hege keine zu großen Erwartungen und versorge sich lieber tüchtig mit Reisekost[1]); er mache keine zu großen Ansprüche und nehme mit dem Gebotenen, so gering es auch sei, gerne vorlieb: *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε*, „eine kleine Gabe erfreut auch“, so heißt die homerische Mahnung, und ähnlich die Mahnung der Edda:

Nichts Großes braucht man zu geben dem andern,
durch Kleines erlangt man oft Lob;
Ein Bissen Brot und des Bechers Neige
warb mir werten Freund (Spr. Hars 52).

Auch der Gast soll Rücksicht üben, wobei wiederum die altgriechische Feinfühligkeit besonders schön hervortritt, wenn Odysseus der Einladung zum Wettkampfe mit den Phäaken anfangs ausweicht (Od. VIII 143 ff.), sie dann, auf die Reizrede des Euryalos hin, annimmt, mit Laodamas sich zu messen aber entschieden sich weigert:

ξεῖνος γάρ μοι ὅδ' ἐστί· τίς ἂν φιλέοντι μάχοιτο;
ἄφρων δὴ κεῖνός γε καὶ οὐτιδανὸς πέλει ἀνήρ,
ὅςτις ξεινοδόκῳ ἔριδα προφέρηται ἀέθλων
δήμῳ ἐν ἀλλοδαπῷ· ἕο δ' αὐτοῦ πάντα κολούει
(Od. VIII 208 ff.)

Nicht so im Norden; hier ertönt die Halle wohl von leidenschaftlichen Wettgesprächen zwischen Gastgeber und Fremdling[2]), wobei nicht selten das Leben auf dem Spiele steht (Lied vom Wafthr.), weshalb gerade die Edda demjenigen, der die Gastfreundschaft in Anspruch nimmt, dringend Vorsicht einschärft:

Nicht räthlich ist's, sich zu rühmen der Weisheit,
man berge sie still in der Brust;
Wer schweigsam und schlau, wird vor Schaden bewahrt,
geht er als Gast in ein Haus. (Spr. Hars 6, vgl. 7.)

Und *last not least:* der Fremde bleibe nicht zu lange!

Geh' beizeiten, als Gast nicht weile
immer an einem Ort;
Der Liebe wird lästig, der allzu lange
an fremdem Feuer sich wärmt,

so lautet ein weiterer eddischer Spruch (Spr. Hars 35). Das Einfachste ist offenbar das gewesen, dass man bloß Nachtherberge und Bewirtung suchte und am Morgen wieder von dannen zog (Lied v. Reg., dazu Od. III 488 ff., XV 185 ff.[3]), aber aller guten Dinge sind drei, und wenigstens im Norden sind drei Nächte (*nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant,* Tac. Germ. XI) das Gewöhnliche (Weinh. 447, Lied v. Rig 6,

---

[1]) Spr. Hars 115; vgl. Skaldsk. 4, zum Lied v. Regin, Gylfis Verbl. 44, 45, Lied v. Hym. 16 ff., dazu Od. II 290 ff., 350 ff.

[2]) Vgl. Gylf. Verbl. 46.

[3]) Vgl. Spr. Hars 2: „Nicht weilen darf lange, wer seinen Gewinn auf Schneeschuhen erjagen muss.“

20, 33, Grimm, D. Rechtsalt.[4] I 552). Indessen kann der Wirt zum Längerbleiben nöthigen[1]) — die homerischen Gedichte bieten hiefür zahlreiche Belege[2]) — doch auch nach dieser Seite hin soll Maß gehalten werden[3]).

Der Zeitpunkt des Scheidens ist gekommen. Jetzt mag der Wirt mit dem Gastgeschenk herausrücken; denn es wird erwartet[4]), in der altgriechischen wie in der altgermanischen Welt (Od. I 311, IV 589 ff., VIII 389 ff. u. XIII 7 ff., IX 267 f., u. ähnl., dazu Weinh. 448 f.), als Zeichen der Erinnerung, nicht selten auch als Zeichen der Versöhnung nach etwaigen Differenzen zwischen dem Gaste und den Leuten des Hausherrn: Euryalos hat den Odysseus gereizt (Od. VIII 58 ff.), Unferd den Beowulf (Beow. 499 ff.), und beide Male übergibt der Beleidiger, mit begütenden Worten, dem Gaste beim Abschied sein eigenes Schwert (Od. VIII 396 ff., Beow. 808 ff.). Ein herzlicher Wunsch, im Norden wie im Süden, etwa auch aus dem Munde der Herrin, begleitet diese Gabe, Baug (Ring) oder Becher, Gewänder oder Waffen (vgl. z. B. Od. XV 109 ff. mit Beow. 1216 ff., Weinh. 449).

Freude macht jedoch auch eine Gegengabe:

> So gastfrei ist keiner und zum Geben geneigt,
> dass er Geschenke verschmäht,
> Oder so wenig auf Erwerb bedacht,
> dass er Gegengabe hasst (Spr. Hars 40[5]);

denn auf diese Weise werden Gast und Wirt recht eigentlich Gastfreunde (Od. XXI 13, 34 f., Il. VI 216 ff., Weinh. 448).

Ein letzter Abschiedsgruß an den Gast[6]), eine letzte herzliche Erwiderung von seiner Seite[7]), dann überschreitet er abermals die gastliche Schwelle der Halle oder Hütte — mit seinem Wirt; denn diese eine Pflicht liegt ihm noch ob, er sei Germane oder Grieche: das Gastgeleite[8]); hat er diese dann erfüllt[9]), so erfolgt der allerletzte Händedruck: der eben Gast war, ist von neuem Fremdling.

---

[1]) Vgl. Tac. Germ. XXI.

[2]) Od. IV 587 f., 9 Tage Il. VI 174, 12 Tage Od. XIX 199, 20 Tage Il. VI 216 f. (vgl. Telemachos bei Menelaos), 1 Monat Od. X 14, 1 Jahr ebd. X 467 f., 7 Jahre ebd. XIV 285 f.

[3]) Od. XV 68 ff., Hesiod W. u. T. 715; etwas aufdringlich scheint Nestor zu sein (Od. XV 199 ff.).

[4]) Nägelsbach 301.

[5]) Im Hildebrand'schen Text 39.

[6]) Od. XV 109 ff., vgl. ebd. VIII 457 ff., Bêowulf 1841 ff., Weinhold 447 f.

[7]) Z. B. Od. XIII 36 ff. (die Griechen vergessen auch hier nicht der Gottheit).

[8]) *Qui modo hospes fuerat, monstrator hospitii et comes*, Tac. Germ. XXI, Weinh. 447 f., Gylf. Verbl. 47, Od. III 369 f., IX 349 f., X 17 ff., die Phäakenepisode, XIV 331 ff., 396 f., 516 f., XV 79 ff., XVI 81, XXI 342.

[9]) Eine Sitte, die auch anderwärts gilt, z. B. Gen. XVIII 16.

Man sieht, es lohnt sich für den Germanisten, seinen Blick nach Süden zu wenden, es lohnt sich nicht minder für den classischen Philologen, das germanische Alterthum nicht ganz außeracht zu lassen. Je vielfacher die Beleuchtung, desto besser auch die Erkenntnis!

Basel. R. Müller.

Die Purpurschnecke und der Monte Testaccio in Rom.

„Aus ein und derselben Quelle“, erzählt uns Plinius, Nat. hist. IX 35 (60), „aus der Prunksucht, stammt die fast gleiche Wertschätzung der Perlen und der Purpurschnecken . . . . Dem Purpur geben die Lictoren das Ehrengeleite; er ist die Auszeichnung der vornehmen Jugend, unterscheidet den Senator vom Ritter, hilft dem Priester am Opferaltar die Götter versöhnen, verleiht Glanz jeglichem Gewande und erscheint im Triumphzug neben dem Golde. Deshalb lässt sich auch die unsinnige Sucht nach Purpur entschuldigen“ ib. 36 (60). Als berühmte Stätte der Purpurbereitung nennt er dann vor allem Tyrus, die Insel Meninx (jetzt Djerba an der kleinen Syrte), in Europa Laconien. Von großen römischen Purpurfabriken weiß unser Autor nichts. Umsomehr überrascht in „Brehms Thierleben“ (3. Aufl. 1893, X, S. 388) folgende Stelle: „Die Purpurfabriken waren über ganz Italien und Griechenland zerstreut; eine der großartigsten bestand in Rom, wo aus den Schalen der verbrauchten Thiere der Monte testaceo angehäuft ist.“ (So wörtlich auch schon 1872 im 3. Bd. der 1. Ausgabe „für Volk und Schule“ von F. Schödler, S. 794 und 1878 im 10. Bd., S. 281 der 2. „großen Ausgabe“). Auf Brehm dürfte auch folgender Satz in Grabers weitverbreitetem „Leitfaden der Zoologie für die oberen Classen der Mittelschulen“ (3. Aufl. 1898, S. 154) zurückzuführen sein: „Von der Ausdehnung der Purpurfärberei im Alterthume gibt der Umstand Zeugnis, dass der Monte Testaccio in Rom größtentheils aus den Schalen der Purpurschnecken besteht“. Begreiflich, dass der Monte Testaccio schon lange meine Aufmerksamkeit erregte. Aus Iwan Müllers „Handb. der class. Alterthumswissenschaft“ (III., S. 853 f.) und aus A. Baumeister, „Denkmäler des class. Alterthums“ (III., S. 1501 f.) erfährt man, dass der Monte testaccio ein 35 m hoher Hügel von beträchtlichem Umfange ist[1]), aus den Scherben von Thonkrügen entstanden, „der nach Ausweis der auf den Scherben befindlichen Stempel und Grafitti in einer langen Reihe von Jahren ganz all-

---

[1]) „*il circuito lungo la strada attorno le cantine mi risultò di 1000 passi incirca*“, heißt es in der noch zu erwähnenden Abhandlung Dressels S. 119.

mählich zu dieser erstaunlichen Höhe angewachsen ist .... Es ist kein Zweifel, dass diese ungeheuern Scherbenmassen von den Gefäßen herrühren, in denen die überseeischen Waren anlangten" (Müller a. O.). Der Hügel liegt unter den Südwestabhängen des Aventin in der Nähe des Tiber, u. zw. neben dem ehemaligen Hauptstapelplatze (*emporium*) mitten in der Ebene zwischen Aventin und Fluss, welche einstens die zahlreichen Warenlager, vorherrschend Getreideschuppen (*horreu*), bedeckten. Es dienten große Thongefäße vielfach zum Transport des Getreides, woraus sich das Auftreten der Scherben erklärt. Von Purpurschnecken ist aber weder hier noch in zahlreichen anderen Werken, die ich einsah, ein Wort zu finden. Deshalb verschaffte ich mir die umfangreiche, grundlegende Arbeit Dressels[1]). Allein auch dieser weiß im ersten Abschnitte „*Materiale del Testaccio*", wo die einzelnen Bestandtheile aufs genaueste angegeben werden (außer den Scherben einige Marmorstücke und Ziegelreste), nichts von Schneckenhäusern. Demnach muss die Angabe, der gewaltige Hügel bestehe ganz oder größtentheils aus den Gehäusen der Purpurschnecken als unrichtig zurückgewiesen werden. Wie soll man aber das Auftreten einer so zuversichtlich ausgesprochenen Behauptung erklären? Die Lösung ist vielleicht diese: In der „Synopsis" des biederen, alten Leunis, Zoologie (2. Auflage 1860), S. 836 liest man bei *Murex brandaris L.*: „Bei Tarent besteht der Monte testacceo fast ganz aus den Gehäusen dieser Schnecke (vielleicht Überbleibsel der Purpurfärberei)". In der neuesten, durch Prof. Dr. Ludwig (Bonn) besorgten Auflage (I. Bd. S. 958) aus dem Jahre 1883 ist das „vielleicht" mit Recht gestrichen worden; denn gerade Tarent war im Alterthum durch seine Purpurfärberei berühmt, so dass Gregorovius[2]) die Stadt die „einst in Purpur prangende Königin der Meere" nennt. Die Schnecke, welche auf tarentinischen Münzen der sagenhafte Gründer der Stadt, der auf einem Delphin reitende Halbgott Taras in der einen Hand — in der anderen den Dreizack — trägt, dürfen wir auch wohl als Purpurschnecke deuten. Es ist nun wahrscheinlich aus dem Tarentiner Monte testaccio der mehr bekannte Namensvetter in Rom geworden; einer hat's vor-, die anderen ihm nachgeschrieben. Wem eine größere Bücherei in der Nähe zur Verfügung steht, dürfte leichter als der Verf. in der Lage sein, der geschichtlichen Entwicklung dieser irrigen Angabe nachzugehen.

---

[1]) Enrico Dressel, *Ricerche sul Monte Testaccio*. Annali dell' istituto di corrispondenza archeologica. Volume quinquagesimo. Roma 1878. pag. 118—192. 3 tab.

[2]) F. Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 1889. 5. Bd. S. 263. Über die Purpurfärbereien Tarents vgl. noch S. 269, 270, 284, 285; ferner H. Kiepert, Lehrbuch der Alten Geographie. Berlin 1878, S. 453. E. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, erwähnt S. 307 noch jetzt vorhandene Haufen von Schneckenschalen in Tarent und anderen Städten.

Über den Monte testaccio in Tarent konnte ich außer der schon angeführten Bemerkung Martens nichts Genaueres auftreiben. Doch dürfte eine Angabe in Baedekers „Unteritalien“ (4. Auflage, S. 209) vielleicht hieher gehören. Es heißt nämlich dort: „Gerade beim Thore nach Lecce (auf dem beigefügten Kärtchen „*Porta di Lecce*“) das kleine Museo Canonico Palumbo. Hier aus alter Zeit ein wahrer Berg von Austernschalen.“ Näheres ließe sich wohl in Gagliardo, *Descrizione topografica di Taranto* (Taranto 1886) und in Dal Lago, *Topografia di Taranto antica* (Torino 1896) finden, welche Werke mir nicht zur Verfügung stehen. Vielleicht veranlassen aber diese Zeilen andere, zur vollen Aufklärung der berührten Frage Umschau zu halten.

Feldkirch in Vorarlberg. G. Richen S. J.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

IV. ISTE[1]).

Was die Entstehung und Bedeutung von *iste* angeht, so ist man heute im Stande, etwa folgende Sätze als unwidersprechlich hinzustellen:

1. Neben dem *πρωτότριτον hic* ist in aller guten Latinität *ille* als *τριτότριτον* und *iste* nur als *δευτερότριτον* gebräuchlich.

2. In archaischer Zeit hat *iste* keinen, in classischer Zeit oft einen wegwerfenden Sinn.

3. Der zweite Bestandtheil des Wortes ist das Artikelpronomen, das die Griechen und wir mit den Italikern gemeinsam haben: ssc. *tad, τὸ(δ), tud, das.*

Mit diesen drei Sätzen wird der Etymologe zu rechnen haben, seine Ableitung wird zeigen müssen: 1. warum das Wortgebilde *iste* als zweitpersonig gefühlt wurde, 2. wie es zu dem wegwerfenden Sinne kommen konnte und 3. wie das Artikelpronomen erweitert wurde. Nur wer diese Fragen auch wirklich beantwortet, kann auf Zustimmung rechnen. Alle Aufstellungen, die dies nicht erklären, sind wertlos.

In *iste* das Artikelpronomen erkannt zu haben, ist m. W. das Verdienst Corssens. Und wenn man ihm auch nachmals widersprochen hat und andere Etyma aufstellte (Stolz, Schweizer-Sidler, Netušil), so kam man dazu nur aus dem Grunde, weil Corssen fälschlich das anlautende *is* mit dem Nom. sing. masc.

---

[1]) Hauptsächliche Literatur: Corssen, Aussprache II 843, Stolz, Lat. Gramm. S. 216, Schweizer-Sidler, Gramm. I 122, Luchs in Studemunds Studien I 357 f., besonders Bach ebenda II 211—286, Neue II[3] 396, Lindsay-Nohl 493 und 499 ff., Netušil, ALL VII 579.



des Determinativums identificierte. Er hat darin ganz Unrecht gehabt; denn ein einfacher Blick auf oskische Formen wie *izik*, *iuk*, *idik* zeigt, dass es ganz unfassbar erschiene, warum man nicht *is-tus*, **ea-ta*, **id-tud* usw. gesprochen hätte. Dazu kommt, dass auch den beiden obigen Forderungen Corssens Aufstellung nicht gerecht wird; denn es lässt sich nicht absehen, warum gerade *istud* nur als zweite Person (= *tuum*) gebraucht worden wäre, da weder in *is* noch in *tud* eine Beziehung auf den Angesprochenen liegen kann. Und warum deteriorativ? Das ergibt sich auch nicht aus Corssens Etymologie. Sie ist also nur zur Hälfte richtig, richtig insofern als ... *tus* ... *ta* ... *tud* der

Stamm *το..* *τα..* *τόδ*, unser
der die das

ist und sein muss.

Lässt man das Paradigma auf sich von diesem Gesichtspunkte aus wirken

is - te	*is* - ta	*is* - tud
	is - tius	
	is - ti	
is - tum	*is* - tam	*is* - tud
is - to	*is* - ta	*is* - to
is - ti	*is* - tae	*is* - ta
is - torum	*is* - tarum	*is* - torum usw.,

so muss man zu folgenden Schlüssen gelangen:

1. Da in dem ... *tus* ... *ta* ... *tud* das Artikelpronomen liegt und nichts anderes liegen kann, ist es gar nicht nothwendig, dass auch das anlautende *is* pronominaler Natur sei. Denn selbstredend genügt als Vertreter des Substantivs der einfache Stamm *to*. Zum Beispiel in *quid is-tud tam cupide petis?* (Casina) entspricht in der griechischen Übersetzung *διὰ τί τούτου (τόδε) οὕτως ἐπιθυμεῖς;* das *τούτου* nur dem *tud*, ohne dass das *is* irgendwie ausgedrückt wäre.

2. Das anlautende *is* kann aber auch aus anderen Gründen nicht das Pronomen sein. Denn da es als Pronomen den syntaktischen Beziehungen unterläge, müsste es ebenso decliniert worden sein wie etwa *unus-quis-que* oder *alter-uter* oder ähnliche Wörter. Aber das Paradigma zeigt nur die starre Form *is*. Selbstverständlich ist es demnach, wenn ich über den Kreis der Pronominalformen hinausgehe. Was heißt *is* sonst noch im Latein? Antwort: 'Du gehst' oder 'gehst Du?'

Und hier stehe ich vor meiner These:

Wie das Artikelpronomen *ὁ* und *ὅς* im Griechischen die Demonstrativkraft allmählich eingebüßt hat, so dass es die attische Sprache nur in gewissen Fällen noch demonstrativ gebrauchte, ganz so verschwand dasselbe Pronomen im Latein und erhielt sich nur in Secundärbildungen und starren Formeln.

Eine der Formeln, in denen das Griechische demonstratives *ὅς* gewahrt hat, ist der Anschluss von *ὅς* an das Verbum *ἠμί* in *ἦ δ' ὅς*, *ἦ δ' ἥ*. Und ebenso, behaupte ich, hat sich *tud* im Latein nur erhalten im Anschluss an die zweite Person von *ire*: *is - tud.*

Demgemäß müsste man eigentlich *is* als eingeschobenen Fragesatz oder Befehlssatz auffassen und *tud* allein für sich übersetzen: „gehst? der“ oder „geh, der“.

Wir wollen sehen, ob sich dies durchführen lässt.

Man liest bei Cicero

quam diu *iste* *furor* *tuus* *nos eludet?*
Wie lange wird, geh', der Wahnwitz der deine uns äffen?

Es heißt im Amphitruo 502:

quid istuc est, (mi uir,) negoti?
Was ist denn, geh', das für ein Geschäft?

In der Asinaria 627:

quis nam istuc adcredat tibi?
Wer wird denn, geh', das Dir glauben?

Ebenda 643:

proinde istud facias ipse, quod faciámus nobis suádes
Nun also, geh', das mach nur selbst, was Du zu thun uns anräthst.

Wenn dort (646) und anderswo das Pronomen auf eine Pluralität bezogen erscheint:

concedite istuc
Weichet zurück, geh, dorthin,

so erklärt sich dies einfach unter dem psychologischen Reflex, dass der Redende die Aufforderung, die an eine Reihe von Personen gestellt gedacht ist, thatsächlich an eine einzige richtet.

Reichere Beispiele vorzubringen wäre vom Übel; denn — um dies gleich offen zu sagen — Beispielfülle beweist nichts, Intuition ist alles[1]). Und dazu kommt, dass man sich im Kreise der Sprechenden zu Rom dieses Sachverhaltes nicht mehr bewusst war, dass man das so verstandene „geh der, geh die, geh das“ thatsächlich für ein einfaches Wort hielt. Ich aber kehre zu meinen obigen drei Forderungen wieder zurück.

Wenn in *is tud* das *is* geh oder gehst bedeutet, dann ist es selbstverständlich, dass in diesem Pronómen ein Bezug auf die

---

[1]) Noch eindringlicher zeigt die Übersetzung ins Griechische die Intention des Ausdruckes, besonders wenn man statt des *εἶ* der *κοινή* sich des homerisch-hesiodischen *εἶς* bedienen mag, um die Überführung bis auf den Buchstaben zu ermöglichen:

Mostell. 845	*apage — istum circumductorem.* *ἄπαγε εἶς; — τὸν ἀπατεῶνα.*
Trin. 590	*tu istud cura* *σὺ δ' — εἶς; — τόδε διαπρᾶττε*
Cist. 49	*semperque istam ... aetatulam obtinebis.* *ἀεὶ δ - εἶς; — τὴν ὥραν ταύτην ἕξεις.*

zweite Person liegt; denn *is* ist die zweite Person. Und somit ist durch meine Etymologie erklärt, wie *is-tud* *δευτερότριτον* werden musste und nie etwas anderes sein konnte.

Zweitens aber ist sofort erklärt, wie das *is-tud* zu seiner deteriorativen, wegwerfenden Nebenbedeutung kommen konnte. Ich brauche nur auf unser deutsches „geh nur mit dem" oder sein lateinisches Gegenstück „*i mihi*" zu verweisen, um das Wegwerfende im Ausdruck zu erklären: *Mars alter*, *ut isti uolunt* (ein zweiter Mars, wie die da — geh nur mit ihnen — meinen). Drittens ist die enclitische Anlehnung des Artikelpronomens an das Verbum durch die Analogie von *ἦ δ' ὅς* völlig geschützt.

V. IPSE.

Meine Auffassung von *iste* lässt es mir gerathen erscheinen, auch auf *ipse* zu kommen.

Netušil (ALL VII 579) sagt mit Recht: „Früher leitete man nach Kvíčala die Endung *pse* in *ipse* von dem Suffix *pte* in *suopte* ab. Da aber nicht abzusehen ist, warum *pte* sein *t* in *s* verändert haben sollte, so löst man von *ip-se* nur die Endung *-se* ab und identificiert sie mit griech. *ὁ* (vgl. Stolz, Lat. Gr.[2] p. 258)."

So steht es nun auch bei Lindsay:

„(*Is*) erweitert durch eine Verbindung der Partikel *pe* mit dem Pronominalstamme *so* ... bildet das lateinische Pronomen der Identität *ipse* für **is-p(e)so* ... im Altlat. auch *ea-pse* nur mit Flexion des ersten Bestandtheils und *eā-psā* mit Flexion beider Bestandtheile."

Dass *eā-pse* und *ea-psā* hier ganz aus dem Spiel zu lassen waren, liegt auf der Hand. Ebenso nämlich wie *istud*, *ista* den Anlautvocal einbüßte und zu *stud*, *sta* herabsank, ebenso verlor in der Aussprache *ipse* seinen Anlaut und wurde zu *'pse*. Daher ist zwar Cas. 602 im A *ea psa* geschrieben, aber was dies ist, sagt der B ganz richtig mit *ea ipsa*, es ist eben *ea 'psa* und nicht *e' ipsa* zu lesen. Oder Trucul. 133:

eum 'psum non eam 'psam

hat A *eum ipsum non eam ipsam*.

Damit ist es also nichts.

Auch bei Paulus Festi (54. 28) ist *ea pse* (vgl. Trin. 974, Truc. 24, Curc. 161, 534) eben nichts als *ea 'pse* (d. h. *ea ipsa*).

Vom Standpunkte des Plautus ist absolut nicht zuzugeben, dass hier alte Formen vorliegen. Wir bleiben also auf *ipse* allein angewiesen. Mit Recht hat Stolz das sigmatische Artikelpronomen in diesem Wort gefühlt (*să*, *sā* = *ὁ ἡ*). Es liegt völlig durchdecliniert in dem Paradigma vor

ip-sus ip-sa ip-sum usw.

Der Fliege im Bernstein gleich hat sich also das alte Pronomen in *ipse* erhalten, wie *tus* in *iste*, *am* in *circ-um* u. a. m.

Aber das *ip*? So lange man in ihm die Pronominalität sucht, wird man es nie begreifen. Aber wie das griechische *αὐτός* eben das Artikelpronomen mit einem Adverbium verbunden zeigt (*αὖ* = wiederum), genau so liegt in *ip* nichts als ein durch Synkope entstelltes *ibi*, das lat. Äquivalent von osk. *ip*.

Wie *bár(i)ca*, *sól(i)dus*, *iúr(i)go*, *meóp(o)te*, so ließ eben **ibi-sus* Synkope eintreten **ib-sus* und wurde dann ebenso geschrieben wie *lap-sus*, *scrip-tus*.

Es kommt also *ip-sus* von *ibi* ebenso wie *ἐκεῖνος* von *ἐκεῖ*, und als Identitätspronomen diente es in dem Sinne wohl zuerst, dass es den schon einmal Genannten als den Dortigen, „dort den“ oder wie wir in Briefen schreiben „den Obigen“ bezeichnete. Z. B. Mil. 1215 *sed ecc'(h)am, ip-sam : egreditur foras.*

Aber da hast Du d i e s e — d o r t d i e — sie kommt zur Thüre heraus.

Weitere Worte zu machen scheint nicht nöthig.

VI. *QVISQVAM* und Verwandtes.

Da *tanquam* ersichtlich aus der Correlation *tam* .... *quam* entstanden ist, hat man diesen Sachbestand frischweg generalisiert, und wo immer nun irgend ein Wort auf *quam* auslautet, ist man unbekümmert um die Bedeutungsentwicklung gleich mit der Anlehnung an das allbekannte relative *quam* bei der Hand (vgl. Lindsay S. 656 f., 515 f.).

Nun gebe ich event. noch zu, dass neben *quis-quis* ein *quam-quam* („wie sehr nur immer“) möglich ist; aber schon bei *quis-quam* lässt sich semasiologisch nicht einsehen, wie und warum.

„Vor dem Adverbium *quam*“ — sagt Lindsay — „hatte *quis* die Bedeutung ‘irgend⟨ein⟩’ und wurde besonders in negativen Sätzen gebraucht.“ Das ist doch eigentlich — nichts. Wie konnte das Adverb *quam* die Bedeutung von *quis* so modificieren? Und wie kommt dieses „irgend⟨ein⟩ wie sehr“ gerade in den negativen Satz?

Es kann keinem Einsichtigen zweifelhaft sein, dass hinter dem Lautbestand *quam* nicht bloß eine feminine Accusativform des Relativ-Interrogativums, sondern auch der Conjunctiv eines Verbums liegen kann, das freilich in classischer Latinität nur als Compositum erhalten ist in der Form *in-quam*. „Die merkwürdige 1. Sing. *inquam*“ — sagt Lindsay — „gleicht der Form nach einem Conjunctiv ‘ich möchte sagen’ oder ‘ich muss sagen’ oder ‘lasst mich sagen’“.

Warum aber nur „der Form“ nach? Da *inquam* potentialer Conjunctiv ist, so kann er ja überall als mildere Form der Be-

hauptung auftreten, und da bekanntlich (Stellen bei Neue III[3] 634) die Spätlateiner in Übereinstimmung mit den Grammatikern als Indicativ *inquio* zeigen, so steht für mich fest, dass als Paradigma *inquio, inquis, inquit, inquimus, inquitis, inquiunt* anzusetzen ist, neben denen dann der potentiale Coniunctiv *inquam* ebenso steht wie *condam* neben dem erweiterten *condio . . . condiunt.*

Auf Priscian II 495, 20 mit seinem *inquiat* und *inquiam* ist nichts zu geben. Das sind Windbeuteleien, wie schon Neue-Wagener (S. 685) gesehen haben.

Diesem *in-quis* gegenüber hat die Sprachvergleichung versagt. Man wollte es an das Livianische

uirum mihi uersutum insece[1]), *Camena*

anlehnen, so dass durch **inds(e)quam* ein *inquam* entstanden wäre. Da dies vom Standpunkte der Lautlehre unmöglich ist — denn daraus wäre doch **isquam* geworden, so dachte man wieder an *vox,* griechisch *ὄψ,* und construierte sich dazu nach dem Muster von *tego* zu *toga,* nach *λέγω* zu *λόγος,* ein in der Luft schwebendes **uequo,* zu dem man **inuequam* annahm, das auch, man weiß nicht recht wie, sich zu *inquam* vereinfacht hätte. Beide Etymologien trägt Lindsay S. 627 vor; aber beide sind unmöglich; denn so wie aus *insequi* oder *insecui* nichts geworden ist, wie *inuectus* unangetastet das blieb, was es war, so hätten **insequam* und **inuequam* eine lautliche Veränderung *a limine* ausgeschlossen.

Ich gestehe nun gern, dass auch ich das Geheimnis des Wortes nicht enträthseln kann; aber ich bin — kein Sprachvergleicher. Wenn ich trotzdem auf eine Analogie hinweise, so geschieht dies unter allergrößter Reserve, weil ich ganz wohl weiß, dass der Vergleich, den ich hier anstelle, aller Wahrscheinlichkeit nach an der Lautverschiebung scheitert. Aber doch kann ich mich der Vermuthung nicht erwehren, dass ein mir nicht völlig erweislicher Zusammenhang bestehen mag zwischen dem lateinischen *quio, quis, quit, quam* und dem deutschen *quëden (keden), quat.*

Mich bestimmt hier zunächst die völlige Übereinstimmung der Bedeutung: *mîn ist diu rache, er da quit,* lateinisch: *mea est ultio inquit dominus* oder: *der salter alsô quid,* lateinisch *ut inquit psälterium.*

Die Wortform ist got. *qithan,* ahd. *quëdan* and. *kuedha,* speciell im Mhd. sind *keden* und *choden* landschaftlich belegt. So im Titurel: *garde vîaȥ hieȥ der hunt, daȥ kiut tiuschen hüete der verte* = *hoc inquit Germanice....*

Nun weiß ich sehr wohl und muss es sagen, um der Kritik vorzubeugen, dass der Bestand von got. *qithan* lateinisch auf *ghu,* nicht auf *qu* weist; ich weiß auch, dass die dentale Weiter-

---

[1]) Wobei man natürlich mit dem ϝ Unfug trieb, denn *ἔννεπε* ist eben *ἔνσεπε* (*insece,* 'ansagen'), aber nicht *ἔνϝεπε.*

bildung des Stammes (vgl. σκέπτω neben *specio,* flich-tu neben πλέκω u. a.) ein Wort der Erklärung braucht; ich erkläre überdies, dass mich die Anlehnung beider Wörter aneinander ganz kalt lässt, wenn man mir nur zugibt, dass *in-quit* Compositum ist, dann habe ich gewonnenes Spiel.

Dann kann selbstredend **quam* derselbe Conjunctiv sein wie in *in-quam,* und zu den Pronominalverbindungen mit Verben wie *qui-uis, qui-libet,* die ich schon um *qui-dam* und *quis-piam* (Wiener Studien XXI, Ztschr. f. d. ö. G. 1891) vermehrt habe, träte nunmehr die neue Verbindung *quis-quam.*

Man erwäge: *non uidi, quem quam*: ich habe nicht gesehen; wen könnte ich nennen? *uix inuenit ille — quid quam?* Kaum fand jener, was könnte ich sagen? *An hoc bonum erit? cui? quam.* Oder wird das gut sein? wem? möcht' ich sagen.

Die Entstehung aus dem substantivischen Fragepronomen wird m. E. bewiesen durch den Vers des Plautus Rudens 406:

neque digniorem censeo uidisse anum me quem quam

das heißt: Und ich glaube nicht, dass ich eine würdigere Alte gesehen habe. Wen sollte ich nennen? Andere gleichgeartete Stellen bei Neue II³ 505.

Gleichfalls für die Entstehung aus substantivischen Fragepronomen spricht, dass es kein **quod quam* im lebendigen Latein gibt. Nur Diomedes I. 321 weiß davon zu berichten, kein Autor hat es je gebraucht.

Und ebenso beweisend für meine Auffassung ist der Umstand, dass es dem Wortgebilde an einem Plural fehlt. Charisius 160. 21 meint: *obseruandum est, quod ista ... adiectamenta ... tam singulari numero quam plurali accedunt. Unum autem adest 'quam' semper singulare.* Und das ist nach unserer Auffassung nur ganz natürlich, weil *quis*/*quid* überhaupt der Pluralität ermangelt.

Zur Vertiefung des Eindruckes noch ein paar Beispiele. Rudens 226 ist instructiv:

neque quem rogitem responsorem quem quam interea inuenio,

weil die vermuthete Satzgestaltung doppelt in Anwendung kommt: Ich finde keinen Bescheider — wen könnt' ich nennen? — den ich fragen könnte.

Wenn also die Grammatiker lehren (Landgraf zur Rosciana) *quisquam* stehe adjectivisch meist bei Personen-, seltener bei Sachnamen, so ist das Haarspalterei. Denn es bleibt sich theoretisch völlig gleich, ob der eingeschobene Satz, der auch direct als Frage bezeichnet sein kann (Terenz Adelph. 38 *quemquamne hominem in animum instituere*), sich an eine Person oder Sache anschließt.

Non illo melior quisquam ....
Uir fuit aut illa metuentior ulla deorum

(Ov. Met. I 322) scheint wohl in beiden Theilen adjectivisch zu sein, ist es aber nur im zweiten; der erste hingegen sagt: Kein besserer Mann war wohl als er — könnt' ich sagen, wer? —

Und ebenso steht es um Stellen wie Menaech 447:

numquam quid quam facinus feci

Ich habe niemals eine böse That gethan — was sollt' ich sagen?

Und damit ist klar geworden, wie denn eigentlich dies *quis-quam*, *quid-quam* in negative Sätze kommt. Denn dies „was sollt' ich sagen?“ deckt sich in seiner Intention mit dem negativen Charakter des ganzen Satzes = „ich habe nichts zu sagen“.

Und damit sei von diesem Worte abgebrochen.

Es ist übrigens nur eine Consequenz des hier Gesagten, wenn ich die gleiche Erklärungsweise anwende auf folgende Worte:

1. *ne - quî - quam*, d. h. „und ich könnte nicht sagen wie“, d. h. und nicht irgendwie, also — erfolglos, vergebens. Z. B.

id — ne qui quam — conatus est.

Er hat es versucht; aber mit welchem Erfolg könnte ich nicht sagen.

2. *quam-quam* wird gleichfalls nach Analogie von *quam uis* als Satz zu fassen sein: *quam - quam te semper amaui, tamen* . . . Wie sehr ich Dich auch — möchte ich sagen — immer geliebt habe . . . .

3. In dem räthselhaften *nequam* suche ich weiter gar nichts als eine *ἀποσιώπησις*; denn *ille est homo nequam* scheint mir nach den obigen Analogien gar nichts anderes besagen zu wollen, als

„Das ist ein Kerl — lasst mich schweigen“

„Das ist ein Kerl — ich will lieber nichts sagen“,

oder classischer gesagt:

ἐκεῖνος δ' ὁ ἄνθρωπος εὐφημεῖτε.

Dass der Sprachgebrauch der Komiker diesen Satz comparierte (*nequior*, *nequissimus*), beweist gegen unsere Auffassung nichts; sie haben auch andere Dinge compariert, wie *κυντότατον*, *αὐτό-τατος*, *ipsissimus*, *penitissimus*, *oculissimus* u. dgl. beweisen.

Wien. J. M. Stowasser.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Festschrift, Johannes Vahlen zum siebenzigsten Geburtstag gewidmet von seinen Schülern. Berlin, Georg Reimer 1900. X und 700 SS.

In der lehrreichen Gelegenheitsschrift zu dem pietätvollen Feste des in Österreich wie in Deutschland hochgeschätzten Meisters sind 35 Aufsätze vereinigt, welche die Erfolge der Lehrthätigkeit des Gefeierten fast wie in einem Bilde zeigen. Zu dem festlichen Kranze gelehrter Arbeiten hat Wilhelm von Hartel als einer der ältesten Schüler Vahlens die Widmung verfasst. In trefflicher, anziehender Sprache schildert der Minister die Bedeutung der von Vahlen geübten conservativen Methode in Kritik und Exegese. Es wird darauf hingewiesen, dass Vahlens Methode, indem er die Überlieferung prüfen und vertheidigen lehrte, nicht nur die Texte vor Entstellungen rettete, sondern auch die Erkenntnis des Inhaltes und das Verständnis der Form antiker Werke sicherte; es wird hervorgehoben, dass sie einen allgemeinen Gewinn für jede Art von Philologie brachte, dass sie den Ernst wissenschaftlicher Forschung und die Bethätigung künstlerischen Empfindens ersichtlich zu machen und durch Erkenntnis der Eigenart alter Schriftsteller ein tieferes Verständnis der gesammten Cultur der Gegenwart zu eröffnen vermag. Schließlich spricht der Verf. im Namen der Schüler und Verehrer in Österreich und Deutschland die Glückwünsche aus, in freudigerer Stimmung dargebracht von den einen, die den Lehrer besitzen, mit nicht geringerer Herzlichkeit von den anderen, die ihn einst besessen und nie ganz verloren haben.

Die Beiträge handeln über die verschiedenartigsten Gegenstände. 1. Otto Rubensohn, 'Das Aushängeschild eines Traumdeuters'. Eine Stele im Museum zu Gîze wird beschrieben und die Inschrift erklärt:

ἐνύπνια κρίνω τοῦ θεοῦ πρόσταγμα ἔχων.
Τύχἀγαθᾷ. Κρής ἐστιν ὁ κρίνων τάδε.

„Träume deute ich in der Gottheit Auftrag. Sei Tyche hold. Ein Kreter ist es, der hier solches deutet.“ — 2. Karl Rothe, *De locis quibusdam Homericis*. Der vermeintliche Widerspruch zwischen A 609—611 und B 1—3 wird durch Interpretation beseitigt. — 3. Siegfried Mekler, 'Zu den Nachrichten über die griechische Komödie'. Eine Untersuchung über die Zahl der Komödien; Versspuren in dem Tractat περὶ κωμῳδίας n. II. in Kaibels *Com. Gr. Fr.* — 4. Michael Müller, 'Über den Gegensatz von ἐμπειρία und τέχνη im ersten Capitel der Aristotelischen Metaphysik'. Erklärung der Erfahrung als einer Summenreihe von Einzelwahrnehmungen, der Theorie als der höheren Erkenntnisart, welche den einheitlichen allgemeinen Satz schafft. Gegensätze hinsichtlich der Praxis und der Weisheit. — 5. Adolf Busse, 'Über die in Ammonius' Commentar erhaltene Überlieferung der Aristotelischen Schrift Περὶ ἑρμηνείας'. Unsere guten Hss. zu Aristoteles haben den Text in der Form bewahrt, wie er im 5. Jahrhundert gelesen wurde, und ihre Quelle stand an kritischem Werte hinter der Vorlage des Ammonius kaum zurück. — 6. Max Rannow, *De carminum Theocriti XXIV. et XXV. compositione.* Die beiden Gedichte rühren trotz mancher Verschiedenheiten von demselben Verfasser, vermuthlich von Theokrit, her. — 7. Max Rubensohn, *Ad Anthologiam Graecam capita duo.* Das Epigramm Anth. Gr. IX 405 Διοδώρου wird erklärt und die historischen Beziehungen nachgewiesen; *Philippi Thessalonicensis iter Actiacum* in vier Epigrammen mitgetheilt, die sich auf die Schlacht bei Actium beziehen. — 8. Paul Wendland, *Observationes criticae in Aristeae epistulam.* Einige Stellen kritisch behandelt im Nachtrag zu *Aristeae ad Philocratem epistula... ex L. Mendelssohnii schedis ed. P. Wendland,* Lips. 1900. — 9. Friedrich Spiro, 'Ein Leser des Pausanias'. Fast alle handschriftlichen Discrepanzen im Text des Periegeten Pausanias lassen sich auf höchstens zwei Varianten zurückführen. Es ist für die Geschichte des Textes von hohem Wert, aus der Zeit zwischen Stephanos und Suidas, die ihn benutzen, einen intelligenten Leser aufzeigen zu können. Ein solcher war der Verfasser der 1894 veröffentlichten Randnotizen; es war Arethas aus Patrae, Erzbischof von Cäsarea. — 10. Robert Fuchs, *De anonymo Parisino quem putant esse Soranum.* Die von Caelius Aurelianus angefertigte Übersetzung des Soranus hatte nicht den in zwei Pariser Hss. überlieferten Anonymus als Vorlage. — 11. Isidor Hilberg, 'Über die Accentuation der Versausgänge in den iambischen Trimetern des Georgios Pisides'. Neben dem paroxytonischen Versausgang gestattete sich Georgios Pisides zwar auch den proparoxytonischen; wo er aber die Wahl hatte, zog er den paroxytonischen vor. — 12. Georg Wartenberg, 'Die byzantinische Achilleis'. Aus einem Vergleich der beiden Fassungen ergibt sich, dass uns in der kürzeren Form des *cod. B(odl.)* die nicht immer geschickte Redaction einer breiteren Darstellung, wie

sie der *cod. N(eapolitanus)* bietet, vorliegt. — 13. Alois Goldbacher, 'Über die symmetrische Vertheilung des Stoffes in den Menaechmen des Plautus'. Responsionen in den Acten und in den Cantica, deren jedes inhaltlich in drei Theile zerfällt. — 14. Otto Plasberg, *Vindiciae Tullianae.* Erklärungen und Verbesserungen von etwa zwanzig Stellen. — 15. Rudolf Sydow, 'Kritische Beiträge zu Cäsar'. An fünf Stellen des *Bell. Gall.* wird gezeigt, dass β den Vorzug vor α verdient, und an einigen Stellen in *Bell. Civ.* werden, da die Überlieferung unhaltbar ist, Verbesserungen vorgeschlagen. — 16. Heinrich Belling, *De Properti Vergilique libros componentium artificiis.* Die zu Tibull begonnenen Untersuchungen werden auf Properz und das III. Buch der Aeneis ausgedehnt und weiter ausgeführt. — 17. Karl Brandt, *De Horatii studiis Bacchylideis.* Horaz' Nachahmungen des griechischen Dichters. — 18. Hans Lucas, *Recusatio.* Die Anfangsworte in Hor. Epist. II 1, 1—4 bilden eine *recusatio,* eine poetische Weigerung, welche die Erfüllung in sich schließt. Solche Fälle, wo die Weigerung, noch einmal zu dichten, das verlangte Gedicht selbst ist, werden weiter nachgewiesen. — 19. Rudolf Helm, *De Metamorphoseon Ovidianarum locis duplici recensione servatis.* Die doppelte Recension, die an einigen Stellen im *cod. Marcianus* und *Neapolitanus* vorliegt, geht auf Ovid selbst zurück. — 20. Emil Thomas, *De Ovidii Fastorum compositione ad Iohannem Vahlenum epistula critica.* Eine ähnliche Frage bezüglich der Fasten. — 21. Paul von Winterfeld, *De Germanici codicibus.* Die Hss. werden beschrieben und classificiert, im Anhang Baseler Hss. angegeben, die aus Fulda stammen. — 22. Richard Reitzenstein, 'Ein verkanntes Werk Fenestellas'. Plinius und Serenus Sammonicus (Macrob. Sat. III 13—17) haben aus Fenestella, dem Nachahmer Varros, als gemeinsamer Quelle geschöpft. — 23. Wilhelm Heraeus, 'Zum Gastmahl des Trimalchio'. Zehn Stellen werden kritisch behandelt. — 24. Franz Harder, 'Bemerkungen zu den Tragödien des Seneca'. Fehler und Irrthümer des Autors in Astrognosie, Mythologie und Geographie. — 25. Friedrich Vollmer, *De recensendo Homero Latino.* Beurtheilung wichtiger Varianten in A und PW. — 26. Fridolf V. Gustafsson, *De Statii Achilleidos codice Monacensi.* Auf Grund des *Monacensis* 14557 s. XIV werden mehrere Stellen verbessert. — 27. Max Rothstein, *Ad Statii Silvas observationes criticae.* Conjecturen zu verderbten Stellen. — 28. Oskar Froehde, 'Römische Dichtercitate bei Gellius'. Der Kreis der Dichter, die Gellius selbst gelesen hat, ist im Verhältnis zur Zahl der namhaft gemachten beschränkt. — 29. Karl Ziwsa, 'Über Entstehung und Zweck der Schrift Cyprians *De bono patientiae*'. Der Tractat, zwar durch den Ketzertaufstreit veranlasst, verfolgt in seiner Ausführung eine über die Beilegung dieses Streites hinausgehende Absicht; Cyprian hat angesichts der Erregung eines großen Theils

seiner Gemeinde, der an Gottes Strafgericht über die Verfolger der Kirche zu zweifeln begann, mit seiner Schrift die besondere Absicht verbunden, die Geduld als Mittel zur Bekämpfung des Zweifels an Gottes Verheißung zu empfehlen. Dadurch erhält diese Tugend wie am Anfang des Tractates, so auch am Schluss actuelle Bedeutung für jene Zeit, während das übrige eines unmittelbaren Bezuges auf die Zeit entbehrt; der sonstige Inhalt ist aus Tertullians fünfzig Jahre früher verfasstem Tractat *De patientia* geschöpft. — 30. Josef Zycha, 'Zu Augustinus *De doctrina Christiana* l. II c. XV 22'. Gegen Burkitt. — 31. Bernhard Kübler, 'Sklaven und Colonen in der römischen Kaiserzeit'. Inschriftliches Material gibt Aufschlüsse über die Stellung der Sklaven und Colonen. — 32. Johannes Bolte, 'Die lateinischen Dramen Frankreichs aus dem 16. Jahrhundert'. Ein Verzeichnis der gedruckten und der handschriftlich vorhandenen lateinischen Schuldramen, die zur Zeit der Renaissance in Frankreich entstanden. — 33. Vratoslav Jagić, 'Die *Aulularia* des Plautus in einer südslavischen Umarbeitung aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts'. Die Komödie Skup des ragusanischen Dichters Držić gehört zu den gelungensten Nachahmungen der *Aulularia*. — 34. Josef Golling, 'Zur Behandlung der lateinischen Syntax im 15. und 16. Jahrhundert'. Im Anschluss an den Programmaufsatz (Nationalgrammatiker), Wien 1897, eine Probe der Geschichte der lateinischen Syntax als Einleitung zu einer bei Teubner erscheinenden lateinischen Grammatik: 1. Die lateinische Syntax in Italien seit *Laurentius Valla;* 2. Bearbeitungen der lateinischen Syntax in Deutschland, Belgien und Holland seit 1451; 3. *Aelius Antonius Nebrissensis*, *Emanuel Alvarus*, *Guillelmus Tardivus*, *Petrus Ramus*. — 35. Karl von Holzinger, 'Über Zweck, Veranlassung und Datierung des Platonischen Phaidros'. Die Beurtheilung, die der Dialog Phaidros bei Lutoslawski findet, ist trotz mancher ansprechenden Bemerkung im ganzen unrichtig; der Ansatz „um 390" für den Phaidros (mit Susemihl) trifft das Richtige. — Dem Bande ist ein praktisches Sach- und ein Stellenregister beigegeben.

Wien. Franz Weihrich.

Titus von Bostra. Studien zu dessen Lukashomilien. Von Jos. Sickenberger, Dr. theol. (Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, herausg. von Gebhard u. Harnack. XXI_1 = N. F. VI_1). Leipzig 1901. VIII u. 268 SS.

Diese Otto Bodenhewer und Albert Ehrhard gewidmete Schrift reiht sich den in den Texten und Untersuchungen vorhergehenden Mustern deutschen Fleißes würdig an und ist von der Münchener theologischen Facultät gebürendermaßen als Inaugural-

dissertation angenommen worden. Titus von Bostra ist ein hervorragender Exeget der antiochenischen Schule († unter Kaiser Valens) und hat sich namentlich als Gegner der Manichäer literarisch hervorgethan; eine hierauf bezügliche Untersuchung und die Edition der betreffenden Schrift ist von Brinkmann (Königsberg) und Nix (Bonn) zu gewärtigen (S. VI). Hier werden uns die in Katenenhandschriften erhaltenen Reste von Predigten über das Lukasevangelium mit einem sehr sorgfältigen Apparat geboten (S. 140 bis 250). Die vorhergehenden Untersuchungen behandeln des Titus Leben und dogmatische Stellung sowie Echtheitsfragen bezüglich mehrerer Schriften. Auch das literarhistorische Moment kommt erfreulicherweise zur Geltung; über das dogmengeschichtliche Verhältnis des Titus zu seinen Vorgängern (z. B. das S. 114 zu kurz gestreifte Verhältnis zu Origenes) wird sich ein klares Bild erst aus der Publication Brinkmanns und Nix' schöpfen lassen. Für die Geschichte der Philosophie (Aristoteles, die Stoa) fällt manches ab; überhaupt wird ein Blick in die reichhaltigen Indices einen jeden, dessen Arbeitsgebiet sich mit dem 4. Jahrhundert berührt, etwas Interessantes finden lassen. Auch die Darstellung ist sehr angenehm und ermöglicht durch eine Unzahl von Notenverweisen die Controle jedes einzelnen Punktes.

München. Wehofer.

De verborum peculiaribus et propriis numeris ad antiquas linguas et sermones et poesin facta disquisitio et disputatio. Scripsit And. Uppgren. Lund, Hjalmar Moeller 1900. 8°, VIII u. 342 SS. nebst mehreren Tabellen (in drei Theilen mit fortlaufender Paginierung).

Diese ungewöhnlich umfangreiche Doctordissertation eines jungen schwedischen Philologen wird voraussichtlich nur sehr wenige Leser finden. Das Latein des Verf.s ist in so hohem Grade unbeholfen und ungelenk, dass gar nicht selten erst nach zwei- oder dreimaligem Lesen der Sinn einzelner Sätze halbwegs errathen werden kann. Es sind überaus mühselige und dabei leider recht ergebnisarme Untersuchungen, welche uns in dieser stammelnden Sprache mitgetheilt werden. Der Verf. hat mit erstaunlicher Selbstverleugnung statistische Erhebungen vorgenommen über die relative Häufigkeit der einsilbigen, pyrrhichischen, iambischen, trochäischen, spondeischen, tribrachischen, amphibrachischen, daktylischen, anapästischen, baccheischen, palimbaccheischen, kretischen, molossischen, epitritischen, päonischen, proceleusmatischen, kurz aller möglichen Wortformen in Poesie und Prosa der Griechen und Römer. Die Resultate dieser Erhebungen werden uns in Tabellen von respectablem Umfange vor-

geführt. Ich bin weit davon entfernt, derartige Zählungen für absolut wertlos zu halten, aber nichts wäre verkehrter, als von dieser Sorte von Statistik irgendwelche überraschende Aufschlüsse zu erwarten. Dass z. B. bei Caesar auf 1000 Wörter 97, bei Xenophon dagegen 213 einsilbige Längen kommen, ist im Hinblick auf den Wortschatz der beiden Sprachen begreiflich genug. Weniger auf der Oberfläche liegt der Grund für die Erscheinung, dass, während Sallust 91, Livius 94, Caesar 97 einsilbige Längen unter je 1000 Wörtern aufweisen, bei Cicero sich die Zahl auf 153 erhebt. Aber die Lösung des Räthsels ist durch die Thatsache gegeben, dass diese Ziffer lediglich aus einer Durchmusterung der Rede *pro Roscio Amerino* gewonnen wurde. Dass in einer Rede von Wörtern wie *me*, *tu*, *te*, *nos*, *vos* ein viel häufigerer Gebrauch gemacht wird als in einem Geschichtswerk, ist selbstverständlich. Noch vielmehr fallen diese Wörtchen bei den Scenikern in die Wagschale, und so erscheinen denn auch bei Plautus 174, bei Terentius 182—188 einsilbige Längen aufs Tausend. Wer an derartigen quantitativen Analysen Lust und Gefallen findet, mag sie immerhin betreiben. Auf genügend breiter Grundlage mit Verstand und Umsicht durchgeführt (Geduld allein genügt keineswegs!) können solche Untersuchungen zu ziffermäßig exacter Feststellung sprachlicher Thatsachen führen, welche ihrem Wesen nach auch dem oberflächlichen Beschauer nicht verborgen bleiben können. Das ist allerdings ein recht dürftiger Lohn für so entsetzlich langweilige, geisttödtende Arbeit. Der Verf. glaubt freilich mehr erreicht zu haben. Er meint, es sei ihm gelungen, für gewisse längst bekannte Erscheinungen in der Technik des griechischen und lateinischen Hexameters die letzten Gründe zu finden. Namentlich das 5. Capitel (*De verborum pedum modulatione*, S. 249 bis 306) hat es darauf abgesehen, eine gänzliche Umwälzung der herrschenden Anschauungen herbeizuführen. Eine eingehende Polemik gegen die äußerst befremdlichen Aufstellungen, welche in diesem Capitel vorgebracht werden, würde mehr Raum erheischen, als ich schicklicherweise beanspruchen kann. Auch ist die Darstellung des Verf.s nicht durchsichtig genug, um die Gefahr von Missverständnissen auszuschließen.

Ich bedauere, über diese Arbeit nicht günstiger urtheilen zu können. Möge der Verf., der so großer Selbstverleugnung fähig ist, diese rühmenswerte Eigenschaft bald in den Dienst lohnenderer Untersuchungen stellen, aber seine Ergebnisse entweder in lesbarem Latein oder Deutsch veröffentlichen!

Czernowitz. Isidor Hilberg.

Dr. B. Gerth, Griechische Schulgrammatik. 6. Aufl. Leipzig, G. Freytag 1901. 8°, IV u. 247 SS.

Die zweite Auflage dieses Schulbuches, welche den Titel „Kurzgefasste griechische Schulgrammatik" geführt hatte, habe ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1888, S. 531 f.) angezeigt. Desgleichen findet sich über die vierte Auflage eine Besprechung im Jahrg. 1897, S. 983. Die jetzt vorliegende sechste Auflage entspricht in ihrem Umfange genau der vierten und hat auch inhaltlich keine wesentliche Änderung erfahren. Nur sind die als gut attisch anerkannten Formen *ἐπεπαιδεύκεμεν*, *ᾔδεμεν*, *τέθηκα*, *μείγνυμι*, *ἔτεισα* u. a. statt der früheren *ἐπεπαιδεύκειμεν*, *ᾔδειμεν*, *τέθεικα*, *μίγνυμι*, *ἔτισα* aufgenommen worden.

Druck und Ausstattung der neuen Auflage sind sehr gut.

Dr. O. Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. II. Theil. 3. verb. Aufl. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1899. 8°, VIII u. 144 SS.

Diese neue Auflage unterscheidet sich von der zweiten im Jahrg. 1895 d. Zts., S. 755 (dazu vgl. man das. 382 die Anzeige der 2. Aufl. des I. Theiles und Jahrg. 1887, S. 656 f. das Referat über die erste Auflage) angezeigten, abgesehen von einigen kleinen Nachbesserungen im deutschen Ausdruck, nur dadurch, dass eine zweite Reihe von „Erzählungen zu den Hauptregeln der Syntax" dazugekommen ist. Diese sind zum Theil nach Herodot, zum Theil nach Pausanias, endlich nach Abschnitten des 4.—7. Buches von Xenophons Anabasis bearbeitet und berücksichtigen die Syntax in etwas umfangreicherem Maße, als dies in der zweiten Auflage der Fall gewesen war.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Ciceros ausgewählte Reden. Erklärt von K. Halm. Dritter Band: Die Reden gegen *L. Sergius Catilina* und für den Dichter *Archias*. 14. verb. Aufl., besorgt von G. Laubmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. 8°, 142 SS. Preis Mk. 1·10.

Es ist doch eine nicht unerfreuliche Thatsache, dass trotz der zahlreichen in den letzten Jahren erschienenen 'Schülercommentaren' zu Ciceros Reden einem so altbewährten Unterrichtsbehelfe, wie es der Halm'sche Commentar der Reden Ciceros ist, der Boden noch nicht völlig abgegraben ist. Auch in dieser neuen Auflage war Laubmann mit musterhafter Sorgfalt bestrebt, die gesammte einschlägige Literatur für die Kritik sowohl wie auch für die Erläuterung zu verwerten. Und so wurde denn in den Anmerkungen mancherlei geändert und verbessert; in der Constituierung des Textes suchte sich L. noch enger, als es bereits in

der 13. Auflage geschehen war, der Handschriften-Classe *α* anzuschließen, was methodisch nur zu billigen ist. Demgemäß schreibt jetzt L. (ich führe hier die Änderungen gegenüber der 13. Auflage an) Cat. I § 4 *at nos* (nach *α*) für *at vero nos,* ib. I § 6 *et vives* (*α*) st. *sed vives*, ib. *ut nunc vivis* f. *ut vivis,* ib. *etenim quid est* (*α*) f. *e. qu. e., Catilina,* ib. *coniurationis* für *coniurationis tuae,* ib. § 10 *modo inter me* (*α*) f. *dummodo inter me,* ib. § 16 *totque tuis* f. *tot ex tuis,* III § 26 *huius imperii* (*α*) f. *eiusdem imperii.*

Dem Texte angehängt ist ein recht dankenswerter, bis auf die allerletzte Zeit herabgeführter kritischer Apparat. Wünschenswert wäre es, wenn bei den einzelnen Varianten, die angeführt werden, auch allemal die Zeile der betreffenden Seite bezeichnet würde, um ein mühsames und zeitraubendes Nachsuchen entbehrlich zu machen; vgl. z. B. Cat. II § 10 *et]ac,* wo nicht leicht zu erkennen ist, um welches *et* es sich da eigentlich handelt.

Gegenüber den zahlreichen Annahmen von Interpolationen, mit denen insbesondere die Reden gegen Cattilina bedacht worden sind, so von A. Eberhard, Polle und neuestens von Kimmig, verhält sich Laubmann mit Fug und Recht im ganzen ziemlich ablehnend. Nur Cat. II § 19 scheint es doch am zweckmäßigsten, die Worte *maximam multitudinem* mit Halm einfach zu tilgen, wie auch L. jetzt thut; denn alle Heilungsversuche erweisen sich als unbefriedigend. In der überlieferten Fassung aber stören die Worte die Construction und auch die hier offenbar beabsichtigte Dreitheiligkeit des Gedankens. — Treffend und bündig weist L. zu Cat. I § 23 (*ut a me non eiectus ad alienos, sed invitatus ad tuos isse videaris*) die Vermuthung Polles, dass *a me* als Glosse zu tilgen sei, mit der Bemerkung zurück, dass es eben für Cicero sehr bezeichnend sei, seine Person in den Vordergrund treten zu lassen.

Bezüglich der Textesgestaltung zweier Stellen möchte Ref. noch seine von Laubmann abweichende Auffassung etwas ausführlicher begründen. Die erste derselben Cat. III § 16 lautet in der gewöhnlichen, von allen Herausgebern gebilligten Fassung also: *Quem quidem ego cum ex urbe pellebam, hoc providebam animo, remoto Catilina non mihi esse P. Lentuli somnum nec L. Cassi adipes nec C. Cethegi furiosam temeritatem pertimescendam.* Hier bietet nun allerdings cod. *b* allein *somnum,* während fast alle besseren Handschriften die Lesart *somnium* aufweisen, und Laubmann ist nun (im kritischen Anhang) geneigt, dieser Schreibung der besseren Handschriften zuzustimmen, indem er meint, dass *Lentuli somnium* 'den Herrschertraum des Lentulus' bezeichnet, was mit § 9 derselben Rede und einigen Stellen der IV. Rede gegen Catilina in enger Beziehung stehen würde. Doch ist hier der gelehrte Herausgeber sicherlich in einem Irrthum befangen. Denn wenn auch das, was Lentulus, von jenen Wahrsagern beeinflusst, plante,

immerhin als *somnium Lentuli,* als ein Herrschertraum bezeichnet werden konnte, so ist doch diese Schreibung hier durch den ganzen Zusammenhang der Stelle m. E. ausgeschlossen. Man muss nämlich den ganzen Zusammenhang der Stelle sich genau vor Augen halten und die Art, wie Cicero von Lentulus und den beiden anderen in Rom ergriffenen Häuptern der Verschwörung spricht. Daraus ersieht man, dass Cicero gegenüber der furchtbaren Gefahr, die von Catilina selbst drohte, solange dieser noch in der Stadt weilte, die drei in der Stadt zurückgebliebenen Häupter der Verschwörung, Lentulus, Cassius und Cethegus, als weit weniger gefährlich, als im Vergleich zu jenem nicht eben sonderlich zu fürchtende Gegner hinstellen will. Im unmittelbar Folgenden sagt ja Cicero ausdrücklich: '*ille erat unus timendus ex istis omnibus, sed tam diu, dum urbis moenibus continebatur*', und diese Behauptung wird auch durch die vortreffliche Charakterschilderung Catilinas, welche in diesem und dem folgenden Paragraphen gegeben wird, begründet. Catilina war dadurch besonders gefährlich, weil sich in ihm Scharfsinn, Verwegenheit und unermüdliche Thatkraft vereinigten. Lentulus, Cassius und Cethegus hingegen stellt Cicero sichtlich als solche Männer dar, die trotz ihrer zweifellos ebenso bösartigen Gesinnung doch durch gewisse ihnen anhaftende Mängel und Gebrechen in ihrer Fähigkeit, diese böse Gesinnung zur That werden zu lassen, stark gehemmt wurden. Das ist Sinn und Bedeutung der vom Redner einem jeden der drei Männer beigegebenen Attribute: *somnus*, *adipes*, *furiosa temeritas.* Jedes derselben weist auf eine Eigenschaft hin, welche die von dem betreffenden Verschworenen drohende Gefahr wesentlich zu verringern geeignet war. *Cassi adipes* zeigt uns diesen Verschworenen als einen Mann, der durch seine Fettleibigkeit in seiner Thatkraft stark beeinträchtigt wurde. Ein hübsches Pendant hiezu ist die bekannte Stelle aus Shakespeares Julius Cäsar, I. Act, 2. Scene:

> Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein,
> Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.
> Der Cassius dort hat einen hohlen Blick,
> Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich.

Dass auch die *furiosa temeritas* des Cethegus in derselben Absicht angeführt wird, springt doch wohl in die Augen. Auch sie stellte eine erfolgreiche Durchführung der Pläne des Verschworenen ernstlich in Frage. In diesem Zusammenhange also wird auch für Lentulus ein Attribut gefordert, das eine Eigenschaft von ähnlicher Wirkung bezeichnet. Das aber ist allein *somnus*, seine Schläfrigkeit, die ihm den rechten Augenblick zum Handeln versäumen ließ. Und dieses vom Sinne herausgeforderte *somnus* passt ja auch, was Laubmann wohl zugibt, aufs trefflichste zu einer anderen Stelle derselben Rede, wo es (§ 6) von ihm heißt: *tardissime autem Lentulus venit, credo, quod in litteris dandis praeter consuetudinem proxima nocte vigilarat.* Darnach kann es wohl

kaum zweifelhaft sein, dass jenes *somnium* der besseren Handschriften nichts als ein Schreibfehler sei.

§ 17 derselben Rede bietet die bessere Handschriftenclasse (α) *inventa comprehensa*, β γ *inventa deprehensa*. Die ganze Stelle lautet also: *Quae nunc illo absente sic gesta sunt, ut nullum in privata domo furtum unquam sit tam palam inventum, quam haec tanta in re publica coniuratio manifesto inventa atque comprehensa est.* Hier werden nun die Worte *inventa atque* von Laubmann, der hierin dem Vorgange Nohls folgt, als Glosse ausgeschieden. Allein es will mir nicht einleuchten, wie dieses Verfahren hier mit strenger kritischer Methode in Einklang gebracht werden kann; *inventa* hat ja doch die trefflichste Beglaubigung durch beide Handschriftenclassen für sich. Da schiene ja noch eher eine gewisse Unsicherheit bezüglich jenes *comprehensa* zu bestehen, wofür die jüngeren Handschriften *deprehensa* bieten. Allein hier verdient sicher α Glauben, und man darf mit Sicherheit annehmen, dass jenes *deprehensa* in β γ unter dem Einflusse des im gleichen Paragraphen unmittelbar vorausgehenden *deprehenderetur* entstanden sei. Dass aber *atque* in α fehlt, darauf kann keinerlei Gewicht gelegt werden, vgl. C. F. W. Müller zu Cicero part. II, vol. II, adn. cr. ad pag. 222, 17, wo gezeigt wird, wie häufig *ac (atque)* in den Cicero-Handschriften entweder fehlt oder irrthümlich hinzugefügt wird. Es scheint mir demnach nicht der richtige Weg, diese Stelle, an welcher auch jenes *atque* wie an vielen anderen Stellen in den Handschriften Ciceros ausgefallen ist, durch Beseitigung jenes aufs beste beglaubigten *inventa* heilen zu wollen. Dieses Wort entspricht nicht nur in vortrefflicher Weise dem Sinne der Stelle, sondern es wird hier gerade durch die *amplificatio* '*inventa atque comprehensa*' auch ein gewisser Rhythmus des Gedankens erreicht, indem in echt ciceronianischer Weise der im ersten Gliede mit *inventum* angeschlagene Gedanke *(furtum inventum)*, am Schlusse des Satzes mit der *amplificatio* '*inventa atque deprehensa*' voller ausklingt.

Wien. Alois Kornitzer.

Lateinische Schulgrammatik. Von Dr. Paul Harre. 1. Theil: Lateinische Formenlehre. 4. Aufl., besorgt von Ferd. Becher. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1899. gr. 8°, VII u. 121 u. XXVII SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

— — Von Dr. P. Harre. 2. Theil: Syntax. 3. Aufl., bearb. von Dr. H. Meusel, Director des Köllnischen Gymnasiums in Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. gr. 8°, X u. 244 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die lateinische Formenlehre, verfasst von P. Harre, erscheint nunmehr in der 4., dessen Syntax in der 3. Auflage. Beide Bücher

haben sich durch ihre Reichhaltigkeit, durch sachliche Genauigkeit und durch die Rücksichtnahme auf die pädagogisch-didaktischen Anforderungen eine ehrenvolle Stellung unter den Schulgrammatiken erworben. Diese Vorzüge wurden auch in den verschiedenen Recensionen, von denen drei in diesen Blättern (im 38., 44. und 45. Jahrgange) erschienen sind, gebürend gewürdigt.

Der bereits aus dem Leben geschiedene Herausgeber der 4. Auflage lässt sich in dem Vorworte zu dieser vernehmen, dass viele und durchgreifende Änderungen weder nöthig noch erwünscht waren. Doch hat er durch die Aufnahme wichtiger Composita das Verzeichnis der Verba nach ihren Stammformen vervollständigt. Auch ist hin und wieder ein erklärender oder erweiternder Satz hinzugefügt worden, so unter anderem die bemerkenswerte Fußnote zu § 59: „Bei Cicero ist die Nachstellung des *cum* beim Relativpronomen *quo*, *quibus* usw. häufiger, bei Caesar allein gebräuchlich. Livius, Nepos, Sallust setzen *cum* immer vor das Relativum".

Im Capitel von der Bildung der Casus finden sich einige dem jetzigen Stande der sprachvergleichenden Wissenschaft und der historischen Grammatik Rechnung tragende Ergänzungen, beziehungsweise Verbesserungen. Die neue Ausgabe hat infolge der oben erwähnten Einbeziehung einer größeren Zahl von Composita vier Seiten mehr als die frühere. Doch entsprechen die Paragraphenzahlen, Nummern und Anmerkungen der 3. denen der 4. Auflage, so dass beide ohne Schwierigkeit neben einander gebraucht werden können; dieselbe Einrichtung ist auch in der gleich zu besprechenden Syntax getroffen.

Der Druck ist correct und deutlich, die Ausstattung vollkommen entsprechend.

Die Gliederung der vorliegenden Syntax zeichnet sich durch Übersichtlichkeit in den Hauptgruppen und in den Unterabtheilungen aus; es ist die in den lateinischen und griechischen Grammatiken altherkömmliche, und als solche ist sie von der Zerreißung des eng Zusammengehörigen frei. Auch die Ausführung verdient alles Lob. Die wissenschaftlichen Angaben sind verlässlich, die Pensa des Lernstoffes für die einzelnen Classen sind hier wie auch schon in der Formenlehre durch römische Ziffern bei den verschiedenen Abschnitten der Paragraphe abgegrenzt; das minder Wichtige, Seltene ist von dem unbedingt Nothwendigen geschieden, und als solches auch äußerlich durch ein Sternchen kenntlich gemacht. Die Fassung der Regeln ist kurz und bündig.

Die mit Umsicht und großem Geschicke bearbeitete neue Auflage zeigt zahlreichere Änderungen als die Formenlehre. Doch ist im sachlichen Theile wenig geändert; Irrthümer, welche bei den Verweisungen auf andere Grammatiken oder in Schriftstellercitaten durch Schreib- oder Druckfehler entstanden waren, wurden be-

seitigt, Beispiele, die der Kritik nicht standhalten konnten, sind weggelassen und durch berechtigtere ersetzt. Sein besonderes Augenmerk richtete der Herausgeber auf die Fassung der Regeln. Diese fanden in nicht wenigen Fällen einen bestimmteren, deutlicheren Ausdruck; vielfach sind sie auch erweitert. Außerdem wurden die überlieferten durch neue ersetzt, wenn durch eine geringfügige Umgestaltung ein besserer Tonfall zu erzielen war, oder wenn es galt, einer geläufigen Regel in guter, alter Fassung einen Platz einzuräumen.

Die Zusätze umfassen etwas mehr als zwei Druckseiten. Es sind dies theils Beispiele, welche den Regeln zum Belege dienen, theils Übersetzungen schwierigerer Beispiele oder Phrasen, theils Regeln; die letzteren hatte Harre aus dem Grunde weggelassen, weil sie sich aus den Beispielen ergeben sollen. Meusel hat in solchen Fällen mit sicherem Takte eine Auswahl getroffen und für die Schüler auch Regeln über den Gebrauch des Gerundiums und Gerundivs, über die Tempora in indicativischen Nebensätzen, über den Ersatz und die Umschreibung des Conjunctivs Futuri hinzugefügt. Vollständig umgearbeitet ist das Register, welches nunmehr auch die Verweisungen auf die Stilistik und Synonymik enthält. Durch diese den Schülern zugute kommenden Bereicherungen und durch die vorzügliche typographische Hervorhebung der Disposition im Ganzen und im Einzelnen ist das besprochene Buch um zwei Druckbogen stärker geworden.

Es ist der aufrichtige Wunsch des Ref., dass diese Grammatik, welche, wie Dr. Meusel mit Recht sagt, höheren Zielen zustrebt, die das Verständnis der sprachlichen Erscheinungen erschließen will und dem denkenden Schüler bis zur obersten Stufe auf Schritt und Tritt eine treue Rathgeberin sein soll, ja selbst dem jungen Philologen nützlich und förderlich sein kann, jene große Verbreitung finde, die sie reichlich verdient.

Kaaden. Hermann Bill.

Lateinisches Übungsbuch für die erste Classe der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Im Anschluss an die Lateinische Schulgrammatik von Josef Strigl und unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Schulgrammatiken von Dr. August Scheindler und Karl Schmidt zusammengestellt von Rudolf Knesek. Linz, Verlag der Ebenhöch'schen Buchhandlung (Heinrich Korb) 1900. Preis: geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 20 h.

Auf Grund genauer Durchsicht des Übungsbuches darf Ref. dem Verf. die Anerkennung nicht versagen, dass er mit Gewissenhaftigkeit und Geschick an seine Aufgabe gegangen ist und eifrig bemüht war, der Schule ein gutes Buch zu liefern. Dem Übergange von der Volksschule zum Gymnasium Rechnung tragend

hat der Verf. die Einzelsätze und zusammenhängenden Übungsstücke nach Inhalt und Form dem Fassungsvermögen der Kleinen trefflich angepasst, ihnen besonders im Anfang bei der Erlernung der Vocabeln durch geschickte Einstreuung zum großen Theil bekannter Lehn- und Fremdwörter manche Hilfe gegeben und so dem ersten Schritt, den sie in ein fremdes Land thun, einige Sicherheit zu verleihen gewusst.

Von der richtigen Erwägung geleitet, dass für die Einübung der Formen und die Sicherheit in ihrer Anwendung Einzelsätze am besten eignen, hat Verf. letzteren einen breiteren Raum gegeben. Auch der bekannten Freude der Schüler am Hinübersetzen in die fremde Sprache ist durch ein größeres Ausmaß deutscher Sätze entsprechend Rechnung getragen. In der Wahl der Einzelsätze zeigt sich Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit und auch inhaltlich nirgends Trivialität. Das Variieren einzelner Sätze und die inductive Methode ist vielfach trefflich gehandhabt. Die größte Mühe hat der Verf. auf die schwierigsten Partien, die Lehre von der 3. Declination und vom Pronomen verwendet. Man fühlt hier das Bemühen, den Stoff zu erschöpfen, den Lehrer durch reiche Auswahl zu unterstützen. Nur selten sind Sätze inhaltlich oder grammatisch zu schwierig. Sie können bei dem reichen Übungsmaterial leicht übergangen werden. Besonders hervorgehoben sei, dass fast auf jeder Seite des Buches ein patriotischer Gedanke in schöner Form der Jugend geboten wird.

Die zusammenhängenden Übungsstücke (50 an der Zahl gegenüber 63 Stücken in Einzelsätzen) sind, wenn auch anfangs bei dem geringen Vocabelschatz begreiflicherweise loseren Zusammenhangs, recht geschickt zusammengestellt. Besonders gilt dies von Stück Nr. 6 (Unser Vaterland), Nr. 17 (Die Donau), Nr. 22 (Die Blumen), Nr. 29 (Unsere Soldaten), Nr. 36 und 71. Daran reiht sich eine Auswahl der Jugend bekannter Fabeln, in geringerer Zahl Stücke mythologischen und historischen Inhalts. Sinnige Sprichwörter und Gedächtnisverse bilden den Abschluss des Übungsstoffes.

In der Form von Fußnoten werden dem Schüler einige der wichtigsten syntaktischen Elementarregeln in passender Form gegeben und dann als Anhang zur Wortkunde im Zusammenhange wiederholt. Sie bilden (wie in dem Hauler'schen Übungsbuche) eine wichtige Wegzehrung für spätere Zeiten.

Den zweiten Theil des Schulbuches bildet die Wortkunde, welche die Vocabeln zu den einzelnen Übungsstücken bietet, und zwar durch den Druck auch äußerlich gesondert nach solchen, die unbedingt zu lernen sind, und andern, die nur gelegentlichen Lernstoff bilden. Im Princip ein Gegner dieser Rangseintheilung will Ref. gleichwohl nach den günstigen Erfahrungen, welche die Schule mit einem anderen Übungsbuch von ganz ähnlicher Anlage in dieser Beziehung gemacht hat, hierin keinen Nachtheil erblicken. Aufgefallen ist Ref. in der Wortkunde die anticipative Anführung

einer großen Anzahl von Verbalformen aller Conjugationen und dies zu einer Zeit, wo der Schüler ihnen als ganz unverstandenen Lautgebilden gegenübersteht. Sie bilden allerdings nur gelegentlich *ad hoc* zu merkenden Lernstoff und dürfen wieder vergessen werden, und vielleicht hat das Übungsbuch gerade diesem Vorgange die inhaltliche Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Übungsstoffes zu danken.

An die Wortkunde schließt sich ein alphabetisches Wörterverzeichnis sämmtlicher Vocabeln, welche die Übungsstücke enthalten. Doch erhält der Schüler hier nicht etwa die Angabe der Bedeutung des ihm fremden Wortes, sondern nur eine Anweisung auf einen Paragraph der Wortkunde. Der Anlass zu diesem Vorgange mag wohl die Besorgnis gewesen sein, es könnte das Schulbuch dadurch zu umfangreich und infolge dessen kostspieliger werden. Dieses Bedenken muss verschwinden gegenüber dem Zeitverluste, der dem Schüler bei seiner Vorbereitung hieraus erwächst, ohne ihm auch nur den geringsten Vortheil zu bieten. Daher dürfte es sich empfehlen, in der nächsten Auflage, die dem Buche aufrichtig zu wünschen ist, diesen Übelstand zu beheben und im alphabetischen Wörterverzeichnis jedem Worte die entsprechende Bedeutung beizusetzen.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich, der gute Druck im ganzen frei von Fehlern, der Preis entsprechend. So kann das jüngste lateinische Übungsbuch als gewissenhafte und fleißige Arbeit warm empfohlen werden. Das letzte Urtheil wird die Schule zu sprechen haben.

Wien. Dr. J. Kukutsch.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. Jahrgang I. Heft 1 und 2. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1900. 8°.

Umstände besonderer Art haben die folgende Anzeige etwas verzögert. Umso freundlicher sei die neue Zeitschrift begrüßt und wärmstens der Förderung aller empfohlen, die für Mundartliches Sinn haben. Allerdings zeugt es von einer gewissen Kühnheit und Zuversichtlichkeit der Herausgeber, unter nicht gerade günstigen Verhältnissen ein solches Unternehmen zu wagen. Denn unleugbar waltet über der Dialectforschung ein eigener Unstern. Nicht so sehr der Mangel an Empfindung für heimisches Wesen bei der großen Masse, als vielmehr die Missachtung, ja Feindseligkeit seitens mancher Fachkreise hat es dahin gebracht, dass dieser Zweig der sonst so reich sich entfaltenden Germanistik nicht gedeihen will. Man macht sich zwar die Ergebnisse der oft recht mühevollen mundartlichen Untersuchungen zunutze, betrachtet aber die Mundartenforschung selbst als niedere Magd.

Es wäre nur zu wünschen, dass die neue Zeitschrift von größerem Glücke begleitet wäre als manche ihrer Vorgängerinnen, und dass es ihr gelänge, die angedeuteten Schwierigkeiten zu überwinden.

Man kann an die Namen der beiden Herausgeber berechtigte Hoffnungen knüpfen: Otto Heilig und Philipp Lenz — beiden verdanken wir schon höchst schätzenswerte, gründliche Arbeiten, insbesondere über schwäbische Mundarten.

Noch ein anderer Umstand lässt einen günstigen Erfolg versprechen: Das Unternehmen ist auf eine ziemlich breite Grundlage gestellt. „Die Zeitschrift will bringen: etymologische, grammatische, lexikalische und literarische Beiträge, letztere, soweit sie die Dialectliteratur betreffen, Texte (alte und moderne) und eine Abtheilung für Bücherbesprechungen. Die Volkskunde als solche soll ausgeschlossen sein, nicht aber Texte mit volkskundlichem Inhalt (in der Mundart abgefasste Erzählungen, Gedichte, Sprichwörter, Neckereien u. a.). Besonders willkommen ist älteres Dialectmaterial" (S. 3 der Vorrede).

In diesem Sinne ist auch der Inhalt des vorliegenden Doppelheftes recht bunt und ansprechend. Alle Beiträge sind, jeder in seiner Art, gediegen und stammen fast durchwegs von namhaften Dialectforschern. Da es nicht Aufgabe dieser Anzeige sein kann, auf den Inhalt jedes einzelnen Aufsatzes näher einzugehen, möge wenigstens durch Anführung der Titel die Mannigfaltigkeit des Gebotenen illustriert werden: Verbalformen der Mundart von Großen-Buseck bei Gießen; Die Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialect; Einige Fälle von Dissimilation; Die Zahlen im Thüringer Volksmunde; Theekessel (Tölpel) und Verwandtes; Aus dem Wortschatz eines erzgebirgischen Chronisten; Die Berechtigung der Stammesliteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen; Mystischer Traktat ans dem Kloster Unterlinden zu Colmar i. Elsass; Texte in alemannischer Mundart; Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

Mögen bald weitere Hefte den zwei ersten würdig sich anschließen.

Wien. Adolf Hausenblas.

Wilhelm Uhl, Das deutsche Lied. Acht Vorträge. Leipzig, Ed. Avenarius 1900. 8°, VIII u. 314 SS.

Der in der Literatur- und Musikgeschichte wohlbewanderte Verf. verfolgt in acht zu einem schlanken Bande vereinten Vorträgen den Entwicklungsgang des deutschen Liedes von dem Beginne des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Er geht von der Thatsache aus, dass das deutsche Volk nach dem unheilvollen Dreißigjährigen Kriege ziemlich lange brauchte, um jene seelische

Ruhe und Gemüthsfreiheit wiederzugewinnen, welche die unerlässliche Vorbedingung für das Gedeihen des sangbaren Liedes bildet, und er zeigt, dass man sich auch, nachdem das Interesse für diese Gattung neuerdings erwacht war, nur langsam und schrittweise dem Ideale der lyrischen Poesie, dem Volksliede, näherte.

Die erste Anregung hiezu gieng von Ostpreußen aus, wo schon im 17. Jahrhundert in dem durch seine geographische Lage den Kriegswirren entrückten Königsberg Robert Robertin, Heinrich Albert und Simon Dach das sangbare Lied gepflegt hatten. Die Bestrebungen dieser Männer wirken dann noch im 18. Jahrhundert bei Hamann und Herder nach, deren Begeisterung für die volksthümliche Poesie durch Rousseaus Naturevangelium, durch Macphersons Fragments of Ancient Poetry (1760) und durch Percys Reliques of Ancient English Poetry (1765) reichliche Nahrung erhielt. Durch Herder wird dann die Vorliebe für das Volkslied und den Volkston nach dem äußersten Westen Deutschlands, nach Straßburg, verpflanzt, wo Goethe alsbald Volkslieder zu sammeln und selbständige Lieder zu dichten beginnt, die unter dem Einflusse des Volkstones stehen.

Aber nicht nur an der Peripherie, sondern auch im Herzen des deutschen Sprachgebietes steckt man der Lyrik höhere und würdigere Ziele. Gleim, der gleich den übrigen Häuptern des Halberstädter Kreises Klamer, Schmidt und Jacobi in seinen sonstigen Gedichten nach dem Muster der pseudoanakreontischen Lieder in wenig lebenswahrer Art die Freuden des Weines und der Liebe feiert, gibt unserem Schriftthum durch seine „Preußischen Kriegslieder“ das historische Lied wieder, und Bürger, der mit dem Göttinger Haine in Fühlung stand, pflegt nach englischem Muster die deutsche Ballade in so ansprechender Weise, dass durch ihn das allgemeine Interesse sich der Balladendichtung und ihrem ausländischen Vorbilde zuwendet. In Berlin gibt Ursinus im Vereine mit dem Shakespeare-Übersetzer Eschenburg „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter“ (1777) heraus, und selbst in der Schweiz vergisst man ob der neu entdeckten Dichtungsgattung der ästhetischen Zänkereien. Im Jahre 1780 lässt hier der alte Bodmer einen Band „Altenglische Balladen“ erscheinen, dem schon im nächsten Jahre ein zweiter folgt, der neben englischen Dichtungen „Altschwäbische Balladen“, d. h. Minnelieder, bringt. Bürger selbst schreitet auf dem von ihm eröffneten Pfade rüstig weiter und tritt in „Daniel Wunderlichs Herzensausguss über Volkspoesie“ (1776) für die Popularisierung der Dichtkunst ein. Dadurch regt er Nicolai zur Herausgabe seines kleinen feinen Almanachs (1778) an, einer Liedersammlung, die durch ihren pöbelhaften Ton Bürgers Begeisterung für das Volkslied lächerlich machen sollte, in der That aber ihren Zweck in ähnlicher Weise wie Hauffs „Mann im Monde“ verfehlte; denn sie trug wegen der in ihr enthaltenen volksthümlichen Stücke

nur dazu bei, die Vorliebe für den Volkston zu verbreiten. An Nicolai knüpft dann eine kleine, aus zwölf Liedern bestehende Sammlung (1780) an, deren Verf. sich Hans Liederhold nennt. Er spricht zum erstenmal den Gedanken aus, dass die echten altdeutschen Volkslieder sich nur durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zn Geschlecht fortpflanzen. Trotzdem bleibt diese Erkenntnis in der Folgezeit unberücksichtigt — die nächsten Sammlungen, wie Elwerts Reste (1784), Bothes Volkslieder (1795) und Reichhardts Lieder geselliger Freunde bieten fast nur volksthümliche Kunstlieder — bis die süddeutschen Romantiker Achim v. Arnim und Clemens Brentano in ihrer dreibändigen Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ 1806—1808 echtes Volksgut in reicher Auswahl bringen; allerdings erlauben sich die beiden Freunde öfters Änderungen an den Liedern und lassen die Melodien unberücksichtigt; trotzdem gebürt ihnen das Verdienst, die echten, alten Volkslieder neuerdings verbreitet zu haben.

Aber auch auf dem Gebiete der geselligen Lyrik bringt das 19. Jahrhundert eine wesentliche Veränderung. Das anakreontische Lied verschwindet völlig und macht geselligen Liedern Platz, welche die allgemeine Menschenliebe feiern. Diese finden vornehmlich im Kreise der Freimaurer und Philanthropisten Pflege. Die vaterländische Begeisterung ist anfangs recht spärlich vertreten, erst seit den Befreiungskriegen gewinnen die patriotischen Lieder die Oberhand über die Dichtungen, welche dem Preise der Nächstenliebe gelten. Die vaterländische Begeisterung dieser Zeit übt auch auf das deutsche Studentenlied einen wesentlichen Einfluss aus, das ursprünglich mit besonderer Vorliebe das Motiv des Wanderns variierte; jetzt nähert es sich dem Soldatenliede ebenso, wie es sich zur Revolutionszeit mit dem Liede der Turner und Schützen berührt. Die erhöhte Aufmerksamkeit, die man jetzt dem Liede überhaupt widmet, führt dann auch zu neuen Sammlungen der alten Volkslieder. Uhland und Simrock entfalten auf diesem Gebiete eine rege Thätigkeit. Sie unterscheiden sich von den Heidelberger Romantikern dadurch vortheilhaft, dass sie die Texte kritisch genau wiedergeben. Unmittelbar an diese gelehrte Richtung schließt sich dann die Periode der Praxis an, in der man Kunstlieder nach volksmäßigem Muster zu schaffen bemüht ist. Uhland und Hoffmann v. Fallersleben haben diese Richtung begründet, die bis in die Gegenwart nachwirkt. So sind wir nach einem langen Wege wieder beim Jugendbrunnen der Lyrik, dem Volksliede, angelangt.

Dem Verf. gelang es trefflich, die einzelnen Entwicklungsstadien durch geschickt gewählte Proben zu charakterisieren und dadurch seiner Darstellung auch die Wirkung auf weitere Kreise zu sichern. Trotzdem ist Uhls Werk nichts weniger als eine populäre Schrift im landläufigen Sinne. Denn dem Verf. stehen für seine Arbeit eingehende Quellenstudien zugebote, von denen die reichlichen bibliographischen Nachweise Zeugnis ablegen. Ein

alphabetisch geordnetes Verzeichnis der Anfänge der von Uhl besprochenen Lieder erhöht die Brauchbarkeit dieses Buches, dessen Erscheinen sicherlich von allen Freunden des deutschen Liedes mit Freuden begrüßt werden wird.

Görz. Dr. Franz Streinz.

Schulbibliothek deutscher Werke. Auswahl aus deutschen Schriftstellern der Neuzeit, zur Schul- und Privatlectüre an Mittelschulen. I. Band: Lessing, Minna von Barnhelm; mit Commentar und einem Wörterbuche versehen von Leander Čech. (Školní knihovna děl německých, výbor z německých spisovatelů doby nové, ku četbě školní i domácí na školách středních. Svazek I.: Lessing, Minna von Barnhelm, poznámkami a slovníkem opatřil Leander Čech). Teltsch, Verlag von Emil Šolc 1900. 8°, 125 u. 19 SS.

Bei der deutschen Lectüre in den oberen Classen der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache hatte man sich bisher in Ermanglung entsprechender, speciell die Bedürfnisse der böhmischen Mittelschuljugend berücksichtigender Ausgaben der bekannten Gräser'schen und Freytag'schen Classikerausgaben bedient. Diesem Mangel soll nun durch die oben erwähnte Schulbibliothek, in welcher Werke deutscher Schriftsteller der Neuzeit zur Schul- und Privatlectüre herausgegeben werden sollen, abgeholfen werden.

Das erste Bändchen der neuen Bibliothek bringt eine commentierte Ausgabe von Lessings „Minna“, eines Werkes, dessen Lectüre für die Mittelschuljugend eine Quelle edelster Unterhaltung ist, und welches auch die böhmischen Mittelschüler, da ihnen die Diction keine übermäßigen Schwierigkeiten bereitet, mit ganz besonderem Interesse zu lesen pflegen.

Dem Texte sind als Anhang ein Commentar und ein deutschböhmisches Wörterbuch beigegeben. Die Anmerkungen, welche dem Schüler zur Erleichterung des Verständnisses dienen sollen, erklären ihm theils in deutscher, theils in böhmischer Sprache inhaltliche Schwierigkeiten und weisen auf besondere Eigenheiten der Sprache hin. Dieselben sind im ganzen als correct zu bezeichnen. Bemängelt muss jedoch werden, dass sich zu einigen Stellen, welche inhaltlich dem Verständnisse des böhmischen Schülers Schwierigkeiten bereiten dürften, keine erklärende Anmerkung im Commentar vorfindet. Es sind dies folgende Stellen: Act I, Scene 4: Trotz Galgen und Schwert und Rad hätte ich ihn erdrosseln wollen. I, 8: Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt....... II, 2: Das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. II, 2: Als ob das Dein und Mein ewig aufgehoben sein würde. Unzureichend ist die dem Schüler gebotene Hilfe bei der Stelle I, 2: Ich merke wohl, dass eine schöne Disposition über Deinen Verstand geht. Der Herausgeber hat sich damit

begnügt, die Bedeutung des Wortes Disposition im Wörterbuche anzugeben (= bitevní plán, šik), was lange nicht hinreicht, dem böhmischen Schüler die Erfassung des in jener Stelle enthaltenen Gedankens zu ermöglichen. Selbst dem deutschen Schüler müsste eine größere Handhabe geboten werden, damit er den Sinn der Stelle richtig auffassen könne.

Von sprachlichen Eigenheiten hätten noch folgende im Commentar Berücksichtigung finden sollen: I, 2: Bald dürfte ich nicht. I, 2: der Jahr und Tag bei ihm gewohnt. II, 2: Wenn schon! (älterer Ausdruck für: wenn auch!). IV, 6: nur eben = eben erst, soeben.

Was das Wörterbuch betrifft, so sind deutsche Wörter und Phrasen in ihm fast erschöpfend behandelt, und ihre Bedeutungen sind in böhmischer Sprache fast durchgehends richtig wiedergegeben. Ersticken erscheint irrthümlicherweise nur in der transitiven Bedeutung angeführt; im Drama kommt es nur in der intransitiven Bedeutung vor. Geschmeidig ist mit podajný, povolný, ústupný gegeben, wodurch die Bedeutung des Wortes nicht erschöpft erscheint. An der Stelle I, 2: Warum waret ihr denn im Kriege so geschmeidig, ihr Herren Wirte? soll das höflich dienstbereite Wesen der Wirte im Gegensatz zum jetzigen groben, unzuvorkommenden Verhalten des Wirtes dem Major Tellheim gegenüber hervorgehoben werden. Bosheit durfte in der Bedeutung Wuth, Grimm im Wörterbuch nicht fehlen; desgleichen vermisst man darin die Angabe der Bedeutung der Phrasen: eine Zuflucht fürs erste anbieten (I, 5) und anschreiben lassen (I, 12).

Trotz dem Angeführten dürfte die vorliegende Ausgabe des Lessing'schen Lustspiels der böhmischen Mittelschuljugend gute Dienste leisten. Allerdings wird der die Lectüre leitende Lehrer nicht ermangeln dürfen, dem Schüler in jenen nicht zahlreichen Fällen, wo diesem in der Ausgabe keine entsprechende Hilfe geboten worden ist, mit mündlicher Unterweisung zuhilfe zu kommen.

Die äußere Ausstattung der Ausgabe ist elegant, der Druck sehr deutlich, der Preis (1 K) angemessen.

In der neuen Bibliothek soll demnächst eine Auswahl aus den Gedichten Goethes und Schillers, wie auch eine Auslese aus österreichischen Dichtern herausgegeben werden.

Ung.-Hradisch. Franz Zach.

Die Kunst der Polyglottie. 69. Theil: Lehrbuch der Altenglischen (angelsächsischen) Sprache. Mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Eduard Sokoll. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. VIII u. 183 SS. Preis 2 K 20 h.

Das vorliegende Buch ist für den Anfänger bestimmt, „der mit den landläufigen Kenntnissen im Griechischen und Lateinischen ausgerüstet, an das Studium des Altenglischen herantritt". Der Verf. begnügt sich aber nicht mit einer rein descriptiven Darstellung der altenglischen Laute und Formen, sondern er sucht auch, den Lernenden in die geschichtliche Entwickelung des Altenglischen einzuführen. So ist der zweite Abschnitt (S. 4—49), der die Vorgeschichte des Altenglischen enthält, rein sprachhistorisch. Auch die folgenden zwei Abschnitte „Lautlehre des Altenglischen" (S. 50—78) und „Formenlehre des Altenglischen" (S. 79—183) tragen nicht einen durchaus descriptiven Charakter, sondern enthalten zahlreiche Bemerkungen über die Entwickelung der beschriebenen Laute und Formen.

Um dem Anfänger die Erlernung der altenglischen Declination möglichst zu erleichtern, sind die Paradigmen auf ein Minimum beschränkt worden. Der Verf. unterscheidet nur zwischen einer „starken" und „schwachen" Biegung des Substantivs und nimmt für die erstere *stān*, *hūs*, *ʒiefu* und *ār*, für die letztere *ʒuma tunʒe* und *ēaʒe* als Musterwörter an; einzelne Abweichungen von diesen Paradigmen werden in Zusätzen und Anmerkungen angegeben. Die Substantiva, die nach *stān* oder *hūs* decliniert werden, zerfallen in folgende Gruppen: 1. Substantiva auf Consonanten, 2. Substantiva auf *u(o)*, 3. Substantiva auf *e*; in der zweiten Gruppe sind die *u*- und *wa*-Stämme, in der dritten Gruppe die *i*- und *ja*-Stämme zusammengefasst. Der Verf. nennt die männlichen *wa*- und *ja*-Stämme nach dem indogermanischen anlautenden Stammvocal *wo*- und *jo*-Stämme, während er bei den Femininen *wā*- und *jā*-Stämme unterscheidet. Er hätte besser gethan, die Stämme nach dem urgermanischen Stammauslaut zu bezeichnen, umsomehr als er selbst im § 242 (S. 99) von den weiblichen *wō*-Stämmen (*trēow* etc.) spricht. Zu den Capiteln über die übrigen Redetheile habe ich Folgendes zu bemerken: § 301 (S. 123). Das Adjectiv *yfel* hat als Comparativ und Superlativ neben *wiersa*, *wierrest (wiersta)* auch die Formen *wyrsa*, *wyr(re)sta*. — Im § 341 (S. 146) wird als 1. Person Plural Imperativ *bindan* angegeben; im § 411 (S. 176) wird diese Form richtig nur als „erschlossen" bezeichnet und sollte daher mit dem Warnungszeichen * versehen sein. — § 382 (S. 162). Das Präteritopräsens *ðearf* heißt nicht nur „ich bedarf", sondern auch „ich darf".

Das übersichtlich und klar geschriebene Buch eignet sich als treffliche Vorbereitung auf das Studium der größeren Werke von Sievers und Kluge und ist daher allen Studenten der englischen und deutschen Philologie, sowie jedem, der auf bequeme Weise mit der verwickelten Grammatik des Altenglischen vertraut werden will, auf das wärmste zu empfehlen.

Englische Unterrichtsbücher.

Oberstufe zum Lehrbuche der englischen Sprache. Von Dr. Oskar Thiergen, Professor am königl. Cadettencorps zu Dresden. Gekürzte Ausgabe C. Bearbeitet von Prof. Dr. Otto Schoepke, Director der I. Realschule zu Dresden. Mit 11 Bildern, einem Plane von London und einer Karte von Schottland und der Insel Wight. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1901. VIII u. 256 SS.

Das vorliegende Buch ist im wesentlichen eine gekürzte Ausgabe von Thiergens „Oberstufe zum Lehrbuch der englischen Sprache", die wir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 139 f. besprochen haben. An dem Aufbau der einzelnen Lectionen wurde nichts geändert; nur der Abschnitt V „*Subjects for Composition*" wurde gestrichen. Der an der Spitze jeder Lection stehende grammatische Stoff wurde vereinfacht und so vertheilt, dass den früheren 19 jetzt 26 Lectionen entsprechen. Der Lesestoff im Anhange bietet sich jetzt viel vortheilhafter dar als früher; an Stelle der „Geometrischen Aufgaben und Constructionen" sind einige Capitel aus „Oliver Twist" von Dickens aufgenommen und die schwierigen Bruchstücke aus längeren Dichtungen von Shakespeare, W. Scott und Tennyson sind durch leichtere Gedichte von Thomas Moore, Wordsworth, Coleridge und George Morris ersetzt worden. — In den Vocabelverzeichnissen (S. 206—256) wird jetzt die Aussprache nicht, wie früher, durch phonetische Umschrift, sondern entweder gar nicht oder durch diakritische Zeichen über dem Worte dargestellt. Dadurch sind natürlich viele falsche Lautbilder der größeren Ausgabe entfallen; dennoch sind noch einige Unrichtigkeiten zu verzeichnen, wie z. B. *óbstināte* (S. 223), *fŭrnish*, *chănce* (S. 231), *shŏvel* (S. 242), *ōral* (S. 245), *cŭrtain* (S. 247). Da gewöhnlich der betonte Vocal die Aussprachebezeichnung trägt, so ist „*ĭntroduce*" irreführend; misslich ist auch die Setzung eines Längezeichens über nachtonige kurze Vocale: *vólūme* (S. 214), *mirácŭlous* (S. 250), *súmptūous* (S. 251).

Vietor W. und Dörr F., Englisches Lesebuch. Unterstufe. 6. Aufl. (14.—17. Tausend). Mit einer Karte von England, einem Plane von London, einer engl. Münztafel, zahlreichen Abbildungen im Text und 22 Vollbildern auf Tafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1900. 8°. XXII u. 292 SS.

Das Vietor und Dörr'sche Lesebuch, das wir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1893, S. 63 in dritter und Jahrg. 1896, S. 547 in vierter Auflage angezeigt haben, liegt nun schon in der sechsten Auflage vor. Diese unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch die schönen Abbildungen, die dem Schüler nicht nur englische Landschaften, Gebäude, Häfen etc. veranschaulichen, sondern ihm auch zeigen, wie der Engländer wohnt, isst, spielt und arbeitet. Der Grundstock der Texte ist

derselbe geblieben; nur sind der Bilder wegen einige entbehrliche Texte gestrichen worden, so dass das Buch jetzt 220 statt 232 Lesestücke enthält.

W. Vietor and F. Dörr, Englisches Lesebuch. Unterstufe. 6th Edition, Part I. Phonetic Transcription by E. R. Edwards. Leipzig, B. G. Teubner 1901. 8°. XVI u. 76 SS.

In diesem Büchlein hat es Mr. Edwards, ein gebildeter Engländer, unternommen, den ersten Theil des soeben angezeigten Lesebuches in phonetischer Umschrift wiederzugeben. Interessant ist es, seine Transcriptionen mit denen Sweets, der ja bekanntlich auch ein gebürtiger Londoner ist, zu vergleichen. Er ist im Vergleich zu diesem conservativ zu nennen, indem er die Vocalschwächungen, Contractionen und Elisionen, die in der Umgangssprache vorkommen, auf das allernothwendigste Maß beschränkt. So umschreibt er auf den ersten Seiten selbst das unbetonte *us* mit dem vollen „ʌs" (S. 5, 7); erst auf S. 24 finden wir „əs". Die ausgefallenen Vocale und Consonanten werden in Klammern gesetzt: S. 3 pəːfĭk(t)lĭ, bred (ə)n bʌte, S. 13 hæn(d)z, S. 17 stæn(d) stil, aːs(k)t, ′stroːb(ə)rĭz. An Abweichungen von Sweet habe ich bemerkt: S. 7 jəː (*year* [Sweet: jiə]); S. 5 ə′nʌf (*enough* [Sweet: i′nʌf]); S. 8 tŭ gou (*to go* [Sweet: tə gou]); S. 5 stjupĭd (*stupid* [Sweet: stjŭ′pĭd]); S. 8 ðĭ ′juːʒŭəl (*the usual* [Sweet: ðə ′juːʒŭəl]).

Das Buch wird Lehrern, die auf der Anfangsstufe mit phonetischen Texten arbeiten, gute Dienste leisten.

Englische Übungs-Bibliothek. Nr. 1. Schiller. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Dr. Ph. Hangen, Lehrer am Großherz. Realgymnasium und Docent an der Techn. Hochschule zu Darmstadt. 5. Aufl. 185 SS. — Nr. 2. Ein Lustspiel. Lustspiel in 4 Aufzügen von R. Benedix. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Dr. Ph. Hangen. 5. Aufl. 156 SS. — Nr. 3. Benedix, Doctor Wespe. Lustspiel in 5 Aufzügen. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Dr. Ph. Hangen. 8. Aufl. 166 SS. Dresden, L. Ehlermann 1895. Preis jedes Bändchens 1 Mk. 20 Pf.

Die Bändchen dieser „Englischen Übungs-Bibliothek" sind so eingerichtet, dass erstens der deutsche Originaltext von fortlaufenden Fußnoten begleitet ist, in denen dem Lernenden zahlreiche Übersetzungsvorschläge gegeben werden, und dass zweitens dem Texte ein reichhaltiges alphabetisches „Wörterverzeichnis" folgt. Nach mehreren von mir gemachten Stichproben zu urtheilen, sind sowohl die in den Anmerkungen gebotenen Übersetzungsvorschläge als auch die Angaben im „Wörterverzeichnisse" mit Sorgfalt und guter Sachkenntnis gewählt und reichen vollkommen aus, um einen fortgeschrittenen Schüler zu einer sprachlich cor-

recten Übersetzung der Texte anzuleiten. Dass aber trotz dieser vielen Übersetzungshilfen die controlierende Thätigkeit des Lehrers nicht überflüssig ist, beweisen die Bemerkungen, die ich mir zum ersten Aufzug des „Lustspiels“ (Bd. 2) gemacht habe: S. 6 „Die (*and her*) wollen Sie heiraten?“; die Angabe „*and her*“ kann den Schüler zu einer falschen Inversion verleiten. — „Ihre Mutter ist vor einem Jahre gestorben“; es hätte bemerkt werden sollen, dass „ist gestorben“ hier durch das Präteritum wiedergegeben werden muss. — S. 13 „Vierzig Jahre und achtzigtausend Thaler sind ein paar Zahlen“; „ein paar“ sollte eigentlich „ein Paar“ geschrieben werden und bedeutet nicht „*a few*“, sondern „*a couple*“. — S. 14. „Wir sehen uns nach wie vor“; hier muss der Schüler vor zwei Germanismen, nämlich der wörtlichen Wiedergabe des deutschen Präsens und der Übersetzung des Pronomen „uns“ durch „*us*“ oder „*ourselves*“ gewarnt werden. — „Schülerinnen von mir (*my pupils*)“; warum nicht „*pupils of mine?*“ — S. 15 „aus Liebe zu euch“; „zu euch“ heißt nicht etwa „*to you*“, sondern „*of you*“*!*

Der englische Anfangs-Unterricht. **Vortrag, gehalten auf der Versammlung von Lehrern und Lehrerinnen an mittleren Schulen zu Neumünster von E. H. Barnstorff. Flensburg, Aug. Westphalen 1901. 20 SS. Preis 40 Pf.**

Der Vortragende zieht im Anfangsunterricht die Anschauungs- und Sprechmethode der Lesemethode vor, 1. weil der Schüler hören lernt, 2. weil ihm von vorneherein eine richtige Aussprache beigebracht werden kann und 3. weil die unmittelbare Anschauung und die entwickelnde Gesprächsform außerordentlich belebend und anregend wirken. So weit stimmen wohl alle Lehrer des Englischen überein; aber etwas zu optimistisch klingen Behauptungen, wie „dass die Kinder genöthigt werden, englisch zu denken“ (!) oder „dass der Unterschied zwischen begabten und unbegabten Kindern verschwindet“. Selbstverständlich beginnt der Vortragende, wie alle fortschrittlichen und phonetisch gebildeten Lehrer, mit einem „Lautiercurs“, der sich auf ungefähr 6 Wochen ausdehnt, und geht dann zu der eigentlichen Aufgabe des Sprachunterrichtes, den Schülern den fremden Sprachstoff darzubieten, über. Dieser besteht natürlich auf der Unterstufe aus leichten Beschreibungen und Erzählungen, welche vom Lehrer zunächst ganz frei, ohne dass er oder die Schüler das Buch benützen, vorgesprochen und eingeübt werden. Der Verf. zeigt an ein paar praktischen Beispielen, wie man hier verfahren müsse, und schließt seine kurze, aber lehrreiche Abhandlung mit einigen Winken für den Betrieb der Grammatik und der schriftlichen Übungen.

Englische Textausgaben.

Englische Textbibliothek, herausgegeben von Johannes Hoops, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Heft 4. Fielding's Tom Thumb. Mit Einleitung herausgegeben von Felix Lindner. Berlin, Emil Felber 1899. VIII und 111 SS. Preis Mk. 1·60. — Heft 5. Shelleys Epipsychidion und Adonais. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Richard Ackermann. Berlin, Emil Felber 1900. XXXVIII u. 76 SS. Preis Mk. 1·60. — Heft 6. Shakespeares Tempest nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios und einer Einleitung herausgegeben von Albrecht Wagner. Berlin, Emil Felber 1900. XXV u. 108 SS. Preis Mk. 2.

Von Hoops' Sammlung kritischer Texte, deren drittes Heft wir in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1900, S. 147 ff. besprochen haben, liegen nun drei weitere Hefte vor.

Fieldings Stück „*The Tragedy of Tragedies or The Life and Death of Tom Thumb the Great*“, das zum erstenmal im Jahre 1730 aufgeführt wurde, ist eine beißende Satire auf die dramatische Richtung und den hochtrabenden, schwülstigen Stil John Drydens und seiner Nachahmer; in den Anmerkungen, welche der Dichter zu seinem Stücke geschrieben hat, erschließt er uns selbst die Namen der Autoren und Dramen, die er zur Zielscheibe seines Spottes macht. Das Stück ist daher nicht nur an und für sich als das gelungenste der dramatischen Werke Fieldings, sondern auch als eine reiche Fundgrube für den Forscher der englischen dramatischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts von größter Bedeutung. Die Werke, die dem Dichter als Vorbild gedient haben, sind *a) The Rehearsal* (1671) von George Villiers und einigen Mitarbeitern, *b) A Comment upon the history of Tom Thumb* (1711) von William Wagstaffe. Dem vorliegenden Text ist die erste Ausgabe von 1731 zugrunde gelegt worden; die Orthographie und die Interpunction sind jedoch modern.

Den äußeren Anlass zur Abfassung des „Epipsychidion“ bildete die im Jahre 1820 durch Francesco Pacchiani vermittelte Bekanntschaft der Familie Shelley mit Emilia Viviani, der älteren von zwei Töchtern aus guter Familie, die seit zwei Jahren im Kloster St. Anna zu Pisa weilte. Das im Jahre 1821 entstandene Gedicht, in welchem der Dichter sein ideales Verhältnis zur Emilia verewigt und zugleich eine Art Generalbeichte über sein bisheriges Gefühlsleben ablegt, klingt in eine leidenschaftliche Aufforderung aus, Emilia möge aus dem Kloster fliehen und ihm auf eine einsame Insel, wo er ein Haus für sie eingerichtet hat, folgen. Emilia war aber eine höchst prosaische Natur und erwies sich als der Gefühle des Dichters vollkommen unwürdig; denn er schreibt in einem Briefe vom 18. Juni 1822, wenige Wochen vor seinem Tode, an John Gisborne: „Epipsychidion kann ich nicht ansehen; die Person, die es verherrlicht, war eine Wolke anstatt einer Juno; und der arme Ixion schreckt zurück vor dem Centaur, der die Frucht seiner eigenen Umarmung war“. Was die literari-

schen Quellen des Gedichtes anlangt, so ist außer Dantes „*Vita Nuova*“ und „*Il Convito*“, die für die äußere Einkleidung und Behandlung des poetischen Stoffes maßgebend waren, noch Platos „Symposion“ zu nennen, dem der Dichter seine Ansichten über die Schönheit der Seele und das Urschöne entnahm. — „Adonais“ ist eine Elegie auf den Tod des Dichters John Keats, der am 23. Februar 1821 in dem jugendlichen Alter von 25 Jahren zu Rom an der Schwindsucht starb. Das in 55 Spenser-Stanzen geschriebene Gedicht zeigt Anklänge an Bions *'Επιτάφιος 'Αδώνιδος*, an den *'Επιτάφιος Βίωνος* des Moschus, an Spensers „Shepheard's Calendar XI“ und an Miltons „Lycidas“ und „Epitaphium Damonis“. Die Schlussverse

> „*The soul of Adonais, like a star,*
> *Beacons from the abode where the Eternal are*“

erinnern etwas an Lucans Pharsalia, I, 45:

> „*te, cum statione peracta*
> *astra petes serus, praelati regia caeli*
> *excipiet gaudente polo, ...*“

Aus den in der Einleitung, p. XXXVII f. abgedruckten Urtheilen ersehen wir, dass alle maßgebenden englischen Kritiker, mit Ausnahme der „Literary Gazette“ vom 8. December 1821, die den „Adonais“ als einen „Ausschuss aus dem Collectaneenheit eines Schuljungen“ erklärte, die beiden Dichtungen als lyrische Erzeugnisse ersten Ranges betrachten; ja Algernon Ch. Swinburne sagt, dass Shelley in der Lyrik denselben Rang einnehme, wie Shakespeare in der dramatischen.

Als Grundlage des Textes dienten dem Herausgeber die Originalausgaben der beiden Gedichte vom Jahre 1821, die von der Shelley Society neu abgedruckt worden sind (The Shelley Society's Publications, Second Series, No. 7 [1887] und No. 1 [1886]). Den Texten folgen „Anmerkungen“ (S. 65—76), die eine Reihe von Parallelstellen und die Erklärung einiger dunklen Stellen des „Adonais“ enthalten.

Der Text des „Tempest“ unterscheidet sich von dem aller bisher in Deutschland erschienenen Ausgaben dadurch, dass er nicht modernisiert ist, sondern dass darin, wie in der großartigen Ausgabe „*A New Variorum Edition of Shakespeare*“ von Horace Howard Furness vom 6. Bande an, die alte Orthographie der ersten Folio-Ausgabe vom Jahre 1863 genau beibehalten wird. Der kritische Apparat enthält alle Varianten der zweiten, dritten und vierten Folio (1632, 1664, 1685), dagegen von den Conjecturen der späteren Herausgeber nur die allerwichtigsten. Aus der Einleitung erfahren wir das Wissenswerteste, was die Shakespeare-Forschung über die Entstehungszeit und die Quellen des „Tempest“ bisher erschlossen hat.

Library of Contemporary Authors (with notes[1]). III. A Tale of a Lonely Parish by F. Marion Crawford. 200 SS. Preis 1 Fr. 50 C. — IV. The Fowler by Beatrice Harraden. 184 SS. Preis 1 Fr. 50 C. Annotated by C. Grondhoud and P. Roorda, P. Noordhoff 1900.

Der Roman „*A Tale of a Lonely Parish*" behandelt ein den Romanschriftstellern sehr geläufiges Thema: ein junger Student entbrennt in heißer Liebe zu einer in den besten Jahren stehenden Witwe, ist sogar eifersüchtig auf den Mann, der sich mit größerem Recht als er um sie bewirbt, sieht aber nach einigen Jahren, die er dem Studium widmet, seinen Irrthum ein und nimmt mit der Tochter der Witwe vorlieb. Der zweite Roman heißt „*Fowler*", d. h. „Vogelsteller", weil eine hochgebildete Dame, die an der Universität Cambridge graduiert worden ist und sich dann durch den Unterricht an einer höheren Mädchenschule ihren Lebensunterhalt verdient, einem schlechten Menschen, der auf sie einen dämonischen Einfluss ausübt und mit dem sie schon verlobt ist, in die Falle gegangen wäre, wenn ihr nicht rechtzeitig über den wahren Charakter ihres Verlobten die Augen geöffnet worden wären; sie reicht dann einem würdigeren Verehrer, den sie früher abgewiesen, die Hand. — Beide Romane sind in correctem, fließendem Englisch geschrieben und nehmen das Interesse des Lesers vom ersten bis zum letzten Capitel voll in Anspruch. Die fortlaufenden englischen Fußnoten erläutern alle etwaigen Schwierigkeiten, die sich dem Leser in sachlicher oder sprachlicher Beziehung darbieten. In Band III folgt zu der Stelle S. 46 *Mr. and Mrs. Ambrose were far from guessing what an intimacy had sprung up between the two*" die Anmerkung: „*Unusual insertion of the ind. art.*" Dem gegenüber muss hervorgehoben werden, dass der unbest. Artikel nach *what*, wie in Ausrufen, so auch in indirecten Fragesätzen vorkommen kann. Vgl. meine „Beiträge zur englischen Grammatik" in den „Engl. Studien", XX, p. 460 f. In einer Anmerkung auf S. 111 wird mit Bezug auf eine entsprechende Stelle im Texte von dem Sprichworte „*Discretion is the better part of valour*" gesprochen. Doch heißt das Citat „*The better part of valour is discretion*" und stammt bekanntlich von Falstaff (Shakespeare, King Henry IV, I. Part, Act V, Scene 4).

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Goethe und Napoleon. Eine Studie von Andreas Fischer. Zweite, erweiterte Auflage mit einem Anhang: Weimar und Napoleon und einem Facsimile des Dankschreibens Goethes an Lacépède, Großkanzler der Ehrenlegion Frauenfeld, J. Huber 1900. gr. 8°, 220 SS. Preis 4 Mk.

Diese Schrift wurde bei ihrem ersten Erscheinen (1899) von der Tagespresse mit „actueller Wichtigkeit" behandelt; denn zur

[1]) S. diese Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 142.

Zeit, da man Goethes 150. Geburtstag feierte, war der historische Nachweis interessant, dass der „größte Deutsche“ ein unbedingter Bewunderer Napoleons gewesen sei. Unter welchen Voraussetzungen und Einschränkungen sich dies behaupten lasse, das blieb jedoch meist unerörtert, und so ist es nun Aufgabe der wissenschaftlichen Kritik, den wahren Sachverhalt festzulegen. A. Fischer gieng übrigens als tüchtiger Historiker und Kenner der Literatur vom richtigen Standpunkte aus und hat vor allem unbestritten erwiesen, dass Goethes Verhältnis zu Napoleon einen persönlichen Charakter trage, weil die Naturen der beiden großen Männer und im wesentlichen auch ihre Weltanschauung verwandt gewesen seien. Auf einen Vergleich kam es dem Verf. dieser Schrift nicht an, allein er konnte der Versuchung nicht widerstehen, da und dort das Experiment zu machen und z. B. S. 54 Worte Napoleons und Goethes geradezu aufeinander zu legen. Es ist aber immer eine missliche Sache, Briefstellen und Gespräche zu benützen, ohne die Stimmung zu beachten, aus der sie hervorgiengen. Fischer fühlte es auch und hat darum nicht immer fertige Schlüsse gezogen, sondern manche „Ähnlichkeit“ bloß in humorvolle Beleuchtung gerückt. Seine Darstellung ist angenehm und sehr gewandt. Goethe bewunderte das Genie Napoleons, aber den Unterdrücker Deutschlands zu feiern, fiel ihm nie ein; ich habe das an anderer Stelle scharf betont. Nach 1806 war für Goethe die größte Vorsicht geboten, und Fischer hebt auch deutlich hervor, dass es Goethe damals um die Rettung der deutschen Cultur zu thun war, die er unter dem Schutze der gebildeten Franzosen besser gesichert hielt als unter der russischen „Hegemonie“, die man 1813 befürchtete. Diese Notiz Fischers, bisher allgemein übersehen, erscheint für die Beurtheilung der Sachlage wichtig und ergänzt die Darlegungen von Keil, Lorenz und Düntzer in einem wesentlichen Punkte; der Aufsatz von L. Trost in „Vom Fels zum Meer“, 1889/90, I, 64—76 hätte auch noch herangezogen werden sollen. Goethes Napoleoncultus war ein Ausfluss des Individualismus im 18. Jahrhunderte, dem der Dichter des „Faust“ ebenso huldigte wie seine gebildeten Zeitgenossen, während ihm das Verständnis für nationale Politik fehlte. Bis hieher kann man Fischer unbedingt folgen, in einigen anderen Punkten aber wird sein Urtheil zu corrigieren sein. Bei seinem (niemals ausgeführten) „Julius Cäsar“ hatte Goethe zunächst die Absicht, Shakespeare gegenüber den wirklichen Titelhelden herauszuarbeiten, die Wahl des Epimenides für das Berliner Festspiel (statt einer deutschen Sagenfigur) war durch die Theilnahme des Zaren mit bedingt, und die spätere Anlehnung an Metternich galt der Friedenspolitik des Staatsmannes. Im Vorbeigehen möchte ich auch daran erinnern, dass Goethe in Erfurt (1808) noch von dem Ableben seiner Mutter erschüttert war. Die Schlacht bei Lützen blieb thatsächlich unentschieden, daher die Bemerkungen Fischers hierzu

unzutreffend sind. Noch bedenklicher erscheinen dem Referenten die Belege für Goethes Egoismus; der Hergang bei dem Tode Christianens war doch ganz anders als ihn die Schopenhauer darstellt (S. 47), und die Angabe, Goethe hätte St. Aignans Berichte inspiriert, ist nicht erwiesen. Dass Goethe 1808 aus dem „beschränkten“ Weimar nach Paris ziehen wollte, wohin ihn Napoleon eingeladen hatte, war doch wohl nur eine augenblickliche — Idee, nicht wertvoller als seine Jugendabsicht, die er einmal in einem Briefe an die Schönkopf ausdrückte! Fischer hätte dann auch behaupten können, in dem Gespräche mit Kieser (1813) sei dieser „große Plan“ erwogen worden, als Europa „kosakisch“ zu werden drohte. Das sind aber zumeist nur Vermuthungen, und Fischer selbst nimmt später manches davon wieder zurück. Verblüfft hat mich aber die Bemerkung S. 45, dass man auf Goethe „höchst selten“ Citate der Weimarer „Madame Rémusat“ (Karoline Herder) anwende — als ob Goethe von derlei Dingen verschont worden wäre! — Er gleicht auch hier Napoleon.

Der Anhang „Weimar und Napoleon“ ist durch die Mittheilung neuen Materials interessant und wichtig.

Bozen-Gries. Dr. S. M. Prem.

Lorentz Karl, Arminius oder der erste Freiheitskampf auf deutscher Erde. Geschichtliche Erzählung aus den Tagen der Römerherrschaft in Germanien. Für die reifere Jugend und für das deutsche Volk erzählt. (Aus der Urzeit germanischen Heldenthums. Kriegs- und culturgeschichtliche Erzählungen aus der altdeutschen Geschichte.) 1. Band. Heiligenstadt (Eichsfeld). Verlag von F. W. Cordier. 1900. 8°, VI u. 275 SS.

Der Gedanke, bedeutsame Ereignisse der Vorzeit dem Leser, besonders aber der studierenden Jugend, in Form der freien Erzählung näher zu bringen und dabei kleinere culturgeschichtliche Bilder einzuschalten, ist nicht neu. Es kommt nur darauf an, dass gut erzählt und anschaulich geschildert werde. Diese Voraussetzungen treffen bei dem vorliegenden Buche zu. Es ist an und für sich einleuchtend, dass der große Befreiungskampf der deutschen Stämme vom harten Römerjoch auch nach zwei Jahrtausenden unser lebhaftestes Interesse erregen muss; dazu weiß Lorentz durch geschickte Ausschmückung des Stoffes mit Einzelheiten, durch packende Verwertung des sittengeschichtlichen Materials den Leser zu fesseln. Die Sprache ist recht anziehend, dem Gegenstande entsprechend alterthümlich gefärbt.

Allerdings „die höchsten künstlerischen Maßstäbe“, gegen deren Anwendung der Verf. selbst in bescheidener Weise sich verwahrt (S. V), wird man bei der Beurtheilung des Buches nicht anlegen dürfen, denn sonst würde man eine etwas straffere Com-

position, eine etwas schärfere Zeichnung der Charaktere und eine etwas feinere Abstufung der Sprache wünschen.

Dennoch ist das Buch zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sehr geeignet.

Da bei den guten Eigenschaften desselben über kurz oder lang eine neue Auflage nicht unwahrscheinlich ist, möge der Verf. auf folgende Mängel im einzelnen aufmerksam gemacht werden:

S. 7 „Um Schulter und Brust bis zu den Lenden herab schmiegte sich ein enges Pelzgewand, entweder eine Beute früherer Jagd oder das wollige Kleid eines braunen Weideschafes" (mehrdeutig), S. 10 „nach dorthin", S. 35, Z. 3 v. o. kann „heute" leicht missverstanden werden, S. 39 „zum Glücklichsten der Sterblichen" (abgenützter, übrigens nicht in den Zusammenhang passender Ausdruck), S. 55 „Zehn Männer würden sie nicht umklammern können" (r. „hätten sie"), S. 56 u. ö. wird die Form êwart stm zugrunde zu legen sein, schon zur Vermeidung von Missbildungen wie „Ewartos" (S. 57), S. 63 „Schafsfelle" (r. Schaffelle), S. 79 u. ö. „Wolfrhaban" (r. Wolfhraban), S. 80, 98 u. ö. „so lehrte es Wodans Weisheit unseren Vätern" (diese seltene Construction ist schon mit Rücksicht auf die lesende Jugend zu vermeiden), S. 87 „ein Jüngling, dessen kraftstrotzende Gestalt das leichte Linnengewand nicht zu verbergen vermochte" (sprachlich und sachlich nicht einwandfrei), S. 88 „es schien, auch er kam öfter" (st. „käme"), S. 165 „Der schweigsame Waldpfad hemmte den lauten Schlag der Rosshufe" (r. „dämpfte"), S. 190 „Das wilde Ungestüm" (besser „Der"), S. 224 „Die großen Proviantkarren verstopften sich" (r. „den Weg"), S. 235 „geharnischte Schlachtjungfrauen" (an dieser Stelle müßiger Zusatz), S. 240 „hunderte von Galgen wurden errichtet, um ...... die Leiber ihrer Feinde daran zu knüpfen" (r. „man errichtete....., um .... die Leiber der Feinde ...."), S. 240 „alle überlebende Römer" (r. „überlebenden"). Druckfehler: S. 253 (s)chon; S. 260 (k)alter.

Wien. A. Hausenblas.

Lindl J., Lehrbuch der Geographie für gymnasiale Mädchenschulen, höhere Töchterschulen und Mädchen-Fortbildungsschulen. Wien 1900. A. Pichlers Witwe u. Sohn. Preis geb. 2 K 20 h.

Der Verf. fußt in seiner Darstellung vorzugsweise auf Pencks Morphologie und den fünf Bänden der Siever'schen allgemeinen Länderkunde. Er thut dies in dem gewiss begrüßenswerten Streben, den Ergebnissen neuerer wissenschaftlicher Untersuchungen auch in den Schulunterricht Eingang zu verschaffen. Seine Darstellung vergisst aber dabei, dass die herangezogenen Werke für den geographisch gebildeten Fachmann geschrieben sind, und dass sich



ihre Definitionen und Schlüsse aus einer Reihe von Prämissen ergeben, welche der betreffende Autor eingehend erörtert hat. So kommt es, dass sich in Lindls Buche Ausdrücke finden, die den Schülerinnen wahrscheinlich unverständlich bleiben oder gar zu falschen Vorstellungen Anlass bieten werden. Der Verf. setzt Dinge als bekannt voraus, die oft erst später erörtert werden und legt infolge seines zu engen Anschlusses an seine Vorlagen im allgemeinen auf Aufzählung, Eintheilung und Schematisierung des Stoffes das Schwergewicht. Haftet seiner Textierung manchmal noch deutlich das Gepräge aneinandergereihter Excerpte an, so stellt sie anderseits an die Fassungskraft der Schülerinnen ganz bedeutende Anforderungen.

Dass die Darbietung des Lehrstoffes dem Lehrplane für Mädchenlyceen vom Jahre 1900 nicht entspricht, mag vielleicht dadurch veranlasst sein, dass das Buch für mehrere Gattungen von Schulen bestimmt ist, obwohl es sich auch in diesem Falle empfohlen hätte, einen engen Anschluss an den genannten Lehrplan anzustreben, der eine Entwicklung der geogr. Grundbegriffe an der Hand der engeren Heimat und eine Einführung in das Verständnis der Karte, nicht aber eine Erörterung der phys. Beschaffenheit der Weltkörper an die Spitze des geographischen Unterrichtes gestellt wissen will.

Die schon geäußerten sachlichen Bedenken treten schon im ersten Abschnitte zutage. Aus der Definition der Protuberanzen (S. 3) dürfte keine Schülerin zu der Erkenntnis gelangen, dass sie glühender Wasserstoff sind. Der Analogieschluss für die Kugelgestalt der Erde ist kein zwingender. Die Begründung der Fehler der Plankarten ist mangelhaft. Aus ihr wird die Schülerin nicht lernen, dass an eine richtige Karte die Forderung der Winkel-, Flächen- und Längentreue gestellt werden muss. S. 3 verlangt auch die Beantwortung der Fragen, warum Morgen- und Abendröthe auf dem Monde fehlen, und warum die Wärmeunterschiede im Laufe eines Monates sehr bedeutend sind. Das kann auf Grund der zwei vorausgehenden Seiten, auf denen nur von der Größe der Welt, der Eintheilung der Weltkörper und der Beschaffenheit der Sonne die Rede war, keine Schülerin beantworten. Die Fragen sind ebenso verfrüht wie die Einführung des Begriffes „absolute Höhe“ auf S. 4. Die mittlere Jännertemperatur von Werchojansk beträgt nach Hann — 51°. Die Oberflächentemperatur der trop. Meere beziffert sich auf 28 bis 29·5°. In dem Absatze über die Temperatur der Tiefsee neigt Verf. der alten Auffassung zu, welche von der Ansicht ausgieng, dass das Wasser am Meeresgrunde überall eine Temperatur von 4° C. besitzt. Neuere Untersuchungen führten zu dem auch vom Verf. angeführten Ergebnisse einer Bodentemperatur von ungefähr 0°. Eine Umkehrung der Temperaturschichtung gegen die Pole zu findet nicht statt. Erscheinungen, wie sie von der Challenger-

expedition berichtet werden, treten nur am Rande der Polarmeere und auch da nur unter dem Einflusse der Eisberge auf. Die „Luftzufuhr“ auf S. 9 scheint auf einem Druckfehler zu beruhen. Im übrigen ist nachgewiesen, dass der Hauptantheil an der Abkühlung des Bodenwassers niederer Breiten dem antarktischen Meere zufällt. Der Einfluss, welchen die unterseeischen Riegel auf die Temperaturverhältnisse der Binnenmeere ausüben, hätte einer genaueren Erklärung bedurft. Er dürfte sonst ebenso unklar bleiben wie die Anziehung des Mondes, von der auf der gleichen Seite die Rede ist. Die Einführung des Terminus „directe Länge“ auf S. 10 ist überflüssig. Es wäre besser gewesen, den Ausdruck Stromentwicklung einzuführen und zu erklären. Ob sich die Schülerin nach der Definition auf S. 10 darüber klar ist, was ein Flussystem ist, erscheint zweifelhaft. S. 16 lässt Verf. die Fjorde durch Querrippen in Wannen zerlegt werden. Da man dabei nur an Felsen denken könnte, dürfte der Ausdruck Schwelle mehr am Platze sein. Die Definition des Begriffes Massiv beruht auf einer irrigen Auffassung der Penck'schen Erklärung. Statt Meeres-, Fluss- und Continentaldünen gemeinsam zu behandeln, beschreibt Verf. die ersteren auf S. 19, die letzteren, getrennt von ihnen, erst S. 20 in einem anderen Zusammenhange. Zum Capitel Massenbewegung waren auch Bergstürze und Einstürze zu rechnen. Die Abspülung hätte als Übergang zum Massentransporte wenigstens erwähnt werden können. Nach neueren Untersuchungen enthält der Golfstrom zum geringsten Theile Wasser des Golfes von Mexiko. Dieser kann daher nicht mehr als die Ursprungsstätte des Golfstromes bezeichnet werden. Die größten Niederschlagsmengen Europas wurden nicht an der Westküste Skandinaviens beobachtet, sondern zu Stye im Seendistricte von Cumberland, welcher Ort 472 *cm* jährl. Niederschlag besitzt. Auch Crkvice in der Krivosije übertrifft mit seinen 429 *cm* noch beträchtlich die Niederschlagshöhe von Skandinavien. Dass der Urgesteinszone der Alpen durchwegs zwei Kalkzüge angelagert sind, ist ungenau, denn eine eigentliche südliche Kalkalpenzone in diesem Sinne fehlt westlich von Lago maggiore gänzlich. Dagegen haben wir im W. nicht drei „Streifen“ Urgesteins, sondern vielmehr eine innere (Monte Rosa) und eine äußere (Mont Blanc) krystallinische Zone, zwischen welchen die innere Kalk- und Schieferzone verläuft. An der Westseite des Montblanc ziehen die äußeren Kalkalpen. Lezterer sollte nicht zu den Graischen Alpen gerechnet sein. Das Finsteraarhorn ist rund 4300 *m* hoch. Die Eintheilung der Glarneralpen ist überflüssig. Hinsichtlich der Grenze zwischen Alpen und Karst folgt Verf. der Böhm'schen Eintheilung, bezeichnet aber diese Grenzlinie irrthümlich als Gerade. Die Verquickung der alten Alpeneintheilung mit der Böhm'schen ist in mancher Hinsicht misslungen. Der Rhätikon hätte zu den Algäueralpen gehört. Dass man in den nordtirolischen Kalkalpen „neben der bisherigen

Kettenbildung bereits auch stockförmige Gliederung mit Hochplateaus“ bemerkt, ist unrichtig. Bei Böhm heißt es, dass dieser Alpenabschnitt „im Osten dort endet, wo mit dem Beginne der Dachsteinkalkentwicklung die bisherige Kettenbildung in die Stock- und Hochplateaubildung übergeht“. Da diese Gruppe nur Kettengebirge umfasst, muss sie bis zum großen Achenthale im Osten ausgedehnt werden; denn das Kaisergebirge zeigt keineswegs, wie Verf. S. 31 behauptet, „ausgezeichnete stockförmige Gliederung“, es ist vielmehr ein Kettengebirge. Im übrigen dürfte der Ausdruck „stockförmige Gliederung“ zu Irrungen Veranlassung bieten, da auch bei den Ötzthaleralpen S. 30 von einer solchen die Rede ist. Wenn S. 33 vom Hochschwab gesprochen wird, sollte doch der Titel des Abschnittes „niederöst.-nordsteirische Alpen“ heißen. Böhm zählt mit Recht die Ortler- und Adamellogruppe zu den Centralalpen. Verf. hätte durch den Anschluss an diesen vermieden, in einer Gruppe, die „südl. Kalkalpen“ überschrieben ist, zu sagen, „ihrem Gesteine nach könnten sie auch den Centralalpen zugezählt werden“. Bei den „Trienteralpen“ fehlt die Angabe ihrer Lage. Heim konnte den Jura einen abgeirrten Seitenzweig der Alpen nennen. Was soll sich aber die Schülerin dabei denken? Der Fortsetzung des Jura im schwäbischen und fränkischen Zuge und dessen morphologischen Gegensatzes zu ersterem wurde S. 34 nicht gebürend gedacht. Der Absatz über die Vorlagen und Ausläufer der Alpen ist wenig brauchbar, da in ihm alle möglichen Formen der Erdoberfläche zusammengeworfen wurden, statt dass eine Charakteristik der Ebenen und gemäß ihrer Stellung zum Alpensysteme eine Gliederung derselben in inner- und außeralpine gegeben worden wäre, wobei auch der Begriff Alpenvorland eine geeignete Erörterung hätte finden können. Das Karstphänomen konnte kurz beschrieben werden. Die Nordgrenze der kleinen Karpathen ist für Schulzwecke durch die Miawafurche genügend gekennzeichnet. Den Sattel von Szenicz und die Straße von Holics nach Tyrnau dürften die Schülerinnen auf ihren Atlanten vergeblich suchen. Wenn die kleine Fatra am linken Ufer der Waag liegt, kann sie nicht in ihrem nördlichen Theile von der Waag durchbrochen werden. Es sollte eben der Zug genauer als Inovec-Fatra bezeichnet sein, da die kleine Fatra in ihrer Gänze auf dem rechten Waagufer liegt. Die große Fatra ist nicht auf dem linken Ufer der Neutra. Auf diesem befindet sich vielmehr das Tribecgebirge, während die große Fatra das rechte Ufer des Thurecz begleitet. Die transsilvanischen Alpen fallen nicht steil, sondern allmählich zur walachischen Ebene ab. Ihr Nordabfall ist steil. Die Charakterisierung der oberrhein. Tiefebene und der schwäb.-fränk. Stufenlandschaft könnte genauer sein. Frankenhöhe und Steigerwald können letztere nicht in ein Neckar- und Mainbecken scheiden. Statt „böhm. Massiv“ würde sich S. 38 der Ausdruck böhm. Scholle empfehlen. Denn erst in dieser kann ich dann

wieder das böhm. Massiv mit dem Böhmerwalde und die Nordumwallung unterscheiden. Warum die Sudeten losgetrennt und eigens behandelt werden, ist nicht recht einzusehen, da doch das Erzgebirge, auch ein Theil der Nordumwallung, beim „böhm. Massiv“ behandelt wird. Die Grenze der böhm. Scholle verläuft nach Penck am Ostrande der Sudeten. Die Auffassung des Inneren Böhmens als Terrassenland ist veraltet. Die Schilderung der Scenerie des Böhmerwaldes geht auf Pencks Auffassung im „Deutschen Reiche“ zurück. Ob die Schülerin aus den Worten des Buches zur richtigen Auffassung des Terrainbildes gelangt, mag dahingestellt bleiben. Im übrigen hat Penck später im II. Bd. seiner Morphologie S. 365 die Frage wieder offen gelassen, ob „die Rücken des Böhmerwaldes herausgearbeitete feste Glieder einer uralten Faltungszone oder Langschollen sind“. Ausdrücke wie „interessante Verwitterungsformen“ und „romantisches Thal“ besagen in der Geographie nichts. Der vulcanischen Formen des Westerwaldes wurde ebensowenig gedacht wie des Siebengebirges. Dass der Hunsrück geschlossener ist als der Taunus, konnte Penck im Zusammenhange seiner Darstellung sagen, in einem Schulbuche wäre der Ausdruck zu erklären gewesen. Die hessische Senke ist nicht als eigentliche Fortsetzung der oberrhein. Tiefebene aufzufassen, da nur der südlichste Theil Ebene ist. Auf S. 42 ist nicht klar, worauf sich die Worte „im letzteren“ beziehen. Dem Wortlaute nach muss letzteren mit Spessart in Verbindung gebracht werden. Man kann aber mit Penck höchstens sagen, dass „der Vogelsberg sich gleichsam auf der Fortsetzung des Spessart aufbaut“, nicht aber, dass dieser Berg im Spessart liegt. Bezieht man, wie wahrscheinlich gemeint ist, das Wort auf das hess. Waldgebirge, so kann wieder nur der Vogelsberg als aufgesetzter Kegel dieses Gebirges bezeichnet werden, während der Rhönzug als vollkommen isoliertes Gebirge aufzufassen ist. Dass der Thüringerwald „aus krystallinischen und auch anderen Gesteinsarten besteht“, trägt zu seiner Charakterisierung nicht viel bei. Statt Elbe sollte es S. 43, 5. Z. v. u. besser Aller und Weser heißen, da die Lüneburger Heide am linken Elbeufer liegt. Die Zone der großen Thalungen ist in ihren Grenzen sogar noch ausführlicher behandelt als in Pencks „Deutschem Reiche“. Ob es nothwendig ist, die Schülerinnen mit solchen Grenzlinien zu plagen, darf füglich bezweifelt werden. Jedenfalls werden sie das Luckenwalderthal auf ihren Karten nicht finden. S. 44 könnte erwähnt sein, dass die Donau das Wasser an den Rhein verliert. Das Capitel Flüsse und Seen ist eine trockene Aufzählung von Namen. Die Etsch kommt nicht von der Malserheide, sondern entspringt am Reschenscheideck. Ebenso liegt die Quelle des Isonzo nicht am Triglav, sondern südlich von der Moistroka in der Velika Duina. Es wäre daher die allgemeinere Bezeichnung „aus den Julischen Alpen“ passender gewesen. Das Po- und Rhônegebiet

wurden recht kurz behandelt. Die Oder mündet nicht in das frische, sondern in das Stettiner Haff (S. 46). Statt Brandenburger soll es Bromberger Canal heißen. Zahlreiche Flussnamen sind überflüssig, wie beispielsweise Pilica, Brahe, Malapane, Bartsch, Schwalm, Diemel, Lauter, Noord usw. Den zuerst von Lombardini angewendeten Ausdruck „offene Seen" dürften die Schülerinnen ohneweiters nicht verstehen. Warum sollen derartige Seen nicht Flusseen heißen? Das Großartigste an Namen leistet der Absatz über die Seen, in dem sogar so enge zusammengehörige Becken wie Züricher- und Walensee von einander getrennt werden. Der Quarnerolo ist keine Bucht, sondern ein Canal.

Die vertikale Gliederung der Monarchie ist etwas phrasenhaft charakterisiert. Die Niederschlagszahlen fußen noch auf den Sonnklar'schen Zahlen von 1887. Die Bevölkerungsziffern sind veraltet, sie beziehen sich noch auf die Volkszählung von 1890. Die Schulpflicht dauert in der österr. Reichshälfte nicht vom siebenten bis zum vollendeten 12., bezw. 14. Lebensjahre. Der § 21 des Reichsvolksschulgesetzes sagt ausdrücklich, sie beginnt mit dem vollendeten sechsten und dauert bis zum vollendeten 14. Lebensjahre. Nur Kindern auf dem Lande und solchen unbemittelter Volksclassen in Städten oder Märkten sind über Ansuchen der Eltern nach sechsjähriger Schulzeit Erleichterungen des Schulbesuches zuzugestehen. Technische Hochschulen gibt es gegenwärtig acht, da Brünn eine deutsche und eine tschechische besitzt. Bei der Verfassung S. 58 fehlt die Erwähnung der Proclamation Österreichs als erblichen Kaiserreiches im J. 1804. Die Gründung des Schottenklosters fällt in die Zeit der Babenberger, der Schottenhof stammt jedoch aus der Zeit von 1827 bis 1832. — Statt Josefs I. soll es S. 61 Josefs II. heißen. Dass die Bahn von Leobersdorf nach St. Pölten über Gutenstein führt, ist unrichtig (S. 61). Weyr liegt nicht an, sondern in der Nähe der Enns. Statt „nahe dabei" muss es S. 68 „westlich" lauten. Die einleitende Charakterisierung zur Beschreibung des Hzg. Krain besagt wenig. Monfalcone liegt 3 *km* von der Küste entfernt. Seit 1891 ist nur mehr der Hafen von Triest Freigebiet. S. 70 fehlt nach dem Worte Pass (15. Z. v. u.) ein Punkt, da doch die Biala nicht mehr zu den rechtseitigen Nebenflüssen der Oder gehört. Krakau war nur bis 1609 Residenzstadt; 1610 wurde die polnische Residenz nach Warschau verlegt. Krakau blieb dagegen bis 1734 Krönungs- und Begräbnisstätte der Polenkönige. In der St. Annakirche dieser Stadt befindet sich nur ein Denkmal des Nic. Copernicus. Sein Grabmal ist im Dom von Frauenburg in Ostpreußen, woselbst er starb. Der Krönungshügel in Pressburg wurde abgetragen und an seiner Stelle das Maria Theresien-Denkmal errichtet. Schäßburg (S. 73) liegt nicht an der Maros, sondern an der großen Kokel. Als Orte an der Bega werden irrigerweise auch Werschetz, Steierdorf, Reschitza, Dognacska, Oravicza und

Mehadia angegeben. Metković liegt nicht an der Narentamündung (S. 74).

Das Deutsche Reich erstreckt sich nicht von $3^1/_2{}^0$ bis $20^1/_2{}^0$ ö. L. v. Gr., sondern vom 6. bis zum 23. Grade. Consequenterweise sollte überall „Deutsches Reich“ stehen. Dass die Sommerniederschläge in diesem landeinwärts zu-, die Winterniederschläge dagegen abnehmen (S. 75), ist nicht ganz richtig, da nach Hann die höhergelegenen Orte des deutschen Mittelgebirges eine Zunahme der Winterniederschläge zeigen. Die Angabe der Kreishauptmannschaften und Regierungsbezirke ist überflüssig. Gleiches gilt von den vielen Einzelheiten in der Aufzählung der verschiedenen Fabricationszweige der Städte des Reiches. Unter den schlesischen Orten vermisst man Grünberg. Bei Halle fehlt die Universität, dagegen hat sie bei Erfurt zu entfallen. Das Großherz. Luxemburg steht seit dem Aussterben der jüngeren nassauischen Linie zu den Niederlanden nicht mehr im Verhältnisse der Personalunion. Was soll sich die Schülerin unter einem „Klima mit mediterranen Anklängen“ vorstellen? (S. 82). — Unter den Orten, welche durch Maschinenbau hervorragen, fehlt Winterthur. S. 83 enthält mehrmals Städtenamen ohne Charakterisierung. Baden liegt im Aargau. Das Depressionsgebiet in Belgien besitzt nur eine geringe Ausdehnung. Die Flüsse Lys, Dender, Rupel und Haine konnten ohne Schaden wegbleiben. Der Bemerkung S. 86, dass „die Niederlande weder Eisenstein- noch Kohlenflötze besitzen“, widerspricht S. 85 unten, da in der That bei Kerkrade Kohlen gewonnen werden. Groningen und Friesland sind als Geestprovinzen bezeichnet, obwohl sich in ihnen ausgedehnte Marschländer befinden.

Dass nördlich von der Gironde der Dünenwall in Inseln zerstückt ist, entspricht nicht den Thatsachen, da nördlich von dem genannten Aestuarium die mesozoische Tafel Frankreichs an das Meer heranreicht und vom Meere in ihr eine reichgegliederte Küste geschaffen wurde. Die Insel Oleron besteht aus Kreide und Jura, J. de Re aus Jura. Sie sind beide wohl Reste des Küstensaumes, aber nicht Stücke eines Dünenwalles. Die Inseln Yeu und Belle Ile setzen sich aus krystall. Gesteinen zusammen; Noirmoutier weist außerdem auch Kreide und jüngere Bildungen auf. Die Falaisen sind in erster Linie ein Werk der Brandung, welche die Kreideplatte unterwäscht. Sie wird in ihrer Arbeit unterstützt durch Bäche und Quelladern, welche unterirdisch dem Meere tributär werden und dabei Hohlräume durchmessen. Diese erleichtern das Zusammenstürzen der Felsen. Von einem Abgleiten des Kalksteines auf thoniger Unterlage, verursacht durch Grundwasser, findet sich selbst bei Hahn (Länderk. von Europa, Bd. Frankreich) nichts bemerkt. Als Ast des Centralplateaus kann höchstens das Forezgebirge bezeichnet werden. Der Morvan ist ein alleinstehender Horst des kryst. Gebirges. Das Plateau der Auvergne, das von Millevache und die Berge von Limousin sind Theile des Central-

plateaus. Es hätte eben betont werden sollen, dass die Vulcanberge auf die Hochfläche des alten Grundgebirges aufgesetzt sind. Dass „nahezu zwei Drittheile der Bewohner Frankreichs in Städten leben“ (S. 90), ist nicht ganz richtig. Die Zählung von 1891 ergab noch 37% städt. und 63% ländliche Bevölkerung. Auf der gleichen Seite stehen Creuzot und St. Etienne zu den angegebenen Provinznamen in keiner Beziehung. Merkwürdig kurz kommt Paris weg.

In den schott. Niederlanden (S. 92) haben wir zwei Höhenzüge. Erst zwischen diesen liegt die Centralebene. Die Cheviotberge gehören dem Hügellande der pennin. Kette an. Dass vulcan. Gesteine die Inseln zusammensetzen, ist etwas zu verallgemeinert, da die äußeren Hebriden und auch einige innere aus dem archaischen Gneiß des nordwestl. Schottland bestehen. Bei der Behandlung des Klimas war auf den Unterschied zwischen der West- und Ostküste aufmerksam zu machen. Auch hätte der schon bemerkte Niederschlagsreichthum von Cumberland erwähnt werden sollen. Die Wicklowberge, der Attow-, Scawfell- und Crossfellgipfel konnten dagegen wegbleiben.

Torneå Elf enthält um eine Flussbezeichnung zuviel. Statt finnmärk. Gebirge wäre richtiger Tafelland von Finnmarken zu setzen gewesen. Auch bei Skandinavien ist auf den klimatischen Gegensatz zwischen Ost- und Westküste nicht gebürend Rücksicht genommen. Die Kohle fehlt Skandinavien nicht gänzlich. Sie findet sich abbaufähig bei Höganäs in Südschweden. Bei Dänemark sind die Namen Kolding-, Horsens-, Randers- und Mariagerbucht überflüssig. Bei der Charakteristik der Bodenformen Russlands sollte es genauer heißen, dass lockere Gebilde der Eiszeit und der Windwirkungen für die Scenerie des Landes maßgebend sind. In Flusseinschnitten kommt hie und da die feste Unterlage derselben, keineswegs aber das Grundgebirge zum Vorschein. Dieses wird lediglich in der südruss. Granitplatte von Flüssen angeschnitten. Das durch Canalisierung und Trockenlegung gewonnene Culturland beläuft sich auf etwa 40.000 km^2, ist also bedeutend größer als das Herzogthum Krain. Im Ural konnte der Töllpos erwähnt werden. Archangelsk ist seit der Anlage von Alexandrowsk an der Murmanküste nicht mehr die nördlichste Handelsstadt Russlands. Der „mildernde Einfluss des offenen nordeurop. Polarmeeres“ zeigt sich nur an der Murmanküste, im Petschorabecken haben wir dagegen einen fortwährend gefrorenen Boden. Die Differenz der Temperaturextreme beträgt 30—33°. 74 Ew. auf den km^2 ist die mittlere Dichte Polens. Die größte Dichte dieses Landes und Russlands überhaupt findet sich im Gouvernement Petrokow. Sie beträgt 115. Die geringste Dichte hat nicht Finnland, da im nördlichen Waldgebiete, in den Gouvernements Olonez und Wologda rund 3 Ew. auf den km^2 entfallen. Im Gouv. Archangel kommt gar nur 1 Ew. auf 2·5 km^2.

Wologda ist nicht mehr Endpunkt der nordruss. Eisenbahnen. Denn seit 1898 führt die Bahn bis Archangelsk.

Die Bodengestalt Rumäniens ist unrichtig charakterisiert. Die Walachei ist keine Ebene, sondern eine von breiten, sumpfigen Thälern zerschnittene Tafel, welche sich sowohl von N. nach S. als auch von W. nach O. senkt. Sie fällt zum Donauthale steil ab und geht im O. in Steppen über. Bewaldete Höhenzüge treten auch im N. der Dobrudscha auf. Der Flächeninhalt Italiens S. 105 ist zu klein. Die Beschreibung der Bodenformen der Balkanhalbinsel ist mangelhaft. Verf. hätte besser gethan, vier Hauptgebiete zu unterscheiden: das Balkansystem, das thrak.-mak. Schollenland, das dinar. Faltengebirge und das ostgriech. Gebirge. Dass der ganze Peloponnes bis auf Argolis dinarisches Gebirge ist, entnimmt man dem Buche nicht. Der Schardagh hat mit dem Balkansystem nichts zu thun. Sein Gipfel, der Ljubeten, überschreitet nach neueren Messungen 2550 *m* nicht. Das ostserb. Gebirge reicht nur bis zum Timok. Der Vitosch liegt bereits im Antibalkan. Das Istrandschagebirge ist keineswegs eine Fortsetzung des letzteren. Es gehört vielmehr zum thrak.-maked. Schollenlande, während die Halbinsel von Gallipoli geologisch zum Festlande von Asien gehört. Die Westseite der gesammten Balkanhalbinsel ist zwar im allgemeinen wärmer als die Ostseite, im Sommer dagegen gehört Ostgriechenland zu den heißesten Gebieten der Erde. Beträgt doch die mittlere Julitemperatur von Athen 28° C., das Maximum gar 38·4° C. Baumlos ist nur das Becken von Adrianopel. Das Becken von Philippopel ist dagegen reich an Obstgärten. Bei der Bodengestaltung Italiens wird von Kesselbrüchen gesprochen. Abgesehen davon, dass sich die Schülerin unter einem „kesselförmigen Bau der Westseite Italiens" wohl nicht viel vorstellen wird, ist auch der „ligurische Golf" als Kesselbruch angesprochen, der kein solcher ist. Der Gegensatz in der Bedeutung der Ost- und Westküste ist nicht klar genug gekennzeichnet. Was soll sich die Schülerin unter der „Ungastlichkeit des dalm. Gegengestades" vorstellen? Die Lagunenküste Venetiens hätte doch auch Erwähnung verdient. Seen und Flüsse waren in der Darstellung miteinander zu verbinden. Das cantabr. Gebirge ist keine Fortsetzung der Pyrenäen, sondern der Nordrand des centralen Hochlandes. Der Mulahacen ist über 3500 *m* hoch. Die Pityusen und Balearen sind doch keine „Beigabe der Pyrenäenhalbinsel" (S. 116). Der Ausdruck „Durchbrecher" S. 117 ist ebenso unpassend wie die Wendung S. 119, dass die Inseln längs der Ostseite Asiens guirlandenartig a n g e b r a c h t sind. Die Republik Andorra steht unter der Oberherrschaft Frankreichs und des Bischofs von Urgel.

Die „kürzeste" Entfernung zwischen Cap Baba und dem Ostcap ist zu groß. Sie scheint nicht auf dem größten Kugelkreise gemessen worden zu sein. Eine Messung der Entfernung

beider Orte auf der Karte ist unbrauchbar. Mesopotamien sollte lieber zum vorderasiatischen Faltungsgebiete gerechnet worden sein, da speciell Hochmesopotamien diesem angehört, während Südmesopotamien als Bindeglied zwischen Faltengebirge und Tafelland aufgefasst werden kann. Der Aras hat jetzt eine selbständige Mündung ins Meer. Die Breite des Kaukasus erreicht höchstens 170 *km*, in der Mitte sinkt sie auf 100 *km* herab. An den Hauptkamm des Gebirges schließen sich im Norden zahlreiche Parallelketten an, deren Kamm immer niedriger wird. Nach S. stürzt der Hauptkamm steil ab. Abgesunkene Schollen bilden hie und da niedrige Vorketten. Die warmen Quellen liegen nicht bei Stawropol, sondern am Abhange des Beschtau bei Pjätigorsk. Ihre Erwähnung ist überflüssig. Die höchste Erhebung des Hindukusch überschreitet 7700 *m*. Durch die Angabe einer mittleren Höhe von 1000 *m* wird eine irrige Vorstellung von der Bodenbeschaffenheit des Inneren von Iran hervorgerufen. Wir haben neben Höhen von 1000—1300 *m* Beckenlandschaften von 250—300 *m* Seehöhe. Penck spricht beim Schwarzwald und Wasgau von Zwillingsstufen, aber nicht von Zwillingsgebirgen. Beim Libanon und Antilibanon (S. 126) würde es sich daher empfehlen von Horsten und dem Graben von Coelesyrien zu sprechen. Die Ruinen von Palmyra liegen bereits in der syr. Wüste. An der Ostseite der arab. Halbinsel ist El Hasa türk. Provinz (S. 127). Der Indus durchfließt keineswegs das Kaschmirthal. Dieses wird vielmehr von Seen eingenommen, welche zum Dschilam entwässert werden. Der Ganges bildet auch nicht die heiligen Seen. Diese sind vielmehr Quellstätte des Satledsch. Nur dieser mündet in den Indus. Die fünf Ströme, nach denen das Pandschab seinen Namen trägt, sind Satledsch, Bias, Rawi, Tschinab und Dschilam. Der Indus wird hiebei nicht gezählt. Dass die Missernten von Reis in erster Linie die Ursache für die Hungersnoth in Indien sind, hätte erwähnt werden können. Der Mahanadi hat seine Quellen doch nicht nahe der Westküste (S. 128). Das Kwenlungebirge darf nicht vom Hochlande von Tibet getrennt werden, da viele Parallelketten des mittleren Kwenlun den Norden und zum großen Theile auch die Mitte des genannten Hochlandes durchziehen. S. 130 ist das Karakorumgebirge als Kalkgebirge bezeichnet. Es wiegen jedoch archaische Felsarten vor. Nicht der Tsinlingschan theilt das chines. Tiefland, sondern seine Fortsetzung der Funiushan, bezw. dessen Ausläufer. Das Kwenlunsystem reicht nach Richthofen bis gegen Nanking. Auf Liautung ist kein Tafelland, sondern ein Rost paralleler Ketten. Korea ist ein Kaiserreich. Der Osten von Hinterindien wird nicht von einem Tafellande gebildet, das an der Ostküste abbricht. Die letztere wird vielmehr von den parallelen Zügen des anamit. Gebirges begleitet. Lediglich der Mekong durchfließt eine hügelige Hochebene, die nur scheinbar stufenförmig nach Süden abfällt. Das sajan. Gebirge (S. 137) ist nicht als Theil des Altai

aufzufassen. Erst das Changaigeb. zeigt die Streichungsrichtung des Altai. Der Jenissei entspringt daher auf einem Ausläufer des sajan. Gebirges. Da das russ. Nivellement ergab, dass der Oxus nie ins Caspische Meer gemündet haben kann, hätte diese doch strittige Frage lieber unerwähnt bleiben sollen. S. 137 muss es Caspisches statt Schwarzes Meer heißen.

Bei Arachis hypogaea sind die Früchte, die unterirdisch zur Reife gebracht werden, der Nutzstoff. Der Antiatlas wird vom Wadi Draa durchbrochen. Seine Quellen liegen in der Hauptkette des marok. Atlas. Das Museum ägypt. Alterthümer war nur bis 1889 in Bulak; seitdem ist es im vice-königlichen Schlosse in Gizeh. In Abessinien drang das Christenthum schon um 350 ein. Timbuktu liegt 18 *km* vom nördlichsten Punkte des Niger entfernt. Der Tsadsee hat nur bei Niederwasser die Größe Tirols. Die Karroo ist zwar im Sommer trocken, aber nicht ganz pflanzenlos. Eine Wüste ist sie nicht. Seit 1896 ist ganz Madagaskar franz. Colonie.

Ein Vergleich Amerikas mit der alten Welt wäre ebenso erwünscht gewesen wie eine Gegenüberstellung der allgemeinen Geographie von Nord- und Südamerika. Einen 5. Abschnitt im Relief von Südamerika bildet das Hochland von Patagonien und Feuerland. Die Angabe bestimmter Meereshöhen für die einzelnen Zonen der tropischen Höhengürtel empfiehlt sich wegen der Unterschiede in der geogr. Breite nicht. Die Schülerin dürfte S. 158 nicht verstehen, warum die wirtschaftliche Lage von Columbia eine ungünstige ist. Sievers begründet diesen Satz durch drei Momente. Sie hätten wenigstens der Hauptsache nach herangezogen werden sollen. Um Verwechslungen mit S. 156 vorzubeugen, wäre es besser, S. 159 mit Sievers von einem Caribischen Gebirge zu sprechen. Dieses wird durch die Senke von Barquisimeto nicht von der Sierra Nevada, sondern von den äußersten Ausläufern der Ostcordillere der Anden getrennt. Die erstere erreicht übrigens nur 5100 *m*. S. 165 sollte statt Sagebrush wohl die deutsche Benennung Beifußarten stehen. Die östliche Sierra Madre ist die südliche Fortsetzung des Felsengebirges, die westliche die der Sierra Nevada und der Basin Ranges. Von einer Vereinigung der beiden Sierren unter 34° n. Br. kann daher nicht die Rede sein. Die Erklärung der Parklandschaft kann wegen des an manchen Stellen recht verwickelten Baues nicht Gegenstand des Mittelschulunterrichtes sein. Die Beschreibung des Verf.s (S. 168 und 169) ist überdies unklar und unzutreffend. Wollte er durchaus die Sache im Unterrichte behandeln, so hätte er Sueß folgen sollen, der in den Parks Senkungsfelder erblickt. Das Wahsatchgebirge bildet die Ostgrenze des großen Beckens, gehört aber nicht zu diesem. 1899 war die Goldproduction Australiens am größten, dann folgte Afrika und hinter diesen kamen erst die Vereinigten Staaten. Der Yukon wird mit Dampfern befahren. Der Fraser (S. 174) gehört

zu brit. Columbia. Die hudson.-labrador. Platte ist keine Moränen-, sondern eine Glaciallandschaft. Auf ihr war die Ursprungsstätte der eiszeitl. Gletscher, deren Moränenwälle wir erst südlich von den großen Seen antreffen. Der San Lorenzo kommt der Wolga an Länge ungefähr gleich. Was ist S. 174 ein „selbstgeschaffener Canon?“ Der Satz „Der San Lorenzo entspringt in Minnesota, durchfließt die Seen und heißt beim Abflusse aus dem Ontariosee San Lorenzo“ dürfte den Schülerinnen wohl kaum klar werden. Die Schule hat sich nicht darum zu kümmern, dass der Quellfluss des San Lorenzo und die Verbindungsstücke der einzelnen Seen verschiedene Namen tragen. Bei Grönland hätte der Unterschied im Klima der Ost- und Westküste betont werden können. Dass „das große Barrièreriff heute ganz allgemein als Fahrstraße benützt wird“ (S. 176), kann missdeutet werden. Die letzte Tasmanierin starb schon 1876. Die Salomonen (S. 180) sind größtentheils englischer Besitz; das Deutsche Reich hat nur Bougainville. Die Tongainseln bilden ein selbständiges Königreich unter britischem Schutze. Die Marianen und Karolinen sind deutscher Besitz.

Die Einführung und Erklärung der Ekliptik S. 184 ist unzutreffend. Bei Mercur und Venus dürften Rotations- und Revolutionsdauer identisch sein. Benzenberg veranstaltete seinen Versuch im Michaelisthurme zu Hamburg bereits 1802. 1804 fand der Versuch im Schachte des Kohlenbergwerkes zu Schlehbusch statt. S. 189 muss es statt 1588 heißen 1582. S. 91, 117, 118, 121, 122, 131, 147 und 182 finden sich mangelhafte Satzbildungen. S. 149 heißt es „unterhalb dem“.

Wenn in den voranstehenden Bemerkungen öfter weiter ausgeholt wurde, so geschah dies nur, um zu zeigen, dass das Buch viele Dinge enthält, die einer präciseren, der Auffassungskraft der Schülerinnen angemessenen Fassung bedürfen, während andere ob ihrer Schwierigkeiten im Unterrichte überhaupt nicht behandelt werden können.

Wien. J. Müllner.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschluss ihrer Anwendungen. Band II, Heft 4. Red. von H. Burkhardt in Zürich. Leipzig, B. G. Teubner.

Das rüstig fortschreitende Unternehmen bringt in diesem Hefte zunächst die Theorie der continuierlichen Transformationsgruppen von L. Maurer in Tübingen und H. Burkhardt in Zürich. Es handelt sich hier um die Schöpfungen Lie's, welcher den Gruppenbegriff im Gebiete der continuierlichen Transformationen ausgebildet und seine große Tragweite gezeigt hat. Eine kurze Zusammenstellung der Hauptsätze und Definitionen ist hier ein Bedürfnis, weil die Orientierung in einem sowohl begrifflich als

terminologisch neuen und ausgedehnten Gebiete dadurch wesentlich erleichtert wird.

Die Randwertaufgaben bei gewöhnlichen Differentialgleichungen von Maxime Bôcher stellen im Zusammenhang ein Gebiet dar, dessen Anfänge bereits auf Sturm und Liouville zurückgehen und auf welchem die Forderungen der mathematischen Physik viele wertvolle Einzeluntersuchungen zutage gefördert haben, welche aus der Theorie der Reihenentwicklung von Potentialen, Wärmeleitungsaufgaben und ähnlichem entspringen. Das Problem ist hier, die in einer reellen linearen Differentialgleichung zweiter Ordnung auftretenden Parameter so zu bestimmen, dass die Integrale derselben gewissen Bedingungen im Inneren oder an der Grenze eines gegebenen Intervalles genügen.

Die Potentialtheorie, vorwiegend unter dem Gesichtspunkte einer Theorie der Laplace - Poisson'schen Differentialgleichung, stellen Burkhardt und F. Meyer dar. Hier sind besonders die in den gewöhnlichen Lehrbüchern nicht erwähnten neueren Untersuchungen über die Existenz der Potentiale bei gegebenen Randbedingungen zu erwähnen. Der folgende Artikel von A. Sommerfeld bringt die durchaus neueren Untersuchungen über die Lösungen linearer partieller Differentialgleichungen zweiter Ordnung, ihre functionentheoretische Beschaffenheit und die hier existierenden Randwertprobleme. Hieher gehören die Untersuchungen über die schwingenden Membranen, über ausgezeichnete Lösungen usw. Der Bericht ist durchaus bis zu den letzten Arbeiten von Picard, Poincaré u. a. durchgeführt.

Innsbruck. Wirtinger.

Das Archimedische Princip als Grundlage physikalisch-praktischer Übungen. Von Oberlehrer Dr. Nikolaus Bödige. Osnabrück, Druck u. Verlag von Meinders & Elstermann 1901. 8°, 52 SS.

Über das Archimedische Princip lassen sich mit außerordentlich einfachen Hilfsmitteln zahlreiche Versuche anstellen, die so recht geeignet sind, das Verständnis dieses Principes und die ganz besondere Wichtigkeit, die demselben im Gebiete der Physik zukommt, dem Schüler mit voller Klarheit vor Augen zu führen. Derartige mit den denkbar geringfügigsten Behelfen und Vorrichtungen zu bewerkstelligende Versuche sind in der von Dr. F. Poske herausgegebenen „Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht" schon wiederholt in den mannigfaltigsten Abänderungen beschrieben werden. Der Verf. des vorliegenden Schriftchens hat sich nun der Aufgabe unterzogen, diese letzteren Versuche nebst anderen solchen von früherer Zeit her bekannten in geordneter und systematischer Form zusammenzustellen und zu beschreiben. Die Darstellung erfolgt hiebei auf eine so einfache und übersichtliche Weise,

dass der experimentierlustige Schüler in den Stand gesetzt wird, die angeführten Versuche ohne jede Schwierigkeit mit Erfolg auszuführen. Aber auch dem Lehrer wird dieses Büchlein willkommen sein, und dies umsomehr, als es eine Fülle von zu diesem Principe und seinen Folgerungen gehörigen Denk- und Rechenaufgaben bringt. Die auf S. 21 gegebene Definition *a*) für das specifische Gewicht eines Körpers ist diejenige für die relative Dichte; die Definition *b*) ist allein richtig.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Močnik-Spielmann, Geometrische Formenlehre und Anfangsgründe der Geometrie für Realschulen. Mit 216 in den Text gedruckten Figuren. Achtzehnte, geänderte Auflage. Wien u. Prag. F. Tempsky 1900. IV u. 158 SS. Preis geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 10 h.

Die seit Decennien an österreichischen Realschulen im Gebrauche stehenden und bestens bewährten „Anfangsgründe der Geometrie für die 2., 3. und 4. Classe“ von Dr. Franz Ritter von Močnik wurden von Prof. Joh. Spielmann im Sinne des Normallehrplanes vom 23. April 1898, Z. 10331, sowie der zugehörigen Instructionen vom 1. März 1899, Z. 5546 sowohl hinsichtlich des Umfanges des gesammten Lehrmateriales als auch hinsichtlich dessen didaktischer Behandlung einer genauen Bearbeitung unterzogen und mit der gleichfalls revidierten „Geometrischen Formenlehre für die 1. Classe“ zu einem organischen Ganzen vereinigt. Der Schüler ist nunmehr in der angenehmen Lage, während der ganzen Dauer seiner Unterrealschulstudien beim geometrischen Unterrichte das nämliche Buch benützen zu können, woraus u. a. der gewiss nicht zu unterschätzende Vortheil resultiert, dass „das Localgedächtnis der Schüler mehr ausgenützt wird“.

Zu den vielfachen Vorzügen des Buches gehört die dem Gesichtskreise des Schülers vollkommen angemessene, schlichte, anschauliche und fast durchwegs präcise Diction, die größere Berücksichtigung der achsialen Symmetrie geometrischer Gebilde und die intensivere Benützung der Bewegung bei der genetischen Erklärung von geometrischen Grundbegriffen, bei der Ableitung und dem Nachweise von Lehrsätzen und der Lösung mannigfacher Aufgaben. Durch besondere Klarheit und Fasslichkeit zeichnen sich aus u. a. der Nachweis des Satzes, dass der größeren Seite eines Dreieckes der größere Winkel gegenüberliegt, die der Ausmessung geradliniger Figuren und der Ähnlichkeit der Dreiecke gewidmeten Erörterungen und die Angabe der geometrischen Bedeutung einiger im arithmetischen Unterrichte parallel behandelter algebraischer Fundamentalformeln. Es bedarf keiner Rechtfertigung, dass „der Übungsstoff in seinem Umfange erhalten“ wurde, wohl aber ver-

dient es hervorgehoben zu werden, dass die meisten der zweckmäßig gewählten und didaktisch geordneten Beispiele und Aufgaben sich in nicht zu großen Zahlen bewegen und zu Resultaten führen, welche wegen ihrer mitunter überraschenden Einfachheit den Schüler zu befriedigen und sein mathematisches Interesse mächtig anzuregen vermögen. Dies gilt insbesondere von jenem Theile des Übungsstoffes, der auf die für das praktische Leben wichtigen Anwendungen der geometrischen Lehren Bedacht nimmt, von den „eingekleideten Aufgaben", die dem Schüler auch den hohen praktischen Nutzen der mathematischen Lehren deutlich vor Augen führen, und deren Lösung die Selbständigkeit seines Denkens zweifellos am wirksamsten fördert.

Die zur Lösung von Aufgaben, bezw. zur Begründung oder Herleitung neuer Lehrsätze benöthigten Hilfsmittel werden durch Anführung der betreffenden Paragraphen nur angedeutet — nicht etwa der Wortlaut der Sätze selbst mitgetheilt — so dass der Schüler zu fortgesetzten und zweckmäßigsten Wiederholungen früherer Partien veranlasst wird, um den ihm zugemutheten Anforderungen gerecht werden zu können.

Neben den kurz angegebenen Vorzügen enthält das Buch mehrere meist in sprachlich-logischer Hinsicht der Verbesserung fähige Einzelheiten, auf die Ref. hiermit aufmerksam zu machen sich erlaubt:

S. 2, Z. 22 und 23 sind die Worte „und liegen in derselben Fläche" als überflüssig zu streichen, da durch zwei einander schneidende Strahlen die Lage einer Ebene bereits bestimmt ist. Die Definition des rechten Winkels in § 5 setzt den Begriff der Perpendicularität voraus, der jedoch erst in § 7 und § 25 zur Erklärung gelangt. Die Definition des Prismas (S. 3, Z. 9 und 8 v. u.) ist zu weit; der dort charakterisierte Körper braucht keineswegs ein Prisma zu sein. — Die allerdings nicht seltene, mitunter selbst in sonst beachtenswerten Lehrbüchern vorkommende Bezeichnung des Winkels als des von einem Halbstrahle beschriebenen Theiles der Ebene erscheint logisch verfehlt, da „Winkel" und „Ebene" völlig disparate Begriffe sind und Theile von Ebenen wieder nur Ebenen, niemals Winkel im strengen mathematischen Wortsinne werden können. Die Unrichtigkeit der Definition erhellt auch schon daraus, dass die beiden den Winkel bildenden Schenkel unendlich lang vorgestellt werden müssten, welche Bedingung aber zur Existenz des Winkels, der von der Länge der Schenkel unabhängig ist, offenbar nicht gehört.

Nach der Meinung des Ref. ist der Winkel als der Richtungsunterschied zweier Halbstrahlen zu definieren und durch Besprechung der Drehung eines Halbstrahles in einer Ebene genau zu erläutern, wobei der Schüler veranlasst werden soll, den Begriff „Richtung" hinlänglich klar zu denken, der als einfacher Begriff keiner Definition fähig ist. Ebensowenig kann der Keil, welcher

die Abweichung zweier Ebenen von einander bedeutet, als ein „theilweise begrenzter Raum“ (S. 4, Z. 2 v. u.) definiert werden. Die ihrem Wesen nach unbegrenzte Richtung kann mit der Ausdehnung der Geraden, in welcher zwei entgegengesetzte Richtungen zugleich vertreten sind, nicht „zusammenfallen“ (S. 5, § 10, 2). S. 6, Z. 12 v. u. ist zu setzen „dritte“ statt „ungleiche“. Die Grundlinie des Dreieckes kann gleich der Seitenkante sein. S. 10, Z. 3 sind die Worte „dieselbe Lage, aber“ zu streichen; zwei von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehende Halbstrahlen, welche „dieselbe Lage“ haben, sind identisch, sie können unmöglich „entgegengesetzte Richtung“ besitzen. — Die von den meisten Lehrbüchern für Mittelschulen beibehaltene, didaktisch nur scheinbar sehr zweckmäßige Euklidische Definition der Parallelen (§ 22): „sie seien gerade, in derselben Ebene liegende Linien, welche, wenn sie noch so weit verlängert werden, nie zusammentreffen“, kann vom formal-logischen Standpunkte aus nicht als einwandfrei gelten, da eine correcte Definition keinerlei Negationen verträgt. Sie führt aber auch in mathematischer Beziehung zu Schwierigkeiten und Inconsequenzen, welche sich in den gebräuchlichen Ausdrücken entgegengesetzt parallel, antiparallel, invers parallel usw. spiegeln. S. 11, Z. 13 und 16 ist „in der Richtung“ durch einen zutreffenden Ausdruck zu ersetzen; jeder Halbstrahl besitzt ja eine eigene Richtung, es sind also zwei Richtungen links und zwei Richtungen rechts von einander zu unterscheiden. — S. 17, Z. 2 v. u. wäre statt „an denen liegen“ präciser zu setzen etwa „in denen . . . einander schneiden“. Im Interesse einer widerspruchslosen geometrischen Terminologie wäre es wohl gelegen, wenn man auf die Bezeichnung „reguläres Prisma“, „reguläre Pyramide“ in dem vielfach noch benützten Sinne verzichten würde. Da der Begriff „Pyramide“ in dem Umfange des Begriffes „geometrischer Körper“ enthalten ist, so muss jeder folgerichtig denkende Schüler sich berechtigt glauben, die „reguläre Pyramide“ als einen „regulären Körper“ zu bezeichnen, er erfährt aber aus dem Buche, dass „die regelmäßige Pyramide kein regelmäßiger Körper ist“. An die Stelle der nicht ganz befriedigenden Definition des Polygons als einer von mehr als vier Seiten begrenzten ebenen Figur könnte vielleicht folgender Wortlaut treten: „Je nachdem eine ebene Figur von 3, 4, 5 . . . Seiten begrenzt wird, wird sie ein Dreieck, Viereck, Fünfeck . . . und im allgemeinen Vieleck oder Polygon genannt. Die sonst noch vorkommende Eintheilung der durch gerade Linien begrenzten ebenen Gebilde in Dreiecke und Vielecke verdient insoferne Beachtung, als das Dreieck die Grundform der Anschauung, als solche somit etwas Einfaches ist, jedes Vieleck aber aus Dreiecken bestehend vorgestellt werden kann. S. 22, Z. 6 ff. v. u. wäre die doppelte Bedeutung des Wortes Meridian anzugeben, nämlich als Linie und als Ebene, und der Satz „die einzelnen Lagen . . . heißen Meridiane“ zu corrigieren,

denn die „Lage“ ist weder eine Linie noch eine Fläche. S. 24, Z. 12 und 13 ist die Bestimmung „und übrigens ganz außerhalb des Kreises liegt“ pleonastisch, weil es keinen Strahl gibt, der nur einen Punkt mit der Kreislinie gemeinsam hätte „und übrigens nicht ganz außerhalb des Kreises läge“. Dieselbe Bemerkung gilt hinsichtlich der Ellipsentangente (S. 27, Z. 2 v. u.). — S. 34, Z. 20 v. u. ist zu setzen „Ein Grundsatz ist ein Satz ...“ statt „Ein Grundsatz enthält einen Satz“; S. 35, Z. 6 „fällen“ st. „errichten“, denn letztere Bezeichnung wird ausschließlich bei der Construction einer Normale in einem bestimmten Punkte einer Geraden gebraucht. S. 37, Z. 8 und 9 sollte statt „unlöslich“ gesetzt werden „unlösbar“, wenngleich beide Ausdrücke die gleiche Grundbedeutung haben. Man spricht von lösbaren Räthseln und Aufgaben, von löslichen Stoffen (Kochsalz im Wasser), wohl sehr selten von lösbaren Stoffen und löslichen Aufgaben. S. 37, Z. 5 v. u. könnte statt „gleich“ gesetzt werden „congruent“, da der erste Ausdruck nicht selten bloß zur Bezeichnung der Übereinstimmung zweier Objecte hinsichtlich ihrer Größe, nicht auch hinsichtlich ihrer Form dient. S. 40, Z. 17 ist statt 4, 6, 8 ...“ zu setzen „4, 8, 16 . . ,“. Die Theilung eines Winkels in sechs gleiche Theile setzt die Theilung desselben in drei gleiche Theile nothwendig voraus, eine Aufgabe (trisectio anguli), welche mit Zirkel und Lineal allein allgemein nicht lösbar ist. Die meist übliche Eintheilung der Congruenzsätze ist willkürlich, durch den Fortschritt der Wissenschaft keineswegs bedingt, da jeder der vier Congruenzsätze ganz unabhängig von den übrigen erklärt und bewiesen werden kann. So wird denn auch z. B. bei Wiegand, Heis-Eschweiler u. A. als I. Congruenzsatz derjenige angeführt, welcher in dem in Rede stehenden Buche die Nummer II trägt. Dieser Übelstand lässt sich durch die bekannten, sachlich motivierten Bezeichnungen Seite-Winkel-Seitesatz (sws) usw. beheben, welche z. B. schon Gernerth in seiner ebenen Geometrie benützte. S. 49, Z. 5 und 7 soll gesetzt werden „jede . . . anderen“ statt „dritte . . . ersten“; Z. 4 v. u. „braucht“ statt „darf“; S. 55, Z. 1 v. u. ff. „ist die Summe der Winkel . . .“ statt „sind die vier Winkel . . . die sechs Winkel“; S. 57, Z. 21 etwa „diese“ oder „die Winkel“ statt „sie“, denn „sie“ bezieht sich sprachlich auf Schenkel, während hier die Gleichheit der Winkel gemeint ist. Bei dem Nachweise der Sätze 1 und 2 des § 95 ist zunächst die Perpendicularität der beiden Rhombusdiagonalen außer Zweifel zu stellen, da nur unter dieser Bedingung „*AO* mit *CO* durch eine Drehung um 180° um *BD* zur Deckung gebracht werden kann“. In § 105, Z. 7 fehlt die zur Congruenz der Vierecke nothwendige Bedingung, dass die Bestimmungsstücke beider Dreiecke in demselben Sinne aufeinander folgen. § 128 wäre durch den leicht zu führenden Nachweis zu ergänzen, dass das Viereck *ABFD* ein Parallelogramm ist. S. 76, Z. 12 v. u. ist zu setzen „muss“ oder „braucht“ statt „darf“. Der Satz für die Berechnung des

Kreisumfanges S. 84, N. 1 genügt; die Ableitung der unter N. 2 und 3 enthaltenen Sätze soll dem Schüler überlassen bleiben. S. 86, Z. 13 ist statt „von einander" zu setzen etwa „den kleineren von dem größeren". § 160. Der Begriff des Verhältnisses zweier Strecken setzt den Begriff des Verhältnisses ihrer Maßzahlen nicht voraus, man braucht vielmehr, um den von jeder Maßzahl unabhängigen Exponenten des Verhältnisses zu finden, nur zu untersuchen, wie oft die eine Strecke in der anderen enthalten ist; allerdings haben zwei Größen, welche Vielfache einer und derselben dritten sind, denselben Exponenten wie ihre Maßzahlen (Vervielfachungszahlen). S. 89, Z. 2 ist „vier" zu setzen statt „fünf"; S. 106, Z. 19 „fällen" statt „errichten". In § 223, Z. 6 könnte besser statt „auf einer Ebene" das bestimmtere „auf einer seiner Ebenen" gesetzt werden. Ein Kegel z. B. kann mit einer Seitenkante „auf einer Ebene aufliegen", die aber nicht seine Grundfläche ist. — S. 227 ff. könnte statt der sehr gebräuchlichen, aber nichtssagenden Ausdrucksweise „eine Gerade gleitet parallel zu sich selbst" etwa benützt werden „mit gleich bleibender Richtung" oder dgl. — § 243, Z. 7 ff. könnte statt „Schnitt" präcis „Schnittfigur", bezw. „Schnittfläche" gesetzt werden. Ferner sind dortselbst die Worte „beim geraden Cylinder" zu streichen, denn auch der schiefe Kreiscylinder und der schiefe elliptische Cylinder werden im allgemeinen von einer Ebene in einer Ellipse geschnitten. S. 132, Z. 20 bedarf es der Angabe des Gesetzes, nach welchem die stetige Abnahme des beweglichen Kreises zu erfolgen hat, damit ein Kegel entstehe. (Ein Kegel entsteht nur, wenn der Radius des Kreises der Entfernung der Kreisfläche von der Spitze O stets proportional bleibt.) S. 141 ist bei der Aufgabe 11 statt „welcher . . . . andere Würfel" zu setzen „dessen Inhalt gleich ist der Summe der Inhalte zweier anderen Würfel". S. 146, Z. 5 v. u. ist „braucht" statt „darf" zu setzen. Der S. 147, Z. 4 v. u. erwähnte Körper ist ein Pyramidenstumpf, keine Pyramide. S. 149, Z. 5 v. u. ist „ein hl" zu setzen statt „einen hl"; S. 152, N. 15 „1 dm^3" statt „1 m^3". S. 155, N. 25 c fehlt die Angabe der 'Wandstärke' des Kessels.

Außer den erwähnten könnten noch einige Inconvenienzen angeführt werden, wie z. B. die stellenweise vorkommende Verwechslung der Begriffe „sich schneidende" und „einander schneidende" (Gerade oder Flächen), das Fehlen mehrerer Interpunctionszeichen (§ 60, Z. 8; S. 69, N. 7 u. 8 ff.), die Benützung des alten Rechnungsmechanismus bei der abgekürzten Multiplication von Decimalzahlen und andere Mängel von meist ganz geringfügiger Bedeutung, welche die unzweifelhaft gute Verwendbarkeit des besprochenen Buches beim Massen- und auch beim Privatunterrichte nicht wesentlich zu beeinträchtigen vermögen.

Wien. Dr. K. Zahradníček.



Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 110 bis Nr. 118. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1900.

In dem ersten der vorliegenden Bändchen wird die 1885 veröffentlichte Abhandlung von J. H. van t'Hoff über die Gesetze des chemischen Gleichgewichtes für den verdünnten, gasförmigen oder gelösten Zustand von Bredig übersetzt und herausgegeben. Es werden die Grundsätze der Thermodynamik auf die Lösungen mittelst der halbdurchlässigen Wand angewendet, das Gesetz von Boyle in den verdünnten Lösungen entwickelt und die bei einer umkehrbaren isothermen Änderung geleistete Arbeit gerechnet. Weiters wird ein theoretischer Beweis des Gesetzes von Gay-Lussac in den verdünnten Lösungen gegeben. Nach einer Zusammenfassung der Gesetze von Boyle und Gay-Lussac für verdünnte Lösungen wird eine Vereinfachung, die sich bei Betrachtung der molecularen Menge ergibt, durchgeführt und der Druck eines Systemes von Stoffen bei der Einheit der Concentration aufgestellt. Nun wendet sich der Verf. zur Erörterung des Gleichgewichtsgesetzes bei constanter Temperatur im verdünnten Zustande, dann zur Besprechung desselben Problemes, wenn die Temperatur veränderlich ist. Nach den Forschungen von van t'Hoff hängt der osmotische Druck, das Volumen und die absolute Temperatur einer Lösung durch folgende Formel zusammen: $PV = iRT$, wo R einen Wert hat, der im allgemeinen von dem für Gase geltenden Werte derselben Größe verschieden ist, sich aber ihm jedenfalls nähert. i weicht von der Einheit wenig ab und hängt von der Natur des betrachteten Falles ab; für ein gasförmiges System wird $i = 1$.

Wie diese letztgenannte Größe für die im Wasser gelösten Stoffe bestimmt werden kann, zeigt nun der Verf. der Abhandlung im Folgenden, und zwar nach der Methode des Löslichkeitsgesetzes der gasförmigen Stoffe, der Dampfspannung, des osmotischen Druckes und mittelst der Gefrierpunkte. Die gegenseitige Prüfung der angewendeten Methoden wird sodann vorgenommen. Unter den Anwendungen des Vorgetragenen finden wir mehrere Fälle, die der Aufstellung der Gesetze des chemischen Gleichgewichtes in den wässerigen Lösungen förderlich gewesen sind.

In der nun folgenden Abhandlung „eine allgemeine Eigenschaft der verdünnten Materie“ werden die verwandten Erscheinungen der Gase und Lösungen in einem Gefäße mit halbdurchlässigen Wänden in überaus klarer Weise auseinandergesetzt. Weiters werden die elektrischen Bedingungen des chemischen Gleichgewichtes betrachtet; der Verf. wurde nämlich durch die Arbeiten von Arrhenius über die galvanische Leitfähigkeit der Elektrolyte auf die Untersuchung der Beziehungen geführt, welche die chemischen Gleichgewichtserscheinungen mit den Fundamentalgrößen der Elektricität, mit der Leitfähigkeit, mit der elektromotorischen Kraft und der Intensität

zeigen müssen. Es wurden aus der elektrischen Bedingung des chemischen Gleichgewichtes dieselben beiden Gleichgewichtsgesetze abgeleitet, zu welcher auch die Thermodynamik führt; es wird aber auch durch diese Untersuchungen ermöglicht, die physikalische Bedeutung der Gleichgewichtsconstante kennen zu lernen, da nämlich eine Beziehung zwischen der elektromotorischen Kraft einer reversiblen galvanischen Kette und dieser Gleichgewichtsconstanten besteht.

In Nr. 111 ist die Abhandlung über eine besondere Classe algebraisch auflösbarer Gleichungen von N. H. Abel herausgegeben worden. In dieser wird nachgewiesen, dass zwischen den Wurzeln der Kreistheilungsgleichungen rationale Beziehungen bestehen: dadurch wird uns das Gebiet einer großen Classe algebraisch auflösbarer Gleichungen eröffnet. Wie der Herausgeber richtig bemerkt, hat Abel in der vorliegenden Arbeit mit genialem Blicke diejenige Gattung von Gleichungen herausgefunden, welche überhaupt für die algebraische Auflösung der Gleichungen die einfachste und fundamentalste ist. Die Arbeit Abels ist ursprünglich im 4. Bande des Crelle'schen Journales in französischer Sprache erschienen; diese Abhandlung ist der vorliegenden deutschen Übersetzung zugrunde gelegt worden. Dass die in der Abhandlung angegebenen und durchgeführten Theorien sich vielfach mit den Arbeiten von Gauss, Galois, Kronecker u. a. berühren, braucht dem sachkundigen Leser wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

In dem Hefte Nr. 112 finden wir die berühmte Abhandlung von Cauchy über die bestimmten Integrale zwischen imaginären Grenzen von P. Stäckel herausgegeben. Die Arbeit rührt vom Jahre 1825 her, und sie kann als der Beginn der Functionentheorie bezeichnet werden; es ist fast erwiesen, dass diese schöne Arbeit des französischen Analytikers, welche auch als dessen bedeutendste bezeichnet werden kann, von diesem als solche nicht erkannt wurde, sondern dass erst andere die Tragweite dieser Forschungen ins rechte Licht setzen mussten. Die Abhandlung war sogar trotz der genannten Vorzüge schwer zugänglich und selten gelesen und war auch in den Bänden der seit 1882 herausgegebenen *Oeuvres complets* nicht enthalten.

Die Betrachtungen werden auch auf mehrfache Integrale ausgedehnt, und es wird u. a. eine Anwendung auf das Problem der Fortpflanzung der Wellen gegeben. Die Zusammenstellung von bestimmten Integralen, die sich mittelst der Fundamentalformel durch geschlossene Ausdrücke darstellen lassen, muss als eine sehr wertvolle bezeichnet werden.

In den Anmerkungen des Herausgebers finden wir Bemerkungen über Cauchys Leben, seine Bedeutung für die Functionentheorie, über die Abhandlung des französischen Forschers über bestimmte Integrale aus dem Jahre 1814, ferner über die

von Cauchy aufgestellte Fundamentalformel, die sich für die Theorie der bestimmten Integrale äußerst fruchtbar erwiesen hat. Eine Reihe von Anmerkungen enthält Literaturangaben sowie Erläuterungen zu schwierigeren Stellen. Es sind auch in sehr dankenswerter Weise die zahlreichen Druckfehler des Originales verbessert worden.

In Nr. 113 sind zwei Abhandlungen zur Theorie der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung von Lagrange und Cauchy von Dr. Gerhard Kowalewsky übersetzt und herausgegeben worden. Zum Unterschiede von Lagrange, welcher Scharen von unendlich vielen Integralflächen sucht, hat Cauchy eine durch eine gegebene Curve hindurchgehende Integralfläche für den Fall von zwei unabhängigen Veränderlichen gesucht. Die Cauchy'sche Arbeit wurde durch Lie in klares Licht gesetzt, während Monge der vollendete Interpret der Lagrange'schen Arbeit war. In seiner Theorie der partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung hat Mansion auf die beiden hier angegebenen Arbeiten weiter aufgebaut.

Oettingen gibt in Nr. 114 die berühmten Briefe von Alessandro Volta über thierische Elektricität heraus. Die Briefe datieren aus den Jahren 1792 bis 1795. Wenn auch viele von Volta ausgesprochene Gedanken durch die Zuhilfenahme des Energieprincipes ausgeschaltet worden sind, bleiben die in den vorliegenden Briefen ausgesprochenen Ideen von dem größten — nicht nur historischen — Werte. Volta scheint ursprünglich die Berührung der Leiter verschiedener Classen als erregende Quelle angesehen zu haben — erst später scheint er den Metallcontact zur Geltung gebracht zu haben. Die ganze Arbeit, welche vielfach gegen die Anschauungen Galvanis sich wendet, zeigt die Gründlichkeit, mit welcher Volta seine Ansichten geprüft hat.

Derselbe Herausgeber hat in Nr. 115 den „Versuch über die Hygrometrie" von dem Professor der Philosophie zu Genf De Saussure ediert. Es wird in der berühmten Abhandlung die Beschreibung eines neuen vergleichbaren Hygrometers vorgenommen, dann die Theorie der Hygrometrie gegeben. In einer Reihe von Anmerkungen hat Prof. Oettingen die Irrthümer Saussures klargelegt, aber auch die grundlegenden Ideen dieses genialen Forschers hervorgehoben.

Die Darstellung ganz willkürlicher Functionen durch Sinus- und Cosinusreihen von Lejeune Dirichlet und die Note über eine Eigenschaft der Reihen, welche discontinuierliche Functionen darstellen, von Philipp Ludwig Seidel ist in Nr. 116 der Classiker der exacten Wissenschaften von Heinrich Liebmann herausgegeben worden. Die Arbeiten stehen in einem innigen Zusammenhange, da Dirichlet zeigte, dass eine convergente Reihe von unendlich vielen stetigen Functionen nicht nothwendig eine stetige Summe zu haben braucht, während der zweite Forscher aufgeklärt

hat, dass der Grund der Unstetigkeit einer solchen Summe nur in der unendlich verlangsamten Convergenz bestehen kann.

In dem folgenden Hefte wird uns in sehr dankenswerter Weise die Abhandlung über darstellende Geometrie von Gaspard Monge in einer sehr gelungenen deutschen Übersetzung von Robert Haussner geboten. Für diese erste deutsche Ausgabe von Monges *Géométrie descriptive* ist die Ausgabe von 1798/99 benutzt worden, da diese von Monge selbst redigiert wurde und anderseits die erste selbständige Buchausgabe ist. Die Übersetzung ist dem Texte der Originalausgabe angepasst worden; allerdings wurden manche Änderungen in der Bezeichnung der Figuren vorgenommen. Die Form, in welcher Monge die darstellende Geometrie geschaffen hat, ist eine so vorzügliche, dass sie auch für die modernen Darstellungen dieses Gegenstandes als typisch und maßgebend bezeichnet werden kann. Mit Recht behauptet der Herausgeber, dem wir für diese Leistung besonderen Dank wissen, dass die darstellende Geometrie von Monge „jedem Lehrer dieser Disciplin ein an Eleganz, Klarheit und vollendeter Form der Darstellung schwer erreichbares Vorbild darbietet“.

Im ersten Theile finden wir die Aufgabe und Methode der darstellenden Geometrie auseinandergesetzt und die elementaren Aufgaben dieses Wissenszweiges gelöst. Im zweiten Theile sind die Tangentialebenen und die Normalen krummer Flächen behandelt worden. Im dritten Theile werden die Schnitte krummer Flächen erörtert und am Schlusse dieses Abschnittes wird die Methode von Roberval angegeben, um an eine Curve, welche durch das Gesetz der Bewegung eines erzeugenden Punktes gegeben ist, eine Tangente zu ziehen. Diese Methode wird angewendet auf die Ellipse und auf die Schnittcurve zweier Rotationsellipsoide mit einem gemeinsamen Brennpunkte. Der vierte Theil handelt von der Anwendung der für die Construction der Schnitte krummer Flächen gegebenen Methode zur Lösung verschiedener Aufgaben, unter denen sich auch drei geodätische Probleme von besonderer Wichtigkeit befinden. Im fünften Theile (Krümmung doppelt gekrümmter Curven und krummer Flächen) findet sich einleitungsweise eine Bemerkung über die Nützlichkeit des Unterrichtes in der darstellenden Geometrie auf den Mittelschulen, welche wohl für die heutige Zeit ebenso Anwendung finden kann, wie für die Zeit von 1798, in der das fundamentale Werk von Monge verfasst wurde.

Von besonderem Interesse ist dieser letzte Abschnitt, in dem die Krümmung der Curven und Flächen, die Lehre von den Evoluten, Krümmungslinien und abwickelbaren Flächen behandelt wird; die Begriffe und die gegenseitigen Beziehungen derselben hat er in seinen denkwürdigen Anwendungen der Analyse auf die Geometrie geschaffen und eingehend begründet, hier aber rein geo-

metrisch zu erklären versucht. In den Zusätzen wird über die Schnittpunkte dreier Kreiscylinder abgehandelt, ferner ein Beispiel für die Erzeugung krummer Flächen (sogenannte geradlinige Flächen) gegeben und die Bestimmung der Tangentialebenen an eine krumme Fläche gelehrt, wobei die beiden Probleme gelöst werden: in einem gegebenen Punkte einer geradlinigen Fläche die Tangentialebene an dieselbe zu legen und das zweite: bei gegebener Tangentialebene einer geradlinigen Fläche ihren Berührungspunkt zu finden.

Sowohl die vom Herausgeber beigegebene historische Einleitung als auch die speciellen Textanmerkungen sind anregend und belehrend und in manchen Fällen auch berichtigender Natur.

In Nr. 118 sind die Untersuchungen von Alessandro Volta über den Galvanismus aus den Jahren 1796 bis 1800 von A. J. von Oettingen herausgegeben worden. Volta gab seine Versuchsergebnisse Professor Gren in Halle in drei Briefen bekannt. Welch klaren Blick Volta in seinen Experimentalforschungen bekundet hat, zeigt namentlich der dritte Brief; nach Bekanntwerden desselben wussten die Engländer aus ihm die entsprechenden Nutzanwendungen zu ziehen.

Im einem folgenden Hefte sollen alle von Volta 1800 bis 1806 mitgetheilten Versuche gebracht werden, die namentlich für den geschichtlichen Entwicklungsgang der Elektrochemie von großem Belange sind.

Ad. Wernickes Lehrbuch der Mechanik in elementarer Darstellung mit Anwendungen und Übungen aus den Gebieten der Physik und Technik. In zwei Theilen. Erster Theil: Mechanik fester Körper. Von Dr. Alex. Wernicke, Director der städt. Oberrealschule und Professor an der herzogl. technischen Hochschule zu Braunschweig. 4. völlig umgearbeitete Auflage. 1. Abth. Einleitung: Phoronomie, Lehre vom materiellen Punkte. Mit eingedruckten Abbildungen. 2. Theil. Flüssigkeiten und Gase. Von Richard Vater, Docent an der kgl. technischen Hochschule zu Aachen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1900.

Das bekannte und vom Beginn seines Entstehens freundlich aufgenommene Werk erscheint nunmehr in 4. Auflage. Vorzugsweise in den Kreisen der Techniker hatte dieses Werk von jeher viele Freunde gewonnen. Nach dem Tode des Verf.s im Jahre 1895 hat dessen Sohn die Umarbeitung und Umgestaltung des Werkes vorgenommen, wobei er darauf Rücksicht nahm, dass das Werk den Bedürfnissen der technischen Mittelschulen, jenen der Studierenden der Universität und anderer Hochschulen, welche Mechanik in elementarer Weise zu behandeln wünschen, ferner den Bedürfnissen der Techniker und dann der Candidaten des höheren Schulamtes, welche sich mit den Anwendungen der Mathematik zu beschäftigen haben, entspräche. Während der erste Theil, der die Phoronomie, die Lehre vom materiellen Punkte, die Dynamik

starrer und fester Körper enthält, vom Sohne des Verf.s neu bearbeitet wurde, ist der zweite Theil, der von der Statik und Dynamik der Flüssigkeiten handelt, von dem Docenten der kgl. technischen Hochschule zu Aachen Vater bearbeitet worden. Das Buch ist reich an theoretischen Betrachtungen, ebenso gehaltvoll aber in den Abschnitten, die von den Anwendungen und Übungen das Wesentlichste umfassen. Vorausgesetzt wird die Kenntnis der ersten Elemente der Mechanik und jener der Elementarmathematik, soweit diese in dem Gymnasiallehrplan eingreift. Sehr zu billigen ist es, dass der Verf. vom Begriffe der Vectoren umfassenden Gebrauch gemacht hat, weil dadurch die geometrische Behandlung der Mechanik zu deren rechnerischer Seite in das richtige Gleichgewicht gebracht wird. Überall ist auf die Bedürfnisse der Technik die gebürende Rücksicht genommen worden.

In der Einleitung werden unter anderen die Größen der technischen Mechanik eingehend besprochen, also die unendlich kleinen und unendlich großen Größen, die veränderlichen und beständigen Größen, dann die Scalaren und Vectoren. Daran reihen sich die Untersuchungen über die Phoronomie oder reine Bewegungslehre, deren Grundbegriffe zunächst festgesetzt werden. Dem folgen die Betrachtungen über die Richtungsgrößen der Phoronomie und die Studien über die Bewegungen starrer Körper. Den Übergang von der Phoronomie zur Dynamik bildet der Verf. in zweckentsprechender Weise und stellt sowohl zur Phoronomie als auch zur Lehre vom materiellen Punkte vielfache und sehr lehrreiche Anwendungen und Übungen zusammen.

In der Lehre von der Mechanik der Flüssigkeiten und der Gase werden zunächst die allgemeinen Gesetze über das Gleichgewicht und den Druck von Flüssigkeiten aufgestellt. Es werden auch, um den gewonnenen Gleichungen Allgemeinheit zu verleihen, die Wärmeverhältnisse der Gase und Dämpfe in Rechnung gezogen und auf die wesentlichsten Grundgleichungen der mechanischen Wärmetheorie des Näheren eingegangen. Unter den Anwendungen finden wir auch die Wärmekraftmaschinen, die Heißluftmaschinen, die Feuerluftmaschinen, die Gasmaschinen u. a. Maschinen beschrieben und deren Wirkungsweise berücksichtigt. Besonders eingehend wurde die Einrichtung der Dampfmaschine beschrieben. Im weiteren ist vom Gleichgewichte der Flüssigkeiten die Rede, wenn in dieselbe Körper eingetaucht sind. — Die Grundgleichungen des Ausflusses der Flüssigkeiten aus Gefäßen und Röhren werden mittelst des Energieprincipes abgeleitet und für die beiden Fälle specialisiert, in denen es sich um den Ausfluss eines Gases und des gesättigten Wasserdampfes handelt. Auch hier begleiten zahlreiche Anwendungen und Übungen den theoretisch gehaltenen Text. Von vorwiegend theoretischem Interesse ist der letzte Abschnitt, in dem von der Bewegung des Wassers in Flüssen und Canälen abgehandelt wird. Die graphische

Darstellung leistet auch in diesem Abschnitte ganz bedeutende Dienste und wird — wo immer nur möglich — zur Führung der Untersuchungen herangezogen.

Sowohl der Praktiker als auch der Lehrer der Physik wird in den vorliegenden Büchern manche Belehrung und Anregung empfangen, und zwar nicht nur in sachlicher, sondern auch in methodischer Hinsicht.

Die Physik in gemeinverständlicher Darstellung für höhere Lehranstalten, Hochschulen und zum Selbststudium von Dr. Friedrich Neesen, Professor an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule und an der Universität Berlin. Mit 284 in den Text eingedruckten Abbildungen und einer Spectraltafel. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn 1900. Preis geb. 4 Mk.

Der in der physikalischen Literatur bekannte Verf. hat den Entwicklungen in dem vorliegenden Lehrbuche das Princip der Erhaltung der Energie und jenes der Action und Reaction zugrunde gelegt und — entsprechend der Bestimmung des Buches — die mathematischen Entwicklungen auf ein Minimum reduciert, wobei allerdings nicht durchwegs auf Hervorheben des Wesentlichen und Ausscheiden des weniger Belangreichen Bedacht genommen erscheint. Immerhin wurde der Gedankengang eines Beweises und das Ergebnis desselben angegeben.

Der Begriff der Masse hätte aus der Betrachtung der Beschleunigung, die eine bestimmte Kraft der ersteren ertheilt, deduciert werden sollen. Es ist unrichtig, dass (in der Formel $m = dv$) d auch das specifische Gewicht des Körpers genannt werden kann. Es ist schon oft genug in dieser Zeitschrift betont worden, dass ein scharfer Unterschied zwischen absoluter und relativer Dichte und spec. Gewicht gemacht werden muss. — Den Unterschied zwischen Momentan- und Dauerkraft hätte der Verf. im Einklange mit neueren Darstellungen der Bewegungslehre fallen lassen sollen. — Viel einfacher als in dem Buche wäre die Formel für die Centripetalkraft zu erhalten. — Die bald erfolgte Einführung des Begriffes der Kraftlinie ist zu billigen. — Die Formeln für den freien Wurf werden aus dem Energieprincip gewonnen. — Über die Gleichung der Wurfbahn ist nichts gesagt; die Formeln für die Wurfdauer und für die Wurfweite sind nicht richtig. — Die Eigenschaften des Falles auf der schiefen Ebene hätten erläutert werden sollen. — Der Abschnitt über das Potential erscheint dem Ref. unzureichend. Der Begriff des Potentiales wäre als Arbeitsbegriff aufzustellen gewesen. — Über die physikalische Bedeutung des Trägheitsmomentes hätte in einer gemeinverständlichen Darstellung mehr gesagt werden sollen. — Die Aufstellung des Principes von d'Alembert hält Ref. für vortheilhaft, wenn von diesem Principe der entsprechende Gebrauch gemacht wird. — Der Kepler'sche Flächensatz hätte streng mathematisch bewiesen werden sollen. — In der Theorie

des Stoßes wäre es zweckmäßig gewesen, die Fälle der unelastischen und elastischen Massen scharf voneinander zu trennen. — Die Hydrostatik mit der Aerostatik so zu vereinigen, wie es in dem Buche geschehen ist, halten wir vom didaktischen Standpunkte aus für nicht vortheilhaft. — Die Interferenz von Wellen, die in derselben und in der entgegengesetzten Richtung fortschreiten, hätte ausführlich erörtert werden sollen. — Viel zu wenig genau ist die Lehre von den schwingenden Saiten zur Behandlung gekommen. — Nicht klar sind die auf den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie bezugnehmenden Erörterungen. — Anstatt der gewöhnlichen Influenzmaschine von Holtz wird jene Form beschrieben, welche ihr Töpler gegeben hat. — In der Lehre vom Galvanismus wäre es das Zweckmäßigste gewesen, von dem Volta'schen Elemente auszugehen. — Die Definition der elektromagnetischen Stromeinheit leidet an Ungenauigkeit. — Dass die Gesetze der elektrischen Strömung erst nach der Lehre von der Induction behandelt werden, kann nicht gebilligt werden. — Wie in dem Pacinotti'schen Ringe die Inductionsströme entstehen, hätte treffender auseinandergesetzt werden sollen. — Recht gut ist der Abschnitt über Telegraphie, Telephonie und Mikrophonie bearbeitet. — In der Behandlung der Lehre vom Lichte ist dem Ref. Nachstehendes aufgefallen: In der Photometrie wurde des Apparates von Lummer und Brodhun gedacht. — Die geometrische Optik kugelförmiger Begrenzungsflächen ist ausführlich behandelt worden. Ob es gerathen ist, in einer gemeinverständlichen Darstellung der Optik die Reflexion der Brechung zu subsummieren, muss dahingestellt sein. Man hätte erwartet, dass die wichtigen Erscheinungen am Hohlspiegel beschrieben worden wären. Ebenso hätte die Lehre von den Linsen schulgerecht behandelt werden sollen. — Die Erörterung der Principien der Interferenz des Lichtes lässt sehr viel zu wünschen übrig. Warum nur Lichtstrahlen zur Interferenz gelangen, welche von derselben Lichtquelle herühren, hätte dargelegt werden sollen. Gut ausgearbeitet ist die Lehre von der Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes. — Im Folgenden ist auch des Lichtdruckes Erwähnung gethan worden. — Unter den besonderen Arten von Strahlenerregern werden die Kathoden- und die Röntgenstrahlen, ferner die redioactiven Strahlen hervorgehoben und in einem Schlussabschnitte die elektrischen Schwingungen und einige auf denselben beruhende Apparate behandelt. Auf die Tesla'schen Wirkungen hätte mehr Rücksicht genommen werden sollen. Das über die Maxwell'sche Lichttheorie Gesagte ist so unzureichend, dass es dem Verständnisse eines nichtkundigen Lesers nicht nahegebracht erscheint.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.



Technik der Experimentalchemie. Anleitung zur Ausführung chemischer Experimente. Für Lehrer und Studierende, sowie zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Rudolf Arendt. 3. verm. Aufl. Mit 878 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss 1900. 828 SS.

Von dem vorliegenden schönen Werke ist die erste Auflage im November 1881 vollendet worden, die zweite Auflage ist November 1891 erschienen und nach weniger als abermals zehn Jahren, zu Ostern 1900, die zu besprechende dritte Auflage auf den Markt gelangt. „Nicht bloß ein vortrefflicher Rathgeber für den Anfänger im Experimentieren, sondern auch ein sehr praktisches Nachschlagebuch für den Geübteren" ist schon früher das das Werk mit Recht genannt worden. Es ist eine reiche Fundgrube von Thatsachen und deren experimentelle Erhärtung, und zwar für den Lehrer sowohl zum Zwecke des Unterrichtes als auch — und vielleicht noch mehr — zu seiner eigenen wissenschaftlichen Vervollkommung!

Jedes Experiment wird kurz, aber doch ausreichend genau und klar beschrieben. Die Versuche sind methodisch geordnet. Es existiert wohl kein Buch, in dem neben dem technischen Theile der experimentellen Unterrichtspraxis das methodische Moment in so ausgiebiger Weise in Anwendung kommt! Es darf nicht verschwiegen werden, dass in dem Werke bisweilen Einrichtungen beschrieben werden, die sich infolge ihrer Compliciertheit nur für Laboratorien von Hochschulen eignen und dass auch ab und zu recht nebensächliche und für den Unterrichtsbetrieb an sich ganz unwesentliche Dinge zur Sprache kommen; und doch kann man aus solchen Abschnitten Nützliches lernen: man sehe z. B. die Beschreibung und Abbildung eines „Kastenverschlusses" nach oder das Capitel über „Reinigung der Apparate".

Wahrhaft goldene Worte sind in den „Allgemeinen Bemerkungen", mit denen der allgemeine Theil abgeschlossen wird, enthalten (304—306). Von großem Werte ist es, dass von dem hier Gesagten abgesehen, auch im besonderen Theile bei jedem einzelnen Versuche auf hygienische Maßregeln und directe Gefahren aufmerksam gemacht wird!

Die Seitenzahl wurde gegenüber der zweiten Auflage um 62 SS. vermehrt — neu aufgenommen wurde ein Abschnitt über Rühr- und Schüttelwerke (204—211) und über Accumulatoren (67—80); die Anzahl der Abbildungen ist um 95 gestiegen. Die Vermehrung des Stoffes betrifft vorwiegend den allgemeinen Theil, auf welchen auch zwei Drittel der neuen Figuren entfallen. Es sind alle im letzten Jahrzehnt neu in Verwendung gekommenen Apparate und Einrichtungen gewissenhaft berücksichtigt und fast alle gut beschrieben und abgebildet worden. Vier Abbildungen, u. zw.: Fig. 267 „Kasten zum Schwärzen von Metallgeräthen". Fig. 304 „Theilung von Büretten", Fig. 341 „Kühler für Rück-

fluss und Destillation von Leather“ und Fig. 342 „Kühlrohrhalter von Allen und Chattaway“ sind sammt dem zugehörigen Texte nicht in die neue Auflage herübergenommen worden.

Betreffs der Fig. 642 soll erwähnt werden, dass darin auf die Verbindung des äußeren Belages der Leydenerflasch mit der einen der beiden Platinösen vergessen worden ist, von Fig. 687 u. 688 aber muss bemerkt werden, dass die daselbst dargestellten Doppelpyramiden auch in der neuen Auflage keineswegs einem Alaunkrystalle ähnlich sehen! — S. 223 wäre das „Dreieck mit verschiebbaren Radien von Schmelck“ klarer zu beschreiben, S. 666, letzter Absatz, nicht eine Substanz bald als verdünnte, bald aber als concentrierte Schwefelsäure anzusprechen.

Wien. Joh. A. Kail.

Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Stande der astronomischen Wissenschaften am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Von Hermann J. Klein. 3., völlig umgearb. u. vermehrte Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels“. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8°, XIV u. 610 SS. Preis 10 Mk.

Von dem unter den Amateur-Astronomen weit verbreiteten Werke „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels“ liegt nunmehr die dritte Auflage in einem neuen Gewande vor, in welcher der Verf. wieder mit einem wahren Bienenfleiße alles für den Amateur-Astronomen Wissenswerte zusammengetragen hat, um ihn über den Stand des Wissens und die in unserer Zeit zahlreich und rasch aufeinander folgenden Errungenschaften auf dem Laufenden zu erhalten. Eine nicht zu unterschätzende Beigabe, eine reiche und ziemlich vollständige Literaturangabe macht das Werk insbesondere auch für diejenigen wertvoll, welche sich über ein oder das andere Gebiet genauer aus den Quellen orientieren wollen. Einige Weglassungen, welche von manchem vielleicht als Mangel empfunden werden, sind vielleicht nicht unbeabsichtigte Lücken, sondern vielmehr durch die subjective Stellungnahme des Autors veranlasst und daher mehr von diesem Standpunkte aus zu beurtheilen.

Das Werk gliedert sich in vier Abtheilungen. In der ersten Abtheilung (26 SS.) sind die wichtigsten den astronomischen Beobachtungen des Amateur-Astronomen dienenden Instrumente vorgeführt. Die zweite Abtheilung (S. 27—320) behandelt das Sonnensystem; die dritte Abtheilung (S. 321—485) die Stellarastronomie; endlich bietet die vierte Abtheilung (S. 489—600) eine Zusammenstellung der interessantesten Objecte, geordnet nach Sternbildern. Der insbesondere durch die Himmelsphotographie, namentlich auch der Spektrophotographie in den letzten Jahren so außerordentlichen Bereicherung unserer Kenntnisse ist im vollsten Umfange

Rechnung getragen, und insbesondere bietet diese vierte Abtheilung, der wertvollste Theil des Buches, eine dem Liebhaber unerschöpfliche Fülle von Beobachtungsobjecten, ein dankbares Feld für seine Bethätigung. Dem Texte beigegebene Skizzen der Umgebungen von besonders interessanten Objecten, oder von solchen, deren fortgesetzte Beobachtung auch mit relativ geringen Hilfsmitteln gelingt (veränderliche Sterne), werden die Auffindung derselben im Gesichtsfelde des Fernrohrs außerordentlich erleichtern.

Die erste Abtheilung hätte nach des Ref. Meinung wohl etwas erweitert werden können. Zwar ist das über die parallactisch montierten Refraktoren und ihre Aufstellung Gesagte, obwohl kurz, doch hinreichend ausführlich; allein viele von denjenigen, welche sich mit der Beobachtung des Himmels in ihren Mußestunden befassen, legen ebenfalls großen Wert auf eine gut gehende Uhr, und nicht wenige derselben bestimmen auch den Stand und Gang ihrer Uhren durch eigene Beobachtungen. Eine Ergänzung von wenigen Seiten über Uhren und Chronometer, über den Sextanten und das Passageninstrument würde daher vielen sehr willkommen gewesen sein.

Etwas eingehender möchte sich Ref. mit der zweiten Abtheilung befassen, da er sich mit manchem dort Gesagten nicht einverstanden erklären kann.

Der Autor fasst unter der Überschrift „Allgemeine kosmische Verhältnisse“ bei den einzelnen Gliedern des Sonnensystems die wichtigsten Resultate über die Bahnverhältnisse, Größe und Masse der Himmelskörper zusammen; übersichtlicher wäre wohl eine Zusammenstellung derselben in einer Tafel gewesen, wie dieselbe auf S. 150 ff. für die Kometen gegeben ist. Zu diesem Verzeichnisse hätte Ref. nur zu bemerken, dass er die Numerierung nach dem älteren Galle'schen Verzeichnis, in welchem die periodischen Kometen bei ihrer wiederholten Erscheinung dieselbe Nummer erhielten, vorziehen würde. Dass ein ähnliches Verzeichnis für die Planetoiden nicht beigegeben ist, kann Ref. nicht billigen. Zwar haben die kleinen Planeten, seitdem die Art ihrer Entdeckung (Aufnahme von Sternkarten durch Zeichnung oder noch einfacher durch die Photographie) in weitere Kreise gedrungen ist, viel von dem Interesse verloren, das ihnen und ihren Entdeckern in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entgegengebracht wurde; gerade für die astronomische Forschung sind aber von der weiteren Verfolgung derselben noch wesentliche Fortschritte in der Zukunft zu erwarten, und wenn Beobachtungen derselben allerdings nur mit den mächtigen Refraktoren unserer Zeit erfolgreich sein können, so ist eine Tabelle derselben für jeden ebenso interessant, wie z. B. die Tabelle der Eigenbewegung der Fixsterne auf S. 406—412 oder die Tabelle der Doppelsternbahnen auf S. 425/6, welche zu bestimmen doch ebenfalls keinem Liebhaber-Astronomen einfallen wird.

Einige besondere, einzelne specielle Gebiete betreffende Mängel möchte Ref. nur kurz erwähnen.

Bezüglich des über die Veränderungen auf der Mondoberfläche auf S. 121 ff. Gesagten kann Ref. dem Verf., der hier wieder an seiner älteren Anschauung festhält[1]), nicht beistimmen und kann hier auf das von dem Ref. in Valentiners „Handwörterbuch der Astronomie" [2]) Gesagte hingewiesen werden.

Bei dem Planeten Mars hat der Verf. wohl das Wesentlichste über die bisher erlangten Beobachtungsresultate gegeben; von den verschiedenen Deutungen derselben aber merkwürdigerweise den phantastischen Auslegungen über eine angebliche höhere Civilisation von hypothetischen Marsbewohnern viel zu viel Credit eingeräumt, und dadurch einer durch nichts gestützten, aber ihrer Abenteuerlichkeit wegen bei dem großen Publicum sehr beliebten Hypothese eine neuerliche unverdiente Würdigung zukommen lassen. Die Annahme, dass die sog. Marscanäle eigentlich Bergketten sind, ist nicht einmal erwähnt.

Endlich ist aus dem Abschnitte über die großen Planeten noch des Saturnringes zu gedenken. Die Beobachtungen von Campbell und Keeler sind wohl erwähnt, nicht aber die bereits viel früher aus theoretischen Untersuchungen geschöpften, durch die Beobachtungen bestätigten Ansichten von Laplace, Maxwell und Hirn, Seeliger über die Constitution des Ringes.

Obwohl minder wichtig, mag doch nicht unerwähnt bleiben, dass der Verf. für den innersten dunkeln Saturnring den Namen „Crapring" wählt — eine überflüssige und eigentlich incorrecte Bezeichnung. Die ersten Beobachter, Boad und Lassell, bezeichneten ihn als „a crape veil" [3]).

Dass den Kometen und Meteoren ein bedeutender Abschnitt gewidmet ist, ist selbstverständlich. Nebst den Untersuchungen über ihr spectroskopisches Verhalten und den hieraus gezogenen Schlüssen werden auch einige theoretische Untersuchungen erwähnt, namentlich sofern es sich um die Erkennung der Identität zweier Kometen handelt. Der Verf. führt hier das Tisserand'sche Kriterium als einen Satz an, der „ein sicheres Urtheil über die Identität zweier Kometen" gestattet. Mit Rücksicht auf die große Decidiertheit, mit welcher sich der Verf. hierüber an dieser Stelle (S. 274) ausspricht, muss Ref. erwähnen, dass er theoretisch und auch an Beispielen gezeigt hat, dass der Wert des Tisserandschen Kriteriums weit überschätzt wurde. Übrigens hat auch

---

[1]) Im Gegensatze zu einer späteren vgl. „Astron. Nachrichten", Bd. 122, S. 407.

[2]) Encyklopädie der Naturwissenschaften, Trewendt, Breslau, III. Band, I. Hälfte, Artikel „Mond", S. 279/80.

[3]) Crap ist kein gebräuchliches englisches Wort und vielleicht nur durch die phonetische Verwandtschaft mit dem Crabnebel (im Stier) verwendet.

Schulhof, den der Verf. zu Gunsten dieses Kriteriums anführt, sich mit viel größerer Reserve ausgesprochen.

Die Hypothese, welche Ref. vor zehn Jahren über das Wesen der Kometenschweife ausgesprochen hat, und welche seither durch Laboratoriumsexperimente in Berlin bestätigt wurden, ist in dem Buche nicht erwähnt; und gegen die Darstellung, welche der Verf. auf S. 284 von der Annahme des Ref. über die kosmische Stellung der Kometen und Meteore gibt, möchte sich Ref. doch verwahren. Die vom Verf. gegebene Darstellung widerspricht in manchen Punkten dem vom Ref. Gesagten; keinesfalls ist es möglich, aus des Verf.s Darstellung diese Hypothese wieder zu erkennen[1]). Die vom Verf. ziemlich ausführlich dargestellte Hypothese vom lunaren Ursprung der Meteoriten wird wohl heutzutage von niemandem mehr ernst genommen.

Die Ausstattung des Buches ist wie bei allen aus dieser Verlagsbuchhandlung hervorgegangenen Werken als eine in jeder Richtung vollkommene zu bezeichnen. Die Figuren und Tafeln, für welche je nach Bedarf die verschiedensten Reproductionen gewählt sind, die farbigen Spectraltafeln, die Zeichnungen der Sonnenflecken, das Zodiakallicht, die Darstellungen der Nebelflecke, der Milchstraße usw. unterscheiden sich sehr vortheilhaft von ähnlichen mehr für das Auge berechneten Darstellungen anderer populärer Werke, und gereichen dem Buche zur Zierde. Nicht glücklich gewählt erscheint dem Ref. die Wahl des Sternhaufens ω Centauri (S. 448) und wäre ein anderer weniger gedrängter Sternhaufen, z. B. die Praesepe, oder die Plejaden instructiver gewesen. Immerhin geben die Figuren 92 (S. 495) und 109 (S. 573) in dieser Beziehung eine nothwendige Ergänzung. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Figur 68 (S. 211) des Saturnschattens nicht diejenige Anomalie darstellt, von welcher an jener Stelle gesprochen wird, sondern vielmehr eine der von Kaiser 1850, Dawes 1854, Secchi und Respighi 1855, Hall 1876 und Terby 1889 gegebenen Darstellungen zur Grundlage hätte dienen sollen, bei welchen die Schattengrenze gegen den Saturnsmittelpunkt zu convex (nach außen hin concav) gesehen wurde.

---

[1]) Über diese Hypothese des Ref. vgl.: Valentiner, „Handwörterbuch der Astronomie", Bd. II, S. 222 ff.

Wien. Dr. N. Herz.



Elemente der darstellenden Geometrie von Dr. Rudolf Sturm, ord. Professor an der Universität zu Breslau. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. 157 SS. mit 61 Figuren im Texte und 7 lithographierten Tafeln. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1900.

Die erste Auflage dieses gediegenen Werkes ist bereits im Jahre 1874 erschienen, zu welcher Zeit der Autor noch als ord. Professor am Polytechnicum zu Darmstadt thätig war. Das vom Verf. angestrebte Ziel bestand damals darin, einerseits den Vorunterricht an den hessischen Realschulen zu uniformieren und der an der Hochschule zu pflegenden höheren Lehrstufe anzupassen, anderseits aber den das Polytechnicum besuchenden Gymnasiasten einen Lernbehelf zu bieten, um sich die ihnen fehlenden Elementarkenntnisse gründlicher aneignen zu können, als es das durch die Umstände bedingte rasche Fortschreiten der Einleitungsvorträge ermöglichte. Außerdem sollte dieses Buch dem bahnbrechenden Werke von Professor Dr. Wilhelm Fiedler in Zürich über die darstellende Geometrie in organischer Verbindung mit der Geometrie der Lage als Vorstufe dienen.

Dass es dem Autor wohl gelungen ist, allen diesen Anforderungen zu entsprechen, bezeugt der Altmeister der Projectionswissenschaft selbst, indem er die Sturm'sche Arbeit in dem vorgenannten Werke ein vortreffliches Schriftchen nennt, von dem er nur bedauert, dass dessen Symbolik von der seinen abweicht. Der vergleichende Kritiker bemerkt aber, dass sich Dr. Sturm nicht nur in diesem, sondern auch in manchen anderen Punkten vollständige Unabhängigkeit wahren wollte.

Inzwischen hat sich der Verf. durch Veröffentlichung mehrerer umfangreicher Studien über den linearen Complex, über Strahlencongruenzen, über den Strahlencomplex zweiten Grades und über Flächen dritter Ordnung rühmlich hervorgethan, so dass schon hierin eine sichere Gewähr für die Gediegenheit der Neuauflage liegt. Den Anlass zur letzteren hat die am 1. April 1899 in Kraft getretene neue Prüfungsordnung für die Lehramtscandidaten der angewandten Mathematik in Preußen gegeben, welche die darstellende Geometrie als Prüfungsgegenstand vorschreibt und damit diese Disciplin auch in den Vortragscyclus der Universität einreiht.

Diesen neuen Anforderungen wurde durch eine Erweiterung des Buches um 57 Seiten und 61 Textfiguren entsprochen, wobei sich allerdings die Zahl der Tafeln von 12 auf 7 reducierte, während anderseits die letzteren bedeutend vergrößert und mittels Allongen handlicher angebracht wurden. Die jetzigen Tafeln zeichnen sich gegenüber den früheren durch eine sorgfältigere Ausführung der Figuren aus. Bei aller Würdigung der Correctheit kann Ref. doch den Wunsch nicht verschweigen, dass es angezeigt gewesen wäre, die Hauptlinien noch etwas kräftiger hervortreten zu lassen, um den Figuren mehr Leben zu verleihen. Dieser in einem theo-

retischen Lehrbuche wohl unwesentliche Mangel, welcher vielleicht nur Constructeuren von Fach auffallen dürfte, wird aber durch die streng wissenschaftliche und vornehme Sprache wieder mehr als wett gemacht. Der Gedankenausdruck ist durchwegs bestimmt, klar und schön. Die Symbolik ist gut gewählt und consequent angewendet. Der Gebrauch der unendlich fernen Elemente des Raumes tritt allenthalben hervor und gestattet eine allgemeinere Fassung der Gesetze, als es bei Euklid'scher Sprechweise möglich ist. Die projectivischen Verwandtschaften: „Affinität, Collineation und dualistische Reciprocität" sind überall gebürend im Vordergrunde gehalten.

An Vermehrungen im Inhalte wären hervorzuheben: die Einführung einer neuen Projectionsebene, welche zu der früheren schief liegt (eine schon von Skuhersky studierte Transformation), ferner die Elemente der Perspective, der schrägen Projection, der Axonometrie und der Schattenconstruction.

Das Dreikant wird im Anschlusse an den Neigungswinkel zweier Ebenen kurz behandelt, ohne wie früher die sehr elegante, aber doch nicht so sehr populäre Construction von Fiedler zu benutzen, welche von Hemming zum Ausgangspunkte der sphärischen Trigonometrie genommen wurde.

Maßbeziehungen an regulären Polygonen und Polyedern, sowie trigonometrische Relationen sind an passender Stelle entwickelt und benutzt worden.

Bei den Durchdringungen von Prismen und Pyramiden wurden wohl die Durchstoßpunkte in der natürlichen Aufeinanderfolge aufgesucht, doch konnte diese Arbeit durch übereinstimmende Bezeichnungen an den Basen und an der Durchdringungslinie methodischer vorgenommen und dadurch wesentlich erleichtert werden.

Von krummen Flächen sind nur jene des Cylinders, des Kegels und der Kugel aufgenommen worden, weshalb die Techniker eine weitere Ausbildung in anderen Werken suchen müssen. Dem Autor lag offenbar daran, bei weiser Beschränkung auf das Nothwendigste und Wichtigste größtmöglichste Gründlichkeit zu entwickeln.

Sinnstörende Druckfehler sind auf Seite 102 in Nr. 116 bei der Hyperbelbesprechung drei hintereinander übersehen worden.

Das auch in Druck und Ausstattung tadellose Werk verdient allgemeine Wertschätzung und wird den gegenwärtig durch das Deutsche Reich wehenden Zug nach Einführung der Projectionslehre in allen höheren Schulen gewiss erheblich steigern.

Wien. Adalbert Breuer.



Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom classischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Abtheilung I: Das Alterthum. Bearbeitet von Franz Winter, Professor an der Universität Innsbruck. 100 Tafeln. Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann 1900. Folio.

Der für den Gymnasialunterricht wichtigste Theil dieses umfangreichen, auf 500 Tafeln berechneten Werkes liegt nunmehr vor. Es ist der I. Band: „Alterthum". Die bildende Kunst dieser Zeitepoche wurde auf 100 Tafeln Folio durch Dr. Franz Winter, Professor an der Universität Innsbruck, bearbeitet. Der Preis des Bandes stellt sich auf Mk. 10·50. Der klare, übersichtliche Inhalt dieser Abtheilung gliedert sich in zwei Hauptabschnitte. Der erste: Die Vorstufen der classischen Kunst: Ägypten, Babylonien und Assyrien, Phönicien, Persien, Kleinasien und Mykenae wurden auf den ersten neun Tafeln durch viele, großentheils ganz neue Bilder illustriert. Der zweite Hauptabschnitt der classischen Kunst ist abgetheilt in die Architektur, Plastik und Malerei, von denen jeder Abschnitt weiter unterschieden wird nach den in Griechenland und nach den in Italien entstandenen oder dort erhaltenen Kunstwerken. Der griechischen Architektur sind zwölf, der Baukunst Italiens zehn Tafeln gewidmet. Den größten Raum nimmt selbstverständlich die griechische Plastik ein mit 46 Tafeln. Die Plastik auf italienischem Boden wird in sieben Tafeln illustriert. Der antiken Malerei sind im ganzen dreizehn Tafeln zugewiesen, von denen vier auf Griechenland und acht auf Italien entfallen.

Vor allem müssen wir anerkennend hervorheben, dass eine große Anzahl neuer photographischer Aufnahmen in guter autotypischer Reproduction zur Anschauung gelangen. Die Ausstattung ist eine sehr gute, das Papier ein derartiges, dass der Druck der Bilder sehr wirkungsvoll ist. Diese letzteren können vielfach die Concurrenz mit Lichtdruckbildern aufnehmen, ja sogar mit Photographien. Es ist ein Vergnügen, die contrastreichen architektonischen und plastischen Abbildungen anzusehen oder die vorzüglichen Wiedergaben der antiken Wandgemälde verschiedenster Herkunft, deren gegenwärtiger Zustand deutlich aus dem Bilde zu erkennen ist. Fast jede von den neuen Aufnahmen wirkt mit einer überraschenden Unmittelbarkeit auf den Beschauer. Die Architekturbilder sind geradezu Stimmungsbilder zu nennen und alle genügen für nicht zu sehr ins Detail gehende stilkritische Untersuchungen vollkommen. Damit haben wir im allgemeinen schon die Verwendbarkeit des Werkes als Anschauungsbehelf beim Unterrichte gekennzeichnet. In der Hand des verständigen Lehrers kann es nur segensreich wirken und die Schüler auf das günstigste anregen, sich in die bildende Kunst der Alten mit Liebe zu versenken. Dass es für den kunstgeschichtlichen Unterricht, soweit er überhaupt wo an irgend welchen Schulen existiert, unentbehrlich ist braucht wohl kaum erwähnt werden.

Ins Einzelne gehend möchten wir besonders auf einige Bilder hinweisen. Auf Taf. 1 zieht eine photographische Aufnahme der Felsengräber von Benihassan (XII. Dynastie) durch die Analogie mit der dorischen Tempelfaçade besonders an. Taf. 6 gibt in der Silberschale aus Amathus auf Cypern ein Beispiel für bildliche Darstellung auf concentrischen Ringen, die an die Beschreibung des Schildes des Achilles gemahnt. Für uns Österreicher besonders interessant ist die Figur 3 derselben Tafel, in welcher in einem kleinasiatischen Felsenrelief der Urtypus des Doppeladlers dargestellt ist. Die Ansichten aus Mykenae sind bei der Homerlectüre nothwendig. Fig. 1 und 4, Taf. 17 erläutern interessant die Verwandtschaft zwischen Palmette und Akanthusblatt. Fig. 6, Taf. 19 gibt die Wiederherstellung der Burg von Pergamon nach dem Entwurfe von Bohn. Taf. 20 und 21 sind dem antiken Theater gewidmet. Taf. 22 bringt instructive Bilder über pompejanische Häuser, wobei wir auf Kubiks „Pompeji im Gymnasialunterrichte“ verweisen. Der römischen Architektur wird besonders Rechnung getragen, und finden alle ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten gebürend Darstellung. — Besonders gut ist die Zusammenstellung verschiedener Typen einer und derselben Gottheit, wie z. B. auf Taf. 38 des Apollo. Taf. 39 ist für das Verständnis der antiken Gewandung lehrreich. Sehr gut ist die Plastik des Parthenon und anderer athenischer Baulichkeiten vertreten. Taf. 51 bringt unter den Werken des V. Jahrhunderts den früher so genannten Mercur von Virunum aus dem Wiener Museum. Taf. 54 den ebenda befindlichen Fries des Heroon zu Trysa. Besonders müssen wir Taf. 56 hervorheben mit dem prächtigen Säulenrelief vom ephesischen Artemision (vgl. Gipsabguss in der Wiener Akademie der bildenden Künste). Die schöne Ganymeddarstellung nach Leochares ist in guter Aufnahme auf Taf. 58 zu finden. Die Porträtplastik des IV. Jahrhunderts ist durch acht charakteristische Bilder auf Taf. 62 illustriert. Taf. 63 zeigt in drei verschiedenen Ansichten, die sehr gut gewählt sind, den Schaber des Lysippos. Taf. 64 und 65 beschäftigen uns mit Darstellungen Alexanders des Großen. Die hellenistische Kunst, besonders die pergamenische, ist reich vertreten. Sehr instructiv veranschaulicht ist die Verwandtschaft der letzteren mit der Kunstrichtung, der wir die Laokoongruppe verdanken, namentlich was den Typus der Gesichter betrifft, und die Art der Bewegung der Figuren. Allmählich leiten die Bilder hinüber zur römischen Plastik des ersten christlichen Jahrhunderts, um mit Taf. 86, mit der Porträtbildhauerei des III. und IV. Jahrhunderts n. Chr., diese Reihe zu schließen. Die folgenden Tafeln behandeln, wie erwähnt, die antike Gefäßdecoration sowie die Wandmalerei. Auf Taf. 95 finden wir einige der mit der Malerei so nahe verwandten Stuckdecorationen aus der Casa Farnesiana in Rom. Die folgenden Seiten sind fast ausschließlich den pompejanischen Wandgemälden

gewidmet, wie sie z. Th. noch in Pompeji selbst, z. Th. im Nationalmuseum in Neapel existieren. Ein reizendes, auf Holz gemaltes ägyptisches Mumienporträt, eine junge Frau darstellend, beschließt das Werk. Die Publication wird ähnlich wie die Seemann'schen Wandbilder einen Theil des Fundus des historischen oder archäologischen Cabinets eines jeden Gymnasiums, das auf der Höhe der Zeit stehen will, ausmachen.

Pompeji vor der Zerstörung. Reconstructionen der Tempel und ihrer Umgebung; entworfen und ausgeführt von C. Weichardt, Architekt. — Mit zwölf Foliotafeln nach Aquarellen in Lichtdruck; ferner 150 Textillustrationen in Zinko- und Autotypie, darstellend kleinere Reconstructionen, Grundrisse, Ruinen und Einzelfundstücke der Tempel, sowie Kopfleisten und Schlussvignetten. 128 SS. Text. Lichtdrucke von Bruckmann in München. Leipzig, Commissionsverlag von K. F. Köhler. Preis 50 Mk.

Dieses große, verdienstliche Werk ist dem Pompejiforscher August Mau in Rom gewidmet. Das vom 30. Januar 1897 datierte Vorwort des Künstlers dient zugleich als Einführung und präcisiert uns die Gesichtspunkte, von welchen Weichardt ausgieng, um in genauester Kenntnis der Ruinenstätten eine Reconstruction derselben zu versuchen. Er motiviert uns, wie er dazu kam, die drei bedeutenden Blätter des Forum triangulare zu zeichnen, oder die zwei herrlichen Blätter des Tempelhofes des Apollo. Nicht zuletzt betont er, dass es die fluctuierenden gebildeten und gelehrten Bewohner und Besucher Pompejis waren, welche ihn zur Weiterführung seiner ersten Reconstructionsversuche und endlich zur Herausgabe derselben veranlassten. Namentlich der Widerspruch — der Streit ist der Vater der Dinge — reizte ihn besonders, den einmal betretenen Pfad weiter zu wandeln. Er citiert Curtius, der ein Vierteljahr vor seinem Tode die ersten Darstellungen über das Forum triangulare sah. „Erst“, schreibt Weichardt, „betrachtete er sie mit zweifelndem Auge, dann aber äußerte er, ‘dass ihm hier zum erstenmale Pompeji menschlich näher trete’“; und wir stimmen dem Autor gerne zu, wenn er sagt, dass gerade diese anfänglichen Zweifel der Kenner zeigten, dass hier doch manches Neue gebracht ward, das in der Reihe der Pompejiliteratur dennoch vielleicht eine Lücke ausfüllt, als Ergänzung der vielfachen exacten Forschungen zugleich eine neue Art des Ausdruckes dieser Forschungen. Er fordert die Kritik der Archäologen und Architekten heraus und hofft, dass das Werk die Kritik aushalte; er will dem Laien einen Begriff geben, wie einst die verschüttete Stadt aussah und ihm eine schwierige Arbeit abnehmen, mit der er doch nicht fertig wird. Wir zweifeln nicht, dass die dritte Art der Kritik von Seite der Laien offenbar diejenige sein dürfte, welche dem Autor gegenüber nicht genug Dankesworte finden wird. Wir glauben zwar nicht, dass das Werk schon jetzt

als Anschauungsbehelf eine ähnliche Verbreitung finden wird, wie etwa auf literarischem Gebiete „Die letzten Tage von Pompeji“ von Bulwer. Diese populäre Verbreitung des Werkes scheitert vorläufig schon an dem Kostenpunkte. Gewiss aber wird eine noch ferne gelegene Zukunft vielfach das Werk ausnützen und immer mehr popularisieren. Von jetzt an wird keine kunstgeschichtliche Erscheinung über antike Kunst, von welch' letzterer die Kenntnis Pompejis einen der wichtigsten integrierenden Bestandtheil ausmacht, achtlos an dem Werke Weichardts vorübergehen können. Immer und immer wieder wird darauf zurückgegriffen werden müssen, textlich sowohl, als auch illustrativ. Die Arbeit bildet einen Markstein vornehmster Art in der Pompejiliteratur.

Weichhardts Reconstructionen beruhen auf den bisherigen Errungenschaften des Pompejiforschers, halten sich ohne alle Phantasterei an das Nachweisbare, soweit solches vorhanden ist. Wertvoll ist, dass die Ergänzungen nicht im Sinne der römischen Kunst, sondern besonders nach kleineren Gebäuden und Fundstücken aus Pompeji selbst vorgenommen wurden, die, wie der Autor sehr treffend bemerkt, „uns von der Eigenart, vom Geschmack, oft auch von einer kleinstädtischen Verirrung reden“. Diese kleineren Anlagen lassen uns, weil sie meist gut erhalten sind, am besten im Sinne der Pompejaner die Gebäude ergänzen. — Sehr scharf betont Weichardt, dass das Werk die Arbeit eines Architekten, nicht eines Archäologen und nicht eines Malers ist. Ganz richtig sagt er deshalb auch, dass die exacte Zeichnung hier für die natürlichen Grenzen malerischer Darstellung entschädigen muss. Die Perspectiven sind alle construiert (wir haben viel nachconstruiert und alles aufs genaueste befunden), die Angabe des Standpunktes ist im Grundrisse gegeben. Recht interessant ist auch die Mittheilung, dass die Staffagen ebenfalls von der Hand des Architekten selbst herrühren, und sehr brav gezeichnet, die Motive z. Th. von pompejanischen oder campanischen Wandmalereien genommen sind. Sie haben nebenbei den Zweck, die Größe der Gebäude erkennen zu lassen, was sie auch wirklich recht wohl erreichen. Es ist unschwer, viele der reizenden, figuralen Vorbilder von pompejanischen Malereien herauszufinden. Die meisten photographischen Aufnahmen sind Originalaufnahmen Weichardts zum Zwecke seiner Publication, daher hier zum erstenmale reproduciert. Sowohl Figuren, als ornamentale Einzelheiten aus dem Museo nazionale waren bisher noch nicht veröffentlicht, ja nicht einmal bekannt. Auch der alte Piranesi und der jüngere Zahn kommen in einigen Vignetten und größeren Bildern wieder zu Ehren. Instructiv ist Piranesis Reconstruction des Isistempels, die zum Vergleiche abgebildet ist. Nicht selten wird das große Prachtwerk des Franzosen Mazois herangezogen, der zur Zeit als Murat in Neapel herrschte, zeichnete. Es bringt vieles, was inzwischen zerfallen und daher heute nicht mehr im Originale sichtbar ist.

Merkwürdig ist, dass seit den letzten sechzig Jahren, seit den Engländern Gell und Gandy keine nennenswerten Reconstructionen gemacht wurden, abgesehen von malerischen Darstellungen, die nicht beanspruchen, archäologisch richtig zu sein. In dieser Zeit blühte nämlich nur die archäologische Erforschung einzelner Gebiete, und während Pergamon, Olympia und die Akropolis von Athen durch Friedrich Thiersch reconstruiert wurden, oder Bühlmann sein herrliches, einzig dastehendes Panorama von Rom vom Jahre 312 (ehemals in München, jetzt in London) schuf, und die Beschauer damit hinriss, gieng niemand an eine ähnliche Arbeit über Pompeji. Weichardt sagt ganz richtig, dass dies umso auffallender ist, als Bulwers schon erwähnter Roman so außerordentlich verbreitet ist, in welchem Wahrheit und Dichtung auf das Glücklichste verbunden sind. Weichardt will archäologisch richtig in seinen Zeichnungen sein und die Darstellung doch populär halten. Es ist ganz richtig, dass er im Reichthume derselben noch Maß gehalten hat, wenn wir den Schilderungen über die Pracht und den Luxus des Alterthums Glauben schenken dürfen. Überall ist eine empfindsame Schwärmerei vermieden und nur das zum Ausdruck gekommen, „was man etwa beim Durchwandern der Ruinen mit einem Freunde oder einer klugen Freundin bespricht: neben dem Archäologischen das Malerische, neben Bildern antiken Lebens die überall sich aufdrängenden Vergleiche mit unserer Zeit. Ferner das Einfassen der großen, rings sichtbaren Natur, des gewaltigen Hintergrundes mit dem Vesuv zu den Bildern von Stein; kurz, nicht nur auf einer Saite, ermüdend in Monotonie, sollen die Betrachtungen klingen, sondern auch alle die menschlichen Empfindungen, die in uns auf dieser weihevollen Stätte lebendig werden, möchten hier ihr Recht finden“. — Dadurch ist der Künstler Weichardt ausgezeichnet, und ferne jeder trockenen, geschmacklosen Pedanterie. Seine feine Kennerschaft verräth er durch folgende Worte: „Wer die Schönheit des Edelrostes nicht begreift, wer einen schneeweißen Gipsabguss als Schmuck seines Zimmers einem antiken Marmorkopfe, und sei er ohne Nase, vorzieht, der gehe nicht nach Pompeji, wo man mit alten, verwitterten Steinen zu thun hat, die nur für den Kenner mehr sind als Steine.“ Gerne glauben wir dem Autor, wenn er sagt, dass er langsam construiert habe; wir sehen überall eine langandauernde Überlegung heraus, in mühsamen, vergleichenden Studien der Auffassungen der bisherigen Forscher, im Kampfe mit der eigenen oft abweichenden Meinung, in Liebe für den Gegenstand. Dann, nach voller Beherrschung des Stoffes, schuf er neben den Berufsarbeiten in zweieinhalb Jahren alle Zeichnungen. Wir glauben ihm auch gerne, dass zum Schlusse der Gegenstand ihn beherrschte und ganz allein für sich in Anspruch nehmen wollte. Deshalb haben wir es in gewissem Sinne in dieser Arbeit mit einem Fragment zu thun, denn wir finden nur die Tempel und ihre Umgebung. Möge es

dem Künstler vergönnt sein, die öffentlichen Gebäude und Privathäuser, soweit sie bis jetzt schon ausgegraben sind, uns noch zu bringen! Er verspricht sich und uns, dass er nach Jahren doch damit auch fertig werden wird.

Wir können dieses Referat nicht schließen, ohne nicht auch der zwölf Capitel Erwähnung zu thun, und einiges über das rein Künstlerische der Bilder gesprochen zu haben. Das erste Hauptstück bringt „Allgemeines und geschichtliche Notizen“. Ein Bild zeigt uns den Vesuv, vom Posilipp aus gesehen, im Schnee, den Blick hinüber nach Herculanum. Eine flotte Federskizze macht den Versuch einer Reconstruction des antiken mons vesuvius. Sehr lehrreich ist ein Plan der bis jetzt ausgegrabenen Stadttheile von Pompeji. Für die Capitel II, III und IV dient als Wegweiser ein großer Grundriss des Forum triangulare mit dem griechischen Tempel. Von besonderem Interesse ist Capitel II: „Wie Pompeji in der Landschaft lag“. Capitel IV behandelt den griechischen Tempel. Hier leitet vorzüglich eine Federzeichnung: der Blick gegen Stabiä, gegen Sorrent und Capri ein, mit einer kleinen Landkarte des sinus cumanus. Die erste große Tafel mit dem griechischen Tempel zeigt uns denselben, indem wir in das Sarnusthal hinaufblicken. Der Horizont ist in der Höhe der obersten Stylobatstufe, wodurch das Thal mit der Aussicht in das Gebirge weit ausgedehnt und zugleich der Tempel dominierend herausgehoben ist. Eine Photographie des heutigen Zustandes bietet eine willkommene Ergänzung. Die zweite Reconstruction ist mit einem ziemlich tiefen Horizont gearbeitet; wir blicken von der entgegengesetzten Seite hinauf nach dem Tempel, dem Peribolos und nach den vierstöckigen Häusern der Stadt. Das Capitel IV „Der griechische Tempel und seine Umgebung“ zeigt als Kopfrandleiste die geringen Überreste des Heiligthums und eine vorzügliche Reconstruction seiner Südecke. Die Zeichnungen sind bis in das Detail sehr sorgfältig ausgeführt, zeigen uns die dorische Provinzialkunst und die eminente Ausbildung der campanischen Terracottatechnik. Tafel III gibt uns ein Bild des Forum triangulare, wobei unser Standpunkt auf der Ostseite des Peribolos (des Säulenganges) angenommen ist. Wir sehen über das Meer hin nach Sorrent. In das V. Capitel leitet uns der Grundriss des Apollotempels ein. Der erhaltene figurale Schmuck, Bronzen sowohl als auch Marmorfiguren, ist photographisch reproduciert, und eine Reihe von Federzeichnungen, sowie zwei herrliche Volltafeln zeigen uns den Tempel und seinen Vorhof in prächtigen Reconstructionen, an denen besonders die berühmten wohlerhaltenen ionischen Capitäler mit den Diagonalvoluten voll und ganz zur Wirkung kommen. Das VI. Capitel handelt über „Antike und moderne Ausgrabungen in Pompeji“, im VII. Capitel findet der „Tempel des Jupiter“ eine ähnliche eingehende Würdigung wie im V. der Apollotempel. Überall wird der gegenwärtige Zustand

durch Photographien zum Vergleiche mit den Reconstructionen herangezogen, die in diesem Abschnitte besonders schön sind, sowohl in Federzeichnungen als auch in den Tuschierungen. Von letzteren ist ein Doppelfolioblatt und zwei einfache Folioblätter durch die besonders sorgfältige Wiedergabe der ursprünglich so prächtigen Anlage von höchstem Interesse für den Fachmann. Das VIII. Capitel behandelt den sogenannten „Triumphbogen des Nero“ und das drollige Relief im Hause des L. Cäcilius Jucundus, das vielleicht eine recht primitive Wiedergabe des Fortunatempels und seiner Umgebung vorstellt. Das IX. Capitel behandelt den Tempel der Fortuna Augusta und seine Umgebung; das Doppelbild, eine Tuschzeichnung, gibt uns einen vortrefflichen Einblick in die Straßen des antiken Pompejis. Im X. Capitel wird das Tempelchen des Vespasian, von dem noch wohlerhaltene Überreste erhalten sind, reconstruiert, und wir machen hier besonders auf das schöne Relief an der Ara vor dem Tempel aufmerksam. Das XI. Capitel ist wohl eines der interessantesten, sowohl in architektonischer wie in plastischer Beziehung. Der reizvolle Tempel der Isis tritt uns hier in älteren und neuen Reconstructionsversuchen entgegen, im Verein mit einer größeren Anzahl dort aufgefundener Plastiken. Das letzte, XII. Capitel hat eine ähnliche Bedeutung wie das vorausgehende, es bringt drei Möglichkeiten der Lösung vom Tempel der drei capitolinischen Gottheiten; von diesen Reconstructionen ist eine in sehr effectvoller Weise auf einem Vollbilde ausgeführt. Den Beschluss des ganzen Werkes bildet der Brief des Plinius an Tacitus.

Unsere eingehende Besprechung dürfte wohl hinreichen, um auf die Einzelheiten dieses groß angelegten Werkes begierig zu machen. Es verdient die vollste Beachtung und weiteste Verbreitung. — An anderer Stelle werden wir einen Nachweis über die Pompejiliteratur, sowie über gute Publicationen pompejanischer und römischer Decorationen bringen.

Die Zeichenkunst. **Methodische Darstellung des gesammten Zeichenwesens. Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute herausgegeben von Karl Kimmich. Zwei Bände. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1900.**

Schon das im Jahre 1893 zum erstenmale und seitdem wiederholt aufgelegte, in der Sammlung Göschen erschienene Werkchen „Zeichenschule“ desselben Verf.s machte uns begierig auf ein größeres, seit langer Zeit versprochenes Werk, das alles für den Fachmann oder den Kunstjünger Nothwendige bringen sollte. Es liegt nunmehr vor und verdient thatsächlich, sowie sein kleiner Vorläufer die volle Aufmerksamkeit derjenigen Kreise, für die es bestimmt ist. Wir glauben, dass es ein unbedingt nothwendiges Inventarstück für jedes Zeichencabinet vorstellt. Seine

Anschaffung dürfte mit der Zeit wohl für jede Schule eine obligate werden. Für den Lehrer persönlich, namentlich für denjenigen, der erst zu unterrichten beginnt, hat es zahlreiche gute Winke und Rathschläge. Im Unterrichte wird es zu Anschauungszwecken häufig herangezogen werden können, da viele der die Zahl 1100 fast erreichenden Abbildungen mustergiltige Beispiele aus allen Gebieten des Zeichnens sind.

Der Plan des ganzen Werkes ist ein groß angelegter. In siebzehn Capiteln ist der gewaltige Stoff so weit erschöpft, als es in Buchform wünschenswert erscheint, ohne die Gefahr zu riskieren, weitschweifig zu werden. Kimmich hat sich als ein tüchtiger Redacteur erwiesen, und der Stab, den er zur Ausführung seiner Pläne heranzuziehen in der Lage war, weist die besten Namen auf. — Der erste Band enthält neun Capitel. Im ersten bespricht Konrad Lange-Tübingen, der bekannte Verf. der „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend", „das Verhältnis der Kunst zur Natur". Die sehr klaren Anschauungen Langes verdienen eine recht weite Verbreitung. Im zweiten Hauptstücke behandelt Albert Kull-Stuttgart „Das Zeichnen für Kinder". Eine große Anzahl höchst origineller Skizzen aus einfachen geraden und krummen Strichen zusammengesetzt, in denen häufig wirklich echtes künstlerisches Empfinden steckt, erläutert diese primitiven Kunstleistungen, welche dem kindlichen Verständnisse vollkommen angepasst sind und für das Schwierigere gut vorbereiten. Das dritte Hauptstück hat Adalbert Micholitsch-Krems geschrieben „Das erste Zeichnen nach Flachornamenten". Der Verf. hat vor mehreren Jahren dasselbe Thema in einem von uns an dieser Stelle besprochenen Programmaufsatze sehr eingehend behandelt. Der Herausgeber des Werkes selbst behandelt im vierten Capitel „Das lineare Zeichnen", das zum technischen hinüberleitet. Eine große Anzahl von farbigen Tafeln und rein geometrischen Zeichnungen, zum Theile einem bekannten, besonders für gewerbliche Schulen bestimmten österreichischen Vorlagenwerke entlehnt, unterstützen ihn hiebei. Anton Stelzl-Römerstadt führt im fünften Capitel in „Das erste Zeichnen nach der Natur" ein. Er hält sich dabei an die sogenannten Kremser Modelle, wie sie Prof. Micholitsch selbst nach den Richterschen Steinbaukästen anfertigen ließ und mit großem Erfolge an der Kremser Realschule verwendet. Über diese Blockmodelle ließ Micholitsch selbst ebenfalls einen fein durchdachten Programmaufsatz im vorigen Jahre erscheinen. Einer der besten Abschnitte „Das Projectionszeichnen" ist von Jakob Vonnderlinn-Breslau geschrieben und mit fast hundert Abbildungen illustriert. Das siebente Capitel „Das perspectivische Zeichnen" ist eine vorzügliche Ergänzung des vorausgehenden und rührt von Rudolf Trunk-Straßburg her. Das achte Capitel hat den Zweck, „Das Pflanzenzeichnen" auf naturalistischer Grundlage zu

erklären, und bringt auch einige einfache Versuche in Lasur- und Deckfarbe. Es leitet hinüber zum letzten Capitel des ersten Bandes, „Das Skizzieren und das Stilisieren von Pflanzen". Paul Neumann-Dresden hat sich dieser letzteren Arbeit unterzogen. Einige besonders charakteristische Beispiele, vornehmlich Narcissen-, Nelken- und Anemonen-Naturstudien erfahren eine prächtige stilistische Umwertung.

Der zweite Band wird durch das zehnte Capitel „Ornamentik und Stillehre" von Adolf Möller-Hamburg eingeleitet und ist reich illustriert. Besonders die historische Entwicklung bis herauf in die neueste Zeit mit Beispielen aus vorzüglichen Fachwerken verdient alle Anerkennung. Zwei Damen, Amalie v. Saint-George und Marianne Fürst, beide in Wien, bearbeiteten das elfte Capitel „Das Ornamentzeichnen in der Frauenarbeitsschule". Die verschiedenen Nadeltechniken finden eine entsprechende Behandlung. Die nächsten Capitel beschäftigen sich mit dem künstlerischen Zeichnen. Ludwig Hans Fischer, der wohl dazu berufen erscheint, behandelt „Das Landschaftzeichnen". Eine Reihe von Zeichnungen in verschiedenen Techniken unterstützt das Verständnis seiner Ausführungen. Besonders einige Farbenskizzen sind als gute Beispiele sehr empfehlenswert. Das große dreizehnte Capitel, das mit einem kleinen Literaturnachweise beginnt, ist dem „Zeichnen des menschlichen Körpers" gewidmet. Adolf Möller-Hamburg ist der Verf. Am meisten beherzigenswert ist der Schlusspassus dieses reich illustrierten Abschnittes: Der Hinweis auf ernstes Naturstudium. Ein sehr hübsches Capitel ist das vierzehnte: „Das Thierzeichnen" von Albert Kull-Stuttgart. Otto Hupp-Schleißheim, der berühmte Heraldiker, schrieb das fünfzehnte Capitel über „Das Wappenzeichnen". Das sechzehnte Capitel rührt wieder von Micholitsch-Krems her und behandelt „Das Gedächtniszeichnen", das sehr beherzigenswerte Winke enthält. Das Schlusscapitel „Vom Gebrauch der Farbe" hat Anton Anděl-Graz verfasst, ein altbewährter Pädagoge auf unserem Gebiete.

Was die Ausstattung betrifft, so ist dieselbe eine vorzügliche zu nennen. Vermisst haben wir einen ausführlichen Literaturnachweis über das gesammte Gebiet. Wenigstens die wichtigsten Werke wären vielleicht in einem Anhange den Capiteln entsprechend anzuführen. Ein zweiter Wunsch, dessen Erfüllung allerdings einige Mühe kostet, die aber wohl Dank fände, wäre ein ausführliches Inhaltsverzeichnis. Das Renommé des Herausgebers, sowie seiner Mitarbeiter bildet die beste Empfehlung für das Werk.

Troppau. Rudolf Böck.



Veröffentlichungen der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. II. Band. Vorreden und Einleitungen zu classischen Werken der Mechanik: Galilei, Newton, D'Alembert, Lagrange, Kirchhoff, Hertz, Helmholtz. Übersetzt u. herausg. von Mitgliedern der Philos. Gesellschaft an der Universität zu Wien. Leipzig, C. E. M. Pfeffer 1899. VII u. 258 SS.

Zweck des Buches ist, die Vorreden und Einleitungen zu classischen Werken der Mechanik möglichst leicht zugänglich zu machen. Im ersten Augenblicke könnte es befremdlich erscheinen, ein Buch solchen Inhaltes unter den Veröffentlichungen einer philosophischen Gesellschaft zu finden. Allein die in der Vorbemerkung angeführten Gründe für die Auswahl der Autoren geben die Erklärung dafür. Die Principien der Mechanik berühren sich nämlich überhaupt sehr innig mit der Philosophie der Mechanik, und stehen somit auch der Philosophie als solcher nahe. Auch bringen die in die Sammlung aufgenommenen Vorreden und Einleitungen Begriffe und Probleme zur Erwägung, die für Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik von derselben Wichtigkeit sind wie für die Mechanik. Und ganz im allgemeinen wird durch das Buch aufs neue die Thatsache bestätigt, dass der Naturforscher, der bis zu den Principien seiner Wissenschaft vordringt, stets auch ein wahrer Philosoph ist, sowie dass Naturwissenschaft und Philosophie einander nicht entbehren können.

Das Buch bringt die Vorreden und Einleitungen in deutscher Sprache und im Anhange folgen die fremdsprachigen Originaltexte von Galilei, Newton, D'Alembert und Lagrange mit Bemerkungen über die zugrunde gelegten Ausgaben. Die Übersetzer: Dr. K. Zindler, Dr. E. v. Schweidler, Dr. R. v. Sterneck, Dr. A. Höfler haben sich möglichst genau an den Text gehalten und insbesondere die Fachausdrücke der Autoren, auch wenn sie unklarer sind als die heutigen, beibehalten. Das ist ein Grundsatz, der an und für sich richtig und speciell für den Zweck der vorliegenden Sammlung auch deshalb gerechtfertigt ist, weil das Buch nach der Absicht der Herausgeber den Stoff für weitere philosophische Vertiefung der in den Texten besprochenen Begriffe und Probleme bieten soll.

Die Herausgeber wünschen den Lesern ihres Sammelwerkes, dass ihnen das Lesen ebenso viel reine Freude bringen möge, wie den Herausgebern die Arbeit. Ref. hat aus dem Buche thatsächlich Belehrung und Freude geschöpft, und er kann es demnach mit gutem Gewissen auf das Beste empfehlen.

Wien. Franz Lukas.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. Herausgegeben von E. v. Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt. Leipzig, Voigtländers Verlag 1901.

Der auf dem Gebiete des Sport- und Spielwesens so rührige, um das Wohl des deutschen Jugend- und Volkslebens so hochverdiente Central-Ausschuss für Volks- und Jugendspiele in Deutschland überreicht heuer zum zehntenmal sein Jahrbuch der Öffentlichkeit.

Wie alle Jahrgänge so ist auch das vorliegende Jahrbuch durch eine Reihe trefflicher Aufsätze gekennzeichnet. Unter den Abhandlungen allgemeinen Inhalts verweise ich insbesondere auf den sehr lehrreichen und für den Sport- und Spielbetrieb höchst zeitgemäßen Aufsatz des bekannten Bonner Arztes und Schriftstellers Dr. Schmidt über die beim Betrieb von Leibesübungen geeignetste Lebensweise. Recht schätzens- und beachtenswert sind die hier angestellten Beobachtungen über Ernährung, über den Einfluss bestimmter Genussmittel, über die Pflege der Haut, über Anwendung und Nutzen der Bäder, über die Regelung der Arbeit des Blutkreislaufes und der Athmung und schließlich über die Pflege des Nervensystems. Über die Hygiene des Nervensystems stellt uns Schmidt bei späterer Gelegenheit weitere Ausführungen in Aussicht; sie werden allen Freunden der Gesundheitslehre nur recht willkommen sein. Gegenwärtig zeitgemäß und ein wahrer Mahnruf an die studierende Jugend unserer höheren Lehranstalten ist der nachfolgende Aufsatz über die Belebung der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen, zu dem der Vorsitzende des Central-Ausschusses v. Schenckendorff selbst einen durch Sachlichkeit und strenge Form bestechenden einleitenden Bericht geschrieben hat. Die von Dr. Rissom in Heidelberg beigegebene Erhebung über den Stand der Turn- und Spieleinrichtungen an den deutschen Hochschulen zu Anfang dieses Jahres zeigen deutlich, wie gerade da ein Eingreifen der Förderung und Hilfe nothwendig ist. Der Central-Ausschuss schließt mit einem warmen Aufruf an die deutsche Studentenschaft, dem man zugute der edlen Sache nur den besten Erfolg wünschen kann. Der nachfolgende Aufsatz von Director Dr. Lorenz in Quedlinburg äußert sich über Wehrkraft und Jugenderziehung. Beigegeben sind zwei auf die Wehrhaftigkeit der Schüler bezugnehmende Aufsätze aus der Feder unserer besten Turnschriftsteller, des Turninspectors A. Böttcher in Hannover und des Professors am kgl. Kaiser Wilhelm-Gymnasium in Hannover Dr. E. Kohlrausch. Des Letzteren mannhaftes Eintreten für das Fußballspiel wird alle Freunde der leiblichen Bewegung der Jugend mit befriedigender Genugthuung erfüllen. Einen wertvollen Beitrag zur Erziehungsgeschichte der weiblichen Jugend bildet der Aufsatz des Braunschweiger Turninspectors August Hermann über die Grundsätze für die Ausführung der Spiele der Mädchen. Vom Braunschweiger Professor

Dr. Konrad Koch, dessen jüngstes Buch über 'Erziehung zum Muthe' berechtigtes Aufsehen erregte, haben wir daselbst eine lesenswerte Abhandlung über die Entwicklung der Wettspiele an den Schulen. Ein Überblick über die Spielliteratur der letzten Jahre bildet den Schluss des allgemeinen Theiles. Ebenso anregend ist, was uns in den fünfzehn Abhandlungen besonderen Inhaltes geboten wird. Die nächsten Abschnitte des Jahrbuches befassen sich mit dem Fortgang der Spiele und verwandten Leibesübungen im abgelaufenen Jahre, ferner mit den für Lehrer und Lehrerinnen bestimmten Spielcursen. Den Schluss bilden die Mittheilungen des Central-Ausschusses aus dem Jahre 1900.

Der Leser dieser Zeilen wird ersehen haben, dass das Jahrbuch auch heuer, was Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Stoffes anlangt, seinen alten Ruf thatsächlich bewährt hat.

Wien. J. Pawel.

Das große Buch der Bewegungsspiele im Freien. Von **Else v. Rauch.** Illustriert. Berlin, H. Steinitz 1901. 219 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

An Spielbüchern, auch an guten, ist heutzutage kein Mangel. Wir fragen uns daher bei jedem das Gebiet der Spiele betreffenden neuen Werk, ob es neben den bereits eingebürgerten bekannten die Existenzberechtigung erlangen werde oder nicht. Umsomehr muss dies bei einem Buche geschehen, das sich als das „große“ ankündigt. So war denn Ref. vom ersten Augenblicke, da er es zur Hand genommen, bemüht, einen plausiblen Grund für diesen Titel herauszufinden, um damit zugleich ein prickelndes Gefühl im Zwerchfell zu unterdrücken; es wollte nicht gelingen. Das Beiwort „groß“ verdient das Buch allerdings insofern, als es ein mittelgroßes Octavformat aufweist, während sonst die Spielbücher das bekannte liebe und liebgewordene Taschenformat anzunehmen pflegen. Oder hat Verf. vielleicht ein „kleines“ Buch der Bewegungsspiele geschrieben? — Auch das Wort „illustriert“ lässt sich unter Benützung eines Vergrößerungsglases höchstens auf das Criquetschlagholz S. 91 beziehen, da sich sonst im Buche nur noch 11 Situationspläne — Striche, Punkte, Zahlen — vorfinden.

Wenn man hienach an den Inhalt allerdings etwas skeptisch herantritt, so wird man dadurch angenehm berührt, dass das Buch offenbar von jemand geschrieben ist, der die Sache aus praktischer Erfahrung gründlich kennt; hiemit ist für die Güte des Buches der Grund gelegt. Doch sehe ich von einer ins Einzelne gehenden Besprechung ab, weil das Buch zwar nicht formell, aber thatsächlich mehr für die Sport- und Vereinskreise, als für die Benützung bei unseren Jugend- und Turnspielen bestimmt ist. Das kann man schon daraus entnehmen, dass die Laufspiele, die doch

bei unseren Jugendspielen für das Gros der Schüler das Hauptcontingent beistellen, in dem Buche äußerlich und innerlich als Anhang betrachtet werden: sie nehmen die letzten 26 Seiten ein, sind übrigens fesselnd ausgewählt und gut durchgeführt.

Das Buch beginnt mit der Beschreibung der „kleineren Ballspiele“: Stehball, Kreisball, Scheibenball (es wird nach einer Scheibe geworfen), Geschwind gewinnt (für die Schule wenig geeignet), Treibball, Ballonspiel (italien. Nationalspiel), Prellball, Handball (der Ball wird gegen eine Wand geworfen) und der „spanische Langball“ („die ältere Form des Lawn Tennisspiels“). Darauf folgen die „größeren Ballspiele“ (Deutsches Ballspiel, Base-Ball, Lawn Tennis, Criquet, Fußball), ein Drittel des Buches einnehmend; daran schließen sich, ebenso ausführlich besprochen, vier Kugelspiele (Boccia, Mailspiel, Croquet, Golfspiel); diese neun Spiele nehmen allein 142 Seiten ein; schon daraus ist ersichtlich, dass auf ihnen der Hauptnachdruck liegt. Sie sind (zumeist) nach der englischen Betriebsweise ausführlich beschrieben und die dafür geltenden Gesetze zum Theile paragraphenweise beigefügt. — So mag denn der Spielleiter, der irgend eines von diesen Spielen mit den Schülern der obersten Classen betreibt, auch zu unserem Buche greifen. Er wird es nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Der Satzbau ist manchmal etwas schwerfällig.

Krainburg. Dr. Jos. Tominšek.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Verhandlungen der ersten niederösterr. Mittelschuldirectoren-Conferenz in Wien (October 1900).

Der Conferenz, der außer den Directoren der niederösterreichischen Mittelschulen als Gäste anwohnten: Hofrath Dr. Johann Huemer, die Universitätsprofessoren Hofrath Dr. Schipper, Hofrath Dr. Wiesner, Hofrath Dr. Mussafia, Prof. Dr. Gegenbauer, Landesausschuss Dr. Gessmann und Director Dr. von Muth, wird am 24. October um 9 Uhr durch eine Ansprache des Statthalters als Vorsitzenden des niederösterreichischen Landesschulrathes eröffnet, der die Versammlung herzlich begrüßt, in einer kurzen Skizze die Vorgeschichte der für Niederösterreich neuen Institution und ihren Zweck darlegt und den Berathungen einen günstigen Erfolg wünscht. Hierauf begrüßt das Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses Dr. Gessmann als Referent für das Unterrichtswesen in Niederösterreich die Versammlung.

Unter dem Vorsitze des Landesschulinspectors Dr. Maurer wird hierauf sogleich in die Verhandlung über das erste Thema eingegangen. Dieses lautet:

„Inwieweit ist eine Entlastung der Mittelschuldirectoren von administrativen Geschäften wünschenswert und möglich?"

Der Ref. Director, Regierungsrath Dr. Franz Wallentin drückte der hohen Unterrichtsbehörde den Dank dafür aus, dass die Conferenz einberufen und dadurch den Directoren Gelegenheit gegeben worden sei, Fragen, die das Wohl der Schulen tief berühren, eingehend zu erörtern und dabei ihre Erfahrungen in richtiger Weise nutzbar zu machen.

Das nun folgende Referat hielt sich genau an das Thema und als Grundlage dienten die administrativen Geschäfte, welche der Director in einem normalen Schuljahr zu erledigen hat.

Die Arbeiten, welche speciell den Unterricht und die Erziehung betreffen und an den Landesschulrath als Schulaufsichtsbehörde gehen, sind zumeist ganz berechtigt, sind nicht besonders zahlreich und

bedrücken die Directoren schon deshalb nicht, weil sie regelmäßig wiederkehren, rechtzeitig vorbereitet werden können und auch in der Zeit und Art der Erledigung einen gewissen Spielraum gewähren. Immerhin können aber einige Verminderungen und Vereinfachungen vorgenommen werden.

Die Arbeiten, die dem Director bezüglich der Mitglieder des Lehrkörpers und bezüglich der Diener obliegen und ihrer Natur nach so beschaffen sind, dass sie nur vom Director gemacht werden können gestatten keine Verminderung, wohl aber eine Vereinfachung dadurch, dass dem Director die schon ausgefertigten Intimationen zugestellt werden, wie es z. B. die Stadt Wien bei ihren Mittelschulen gethan hat.

Hinsichtlich der Arbeiten, welche das Schulgeld, die Stipendien, die sachlichen Unterrichtserfordernisse und die Gebäudeverwaltung be treffen, besteht zwischen den einzelnen Mittelschuldirectionen ein großer Unterschied, und vorzugsweise in den Arbeiten dieser Gruppe ist die Überlastung einzelner Directoren mit administrativen Geschäften vorhanden.

Es sei da nur z. B. darauf hingewiesen, dass nicht alle Directoren die Last oder die gesammte Last der Gebäudeverwaltung zu tragen haben, dass auch nicht alle Directoren die Sorge für die gesammten sachlichen Unterrichtserfordernisse haben.

Eine bedeutende Verminderung und Vereinfachung der Geschäfte würde sich ergeben, wenn der Vorgang eingehalten würde, den früher die Stadt Wien bei ihren Mittelschulen befolgt hat, und der die Directoren von der Sorge für die sachlichen Unterrichtserfordernisse zum größten Theil von der Sorge für die Gebäudeerhaltung und Instandhaltung der Schullocalitäten ganz befreit hat. Sollte dieser Vorgang nicht eingehalten werden können, so ließe sich doch durch das Pauschalieren eine erhebliche Erleichterung schaffen. Das Pauschalieren könnte von fünf zu fünf Jahren nach dem fünfjährigen Durchschnitt erfolgen, und jährlich wäre die Rechnung über die Verwendung des Pauschalbetrages zu legen.

Zuletzt gibt es noch eine Kategorie von Arbeiten, die mit der Schule nur in einem entfernten Zusammenhange stehen und doch erledigt werden müssen (Schulbeschreibungsbögen, Programmaustausch, Theater etc.). Es ließe sich eine Entlastung auch an jenen Schulen, die keine administrative Hilfskraft haben, herbeiführen, wenn etwa ein geeigneter Diener gegen entsprechende Remuneration mit einigen Schreibgeschäften betraut und bei Neubesetzungen von Dienerstellen solchen zu Schreibgeschäften geeigneten Bewerbern der Vorzug gegeben. werde.

Aus dem Referate ergab sich, dass die Entlastung der Directoren von administrativen Geschäften nicht nur wünschenswert, sondern recht nothwendig sei und in folgenden Punkten leicht durchgeführt werden könne:

1. Die Intimationen für die Bestellung der Lehrkräfte, für die Gewährung von Geldaushilfen und Remunerationen, für die Geldanweisungen wegen geleisteter Arbeit mögen schon ausgefertigt den Directionen zugestellt werden.

2. Die Schulen mögen nach einem fünfjährigen Durchschnitt von fünf zu fünf Jahren pauschaliert und die Rechnungen über die Verwendung des Pauschalgeldes aber jährlich gelegt werden.

3. Die Überwachung der Ausführung der Ferienarbeiten möge den Directoren abgenommen werden.

4. An jenen Schulen, wo keine administrative Hilfskraft ist, möge ein geeigneter Diener gegen Entlohnung mit einigen Schreibgeschäften betraut werden, und bei Neubesetzungen soll zu Schreibgeschäften geeigneten Bewerbern der Vorzug gegeben werden.

5. Vereinfachungen wären auch leicht möglich bei dem Verzeichnisse der vom Schulgelde befreiten Schüler, bei den Verzeichnissen wegen der Schulgeldzahlung, bei der Abfassung des Jahreshauptberichtes und bei der Versicherung der provisorischen Diener. Eingeschränkt könnten die negativen Berichte und Geldsammlungen werden.

Hierauf erhielt der Correferent Director Anton Stitz das Wort. Dieser wirft einen Blick auf die vielgestaltige, verantwortungsvolle Thätigkeit eines Directors z. B. einer größeren Wiener Mittelschule; er weist hin auf die Eingaben und Berichte an die vorgesetzte Behörde, auf die große Zahl rein interner, sei es administrativer, sei es ökonomischer Maßnahmen, von denen namentlich letztere oftmals recht zeitraubend sind, auf den Verkehr mit anderen Ämtern, auf den Wust jener kleinen Geschäfte, die, kaum wahrnehmbar, gleichwohl für eine ordnungsmäßige Verwaltung unerlässlich sind; er betont endlich, dass mitten in diesem Drange der Geschäfte der Leiter der Anstalt seiner Hauptaufgabe, nämlich sich selbst am Unterrichte zu betheiligen, die Disciplin der anvertrauten Jugend und das didaktische Vorgehen des unterstehenden Lehrpersonales zu überwachen, natürlich voll und ganz gerecht werden müsse.

Im Hinblicke darauf stellt nun der Correferent folgende Thesen auf:

I.

Da die administrativen und ökonomischen Geschäfte, namentlich an größeren Anstalten, die Erfüllung der pädagogisch-didaktischen Aufgaben des verantwortlichen Leiters einer Anstalt überaus erschweren, so erscheint eine Entlastung der Mittelschuldirectoren in dieser Hinsicht dringend geboten.

II.

Diese Entlastung kann durchgeführt werden:

1. in allgemeiner Weise dadurch, dass

a) dem Director, wie es naturgemäß seiner Stellung entspricht, zur Bewältigung der laufenden, mehr mechanisch administrativen und auch den ökonomischen Angelegenheiten eine systemisierte Hilfskraft, u. zw. in erster Linie ein Kanzlist, sollte dies aber undurchführbar sein, ein geeignetes Mitglied des Lehrkörpers zugetheilt werde, jedenfalls dann, wenn die Normalzahl der Classen um eine Parallele oder die Gesammtschülerzahl von 300 überschritten wird;



b) dass eine Neuausgabe des Normalien-Index von Hübl mit besonderer Berücksichtigung der Verordnungen des niederösterreichischen Landesschulrathes ehestens besorgt werde.

2. Eine Entlastung könnte aber auch in einzelnen Fällen platzgreifen:

a) für alle tabellarischen Berichte sollen feststehende Formularien beim Schulbücherverlage erhältlich sein;

b) der Ausweis über Schulgeldzahlung wäre nur einmal fürs Jahr zu schreiben, u. zw. mit einer Rubrik fürs II. Semester und nach erfolgtem Amtsgebrauche zur Benützung . . . . pro II. Semester der Direction zurückzustellen;

c) der Ausweis über die Classification der vom Schulgelde befreiten Schüler könnte entfallen, und es wäre dafür im Ausweise über Schulgeldleistung in der Anmerkungsrubrik zu notieren: „Verlustig wegen entsprechend in Sitten" u. dgl.;

d) die Ausweise über Schülerlade und Jugendspiele könnten gleichfalls entfallen, zumal ersterer ausführlich im Programme veröffentlicht ist; letzteres wäre eben Vertrauenssache;

e) entbehrlich könnte vielleicht auch der Jahresvoranschlag erscheinen, der überdies oftmals schwierig abzufassen ist, wie er ja auch anderwärts nicht überall gefordert wird;

f) über das Ergebnis der Aufnahmsprüfung in I. wäre dem Landesschulrathe nur ziffernmäßig statistisch, nicht mit ausführlicher Benennung der Personalien etc. zu berichten, zumal das für den Hausgebrauch abgefasste Protokoll bei etwaiger Inspection zur Einsichtnahme vorgelegt werden könnte;

g) für den Index der Ausgeschlossenen würde sich die Einreihung in einen Zettelkatalog von selbst ergeben, wenn die Namen der Betreffenden auf je einem Blatte verzeichnet wären;

h) die Erledigung einer Reihe von Geschäften, die eigentlich mit der Schule als Unterrichtsstätte wenig oder nichts zu thun haben, bedürfen als drückender Ballast sehr der Einschränkung.

Der Schwerpunkt der Entlastung liegt jedoch in der Systemisierung einer tüchtigen Hilfskraft.

Die Debatte, an der sich zahlreiche Redner betheiligen, bringt die allseitige Zustimmung zu den Ausführungen der Vortragenden zum Ausdrucke. Außerdem wünscht noch Director Regierungsrath Dr. Waniek die Einführung einer selbständigen Controle der Administration durch eine Überprüfungscommission, bestehend aus dem Director, zwei Professoren und einem Delegierten der Statthalterei an der Anstalt selbst; Director Regierungsrath Slameczka bespricht die Frage der Ferialurlaube der Directoren in Wien und Director Kleckler die Überfüllung der Wiener Mittelschulen. Schließlich erklärt der Vorsitzende die Zustimmung der Conferenz zu den Thesen der Vortragenden.

Den Vorsitz übernimmt nunmehr Landesschulinspector Kapp, der zur Verhandlung des zweiten Themas schreitet. Dieses lautet: Inwiefern erleichtern die geltenden (nb. strengen) Bestimmungen über die Stundung

des Schulgeldes die Bemühungen, dem Andrange zur Mittelschule zu steuern? Der Referent Director Leopold Éysert bespricht zunächst den in den letzten Decennien sichtlich gestiegenen Zudrang zum Mittelschulstudium, den hiedurch bedingten Pauperismus unter der studierenden Jugend und die verschiedenen Mittel, die zur Bekämpfung des letzteren ergriffen wurden. Zu diesen gehört u. a. die im Jahre 1890 erlassene Ministerial-Verordnung über die Stundung des Schulgeldes. — Dieselbe war somit ein Ausfluss humaner Rücksichtnahme, bestimmt, armen und zugleich befähigten Schülern gegenüber der im Jahre 1884 eingetretenen Erhöhung des Schulgeldes das Studium zu erleichtern; leider war sie aber auch geeignet, den Zudrang zur Mittelschule zu begünstigen, da die winkende Kostenlosigkeit des Studiums manches Material, das sonst der Bürgerschule zugefallen wäre, der Mittelschule zuführte.

Trotz dieses Umstandes spricht sich der Referent gegen die Tendenz der vorgelegten Frage, ob sich die Bestimmungen über die Stundung zur Einschränkung des Mittelschulstudiums verwenden lassen, aus, indem er darauf hinweist, dass eine verschärfte Handhabung derselben so ziemlich einer Aufhebung der gesammten wohlthätigen Institution gleichkäme.

Zur Begründung dieses Satzes legt Referent zunächst einige statistische Daten vor, die ihm zu diesem Gegenstand von den Directionen der staatlichen Mittelschulen Niederösterreichs unter Berücksichtigung der letzten drei Schuljahre zur Verfügung gestellt wurden.

Nach diesen Erhebungen, welche hier bloß im Auszuge gebracht werden, wurde zu Beginn der letzten drei Schuljahre an 16 Staatsgymnasien und 9 Staatsrealschulen Niederösterreichs im ganzen 7174 Schüler in die I. Classe aufgenommen, von denen 3205, d. i. mehr als die Hälfte der aufgenommenen Schüler um die Stundung einreichten; von diesen 3205 Bewerbern wurden 1669, d. i. mehr als die Hälfte, a limine zurückgewiesen; 244 der Zurückgewiesenen traten vom Studium zurück, während etwa 2% der Berücksichtigten (37 von 1536) nach dem I. Semester der Stundung verlustig giengen.

Aus diesen Zahlen aber geht erstens hervor, dass das Bedürfnis der Stundung ein tief empfundenes ist, zweitens aber, dass die an die Stundung geknüpften Bedingungen ziemlich hoch gespannt sind, da sonst wohl kaum die Mehrzahl der Bewerber a limine zurückgewiesen worden und nur ein verschwindend geringer Percentsatz der erlangten Wohlthat wieder verlustig gegangen wäre.

Die Schärfe der gegenwärtig über die Stundung geltenden Bestimmungen lässt sich nach den weiteren Ausführungen des Referenten auch aus inneren Gründen erweisen. Zu diesem Behufe erörtert Referent die Schwierigkeiten, welche dem Primaner beim Beginne der Studien erwachsen. Diese liegen einerseits in der erforderlichen Bewältigung mehrfacher und zum Theil fremdartiger Disciplinen, unter denen wieder die Erlernung einer fremden Sprache besonders schwer ins Gewicht fällt, anderseits in dem noch unentwickelten Vorstellungsvermögen der Anfänger, welches erst allmählich geschult werden muss, um die Fülle neuer Begriffe — man denke an Geographie und Geometrie — zu erfassen, ferner

in der Mehrzahl verschiedengearteter Fachlehrer, an deren Individualität sich auch der Schüler erst anpassen muss, endlich aber in der Kürze der Zeit, innerhalb welcher er der Forderung, in sämmtlichen Fächern zumindest die Note „befriedigend" zu erreichen, entsprechen soll. Diese Schwierigkeiten führen es mit sich, dass gar oft Schüler, die sich in der Folge als ganz tüchtig erweisen, anfänglich aus einem oder dem anderen Gegenstand zurückbleiben und so der Stundung nicht theilhaftig werden.

Hiezu kommt, dass bei stark besuchten Classen einzelne Fachlehrer, die nur mit wenigen Stunden daselbst beschäftigt sind, kaum die Namen der Schüler kennen lernen, geschweige denn, dass sie bei der Unmöglichkeit, dieselben mehrmals zu prüfen, ein sicheres Urtheil über deren Leistungen abzugeben vermöchten. Erwägt man ferner, wie sehr das Ergebnis einer Prüfung von der namentlich bei Anfängern vorhandenen Befangenheit abhängt, und wie schwankend die Grenzen der Notenscala zumal bezüglich der Noten „befriedigend" und „genügend" sind, deren sichere Anwendung aber gegenüber den Stundungsbestimmungen ein wesentliches Erfordernis ist, so ergeben sich auch für den Lehrer kaum zu behebende Schwierigkeiten in der Feststellung der Noten, welche die Grundlage der Stundungs-Conferenz bilden.

Wollte man daher, schließt der Referent, die Stundungsbestimmungen noch schärfer gehandhabt wissen, so könnten nur die wenigsten und zwar ausnahmsweise befähigten Schüler denselben gerecht werden; hiedurch aber würde förmlich bezüglich des Mittelschulstudiums ein gewisses Privilegium für die wohlhabenden Stände geschaffen, was gewiss nicht in der Absicht der hohen Unterrichtsbehörde gelegen ist.

Es empfiehlt sich daher nach der Ansicht des Referenten die fühlbaren Härten der Stundungsbestimmungen zu beseitigen, die einerseits darin liegen, dass ein sonst braver Schüler, der sich um die Stundung bewirbt, wegen einer einzigen genügenden Note von vorneherein abgewiesen wird, anderseits aber darin, dass weder dem Schüler bisher genügend Zeit gegönnt wird, um die anfänglichen Schwierigkeiten zu überwinden und in allen Fächern das geforderte Ziel zu erreichen, noch dem Lehrer, um über deren Leistungen ein hinreichend sicheres Urtheil zu gewinnen.

Aus diesen Gründen erstattet Referent folgende Vorschläge:

1. Die Stundung möge von einem „durchschnittlich" befriedigenden Studienfortgang abhängig gemacht werden, u. zw. derart, dass ein „genügend" durch ein „lobenswert" aufgehoben erscheint;

2. die Stundungs-Conferenz soll nach Ablauf von 12 Wochen von der Aufnahme des regelmäßigen Unterrichtes gerechnet, abgehalten werden.

Der Correferent Director Richard Trampler spricht sich gegen eine Verschärfung der Bedingungen aus und tritt für eine mäßige Erleichterung derselben ein.

Zunächst findet er den Termin von zwei Monaten, nach welchem über die Würdigkeit der Schüler, welche um Stundung angesucht haben, entschieden wird, als viel zu kurz bemessen und begründet in ausführ-

licher Weise seine Behauptung. Vor allem kann sich selbst der erfahrene Schulmann innerhalb einer so kurzen Zeit kein richtiges Urtheil über die Schüler bilden, zumal in der I. Classe, da ihm ja alle fremd sind.

Noch häufiger zu prüfen ist aber aus dem Grunde unmöglich, weil in jeder Abtheilung der I. Classe — wenigstens in den Wiener Realschulen — durchschnittlich 50—60 Schüler und darüber sitzen. Sich aber nur mit jenen Schülern beschäftigen, welche um die Stundung angesucht haben, wäre eine Verhöhnung des Unterrichtes.

Ist die Bildung eines richtigen Urtheiles über die Leistungsfähigkeit eines Primaners in der kurzen Zeit von zwei Monaten schwierig, so ist es für den Lehrer noch schwieriger, den sehr feinen Unterschied zwischen den Noten „befriedigend“ und „genügend“ zu finden, da erstere Note erfahrungsgemäß weit seltener gegeben wird, als die letztere.

Der Correferent schildert dann die Schwierigkeiten, mit denen ein Primaner zu Beginn des Schuljahres zu kämpfen hat: neue Umgebung, fremde und viele Lehrer, neue Unterrichtsmethode, weitaus strengere Classification, große Anzahl der Unterrichtsgegenstände, die alle als gleichwertig behandelt werden, ganz anders geartete Wiedergabe des Gelernten und insbesondere das Erlernen einer fremden Sprache.

Der Correferent kommt dann auf den Effect zu sprechen, den die Stundung in der Richtung erzielt, dem Zudrange zum Mittelschulstudium abzuhelfen. Dieser Effect ist ein so geringer, dass man die Stundung, um den in der These angedeuteten Zweck zu erreichen, einfach aufheben müsste. Er spricht sich aber entschieden dagegen aus, weil einerseits der Zudrang zur Mittelschule, besonders zur Realschule eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Gegenwart ist, und weil es bei dem demokratischen Zuge unserer Zeit sehr bedenklich wäre, das Mittelschulstudium für die bemittelte Classe zu monopolisieren, und eine Einrichtung zu beseitigen, welche auch den unbemittelten Ständen die Möglichkeit bietet, ihre Söhne der Mittelschule zuzuführen.

Zum Schlusse tritt der Correferent für eine Milderung der Bedingungen, unter denen die Stundung erlangt werden kann, in dem Sinne ein, dass die betreffenden Schüler wie z. B. bei der Erlangung eines Zeugnisses „mit Vorzug“ nur durchschnittlich befriedigende Leistungen aufweisen, indem ein „Genügend“ durch ein „Lobenswert“ gedeckt werden kann. In formeller Beziehung beantragt er, dass der Einreichungstermin der Gesuche um Stundung von acht Tagen nach der Aufnahme auf einen Monat ausgedehnt werde.

In der hierauf folgenden Debatte stimmen die meisten Redner den Ausführungen der Referenten zu; einzelne verlangen noch weitere Erleichterungen für die Schulgeldstundung. So will Director Baran, dass auf die Bedingungen der Schulgeldbefreiung herabgegangen werde; Director Dr. Kukutsch führt aus, es solle die Einrichtung getroffen werden, dass Schülern, die die Stundung nicht bekommen, wenn sie am Schlusse des I. Semesters befriedigend in Sitten und Fleiß und I. Fortgangsclasse erhalten hätten, das Schulgeld nunmehr zurückgezahlt werde; Director Waniek wünscht, dass die Entscheidung über die

Befreiung am Schlusse des I. Semesters erfolge, und zwar auf Grund des Urtheiles der Classenconferenz, nicht auf Grund bestimmter Noten in den einzelnen Gegenständen; Director Dr. Thumser bespricht den Mangel an Bestimmungen über den Einfluss der Note aus dem obligaten Zeichenunterrichte; Prof. Dr. Gegenbauer ist für die Aufhebung der Schulgeldbefreiung und Stundung und Herabsetzung des Schulgeldes von seiner gegenwärtigen Höhe. Director Dr. von Muth weist auf den geringen Percentsatz der Schüler, die von der I. Classe des Gymnasiums in die VIII. gelangen. Director Schulrath Meixner erörtert das Thema nach seinem Wortlaute, leugnet, dass selbst die geltenden, überaus strengen Bestimmungen irgend etwas beitragen, dem Andrange zur Mittelschule zu wehren, ist für die Aufhebung der Stundung und Rückzahlung an arme und brave Schüler am Schlusse des I. Semesters.

Der Vorsitzende fasst zum Schlusse die Ergebnisse der Debatte dahin zusammen, dass im wesentlichen die Thesen der Vortragenden die Ansicht der Conferenz repräsentieren.

Hierauf wird die Sitzung abgebrochen.

Nachmittags übernimmt Landesschulinspector Dr. Scheindler den Vorsitz und leitet die Verhandlungen über das dritte Thema ein; es lautet:

„Über die Bedeutung der Hausaufgaben in der Organisation des fremdsprachlichen Unterrichtes". — Der Referent, Director Anton Baran, entwarf zunächst ein Bild der Entwicklung der lateinischen und griechischen Hausaufgaben. (Dieser Vortrag wird an anderer Stelle im Wortlaut mitgetheilt werden.)

Der Berichterstatter fasste seine Erörterung in folgende Sätze zusammen:

I. Die schriftlichen Hausaufgaben sind als wesentlicher Bestandtheil des Unterrichtes und der Erziehung beizubehalten. Ihr Zweck besteht darin, die im Unterrichte gewonnenen grammatischen und stilistischen Erscheinungen zusammenzufassen und im Bewusstsein der Schüler lebendig zu erhalten.

II. Ihre gegenwärtige Vertheilung ist in der Weise abzuändern, dass von der II. bis IV. Classe monatlich nur ein Pensum, dagegen zwei Schularbeiten zu leisten sind.

Hierauf bespricht das Thema der Correferent Director Johann Fetter.

Eine langjährige und vielseitige Erfahrung meinerseits lehrt, dass die Schüler die Hausarbeiten selten nur ohne fremde Beihilfe anfertigen. In dem Ministerial-Erlasse vom 30. September 1891, Z. 1786, ist wörtlich Folgendes enthalten: „Erfahrungsgemäß haben die Hausaufgaben nur bei wenigen gewissenhaften Schülern, welche auf die Hilfe von Hauslehrern verzichten, den gewünschten Erfolg und verbrauchen, wenn sie größeren Umfangs sind und eine eingehendere Correctur in der Schule erfahren, kostbare Stunden. Zudem belasten dieselben den Lehrer erheblich, was dieser umso schwerer empfindet, je weniger seine Hingabe durch eine sichtliche Wirkung belohnt wird."

„Die lateinischen und griechischen Hausarbeiten haben in den oberen Classen zu entfallen.“ Soweit der Ministerial-Erlass. Das, was ich hier zu sagen habe, bezieht sich ausschließlich auf den Unterricht im Französischen und im Englischen an Realschulen. Dass der Lehrer gewöhnlich fremde Arbeiten zu corrigieren hat, ersahen wir schon aus dem citierten Ministerial-Erlasse. Eines ist noch hinzuzufügen: der Lehrer hat diese gewöhnlich von anderen Leuten angefertigten Arbeiten auch zu corrigieren, was die Sache noch schlimmer macht. Anderseits lässt sich nicht in Abrede stellen, dass der Sprachunterricht auf schriftliche Übungen nicht verzichten kann, denn das mündlich Erlernte muss durch schriftliche Verarbeitung befestigt werden.

Mein Antrag lautet folgendermaßen:

Die Art und Zahl der französischen und englischen Hausarbeiten ist beizubehalten, nur die Art ihrer Behandlung möchte ich abgeändert wissen. Alle diese Arbeiten, wenn sie nicht wie z. B. die Aufsätze eine individuelle Behandlung erheischen, sollen in der Schule an der Tafel corrigiert und eingehend besprochen werden. Der Lehrer hätte sich zu überzeugen, wie es ja auch bei den mathematischen Hausübungen der Fall ist, ob sie jeder Schüler thatsächlich geliefert hat. Einmal im Semester sollte sich der Lehrer die Hefte geben lassen, um sich zu überzeugen, wie der Schüler sein Heft führt und ob er sorgfältig corrigiert. Für oberflächlich geführte Hefte sollte im Fleiß eine minder gute, für sorgfältig geführte eine gute Note angerechnet werden. Aus dieser Übung würde sich ein doppelter Gewinn ergeben: die Schüler wären der Versuchung abzuschreiben weniger ausgesetzt, sie würden sich eher an selbstthätige Arbeit gewöhnen und dem Lehrer würde eine große und nach meiner Meinung unnütze Arbeitslast abgenommen werden, was seine Berufsfreude erhöhen, und wodurch ihm Zeit für seine wissenschaftliche Fortbildung geboten würde.

Wie grell ist oft der Unterschied in den Resultaten, die ein und derselbe Schüler in den Hausarbeiten und die er in den Schularbeiten erzielt. Auf ein „vorzüglich“ in der Hausarbeit folgt nicht selten ein „nicht genügend“ in der Schularbeit. Diese Thatsache allein ist ein schlagendes Argument für meine Behauptungen. Seit die Hausarbeiten in der Mathematik durch Hausübungen ersetzt worden sind, hat sich meines Wissens der Unterrichtserfolg in der Mathematik nicht verschlechtert. Ganz ähnlich würde es sich auch bei den Sprachen verhalten.
Die Debatte, an der sich die Directoren Ziwsa, Dr. Thumser, Slameczka, die Professoren Schipper und Gegenbauer u. a. betheiligten, stellte immer wieder die Unverlässlichkeit dieser Arbeiten in den Vordergrund und führte zu dem Ergebnis, dass schließlich die überwiegende Mehrheit der Conferenz ihrer Ansicht dahin Ausdruck gab, es seien die lateinischen und griechischen Hausarbeiten entbehrlich.

Es folgte nunmehr die Verhandlung über das vierte Thema, das lautet: „Ist es wünschenswert, dass die Arbeitszeit für die lateinisch-deutsche Maturitätsprüfungsarbeit auf drei Stunden verlängert werde?“

Nach der Ansicht des Referenten, Directors Dr. Franz Strauch, büßen die lateinisch-deutschen Elaborate nicht wenig an innerem Werte ein infolge der häufig in ihm zutage tretenden äußeren Schwächen und Mängel. Dahin gehören: die schleuderhafte, undeutliche Schrift, das Übersehen einzelner Wörter, der Ausfall ganzer Zeilen und die fehlende oder unvollständige Reinschrift.

Dazu kommen mancherlei Sprachfehler in grammatischer und stilistischer Hinsicht.

Letztere Erscheinung ist seltener auf sprachliche Unkenntnis der Candidaten zurückzuführen, sondern lässt, zusammengestellt mit den vorher erwähnten Spuren der Flüchtigkeit, als Ursache ganz deutlich den Kampf mancher Abiturienten mit der Arbeitszeit erkennen, in dem sie eben unterliegen.

Es entsteht nun die Frage nach den Gründen, warum für viele die zugemessene Zeit von zwei Stunden nicht ausreicht.

Aus der Collision mit der Arbeitsdauer sogleich auf einen vorgekommenen Missgriff in den Themenvorschlägen zu schließen, dürfte nur in seltenen Fällen zutreffend sein. Im allgemeinen halten sich die Fachlehrer die gegen zu weiten Umfang und zu große Schwierigkeiten der Themen gerichteten Vorschriften und Verordnungen vor Augen (die Weisungen zu § 80, Punkt 1 des O.-E.; den Ministerial-Erlass vom 18. Juni 1894, Z. 12.864, betreffend die erläuternden Grundsätze in den semestralen schriftlichen Übersetzungen, welche seit 1891 auf Grund des Ministerial-Erlasses vom 30. September 1891, Z. 1786 bestehen). Das zeigen die an den Gymnasien Niederösterreichs im letzten Sommersemester 1900 bearbeiteten Prüfungsthemen, von denen nur wenige die Zeilenzahl 40 (des Teubner'schen Textes[1]), bezw. die Verszahl 45 überschritten haben. Allerdings ist bemerkenswert, dass zwischen den einzelnen Anstalten nicht geringe Differenzen im Ausmaß der Aufgaben zu verzeichnen sind (so betrug in der Poesie das Minimum 31, das Maximum 51 Zeilen, in der Prosa schwankte die Zeilenzahl zwischen 23 und 45), aber im ganzen wurden keineswegs übermäßige Anforderungen an die Arbeitskraft der Schüler gestellt. Denn wenn für die semestralen Schlusscompositionen mit einstündiger Arbeitsdauer als Normalausmaß etwa 20 Zeilen angenommen werden können — entscheidend ist freilich der Autor, kurz die Art der Arbeit — dann dürften eben Aufgaben von etwa doppeltem Umfange, wie sie an den meisten Gymnasien gegeben worden sind, für die zweistündige Maturitätsprüfung angemessen sein.

Allein es darf nicht übersehen werden, dass von den Candidaten im Gegensatze zu den semestralen Arbeiten eine reine Abschrift des meist sehr unleserlichen Conceptes vorausgesetzt wird (vgl. Weisungen zu § 81, Punkt 8), und dass gerade hiefür die schwächeren Elemente nicht immer die genügende Zeit finden.

---

[1]) Auf eine detaillierte Wiedergabe sämmtlicher Themen muss bei dem einem Auszuge knapp zugemessenen Raume verzichtet werden.

Die Examinenden bestehen eben zumeist aus gewöhnlichen Durchschnittsmenschen. Schwerfälliges und langsames Wesen, das ihnen in der Regel beim häuslichen Studium zur zweiten Natur geworden, Denkträgheit und Unselbständigkeit, die sie häuslichem Unterricht oder eigener Vorbereitung mit Hilfe von Übersetzungen oder Commentaren zu danken haben, die aber auch ein unrichtiger Vorgang im Schulunterrichte oder zu geringer Betrieb der cursorischen und Stegreif-Lectüre fördern kann, das sind vornehmlich die Erklärungsgründe dafür, dass das Ausmaß der zweistündigen Arbeitszeit für viele Candidaten nicht ausreicht.

Nach dem Gesagten empfiehlt sich die Aufstellung folgender Leitsätze:

1. Die lateinisch-deutschen Maturitätsprüfungs-Arbeiten sind in Bezug auf die äußere Form wenig zufriedenstellend; sie zeigen an vielen Stellen durch die undeutliche Schrift, durch mancherlei Lücken und durch auffällige Nachlässigkeiten in lexikalischer, grammatikalischer und stilistischer Hinsicht die deutlichen Spuren der Hast, mit der sie hingeworfen sind.

2. Die Hauptursache hievon ist in dem zu geringen Ausmaße der zweistündigen Arbeitszeit zu suchen.

3. Es ist wünschenswert, dass die Arbeitszeit auf 3 (drei) Stunden verlängert werde[1]).

4. Die Verlängerung der Arbeitszeit auf drei Stunden darf jedoch unter keinen Umständen eine für die Candidaten nachtheilige Consequenz in der Themenauswahl zur Folge haben; es dürfen deshalb weder umfangreichere noch schwierigere Arbeiten gewählt werden.

Der Correferent, Director Schulrath P. Hermann Ulbrich, ist mit den Ausführungen des Referenten in allem Wesentlichen einverstanden.

Die bisherige Arbeitszeit reicht umsoweniger hin, als von den Schülern gegenwärtig nachdrucksvoller als früher nicht bloß eine dem Text entsprechende, sinngetreue, sondern auch eine schön deutsche Übersetzung, die sogenannte Musterübersetzung, gefordert wird.

Der Übelstand, dass das Elaborat flüchtig und unleserlich hingeworfen wird, dass es auch in meritorischer Hinsicht zu wünschen übrig lässt, und dass meistentheils das Concept ohne Reinschrift eingeliefert wird, tritt freilich auch bei der schriftlichen Prüfung aus dem Deutschen zutage, obwohl für diese Prüfung die Arbeitszeit auf fünf Stunden bemessen ist, weil die Schüler durch den Umfang des Scriptums imponieren wollen; hier kann jedoch durch die rechtzeitige entsprechende Anleitung des Schülers und durch strenge Begrenzung des Themas vorgebeugt werden, worauf ja von unseren Schulbehörden immer gedrungen wird. Bei der lateinisch-deutschen Arbeit reichen aber zwei Stunden wenigstens zur Abfassung einer Reinschrift thatsächlich nicht aus, und die Schüler

[1]) Ist in Ländern, in denen sich die Prüfung auch auf die Landessprachen erstreckt, aus äußeren Gründen kaum durchführbar.

Die Red.



müssen im vorhinein angewiesen werden, sofort möglichst sauber zu concipieren, damit die Reinschrift durch das Concept ersetzt werden kann.

Das Durchschnittsmaß der zur Übersetzung vorgelegten Stellen beträgt 40 Zeilen (Verse) des Teubner'schen Textes, und im Hinblick auf das übliche Ausmaß der semestralen lateinisch-deutschen Compositionen könnten ja 40 Zeilen als das richtige Ausmaß für eine zweistündige Arbeitsdauer aufgestellt werden; aber die Forderung, dass der Schüler bei der Maturitätsprüfung außer dem Concepte auch eine Reinschrift zu liefern hat, und die Thatsache, dass er in dem Bewusstsein der größeren Tragweite der Maturitätsprüfung auch unter dem Drucke einer gewissen Ängstlichkeit arbeitet, bilden immer den Anlass für den Kampf des Schülers mit der Arbeitszeit.

Man könnte nun freilich, anstatt die Arbeitszeit zu verlängern, den Umfang des Pensums beschränken, und diese Tendenz scheinen gewissermaßen auf dem Wege der Selbsthilfe jene Anstalten zu verfolgen, an denen der Umfang des Pensums hinter dem Durchschnittsmaße regelmäßig weit zurückbleibt; soll jedoch der Ernst dieser wichtigen Prüfung gewahrt bleiben, und sollen nicht vielleicht auch noch Schwierigkeiten für die Auswahl entsprechender Stellen geschaffen werden, so wird man unter dieses Durchschnittsmaß nicht weit herabgehen dürfen. Es ist daher gewiss wünschenswert, dass die Arbeitszeit auf drei Stunden verlängert werde.

Die Thatsache, dass trotz des Ministerial-Erlasses vom 26. Februar 1898, Z. 3141, und trotz der übrigen im Interesse der Abiturienten erflossenen Verordnungen und Winke Missgriffe in den Themenvorschlägen hinsichtlich des Umfanges vorkommen [1]), lässt aber befürchten, dass nach Verlängerung der Arbeitszeit hie und da noch umfangreiche Themen vorgeschlagen werden; drum hält es der Correferent für wünschenswert, dass 30—40 Druckzeilen (Verse) des Teubner'schen Textes ausdrücklich als normales Ausmaß festgestellt werden.

Der 4. Leitsatz des Referates sollte daher erweitert werden und folgende Fassung bekommen: „Die Ausdehnung der Arbeitszeit auf drei Stunden darf jedoch unter keinen Umständen eine für die Candidaten nachtheilige Consequenz in der Themenauswahl zur Folge haben; es dürfen deshalb weder schwierigere Arbeiten gewählt werden, noch soll das normale Ausmaß von 30—40 Druckzeilen (Versen) des Teubner'schen Textes überschritten werden".

In der Discussion hob Landesschulinspector Kapp hervor, dass die Ursachen der hervorgehobenen Ungleichheit im Umfange zum Theile auch darin liege, dass den Themenvorschlägen Hektogramme beigeschlossen seien, aus denen sich der Umfang der Arbeit und die Zeilenzahl nicht leicht beurtheilen lasse; es möge daher der Themenvorschlag stets im gedruckten Texte (aber nicht in ganzen Büchern) vorgelegt werden. Der

---

[1]) An den niederösterr. Gymnasien schwankte das Ausmaß im letzten Prüfungstermine zwischen der Zeilenzahl 23 und 52.

Vorsitzende warnt vor einer Canonisierung der Zeilenzahl und constatiert die Zustimmung der Conferenz zu den übrigen Thesen.

Am zweiten Verhandlungstage vormittags wird zuerst unter dem Vorsitze des Landesschulinspectors Kapp das Thema behandelt: „Ist die Einführung des obligaten Unterrichtes in einer modernen Weltsprache am Gymnasium wünschenswert?" Der Referent Regierungsrath Director Dr. Gustav Waniek sucht von dem im Originalentwurf bezeichneten Zweck der Gymnasien ausgehend, zunächst nachzuweisen, dass sich das anzustrebende Ziel der höheren allgemeinen Bildung seit den letzten fünfzig Jahren merkbar verschoben hat. Dem Gymnasium, welchem als Bildungsobject kein außerhalb der Zeit und des Volksthumes stehendes Idealwesen vorschweben dürfe, sondern ein Mensch, dessen formale Bildung auch materialiter gesättigt und erfüllt ist von dem Culturgehalte der Zeit, erwachse hieraus die Pflicht zu prüfen, ob die Mittel und Wege noch ausreichen, seine Aufgabe zu erfüllen.

Schon die mächtige Förderung des Verkehrswesens zeigt, welche Richtung heute das Steuer der Cultur einhält: Wie die Völker einerseits nach politischer Sonderung und streng nationaler Staatengründung streben, so mächtig ist der Zug nach culturellem Zusammenschluss und gegenseitiger geistiger Befruchtung. Wir leben unter politischen und gesellschaftlichen Formen, welche das Alterthum gar nicht gekannt hat, und fast alle Culturerscheinungen haben durch einen stärkeren, von den verschiedenen Völkern herrührenden Einschlag des modernen Lebens einen mehr internationalen Charakter erhalten.

Daher gehört die Kenntnis einer modernen Weltsprache im zwanzigsten Jahrhundert ebenso zum Begriffe der höheren allgemeinen Bildung, wie sie bei den geänderten Voraussetzungen für die wissenschaftliche Forschung zum intensiveren Betrieb der Universitätsstudien und zur Ausübung der sogenannten höheren Berufe unerlässlich ist. Eine Vergleichung mit den Verhältnissen in anderen Ländern ergibt denn auch, dass Österreich der einzige Culturstaat der Welt sein dürfte, welcher den obligaten Unterricht in einer modernen Sprache in den Gymnasiallehrplan nicht aufgenommen hat. Wenn darauf hingewiesen wird, dass sich Einzelne, nachdem sie das Gymnasium verlassen haben, die für ihren Beruf ausreichenden Kenntnisse in der modernen Sprache privatim anzueignen vermochten, so muss dem entgegengehalten werden, dass das Gedächtnis in diesem Alter doch schon eine verminderte Leichtigkeit und Aufnahmsfähigkeit zeigt und dass es eine unwirtschaftliche Verwertung der geistigen Anlage ist, wenn der Jüngling in den Jahren, in welchen sich bereits Lust und Fähigkeit zu productiver Arbeit einstellen, mit dem Erlernen und Einüben fremder Wörter und Sprachformen Zeit und Kräfte erschöpft.

Auch die Einrichtung von Freicursen führt erfahrungsgemäß nur unter besonders günstigen Bedingungen zu dem gewünschten Erfolg. Ungleich besser sind die Aussichten dort, wo ein relativ obligater Unterricht in der modernen Sprache versuchsweise eingeführt ist. Die Lehrer sind dort nicht nur Mitglieder des Lehrkörpers, sondern unterrichten

gleichzeitig ein Obligatfach in der Classe, die Stunden sind an den obligaten Unterricht angegliedert.

Wenn nun auch die bisherigen Erfahrungen mit dieser Einrichtung erfreulich genannt werden müssen, so stößt sie doch auf eine Reihe schwer zu behebender Schwierigkeiten und ist an Vorraussetzungen geknüpft, welche nur an wenigen Anstalten zutreffen. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse wäre demnach nur durch Einführung des Obligatunterrichtes in diesem Gegenstande zu entsprechen; eine Maßregel, die allerdings erst dann allgemein getroffen werden könnte, wenn tüchtige Lehrer der modernen Philologie zur Verfügung ständen. Hiebei wäre wohl mit Rücksicht auf die Freizügigkeit der Schüler für alle Gymnasien ein und dieselbe Sprache in Aussicht zu nehmen, und diese könnte nur die Französische sein, sowohl aus didaktischen Gründen wie auch wegen ihrer culturellen Bedeutung.

Vorauszusetzen wäre vor allem, dass das Lehrziel maßvoll gesteckt werde. Der Unterricht würde sich darauf beschränken, den Schüler in der Kenntnis und im Gebrauche der Sprache bis an die Schwelle des actuellen Lebens zu führen, so dass er in den Stand gesetzt wird, sich in gewissen Vorstellungs- und Gedankenkreisen, wenn auch nicht gewandt, so doch im ganzen correct zu verständigen, wissenschaftliche Werke zu lesen und sich auch in die schwierigere belletristische Literatur nach und nach hineinzuarbeiten, wenn ihn das Bedürfnis dahin leitet.

Der Unterrichtsplan wird daher Sprechübungen und in den oberen Classen Lectüre von Werken fordern müssen, welche das moderne Leben zum Gegenstande haben und gleichzeitig dem formalen Zwecke dienen. Mit Rücksicht auf die allgemeine sprachliche Vorbildung der Schüler und auf die Kenntnis des Lateinischen im besonderen dürften für diese Aufgabe drei Stunden wöchentlich in jeder Classe des Obergymnasiums, im ganzen also 12 Stunden genügen.

Die Hauptfrage ist nun aber, ob für diesen Unterricht in der Organisation unserer Gymnasien Raum zu finden sei, ohne dass die Schüler hiedurch überbürdet würden. Mit allem Nachdrucke wendet sich Referent gegen jene Stimmen, welche eine Einschränkung des Unterrichtes im Lateinischen und Griechischen an unseren Gymnasien fordern. Man verkenne hiebei die fundamental verschiedene Stellung, welche diese Gegenstände gegenüber allen anderen haben. Die Religion, Muttersprache, Geschichte etc. sind Fächer, welche neben ihrer formal wirkenden Kraft die Jugend in den Zusammenhang mit der Zeit und ihrem Geiste setzen. Wo die Schule stehen bleibt, dort baut das Leben weiter oder bietet wenigstens zahlreiche Impulse zur Fortbildung. Zwischen dem Studium der classischen Sprachen aber und der Schule des Lebens sind die Beziehungen, wenn man von der Reception der antiken Cultur durch die moderne absieht, so gut wie abgebrochen.

Da also das Gymnasium die Aufgabe hat, in diesen Fächern nicht nur vorzubereiten, sondern relativ zu vollenden, so müssen ihm, sollen die classischen Studien auch fernerhin hervorragende Werkzeuge zur

Erziehung edlerer Menschlichkeit und höherer Geistesentwicklung bleiben, auch Zeit und Mittel geboten werden, die Jugend so weit zu führen, dass sie sich noch in der Zeit ihrer größten Empfänglichkeit an der erhebenden Größe der classischen Welt wirklich erfreuen und emporranken kann. Nun scheint aber die classische Philologie an unseren Gymnasien mit den Einschränkungen, welche sie sich bereits zu Gunsten der Anforderungen des modernen Lebens auferlegen musste, an der Grenze ihrer Opferfähigkeit angekommen zu sein, so dass eine weitere Reduction dieses Unterrichtes ohne Lahmlegung seiner erziehlichen Kraft kaum mehr denkbar ist. Das Gymnasium müsste sonach auf der Grundlage des Organisationsentwurfes im wesentlichen verbleiben.

Wiewohl nun aber auch nach Aufnahme der in Aussicht genommenen drei Stunden das wöchentliche Zeitausmaß des Schulunterrichtes an unseren Gymnasien das in anderen Ländern, z. B. in Deutschland, keinesfalls übersteigen würde, müsste doch mit Rücksicht auf die neuen Anforderungen an den häuslichen Fleiß alles aufgeboten werden, um eine Überbürdung der Schüler hintanzuhalten. Hiebei sollte auch das Elternhaus seiner Pflichten eingedenk sein und einerseits der überhandnehmenden Neigung der Jugend für Zerstreuungen und Vergnügungen, welche ihr nicht angemessen sind und ihre Lust und Kraft zur Arbeit nur mindern, nachdrücklich steuern, anderseits den nicht weniger verderblichen Missbrauch abstellen, wonach Schüler, um den Unterhalt der Familie mitzubesorgen, allzufrüh zum Erwerb durch Stundengeben angehalten werden.

Die Schule wird nicht nur beflissen sein müssen, ihre Methode möglichst zu verbessern, das Wesentliche des Stoffes im Unterrichte zu erarbeiten und einzuprägen, sondern vor allem eine strenge Unterscheidung festzuhalten zwischen denjenigen Kenntnissen, welche durch das Gedächtnis dauernd präsent zu halten wären, und denen, welche nur vorübergehend actuell oder gar entbehrlich sind. Referent wirft nach diesem Gesichtspunkte Streiflichter auf die einzelnen Gegenstände und kommt zu dem Schlusse, dass sich im Laufe der Zeiten eine Menge von unfruchtbarem Gedächtnisstoff aufgehäuft hat, durch dessen Beseitigung der Jugend eine wesentliche Entlastung zutheil würde. Er regt ferner bei den Fachlehrern die Erwägung an, ob die Schüler nicht anzuleiten wären, in der classischen Philologie von den gedruckten Präparationen ausgiebigeren Gebrauch zu machen, ob nicht ohne Nachtheil für den Erfolg das griechische Scriptum entfallen [1]), die Zahl der deutschen Aufsätze und der Lehrstoff der Mathematik in der V. Classe eine weitere Einschränkung erfahren könnten, und ob es sich nicht empfehlen würde, die formale Logik in der VII. Classe ganz aufzugeben und dafür in der VIII. einen dreistündigen Cursus der propädeutischen Philosophie einzuführen.

Das Referat gipfelt in der These:

---

[1]) Wurde in den neuen preußischen Lehrplänen vom J. 1901 selbst in den obersten Classen wieder eingeführt. Die Red.

In Erwägung, dass der gegenständliche Stand der höheren allgemeinen Bildung die Vorbereitung für die Universitätsstudien sowie die Bethätigung bei den höheren Berufsarten, insbesondere bei der wissenschaftlichen Fortsetzung dringender als vor fünfzig Jahren die Kenntnis einer modernen Weltsprache fordern, muss die Einführung des Obligatunterrichtes in einer solchen am Gymnasium unter der Voraussetzung für wünschenswert bezeichnet werden, dass die Lehrziele in diesem Gegenstande maßvoll gesteckt, die durch den Organisationsentwurf geschaffene Grundlage der Gymnasien nicht erschüttert und die zur Vermeidung einer Überbürdung der Schüler nothwendige Entlastung in einer sorgfältigen Ausscheidung des entbehrlichen Gedächtnisstoffes gesucht werde.

Der Correferent, Regierungsrath Friedrich Slameczka, beschränkt die Frage bloß auf das Gymnasium in rein deutschen Kronländern und erwähnt zunächst, dass er sich in seinen Ausführungen zum Theil auf die über diesen Gegenstand am akademischen Gymnasium abgehaltenen Conferenzberathungen, insbesondere auf ein hiebei von Schulrath Dr. Hintner erstattetes Referat stütze.

Unzweifelhaft müsse zugegeben werden, dass es wünschenswert wäre, den Schülern die Möglichkeit zu bieten, am Gymnasium mit einer modernen Weltsprache sich bekannt zu machen.

Doch sei es fraglich, ob eine solche Erlernung allgemein verbindlich gemacht werden solle und ob eine solche Einrichtung einem thatsächlichen Bedürfnisse entgegenkäme.

Am akademischen Gymnasium bestanden früher Freifächercurse für Englisch und Französisch, deren ersterer schon vor langer Zeit, letzterer im Jahre 1892 aufgelassen wurde, da der Besuch die vorgeschriebene Minimalzahl nicht erreichte. Freilich konnte wohl der schwache Besuch damit zusammenhängen, dass nur ein Cursus bestand und die Schüler keine Gelegenheit zur Fortbildung hatten.

Als nun am Franz Josef-Gymnasium im Jahre 1893 für das Französische und 1896 für das Englische den Schülern aller Wiener Gymnasien zugängliche unentgeltliche Sammelcurse errichtet wurden, die auch zu weiterer Ausbildung hinreichende Möglichkeit boten, konnte man auf eine sehr rege Theilnahme hoffen.

Wie die Frequenzziffern beweisen, erfüllte sich die Hoffnung nicht. Die Gesammtzahl der Theilnehmer an den beiden französischen Cursen betrug nämlich zu Ende des Schuljahres 1899 32, des Schuljahres 1900 36, an den beiden englischen Cursen 1899 45, 1900 30.

Speciell von dem in nächster Nähe gelegenen akademischen Gymnasium nahmen Schüler theil am Französischen in den Jahren 1893—1900 9, 8, 6, 3, 4, am Englischen in den Jahren 1896—1900 1, 2, 7, 6, 4; und selbst das Franz Josef-Gymnasium lieferte eine sehr geringe Theilnehmerzahl.

Hieraus kann man entweder schließen, dass das Bedürfnis nicht eben dringend ist, indem viele Schüler — und dies ist thatsächlich der Fall — zuhause Gelegenheit haben, eine dieser Sprachen nach Maßgabe



der Zeit (und vielleicht in praktischer Weise, was ja die Eltern hauptsächlich wünschen) zu erlernen, oder dass die Mehrzahl der Schüler und Eltern den Zeitaufwand scheuen, von dem sie eine nachtheilige Wirkung auf die Beschäftigung mit den pflichtgemäßen Lehrfächern besorgen.

Wohl könnte man einwenden, die Menschen müssten eben, wie z. B. beim Volksschulunterricht, zu manchem gezwungen werden, was ihnen noththut. Soviel aber beweisen doch jene Zahlen, dass das Bedürfnis nicht, wie von manchen Stellen behauptet wird, ein so tiefempfundenes ist, dass die Eltern der Gymnasiasten, die ja gewiss größtentheils in der Erlernung des Englischen oder Französischen etwas recht Nützliches erblicken, ihren Kindern zu den schon bestehenden Lasten noch eine weitere mit Zeit und Mühe verbundene Last aufbürden möchten.

Hält man aber die Erlernung einer modernen Weltsprache am Gymnasium für unumgänglich nothwendig, so muss man fragen, ob unsere jetzige Gymnasial-Organisation eine Belastung durch 2—3 neue obligate Lehrstunden, wenn auch nur in den oberen Classen verträgt.

Wiewohl nun bei richtigem Lehrvorgange von einer Überbürdung nicht ernstlich gesprochen werden kann, muss doch offen gesagt werden, dass dem Mittelschlage unserer Obergymnasiasten, dem doch die weitaus überwiegende Mehrzahl angehört, nicht noch mehr zugemuthet werden darf, wenn nicht unsere Jugend, besonders die großstädtische, unter der jetzt schon Blutarmut und Nervosität stark verbreitet ist, ernstlich Schaden leiden soll.

Der Ministerial-Erlass vom 17. August 1897, Z. 21.671, weist zwar auf die Erfahrungen hin, die man an Gymnasien gemischtsprachiger Länder mit der Einführung der zweiten Landessprache gemacht habe; desgleichen wird von den Erfahrungen gesprochen, die am 1. Staatsgymnasium des II. Bezirkes Wiens hinsichtlich des Französischen gemacht wurden.

Möglich, dass bis jetzt keine Klagen zum Unterrichtsministerium gedrungen sind, möglich aber auch, dass man, durch den Drang der Umstände gezwungen, das bisher vorgeschriebene Lehrziel im allgemeinen herabsetzt oder herabsetzen wird.

Jedenfalls bestehen diese Einrichtungen noch zu kurze Zeit, als dass die gemachten Erfahrungen jetzt schon maßgebend sein könnten.

Wenn man auf die größere Stundenzahl an den preußischen Gymnasien hinweist, so muss bemerkt werden, dass das preußische Gymnasium neun Jahrgänge hat, in den classischen Sprachen kaum wesentlich mehr, in den realistischen Gegenständen aber weniger leistet als das österreichische, die philosophische Propädeutik als besonderen Lehrgegenstand nicht kennt, im Griechischen und Deutschen mit schriftlichen Aufgaben weniger belastet ist und bei der Reifeprüfung Erleichterungen gewährt, von denen wir ziemlich weit entfernt sind.

Daher ist es dort weit eher möglich, das Arbeitspensum in den Schulstunden selbst zu bewältigen, während wir — besonders in den oberen Classen — an den häuslichen Fleiß der Schüler ziemlich große

Anforderungen stellen und Lehrer wie Schüler alle Kräfte anspannen müssen, um das Lehrziel zu erreichen, und wir speciell im Philologischen Mühe haben, uns des mächtigen Vordringens der sogenannten realistischen Fächer zu erwehren.

Schließlich besitzt auch die norddeutsche Jugend eine zähere Widerstandskraft als die süddeutsche.

Gesetzt nun, es werde der obligate Unterricht im Englischen oder Französischen etwa von Quinta an mit 2—3 wöchentlichen Lehrstunden eingeführt. In Wien müssten dann an mehreren Tagen entweder auf den Vormittag fünf Unterrichtsstunden fallen oder mehrere Nachmittage verwendet werden.

Ersteres ist unthunlich, weil schon vier Vormittags-Lehrstunden für körperlich und geistig schwächere Schüler, deren es doch sehr viele gibt, ein arger Übelstand sind; im zweiten Fall wird der Obergymnasiast noch mehr als bisher zur Abend-, ja sogar Nachtarbeit genöthigt. Besuchen doch jetzt schon Obergymnasiasten vielfach ungern freie Gegenstände, die auf die Nachmittage fallen, weil sie dieser für die zusammenhängende häusliche Arbeit nicht entrathen können.

Tritt noch der obligate Turnunterricht hinzu, so müssen unsere Obergymnasiasten wöchentlich 29—30 Stunden in der Schule zubringen. Dazu kommt noch der Besuch freier Gegenstände, auf die viele Schüler ein großes Gewicht legen, wie Stenographie und Freihandzeichnen, und des Gesanges, dessen Pflege sehr zu wünschen ist.

Wo bleibt denn noch Zeit für lateinische, griechische und deutsche Privatlectüre und für die nothwendige körperliche Ausbildung und die Jugendspiele, an denen die Obergymnasiasten ohnedies nur in sehr bescheidenem Maße theilnehmen? Wo die Zeit, um zuhause etwas Musik zu treiben, wo endlich Zeit übrig für den Verkehr mit den Eltern und der Familie überhaupt?

Es ist ja richtig, dass der junge Mensch für einige Zeit viel verträgt; welche traurigen Folgen aber eine frühzeitige Abnützung der Kräfte für die Zukunft hat, braucht nicht näher erörtert zu werden.

Man hat seinerzeit an den beiden Wiener Gemeinde-Gymnasien einen ähnlichen Versuch gemacht mit dem Französischen, das von V. an obligat, und dem Englischen, das von VII. an relativ obligat war, beides aber schon in den Siebziger Jahren aufgegeben, gewiss nur weil man die damit verbundene Überbürdung der Jugend erkannte.

Correferent ist daher überzeugt, dass die Einführung des obligaten Unterrichtes in einer modernen Weltsprache ohne eine wesentliche Änderung der bisher geltenden Gymnasialorganisation zur Überbürdung der studierenden Jugend führen muss und nur für körperlich und geistig bevorzugte Naturen, deren es eben sehr wenige gibt, vielleicht ohne Nachtheil wäre.

Sollte aber diese Einführung als unerlässlich erachtet werden, so ist zu befürchten, dass sich bei der Umschau nach Ausscheidungen auf anderen Gebieten, die hiedurch nothwendig sein dürften, die Angriffe

zunächst gegen das den Aposteln des Nützlichkeitsprincipes besonders verhasste Griechisch, die wahre Perle des gymnasialen Unterrichtes, wenden werden, und man allmählich von der eigentlichen Aufgabe des Gymnasiums abkommen werde, seine Schüler zu wissenschaftlichem Denken und wissenschaftlicher Arbeit vorzubereiten.

Der oben citierte Ministerial-Erlass deutet an, dass in Städten oder Stadtbezirken, die mehrere Gymnasien zählen, an je einer Anstalt der Versuch eines obligaten Unterrichtes in einer modernen Unterrichtssprache gemacht werden könne.

Wird nun z. B. im I. Bezirke Wiens das akademische Gymnasium hiezu ausersehen, so wird voraussichtlich ein nicht geringer Theil der Schüler nach der IV. Classe die Anstalt verlassen, da die Eltern die größere Belastung der Schüler — sobald der Reiz der Neuheit verblasst — fürchten werden. An den beiden anderen Gymnasien des I. Bezirkes und wohl auch an manchen anderen der übrigen Bezirke werden sie wegen Platzmangel keine Aufnahme finden. Wird aber das Franz Josef-Gymnasium dazu ausersehen, dürfte sich diese Flucht hauptsächlich dem räumlich am besten bestellten akademischen Gymnasium zuwenden. Und da die Flüchtlinge vornehmlich schwächere Schüler wären, so würde dies für die betroffene Anstalt geradezu ein Schlag sein.

Es würde aber auch bei der Verschiedenheit der Lehrpläne die unter Umständen nothwendige Freizügigkeit der Schüler nicht bloß innerhalb der nämlichen Stadt, sondern auch von Land zu Land aufs empfindlichste gestört werden, oder es müssten vielfach Dispensen ertheilt werden, deren missliche Folge eine Ungleichheit in der Belastung der Schüler eines und desselben Jahrganges wäre.

Daher würde nichts übrig bleiben, als die erwähnte Einrichtung allgemein verbindlich zu machen, was eben eine tief einschneidende Änderung der bestehenden Gymnasial-Organisation zur Folge haben müsste.

Möge aber unser Gymnasium, dessen ursprüngliche Gestaltung und Lehrmethode auf Grund langer Beobachtungen in den Jahren 1884, 1887, 1890, 1891, 1892 und 1899 vielfältige, höchst dankenswerte Änderungen und Verbesserungen erfahren haben, die größtentheils von dem Bestreben der Unterrichtsverwaltung Zeugnis geben, die Schüler in ihrer häuslichen Arbeit zu entlasten, sich nunmehr ruhig entwickeln können und vor gewagten Experimenten bewahrt bleiben!

Der Correferent fasst seine Ausführungen in folgenden Thesen zusammen:

1. Die Einführung des obligaten Unterrichtes in einer modernen Cultursprache am Gymnasium hat ohne einschneidende Änderung seiner jetzigen Organisation eine Überbürdung der Schüler zur Folge.

2. Eine einschneidende Änderung der bestehenden Gymnasial-Organisation führt zum Niedergange des altclassischen Unterrichtes und lenkt von der eigentlichen Aufgabe des Gymnasiums ab, seine Schüler zu wissenschaftlichem Denken vorzubilden, ist daher abzulehnen.

3. Dagegen ist womöglich an allen Gymnasien der deutschen Kronländer den befähigteren Schülern die Möglichkeit der Erlernung einer modernen Cultursprache zu gewähren, wobei der Bestand der einzelnen Unterrichtscurse nicht allzusehr von der Erreichung einer Minimal-Besuchsziffer abhängig gemacht werden möge.

Der Vorsitzende leitet nun selbst die Debatte ein, indem er hervorhebt, dass der Lehrermangel in den modernen Sprachen dauernd nur behoben werden könne durch Einführung der modernen Sprachen am Gymnasium. Director Dr. von Muth spricht in der Frage vom Standpunkte des Schulerhalters der niederösterreichischen Realgymnasien für die Einführung ohne fundamentale Änderung der Grundlage des Gymnasiums, aber erst, wenn entsprechende Lehrer vorhanden seien. Director Dr. Thumser ist für Versuche mit dem relativ obligaten Französisch und erklärt, dass die classischen Sprachen auch nicht die geringste Schmälerung mehr vertrügen. Hofrath Prof. Dr. Schipper ist für die Einführung des obligaten Französisch und verweist auf die Gymnasien Deutschlands. Director Schulrath Ulbrich hat Bedenken; an seiner Anstalt werde ein freier Unterricht im Französischen und Englischen von einem geprüften Fachmann ertheilt, doch sei die Theilnahme der Schüler gering, wegen Mangels an Zeit, wie diese behaupten. Director Eysert hält die Einführung und die Einschränkung der übrigen Gegenstände für denkbar; aber eine weitere Belastung der Schüler am Obergymnasium sei unmöglich. Regierungsrath Director Knöll erklärt auf das entschiedenste, dass die classischen Philologen nichts mehr nachzulassen vermöchten; er rathe abzuwarten, welche Erfolge die Versuche mit dem relativ obligaten Französisch an einzelnen Gymnasien zeitigen werden. Director Zycha hält nach seinen Erfahrungen am ehemaligen Leopoldstädter Real- und Obergymnasium die Einführung für möglich. Director Baran erklärt es für ausgeschlossen, dass unter vollständiger Aufrechthaltung der humanistischen Grundlage des Gymnasiums und unter vollständiger Beobachtung des Lehrplanes und der gegenwärtigen Methode dem Gymnasium noch ein neuer Propf aufgesetzt werden könne. Die Schüler des Gymnasiums vertrügen absolut keine Mehrbelastung mehr; es handle sich somit um Sein und Nichtsein des humanistischen Gymnasiums. Wir Philologen könnten nichts mehr opfern; er sei demnach für Sammlung von Erfahrungen mit dem relativ obligaten Französisch. Regierungsrath Director Ziwsa berichtet über seine Anstalt, an der das, was nun erstrebt werde, bereits länger in Übung sei; er müsse aber betonen, dass dies nur mit einer Ausnützung der Zeit erreicht werde, wie sie anderswo als in einem Internate kaum möglich sei. Wolle wirklich das Publicum vom Gymnasium mehr, dann müsste es sich auch größere Ansprüche an die Schüler seitens der Schule gefallen lassen; er verwahrt sich schließlich entschieden gegen jeden Stundenraub.

Director Kotek erklärt, seine Schüler vertrügen keine Mehrbelastung mehr. Dies bestätigt auch Director Stitz, der für die Einführung des relativ obligaten Französisch ist. Director Wittek warnt vor der Einführung eines relativ obligaten Unterrichtes, wodurch zwei

Kategorien von Schülern entstünden und schlägt vor, dass ein neuer Schultypus geschaffen werde auf Grundlage des Unterrichtes in den modernen Sprachen. Hofrath Prof. Dr. Mussafia wünscht, dass die Conferenz sich nur darüber ausspreche, ob die Einführung einer modernen Cultursprache am Gymnasium wünschenswert sei. Das Weitere sei einem Comité zu überlassen. Er glaube, dass drei wöchentliche Stunden Französisch am Obergymnasium keine Mehrbelastung für die Schüler mit sich brächten. Vom relativ Obligaten halte er nicht viel. Gegenwärtig sei allerdings die Sache ein Schlag ins Wasser: denn es fehlen die Lehrer; diese reichten gegenwärtig nicht einmal für die Realschulen aus. Nach einem Schlussworte der Referenten resumiert der Vorsitzende die Ergebnisse der Debatte und bringt folgende Fragen zur Abstimmung:

„1. Ist die obligatorische Einführung des Unterrichtes in einer modernen Weltsprache an den Gymnasien in den rein deutschen Ländern wünschenswert?" Die Frage wird mit allen gegen 2 Stimmen bejaht.

„2. Ist die obligate, beziehungsweise relativ-obligate Einführung möglich ohne Änderung der Grundlagen des Gymnasiums, wenn das Lehrziel in der neuen Sprache maßvoll gesteckt und behufs Vermeidung der Überbürdung alles Überflüssige, besonders das Gedächtnismäßige aus dem Unterrichtsbetriebe der anderen Gegenstände entfernt wird?"

Die Frage wird mit allen gegen 9 Stimmen bejaht.

Hierauf übernimmt der Landesschulinspector Dr. Scheindler den Vorsitz und leitet die Verhandlung des 7. Themas ein; es lautet: „Begegnet die Vertheilung des Lehrstoffes im Griechischen bezüglich der III. Classe praktischen Schwierigkeiten?"

Der Referent, Regierungsrath Director Knöll, führt Folgendes aus: Erfahrungsgemäß begegnet der Umfang des griechischen Lehrstoffes in der III. Classe der österreichischen Gymnasien wegen des geringen Stundenausmaßes für diesen Unterricht (5 Stunden) bedeutenden Schwierigkeiten und hat zur Folge, dass einige Unregelmäßigkeiten, die eigentlich in den Bereich des Stoffes der III. Classe gehören (attische Declination, Eigenthümlichkeiten gewisser Verba contracta u. ä.) aus dem Lehrstoff der III. Classe ausgeschieden und in die IV. verschoben werden müssen. Trotzdem ist das Missverhältnis zwischen dem Lehrstoff beider Classen ganz auffallend und lässt sich am besten dadurch veranschaulichen, dass von den Übungsstücken des Schenkl'schen Lesebuches 186 Stücke auf die III., dagegen bloß 86 Übungsstücke auf die IV. Classe entfallen. Aber auch die nord- und süddeutschen Gymnasien mit wöchentlich 6—7 stündiger Unterrichtszeit für diesen Gegenstand (in Preußen und Württemberg) scheinen, wie aus den Jahresberichten einiger dieser Anstalten hervorgeht, mit derselben Schwierigkeit zu kämpfen. Denn auch dort gelangt bloß ein Theil der Anstalten bis zu Verbis auf μι, einige dagegen bloß bis zu den Verbis liquidis.

Da nun der griechische Unterricht auf der Anfangsstufe von entscheidender Wichtigkeit ist, von dem der Erfolg dieses Unterrichtes im Obergymnasium abhängt, da ferner erfahrungsgemäß sich durch keine

noch so eingehende Wiederholung auf späterer Stufe die Lücken der Formenlehre ausfüllen und gründlich beseitigen lassen, so stellt der Referent den Antrag, den Lehrstoff der III. Classe im Griechischen in der Art zu kürzen und zu beschränken, dass von den Verbis auf ω bloß die Verba pura und muta genommen und gründlich durchgeübt werden, die Verba liquida dagegen, deren Tempusbildung sich ja zum Theile wesentlich von der der Verba pura und muta unterscheidet, der IV. Classe zugewiesen werden, zumal da der formale Lehrstoff dieser Classe ein bedeutend geringerer ist.

Diese Eintheilung würde zugleich folgende, nicht unbedeutende und gering anzuschlagende Vortheile bieten: 1. ließe sich der verbale Lehrstoff der III. Classe sehr passend in der ersten Zeit der IV. wiederholen und die Tempusbildung durch stete Vergleichung und Gegenüberstellung der Verba liquida mit den bekannten Verbis mutis und puris befestigen; 2. könnte aber auch in der Formenlehre des schwierigen Perfectstammes eine wesentliche Vereinfachung eintreten. Diese setzt der Referent dann des näheren auseinander.

Er stellt daher folgende These auf und empfiehlt sie zur Befürwortung an das hohe Ministerium:

Lehrziel der III. Classe: Griechische Formenlehre bis zu den Verbis liquidis ausschließlich.

Lehrziel der IV. Classe: Formenlehre der Verba liquida und der Verba auf μι sammt den sogenannten Unregelmäßigkeiten. Hauptpunkte der Moduslehre.

Hieran schließen sich folgende Ausführungen des Correferenten, Schulrathes Director Chr. Jänicke: Der III. Classe ist ein so großes Lehrpensum zugetheilt worden, dass es nur unter besonders günstigen Bedingungen bewältigt werden kann; regelmäßig aber fehlt am Schlusse des II. Semesters die nöthige Zeit zu entsprechender Wiederholung der Hauptpunkte. Die Schwierigkeit der Bewältigung des lehrplanmäßigen Pensums anerkennen die Instructionen für den griechischen Unterricht im Untergymnasium p. 69, erklären die Stundenzahl als eine karge und gestehen zu, dass der Lehrstoff beschränkt werden müsse.

Die preußischen Gymnasien wollen im 1. Jahre des griechischen Unterrichtes dasselbe erreichen, wie die österreichischen; es stehen ihnen aber 6 Stunden in der Woche zur Verfügung und doch kommen einzelne Anstalten nur bis zu den Verbis liquidis. In Bayern ist im 1. Unterrichtsjahre für das Griechische bei 6 wöchentlichen Stunden die regelmäßige Formenlehre mit Ausschluss der Verba liquida vorgeschrieben. Im Königreich Sachsen wird bei 7 wöchentlichen Lehrstunden im 1. Jahre die regelmäßige Formenlehre mit Ausschluss der Verba liquida durchgenommen, diese fallen dem 2. Unterrichtsjahre zu, das wieder mit 7 Lehrstunden bedacht ist.

Der allgemein anerkannten Schwierigkeit suchte man abzuhelfen durch die Neubearbeitung der griechischen Grammatik von Curtius.

Landesschulinspector Dr. Scheindler hoffte in seiner Methodik des griechischen Unterrichtes 1888, dass die Vertheilung des Lehrstoffes der Formenlehre auf drei Semester auf Grund dieser Neubearbeitung keiner Schwierigkeit mehr unterliege. Allein, wenn auch jeder Schulmann zugeben muss, dass durch diese Neubearbeitung eine bedeutende Erleichterung der Lehraufgabe der III. Classe geschaffen worden ist, so zeigte doch die Erfahrung, dass die Abhilfe keine radicale war.

Während man aber über das zu große Pensum der III. Classe klagt, hört man eine solche Klage über die Aufgabe der IV. Classe nicht. Es bleibt für die IV. Classe in der Regel ein größerer oder kleinerer Theil der Aufgabe der III. Classe zu bewältigen und trotzdem gelingt es, des Lehrstoffes der IV. Classe Herr zu werden. Daraus folgt, dass nur eine Verschiebung des Lehrstoffes vorgenommen werden muss, auf dass in beiden Classen in dem richtigen Tempo gearbeitet werde, bei welchem die schwächeren Schüler nachkommen können, während die Formenerkenntnis bis zur vollen Sicherheit gebracht, die inductive Ableitung wichtiger syntaktischer Gesetze bei der Formenübung entsprechend vorgenommen und die nothwendige Vertrautheit an Vocabeln erreicht werden kann. Durch welche Änderung nun soll das nothwendige Gleichgewicht zwischen der III. und IV. Classe hergestellt werden?

Die Ausscheidung einzelner Formen, die Ausscheidung des Unregelmäßigen allein genügt nicht.

Die Hauptschwierigkeit liegt in der I. Hauptconjugation, d. h. in der Lehraufgabe des II. Semesters der III. Classe.

Da drängt sich eine so große Menge von Verbalformen zusammen, dass die Schüler nur unter den günstigsten Umständen ihre Formen vollständig beherrschen lernen.

Nun gibt die Geschichte der Curtius'schen Grammatik einen lehrreichen Wink, wie Abhilfe geschaffen werden könnte.

Ist in der Neubearbeitung durch die Sonderung der Verba vocalia und der consonantischen Stämme, durch welche die Schüler in kurzer Zeit einen Überblick über den gesammten Verbalbau gewinnen, während die zusammengehörigen Erscheinungen doch in übersichtlicher Gruppierung vorgeführt werden, eine wesentliche Erleichterung geboten worden, so braucht man nur noch einen Schritt weiter zu gehen und auch die consonantischen Stämme in zwei Gruppen zu zerlegen, in Muta- und Liquidastämme. Die ersteren mögen in der III. Classe vollständig erlernt und eingeübt, die Liquidastämme aber der IV. Classe zugetheilt werden. so würden in der III. Classe die vocalischen und die Mutastämme eingeprägt werden; die IV. Classe würde mit den Liquidastämmen beginnen und mit diesen wäre eine feste Basis geboten zu einer gründlichen Wiederholung der gesammten I. Hauptconjugation. Diese Wiederholung könnte dann abgeschlossen werden mit der Einprägung wichtiger Unregelmäßigkeiten in der Conjugation überhaupt. — Nicht zu empfehlen wäre aus naheliegenden Gründen *a*) mit § 102 der Grammatik in III. zu schließen und das Perfect, Plusquamperfect und den Passivaorist der

consonantischen Stämme der IV. Classe zuzuweisen, oder *b*) gar die consonantischen Stämme ganz der IV. Classe zu überlassen, oder *c*) die Verba contracta aus dem Pensum der III. Classe ausscheiden. Vielmehr hat man überall, wo die Erlernung der gesammten consonantischen Conjugation in einer Classe Schwierigkeiten bereitete, die Verba liquida ausgeschieden, so in Bayern und Sachsen, offenbar aus dem vom Ref. betonten Grunde, dass namentlich der active und mediale Aorist, sowie das Futurum dieser Verba, sich wesentlich von dem der Verba pura und muta unterscheiden. Wie die Zuweisung der Verba liquida an die IV. Classe für die III. eine wesentliche Entlastung bedeutete, würde für die IV. kein Nachtheil erwachsen; denn 1. würde ohne Übereilung die Formenlehre zum Abschluss gebracht werden können; 2. selbst wenn 6—8 Wochen vom II. Semester zur Vollendung dieses Unterrichtes in Anspruch genommen würden, wäre das durchaus kein Verlust für die Lehraufgabe dieses Semesters. Denn je fleißiger in den vorausgegangenen Semestern gelegentlich der Einübung der Formenlehre die wichtigsten syntaktischen Gesetze von Fall zu Fall abgeleitet und eingeübt worden sind, umso leichter ist die Aufgabe des 2. Semesters der IV. Classe.

Es werden drei Monate mehr als genügen, um das syntaktische Material, das bereits gelernt ist, zusammenzufassen und wo es nothwendig ist zu ergänzen.

Abgesehen von dieser Beschränkung des Lehrstoffes durch die Ausscheidung der Verba liquida aus dem Lehrpensum der III. erscheint noch eine andere Beschränkung auf dem Gebiete der Declination und Conjugation unbedingt nothwendig im Sinne des O.-E., der Instructionen und des Ministerial-Erlasses vom 1. Juli 1887, der nicht nur die Begrenzung des grammatischen Lehrstoffes nach Jahrgängen, sondern auch die Ausscheidung alles dessen, was unwesentlich oder der gelegentlichen Erwähnung zu überlassen ist, verlangt. Diese Sichtung des grammatischen Lehrstoffes mit Rücksicht auf das, was zu einer gründlichen Lectüre Xenophons nothwendig ist, ist geeignet, die Lehraufgabe der III. Classe zu erleichtern. Eine Erleichterung dieser Aufgabe wäre es auch, wenn die Schüler das griechische Alphabet im Schreibunterricht der II. Classe gelernt hätten. Nicht zu vermissen ist der Accent, wenn die griechischen Wörter richtig ausgesprochen werden sollen. Auf die Schreibung des Gravis und der Enclisis zu verzichten, wie Kohl und Reins encyklopädisches Handbuch der Pädagogik will, könnte sich Correferent nicht entschließen, ebensowenig zur Abschaffung des Spiritus lenis, die Dettweiler befürwortet.

Am allerwenigsten aber billigt Correferent den Grundsatz, zu dem sich die „Gegner des Grammaticus" versteigen, „Formen und syntaktische Verhältnisse nur so lernen zu lassen, dass die Schüler dieselben beim Übersetzen aus dem Griechischen sofort erkennen, nicht aber so gründlich, dass sie sie auch beim Übertragen ins Griechische mit einiger Überlegung anwenden können". Denn so trägt man nicht zur Vereinfachung des griechischen Unterrichtes bei, sondern erzieht die Schüler zur Oberflächlichkeit.

Was zu einer gedeihlichen Lectüre Xenophons nothwendig ist (aber nicht mehr), muss auf das gründlichste gelernt und geübt werden.

Damit aber dazu in III. die nothwendige Zeit vorhanden sei, empfiehlt Correferent mit dem Herrn Referenten die These:

Die Verba liquida werden aus dem Lehrstoffe der III. Classe ausgeschieden und der IV. Classe zugetheilt.

Die Unregelmäßigkeiten in der Conjugation, welche aus didaktischen Gründen in III. übergangen worden sind, werden, soweit ihre Erlernung und Einübung nothwendig ist, in IV. nach dem Verbis liquidis bei der zusammenfassenden Wiederholung der ganzen I. Hauptconjugation nachgetragen.

Die Debatte ergab zumeist die Zustimmung der Redner zu den Ausführungen der Referenten, nur Director Eysert erklärt sich für die gegenwärtige Vertheilung. Die Conferenz spricht sich in überwiegender Mehrheit für die Thesen der Referenten aus.

Am Nachmittag übernimmt der Landesschulinspector Dr. Maurer den Vorsitz und leitet die Verhandlung über das letzte Thema ein, das lautet:

„Genügt die derzeit übliche Form der Aufnahmsprüfung in die I. Classe der Mittelschule ihrem Zwecke?" Der Referent, Regierungsrath Director Karl Ziwsa, spricht eingangs seine Überzeugung aus, es müsse an der Einrichtung der Aufnahmsprüfung in die I. Classe der Mittelschulen im Sinne des O.-E. § 60, 2 festgehalten werden, womit nicht das geringste Misstrauen gegen die Leistungen der Volksschule ausgesprochen werde.

Allerdings könne man Bedenken gegen die Zuverlässigkeit der bei der Aufnahmsprüfung erzielten Ergebnisse erfahrungsgemäß nicht unterdrücken, u. zw. im Hinblicke auf Zeitpunkt und Zeitdauer der Prüfung, deren Inhalt und die Beurtheilung der Leistungen. Obwohl der Prüfungstermin vor den Ferien für Professoren und Director eine starke Belastung bedeute und besonders bei starkem Andrange die auf höchstens zwei Tage bestimmte Prüfungsfrist die Arbeit empfindlich erschwere, tritt Referent doch für Beibehaltung dieses im Interesse der Jugend und der Eltern gelegenen Termines ein und regt an, ob nicht die letzte Woche im Juni hiezu ausersehen werden könne. Hingegen müsse von der hie und da angeregten Gestattung der Wiederholung der Aufnahmsprüfung nach den Ferien aus pädagogisch- und schultechnischen Gründen abgerathen werden; es gehe nicht an, zwei Termine von sozusagen verschiedener Güte zu schaffen, einen vortheilhaften vor den Ferien, der eine Wiederholung der Prüfung ermögliche, und einen benachtheiligten, der die Wiederholung ausschließe.

Die Bedenken hinsichtlich des Inhaltes der Prüfung entspringen der Beobachtung, dass 1. von der Volksschule Bestqualificierte oft bei der Aufnahmsprüfung versagen oder erheblich zurückstehen, 2. unbedenklich reif Erklärte schon bald nach Schulbeginn sich ungeeignet erweisen, 3. manche mit äußerster Nachsicht noch Approbierte sich oft überraschend gut entwickeln. Der naheliegende Hinweis auf Nervosität der Jugend,

ihre Verschüchterung oder andere physische Hindernisse erkläre bei weitem nicht alle derartigen Auffälligkeiten, sondern verstärke nur die Wirkung der eigentlichen Erscheinungsursache. Ist nämlich die im Publicum weit verbreitete Ansicht richtig, ein normal veranlagter Knabe könne durch häuslichen Unterricht auch nur während der letzten Wochen vor der Aufnahmsprüfung mit Erfolg auf diese vorbereitet werden, dann steht das Maß der Anforderungen bei der Aufnahmsprüfung in einem Missverhältnisse zu ihrem wesentlichen Zwecke, der Erprobung der Reife. Denn der übliche Betrieb der Aufnahmsprüfung constatiert zwar das Vorhandensein gewisser Kenntnisse oder mechanischer Fertigkeiten, erprobt aber zu wenig Verständnis und Auffassung, kurz die Intelligenz und Bildungsfähigkeit des Prüflings.

Dass die Beurtheilung der Prüfungsleistungen nach dem individuell verschiedenen Standpunkte der Prüfenden verschieden sein müsse, dürfe nicht auffallen, da ja die Prüfungsvorschriften zu allgemein gehalten seien. Die Anforderungen im Rechnen seien gewiss sehr bescheiden, so dass Flüchtigkeiten in elementaren Dingen, die kaum einen Schluss auf die Intelligenz gestatten, oft ein entscheidendes Gewicht bei der Frage der Reifeerklärung erhielten. Es sei ferner nicht ausgeschlossen, dass die deutsche Prüfungsarbeit einseitig nach der Fertigkeit in der Analyse oder den orthographischen Kenntnissen beurtheilt werden; im letzteren Falle sei bei der oft beklagten Isoliertheit der „Schulorthographie", die erfahrungsgemäß einer sicheren Einübung und anstandslosen Anwendung orthographischer Gesetze selbst in späteren Schuljahren noch manches Hindernis bereite, eine umsichtige Beurtheilung nicht unmöglich, wenn demnach der Wortlaut der gesetzlichen Bestimmungen bezüglich des Inhaltes der Aufnahmsprüfung infolge seiner zu allgemeinen Fassung, Einseitigkeit und auch Übertreibung in den Anforderungen ermögliche, empfehle es sich durch Erweiterung, bezw. Einschränkung Abhilfe zu versuchen, ohne jedoch die Schwierigkeiten der Prüfung an und für sich zu erhöhen.

Nachdem Referent die ihm nothwendig scheinenden Erweiterungen, bezw. Einschränkungen der Prüfungsvorschrift im einzelnen darzulegen versucht hatte, fasste er seine Ausführungen in folgende Thesen zusammen:

1. An der Vornahme von Aufnahmsprüfungen zum Eintritte in die I. Classe der Mittelschulen wird festgehalten, u. zw. sind diesen Aufnahmsprüfungen die Ministerial-Verordnungen vom 14. März 1870, Z. 2370, § 3 (Marenzeller S. 236, Nr. 150) und vom 27. Mai 1884, Z. 8019 (V.-Bl. Nr. 25) im allgemeinen zugrunde zu legen.

2. Im Sinne der Ministerial-Verordnung vom 18. Mai 1874, Z. 6549, (V.-Bl. Nr. 32) ist bei Bemessung des Umfanges der bei den Aufnahmsprüfungen zu erweisenden Kenntnisse auf die Lehrziele der IV., bezw. V. Volksschulclasse Rücksicht zu nehmen.

3. Zur Sicherung größerer Zuverlässigkeit werde der Wortlaut der Prüfungsvorschrift durch Zusätze theils beschränkender, theils erweiternder Art folgendermaßen festgestellt:

a) Im Deutschen: 1. Schriftliche Nacherzählung einer kurzen Fabel oder Geschichte, wobei es auf richtige Auffassung, bezw. Wiedergabe des Gehörten mehr ankommt, als auf die Darstellung; 2. Dictat in Current- und Lateinschrift, von gröberen orthographischen Fehlern frei. Das Dictat hat ungewöhnliche oder gar seltene Wörter, bezw. Wortformen zu meiden und sich überhaupt an die einfache Redeweise der Umgangssprache der Gebildeten zu halten; 3. Wort- und Satzanalyse eines einfach bekleideten Satzes unter besonderer Berücksichtigung des Hauptwortes und des Zeitwortes in seinen gebräuchlichsten Formen; 4. Arbeitszeit der ganzen schriftlichen Prüfung aus dem Deutschen höchstens eine Stunde. Darnach hat sich der Umfang der Arbeit strenge zu richten.

b) Im Rechnen. Anschreibung von Zahlen. Die vier Grundrechnungsarten in ganzen Zahlen bis zu höchstens sieben Stellen. Anwendung der Rechnungsarten auch in eingekleideten (Ansatz-) Beispielen. Die wichtigsten Maße und Gewichte. Beim mündlichen Examen auch Kopfrechnen der einfachsten Art.

Der Correferent, Director J. Dechant, betont zunächst, dass man bei Abhaltung der Aufnahmsprüfungen in die I. Classe auf ein möglichst sicheres Urtheil nicht nur deshalb Bedacht nehmen müsse, damit die Zahl der sich nachträglich als ungeeignet erweisenden Elemente sich verringere, sondern auch um zu verhüten, dass kein fähiger Schüler durch die Aufnahmsprüfung vorübergehend oder dauernd vom Mittelschulstudium ausgeschlossen werde; denn ein Unrecht in letzterer Beziehung könne nicht mehr gut gemacht werden.

Nach Ansicht des Correferenten besteht nun gegenwärtig eine gewisse Unsicherheit in der Beurtheilung der Reife der Aufnahmswerber; sie wird hervorgerufen:

1. durch die Aufregung, in der sich viele Prüflinge befinden;

2. durch die Hast, mit welcher an vielen Anstalten infolge der großen Anzahl der Aufnahmswerber die mündliche Prüfung vorzunehmen ist, und

3. durch die mehr mechanische Kenntnisse als die Denkfähigkeit des Schülers erprobenden Aufgaben, die gewöhnlich bei der schriftlichen Prüfung aus dem Rechnen gestellt werden, sowie durch den Umstand, dass die hinsichtlich der Vollständigkeit der Analyse eines einfach bekleideten Satzes gestellten Anforderungen mit dem vorausgegangenen Volksschulunterrichte, der auf den systematischen Betrieb einer solchen Analyse kein besonderes Gewicht legen muss, nicht immer im Einklange sind.

Zur theilweisen Beseitigung dieser Übelstände werden folgende Anträge gestellt:

1. Um der mündlichen Prüfung jener Schüler, welchen die schriftliche Prüfung misslungen ist, mehr Zeit widmen zu können, möge Punkt 3 des Ministerial-Erlasses vom 27. Mai 1884, Z. 8019 (M.-V.-Bl. S. 230) dahin abgeändert werden, dass der Lehrkörper ermächtigt werde, die mündliche Prüfung aus der Unterrichtssprache und dem Rechnen

jedem Schüler zu erlassen, welcher bei der schriftlichen Prüfung aus diesen Gegenständen mindestens eine vollwichtige genügende Leistung und im Volks- oder Bürgerschulzeugnisse mindestens die Note „gut“ aufweisen kann.

Ferner sollen Schüler, deren Volks- oder Bürgerschulzeugnis in der Religion, der Unterrichtssprache oder im Rechnen eine mindere Note als „genügend“ enthält, zur Aufnahmsprüfung überhaupt nicht zugelassen werden.

2. Um besser die Denkfähigkeit der Schüler beurtheilen zu können, mögen an jeder Anstalt bei der schriftlichen Prüfung aus dem Rechnen nebst zwei oder drei nicht zu umfangreichen (in der Angabe und im Resultate nicht über sieben Stellen hinausgehenden) Beispielen über die Ausführung gegebener Operationen mit ganzen, unbenannten Zahlen auch eine oder zwei einfache, eingekleidete Aufgaben in ganzen Zahlen gegeben werden.

3. Die Aufnahmsprüfung werde, wenn möglich, nur von erfahrenen Lehrern vorgenommen, welche einerseits die Eigenheiten der Schüler, anderseits die Qualität der vorgefallenen Fehler richtig beurtheilen können. Insbesondere möge im Deutschen bei der Analyse eines Satzes weniger auf die Vollständigkeit als auf die Richtigkeit des Gebotenen, und bei der Classification der schriftlichen Arbeiten im Rechnen nicht nur auf das Resultat, sondern auch auf die Durchführung der Aufgabe Rücksicht genommen werden.

Die Debatte eröffnete Landesschulinspector Dr. Kummer mit einer Erörterung des Unterrichtes in der Methodik der Aufnahmsprüfung und in der Volksschule, und empfiehlt hierauf, bei der Prüfung Rücksicht zu nehmen, spricht sich aber gegen die Nacherzählung in der Unterrichtssprache bei der Aufnahmsprüfung aus.

Director Woksch spricht für die Aufhebung der zwei Termine für die Aufnahmsprüfung und für die Ermächtigung, der Mittelschule Unfähige nach zwei Monaten in die Volksschule zurückweisen zu dürfen. Director Nagele wünscht, dass die Aufnahmsprüfung von einer Commission von Volksschullehrern unter dem Vorsitze des Bezirksschulinspectors vorgenommen werde. Director Rosoll ist für die Möglichkeit einer Wiederholung der Prüfung nach den Ferien und für probeweise Aufnahme schwächerer Schüler. Director Dr. Polaschek regt die Schaffung von Vorbereitungsclassen an. Director Dr. Franz Wallentin ist für Verlängerung des Termines vor den Ferien und einen einheitlichen Maßstab, zu dessen Erreichung eine Commission von Directoren einzusetzen wäre.

Director Dr. Thumser spricht für die Beibehaltung des gegenwärtigen Modus der Aufnahmsprüfungen. Director Dr. von Muth spricht gegen die provisorische Aufnahme. Landesschulinspector Dr. Kummer warnt vor der Verlegung der Aufnahmsprüfungen an die Volksschulen. Nachdem die beiden Referenten sich noch geäußert hatten, gelangten ihre Thesen mit Ausnahme der auf die Nacherzählung bezüglichen zur Annahme.

Director Dr. Polaschek äußert noch einen Wunsch für die nächste Conferenz dahin, dass allen Theilnehmern die Thesen vor Beginn der Conferenz bekanntgegeben werden.

Nach einem Rückblicke auf die Ergebnisse der Conferenz erklärt der Vicepräsident des niederösterreichischen Landesschulrathes Dr. Freiherr von Bienerth diese für geschlossen.

Der Senior der Versammlung, Regierungsrath Director Lamberger, spricht dem Minister, Statthalter, dem Vicepräsidenten und dem Vorsitzenden den Dank der Conferenz aus.

Eine künftige einfachere Noten-Scala und Meinongs ethische Werte-Scala.

Martinak hat durch seine Psychologischen Untersuchungen über Prüfen und Classificieren unter allgemeiner Zustimmung auf einen Punkt hingewiesen, an welchem eine baldige einschneidende Reform unerlässlich sei. Deshalb scheint mir jetzt der Zeitpunkt gekommen, in welchem ein positiver Vorschlag zu einer an sich untergeordnet scheinenden Einrichtung, nämlich zum Wortlaut einer handsamen Noten-Scala, nicht unbeachtet verhallen muss.

Was ich als Beitrag zur literarischen Discussion der durch Martinak angeregten Schulfrage mittheilen will, beschränkt sich für diesmal ausschließlich auf den Vorschlag einer viertheiligen Scala mit Cäsur zwischen 2 und 3, nämlich:

1. sehr gut, 2. gut — 3. minder gut, 4. schlecht.

Diese Scala ist zunächst als eine für den Fortgang gedacht. Sie dürfte sich zwar auch für die anderen zu classificierenden Dinge, das sogenannte sittliche Betragen, den sogenannten Fleiß (unter welchen beiden Terminis die Schulpraxis ja meist etwas einigermaßen anderes versteht als die gewöhnliche Sprache) eignen; da aber gegen diese Erweiterung vielleicht noch besondere Gesichtspunkte geltend zu machen wären, so möge sie hier außer Discussion bleiben.

Worauf es nun hier allein ankommt, ist, dass diese Scala 1. einfacher ist und 2. durch die Wahl der Ausdrücke dem natürlichen Sprachgefühl näher liegt als unsere zu reinen Kunstausdrücken erstarrten „befriedigend“, „genügend“, „entsprechend“ u. s. f. Bekanntlich wundern sich die in die Geheimnisse der Schulterminologie noch nicht eingeweihten Eltern jederzeit, wenn sie aus dem „entsprechend“ herauslesen sollen, dass das sittliche Betragen eigentlich nicht entsprochen habe. Ebenso bei der Note „ungleichmäßig“ in Fleiß. Fast bei jeder unserer Schulconferenzen trägt es sich zu, dass für einen Schüler, der zwischen allerlei Vorzüglich und Lobenswert sich auch nicht selten aus bloßer Faulheit einzelne Nichtgenügend leistet, die Note „ungleichmäßig“ in Fleiß vorgeschlagen wird; man möchte meinen: mit

vollstem Rechte. Darauf aber wird von anderen Theilnehmern der Conferenz geltend gemacht, dass ein Schüler, dessen Gesammtleistungen eben doch durchschnittlich mit befriedigend und genügend fixiert werden müssen, durch die Fleißnote „ungleichmäßig“, als der vorletzten auf der ganzen Noten-Scala, geradezu zu einem Genie gestempelt würde. — Also nicht nur von den Eltern, sondern auch von den Lehrern selbst wird geradezu verlangt, dass sie sich jede Rücksicht auf den ausdrücklichen Wortlaut der Notenbezeichnungen gewaltsam aus dem Kopfe schlagen. Es ließe sich leicht eine ganze Reihe von Unzukömmlichkeiten namhaft machen, welche aus einer solchen Incongruenz zwischen Wort und Bedeutung hervorgehen. Einige specielle Bemerkungen hierüber unter II. — Zunächst aber

I.

Die Viertheiligkeit der Scala. Gegenüber unserer noch üblichen Sechsstufen-Scala ist dies eine nicht unwesentliche Vereinfachung. Aus meiner Schulzeit erinnere ich mich noch an die neuntheilige, in welcher erst auf dem „Neuner“ das ganze Pathos unseres noch gegenwärtig üblichen „ganz ungenügend“ gelegen war. Man sieht also hieraus, wie aus der Erinnerung an das einstige „Ausgezeichnet“, dass im ganzen ohnedies eine über die Jahrzehnte sich vertheilende Tendenz zur Vereinfachung der Scalen besteht. Es ist auf dem Mittelschultag sogar eine dreitheilige Scala vorgeschlagen worden, und ich leugne es nicht, dass es am Ende eine bloß zweitheilige thäte, nämlich eine solche, welche feststellt, ob der Schüler den Lehrstoff des Jahrganges so verarbeitet hat, dass er mit Nutzen den nächst höheren mitmachen kann oder nicht[1]). Aber wenn keine anderen Bedenken, so gilt das „Zuviel auf einmal brächte Reu'“, d. h. hier: Auf einmal zu wenig Notenstufen möchten Schüler wie Lehrer noch unsicherer machen, als es jetzt die vielen Stufen gethan haben. — Nur ganz im Vorübergehen mögen hier gegen den ebenfalls laut gewordenen Gedanken, dass wir noch mehr, noch viel mehr, womöglich unendlich viele Abstufungen brauchen, da dem factischen Continuum denkbarer Schülerleistungen eigentlich nur ein Continuum von Noten adaequat sei, in Erinnerung gebracht werden, dass diese Schwierigkeit ja allenthalben, z. B. bei der Abgrenzung der Diebstähle als Vergehen oder Verbrechen je nach dem Werte von unter oder über 50 K, eintritt, wobei es nirgends ohne Gewaltthätigkeit und Künstlich-

[1]) „Aufsteigen oder nicht“ — diese große und Hauptfrage würde nach ganz neuen Gesichtspunkten zu entscheiden sein, wenn einmal das bloße Constatieren auch nur eines „Nicht genügend“, gleichviel warum und in welchem Fache, über Bord geworfen wäre. Hier würde nur nach Martinaks Methoden der Untersuchung, was wir denn eigentlich classificieren, zu klaren Bestimmungen zu gelangen sein. Eben weil dies aber eine wissenschaftliche Untersuchung viel umfänglicherer Art, als obige Specialfrage nach der Noten-Scala erfordern würde, enthalte ich mich aller dahin übergreifenden theoretischen und praktischen Vorschläge.

keit abgeht, dass es aber geradezu eine logische Unmöglichkeit ist, ohne solche Künstlichkeiten auszukommen: denn wer wollte nun dafür bürgen, dass er jedem Gliede des Continuums den Leistungen das richtige Glied des Continuums den Noten zugeordnet habe? (Einige weitere Bemerkungen hierüber in meiner Logik § 35, größere Ausgabe S. 85, 86.) Da also die Vermannigfaltigung der Noten-Scala durch „fast lobenswert“, „recht befriedigend“, befriedigend, befriedigend —, befriedigend mit einem oder zwei Fragezeichen u. s. f. wirklich ins Ziellose führt, so hat das Verbot, sich solcher halber und drittel Noten in der officiellen Classification zu bedienen, die Logik für, nicht gegen sich.

Nur in einem Punkte dürfte schon die gegenwärtige Scala den thatsächlichen Bedürfnissen empfindlich widersprochen haben: durch den Hiatus zwischen genügend und nicht genügend, der denn auch nach einer unausrottbaren Praxis durch die „kaum genügend“ wenigstens in den „Zwischen-Censuren“ (oder das bloße „Ermahnen“ neben dem „Tadeln“ u. dgl.) immer wieder auszufüllen versucht wird. Ich komme auf diesen Punkt unten bei der Erörterung des „minder gut“ zurück.

Indem ich also die viertheilige Scala als Norm empfehle, möchte ich aber für den Fall besonders erfreulicher Ausnahmen noch ein Äquivalent für das ehemalige „Ausgezeichnet“ gestattet wissen. Das Ausgezeichnet wurde bekanntlich gegeben für Schülerleistungen, die über das Maß des auch günstigstenfalls zu Fordernden beträchtlich hinausgehen. Solche Leistungen gibt es, Gott sei Dank, wirklich ab und zu. Ich führe aus meiner eigenen Lehrthätigkeit an, dass ich viele Jahre hindurch (solange es mir nicht das Doppellehramt an Hochschule und Mittelschule unmöglich machte) von der VII., manchmal schon vom 2. Semester der VI. Classe an mit einzelnen begabten und fleißigen Schülern Differential- und Integral-Rechnung betrieben habe. Wenn nun einer dieser Braven es zum Fourier'schen Theorem, ein anderer bis zum erfolgreichen Lesen des *Traité de la lumière* von Huygens u. dgl. gebracht hatte, so schien es mir nur gerecht, dies im Zeugnisse durch ein „Ausgezeichnet“ mit dem Beisatze: „Fleißige Beschäftigung mit höherer Mathematik“, „fleißige Lesung von classischen Werken der Physik“ u. dgl. zu bemerken. Was ich also in diesem Sinne vorschlage, wäre: Nicht eine stereotype Note, wie das alte „Ausgezeichnet“, sondern eine von Fall zu Fall frei zu gestaltende Charakterisierung solcher Leistungen, an denen Schule und Schüler recht eigentlich Freude[1]) haben sollen. Es wäre das eines der Mittel, unsere Mittelschule von dem Fluche frei zu machen, sie sei recht eigentlich ein Institut für Mittelmäßigkeiten.

---

[1]) Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichtes, 2. Aufl., II. Bd., S. 642, spricht von den „freudlosen, mürrischen Censuren, die in diesem Jahrhundert in den Gymnasien üblich geworden sind. Früher war das anders. Abgangszeugnisse aus dem vorigen Jahrhundert, wie sie mir häufig durch die Hände gegangen sind, zeigen meist eine ganz andere Tonart: sie sprechen für irgendwelche Leistungen Anerkennung aus und übergehen die Mängel mit Schweigen oder dem Ausdrucke des Wunsches oder einer Hoffnung. So auch noch die Classenzeugnisse, die Otto von

II.

Als zweiten Grund habe ich oben zugunsten der Scala „sehr gut, gut — minder gut, schlecht" geltend gemacht, dass diese Ausdrücke dem natürlichen Sprachgefühle nahe liegen. Es sei gestattet, diesen Grund durch eine ganz allgemeine und principielle Erwägung zu vertiefen, welche, obwohl sie auf die allgemeine Theorie der Bewertungen, also auf das philosophische Gebiet eingeht, sich doch nicht von den Thatsachen des wirklichen Lebens entfernt. Möchte also auch derjenige pädagogische Leser, welcher gegen philosophische Grundlegungen nach so vielen schlimmen Erfahrungen mit Recht misstrauisch ist, sich den folgenden Excurs aus der „Allgemeinen Werttheorie" gefallen lassen.

Meinong hat in seinen „Psychologisch-ethischen Untersuchungen zur Werttheorie" (Graz 1894)[1] vier moralische Wertclassen unterschieden. Er nennt sie

verdienstlich, correct — zulässig, verwerflich.

Diese Viertheilung ist eine Verfeinerung der zweitheiligen Scala gut und böse; genauer verhält sich diese zu jener so, dass die Ausdrücke gut und böse immer schon etwas höhere Grade bezeichnen, so dass die dem Indifferenzpunkte näher liegenden Grade moralischer Werte durch diese zweitheilige Scala eigentlich ohne Bezeichnung bleiben. — Die Sachlichkeit jener viertheiligen Scala wird dann besonders auffallend und überzeugend ins Licht gesetzt durch das von Meinong entdeckte

---

Bismarck in den Dreißigerjahren als Schüler auf dem Grauen Kloster erhielt und die kürzlich in einem Erinnerungsblatt gedruckt worden sind; konnte man nicht sagen: er hat, etwa im Lateinischen, Fortschritte gemacht, so sagte man: Fortschritte sind zu hoffen. Wie liebenswürdig, einem gutartigen und begabten Schüler nicht zu sagen: kaum genügend oder mangelhaft, sondern: Fortschritte sind zu hoffen. Er wird wohl auch so gemerkt haben, was man ihm damit sagen wollte. Und die Schule selbst, sie konnte noch hoffen. Jetzt hofft sie nichts mehr, sondern auf das Geleistete hinblickend, spricht sie resigniert: kaum genügend!

Hierher gehört auch, was Paulsen a. a. O. S. 640 über die „Steckenpferde" sagt. Auch ich meine, dass unsere Schule hervorragende Neigungen ihrer hervorragenden Schüler pflegen könnte und sollte; dass sei es kann, zeigen mir die oben angeführten und noch manch andere willkommene Erfahrungen. Sie muss es nur nicht verschmähen, grundsätzlich eine solche freie Thätigkeit ihrer Zöglinge zu achten, wenn möglich zu pflegen, wie es gegenwärtig nur in der Privatlectüre lateinischer und griechischer Schulautoren geschieht. Es ließe sich dann auch sogleich ein Guttheil von dem verwirklichen, was Paulsen unter Verzweiflung an dem Ideal der „allgemeinen Bildung" nur durch gesonderte Thiersch-Schulen für philologisch und Helmholtz-Schulen für naturwissenschaftlich Beanlagte erreichen zu können glaubt. Sonderbarerweise ist gerade diese Spaltung der noch allgemein bilden wollenden Schulen als ein Programmpunkt der sogenannten „Einheitsschule" populär geworden.

[1]) Ich habe diese Bestimmungen in die große Ausgabe meiner Psychologie auszugsweise aufgenommen. Indem ich oben Meinongs Betrachtungen etwas erweitere, wäre dem entsprechend auch die Darstellung meines Buches zu erweitern.

„Unterlassungsgesetz“: Wird nämlich eine Handlung, welche verdienstlich wäre (z. B. jemanden mit eigener Lebensgefahr vom Tode retten), unterlassen, so rückt die Bewertung von der ersten Stufe auf die dritte hinab; wir finden eine solche Unterlassung des Verdienstlichen zulässig (im Sinne von „verzeihlich“). Die Unterlassung des Correcten dagegen ist sofort verwerflich (daher wohl das Kraftwort von der „verfluchten Pflicht und Schuldigkeit“). Und auch umgekehrt: Das Verwerfliche zu unterlassen ist nur correct. Sich auch das Verzeihliche nicht hingehen lassen, ist verdienstlich. — Mit allem diesem sind, wie man sieht, einfach unsere thatsächlichen Bewertungen sammt ihren Beziehungen zu einander constatiert, „beschrieben“; und wem die exacten Methoden der gegenwärtigen descriptiven Psychologie noch fremd sind, mag sich wundern, dass sich auf diesem nicht mit Händen zu greifenden Gebiet so hübsche Gesetzmäßigkeiten überhaupt finden lassen.

Was ich nun diesen Meinong'schen Feststellungen hinzufügen möchte, ist, dass seine viertheilige Scala mit je zwei Gliedern über, zwei Glieder unter dem Nullpunkte, von denen I und III, II und IV in jenem eigenthümlichen, sozusagen Verschränkungsverhältnis zu einander stehen, sich keineswegs auf ethische Bewertungen, sondern geradezu auf bei- und missfällige Bewertungen aller Art erstrecken lässt.

Hier ein paar Beispiele, die dem Schulleben nicht allzufern stehen: Orthographisch schreiben ist einfach correct (Stufe II), Nichtorthographisch schreiben ist eben deshalb sofort verwerflich (IV): natürlich eben vom Standpunkte der Orthographie, womit nicht geleugnet werden soll, dass man auch ohne Orthographie nicht nur selig werden, sondern sogar auch ein großer Schriftsteller sein kann. Ein großer Schriftsteller zu sein ist dann verdienstlich, es nicht zu sein verzeihlich. — Ein anderes Beispiel: Ich kenne eine philosophische Schule, der man es gelegentlich zum Vorwurf macht, dass sie scholastisch sei, nur weil sie auf reinliches Denken gar zu viel Sorgfalt verwende. Hier drängt sich bei diesem Vorwurfe immer wieder sogleich das Unterlassungsgesetz in seiner doppelten Anwendung auf: formallogisch richtig denken ist gewiss nur correct, ist „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“. Es nicht zu thun ist aber darum nicht etwa verzeihlich, sondern verwerflich, etwas stärker ausgedrückt: ein Scandal. Natürlich hat dann die Gewöhnung, primitive Denkfehler sich und anderen nicht hingehen zu lassen, noch gar nichts „Verdienstliches“ an sich. Diese erste Stufe der Bewertungen wissenschaftlicher Leistung bleibt ein- für allemal dem vorbehalten, was man Productivität, Originalität nennt. Diese Gaben nicht zu besitzen, ist aber verzeihlich, nicht verwerflich. — Es ist nicht müßig, diese an sich freilich selbstverständlichen Dinge in voller Schärfe festzuhalten. Denn mancherlei unerfreuliche, wohl meistens (leider nicht immer) unbeabsichtigte Verwirrungen schlichten sich im Lichte dieser Betrachtung sofort. Da es sich nämlich das Genie gestatten darf, sorglos in der Form zu sein, so ist unzähligemale in den verschiedensten Gebieten Sorglosigkeit in der Form für genial ausgegeben und gehalten worden. Auch ist

es dann eine bekanntlich sehr undankbare Sache, der Uncorrectheit gegenüber auf Correctheit zu dringen. Einen logischen Schnitzer berichtigen schafft ja noch keine nennenswerten positiven Werte, und so ist es denn ein ganz dankbarer Fechterkniff, sich die Rüge eines formalen Fehlers was immer für einer Art dadurch vom Leibe zu halten, dass man dem Rügenden zu verstehen gibt, je größer der gerügte Fehler, desto kleinlicher die Rüge. — Gleichwohl halten alle diese Fechterkünste der schlichten Wahrheit nicht stand, dass die Unterlassung des Correcten verwerflich, die Berichtigung des Verwerflichen correct sei.

Genug des Excurses, der dazu dienen sollte, aufmersam zu machen, dass in Wertescalen nicht alles nur conventionell, bald willkürlich fließend, bald willkürlich erstarrt zu sein braucht. Und so wird es denn wohl auch mit dem schulmeisterlichsten aller Beispiele, unserer Notenscala, sein. Ich habe die viertheilige Scala mit der Cäsur zwischen „gut" und „minder gut" vorgeschlagen, weil sie auch demjenigen immer wieder von neuem etwas sagen wird, der beim Hören und Aussprechen dieser Wörter so wenig als möglich von seinem natürlichen Gefühl sich entfernt. „Gut" ist ja der höchst allgemeine Terminus für alles, was uns einfach wert (geradezu: Gut = Wert, die Güter = die Werte, wogegen erst „Das Gute" den viel specielleren Sinn des ethisch Guten hat).

Ich meine also, es würde vor allem nicht leicht wieder ein Zustand einreißen können, bei dem man streitet, ob „gut" eigentlich eine gute oder eine schlechte Note sei, wie man es bei „genügend" (und „entsprechend") in der That nicht recht weiß; denn auf das „genügend" folgt ja sogleich das volle „nicht genügend". Ebenso ist aus dem „Minder gut" die Negation jeden Augenblick herauszuhören; und doch lässt selbst diese Bezeichnung eben infolge ihrer Reminiscenz an „gut" nicht ganz jenes freundliche Moment vermissen, welches Paulsen eigentlich in unserem ganzen Classificier-Apparat vermisst. Zugleich wäre durch das „minder gut" jene Lücke ausgefüllt, die wir jetzt trotz allem Verbote immer wieder durch die „kaum genügend" auszufüllen uns genöthigt sehen. Erst das „Schlecht" spricht rückhaltlos die Verwerfung aus. Eines „Sehr schlecht" wird es wohl so wenig bedürfen, wie wir heute das Bedürfnis haben, einen Hinzurichtenden erst noch mit glühenden Zangen zwicken zu lassen. Freilich, unser schönes „Ganz ungenügend" sammt dem künstlichen Apparat, dass bei so und soviel Nicht genügend und schon bei etwas weniger Ganz ungenügend die „dritte", nicht nur die „zweite Fortgangsclasse" eintritt, nebst der Consequenz, nicht mehr ohneweiters repetieren zu dürfen u. s. f. — an diesem Apparat würde sich dann wohl noch so manches vereinfachen und mildern: was man zwar heute noch ebensowenig glauben mag, als man einstmals die Folterkammer für entbehrlich gehalten hatte; aber von solchen Organisationsfragen soll ja hier weiter nicht die Rede sein. — Zugunsten des sehr gut endlich brauche ich nichts zu sagen, da ich schon oben sogar für eine darüber noch hinausgehende freie Würdigung hervorragender Leistungen ausgesprochen habe. — Jedenfalls klingt mit dem „sehr gut" nichts von jener „relativen Bewertung" an, welche Martinak ganz

richtig aus dem „vorzüglich“ heraushört. Denn jedes „Vorziehen“ legt die Frage nahe: Wem ziehst du vor? — was dann zu den von Martinak gerügten Unklarheiten und Ungerechtigkeiten führt. Auch das „gut“ ist vergleichsweise nicht relativ, während das „genügend“ schon wieder fragen lässt: Wem genügend? Die Antwort darauf kann nur lauten: dem herkömmlichen Schulmechanismus; und wenn der einheitlich functionierte, so müsste ja das schließlich — „genügen“. Bekanntlich aber haben unsere gegenwärtigen Noten eigentlich in der Hand jedes einzelnen Lehrkörpers, ja Lehrers ihren besonderen, im schlimmsten Sinne „absoluten“ Wert. Ich spreche nicht von Lehrern, die, wenn sie eine neue Schulclasse übernehmen, erklären: „Vorzüglich gebe Ich überhaupt nicht“; denn solche Verfügungen stehen im Widerspruch schon mit dem Bestande einer Notenscala, welche ebendiese Stufe enthält. Aber auch ohne alle bewusste Willkürlichkeit muss in der Hand verschiedener Beurtheiler eine Scala, deren Glieder in keinem deutlich erkennbaren Verhältnis zu einander stehen, zu Subjectivitäten führen. Wir alle, Lehrer wie Schüler, wissen dies auch und haben uns gewöhnt, dies für etwas Unvermeidliches zu halten. Auch jene viertheilige Scala würde zwar gewiss nicht gänzlich frei sein und bleiben von Verschiedenartigkeiten ihrer Handhabung. Werfen wir z. B. einen Blick in die Volksschulzeugnisse, welche wir von uns und unseren Kindern aufbewahrt haben, so sagen wir uns, dass an der Volksschule ein „sehr gut“ leichter gegeben wurde (ich weiß nicht, ob auch heute noch überall gegeben wird), als wir etwa ein „lobenswert“, geschweige „vorzüglich“ geben. Und so mag es denn so kommen und wäre auch ganz in Ordnung, wenn die Mittelschule auch künftig mit dem „sehr gut“ sparsam umgienge, eben weil sie eine Schule für verhältnismäßig schon Auserwählte ist. — Allzu groben Ungleichmäßigkeiten in der Handhabung der vier Noten dürfte aber immer wieder vorgebeugt sein durch den allgemeinen Rückhalt, den diese specielle Scala an der allgemeinen viertheiligen Wertescala hat. Immer wieder würden schon die sich aufdrängenden Analogien aus zunächst heterogenen Gebieten davor warnen, eine Leistung nicht mehr als „gut“ zu bezeichnen, falls man ihr Ausbleiben noch nicht geradezu als schlecht bezeichnen kann. Es wäre müßig, sich hier schon aus allgemein psychologischen und werttheoretischen Erwägungen auszumalen, welche Mittel zur immer sich erneuernden Selbstcontrole beim Ertheilen jener Noten sich in der einzelnen Schulstunde oder in der Classenconferenz als die maßgebendsten erweisen werden; denn entsprechen jene Notenbezeichnungen wirklich dem natürlichen Gefühl, so soll dies auch immer wieder das erste und das letzte Wort haben. Für jetzt genug, wenn gezeigt worden ist, dass sich das Zustandekommen eines solchen Gefühles für den Wert einer Note ebenso allgemein psychischen Gesetzmäßigkeiten unterordnen lässt, wie alles, auch das freieste psychische Leben.

Nachtrag.

Mehrere Monate, nachdem obige rein akademische Betrachtungen zu Papier gebracht waren[1]), kommt mir das neueste Heft[2]) der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule" zu Gesicht und ich würde nun, indem ich mit lebhafter Freude den muthigen Kampf geschildert lese, welchen Martinak und eine große Anzahl von Rednern, unter ihnen Herr Hofrath Schipper, der gegenwärtige Vorsitzende der Gymnasialprüfungs-Commission, gegen unser hergebrachtes Classificier-Verfahren eröffnet haben, in den Verdacht eines Mangels an Muth zu gerathen meinen, wenn ich es in unserer Frage bei obiger akademischer Erörterung bewenden ließe.

Vor allem halte ich hier zu künftiger Erinnerung fest, dass sich an Martinaks Vortrag, bezw. an die kurze Berichterstattung über den Mittelschultag in der Tagespresse, sogleich in eben dieser Presse lebhafte Erörterungen schlossen, und dass ich daraufhin mehrmals als Fachmann von Eltern und anderen Zeitungslesern interpelliert worden bin, ob es wahr sei, dass nun bald das Prüfen und Classificieren an den Mittelschulen überhaupt werde abgeschafft werden? Ich konnte darauf immer nur mit einem Lächeln antworten und übrigens ganz im Ernste versichern, dass mir wenigstens es nie einfallen würde, das Prüfen und das Notenschreiben für eine entbehrliche Sache zu halten. Es ist weder entbehrlich für die Staatsverwaltung, noch auch für den Lehrer und Erzieher. An vorliegender Stelle brauche ich natürlich nicht die vielen Einzelpunkte anzuführen und gegen einander abzuwägen, welche zur Begründung jener meiner conservativen Ansicht in allseitige Erwägung zu ziehen wären.

Also ich glaube weder, noch wünsche ich es, dass man zur Herbeiführung der Utopie „Abschaffung der Prüfungen und Noten!" auch nur einen Finger rühre. Aber — ich muss auch einbekennen, dass mir kaum eines der auf dem Mittelschultage gefallenen Worte zu hart schien, um den ganzen Jammer, den das System der mindestens 5 (oder 4) protokollierten Noten per Semester in jedem Gegenstande über Schüler, Schule, Elternhaus und Lehrer gebracht hat, wahrheitsgetreu zu schildern. Wer könnte es leugnen, dass sich um die Anzahl der Vorzüglich, lobenswert, befriedigend, genügend, nicht genügend im Fortgang, um die Lobenswert, befriedigend, entsprechend, minder entsprechend, nicht entsprechend in Sitten, die Ausdauernd, befriedigend, hinreichend, ungleichmäßig, gering im Fleiß, die Sehr ordentlich, ordentlich, minder ordentlich, unordentlich in der äußeren Form — das tägliche Sinnen und Trachten der Knaben, die Hoffnung und Furcht der Eltern, die mindestens dreimal, in manchen Anstalten auch fünfmal im Semester, also sechs- bis zehnmal im Jahre sich erneuernde Sorge der Lehrer, ob für alle diese zu protokollierenden Notenergebnisse der Lehr- und Lernthätigkeit die gesetzliche Zahl von Daten in die Hand- und Classenkataloge eingetragen seien, die tägliche, wöchentliche, monatliche, halb-

[1]) April 1900.
[2]) September 1900.



und ganzjährige Sorge in viel handgreiflicher Weise kümmert, als um alle Unterrichts- und Erziehungswerte, die der Uneingeweihte für den Zweck halten möchte, zu dem jene Dinge nur im Verhältnis eines sehr untergeordneten Mittels stünden oder stehen sollten.

Jene Stelle aus Willmann, welche Martinak an der Spitze seiner Ausführungen (S. 94) stellte und in welcher „der traurige Apparat der Censuren, Nummern, Classen, Noten“ geradezu als „ein Gift“, als „die Quecken, die das Samenkorn der Lehre nicht keimen lassen“, bezeichnet wird, habe ich zwar als Lehrer der Pädagogik an der Universität unter Hinweis auf das verdiente Ansehen Willmanns jederzeit mittheilen müssen — als Lehrer am Gymnasium musste ich aber eben dieses „Gift“ Jahr für Jahr, Stunde für Stunde meinen Schülern selbst verabreichen. Was ist aber der Schierlingsbecher, den Sokrates nur sich selber reicht (weil er weiß, dass die staatliche Autorität Gehorsam selbst gegen das bessere Wissen des Einzelnen verlangen darf, manchmal verlangen muss) — was ist jenes Opfer im Vergleiche zu dem, das ich bringe, wenn ich solches „Gift“ anderen, wenn ich es der mir anvertrauten Jugend zu reichen mich gezwungen sehe! . . . .

Der Vorsitzende der Verhandlungen des Mittelschultages, Herr Landesschulinspector Loos, welcher als Schüler Willmanns zu Beginn der Verhandlung ebenfalls „das Prüfen den Tod des Unterrichtes“ genannt hatte, fasste den Gesammteindruck der über das Classificationswesen gemachten Mittheilungen in den Worten zusammen: „Wenn die Sache so wäre, wie sie hier geschildert wurde, dann wären wir wert, von der Öffentlichkeit heruntergemacht, in den Zeitungen hergenommen zu werden, denn dann wären wir Verderber der Jugend, grausame Menschen, die jedes Tadels würdig sind“. — Ich darf von mir sagen, dass ich mich gewiss von jedem Hange zur Grausamkeit frei weiß. Aber ich habe es jederzeit als das schmerzlichste *sacrificium intellectus* und *sacrificium conscientiae* empfunden, wenn ich — gleich jedem anderen Mittelschullehrer — durch die strictesten Weisungen verpflichtet war, jede Schulstunde wieder von neuem behufs der Gewinnung der vorgeschriebenen Anzahl von Noten alle diejenigen Proceduren an meinen Schülern vorzunehmen, welche nun auf dem Mittelschultage als „der Tod des Unterrichtes“ (Loos, S. 250), als „der eingentliche Krebsschaden unseres ganzen Mittelschulwesens“ (Prof. Schipper, S. 253), als „eine Barbarei aus alter Zeit, grausamer als die Ruthe“ (Winkler-Schipper, S. 254), als „etwas, das eigentlich in guten Schulen nicht mehr vorkommen dürfte“ (Dörr-Martinak, S. 95) und noch in einer Reihe gleich kräftiger Urtheile gebrandmarkt wurden.

Diesen Anklagen gegenüber hat Herr Landesschulinspector Loos hervorgehoben, „dass man als Lehrer noch so viel Freiheit hat, dass man bei der Entwicklung des Lehrstoffes den Schüler und seine Leistungen beobachten kann: die ganze Behandlung muss ja doch eine dialogische sein, so dass man den Schüler zu beurtheilen in der Lage ist“ (S. 263). Ich darf von mir sagen, dass ich durch 25 lange Jahre nie ein anderes Lehrverfahren als dieses dialogische gehandhabt habe, dass meiner Natur ein anderes gar nie möglich war. Habe ich aber dieser meiner natür-

lichen Neigung noch folgen dürfen, als die Vorschrift von den 5 (oder mindestens 4) Noten in jedem Gegenstande für jeden Semester in Kraft trat? Erinnern wir uns doch, dass dieser Zwang zu 5 protokollierten Noten per Semester für alle Unterrichtsfächer gegolten hat, ohne Unterschied, ob es sich um Latein mit wöchentlich 6 bis 8, oder um Religion oder Propädeutik mit wöchentlich 2 Stunden handelt — ob um 3 Stunden Mathematik, in welcher ein guter Unterricht fast ausschließlich die Form eines Lösens von Aufgaben durch die Schüler annimmt, oder um 3 Stunden Physik, wo ein guter Unterricht zum großen Theil in der Vorführung von manchmal unvermeidlich längere Zeit verlangenden Versuchen und ihrem Durchsprechen mit Schülern besteht; weshalb ich denn auch jederzeit 6 bis 8 Noten per Semester in Mathematik, aber nur schwer 3, geschweige 5 Noten in Physik „zusammenbrachte". — Vollends die philosophische Propädeutik mit ihren 2 Stunden in der Woche, also etwa 30—35 im Semester, brachte mich durch die Unverträglichkeit der beiden Forderungen, in je 55 Minuten mindestens sieben zu protokollierende Examina vorzunehmen und zugleich „philosophische Besonnenheit" (nach Schopenhauer) oder doch eine zum Philosophieren halbwegs geeignete Stimmung bei meinen Octavanern eintreten zu lassen, in eine von Stunde zu Stunde sich erneuernde Verzweiflung[1]). Ich gerieth zuletzt auf den Trost, es werde sich ja auch der plötzliche Verfall der griechischen Philosophie nach Aristoteles daraus müssen begreifen lassen, dass es der Stagirite bei seiner peripatetischen Methode verabsäumt habe, während der Spaziergänge im Garten des Akademos einen Hand- und einen Classenkatalog bei sich zu führen und während je einer Stunde Gespräches über die letzten Dinge noch sieben Noten einzuschreiben.

Möchte all dies bald nur mehr ein schwerer Traum gewesen sein! Einstweilen sind wir ja zwar von der Verpflichtung entbunden, diese Noten nach jeder einzelnen Stunde in die Kataloge zu schreiben, wir dürfen sie jetzt immer durch 3—4 Wochen „zusammenkommen lassen"; da wir aber dann doch noch immer die volle Zahl von Noten producieren müssen, so müssen diese im Laufe der einzelnen Stunden auch in die Handkataloge eingetragen worden sein, kurz, es ist einstweilen noch alles wesentlich beim alten. Fragen wir aber, ehe es endgiltig dahinsinkt: wie hat das nur alles so kommen, wie hat es sich auch nur einige Jahre halten können?!

Die Antwort ist leicht. Solange unsere gegenwärtige Gymnasialeinrichtung mit dem Fachlehrer-System (das ich übrigens für das einzig mögliche halte) einerseits, dem immer mehr ins einzelne geregelten

---

[1]) Daher dann auch die gewiss niemand erwünschten, aber unvermeidlichen, manchmal tragikomischen Mittel, das Unmögliche möglich zu machen: Einberufung der Schüler am Sonntag zum Prüfen — oder „Logik-Compositionen", wo auf jede der drei Fragen eine eigene Note gegeben und protokolliert wird u. dgl. m. Natürlich sind überdies solche nur der Noten wegen veranstaltete Schularbeiten aus Logik und Psychologie ein weiterer Lehrstundenverlust, der bei den bloß zwei Wochenstunden percentuell ganz merklich ins Gewicht fällt.



Zeugniswesen anderseits besteht, ist geklagt worden über einzelne Lehrer, die, statt zu unterrichten (geschweige zu erziehen) nur „vortragen", und die über diesem Hineinreden in die Schüler die Fühlung mit ihnen verlieren — und weiter: die, wenn es gegen Ende der Semester an das Eintragen der Noten geht, diese auf Grund weniger Examina mehr oder weniger willkürlich sich construieren mussten. Um dies als einen ganz heillosen, die Schüler wie die Eltern zu Klagen über Ungerechtigkeiten reizenden Zustand erscheinen zu lassen, brauchen solche Fälle keineswegs häufig vorzukommen. Schon als seltene Ausnahmen, die unmöglich dem ganzen Stande der Lehrer zur Last gelegt werden könnten, waren sie aber so unleidlich, für den betroffenen Schüler so empfindlich, dass jede Maßregel gerechtfertigt scheinen musste, welche solche Ungeheuerlichkeiten von vornherein in jedem Falle unmöglich machen. Was musste dann hiegegen bessere Bürgschaft zu bieten scheinen, als das System der in der Directionskanzlei aufliegenden Protokolle über jedes einzelne Examen? — Über diese Form der Lösung ist nun aber aus anderen Gründen auf dem Mittelschultage für immer abgeurtheilt worden. Wie aber wird sich der Weg von jenem einen Extrem in das andere finden lassen, welches besonders drastisch Prof. Dr. Nietsch (Graz) so beschrieben hat: „In Görlitz hat kein Lehrer einen Handkatalog, und die betreffenden Herren haben sich höchlich darüber gewundert, als ich ihnen sagte, dass in Österreich jeder Professor einen Handkatalog in der Tasche trägt, den er, sowie er in die Classe kommt, aufklappt, um alles mit diesem Gespenste zu schrecken. Seit zwanzig Jahren geht es bereits in Deutschland ohne derartige Mittel: warum soll es bei uns nicht gehen? Daran, dass es anders werden muss, zweifelt kein Mensch."

Die Frage ist nur, wird es auf einmal gehen? oder werden behufs Vermittlung halbe Maßregeln das Heil bringen? Auch zu dieser Frage, auf die wir schon von Seite der über Martinaks Vorschlag eingesetzten Commission, und umso mehr, sobald die Frage nur erst wirklich actuell geworden sein wird, von Seite der zahlreichen Interessierten die abweichendsten Antworten zu erwarten haben werden, will ich hier nur einen Vorschlag vorbringen, der mehr das Wie als das Was berührt. Ich meine nämlich, nachdem der Versuch mit den Classenkatalogen (denn ein Versuch war es) nicht zum gewünschten Ziel geführt hat, sollte auch die Reform mit einem Versuch beginnen.

Verhehlen wir es uns nicht: Weder das Publicum, noch die Schulbehörde hat zu allen Lehrern gleichmäßig das Vertrauen, dass von der Gestattung einer völlig freien Beurtheilung der Schülerleistungen ohne alle Missgriffe und Missbräuche Gebrauch gemacht würde. Nun gut. Aber wenigstens zu einzelnen bewährten Lehrern haben Eltern wie Behörden doch gewiss Vertrauen — sogar auch das noch zu leugnen wäre ja ein geradezu trostloses Bekenntnis. Ist nun einmal die hohe Unterrichtsverwaltung wirklich fest entschlossen, das, was vom Mittelschultag verlangt wurde, und was an den Schulen des Deutschen Reiches längst allgemeine Übung ist, auch bei uns in Österreich durchzuführen, so wäre die vorsichtigste Form eines solchen Versuches die, dass

einzelnen österreichischen Gymnasiallehrern für einzelne Semester probeweise gestattet werde, es ebenso zu machen, wie ihre Collegen im Deutschen Reiche. Vorbedingung hiefür wäre, dass die Behörde jedem einzelnen hiefür auszuwählenden Lehrer das volle Vertrauen entgegenbringt, er werde von dieser ihm selbst ganz neuen und ungewohnten Erlaubnis nur den für die Jugend segensvollen Gebrauch machen; also frei sein von aller Neigung zu bloßem Docieren, frei von Unbesonnenheit beim Sammeln des Thatsachenmaterials für eine im Semestralzeugnis in Form von Noten zu fixierende Beurtheilung, frei von der Gewissenlosigkeit, es mit dem Gedanken an eine gerechte Classification etwa bis auf die letzten Wochen des Semesters anstehen zu lassen u. dgl. m. — Meinerseits stehe ich nicht an zu bekennen, dass, wenn mir das Glück einer solchen Vertrauenskundgebung seitens meiner Behörden zutheil würde — das ist einfach die Erlaubnis, geradeso Schule zu halten, wie es mir Einsicht und Gewissen längst vorgeschrieben hätten — ich hierin eine Auszeichnung erblicken würde, die in sich höher ist und mich mehr beglücken könnte, als jedes System complicierter Titulaturen und Rangclassen. — Man wende nicht ein, dass eine solche Vertrauenskundgebung der Schulbehörde an einzelne Lehrer die Eifersucht der übrigen wachrufen müsste. Das thut ja auch jede Verleihung der VIII. oder VII. Rangsclasse an einzelne Lehrer bei allen von gleichem Dienstalter — das thut eben jede Auszeichnung, ja man möchte beinahe sagen, sie will es thun, es liegt im Wesen der Auszeichnung als solcher. — Wenn ich aber hier rathe und bitte, die Lehrer dadurch auszuzeichnen, dass ihnen gestattet wird, einfach und schlicht ihr Bestes der Jugend zu geben, so ist zum Glück dies eine Auszeichnung, die ja sehr bald nach dem glücklichen Erfolg der ersten Versuche sich auf beliebig weite Kreise der Lehrerschaft würde ausdehnen lassen. Und vielleicht ist dann die Zeit nicht mehr ferne, in der wir auf Zustände, in welchen dieses Vertrauen noch nicht allgemein gewesen war, selbst wie auf einen schweren Traum zurückblicken.

Wien. Alois Höfler.

Schmidt M. C. P. Dr., Zur Reform der classischen Studien auf Gymnasien. 40 SS. Leipzig, Dürr 1899. Preis Mk. 0·75.

Der Verf. bespricht den Kampf des Realismus wider den Humanismus (S. 9 ff.) und kommt zu dem Resultate, dass die classischen Studien nicht zu entbehren seien (S. 13 ff.). Doch bedürften sie sowohl einer methodischen wie auch einer inhaltlichen Umgestaltung (S. 19 ff.). Die jetzt so beliebte Methode der Induction in den classischen Sprachen sei von verschiedenen Gesichtspunkten aus unhaltbar, anderseits müsse den Schülern gezeigt werden, dass die Alten auch in den realistischen Fächern, in der Mathematik, Geometrie, Astronomie, Physik, Botanik etc. sehr viele Berührungspunkte mit der modernen Zeit aufweisen. Der Verf. spricht die Absicht aus, eine auf diesem Gebiete des Wissens be-

ruhende Chrestomathie aus den Autoren des Alterthums herauszugeben, und denkt sich die Benützung derselben so, dass der Lehrer der Philologie, wenn die sog. cursorische Lectüre etwas ausgedehnter betrieben würde, Zeit finden werde, mit den Schülern, ohne dass sie sich präparieren, mit Hilfe der dem Texte beigegebenen Anmerkungen Partien aus den genannten realistischen Gebieten im Urtexte zu lesen (S. 34 ff.). Auf diesem Wege hofft er eine Vermittlung zwischen den Realisten und Humanisten zustandezubringen.

— — — **Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht.** 60 SS. Leipzig, Dürr 1900. Preis Mk. 1.

In dieser Schrift vertheidigt Sch. seine in dem oben besprochenen Aufsatze dargelegten Ideen und führt dieselben weiter aus. Vor allem bespricht er die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des altphilologischen Unterrichtes auf dem Gymnasium S. 18 ff. Dieser Theil ist reich an gehaltvollen Gedanken und enthält viele ungemein interessante Bemerkungen. Man vgl. z. B., was der Verf. S. 27 ff. über römische Cultur und Sprache beibringt. Sodann wird die Stellung der lateinischen Stilistik auf dem Gymnasium mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne erörtert, insbesondere die Frage, ob eine siebente Lateinstunde für die Vornahme grammatischer und stilistischer Dinge hinzuzunehmen sei, wie es die deutsche Unterrichtsbehörde 1896 dem Belieben des Lateinlehrers anheimgestellt hat (S. 30). Der Verf. ist der Meinung, 'dass die stilistisch-grammatische Stunde beizubehalten sei, 1. zu zusammenfassenden Repetitionen, 2. zu stilistischen Erörterungen, 3. zu Rück- und Ausblicken auf alle sprachlichen Erscheinungen, die dem Schüler begegnet sind'. Dies wird dann an einigen recht passend gewählten Beispielen erläutert (S. 32 ff.). Dagegen verlangt Sch., man solle die Schüler 'von dem Alpe des Extemporales' befreien. Endlich wendet sich Verf. zu den realistischen Stoffen im humanistischen Unterricht. Er meint, diese könne man auf zwei Weisen den Schülern vermitteln, gelegentlich und planmäßig (S. 39). '. . . Hier ist dem Verf. oft genug in zwanglosem Gespräche wie in wissenschaftlicher Debatte die Bemerkung entgegengeworfen worden: „Das interessiert mich nicht! Das geht uns nichts an!“ Eben diesen Standpunkt möchte er bekämpfen . . .' Ref. gesteht, dass er öfter dieselbe Erfahrung gemacht hat, und muss dem Verf. vollständig Recht geben. Wenn die Lectüre eine passende Gelegenheit bietet, auf realistische Stoffe kurz einzugehen, so sollte es nicht verabsäumt werden. Ref. hat z. B. in seiner Schrift 'Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lectüre des Horaz', Wien 1899, S. 18 f. dargethan, wie und wo man anlässlich der Horazlectüre in kurzen Zügen die Schüler über die Höhe der astronomischen Kenntnisse im Alterthume belehren könnte. Desgleichen bietet der geographische Excurs Sallusts über Afrika Gelegenheit, die Vorstellungen der Alten von der Erdgestalt, den Stand der Kartographie kurz zu besprechen. Andere Beispiele führt Sch. selbst an S. 39 ff. Was aber die zusammenhängende Behandlung rea-

listischer Stoffe anlangt, so wünscht der Verf., indem er an eine realistische Chrestomathie denkt, dass sie die bisherige Lectüre nicht verdränge, sondern ergänze, dass ihre gelegentliche Benutzung wenigstens gestattet werde (S. 50). Der erste Theil der Chrestomathie umfasst drei Bücher: Buch der Größen, Buch von Himmel und Erde, Buch der Erfindungen. Das erste Buch ist bereits erschienen. Seine Kernpunkte sind folgende: der Satz des Pythagoras, des Thales, des Ptolemaios, das Sieb des Eratosthenes, einige Gleichungen des Diophant. Die zwei anderen Bücher, wie auch weitere Theile sollen nachfolgen.

Ref. ist der Meinung, dass es allerdings die Schüler in hohem Grade anregen muss, derlei Dinge im Urtexte zu lesen, aber ob der Philologe selbst bei ausgedehnterem Betriebe der cursorischen Lectüre Zeit dazu findet, ist wohl sehr zweifelhaft. Dass er hie und da zu der Chrestomathie greift, besonders zu den späteren Büchern oder Theilen (Beschreibung der Stadt Rom nach Strabo, des Vesuvausbruches nach Plinius, der Herstellung eines Kriegsgeschützes aus Philo u. ä.) ist ja recht gut möglich, und soweit es die Zeit gestattet (Supplierungsstunden!), auch zu wünschen. Doch lässt sich schwer denken, dass der Philologe für den Stoff des ersten Buches Zeit erübrige. Dagegen wäre es gewiss nicht ohne Nutzen, wenn der Mathematiker, vielleicht nach vorheriger Besprechung mit dem Lehrer des Griechischen, ab und zu anstatt einer mathematischen Aufgabe, deren Lösung eine halbe Stunde fordert, mit den Schülern Abschnitte aus dem Buche von den Größen durchnehmen möchte. Ob aber damit die Kluft zwischen den Anhängern des Realismus und Humanismus ausgefüllt würde, ist sehr fraglich. Eher wäre vielleicht daran zu denken, wenn man sich dazu entschlösse, auf die deutsch-lateinischen und deutsch-griechischen Schularbeiten im Obergymnasium ganz zu verzichten — was natürlich wieder Nachtheile anderer Art zur Folge hätte.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Schiller Hermann, **Die Schularztfrage.** Abhandlungen aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie von Schiller-Ziehen Bd. III. Heft 1.

Wer die Flut von Schriften kennt, die sich in den letzten Jahren mit der Schularztfrage beschäftigt haben, wer weiß, dass hiezu die Mediciner, Pädagogen, auch die Vertreter des Turnens und der Jugendspiele sich zu Worte gemeldet haben, der wird nach der Lectüre der vorliegenden Abhandlung dankbar anerkennen, dass Schiller endlich eine Übersicht über die ganze Frage und wohl auch eine Verständigung in derselben angebahnt hat. Wenn irgendeiner, so besitzt Schiller zufolge seiner gründlichen theoretischen Schulung in pädagogischen Fragen, zufolge seiner langjährigen Erfahrung als Leiter eines größeren Gymnasiums, das noch dazu mit einem Oberlehrerseminar in Verbindung stand, und zufolge seines lebhaften Interesses für Schulhygiene die

Fähigkeit, um uns über den Gegenstand ausreichend zu orientieren und auch bestimmte Vorschläge betreffend die Durchführung und Organisation der ärztlichen Schulaufsicht zu machen.

Aus seinen Literaturangaben sei für die Leser dieser Zeitschrift nur auf ein Buch des Wiener Arztes Joh. Peter Frank (1745—1821) aufmerksam gemacht, welcher im 2. Bande seines „Systemes einer vollständigen medizinischen Polizei“ zum erstenmale die Gesundheitspflege der Jugend in den Schulen im Zusammenhange dargestellt hat. Er verbreitete sich über das für den Schulbesuch geeignete Alter, die Eigenschaften und Erfordernisse der Schulgebäude, Luft und Licht, über Subsellien, die Strafen, kurz über alle wichtigeren Gebiete der heutigen Schulhygiene, was, wenn man die Zeit in Betracht zieht, in welcher das Buch erschienen ist, gewiss von größter Bedeutung ist.

Im weiteren Zusammenhange kommt auch die Literatur über die Ermüdungsmessungen zur Sprache. Zwei Arbeiten dieses Inhaltes sind auch in der vorliegenden Sammlung enthalten; dass Schiller den darin aufgestellten Ergebnissen der zum Theil recht fein ausgesonnenen Experimente nicht unbedingt beipflichtet, zeigt den alles vorsichtig abwägenden Schulmann. In der Schularztfrage selbst spricht er seine Ansicht ganz deutlich dahin aus, „dass der größte Nachtheil der Gesundheitspflege der Schüler nicht in dem Mangel eines Schularztes, sondern in dem Mangel hygienischer Bildung des Lehrstandes liegt“. Er stehe der Erwartung skeptisch gegenüber, dass der Schularzt bei seinen etwa monatlichen Besuchen, auch wenn er darüber Buch führt, ein besseres Urtheil über die körperliche und geistige Entwicklung der Schüler gewinnen werde als der Lehrer, der sie täglich sieht und beobachtet. Übrigens sei die Aufstellung von Schulärzten an den Volksschulen dringender als an höheren Schulen, wo es doch schon eine ziemliche Anzahl von Directoren gebe, die hygienischen Fragen mit größerem oder geringerem Verständnis ihr Interesse zuwenden. Da nun die Mitarbeit der Lehrer an der Schulhygiene gar nicht entbehrt werden kann, muss die Schulhygiene einen Theil der Berufsbildung der Lehrer ausmachen: für die Volksschullehrer ist wenigstens zum Theil schon dadurch gesorgt, dass in den Lehrerseminarien Vorträge über Schulhygiene gehalten werden, die Lehrer an höheren Schulen müssten an der Universität Gelegenheit haben, in 1—2 stündigen Vorlesungen von den Vertretern der Hygiene über die für ihre künftige Aufgabe erforderlichen grundlegenden Kenntnisse unterrichtet zu werden. Auch muss die Schulhygiene künftighin einen Theil der sog. allgemeinen Prüfung beim Oberlehrerexamen bilden. Trotzdem wird man natürlich des Schulhygienikers von Fach nicht entbehren können; man braucht nur an Abstellung von Missbräuchen bei Neubauten oder Umbauten von Schulhäusern zu denken, an Begutachtung von Bauplänen, an das Eingreifen bei epidemischen Krankheiten usw. Zu diesem Behufe müssten vortragende hygienische Räthe in die Central- oder Provinzialbehörden bestellt werden. Diese hätten außer den laufenden Bureauarbeiten zahlreiche Inspectionen vorzunehmen und sich außerdem mit den raschen

und großen Fortschritten ihrer Wissenschaft stets in enger Beziehung zu halten. Endlich wären diese vortragenden hygienischen Räthe auch die geeigneten Persönlichkeiten, um über die Wirkungen des Lehrerberufes auf die Lehrerschaft, besonders über die Frage der Lehrer- und Schülerüberbürdung authentisches Material zu sammeln und so die Seeschlangen, die sich über diese Fragen in der Zeitungsliteratur immer mehr auswachsen, zu beseitigen.

Zum Schlusse will ich nur noch bemerken, dass mir Schiller den Nachweis erbracht zu haben scheint, dass die Mitarbeit der Lehrer an der Schulhygiene nicht zu entbehren ist, wenn auch die Führung den Hygienikern zukommen wird. Und ich meine, dieses Wort zur Verständigung komme gerade jetzt zur rechten Zeit, wo der Pädagog wie der Hygieniker lauter als zuvor über Besitz- und Arbeitsstörung klagt, wenn der andere etwas drein zu reden sich vermisst.

Dr. Schmidt Franz, Über den Reiz des Unterrichtes. Sammlung von Abhandlungen aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie von Schiller-Ziehen. III. Bd. 3. Heft.

Das Ideal eines Lehrers ist oft gezeichnet worden, Leiden und Freuden des Schulmeisters sind von *Orbilius plagosus* an bis auf unsere Tage oft bis ins Einzelne geschildert worden; worin aber der Reiz des Unterrichtes eigentlich besteht, ist bisher kaum mehr als flüchtig angedeutet worden. Daher begrüßen wir die Abhandlung des Dr. Franz Schmidt „Über den Reiz des Unterrichtes“, der in einer pädagogisch-psychologischen Analyse ausgeführt hat, dass der Reiz des Unterrichtes aus einer größeren Zahl von Einzelgefühlen erwächst, welche die verschiedenen Formen der Thätigkeit des Lehrers in reich abgestufter Intensität begleiten. Man liest die frisch geschriebene Arbeit gleichfalls mit einem gewissen Lustgefühle, das wohl hauptsächlich darin seinen Grund hat, dass man dem Verf. in den meisten Punkten zuzustimmen in der Lage ist; namentlich wird der, welcher nicht als Schulpedant aus fatalen Überlegenheitsgefühlen Freude saugt, sich an der Schmidtschen Arbeit vergnügen. Zur Orientierung sei hier nur angeführt, dass der Verf. hauptsächlich drei Arten von Lustgefühlen unterscheidet, welche dem Unterrichten ihren Reiz verleihen: 1. das Lösungsgefühl, welches die Befriedigung des Mittheilungs-, Ausdrucks- oder Lehrtriebes erzeugt; 2. der Reiz der zweckmäßigen Einheit der gesammten Technik des Unterrichtes und 3. das Lustgefühl künstlerischen Schaffens. Umgeben sind dann weiter diese Grundgefühle von einem Kranze minder charakteristischer, doch kaum minder bedeutsamer Gefühle, unter denen der ästhetische Reiz der Mannigfaltigkeit der Kinderwelt, ihre Naivität im Schiller'schen Sinne und der socialphysische Reiz der gesteigerten Lebensenergie besonders hervorgehoben worden sind.

Linz. Dr. J. Loos.

Zur Schulhygiene.

Comptes rendus du XII. congrès international de médecine, Moscou, 7 (19) — 14 (26) août 1897. Sous la réd. du secr. gen. W. Roth. Volume VII. Moscou 1900. gr. 8°, LVII, 50 et 466 pp.

Zum erstenmale ist auf einem großen wissenschaftlichen Congresse neben der allgemeinen Hygiene, die von jeher auf diesen Versammlungen eine bedeutende Rolle spielt, der Schulhygiene nicht nur ein untergeordneter, sondern ein selbständiger Platz angewiesen worden. Da die Vorträge und Verhandlungen über dieses Capitel den neuesten Stand der Anschauungen über die große Mehrzahl aller einschlägigen Fragen darstellen, dürfte unseren Lesern eine kurze Zusammenfassung der Aufsätze und Anträge, bei der wir uns jedoch vorwiegend referierend, und nur wo es unausweichlich ist, kritisch verhalten, wohl willkommen sein.

Der Rechenschaftsbericht über den Moskauer Congress liegt in zehn luxuriös ausgestatteten, mit Rücksicht auf die Polyglottie[1]) auch als ziemlich correct anzuerkennenden Bänden vor, in deren VII., S. 73 bis 153 allein jene Vorträge und Referate enthalten sind, mit denen wir uns im Folgenden zu beschäftigen haben: Zuerst zwei Referate, Pauli-Lübeck und Schmid-Halle, Über den Einfluss der Schularbeit auf Gesundheit und körperliche Entwicklung; Wirenius-Petersburg, Zur Frage über die Überbürdung an den mittleren Lehranstalten und Project einer Instruction für Schulärzte; Baranowski-Lemberg, Éducation physique de la jeunesse; Palmberg-Helsingfors, In welcher Art soll die physische Erziehung der Schulkinder angeordnet werden? Menella-Rome, Le vélocipédisme — nebst einer Reihe von Arbeiten über Infectionskrankheiten und weibliche Erziehung, die wir als jenseits des Interessenkreises dieser Zeitschrift liegend beiseite lassen.

Der Vortrag Paulis ist wesentlich historisch-referierend, dabei von wohlthuender Objectivität und Mäßigung; er macht darauf aufmerksam, dass zahlreiche pathologische Erscheinungen, die Exantheme, geschlechtliche Verirrungen u. v. a., nicht der Schule zur Last gelegt werden können, und zieht daher nur vier Gruppen in den Kreis der Discussion: 1. Verkrümmungen der Wirbelsäule, 2. Myopie, 3. Circulationsstörungen, 4. Überbürdungsnervosität. — Bezüglich der Verbildungen der Wirbelsäule lässt es das häufigere Vorkommen beim weiblichen Geschlechte nicht zu, den Grund, wie man gewöhnlich thut, im Schreibsitze zu suchen: ein hochwichtiges Ergebnis der Praxis. Als Correctiv der Schrägschrift, die er beibehalten wissen will, empfiehlt er eine Lage des Heftes, die der jetzt üblichen entgegengesetzt ist[2]). — Bei der Kurzsichtigkeit wird auf Beobachtungen von Hippels aufmerksam

[1]) Die Mehrzahl der Aufsätze ist in französischer, viele, darunter die der Japanesen, sind in deutscher, einige in englischer, wenige in russischer Sprache abgefasst.

[2]) Eine Probe oder auch nur sorgsame Überlegung ergibt, dass dies die bei der Hinterthür eingeführte Steilschrift ist.



gemacht, nach denen das gewöhnlich angenommene Verhältnis: 1 % in Dorfschulen, 10 % in städtischen Elementarschulen, 28 % in Mittelschulen, durchaus nicht immer zutreffe und vor allem nicht nothwendig eine Steigerung innerhalb der Mittelschule involviere, was mit einer Beobachtung übereinstimmt, die Ref. im Jahre 1894 an der Oberrealschule in Wr.-Neustadt gemacht hat, wo auch die Zahl der Kurzsichtigen nach oben abnahm, was ich mir aus dem steigenden Abfalle kachektischer und sonst minder widerstandsfähiger Knaben erklärte.

Pauli fordert nun das richtige Maß von Arbeit und den richtigen Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, an dessen Störung das Elternhaus in der Regel mehr Schuld trage als die Schule. Bei Erörterung der Frage, was die Schule thun könne, um das Ihrige zur körperlichen Erholung beizutragen, wird zunächst das Turnen in seiner jetzigen Form abgelehnt. Hierin sind alle Congressredner einig. Der Turnunterricht nehme die Aufmerksamkeit in demselben Maße in Anspruch wie jeder andere, gestatte keine Freiheit der Bewegung, sei also Ermüdung und nicht Erholung. Am schärfsten spricht sich diesbezüglich einer der berufensten Fachmänner aus, der Lehrer der Pädiatrie an der Universität Berlin, Prof. A. Baginski, S. 137: „Der Turnunterricht, wie er neuerdings geübt wird, ist mangelhaft. Derselbe entspricht nicht im entferntesten mehr den ursprünglichen Anforderungen der alten Vertreter der Gymnastik, wie Guthsmuths, Jahn usw. Es ist gar nicht stark genug zu betonen, dass Turnen keine wirkliche Erholung an sich ist, sondern selbst ermüdet, daher ist das Einschieben von Turnstunden zwischen den Stunden des geistigen Unterrichtes durchaus zu verwerfen." Ref. kann nur versichern, dass die Wahrnehmungen, die er als Lehrer und Leiter gemacht hat, denen Baginskys vollkommen analog sind. Wer hieran zweifelt, möge die Dictandohandschriften einer Classe vor und nach einer Turnstunde vergleichen: noch nach drei Viertelstunden zittern die Finger 12jähriger Knaben so gut wie 18jähriger Jünglinge. — Neben dem Turnunterrichte, der als solcher ja beibehalten werden soll, wird ungezwungenes Herumtummeln auf großen Spielplätzen beim Schulhause gefordert. In der That hat Ref. auf diese Weise in St. Pölten die günstigsten Erfolge erzielt; wo es freilich am nothwendigsten wäre, in Großstädten, ist dies infolge des Raummangels und der hohen Grundpreise absolut undurchführbar.

Doch behauptet Pauli, dass in Lübeck seit 1883 eine hygienische Eintheilung mit bestem Erfolge durchgeführt sei, wonach der Unterricht ausschließlich am Vormittage in Lectionen zu 45 Minuten ertheilt wird mit 10 Minuten-Pausen, während welcher die Schüler das Classenzimmer verlassen müssen. Ref. sieht in der Concentration des Unterrichtes auf den Vormittag, der ja z. B. an den Wiener Gymnasien längst durchgeführt ist, keinen hygienischen Vortheil, und überall dort, wo eine große Zahl der Schüler nicht im Elternhause untergebracht ist, eine ethische Gefahr.

Im grellen Gegensatze zu den maßvollen Ausführungen Paulis und des Correferenten Schmid stehen die Forderungen, die Wirenius

in seiner breit angelegten Arbeit aufstellt. Er verlangt Schulärzte, und zwar für jede Schule zwei, einen Hygieniker und einen Therapeuten, welche beide Stellen nie in einer Hand vereinigt sein dürfen, so dass er zu der merkwürdigen Folgerung kommt, lieber keinen Schularzt als nur einen! Außerdem müsse jede Schule noch über drei Specialisten verfügen, einen Ophthalmologen, einen Neuropathologen und einen Chirurgen, die von Zeit zu Zeit mit den beiden anderen Ärzten zu Berathungen zusammentreten![1] Der Autor sieht in den Pädagogen die natürlichen Feinde der Ärzte. Dass es bei uns Anstalten gibt, Internate, wie das St. Pöltener, Kalksburger, vor allem das Theresianum, an denen von Pädagogen längst praktisch durchgeführt ist, was die Ärzte jetzt theoretisch begründen, und dass im übrigen seine Vorschläge zumeist nur für Großstädte taugen, ist dem russischen Theoretiker unklar.

Wohlthuend berühren neben diesen Übertreibungen zwei kurze Aufsätze Baranowskys aus Lemberg; er fordert: 1. Reduction des Lehrstoffes; wo dies nicht möglich sei, wie an den Lehrerbildungsanstalten, Verlängerung der Unterrichtszeit um zwei Jahre; 2. obligatorischen Turnunterricht, dreimal wöchentlich; 3. Jugendspiele und Schlittschuhlaufen; 4. überwachte Ausflüge, einmal wöchentlich[2]); 5. obligatorische Bäder, womöglich im Schulhause, sonst verbilligt und überwacht in der Stadt; 6. Feriencolonien. — Das sind durchaus erfüllbare, zumeist aber schon längst erfüllte Wünsche.

Palmberg-Helsingfors verbreitet sich auf Grund eines reichen statistischen Materials vornehmlich über Circulations- und Nervenkrankheiten; besonders eingehend bespricht er die Rolle des Turnens in den Entwicklungsjahren: keine Methode, kein Sport kann die Gymnastik ersetzen; „wenn man aber die Gymnastik als eine Recreation, eine Erholung von der geistigen Arbeit betrachtet, so ist das gewiss ein Fehler; sie nimmt die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch und gewährt also dem Gehirn keine Erholung, ebensowenig wie dem Körper überhaupt; . . . Die Erfahrung hat gelehrt, dass schwächere Kinder nach der Gymnastikstunde geistig wie körperlich mehr angestrengt sind als nach irgend einer anderen; Kopfschmerzen, Herzklopfen, Abgeschlagenheit.... sind die gewöhnlichen Folgen verkehrter Auffassung und Anordnung." Palm-

---

[1]) Es ist interessant zu sehen, wohin die Übertreibung führt. Nach Wirenius muss der Therapeut neben dem Krankenzimmer wohnen, durch Hauptwand und Doppelthüre getrennt; schlafen womöglich im Krankenzimmer selbst. — Im Internate, an dessen Spitze Ref. steht, haben die Präfecten die strengste Weisung, bei jedem Falle nächtlichen Unwohlseins den Arzt und dann erst den Director zu holen. Es ist dies bei einem Stande von 140 Zöglingen vom September 1897 bis Juli 1901 gerade viermal vorgekommen; eine grelle Illustration zu Wirenius' Forderungen, dessen „Feldscherer" bei uns wohl keinen angestrengten Nachtdienst hätte.

[2]) An unseren Klosterconvicten in jahrhundertlanger Übung; im St. Pöltener Internate wöchentlich 1—3 Spaziergänge zu 1—3 Stunden, ganz nach der Witterung. Die wenigen Wiener Convicte besuchen das Kahlengebirge regelmäßig und ausgiebig.

berg verlangt deshalb, dass zwar täglich, aber höchstens eine halbe Stunde geturnt werde, wobei er das größte Gewicht auf staubfreie Luft legt. In dieser Beziehung möchte Ref. auf die glänzenden Erfolge hinweisen, die durch die Anwendung von Stauböl (*dustless oil*) erzielt werden; es riecht im Anfange unangenehm, es sieht abscheulich aus und entstellt die sonst schönsten Räume, es verursacht einige Auslagen, — aber die Zimmer bleiben absolut staubfrei, und die Folgen für die Gesundheit namentlich zu Brustleiden neigender Schüler und Lehrer sind wahrhaft großartig.

Zu ähnlichen Folgerungen und Forderungen wie Palmberg gelangt auch Schrank aus Wien. Wenn er aber verlangt, dass unreinliche Kinder zur Schule nicht zugelassen werden sollen, dürfte mit einer derartigen Maßregel schulscheuen Elementen nur Vorschub geleistet sein, ob sie nun in den Winkeln der Großstadt oder des Gebirges hausen.

Sehr interessant sind die Ausführungen Menellas aus Rom über das Radfahren; er trifft mit Pauli (S. 79) zusammen, wenn er das Bicyclefahren nur unter Aufsicht Erwachsener gestatten will; er macht auf die Gefahren aufmerksam, die übermäßiger Betrieb für Herz und Lunge mit sich bringe; Knaben aber, die man ohne Aufsicht lasse, am Übermaße zu verhindern, sei nicht möglich.

Fassen wir das Dargebotene zusammen, so ist zuvörderst zu constatieren, dass, abgesehen von den Übertreibungen eines einzigen Vortragenden, den Forderungen der modernen Hygiene, soferne sie sich nicht auf den Unterricht, sondern auf die Erziehung erstrecken, an den österreichischen Instituten längst Rechnung getragen ist; was die nicht internierten Schüler betrifft, scheitern derartige Maßnahmen weder am Mangel des guten Willens der Verwaltung, noch an fehlender Einsicht der Pädagogen, sondern am falschen Freiheitsbegriffe der Eltern und der Indolenz der Kostgeber, die sich oft, selbst um den Preis unentgeltlicher ärztlicher Behandlung, die vermeintlichen Eingriffe in ihre Rechtssphäre nicht gefallen lassen wollen.

Von allen Anregungen mag die wichtigste sein die bezüglich der Einrichtung von Schulbädern; die Frage gehört zu jenen, die, einmal aufgeworfen, nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Der ernstesten Erwägung seitens der Schulbehörden sind wohl auch die Bemerkungen über den Turnunterricht wert, in dessen Verurtheilung, soferne es seine dermalige Gestalt betrifft, unter den Ärzten eine in diesen Kreisen sonst seltene Einmüthigkeit zu herrschen scheint.

St. Pölten. Richard v. Muth.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Sitzungsberichte des Eranos Vindobonensis.
(Winter-Semester 1900/1901.)

Erste Sitzung (25. October 1900).

Prof. Reisch (als diesjähriger Präsident des Vereines) hält dem am 20. September 1900 dahingeschiedenen Hofrath Prof. Dr. Karl Schenkl einen warmempfundenen Nachruf.

Dr. Arthur Stein bespricht sodann die neue Literatur über die archaische Stele am *Forum Romanum* und berichtet hierauf als Augenzeuge über die jüngsten Ausgrabungen daselbst. Bei Besprechung des neugefundenen Fragmentes der Consularfasten macht er darauf aufmerksam, wie danach mehrere Irrthümer bei Livius zu verbessern seien. Im Anschluss an diesen Bericht spricht Prof. Bormann über das an derselben Stelle — in der *basilica Aemilia* — gefundene Elogium des *Aemilius Paulus*, das dem Inhalte, aber nicht der Fassung nach mit dem bisher bekannten Elogium desselben Mannes aus Arezzo übereinstimmt.

Zweite Sitzung (8. November 1900).

Hofrath Benndorf: Über Alexanderbildnisse (vgl. Jahreshefte d. öst. arch. Inst. Beibl. III 219 ff.).

Prof. Weinberger spricht über den Brand, der während der Kämpfe Cäsars gegen Achillas die Bestände der Alexandrinischen Museumsbibliothek geschädigt hat, und betont, dass deren vollständige Vernichtung nicht ausreichend zu erweisen sei. Er weist ferner darauf hin, dass Sabbadini („Studi italiani di filol. class." VII 131 f.) aus einem Briefe des Antonius Panormita schließt, der *Dialogus de oratoribus* sei in der Hersfelder Urschrift anonym überliefert gewesen. Es knüpft sich daran eine Discussion, an der sich u. a. Prof. Hauler betheiligt.

Dr. Wehofer referiert über den Stand der Forschung auf dem Gebiete der altchristlichen (d. i. vornicänischen) Literatur. Er weist darauf hin, dass die altchristliche Literatur innerhalb der classischen Alterthumswissenschaft mehr und mehr zur Geltung komme; so sei in dem neuen Wilamowitz'schen Entwurf einer Reform des griechischen Mittelschulunterrichtes auch die Lectüre des einen oder anderen Kirchenschriftstellers aufgenommen. Vorgelegt werden folgende Werke: Ehrhard, „Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung bis 1900"; Edm. Haulers Ausgabe der „*Didascalia*", die von der Berliner kgl. preuß. Akademie veranstaltete Neu-Edition der vornicänischen griechischen

Kirchenschriftsteller (bisher 1 Band Hippolyt und 2 Bände Origenes); Harnacks „Geschichte d. altchristlichen Literatur bis Eusebius" (I. „Überlieferung und Bestand", II. „Chronik"), sowie die jüngsten Hefte von Harnack-Gebhardts „Texte und Untersuchungen". Unter nachdrücklicher Betonung der außerordentlichen Wichtigkeit der Unternehmung Harnacks und der Berliner Akademie hebt der Vortragende hervor, dass die Wiener Akademie längst (in Bezug auf die lateinischen Kirchenschriftsteller) mit dem besten Beispiel vorangegangen sei. Unter Hinweis darauf, dass Prof. Ehrhard die Herausgabe der Märtyreracten für die Berliner Akademie übernommen habe, schließt der Vortragende mit dem Ausdruck der Befriedigung darüber, dass die Theologen der verschiedensten Richtungen ebenso wie die Philologen einträchtig um die Erforschung der altchristlichen Literatur bemüht sind.

Die Herren Dr. Hermann Egger, Dr. Hesky und Dr. Hoffiller werden zu Mitgliedern des Vereines gewählt.

Dritte Sitzung (22. November 1900).

Dr. Adolf Wilhelm berichtet unter Vorführung einer großen Zahl photographischer Aufnahmen mittelst des Skioptikons ausführlich über die vom österreichischen archäologischen Institut auf dem Boden des alten Lusoi veranstalteten Ausgrabungen (vgl. Jahreshefte IV. Bd., S. 1 ff.), und legt dann einige neugefundene interessante Inschriften aus Messenien vor.

Vierte Sitzung (13. December 1900).

Prof. v. Arnim gibt Mittheilungen zur Geschichte der älteren Stoa. Ausgehend von einer Schilderung der Persönlichkeit des Kleanthes und seiner Stellung als Lehrer behandelt der Vortragende die auf diesen bezüglichen Columnen des *Index Stoicorum Herculanensis*, deren Inhalt auf Grund neuer Ergänzungen ermittelt wird, und bespricht dann eingehend einige schwierige Stellen aus dem Zeushymnus und anderen poetischen Fragmenten des Kleanthes.

Prof. Hauler legt hierauf die eben erschienenen Lieferungen des *Thesaurus linguae Latinae* vor und zeigt namentlich an dem Artikel *abacus*, dass das Werk zwar viele Vorzüge besitze, aber in manchen Einzelheiten verbesserungsbedürftig sei (vgl. Zts. f. d. öst. Gymnasien 1901, S. 26 ff.). Daran schließt sich eine lebhafte Discussion über die Bedeutungsgeschichte des Wortes *abacus*, an der sich besonders Hofrath Benndorf betheiligt.

Dr. Richard Hesky legt die bisher erschienenen Hefte des *Vocabularium iurisprudentiae Romanae* vor und berichtet über die Technik der Arbeit und ihren gegenwärtigen Stand.

Fünfte Sitzung (10. Januar 1901).

Prof. Reisch widmet dem am 18. December 1900 zu Athen verschiedenen Mitgliede des Vereines, Dr. Wolfgang Reichel, Worte des Gedenkens.

Hofrath Gomperz spricht über den neugefundenen und von Kaibel in den Gött. Nachr. 1899, S. 549 ff. zuerst publicierten griechischen Komödienprolog und versucht, das von jenem Gebotene zu vervollständigen.

Prof. Jurenka behandelt das „inschriftliche Liedchen des Seikilos" und bespricht im Anschluss daran die neuen Theorien der griechischen Metrik (vgl. Zts. f. öst. Gymn. 1901, S. 1 ff.).

Prof. Weinberger charakterisiert die „Ziele und Aufgaben der Handschriftenkunde". Der vom Vortragenden (vgl. Gymn.-Progr. Iglau 1900) geplante Wegweiser durch die Sammlungen griechischer und latei-

nischer Handschriften soll 1. eine Zusammenstellung der Kataloge nach dem Alphabet der Ortsnamen geben und durch Hinweis auf darauf bezügliche Abhandlungen und durch Angabe einiger Daten über die Geschichte der Sammlungen orientieren; 2. einen Index der Handschriften-Benennungen enthalten, in dem auf jene Zusammenstellung der Kataloge verwiesen wird. Der Vortragende zeigt an Beispielen, wie er mit Hilfe des bisher gesammelten Materials Handschriften, die als verschollen oder noch nicht identificiert verzeichnet werden, nachweisen könne.

Sechste Sitzung (24. Januar 1901).

Hofrath Wickhoff legt Loewys Buch „Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst" vor und gibt darüber ein kritisches Referat. Es schließt sich daran eine lebhafte Discussion, an der sich namentlich Hofrath Benndorf und Wickhoff mit selbständigen Theorien betheiligten.

Dr. Heberdey theilt mit, dass es Studniczka gelungen sei, in einem in mehreren Exemplaren erhaltenen Porträtkopf — ein Exemplar befindet sich im Wiener Hofmuseum (Schneider, Album der Antikensammlung, Taf. XII) — mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Bildnis des Aristoteles nachzuweisen.

Siebente Sitzung (7. Februar 1901).

Prof. Kretschmer: „Zur Sage von Romulus und Remus". Er setzt auseinander, dass die Namen der Brüder *Rōmulus* und *Rĕmus* offenbar nicht zufällig aneinander anklingen. Geht man von *Rĕmus* aus, so hieß sein Bruder ursprünglich *Remulus*. Durch das lateinische Umlautsgesetz, nach welchem *ĕ* vor *m, n, l* + *o* oder *u* in *ŏ* übergeht (*hŏmo* aus *hĕmo*), musste *Rĕmulus* zu *Rŏmulus* werden, während *Remus* nach Gen. *Remi*, Voc. *Reme* sein *e* behielt (vgl. *penus* nach *peni*, *Venus* nach *Veneris*). Der Erfinder der Sage von Roms Gründung griff den Namen *Rŏmulus* auf, weil er an *Rōma* anklang, und machte seinen Träger zum Gründer und Eponymen der Stadt, wobei *Romulus* in der Quantität des *o* an *Rōma* angeglichen wurde. Die Zwillingsbrüder sind also älter als die Gründungssage und erst secundär mit ihr verknüpft worden. Daraus erklärt sich zugleich, dass der Eponym der Stadt noch einen Bruder hat, welcher der Sage so unbequem ist, dass er gewaltsam beseitigt wird. An den Vortrag knüpfte sich ein lebhafter Meinungsaustausch.

Prof. Anton Swoboda legt seine Erst-Ausgabe der „*Occupatio*" des Abtes Odo von Cluny vor.

Prof. Robert Kauer spricht über das Verhältnis zwischen Terenz und seinen Vorbildern mit besonderer Rücksicht auf die *Adelphoe*. Hiebei sucht er u. a. die ganze erste Scene des sogenannten zweiten Actes abweichend von den bisherigen Ansichten durch genauere Erklärung der Donatstelle zu Vs. 198 als die aus Diphilus genommene Partie zu erweisen.

Achte Sitzung (21. Februar 1901).

Prof. Winter (Innsbruck) legt die Tafeln der demnächst erscheinenden Publication des Hildesheimer Silberfundes vor und knüpft daran Bemerkungen über die Kleinkunst der Augusteischen Zeit.

Director Maionica (Aquileia) setzt die Bedeutung Aquileias im Alterthum auseinander und gibt eine Geschichte der dortigen Ausgrabungen, für die in dem neuerrichteten Museum ein Sammelpunkt geschaffen worden ist.

Dr. Friedrich Wilhelm Röllig wird zum Mitglied des Vereines gewählt.

Neunte Sitzung (7. März 1901).

Prof. v. Schroeder: „Das Bohnenverbot bei Pythagoras und im Vêda“ (vgl. Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes XV, S. 187 f.).

Prof. Mekler spricht über „Das herculanensische Akademikerbuch“, das unter dem Namen des *Index Academicorum* bekannt ist. Er gedenkt besonders des Umstandes, dass der bis jetzt verwertete Bestand von 36 Columnen des Papyrus n. 1021 durch Hinzutreten der von den Herausgebern der *Collectio altera* (1862) und den auf ihr Facsimile gestützten ersten Bearbeitern Leonh. Spengel und Franz Bücheler (1869) beiseite gelassenen (12) Oxforder Tafeln, auf die zuerst Gomperz verwies, eine beträchtliche Vermehrung erfährt, die u. a. unserer Detailkenntnis der Lebensumstände und der Lehrthätigkeit Platos zugute kommt. Des weiteren hebt der Vortragende an einzelnen Beispielen die Bedeutsamkeit dieser Quelle für die Beurtheilung der Organisation der Schule — in welcher Hinsicht sie vor dem Parallelbericht des Diogenes Laertius einiges voraus hat — ferner für die Chronologie und die Prosopographie hervor, wobei einerseits die von Gomperz und Wilamowitz erwiesene Primärquelle, die Memoiren des Antigonos von Karystos, andererseits das von G. Roeper mit glücklichem Scharfsinn erkannte Excerpt aus Apollodors Chronik zur Sprache kam.

Zehnte Sitzung (21. März 1901).

Prof. Robert v. Schneider legt Furtwänglers Gemmenwerk vor und erörtert eingehend Bedeutung und Mängel dieses Werkes.

Prof. Eugen Ehrlich (Czernowitz) führt aus, dass *ius civile* in republikanischer Zeit ausschließlich, in der Kaiserzeit hauptsächlich die autoritative römische Jurisprudenz, das römische Juristenrecht bedeutete: so vor allem in den Wendungen *iuris civilis scientia*, *iuris civilis peritus*, *libri iuris civilis*. Als Belege führt er folgende Stellen an: Dig. I 2, 2, 5; 6; 12. Inst. III 13, 1. Cicero de officiis 3,6. Pro Caecina 67, 70. Dig. XXVIII 5. 75. Paulus IV 8, 22.

(Sommer-Semester 1900/1901.)

Elfte Sitzung (2. Mai 1901).

Prof. Engelbrecht erörtert „Die homerischen Bestattungsgebräuche“. Die auf die Bestattung des Patroklos, auf Hektor und Achilles bezüglichen Stellen der homerischen Epen werden eingehend erläutert, wobei der Vortragende zu theilweise anderen Resultaten gelangt als Wolfgang Helbig in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1900, S. 199 ff. Das „schmiegsame Linnen“, in das die Leiche des Patroklos gehüllt wird, lässt nicht an Mumienbinden und an einen mit der Erhaltung der Leiche zusammenhängenden Gebrauch denken, sondern diente zur Aufnahme, bezw. Unterlage für das Fett, in das der Leichnam gehüllt wird (vgl. Σ 352 *ἑανῷ λιτὶ κάλυψαν ἐς πόδας ἐκ κεφαλῆς* und Ψ 168 *δημὸν ἑλὼν ἐκάλυψε νέκυν .. ἐς πόδας ἐκ κεφαλῆς*) Die Rüstungen, mit denen Eëtion und Elpenor verbrannt werden (im Gegensatz zu den im Friedensgewande bestatteten Helden Achilleus, Hektor, Patroklos und Sarpedon) müssen als Beigaben auf dem Scheiterhaufen, nicht als Kriegertracht angesehen werden. Die Schilderung der Bestattung Hektors Ω 784 ff. bietet der Erklärung Schwierigkeiten, die sich ohneweiters durch die Verse Ω 664 ff. lösen, welche das ursprüngliche Ceremoniell voraussetzen und vom Dichter des Schlusses von Ω missverstanden wurden. Die an die Bahre des Patroklos gelehnten Urnen mit Öl und Honig müssen parallele Bedeutung haben; nicht bloß das

wohlriechende Öl, sondern auch der Honig brennt, sobald ihm das Wasser entzogen ist, gut und verbreitet einen aromatischen Geruch. Beide Substanzen wurden also als Gegenmittel gegen den üblen Geruch des brennenden Leichnams verwendet. Ein Hauptgewicht legte der Vortragende auf den Nachweis, dass die homerischen Bestattungsgebräuche im engen Anschlusse an das mykenische Ceremoniell sich entwickelten.

Zwölfte Sitzung (28. Mai 1901).

Hofrath Benndorf spricht über die Bronzen im Neapler Museum und begründet die Auffassung, dass die kunstgeschichtlich interessanten Stücke dieser Sammlung sich mit wenigen Ausnahmen als Nachbildungen älterer Originale, aus dem Großbetriebe von Atelies des griechischen Mutterlandes stammend, herausstellen (vgl. Jahreshefte des österr archäolog. Instit. IV 2).

Prof. Bormann berichtet über den Fund eines römischen Grabsteines in Wien (Habsburgergasse), der einem Reiter der *ala I. Fl(avia) D(omitiana) Brit(annica) c(ivium) R(omanorum)* gesetzt wurde, und weist nach, dass der Buchstabe *D* in der Bezeichnung der *ala* zu *Domitiana* zu ergänzen sei und dieser Beiname nach Domitians Sturz in *Augusta* geändert wurde. Weiter referiert der Vortragende über die neuesten Ausgrabungen im Lager von Carnuntum.

Prof. Weinberger legt den VI. Band der *Codices Graeci et Latini photographice depicti duce* S. de Vries (Leiden 1901) vor und bemerkt, dass der *codex Perusinus* des Kallimachos, über dessen im Nachlasse von Tycho Mommsen gefundene Collation Wilamowitz im Hermes XXXVI 309 eine Notiz veröffentlicht, bereits Schneider (S. XL der Praefatio: *audio a peregrinatoribus* — vielleicht Tycho Mommsen selbst) bekannt war und von Nigra, *Inni di Callimaco su Diana e sui Lavacri di Pallade*, Riv. di filol. XX (1892) 308, besprochen wurde (vgl. Gymn.-Progr. Wien XVII. Bez. 1895, S. 6 u. 22, Centralblatt für Bibliothekswesen XI 405 f.).

Dreizehnte Sitzung (13. Juni 1901).

Prof. v. Arnim spricht über den Prometheus des Aischylos. Der Vortragende untersucht die hauptsächlichsten aus dem Inhalte, der Stilform und dem Bühnenwesen hergenommenen Gründe für die Annahme, dass uns der „Prometheus" des Aischylos in überarbeiteter Gestalt vorliege, und kommt zu dem Ergebnis, dass ein Beweis für diese Annahme auch durch die letzte Behandlung der Frage bei Bethe, Prolegomena zur Geschichte des Theaters, Cap. X, in keiner Weise erbracht sei.

Prof. Kauer berichtete über zwei in den Abhandlungen (1900) und den Sitzungsberichten (1901) der preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Classe, erschienene Arbeiten Vahlens zu Terenz; in der ersten wird der Nachweis geliefert, dass die am Ende der Verse überlieferten Conjunctionen und Präpositionen im Texte zu behalten seien, in der zweiten wird die Frage der hypermetrischen trochäischen Tetrameter und der trochäischen Pentameter aufs Neue in Betracht gezogen. Der Berichterstatter stimmte Vahlen bezüglich der ersten Arbeit bei, während er die zweite Frage als sehr beachtenswert, jedoch gleich dem Verf. als noch nicht endgiltig gelöst bezeichnete.

Prof. Hauler machte gegen die vorgebrachten Ansichten einige Bedenken geltend und schränkte die Giltigkeit der Ansichten Vahlens auch bezüglich der ersten Arbeit mehrfach ein.

Dr. Brassloff setzt auseinander, dass die Behauptung Mommsens, die staatsrechtliche Doctrin des dritten Jahrhunderts n. Chr. lege dem Kaiser ein Ernennungsrecht in Bezug auf die hauptstädtischen Magistrate

bei, unbegründet ist; er weist insbesondere nach, dass die Hauptstelle (Ulpian. Dig. XLII 1, 57) eine spätere Interpolation ist, und dass Dio in dem bezüglichen Theile der Rede des Maecenas auf Verhältnisse der Augusteischen Zeit anspielt.

Vierzehnte Sitzung (27. Juni 1901).

Prof. Jurenka sucht, ausgehend von Hor. ep. I 19, 37 ff., die Abhängigkeit der lesbischen Dichterschule in der Metrik von Archilochos darzuthun; er weist iambische Trimeter bei Sappho und Alcäus nach und zeigt, dass die Zweitheilung der sog. logaödischen Verse des Horaz durch die Cäsur nicht daraus zu erklären sei, dass Horaz, wie Christ behauptet hatte, die varronische Theorie der Zerfällung eines jeden Verses in zwei Kola gebilligt hat, sondern daraus, dass diese Theilung schon bei seinen griechischen Vorbildern am häufigsten vorkam. Die so aufgetheilten Verse seien eben nichts anderes als metrische Variationen des Archilochischen Trimeters, was sich schon rein äußerlich theils durch die Zahl ihrer Silben (11 oder 12), theils durch ihre sechs Hebungen zu erkennen gebe (vgl. Zts. f. d. öst. Gymn. 1901).

Prof. Weißhäupl bringt zwei Epigramme, die in einer Latrine in Ephesus gefunden wurden (vgl. Jahreshefte des österr. arch. Instit. 1898, I 75), mit dem Dichter Palladas, von dem in der griechischen Anthologie eine Anzahl von Epigrammen erhalten ist, in Verbindung. Daran schließt sich eine lebhafte Debatte über die Textconstitution dieser Epigramme, an der sich besonders Reisch, v. Arnim und Heberdey betheiligen.

Dr. Kappelmacher spricht über Goethe als Übersetzer und Interpreten Homers im Anschluss an den im XXII. Band des Goethe-Jahrbuches von B. Suphan veröffentlichten Aufsatz „Homerisches aus Goethes Nachlass". Hauptsächlich geht er auf Goethes Versuch die homerische, dunkle Stelle *K* 81—86 zu erklären, ein. Er weist eingehend nach, dass Goethes Deutung nicht im Originale begründet und in Vs. 86 eine Andeutung auf die Lage der Stadt gelegen ist; mag man nun mit Krates und vielen modernen Interpreten an die hellen Nächte des Nordens denken oder, wofür der Vortragende sich lieber entschließen möchte, die Stadt in die Äquatorialgegend versetzen. (Näheres in einem der nächsten Hefte der Zts. f. d. öst. Gymn.)

An diese Ausführungen knüpfte sich eine längere Discussion.

Bei der Neuwahl des Vorstandes für 1901/1902 wurde zum Obmann Regierungsrath Ziwsa, zum Obmannstellvertreter Univ.-Docent Dr. von Premerstein gewählt.

Am 7. Juli besichtigte der Eranos unter Führung Dr. Heberdeys die im sog. Theseustempel (im Wiener Volksgarten) ausgestellten Ephesischen Funde. Prof. Reisch gab im Namen des Eranos den Gefühlen der Dankbarkeit Ausdruck gegenüber allen Factoren, die um die erfolgreiche Erschließung von Ephesus, sowie um die glückliche Neuaufstellung der Funde sich Verdienste erworben haben.

Literarische Miscellen.

Schülercommentar zu C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili. Von Dr. Franz Klaschka. II. Heft: III. Buch. kl. 8°, 157 SS. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1900. Preis: geh. 60 kr., geb. 80 kr.

Über die Art und Weise, wie unsere Commentare beschaffen sein sollen, habe ich mich schon oft genug in diesen Blättern (vgl. z. B. 1896, S. 211 ff.) ausgesprochen. Einer von der unerfreulichsten Art ist der vorliegende 'Schülercommentar', wie dies für das I. Heft die Anzeige im vorigen Jahrgange auf S. 744 ff. dargethan hat. Das bell. civ. wird bekanntlich in der VI. Classe, u. zw. nicht am Anfang des Schuljahres gelesen. Das bell. Gall. ist vorangegangen, ein Jahr Liviuslectüre auch, dazu eine Schrift von Sallust, so dass man glauben könnte, dass die Schüler auf dieser Unterrichtsstufe doch schon etwas können.

Was alles aber der Sextaner in den Augen unseres Erklärers nicht kann, zeigen Anmerkungen wie 1, 3 *civiles dissensiones:* Bürgerzwist, = Unruhen; 3, 1 *annuum spatium:* den Zeitraum eines Jahres; 4, 6 *quem supra demonstravimus:* die oben genannte, dazu z. B. 48, 1 *quod appellatur:* genannt ('vgl. c. 42, 1', wo ähnlich erklärt wird); 5, 1 *frumenti vim maximam:* sehr große Getreidevorräthe; ib. 3 *praeerat — navibus:* Befehlshaber — Commandant der — Schiffe war; 6, 1 *quoniam:* da ja, da nun einmal; 12, 1 *recepto — Orico:* 'nach der Einnahme von O.'; ib. *vero:* aber, jedoch, und so fast auf jeder Seite.

In ähnlichem Geleise gehen grammatische Fragen von der Art wie 1, 2 *quanti* was für ein Genetiv? oder 87, 7, Anm.: *haec cum facta sunt:* 'indem man dies that'. (Was für ein *cum?*); 11, 1, Anm.: *continuato nocte ac die* (was für ein Abl.?) *itinere . .* usw.

Für den grammatischen Geist des Verf.s zeugt z. B. die Bemerkung zu 6, 2, wo er zum Texte *conclamantibus omnibus, imperaret, quod vellet* notiert: '*imperaret:* erg. *ut* davor!'

Was nun die sonstigen Übersetzungshilfen anbelangt, so wäre es lehrreich, einfach ein beliebiges Capitel herzuschreiben. Freilich der Raum steht mir nicht zur Verfügung. Da würde man aber sehen, wie der Verf. alles ängstlich vermeidet, was im entferntesten das Denken des Schülers belasten könnte. Es wäre denn, dass man solche Bemerkungen als denkreizend ansehen wollte, wie S. 33 (19, 2), Anm. 1 *ageret et — pronuntiaset:* (Erklärung?) oder gar ebda. 19, 3 *ut de sua atque omnium salute debebat:* wie er in Betreff seines und aller Wohl sollte = wie es ja seine Pflicht war, da es sich um sein und das Staatswohl handelte. (Rechtfertige diese Übersetzung!) oder wenn bei einer mehr oder minder richtigen Übersetzung der Vermerk 'wörtlich' steht. Und so hat der Schüler weiter nichts zu thun, als die 'Fingerzeige' schön zusammenzustellen, so wie sie aufeinander folgen, und die Übersetzung — man merke, die schöne, gewöhnlich erst in der Schule oder doch durch fleißiges Nachdenken des Schülers erst zu gewinnende Übersetzung — ist fertig. Freilich, ob es immer eine wirkliche Übersetzung oder eine zumeist bloße Wiedergabe des Sinnes ist, das wollen wir uns noch des näheren ansehen. Der Standpunkt des Verf.s ist also so ziemlich derselbe, wie wenn man dem Schüler eine fertige Übersetzung in die Hand gäbe; er ist nur ein wenig verschleiert. Die Verfertiger solcher 'Schülercommentare' sollten sich doch endlich darüber klar werden, was sie thun. Ich kann nicht einmal mehr annehmen, dass sie *bona fide* handeln. Gewarnt werden sie allerorts vor solchen 'wissenschaftichen' Erzeugnissen.

Das Lexikonwälzen wird dem Schüler natürlich — auf dieser Stufe! — auch erspart, oder sollte die Anmerkung auf S. 65 zu *suffodere* 'was

heißt *effodere?*' doch den Schein erwecken, als ob der Junge auch auf einmal sein Wörterbuch aufschlagen müsste?

Man möchte in dieser didaktischen Wüstenei nun doch eine Oase suchen wollen und denkt, die wird in den gegebenen Übersetzungswinken zu finden sein. Aber auch hier ist es recht traurig bestellt. Von einer zielbewussten Anleitung zur Übersetzung keine Spur. Von Winken, wie z. B. 'Hauptsatz' — das kommt am häufigsten vor — oder *consueverat* (S. 31) adverb! oder von Vermerken, die und die Verbalphrase oder der und der Nebensatz sei z. B. durch ein Subst. zu geben, will ich absehen, sie sind für einen Sextaner, der bis dahin nicht lediglich geschlafen hat, überflüssig, im übrigen aber findet man so gut wie nichts. In welcher Art sonst dem Schüler vorgearbeitet wird, davon das eine oder das andere Beispiel. 2, 2 *venire iusserat:* 'hatte bestellt, — beordert'. Wenn schon hier eine Übersetzung nothwendig war, so ist es die gegebene nicht. Es lag doch so nahe, den Ausdruck unserer Militärsprache herzusetzen. 'Dorthin hatte er die Legionen befohlen.' Die Gelegenheit aber, hier eine kleine Übersetzungsregel wegen des in der Wiedergabe ausgelassenen *venire* zu geben, was doch das Bildende wäre, hat der Verf. ganz unterlassen. 3, 1 '*Pompeius annuum spatium ad comparandas copias nactus, quod vacuum a bello atque ab hoste otiosum fuerat:* während dessen war er der Kriegsführung überhoben und vom Feinde ungestört = während dessen war er vom Kriegsschauplatz entfernt und hatte vor dem Feinde Ruhe.' Zu dieser 'Übersetzungsanleitung' kommt dann hinzu: „(*quod* bezieht sich eigentlich auf *spatium*.) Chiasmus!" Hier ist der ganze Übersetzungsbehelf — ein Beispiel für viele! — auf den Kopf gestellt. Will der Schüler etwas davon haben, d. h. will er ihn benützen, dann heißt es, den Satz einfach auswendig lernen, weil er nicht so sehr die Übersetzung, als vielmehr nur die Wiedergabe des Sinnes enthält. Und zu diesem Übersetzungsersatz sollte man doch nur dann greifen, wenn eine Übersetzung unmöglich ist, was aber hier nicht zutrifft. Man übersetze einfach: Pomp. hatte (seinerseits) ein (ganzes) Jahr gewonnen, um Truppen zusammen (auf-) zu bringen (also nicht, wie K. angibt, 'zur Ausrüstung seiner Truppen') und weil es (frei von =) ohne Krieg und in Ruhe vor dem Feinde verlaufen war, hatte er ... — 4, 2 '*distribuere:* einreihen.' Hier lag wieder näher das wörtlichere und dabei der Militärsprache entsprechende 'eintheilen'; 13, 2 *tantusque terror incidit* nicht zunächst 'ergriff', sondern 'befiel' usw. — 1, 2 *quanti quaeque earum ante bellum fuisset:* „nach ihrem Werte vor dem Kriege". Hier blieb *quaeque* unübersetzt. In W. Eymers Commentar für die Privatlectüre (Tempsky 1897), den hier Kl. ausschrieb, steht richtig noch 'jeweilig'. Ich mache dem Verf. die compilatorische Thätigkeit aus Kraner-Hofmann und Eymer nicht zum Vorwurf; er hatte ganz recht, für seine Zwecke das Gute dort zu nehmen, wo er es fand, allein in dieser Art der Benutzung zeigt sich eine Flüchtigkeit, die auch sonst auffällt. Man sehe z. B. auf S. 9 *Oricum, Pharsalus* ohne, dagegen eben dort *Tectosăges, Galătae* mit Quantitätszeichen. Auf S. 5 sind z. B. unter *Corcyra* die Parallelstellen ausgeschrieben, unter *Pontus* nicht. Hieher gehört die famose Notiz zu 48, 1 *admixtum lacte:* 'mit Mehl angemacht, mit einem Zusatz von Mehl', ferner die für ein Schulbuch nicht wenigen Druckfehler, z. B. S. 8, 72, 116 usw. Auch Bemerkungen wie S. 25, Anm., wo er *bene meritae civitates* mit 'befreundet' wiedergibt (dabei allerdings der Vermerk 'wörtlich?') oder zu 20, 1 „*tribunal:* eine halbzirkelförmige Erhöhung" oder 24, 2 „*incautius:* unvorsichtigerweise" u. a. stehen auf gleicher Stufe.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dem Zuviel des Gebotenen stehen Citate solcher Art, wie 3, 1 *aedificandam curaverat:* vgl. II, 18, 1 (dort steht *faciendas curavit:* vgl. I, 30, 1, und hier liest man *deducendas curent:* führen zu lassen) und 23, 3 (dort wird auf c. 18, 1 verwiesen). Wie armselig nimmt sich da der Versuch einer Concentration

des Unterrichtes aus, wenn Kl. z. B. dann zu 3, 1 bei *Cyclădes insulae* anmerkt: „Welches sind die größten?"

Unter solchen Umständen wird es einem schwer, ein solches Buch zu irgend einem Zwecke zu empfehlen. Als Hilfsmittel der Schullectüre ist es ungeeignet und für die Privatlectüre auch. — Papier, Druck und Ausstattung sind aller Anerkennung wert.

Floridsdorf bei Wien. Dr. A. Polaschek.

Heinrich Georges, Kleines Lateinisch-deutsches Handwörterbuch von Karl Ernst Georges. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover und Leipzig 1897. 8°. 2742 SS.

Ein Buch liegt vor uns, das sich bei uns seit vielen Jahren das Heimatsrecht erworben hat und vielen Gymnasiasten die trefflichsten Dienste geleistet hat. Die zwei letzten Auflagen besorgte bereits der Sohn des großen Lexikographen. Es wurden alle Citate nach den neuesten Ausgaben revidiert, zahlreiche neue Artikel eingefügt, von denen nicht wenige Eigennamen betreffen. Die Quantitäten sind gewissenhaft verzeichnet. Die Versuchung liegt nahe, einen ausführlichen Vergleich mit Stowasser zu ziehen, doch muss ihr Ref. widerstehen, da dadurch die Recension zu sehr anschwellen würde. Es sei nur hervorgehoben, dass bei Georges fast alle etymologischen Erörterungen fehlen, an denen das Werk unseres Collegen so reich ist. Die Ausstattung des bei Tempsky erschienenen Wörterbuches ist unbedingt besser, womit noch keineswegs die des Teubner'schen Werkes als schlecht bezeichnet werden soll. Beide Lexika werden sich wohl auch weiter nebeneinander mit Fug und Recht behaupten.

Wien. Dr. Karl Wotke.

Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen. Auf der Thomasschule gesammelt von Dr. Oskar Dähnhardt. Zweites Heft. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1898. IV u. 156 SS.

Ähnlich dem ersten Theile, der viel Beifall gefunden hat, enthält dieser zweite u. a. Schlummerlieder, Kniereiterlieder, Verse und Reime aus der Kinderstube und Schule, Spott-, Neck-, Auszählreime, Zungenübungen, Räthsel, Spiele, Bräuche zu verschiedenen Festen und Zeiten, volksthümliche Redeweisen u. ä.

Zahlreiche Freunde und Kenner haben beigesteuert, und der Herausgeber hat es schön verstanden, eine gut ausgewählte Sammlung vorzulegen. Dass manches eigentlich auf einem anderen Boden erwuchs und wohl nur durch einen Zufall nach Sachsen gelangte, wird kaum beanständet werden können, wie ja auch der Same vieler Pflänzlein von Land zu Land getragen wird. Für gelehrtere Untersuchungen dienen die beigegebenen Variationen, Erklärungen, Musiknoten usw.

Eine wertvolle Beigabe ist die von S. 95 bis Schluss reichende Sammlung „Volksthümliches aus dem Nachlasse von Rudolf Hildebrand", dessen Mahnwort auch an die Spitze des Buches gesetzt wurde: „Unsere Zeit muss Achtung gewinnen vor diesen Dingen aus eigenstem, reichem

Vorrath des Alltagslebens, und dazu muss in der Schule der Anfang gemacht werden." Neues und Bekanntes (s. Zts. f. d. deutschen Unterricht II. u. III.) aus der Feder des bedeutenden Mannes sind hier zu einer inhaltsreichen Gabe vereinigt worden.

Möge das schöne Buch Nachahmung finden!

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Charakterbilder aus Amerika. Von Dr. Paul Buchholz. 3. Aufl. Leipzig 1901.

Die dritte Auflage dieses Büchleins, welches den 8. Band der Buchholz'schen Sammlung von Hilfsbüchern zur Belebung des geographischen Unterrichtes bildet, wurde von Prof. Schoener besorgt. Die Angaben entsprechen mit geringfügigen Ausnahmen dem Stande des Erscheinungsjahres. Das Buch wird dem Lehrer wieder ein willkommener Behelf sein, die trockene Sprache der Karte zu beleben und an der Hand kleiner, abgerundeter Schilderungen den Schülern in anregendster Weise die Wechselwirkungen der einzelnen geographischen Factoren vor Augen zu führen.

Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie. Von Dr. A. J. Pick. 3. Aufl. Wien 1901.

Nach dem Tode des Verf.s von seinem Sohne besorgt, stellt sich die vorliegende Neuauflage des trefflichen Lehrbuches der astronomischen Geographie im großen und ganzen als unveränderter Abdruck der zweiten Auflage dar. Durch Umarbeitung des Abschnittes über die Mondbahn wurde das Verständnis dieses Capitels erleichtert.

Wien. J. Müllner.

V. v. Haardt, Wandkarte der Planigloben, polit. Ausgabe, in acht Blättern mit zwei Nebenkarten, unaufgespannt 10 K, aufgespannt auf Leinen und in Mappe 16 K, mit Stäben 18 K. Verlag von E. Hölzel in Wien.

Die Angaben „auf Leinwand aufgespannt" etc. entnehme ich den Begleitworten, denn ich habe die Karte nur in acht losen Blättern zur Besprechung erhalten und hatte somit die Wahl, mich entweder in die Unkosten des Aufspannenlassens zu stürzen oder die großen acht Blätter um mich herumzulegen und die Augen ohne Unterlass von einem auf das andere Blatt zu werfen. In Hinblick auf die Wohnungsverhältnisse habe ich mich für das erstere entschieden.

Die Karte der Planigloben ist eine vollständige Neubearbeitung, die alten Platten der früheren Ausgabe versagten schon den Dienst. Der Umriss der Welttheile ist genau gezeichnet und rein gedruckt, die staatlichen Verhältnisse und auch die Bodenformen und Flüsse sind sehr übersichtlich zur Anschauung gebracht. Gegen die alte Auflage zeigt die Karte einen ungemein großen Fortschritt und sie ist überhaupt so sorgfältig ausgearbeitet, dass sie wohl die strengsten Anforderungen befriedigt. Die Nebenkärtchen, die Nord- und Süd-Polarregionen, sind

sehr willkommen, es sind auf ihnen auch die wichtigsten Reisen (Nordenskjöld, Payer-Weyprecht, Cook, Ross u. a.) eingezeichnet.

Die Verlagsbuchhandlung ist sich ihrer Leistung sehr bewusst, sie nennt die Karte, das Urtheil dem Recensenten vorweg nehmend, eine prächtige Karte. Ich adoptiere diesen Ausdruck getrost und bin sehr erfreut, des Suchens nach einem anderen überhoben zu sein.

Wien. A. Mayr.

Ebene und sphärische Trigonometrie. Von Dr. F. Bohnert. Mit 57 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1900.

Das vorliegende Buch, welches den 3. Band der „Sammlung Schubert“ bildet, ist auch zum Selbstunterrichte bestimmt, und es musste aus diesem Grunde sowohl im theoretischen, als auch im Aufgabentheile auf diesen Umstand Rücksicht genommen werden. Wir heben die in dem Buche auftretende Unterrichtsmethode anerkennend hervor; es wurde an allen Stellen vom Einfachen zum Schwierigeren geschritten und dadurch wurde erreicht, dass der sich diesem Lehrgange Anvertrauende in den späteren Partien einen großen Grad der Sicherheit erlangen kann. Dass auf graphische Darstellungen besondere Rücksicht genommen wurde, soll ebenfalls lobend hervorgehoben werden. In der Berechnung der Grundformeln für die sphärischen Dreiecke geht der Verf. vom rechtwinkligen Dreiecke aus und wendet sich erst dann zum schiefwinkligen Dreiecke. — In sehr ansprechender Weise ist der Zusammenhang zwischen den Formeln der sphärischen und der ebenen Trigonometrie dargestellt worden. — In gedrängter Weise sind die Anwendungen der sphärischen Trigonometrie auf die mathematische Geographie in kurzer Weise dargestellt worden: Es wurden die Linien und Punkte am Himmelsgewölbe angegeben, auf die Erscheinungen der scheinbaren täglichen Bewegungen der Fixsterne und auf den Begriff der Sternzeit eingegangen, sodann werden die sphärischen Coordinatensysteme an der Himmelskugel und die wechselseitigen Beziehungen zwischen denselben aufgestellt. Nach Betrachtung der Bewegung der Sonne in der Ekliptik, der wahren und der mittleren Sonnenzeit wurden einige Aufgaben zusammengestellt, deren Lösung angegeben ist. Das Buch wird sich zum Unterrichtsgebrauche recht gut eignen.

Lehrbuch der anorganischen Chemie. Von Prof. Dr. H. Erdmann in Halle. 2. Auflage. Mit 287 Abbildungen, einer Rechentafel uud 6 farbigen Tafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1900. Preis geb. 16 Mk.

Schon gelegentlich der Edition der 1. Auflage dieses trefflichen Lehrbuches der Chemie wurde in vielen Gutachten auf die anregende Darstellung des in dem Buche Gebotenen, auf die Gründlichkeit der Ausführungen, auf das stete Einbeziehen der technischen und technologischen Processe und der anderen Anwendungen der Chemie hingewiesen. Das damals Gesagte gilt in noch viel höherem Grade von der neuen Auflage des Buches. Die Verknüpfung der chemischen Wissenschaft mit den mannigfaltigsten Erscheinungen in Natur und Leben auf rein wissenschaftlicher und moderner Grundlage hat der Verf. bei der Bearbeitung seines Buches vor Augen gehabt. Es wurde auch — und darin mag ein entschiedener Unterschied zwischen diesem Buche und anderen Lehrbüchern der Chemie liegen — das Vorkommen der Stoffe auf geo-

logischer Grundlage, die Verwendung dieser bezüglich ihrer therapeutischen und toxischen Wirkungen dem Verständnisse des Lesers nahegebracht. Ebenso wurden genaue und ziemlich erschöpfende Angaben statistischer Art über Productions- und Preisverhältnisse gemacht und der historischen Entwicklung viel Aufmerksamkeit zugewendet. — In der Einleitung sind die chemischen Grundgesetze in einer sehr ansprechenden Weise dargelegt worden. Namentlich sind es die physikalischen Methoden, die heute dem Chemiker zur Verfügung stehen, welche der Verf. heranzieht, so z. B. die Elemente der kinetischen Gastheorie. Nachdem der Verf. die verschiedenen Anschauungen über die Constitution der Materie auseinandergesetzt hatte, bespricht er die atomistisch-molekulare Theorie der chemischen Erscheinungen, dann die Methoden zur Bestimmung des Molekular- und Atomgewichtes und die räumlichen Gesetzmäßigkeiten bei der chemischen Vereinigung gasförmiger Elemente. Die theoretischen Erläuterungen werden im Schlussabschnitte des Buches wieder aufgenommen und durch die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der physikalischen Chemie ergänzt; so wird der Zusammenhang zwischen den Eigenschaften und Atomgewichten der Elemente erörtert und auf das natürliche System der chemischen Grundstoffe des Näheren eingegangen. Von grundlegender Bedeutung sind die Ausführungen, welche von der Elektrochemie handeln; die elektrochemische Theorie der Lösungen, wie sie von Arrhenius ausgebildet wurde, wird im Folgenden dargelegt; man hat in der Leitungsfähigkeit wässeriger Lösungen bis zu einem gewissen Grade ein Maß zur Bestimmung der Affinitätsgrößen. Zum Schlusse bespricht der Verf. die Telephonanalyse, welche auf dem Gesetze von Bouty beruht, dass, wenn man gleiche Gewichtsmengen ähnlicher Salze in gleichen Wassermengen löst, die Widerstände dieser Lösungen annähernd proportional den Molekulargewichten der gelösten Salze sind.

In der Chemie der Metalloide werden in sehr eingehender Weise auch die Edelgase (Helium, Neon, Argon, Krypton, Xenon) behandelt und die Methoden zu ihrer Darstellung angegeben. Ebenso sind die Apparate zur Darstellung flüssiger Luft (nach Lindes Verfahren) angegeben, sowie die Erzeugung von Sauerstoff aus Luft durch fractionierte Destillation. In der Chemie des Kohlenstoffes wird im Anschlusse an das Kohlendioxyd die Theorie der Kühlmaschinen erläutert und im Anschlusse an die Erörterung der Verbindungen des Kohlenstoffes mit Wasserstoff die Umwandlung chemischer Energie in Lichtenergie (Theorie der Flamme usw.) gezeigt.

Die Chemie der Metalle enthält u. a. in sehr übersichtlicher Weise die Methoden zur Scheidung und Bestimmung dieser Körper. — Auch die chemisch-technologischen Processe sind eingehend berücksichtigt worden. Ebenso ist auf die physikalischen Eigenschaften der Metalle in genauester Weise eingegangen worden; so sind im Anschlusse an die Chemie der Baryumsalze die Eigenthümlichkeiten der sogen. Radioactivität dargelegt worden; im Anschlusse an die Chemie des Thors und seiner Verbindungen wird die Gasglühlichtbeleuchtung besprochen und eine Skizze der Experimente mit Auerlicht gegeben. Anknüpfend an die Chemie des Bleis wird die Theorie der Bleisammler und der umkehrbaren galvanischen Zellen dargestellt.

Das vorliegende Buch gewährt Jedem, der sich mit den Methoden und Processen der Chemie der Elemente und deren Verbindungen vertraut machen will, vielfache Anregung und Belehrung. Es ist ein Lehrbuch in des Wortes bester Bedeutung und wird auch als Nachschlagebuch bei chemischen Experimenten die besten Dienste leisten. Anerkennend hervorzuheben ist die Ausstattung des Buches, welche als eine prächtige bezeichnet werden muss. Durch die in dem Buche dargestellten

Figuren wird die Zusammenstellung der Apparate bei chemischen Versuchen in außerordentlich klarer Weise angegeben.

Das vorliegende Lehrbuch wird — dessen sind wir vollkommen überzeugt — zur planmäßigen experimentellen Thätigkeit anregen und wirksam vorbereiten.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Beitrag zur Methodik der Stenographie Gabelsbergers. Von Jos. Schiff. Wien, Bermann & Altmann 1900. 29 SS.

Das Schriftchen hat mit der Methodik nur insoweit zu thun, als die darin gemachten Vorschläge eine größere Zeilenmäßigkeit der Gabelsberger'schen Schrift herbeiführen sollen; es sollen nämlich alle mit *t* und *st* anlautenden Wörter zur Zeile geschrieben werden, damit die Schrift consequenter und einheitlicher würde. Es dürfte aber doch nicht so einfach gehen, wie der Verf. meint. Die Wortbilder werden hie und da verlängert und auch sonst Ungleichheiten geschaffen werden. So wären „Tag, Tabak, Stunde, stellen" abwärts zu schreiben; wie aber „Sonntag, Schnupftabak, Morgenstunde, beistellen" usw.? Der zweite Vorschlag des Verf.s trifft die Bestimmung über die Stellung der kleinen Consonanten vor mittleren und langen in der Vocalisation, die in den meisten Lehrbüchern „wieder Ausnahmen von der Ausnahme schaffen". Dagegen lässt sich einwenden, dass ja in „Kunde, Kind usw." keine weitere Ausnahme, sondern die Regel eintritt, weil in „Kunde" auf *u* eben ein kleiner Consonant *n* und nicht ein mittlerer *nd* folgt. Gegen den dritten Vorschlag, „die Stellung der Anlautkürzungen im Satzkürzungsverfahren" lässt sich nichts einwenden. Für die unmittelbar bevorstehende Systemrevision sind des Verf.s Vorschläge jedenfalls erwägenswert.

Linz. Prof. F. Barta.

Die Schulhygiene in Ungarn. Von Dr. Heinr. Schuschny, Schularzt u. Prof. der Hygiene in Budapest. 2. Aufl. Leipzig, A. Langkammer 1892. 24 SS.

Die kleine Schrift des in Fachkreisen vortheilhaft bekannten Verfassers bietet eine Skizze der Bestrebungen beziehungsweise des Erreichten in Ungarn hinsichtlich Schulhygiene. Demgemäß wird mancherlei über Schulhäuser, Unterrichtsbetrieb und was damit zusammenhängt, auch Leidenszustände (Myopie, Skoliose, Infectionskrankheiten usw.) vorgebracht, ferner über Leibesübungen, Hygiene-Unterricht und Schularzt.

Der Schularzt ist nur für Gymnasien und Realschulen vorgesehen; er ist Mitglied des Lehrkörpers und ertheilt auch facultativen Hygiene-Unterricht in den beiden obersten Classen; an wie vielen Mittelschulen Ungarns, bezw. an welchem Procent derselben Schulärzte de facto angestellt sind — darüber möchten wir gerne etwas wissen. — Besonders erwähnen wollen wir noch, dass der Unterricht in Dorfschulen bei gutem Wetter meist im Freien abgehalten wird — eine recht löbliche Einrichtung.

Wien. L. Burgerstein.



Programmenschau.

62. Dr. Heinrich Schefczik, Über den logischen Aufbau der dritten olynthischen Rede des Demosthenes. Progr. des Gymnasiums in Troppau 1900.

Der Verf. verfolgt nach einer früheren Arbeit[1]) den Zweck, die Schüler zur richtigen und klaren Erfassung der diesen Reden zugrunde liegenden Disposition hinzuleiten. Doch würde ich bezweifeln, dass diese Absicht auch wirklich in vollem Maße erreicht wird. Beide Aufsätze bieten mehr eine auch von Nebensächlichkeiten überfüllte Inhaltsangabe als eine klare, die Hauptgedanken hervorhebende Disposition. Ganz unbeachtet aber bleibt das Verhältnis der drei olynthischen Reden zu einander, das zur Förderung des Verständnisses wesentlich beiträgt, indem Demosthenes doch ganz klar den größten Theil seiner Ausführungen in der I. olynthischen Rede einer scharfen Kennzeichnung der damaligen Sachlage, in der II. einer strengen Kritik des Charakters Philipps, in der III. einem Appell an das verloren gegangene Selbstbewusstsein des athenischen Volkes widmet. Auch dessen geschieht mit keinem Worte Erwähnung, dass Demosthenes als feinsinniger Volksredner seine Reden anzupassen wusste der jeweiligen Stimmung des Volkes, die durch immer wieder neu eintreffende Nachrichten über Philipps Verhalten und Vorgehen begreiflicherweise gesteigert wurde, von der vor der I. olynthischen Rede überwiegenden Gleichgiltigkeit und Genussucht zu der durch die allmählich platzgreifende Erkenntnis der argbedrängten Lage hervorgerufenen still duldenden religiösen Stimmung vor der II. olynthischen Rede, dann aber zu den hochgehenden Wogen tiefster Erbitterung gegen den jetzt allgemein durchschauten Todfeind Griechenlands (vor der III. olynthischen Rede), die weit über das Ziel des derzeit noch Möglichen hinausstrebt, indem sie laut nach Rache ruft.

Aussig. Dr. G. Hergel.

---

63. Schreiber E. W., Zum Texte der Historia Apollonii regis Tyri. Beilage zum Progr. des städt. Kaiser Franz Joseph-Jubiläums-Realgymnasiums in Korneuburg 1900. p. I—XXXXIX.

Während Elimar Klebs die beiden ersten Handschriftenclassen der *Historia Apollonii* als ziemlich gleichwertig hinstellt, erkennt er den Mischtexten nur eine höchst untergeordnete Bedeutung zu und erblickt die einzige Hilfe, die sie zu leisten vermögen, darin, dass aus ihnen einzelne Lesarten der beiden ersten Handschriftenclassen verbessert werden können. Indessen hält es Sch. für wichtig, den Wortlaut dieser Mischtexte vor allem andern mitzutheilen. Denn sie haben nicht nur für die Feststellung des ursprünglichen Textes einen gewissen Wert, sondern es ist auch an sich von Interesse, sie kennen zu lernen, weil die mittelalterlichen Bearbeitungen gerade auf ihnen beruhen. Da sie aber in einer kritischen Ausgabe der *Historia Apollonii* nicht angeführt werden können, so ergibt sich das Bedürfnis, einer solchen Ausgabe Arbeiten vorangehen zu lassen, die sich darauf beschränken, die Fassung der einzelnen Redactionen in möglichst ursprünglicher Form festzustellen und mit dem nothwendigen kritischen Commentar zu versehen. Zu solchen Vorarbeiten einen Beitrag zu liefern, macht sich Sch. zur Aufgabe. Er

---

[1]) Über den logischen Aufbau der I. und II. olynthischen Rede des Demosthenes. Gymn.-Progr. Troppau 1897.

gibt den Text einer der interessantesten Hss. der Mischclasse theils in einer Collation, theils in fortlaufendem Druck wieder, nämlich des *V*, des *codex Vindobonensis* 226 s. XII., der in seinem ersten Theil zur Redaction *RC*, in seinem zweiten zur Redaction *RT* gehört. Außerdem bietet er die Varianten des *v*, des *codex Vindob.* 3129 s. XV., und untersucht die Beziehung des *v* zu *V*. Abweichend von Klebs kommt er zu dem Ergebnisse, dass *v* weder direct noch indirect auf *V* selbst zurückgeht, sondern nur aus derselben Vorlage wie *V* abzuleiten ist, wobei zwischen dieser Vorlage und *v* wahrscheinlich mehr Mittelglieder anzunehmen sind als zwischen der Vorlage und *V*. — Die Abhandlung bildet für die Textkritik der *Historia Apollonii* eine anerkennenswerte Vorarbeit.

Wien. Franz Weihrich.

---

64. Dorsch, Dr. J., Bei Horaz in den Sabinerbergen, ein Reisebild. Progr. des Gymn. in Kaaden 1899, 8°, 26 SS.

Et prodest et delectat — so kann man von diesem gelungenen Programmaufsatze sagen. Das Nützliche liegt in der lehrreichen Erörterung der Lage und Beschaffenheit des Horaz'schen Landgutes, das Angenehme gibt sich in der durchsichtigen, moderne und antike Verhältnisse treffend verbindenden (S. 8, 11, 21), stellenweise mit anmuthendem Humor gewürzten Form (S. 8, 9) kund. D. gibt zunächst einen Überblick über den gegenwärtigen Stand obiger Frage. Seit dem 14. Jahrhundert aufgeworfen, ward ihr sozusagen kein Dornröschenschlaf vergönnt, sondern sie beschäftigt bis in die jüngste Zeit die Federn der Alterthumsforscher. Für die Ansicht de Sanctis (*Dissertatione sopra la villa d'Orazio Flacco*, Rom 1761) und des französischen Abbés de Champy (*Découverte de la maison de campagne d'Horace*, Rom 1767—69, 3 Bde.), dass das Haus des Venusinischen Sängers gegen den Abschluss des Licenzathales, etwa 2 km hinter *Rocca Giovane* liegt, legt D. eine Lanze ein. Im Haupttheile der Abhandlung (S. 4—25) werden alle von Horaz selbst über sein Gebiet gemachten Bemerkungen gewissenhaft gesammelt und nach jeder Richtung hin mit den persönlich gewonnenen Eindrücken in Beziehung gebracht. Wenigstens einige beweiskräftige Thatsachen seien angeführt. Noch heute fließt die „benachbarte Quelle" (Sat. II 6, 2) unten bei den Weingärten di S. Pietro; mit dieser Gegend steht auch im Einklange Epist. I 16, 5—8, auch die noch gegenwärtige Fruchtbarkeit des Licenzathales macht erklärlich, dass Horaz seinen Besitz fruchtbar nennt. Den von manchen Erklärern aus Epist. I 8, 4 und I 14, 23 gegen die Fruchtbarkeit des Horazischen Gutes gehaltenen Beweis entkräftet D. durch eine unzweifelhaft richtigere Deutung des Inhaltes. Eine willkommene Beigabe zu der fleißigen, auch stilistisch tadellosen Arbeit bietet eine Kartenskizze: „Das Licenzathal mit dem Landgute des Horaz".

65. Saxl F., Zur Verdeutschung lateinischer Dichter, besonders Vergils. Progr. des Untergymn. in Czernowitz 1899, 8°, S. 26—35.

In diesem Auszuge aus seinem Vortrage „Durch welche Mittel lässt sich ein antiker Dichter dem Gefühle und der Einbildungskraft näher bringen?" (Österr. Mittelschule, X, S. 367 ff.) gibt S. verschiedene Mittel an, durch welche nicht nur eine treue und geschmackvolle, sondern auch eine allen Absichten des Dichters nachkommende Übersetzung erreicht werden könnte. Unter anderem empfiehlt er möglichste Nach-

ahmung der im Originale begegnenden Tropen und Figuren, denn „von solchen Glanzstellen darf der poetische Schmelz nicht durch eine nüchterne Verdeutschung abgestreift werden". Mit Recht fordert S. auch fleißigen Hinweis auf ähnliche Gedanken deutscher Dichter. Zu den bereits in Brosins Vergilcommentare herangezogenen Dichterstellen fügt S. noch andere, selten zu weit hergeholte hinzu (S. 34). Die mit einer stattlichen Zahl von Belegen versehene Arbeit hätte praktischeren Wert, wenn die fast durchwegs treffenden Übersetzungen in der Reihenfolge der Verse zusammengestellt worden wären. S.s Geständnis, dass eine „dergestalt ausgefeilte Übersetzung nicht täglich und nur in einer kleineren Classe" geboten werden könne, ist leider wahr. Wohl viele Lehrer möchten die jugendlichen Herzen für die classischen Dichter durch eindringendere, eine geistige Verdauung ermöglichende, langsamere Lectüre erwärmen, allein dazu bedarf es einer größeren Freiheit im Ausmaß und und in der Wahl der Lectüre. Exner wollte allerdings die Wahl der Autoren den Lehrern überlassen (Denkschrift vom 6. August 1844).

Brünn. Dr. Simon.

---

66. Germanische Bestandtheile des rätoromanischen (surselvischen) Wortschatzes. Von Dr. P. Genelin. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1899/1900 (auch Separatabdruck, Innsbruck, Wagner 1900).

Der Verf. führt uns auf S. 7—12 in die Gesetze jener Laute des surselvischen Dialektes ein, welche vom Germanischen stammend und vom Lateinischen abweichend, ihre eigenen Wege gehen. Die Unterscheidung zwischen offenen und geschlossenen deutschen Vocalen scheint mir nicht zweckmäßig zu sein, da dieser Unterschied zwar in den verschiedenen deutschen Dialekten vorkommt, aber wohl kaum in der Art vertheilt, wie der Verf. angibt. Oder sollen unter den geschlossenen Vocalen die langen, unter den offenen die kurzen gemeint sein?

S. 12 sagt der Verf.: „Die Endungen -e (en) der männlichen oder im romanischen zu masc. gewordenen deutschen Substantiva war den Rätoromanen zu unbedeutend und zu tonlos. Man bildete daher daraus nach Analogie der lateinischrn Endung -onus ein Suffix -un und übertrug auf dasselbe den Wortaccent: carschùn Kresse, tapùn Zapfen, barschùn Bürste, barcùn Balken, magùn Magen, signùn Senne usw. Wenn wir auf die ursprüngliche Form der Belegwörter zurückgehen, so finden wir, dass sie alle, vielleicht mit Ausnahme von barschùn ahd. auf -o endigen: kresso, tapon = zapho, balcho = palcho, mago, rato, senno. Sie traten naturgemäß in die Classe der lateinischen masc. auf -o, onis ein.

Um eine sichere Grundlage zur Aufstellung von Lautgesetzen zu gewinnen, scheint es mir unerlässlich, die ursprüngliche Form der Wörter festzusetzen und zu bestimmen, welchem germ. Dialekte und welcher Periode sie angehören. Vocalwandel und Lautverschiebung geben hiezu willkommene Anhaltspunkte. Ebenso wichtig erscheint es mir zu ermitteln, ob ein Wort gemeinromanisches oder specielles Eigenthum desräteromanischen Sprachgebietes ist, oder ob es bloß in einer engbegrenzten Mundart vorkommt. Im allgemeinen wird man behaupten können, dass je weiter ein germanisches Wort verbreitet ist, es umso früher seine Aufnahme als Lehnwort gefunden hat. Nachdem von einer Anzahl Wörter die ursprüngliche Form, ihre Verbreitung und ihr Alter bestimmt ist, lassen sich erst mit Sicherheit Lautgesetze aufstellen und nach diesen auf andere Wörter der entsprechenden Schichte Schlüsse ziehen.

Doch geht dies wohl über den Rahmen einer Programm-Arbeit hinaus, und wir müssen Dr. Genelin sehr dankbar sein, dass er sich der Mühe unterzogen hat, die germanischen Bestandtheile des Obwäldischen zu sichten. Romanisten vom Fache werden hoffentlich die noch dunklen Punkte des reichlich vorliegenden Materiales aufhellen.

Auf S. 12—15 macht der Verf. eine sehr lehrreiche Betrachtung, auf welch verschiedenen Wegen die germ. Lehnwörter in den Graubündner Dialekt eingedrungen sind.

Der Schwerpunkt der ganzen Arbeit liegt in dem Wörterbuch, das ungefähr 700 germanische Lehnwörter mit ihrer etymologischen Deutung enthält. Unter diesen sind ungefähr 100, welche mit geringer lautlichen Veränderung wohl erst in neuerer Zeit aus dem Neuhochdeutschen aufgenommen worden sind, während die anderen ein hohes Alter bekunden. Der Verf. hat mit seiner Arbeit manche dunkle Wörter dem etymologischen Verständnis erschlossen, und zwar nicht bloß für das Surselvische allein, sondern für das Rätoromanische im allgemeinen. In die ganze Sammlung mögen sich allerdings auch einige Wörter eingeschlichen haben, welche nicht germanischen Ursprung haben, aber die Zahl ist unbedeutend. Als solche glaube ich namhaft machen zu sollen:

gaveigl, Felge, lad. 'gavĕi, frl. giavèi, it. gavello, frz. gabel, mtl. gavile (ferrum circa rotas, vel ligna, vel Gavile Duc.) dürfte wohl romanischen Ursprung haben;

bardeigl Vorspann, lad. pordĕi, frl. predèl = prodèl Vorspanndeichsel, tir. Ziether vom mtl. prodeilus Schm. II 1165,

ditg lange Zeit, lad. dī, grd. dyut vom lat. diu-tinus;

sguriar rindern, lad. ẑuié dürfte wohl auch romanischen Ursprungs sein, wenngleich ich eine befriedigende etymologische Ableitung nicht geben kann. Ich dachte einmal an (lu)-xuriari;

scótga Schotte, lad. čótte. Im Lad. heißt scottè l lat die Milch sieden, richtiger aussieden. Was sich ausscheidet, ist čótte, it. scotta vom lat. excocta. Dz. II 65;

vera Fingerreif, lad. vira Ring, veirĕtta Fingerreif, frl. vère, verète Ring, virâ im Kreis herumgehen, frz. virer. Nach Plinius nannten die Kelten die Armringe viriae, viriolae, mlt. virare;

groma Rahm, lad. bràma, frl. crème, frz. crème vom lat. crama. Vgl. Ven. 11, 14; Körting s. v. chrisma;

broda Brühe, nicht von Brot panis, sondern von Brod = Brühe, brodeln, mlt. brodium. Schm. I 348;

bargia Holzschoppen, bargùn Heuschoppen. Im Lad. heißt bèrća hölzerne Hütte. Obwohl sich nach Körting sonst eine Bedeutungsänderung des it. barca nicht nachweisen lässt, so ist doch sicher lad. bèrća davon abzuleiten, vielleicht auch bargia, bargùn. Beide Wörter verhielten sich wie barca zu barcone. Wegen des stimmhaften Stammauslautes vgl. Dz. I 1 barca und mtl. bargia;

mat Jüngling, matta Mädchen, lad. mŏt, mötta pl. mitùns, mitàñs. Man vgl. μόθων Kind, muto, onis Spitzbub, penis Hor.;

schublà Hosenträger, lad. šàbla = scapula, das mtl. scapulare (vestis scapulas tantum tegens Duc.) würde lautlich genau zu šablà passen, die Bedeutung liegt nicht so fern ab;

tschadùn Löffel, grd. šadóñ, frl. sedón. Mlt. scatto, onis (scutella, qua arida venditores metiuntur. Duc.) stimmt, wenn man annehmen darf, dass das doppel t nur eine unrichtige Schreibung ist, in den Lauten genau zu den rätoromanischen Formen, nicht so in der Bedeutung.

Einige Wörter, die als germanische angeführt werden, lassen sich wohl kaum vom Italienischen trennen: sittar schießen, saettare; gariar, garigiar begehren, wetteifern, gareggiare; spia Späher, spiar spähen, spia, spiare; bissaca Strohsack bisacca = bisaccia, strubiau verkrüppelt, storpiato.

Als besonders interessant seien noch erwähnt: schliusa und schletta Schlitten. Die lad. Doppelgänger heißen: liösa Rodel, Handschlitten und ślita Bennelschlitten. Ich halte schletta und ślita für die jüngeren Formen, die unmittelbar aus dem deutschen Schlitten kommen. Schliusa und liösa scheinen sehr alt zu sein, aber mit mhd. sleihe, sleife, wie Genelin vorschlägt, weiß ich sie nicht zu verbinden.

Scussàl, schos (tschos) Schürze. Bei diesem Wortpaar liegt ein ähnliches Verhältnis vor wie beim vorhergehenden. Scussàl ist älter und gebildet aus ahd. scôz mit dem Suffix -al wie etwa grembiale. Schos ist wohl aus dem mhd. oder nhd. schoz, schoss abzuleiten. Schm. II 480. Das lad. ćaz Schürze gehört zum gleichen Stamme.

ujersch krumm, it. guerico schielend, lad. verč blind ist bemerkenswert wegen des Wandels der Bedeutung. In Greden heißt verčić noch schielen (neben ćalé n cróuš), im Ennebergischen hat man dafür čodlé schielen, čödl schielend vom lat. cocles, itis oder caeculare.

Mögen meine Bemerkungen, die übrigens nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch machen, den Verfasser zu weiteren Forschungen anregen. Nur durch vereinte Kräfte und rastlose Thätigkeit können die vielen dunklen Wörter und Formen des Rätoromanischen allmählich klar gemacht werden.

Brixen J. Mischi.

---

67. **Źelak Dominik, Tieck und Shakespeare.** Ein Beitrag zur Geschichte der Shakespeareomanie in Deutschland. Progr. der Staatsrealschule in Tarnopol 1900. I. Theil. 42 SS.

Der weitläufige Aufsatz bringt wenig Neues. Die Jugend Tiecks ist wesentlich nach Auszügen von Köpke gearbeitet. Hierauf folgen in wirrer Unordnung biographische Daten, Pläne, Bekenntnisse, Kritiken aus Tiecks langem Leben. In einem 2. Capitel werden die Quellen von Tiecks Dichtungen versprochen; aber Ź. begnügt sich, gewisse technische Mittel, wie Prolog, Epilog, Chorus, stummes Spiel auf Shakespeares Anregungen zurückzuführen. Weniger breit wäre diese Zusammenstellung immerhin verdienstvoll. In der Erörterung über die drei Einheiten tritt Z. Bekanntes und Veraltetes breit. Dagegen sind die schönen Überschriften: Dramatischer Stil, Das Streben nach der Natur, Das Phantastische und Unwahrscheinliche trotz vieler Wörter nur äußerst dürftig behandelt. Z. kündigt eine Fortsetzung an, doch ist nach dem Fragmente nicht zu erkennen, welche Gedanken noch einer Verbreiterung bedürften.

Der Stil der Schrift ist überladen und oft dunkel. Es wäre unbillig, einzelne Sprachwidrigkeiten, die dem Fremden leicht entschlüpfen, hervorzuheben, aber die Perioden, die Z. baut, sind von Übel. Trotzdem ist der Fleiß, der sich an dieser wenig gelungenen Arbeit zeigt, nicht geringzuschätzen und die Belesenheit des Verf.s zu loben.

68. **Frick Alfons, Über Popes Einfluss auf Hagedorn.** Progr. der Vereinsrealschule Ottakring im XVI. Bez. von Wien 1900. 8°, 12 SS.

Frick zeichnet zuerst die zu Beginn des 18. Jahrhunderts in England von Shaftesbury hervorgerufene Geistesströmung. Die Tugend ist sittliche Schönheit, die Liebe zu ihr durchaus frei und selbstlos. Shaftesbury trachtet, die Tugend auf ihren menschlichen Ursprung zurückzuführen und will, wie er sich einmal ausdrückt, nicht von der Religion zur Tugend, sondern von der Tugend zur Religion kommen. Um dieselbe Zeit, wo sich Religion und Moral zu scheiden beginnen, fließen die Grenzen

von Poesie und Philosophie ineinander. Pope hat Shaftesburys Gedanken sinnlichere Formen geliehen und in weitere Schichten getragen. Der Einfluss Popes greift auch nach Deutschland hinüber und in den Vierzigerjahren finden wir Hagedorn unter dessen Nachahmern.

Den von Scherer bereits angedeuteten Zusammenhang hat Frick genauer untersucht. Nach ihm ist der Einfluss Popes auf Hagedorn zeitlich begrenzt und beginnt erst 1740, nachdem Brokes' Übersetzung von Popes Essay on man erschienen ist. Es scheint seltsam zu sein, dass der englisch gebildete Hagedorn durch eine Übersetzung auf Pope aufmerksam geworden ist, während er mit anderen englischen Dichtern seit seiner Londoner Reise vertraut war[1]).

Nach Frick zeigt das Gedicht „Glückseligkeit" den stärksten Einfluss Popes und geht auf die 3. und 4. Epistel des Essay on man zurück. Eine Analyse beider Gedichte und eine Zahl von Parallelstellen lässt die Übereinstimmung im Hauptgedanken und in Nebenmotiven erkennen. Indes verarbeitet Hagedorn die übernommenen Gedanken selbständig. Auch Wukadinović hat gefunden, dass Hagedorn nicht frei erfindet, aber die Vorlage nach seiner Individualität umgestaltet. Es wäre noch hinzuzufügen, dass er deutsche Verhältnisse malt. Man vergleiche Popes und Hagedorns Verschwender. Die römische Säulenordnung des Schlafgemachs, die Pariser Spiegelwand, das Kupferdach des Stalles sind nur bescheidener Luxus im Verhältnis zum Riesenaufwand des Engländers. Sein Haus ist eine Stadt, sein Fischteich ein Ocean, sein Blumenbeet eine Düne. Die Untersuchung Fricks ist ernst und ihr Ergebnis, wenn auch nicht reich, doch wertvoll. Auch die Darstellung verdient wegen ihrer Klarheit und Frische gelobt zu werden.

69. Die Geschichte des Räubers Louis Mandrin als Quelle zur „Ahnfrau". Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien 1900, 8°, 26 SS.

Ein so jäh emporgekommenes, innerlich fertiges Werk reizt zum Nachdenken, weil es einen langen und schwer zu deutenden Gestaltungsprocess ahnen lässt. Glücklicherweise hat Grillparzer selbst den Weg gewiesen, auf dem er seinen Stoff fand. Aber Vorsicht und Scharfsinn waren nöthig, um die Winke des Dichters zu nutzen und die bedeutungsvollen Zusammenhänge zwischen den Vorlagen und dem ausgereiften Werke bloßzulegen.

Mit Unterstützung von Aug. Sauer hat Wyplel das Leben des Räubers Louis Mandrin durchforscht und gezeigt, wie sich die äußere Handlung der „Ahnfrau" zum größeren Theile auf einem Criminalromane der niedrigen Wirklichkeit aufbaute[2]).

Die stoffliche Verwandtschaft der Ahnfrau mit der Geschichte Mandrins erstreckt sich auf folgende Thatsachen: *a*) Mandrin gewinnt die Liebe eines reinen, adeligen Mädchens; *b*) er führt sich unter falschem Namen bei ihrer Familie ein; *c*) knapp vor der Hochzeit wird er entlarvt und *d*) vor den Augen der Geliebten von den Häschern gefangen genommen. In diesem Stück Leben ergriff den jungen Dichter besonders die tragische Situation der Erkennung.

In einem zweiten Theile beleuchtet Wyplel die Umformung der Thatsachen zu dramatischen Motiven. Grillparzer schöpft aus seiner Vorlage reine Räubermotive, das Liebesmotiv, das Erkennungsmotiv, d. h. das combinierte Räuber- und Liebesmotiv. Innerhalb der Gruppe der Räubermotive unterscheidet Wyplel den Überfall im Walde, den Grill-

[1]) Wukadinović, Prior in Deutschland. Graz 1895.

[2]) Die Arbeit erfuhr ihre Ergänzung durch eine im „Euphorion" (Bd. VII, 44) erschienene Studie über die Gespenstermotive.

parzer dreifach variiert: die Verhaftung eines Räubers, die Erscheinung der Häscher im Schlosse und die Gefangennahme des Hauptmanns. In der Vorlage sind diese drei wirkungsvollen Motive in einer Situation gehäuft; Grillparzer zerlegt, steigert und vertheilt sie auf vier Acte.

Den Kernpunkt der Handlung bilden die Liebesmotive. Diese zerfallen in die erste Begegnung der Liebenden, in das Lügenmotiv, in den Verlauf der Liebesgeschichte und in die Verlobung. Das Lügenmotiv schwächt Grillparzer ab, um die burleske Färbung des Stoffes zu verwischen. Die Verlobung erscheint darum nicht als unmittelbarer Erfolg von Jaromirs Lügen, sondern sie wird durch die Rettung der Geliebten aus Todesgefahr motiviert. Allein diese Verfeinerung der Action tritt erst in der Bühnenbearbeitung hervor, während der erste Entwurf der Vorlage folgt.

Die bedeutungsvollste Wandlung erfährt das Erkennungsmotiv unter Grillparzers Händen. In der Vorlage wird Mandrin vor den Augen der Geliebten gebrandmarkt und festgenommen. Der Schlag trifft Isaura vollständig unvorbereitet. Ihre Gemüthsverfassung wird in der trockensten Weise durch den Ausruf: „Quel spectacle pour cette Amante!“ markiert. Im ersten Entwurfe folgt Grillparzer auch hierin der Vorlage. In der Bühnenbearbeitung dagegen verstärkt er die vorausdeutenden Züge: die unheimliche Empfindung der Heldin, die Versunkenheit des Geliebten. Besonders charakteristisch aber ist, dass Bertha die furchtbare Entdeckung zuerst und allein macht. Sie entlarvt Jaromir und richtet ihn mit dem niederschmetternden Worte: „Räuber!“ Dadurch wird die Scene aus einer criminalistischen in eine innerliche Sphäre gerückt. Eine nicht minder tiefgehende Wandlung erfährt die weitere Haltung der Geliebten. Isaura lässt Mandrin sofort fallen und vertrauert ihr Leben nach schwerer Enttäuschung im Kloster. In der „Ahnfrau“ dagegen erringt Jaromir die Neigung Berthas wieder, wenngleich ihre feiner organisierte Natur der Erschütterung unterliegt. Endlich erfolgt die Verhaftung Jaromirs erst, nachdem alle Mitglieder der Familie Borotin todt sind. Und droht auch Jaromir das Schaffot, so schmerzt ihn weit mehr die Verurtheilung durch die Geliebte. So adelt Grillparzer die niedrige Stofflichkeit seiner Vorlage.

Das Verdienst von Wyplels Arbeit, die sich bescheiden als ersten Schritt zur Erkenntnis der Entstehungsgeschichte der „Ahnfrau“ gibt, liegt im Nachschaffen des dichterischen Planes. Es werden nicht bloß die zahlreichen stofflichen Berührungen aufgewiesen. Vielmehr beansprucht das Austragen der Wirklichkeitselemente im Geiste des Dichters unsere Aufmerksamkeit. Die Gliederung der Motivengruppen befördert die Übersicht und unsere Einsicht in den Schaffensprocess. Das geheimnisvolle Wirken der dichterischen Gestaltungskraft wird in ihren zartern Regungen belauscht. Die Arbeit verdient beachtet und gelesen zu werden.

Wien. W. Duschinsky.

---

70. Schuścik, Prof. Ed., Einige Apparate für den physikalischen Unterricht auf der Unterstufe der Mittelschulen. Progr. der deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1900. 22 SS. und eine Figurentafel.

Jeder Versuch, für den physikalischen Schulunterricht einfache, billige und sicher functionierende Apparate herzustellen, muss vom Lehrer der Physik insbesondere für die Unterstufe freudig begrüßt werden. Prof. Schuścik verbindet mit guten Ideen die nöthige manuelle Geschicklichkeit, um einfache Constructionen selbst auszuführen. In der vorliegenden Schrift beschreibt er mehrere von ihm selbst angefertigte Apparate.

Mit besonderer Vorliebe bedient sich der Verf. einer von ihm selbst angefertigten Federwage anstatt der gleicharmigen Hebelwage. Der einfachen Handhabung steht hier allerdings die geringere Verlässlichkeit entgegen; jedoch fällt letztere bei rohen Versuchen aus der Hydrostatik nicht sehr ins Gewicht. Recht hübsche Vorrichtungen gibt der Verf. zur Veranschaulichung der Herstellung und der Wirkungsweise eines Manometers an. Ref. möchte nur dagegen Einsprache erheben, dass der Torricellische Versuch mittelst einer Luftpumpe demonstriert wird, da gerade auf der Unterstufe die Aërostatik kaum anders als mit dem Torricellischen Versuche begonnen werden kann und die Luftpumpe unbedingt einem späteren Zeitpunkte überantwortet werden muss. Die Benützung der Luftpumpe vor ihrer Erklärung erscheint auf der Unterstufe kaum zulässig. — Eine sehr einfach gedachte, aber — wie der Verf. selbst gesteht — nur nach vieler Übung verwendbare Vorrichtung zur graphischen Demonstration der Longitudinalschwingungen eines Stabes finden wir beschrieben. — Wertvoller ist der Apparat zur Demonstration des magnetischen Kraftfeldes. Der Verf. bedient sich hier eines Elektromagneten (also muss dieser früher besprochen werden!), welchen er mit kleinen Nadeln aus weichem Eisen umgibt, die auf Stecknadeln balancieren. — Nachahmenswert erscheint auch das angegebene Elektroskop, welches eine Vereinfachung des Papierelektroskopes von B. Kolbe vorstellt, sowie eine Vorrichtung zum Nachweise des elektrischen Spannungsgefälles in einer Schnur. — Der Verf. sucht ferner die Bedingungen für die Empfindlichkeit eines Thermometers anschaulich darzustellen. Die thermometrischen Gefäße stellt er sich aus Pipetten durch Ausziehen und Zuschmelzen des einen Röhrenendes her. Gleichgebaute Thermoskope mit verschiedenen Flüssigkeiten und ungleich gebaute mit einerlei Flüssigkeit. Einen recht instructiven Apparat hat der Verf. zur Demonstration der Abhängigkeit des Siedepunktes vom Luftdrucke construiert.

Die Anfertigung der erwähnten Apparate ist so genau beschrieben, dass selbe leicht nachgemacht werden können. Die Abbildungen wurden nach photographischen Aufnahmen ausgeführt. So sauber auch die Ausführung ist, so kann Ref. diesem Verfahren doch nicht in allen Fällen unbedingt zustimmen. Insbesondere die mit Luft oder Wasser gefüllten Gefäße erscheinen meist undeutlich, und die Photographie kennt keinen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem oder gar Zufälligem. Die vorliegende Abhandlung verdient aber jedenfalls Beachtung.

Wien. Dr. H. v. Hoepflingen-Bergendorf.

---

71. Hofer, Prof. Dr. Aug. Albin, Die Jugendspiele. Progr. der k. k. deutschen Staats-Realschule in Triest 1899. 8°, 32 SS. (Separatabdruck in Commission bei F. A. Schimpff, Triest 1899.)

Zuerst entwirft der Verf. in den „Zeitsymptomen" ein Bild des gegenwärtigen Lebens und Treibens, wie man es täglich beobachten kann und wie es zerrüttend auf das ganze Nervensystem wirkt. Es hat noch kein Jahrhundert gegeben, in welchem die Lebensbedingungen des Menschen in heftigerer Weise durcheinander gerüttelt und verändert worden wären, als das im abgelaufenen der Fall war, und illustriert seine Ansicht durch einige trefflich gewählte Bilder. Die Wirkungen dieser Veränderungen werden dann an den verschiedenen Schichten der Bevölkerung und besonders der heranwachsenden Jugend näher betrachtet. Trostlos sieht es mit einem großen Theile der städtischen Jugend aus, die „widerstandslos im reißenden Strome des modernen Lebens dahintreibt". Dann werden die Mittel und Wege untersucht, welche eine allseitige Veredlung

und Vervollkommnung der menschlichen Natur ermöglichen. Hieher gehört: 1. Harmonische Ausbildung von Körper und Geist, 2. Einheitlicher Lehrplan, 3. Gute Unterrichtsmethode, und schließlich wird auf die Athener und Engländer als classische „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" verwiesen.

Im 2. Capitel werden die „Jugendspiele im Alterthum" behandelt, und erzählt, wie hoch angesehen die Spiele damals waren. Der Philosoph Heraklit z. B. hielt es nicht unter seiner Würde Knabenspiele anzuordnen, und Alexander der Große übte sich, selbst auf seinen Kriegszügen, fast täglich mit den jungen Leuten seiner Umgebung im Ballspiel. Über alles aber stand das Streben nach Harmonie in der griechischen Erziehung, die in der Kalokagathia das hellenische Erziehungsideal erblickte.

Bei Schilderungen der „Jugendspiele in der Gegenwart" verweilt der Verf. längere Zeit und mit Vorliebe bei den Spielen und Leibesübungen der Engländer, wobei er der Ansicht Desmolins' beistimmt, dass „die englische Erziehung harmonische Bildung aller Kräfte des Geistes und Körpers bezweckt; sie erzeugt ferner praktischen Sinn, Unternehmungsgeist, Selbstbewusstsein und Widerstandsfähigkeit im Kampfe ums Dasein". Auch die Ansicht Dr. Warres, Rectors von Eton, verdient hier verzeichnet zu werden, der meint, dass „wir weniger frühzeitig auftretende Fälle von Collaps, weniger Hypochondristen, weniger Magenschwäche, weniger bleiche Gesichter mit schlaffen Backen, weniger fette, schwerfällige Gestalten, dafür aber mehr kräftige und im allgemeinen gesunde Körper und gewiss nicht weniger allgemein geistig gesunde Menschen haben würden". Darauf werden die Vorkehrungen zur Pflege der Jugendspiele in Holland, Italien und besonders in Deutschland und Österreich angeführt, wo die Erlässe von Gossler und Gautsch den neuesten Abschnitt bezeichnen.

Im 4. Capitel, „Theorie des Spieles" betitelt, werden die Vortheile geschildert, welche die Jugend aus der Pflege der Spiele zieht:

1. Sollen sie Erholung bieten, denn Plato sagt schon: „Anstrengung und Erholung, Arbeit und Vergnügen sollen abwechseln", und Rousseau variiert das folgendermaßen: „Körperliche und geistige Thätigkeit sollen wechselseitig geübt werde und einander zur Erholung dienen".

2. Aus der Nachahmung der Beschäftigung Erwachsener ergibt sich Anregung zum Neuschaffen, die Phantasie und alle geistigen Eigenschaften werden geweckt.

3. Der Annäherungstrieb führt zur Geselligkeit und zu Freude weckenden Bethätigungen, dieser „warmen Sonnenseite des Geistes und Leibes". Im geselligen Spiel ist auch der Charakter am besten zu erkennen, weil sich der Mensch dabei gibt, wie er ist. Es werden gute Kameradschaften gebildet, Unterordnung, Gehorsam, Sinn für Recht und Ordnung werden geweckt; lauter Eigenschaften, die den tüchtigen Staatsbürger auszeichnen.

4. Es wird aber auch gespielt, um den Überschuss an Lebenskraft zu verarbeiten. Diese Verarbeitung in die richtigen Bahnen zu lenken gehört zu den wichtigsten und zugleich schwierigsten Aufgaben des Erziehers. „Aus diesen und zahlreichen anderen Gründen", sagt Dr. Hofer S. 25, „die sich für die Bedeutung der Spiele in Bezug auf die Erziehung vielleicht noch anführen ließen, sollte kein Lehrer säumen, häufig den Spielplatz aufzusuchen, um Studien über seine Zöglinge zu machen".

Außer den Spielen ist das Turnen für die studierende Jugend das Wichtigste und beide zusammen erst machen ein Ganzes der Leibesübung aus.

In der „Methodik des Spieles" (5. Capitel) wird zuerst die Wahl der zu übenden Spiele erörtert, dann die Eintheilung der Spiele, Spielplatz, Spieldauer, Spielgeräthe und die Wahl des Spielleiters be-

sprochen. S. 30 enthält die Eintheilung der Spiele in einer Tabelle. Darin sind auch die Übungen des Pentathlons als Spiele (!) aufgenommen; das sind aber doch Turnübungen! Eine Vermengung beider erzeugt nur Verwirrung. Für die 4. Classe ist Criquet und für die oberen Classen Crocket vorgeschlagen. Der Schwierigkeit nach sollte es umgekehrt sein. In der V. Gruppe sollte Gerwurf entfallen, wie aus der 5. Rubrik zu entnehmen ist.

Zum Schlusse fordert Dr. Hofer zu zahlreichen Stiftungen von Spielplätzen auf, weil gerade die Spiele die besten Luftcuren und wahre Gesundbrunnen für die überhastete Menschheit darstellen.

Es thut der Abhandlung als Ganzes durchaus keinen Abbruch, wenn Dr. Hofer die Einführungszeit des obligaten Turnens an den österreichischen Mittelschulen unrichtig angibt, oder wenn er den Regierungsrath J. Fetter zum Gymnasialdirector macht, oder vom „Deutschen Turnverein" anstatt von der „Deutschen Turnerschaft" spricht. Dr. Hofer weiß dem Gegenstande so viele schöne Seiten abzugewinnen und ihn so fesselnd zu behandeln, dass jedermann seine Abhandlung mit Vergnügen und Befriedigung lesen wird.

72. Hochwallner, Prof. P. Raphael, Über Schülerausflüge. (I. Theil.) Progr. des k. k. Obergymn. der Benedictiner in Seitenstetten 1899, 8°, 25 SS.

Einleitend hebt der Verf. den namhaften Fortschritt hervor, wie er in letzter Zeit bezüglich der Anschauung über den pädagogischen Wert der Schülerausflüge errungen worden ist, und stellt zuerst „die Erwägungen, welche der heutigen Anschauung schließlich zum Siege verholfen haben, kurz zusammen und erörtert, was sich in dieser Hinsicht unter Berücksichtigung der thatsächichen Verhältnisse wirklich bieten lässt" (I. Theil). „Daran soll sich dann die Schilderung einiger Ausflüge schließen, wie sie im Gymnasium zu Seitenstetten gemacht werden (II. Theil).

Zuerst wird der Begriff des Schülerausfluges nach Inhalt und Umfang abgegrenzt. Ausgeschieden werden eine gewöhnliche Bummelei, Parforcetouren auf Berge oder in weit entlegene Orte. Zu billigen sind Ausflüge, welche Schüler unter eigener Leitung ausführen. Doch versteht Prof. H. unter einem Schülerausflug nur eine „kürzere oder längere Wanderung in die Welt hinaus, welche von Schülern unter Führung eines Lehrers zur Förderung des Unterrichtes und der Erziehung unternommen wird". Hieher gehört ein Spaziergang in der Dauer von wenigen Stunden. Er wird zu einer Wanderung, wenn er einen halben oder ganzen Tag in Anspruch nimmt. Die Wanderung wird zu einer Excursion, wenn dabei das unterrichtliche Moment, sie wird zum Ausflug, wenn dabei mehr die Bildung des Charakters betont wird. Dauert sie mehrere Tage oder gar Wochen, dann haben wir eine Schülerreise vor uns.

In der geschichtlichen Entwicklung dieser Wanderungen wird zuerst auf Linné hingewiesen, der sie zur wissenschaftlichen Forschung benützte, dann auf den gleichzeitig wirkenden Rousseau, der sie hauptsächlich als Mittel zur Förderung der körperlichen Ausbildung und und des Anschauungsunterrichtes verwendet wissen will. Dann wurden diese Wanderungen von dem Philantropinismus und der Turnerei eifrig gefördert, besonders durch Basedow, Salzmann, dem Geographen K. Ritter, dessen Hauslehrer Guts-Muths, dem Verf. des Robinson Campe, dem Turnvater Jahn und Adolf Spieß.

Aber am bedeutungsvollsten für die ganze Bewegung ist Karl Volkmar Stoy[1]) geworden, weil er als Leiter des pädagogischen Seminars an der Universität zu Jena die angehenden Erzieher für seine Ideen zu begeistern wusste. Die Stoy'sche Erziehungsanstalt in Jena betrachtet heute noch die Schulreisen als ein theures, von ihrem Stifter überkommenes Vermächtnis. Gegenwärtig treten hiefür die Universitätsprofessoren Rein in Jena und Ziller in Leipzig als Leiter der pädagogischen Universitäts-Seminare für die Idee ein.

In neuester Zeit hat diese Bewegung auch in Österreich Eingang gefunden, und zwar durch die Proff. Johann Gallina[2]) seit 1890 und Josef Sallač[3]) seit 1891. Wenn auch die Veranstaltung derartiger Reisen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und infolge dessen nur spärlich vorkommen, so haben dafür kleinere Reisen, Ausflüge, Excursionen in den letzten Jahren an den österreichischen Mittelschulen einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Am eifrigsten treten hervor das 2. deutsche Staatsgymnasium in Brünn, das Staatsgymnasium in Reichenau, die 2. Staatsrealschule im II. Bez. von Wien u. a., wie wir es auch jährlich in unseren „Beiträgen zur körperlichen Erziehung in Österreich"[4]) seit 1892 vermerken. Prof. H. besitzt eine gründliche Kenntnis der österreichischen Schulprogramme und findet ebenfalls die Anordnung zur Berichterstattung „über die Maßnahmen zur körperlichen Ausbildung der Schüler" durch den bekannten Erlass vom 15. September 1900 für sehr zweckmäßig. Darum bedauert auch Prof. H., dass manche Anstalt keinen oder nur einen sehr dürftigen Bericht bringt. „Es wäre aber gewiss höchst lehrreich und würde einen ganz interessanten Rückblick auf die pädagogische Arbeit eines Schuljahres ermöglichen, wenn in allen Jahresberichten die nöthigen Daten kurz erwähnt wären" (S. 33).

Im 2. Capitel wird die Bedeutung der Ausflüge für Erziehung und Unterricht behandelt und werden sofort die günstigen Wirkungen auf den Körper betont. Das ist nun ein wertvolles Zeichen für die Wandlung der Anschauung über den Wert körperlicher Bildung. Während dieses Moment selbst in der praktischen, öffentlichen Erziehung, namentlich aber in der Literatur noch vor zwei Decennien in Österreich sehr wenig oder gar nicht beachtet wurde, ist seitdem eine Besserung unverkennbar. Das gilt sowohl von den Maßnahmen der Unterrichtsbehörden als auch von den theoretischen Erörterungen. Diese Thatsache erleidet auch durchaus keinen Abbruch, wenn der gelehrte Verf. sich gleichsam entschuldigt, dass er sogleich auf die körperlichen Wirkungen der Ausflüge zu sprechen kommt, indem er sagt: „Wenn wir bei der Erörterung des erziehlichen Einflusses der Ausflüge zunächst die günstigen Wirkungen für den Körper betonen, so setzen wir uns hoffentlich nicht dem Vorwurfe aus, als ob wir diese Seite des Erziehungswerkes übertrieben hervorheben wollten". Es ist für die körperliche Erziehung von hoher Bedeutung, dass Schulmänner wie Prof. P. Raphael Hochwallner von der Wichtigkeit körperlicher Ausbildung überzeugt sind und dieser Überzeugung

---

[1]) Er hat auch bei der Einrichtung der evangelischen Lehrerbildungsanstalt in Bielitz, Österr.-Schlesien, mitgewirkt.

[2]) Vgl. „Ferialreisen mit Studenten", Progr. des Staatsgymn. in Mähr.-Trübau 1898, 8°, 18 SS.

[3]) Vgl. „Die körperliche Erziehung an den österr. Mittelschulen", Progr. des Staatsgymn. mit böhmischer Unterrichtssprache in Reichenau 1894, 1895, 1896, 8°, 104 SS. (böhm.). Vgl. noch Vodnařik E., „Europäische Organisation zur Veranstaltung von Ferialreisen für die studierende Jugend". Prossnitz 1882. Vgl. endlich die Wirksamkeit der Studentenherbergen.

[4]) Vgl. die „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiele" bei Voigtländer in Leipzig; erscheint seit 1891.

auch Ausdruck geben. Und ist es nicht bedeutungsvoll, wenn der Herr Prof. mit markigen Worten die Pflicht der Schule betont, auch die körperliche Ausbildung zu fördern, da „alles, was geeignet ist, den Körper zu festigen und zu stählen, mittelbar auch dem Geiste zugute kommt... ..... Es muss daher Pflicht der Schule sein, nicht bloß alles nach Möglichkeit fern zu halten, was auf den Körper schädlich wirken könnte, sondern sie hat auch das Recht und die Pflicht. positiv für Maßnahmen zu sorgen, durch welche die körperliche Ausbildung gefördert werden kann. Es ist dies besonders in letzter Zeit geschehen durch ausgiebigen Betrieb des Turnens und der Jugendspiele. Nicht weniger als diese dankenswerten Einrichtungen sind aber die Ausflüge von Bedeutung".

Hierauf wird ihre Wirkung auf Geist, Charakter und Gemüth besprochen und als Ziel aufgestellt:

1. Übung des beobachtenden Sehens,
2. Bildung des ästhetischen Urtheils und
3. Auffassung des causalen Zusammenhanges der Dinge.

Im weiteren wird auf das viele Sitzen der Schüler, der Stubenhocker, die Beschaffenheit der Stubenluft, auf die Wichtigkeit verstärkter Athmung im Freien und auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Schüler zur selbständigen Durchführung solcher Ausflüge anzuleiten. Auch einige Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit wirken im Freien mehr als in der Classe. Besondere Gelegenheit ergibt sich zur Ausbildung der Sinne. Auge, Gehör, Geruch, Geschmack, Tast- und Temperatursinn empfangen die verschiedensten Eindrücke. Solche Wanderungen haben aber auch Einfluss auf die Bildung des Willens und daher auf die eigentliche Erziehung. Freudige Stimmung und das Gefühl der Freiheit lässt an Stelle des Absichtlichen und Gemachten die reine Natürlichkeit treten (S. 38). Auf dem Ausfluge kann man die Erziehung wirklich individuell gestalten, auf Gemüth und Charakter einwirken und sie in die richtigen Bahnen lenken. Und durch die Weckung des Sinnes für richtigen Naturgenuss werden solche Wanderungen zu dem ausgezeichnetsten Mittel gegen den so gefährlichen Müßiggang. Außerdem resultieren: Ordnungsliebe, Gehorsam, Höflichkeit, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Selbstbeherrschung und Opferwilligkeit. Dabei findet sich auch Gelegenheit, manche Fehler zu bekämpfen, wie Selbstsucht und Härte, Anmaßung und Neid. Mitgefühl gegen Kameraden steigert sich da zum Gemeingefühl und schließlich zur Vaterlandsliebe. „Die erwähnten Gesichtspunkte kommen sämmtlich vorzugsweise bei jenen Ausflügen in Betracht, welche keine speciellen wissenschaftlichen Zwecke verfolgen; es wäre daher gewiss ungerecht, wenn man über diese (Mai-Ausflüge, Turner- und Sängerfahrten) ohneweiters den Stab brechen wollte" (S. 41).

Andererseits treten die angeführten Momente gewiss auch bei den zu Unterrichtszwecken unternommenen Excursionen auf. Hauptsächlich aber sollen sie Material für Verstand und Phantasie liefern und eine gründliche, allseitige Verarbeitung desselben fördern. Zum aufmerksamen Sehen[1]) und Beobachten ist da besondere Gelegenheit gegeben und das ist die nothwendigste Vorbedingung für eine ästhetische Auffassung der Natur- und Kunstobjecte. Dabei fordern Bildung und Analyse der ästhetischen Urtheile stramme Verstandesarbeit. Zu Fragen nach Grund, Zweck und causalen Zusammenhang der uns umgebenden Natur bietet sich nirgends häufiger Gelegenheit als auf solchen Excursionen.

Schließlich werden noch einige Stoffe angeführt, die in der Schule entweder gar nicht oder nur schwer, bei Ausflügen dagegen mit Leichtig-

---

[1]) Die Begriffe „Sehen" und „Schauen" sind in Schmidts Encyklopädie anders als in der vorliegenden Abhandlung aufgefasst.



keit besprochen werden können. Hieher gehören in erster Linie Naturwissenschaften, dann Religion, Sprachen, Geschichte, Skizzierübungen nach der Natur usw. In dieser Beziehung muss man sich aber wohl hüten, des Guten zu viel zu thun, weil dann die Schüler eher abgeschreckt als angezogen werden.

Die vorliegende Abhandlung ist mit außerordentlicher Liebe zur Sache und besonderer Schönheit in der Form durchgeführt, so zwar, dass der Leser gereizt wird, ihrem Gedankengange öfter als einmal zu folgen. Wird die Fortsetzung der Arbeit die hier geweckten Hoffnungen erfüllen, dann wird Prof. Hochwallners Abhandlung eine der schönsten und zugleich anregendsten Arbeiten vorstellen.

73. Grabolle Gottlieb, Der Tischlereislöjd am n.-ö. Landes-Lehrerseminar zu Wiener Neustadt. Progr. des n.-ö. Landes-Lehrerseminars zu Wr. Neustadt 1899, 8°, 29 SS.

Die erziehliche Knabenhandarbeit ist an der genannten Anstalt seit 1887 eingeführt, u. zw. in 4 Stunden für die Candidaten und in 4 weiteren Stunden für 12—13 Zöglinge des Vereines „Knabenhort". An Mittelschulen fand der Handfertigkeitsunterricht erst 10 Jahre später und zwar am Theresianum und an der Privatrealschule Döll in Wien, sowie am Staatsgymnasium in Oberhollabrunn. Der Verfasser setzt in seiner Arbeit auseinander: 1. das Wesen des Tischlereislöjd, 2. die verschiedenen Richtungen des Handfertigkeitsunterrichtes und erörtert 3. dessen Wert für die formale Bildung, da er dem Zöglinge Lust und Liebe zur Arbeit überhaupt einflößt. Er bringt den Kindern Achtung für die gröbere, ehrliche körperliche Arbeit bei durch Entwicklung der Selbstthätigkeit, Förderung der Ordnung und Reinlichkeit, Gewöhnung an Aufmerksamkeit, Fleiß und Beharrlichkeit, Förderung der physischen Kräfte der Schüler, des Gesichts- und Formensinnes. Dann werden die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke besprochen und vor die Frage gestellt, ob eine oder mehrere Slöjdarten in der Schule einzuführen sind, entscheidet er sich nur für eine, und das ist nur der Tischlereislöjd, „der allen an erziehliche Handarbeit gestellten Anforderungen in vollkommener Weise entspricht. Ein Classenunterricht ist aber dabei unmöglich. Dann werden noch Regeln für die Auswahl und Anordnung der Modelle gegeben und das Alter vom 11. bis 14. Lebensjahre als das beste zum Betriebe solcher Arbeit in der Schule angegeben.

Der erfahrene Verf. will diesem Unterrichte neue Freunde und Gönner zuführen. Durch eine interessante Zusammenstellung aller auf den Gegenstand bezughabenden Factoren wird ein klarer Einblick gewährt. Die Abhandlung gehört zu dem Besten, das auf diesem Gebiete in Österreich veröffentlicht worden ist, und ist geeignet, neben Bruhns trefflichem Handbuche eine willkommene Führerin zu sein.

Wien. Max Guttmann.

---

74. Klauser H., Die Erziehung im Alterthum, besonders bei den Hellenen, und in der Neuzeit. Progr. des Obergymn. in Czernowitz 1899. 8°, 23 SS.

Indem die Alterthumswissenschaft nicht nur das Vermächtnis der alten Literatur zu hüten hat, sondern das Leben der Alten im ganzen Umfange zu erfassen strebt, muss sie unwillkürlich mit allen Gebieten der modernen Cultur in fruchtbare Verbindung treten. Aus der Fülle des Stoffes nun, der zum Vergleiche des Alterthums mit der Neuzeit an-



regt, greift K. die Jugenderziehung heraus. Der Aufsatz gliedert sich in drei Theile. Zunächst wird die Erziehung im Alterthum, besonders bei den Hellenen (S. 2—11), dann die der Gegenwart (S. 12—18) dargestellt, endlich eine vergleichende Betrachtung angefügt (S. 18—23).

Das Wort „Erziehung“ fasst Kl. hier vom rein praktischen Standpunkte auf.

Als Hauptziel der hellenischen Erziehung bezeichnet er treffend die Entwicklung der Individualität, Weckung des Sinnes für Schönheit und Harmonie, Streben nach geistiger und politischer Freiheit. Bei der Besprechung der körperlichen Erziehung (S. 6 und 7) verdiente es wohl, betont zu werden, dass die Hellenen zur Heranziehung körperlich vollendeter Menschen gezwungen waren durch die Nothwendigkeit, gegen die zahlreichen Feinde sich zu behaupten. Und im Grunde hängt mit diesem Schicksale Griechenlands auch die unerreichte Meisterschaft in der Darstellung des schönen menschlichen Körpers zusammen (vgl. M. Müller, „Bildende Kunst im Gymnasialunterricht“, Progr. Bautzen 1899, S. 18).

Die Erziehung der Römer wird mit wenigen Worten gestreift, da „sie in ihrer späteren Entwicklung sich großentheils den Griechen anschlossen“ (S. 12). Zur heutigen Erziehung übergehend, will Kl. nur die der Deutschen, Franzosen und Engländer berücksichtigen, da „ihre Methoden in der Übereinstimmung mit einander den Höhepunkt der Erziehungskunst der Gegenwart repräsentieren“. Wenn der Hauptzweck der Abhandlung in dem Vergleiche zwischen antiker und moderner Erziehung liegt, bedurfte der zwar vollkommen richtig dargestellte Einfluss des Elternhauses auf die Vorstellungs- und Gefühlswelt des Kindes nicht einer solchen breiten Erörterung, zumal wir „die Erziehung des hellenischen Knaben nicht bis in die Kinderstube verfolgen können“ (S. 5). Die Aufgabe der Erziehung in unserer Volks- und Mittelschule wird treffend gekennzeichnet. Für die weibliche Erziehung dürfte die geforderte Anpassung an das Schönheitsgefühl zu stark betont sein (S. 14 und 15). Der praktischen Richtung der Real- und Gewerbeschule wird die mehr idealistische Tendenz des Gymnasiums in warmen Worten gegenübergestellt. Hier möchte ich auch an einen schönen Satz Exners erinnern, jenes Mannes, der mit Bonitz unsern Organisations-Entwurf geschaffen; er sagte: „Ein Volk, welches das Studium der Classiker aufgäbe, würde seine Bildung von ihren Wurzeln abtrennen und sich sogleich von der Bildung der anderen Culturvölker isolieren.“ In dem Vergleiche zwischen altgriechischer und gegenwärtiger Erziehung wird jener von Kl. vorgeworfen, dass sie die Entwicklung des wissenschaftlichen Geistes vermissen lasse. Auch das Urtheil, dass die noch heute ob ihres Gedankengehaltes bewunderten Werke der Hellenen nur „die Größe der Talente, nicht die anerzogene Tüchtigkeit des Geistes geschaffen“ habe, vermag ich nicht zu unterschreiben. Sollten etwa Platos Geistesproducte nur seinem Talente und nicht auch nebenbei der Befruchtung durch Sokrates, die Werke eines Aristoteles nur seinem Talente und nicht nebenbei der geistigen Erziehung durch Plato zu verdanken sein? Sicherlich bietet der heutige öffentliche Unterricht eine breitere Grundlage zu ernsteren Studien, aber niemals darf als Folge der im Alterthum üblichen Privaterziehung ein „Vernachlässigen“ ernster Studien hingestellt werden. Wer weiß, ob nicht der Sturm der Zeit noch viele andere Blätter aus dem Garten antiker Gelehrsamkeit verweht hat? Hingegen geben wir Kl. zu, dass die griechische Erziehung in erster Linie für Hellas heranbildete, indes die moderne Erziehung jeden für die ganze Menschheit zu erziehen sucht. Als Hauptverdienst unserer Erziehung preist er (S. 22) „die Verwirklichung der Vernunft. Sie ist in Staat und Gesellschaft, Religion und Wissenschaft das theoretische Ziel unserer Erziehung“. Leider noch vielfach nur das theoretische!

Kl. wollte nur in großen Zügen den reichen Stoff behandeln; er hat es in anregender Weise gethan, und Anregung ist stets willkommen.

75. Eine Schulreise nach Athen. *a*) A. Schiel, „Von Kronstadt nach Athen"; *b*) Fr. Lexen, „Das alte und neue Constantinopel"; *c*) J. Groß, „Athen". Progr. des evang. Gymn. in Kronstadt 1899. 4°, 54 SS.

Wenn das Ohr, um mit Schiller zu sprechen, der sicherste Weg zum Herzen ist, so führt das Auge entschieden am besten zum Verständnis. Anschauung — das ist das Losungswort des gegenwärtigen Unterrichtes. Und in richtiger Wertschätzung dieses Erziehungsfactors beschränkt auch die Mittelschule ihre lehrende Thätigkeit nicht auf die Schulstube allein, sondern sie unterrichtet ihre Zöglinge auch im Freien der Natur und in der weiten Welt. Immer mehr findet die Veranstaltung von Schulreisen Anklang und Ausbreitung. Doch dürfte sich auf diesem Gebiete keine Anstalt solchen Erfolges rühmen können als das evang. Gymnasium zu Kronstadt. Schon dreimal haben Schüler dieser Anstalt mit ihren Lehrern Italiens classischen Boden besucht (vgl. die Programme 1895—1898), und im verflossenen Schuljahre war es ihnen vergönnt, das Land der Griechen und Constantinopels unvergleichliches Bild zu schauen. Der letzten Schulreise entspringen die obigen drei Aufsätze. Nr. 1 schildert den allgemeinen Verlauf der Reise; Nr. 2 entwirft eine eingehende vergleichende Betrachtung über das Einst und Jetzt von Constantinopel; Nr. 3 endlich berichtet über wichtige Ausgrabungen der jüngsten Zeit auf athenischem Boden.

Die Reise dauerte 23 Tage (vom 29. Juni bis 21. Juli), die gesammten Fahrkosten von Kronstadt nach Athen und zurück betrugen per Person 30 fl. (!). Während die Reisekosten aus dem durch Vorträge von Professoren und durch Schülerakademien geschaffenen Reisefonde für die theilnehmenden Schüler (19) gedeckt wurden, hatte jeder von ihnen für Bestreitung der sonstigen Auslagen 62 fl. an die Reisecasse zu zahlen. Überall fanden die wissensdurstigen Jünglinge freundliche Unterstützung und Belehrung. In Athen, Eleusis und Salamis stand ihnen Dr. Wilhelm, der Secretär des österreichisch-archäologischen Institutes in Athen, als wissenschaftlicher Führer mit größter Liebenswürdigkeit zur Seite. Schiels allgemein gehaltener Bericht über den Verlauf der Reise zeigt, wie einerseits das Programm wohldurchdacht und bis ins Einzelne vorbereitet war, anderseits wie gewissenhaft die Zeit ausgenützt und wie gerne die unvermeidlichen Strapazen ertragen wurden. Wir müssten eine Menge Namen aufzählen, wollten wir alle besichtigten Orte vom ersten längeren Aufenthalte in Bukarest an bis zur Ankunft in Athen mittheilen. Aufs Wort glauben wir dem Berichterstatter, dass Schüler und Lehrer „mit einer Fülle der unvergesslichsten Eindrücke" in die Heimat zurückkehrten.

Lexens Aufsatz über Constantinopel wird nicht nur den jugendlichen Leser fesseln und erwärmen, sondern auch dem Schulmanne Anregung und Belehrung bieten. Mit offenem Auge und mit empfänglicher Seele ist L. und unter seiner Leitung unzweifelhaft auch der Schüler gereist. Die Vermischung von Altem und Neuem verleiht der ganzen Arbeit besonderen Reiz. Anschaulich ist die Schilderung des Hippodroms, des Forums, des Alexandersarkophages, der Stadtmauern, der Moscheen und Friedhöfe; farbensatt sind die gelegentlich entworfenen Bilder von dem Straßenleben und der bezaubernden Umgebung Constantinopels.

Einen rein wissenschaftlichen Anstrich trägt der dritte Aufsatz des Rectors Groß über Athen. Der Bericht über die neuesten Ausgrabungen in Athen ist eine für Schulzwecke höchst dankenswerte Zusammenstellung. Aus der Fülle der lehrreichen Mittheilungen möchte ich eines hervorheben: Nach der aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammenden Inschrift, welche die Statuten der Jobacchen enthält, hatten „die Diener Festtheilnehmer, die wider die gute Ordnung sich vergiengen, zu entfernen". Dieser Passus könnte vielleicht als ein Analogon zu Tac. Annal. I 77 während der

Schullectüre[1]) angeführt werden. Jene Diener hießen ἵπποι, ein zwar eigenthümlicher, aber nicht vereinzelt dastehender Name. Denn auch die Namen ἄρκτοι, πῶλοι, βόες usw. begegnen bei griechischen Priestervereinigungen. Nach G.s zutreffender Bemerkung haben diese Namen „eine Bedeutung, die mit dem Wesen des Gottes übereinstimmt". Sollte sich der in der berühmten gortynischen Inschrift öfters vorkommende Ausdruck δρομέες (für mannbare Jünglinge) nicht auch durch Beziehung zu einer Gottheit erklären lassen?

Alle drei Aufsätze, insbesondere der letzte, bieten so viel Belehrendes, dass wir sie aufs wärmste den Fachgenossen empfehlen. Ref. las sie mit umso größerem Vergnügen, als vielfache Erinnerungen an seinen eigenen Aufenthalt in Athen und Constantinopel wach wurden.

---

[1]) Über „Epigraphik im Dienste des Gymnasialunterrichtes" äußerte ich mich in der Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1897, S. 1128 ff.

Brünn. Dr. Simon.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kleine Beiträge zur lateinischen Grammatik.

VII. Das Pronominalanhängsel *MET*.

Den reichen Beispielsammlungen bei Neue-Wagener II³ 361 entspricht die Einsicht in die Verwandtschaft und Bedeutung des Wortes nicht. Die alten Grammatiker kamen über das Sammeln und Anstaunen nicht hinaus. Der einzige Priscian (I 591. 24) versuchte zu erklären; aber er erklärte, wie schon Neue bemerkt, vollständig falsch[1]). Ja wir werden sehen, dass es gerade umgekehrt ist.

Fragt man nach dem nächsten Verwandten des Wortes, so fällt der Zusammenhang mit gr. *μετὰ*, hd. *mit* von selbst in die Augen. Freilich sind wir gewöhnt, bei diesen Wörtern zunächst an die präpositionale Verwendung zu denken, während hier die adverbielle vorliegt, ganz so wie in der Zusammensetzung mit Verben (*μετα-διδόναι*, 'mitgehn'). Adverbiell steht nun *μετὰ* griechisch schon „zur Bezeichnung einer Gemeinschaft, Theilnahme oder Mittheilung, oder wo ein gemeinschaftliches Thun und Handeln mit einem Anderen hervortritt", wie der alte Passow sagt. Es heißt dann natürlich „mit", „zugleich", „auch". Ein paar Homerbeispiele werden nicht schaden:

B 446 .... *βασιλῆες*
θῦνον κρίνοντες μετὰ δὲ γλαυκῶπις Ἀθήνη.
Σ 515 *τεῖχος* .... *ἄλοχοι* ...... *καὶ τέκνα*
ῥύατ' ἐφεσταότες μετὰ δ' ἀνέρες.

Das Charakteristische dieser Stellen ist, dass zu dem bereits genannten Subject ein neues mit *μετά* hinzugefügt wird. Man

---

[1]) Priscian l. l. *sciendum tamen, quod met pronominibus additur uel discretionis causa plerumque uel significantiae ut Terentius in Adelphis* '*egomet rapui*'; *intellegemus enim* '*ego et non alius*'. Das stimmt nicht zu den Stellen.

könnte, da die Prädicate identisch sind, die Stellen lateinisch vorzüglich mit *item* übersetzen: *reges in proelium ruebant itemque Pallas.* Das aber ist die Intention aller Stellen auch im Lateinischen.

Ich kann natürlich nicht alles hier besprechen; aber ich hoffe doch Klarheit zu schaffen. Wenn das *met* (vgl. *an, per, por, sup* neben ἀνά, περί, παρά, ὑπὸ) dem Pronomen sich enclitisch anschloss, ganz wie μέτα in der Anastrophe (ψ 227 ὄντε μέτα ... ἠώς, P 258 τόνδε μετ' Ἰδομενεύς, ο 147 τούς δε μετ' Ἀτρεΐδης), so entstand eben ein *ego met*, d. h. „ich mit = auch ich", *mē met* „mich mit = auch mich" *vosmet, nosmet, sibimet,* bis im heutigen Italienischen und Französischen erhalten; denn **metipsimus* gibt *medesimo, même.*

Übertragen wir diese vorderhand theoretische Einsicht auf die Stellen. Im Miles 235 sagt Palaestrio:

érus meus elephánti corio círcumtentust nón suo,
néque habet plus sapiéntiae quam lápis und

Periplecomenus antwortet: *istuc egomet scio.* Zu deutsch: „Was Du sagst, weiß ich mit, d. h. weiß ich auch."

Im Iugurtha spricht Marius 85. 13: *quae illi audire aut legere solent, eorum partem uidi, alia egomet gessi,* d. h. das habe ich theils gesehen, theils mitgemacht. Im Catilina 44. 2 *ceteri nihil suspicantes (iusiurandum) dant, Cassius semet uenturum pollicetur.* Die Andern schwören ihren Eid, Cassius verspricht zugleich mit, er werde kommen. In der Äneide I 207 ruft Äneas:

durate et uosmet rebus seruate secundis

„Harret denn aus und bewahrt Euch zugleich zu künftigem Glücke."

Besonders klar ist Horaz (Sat. II 131):

cruribus haec metuat, doti deprensa, egomet mi.

Es sind drei Subjecte für das gleiche Prädicat: die Sclavin fürchtet für ihre Schenkel, die Ehebrecherin für die Mitgift, ich mit für mich selbst.

Cicero pro Archia 13 *quis me reprehendat, si quantum ceteris ..... conceditur temporum, quantum alii tribuunt ... conuiuiis, pilae, alueolo, tantum mihi egomet ad haec studia ... sumpsero?* Braucht das noch Erklärung? Sind nicht auch hier die drei Subjecte, deren drittes mit einem „auch" angehängt ist (in der ἀπόδοσις)? Cäsar, der große Purist, b. G. VII. lässt den Litaviccus reden: *necesse (est) nobis Gergouiam contendere et cum Aruernis uosmet coniungere.* Hier liegen gleichfalls mehrere Subjecte vor, das *met* will sagen *ut aliae quaedam gentes,* „dass wir uns gleichfalls den A. anschließen".

An anderen Stellen dient das *met* zur Bezeichnung der Identität der Subjecte, müsste also classisch mit *idem* ersetzt gedacht werden. Wenn Horaz z. B. Epist. II. 1 in seinen Auseinandersetzungen an Augustus plötzlich den Vers einschiebt

— *ut uineta egomet caedam mea* —

so will das sagen: ich habe bis jetzt aus fremder Haut Riemen geschnitten, jetzt gehts unter einem ins eigene Fleisch, ich will 'mitroden' den eigenen Weinberg.

Wenn Catull LXIV 182 die Ariadne sagen lässt:

coniugis an fido consoler memet amore?

so meint er offenbar: soll ich mich „mittrösten", d. h. „wie andere" trösten. Hier schwebt das zweite Subject nur ideell vor, und das ist, was ich oben sagte, das Gegentheil von der Erklärung Priscians '*ego et non alius*'. Nein, das Wort meint hier *ἐγὼ μετ' (ἄλλων), ego ut alii, ego cum aliis, ego itemque alii* [1]).

Ich breche hier ab; denn ich glaube das Wesentliche erschöpft zu haben. Wenn wir das volle Verständnis der Sache gewinnen wollen, dann werden wir uns erinnern müssen, dass *μετά* in dieser Stellung eben nicht Präposition, sondern Adverbium ist, was darin seinen Ausdruck findet, dass *met* nicht an einen bestimmten Casus (wie *quo-cum, quo-ad* u. dgl.) sich anlehnt, sondern ohne Rücksicht auf den Casus einfach enclitisch am Pronomen hängt. Aber, da es eben Adverbium ist, gehört es sinngemäß nicht zum Pronomen, sondern zum Verbum. Wir werden also im Deutschen und im Griechischen die Stellen am besten so übersetzen, dass wir das Pronomen allein übertragen und für das *met* neben dem Verbum Composita mit *μετά* (bezw. *mit*) verwenden.

Wenn Sallust (Hist. I 55, 23 Maur.) sagt: *nisi tribuniciam potestatem euersum profecti sunt, utique iura et iudicia sibimet extorquerent*, so wird man sofort begreifen, dass er eigentlich *sibi metextorquerent* (für sich miterzwingen) meint. Dies Vorgehen ist überall möglich, wo sich an das *met* das Verbum unmittelbar anschließt. Z. B.

Aulul. 379 *nam ego *metsum hic, animus domist*
ἐγὼ γὰρ ἐνθάδε μέτειμι

Adelph. 604 *ego *metnarrabo* = *μεταδιηγήσομαι.*

„ 628 *ego *metrapui, ipse ego metsolui argentum.*
ἐγὼ μεθείλκυσα. ἐγὼ αὐτὸς τὸ ἀργύριον μετακατέβαλον
ich hab' (sie) mitgenommen und das Geld mitgeblecht.

Mil. 327 *ego metcubantem.... offendi* = *μετακειμένην* [2]).

Gemeinhin tritt zwischen das Adverb und das zuständige Verbum irgend ein Wort oder mehrere. Hieher gehören besonders die Ver-

---

[1]) Vgl. Terent. Andr. 115 *egomet quoque ... in funus prodeo* „ich geh auch zur Leiche mit".

[2]) Vgl. oben *ego *metscio* = *ἐγὼ σύνοιδα* (Mil. 285), bei Sallust *ego *metgessi* = *ἐγὼ συνέπραξα* vielleicht auch *se *metuenturum pollicetur* (*αὐτὸν*) *μετελεύσεσθαι ὑπέσχετο*· usw. Es ist wie in *mensa de cedere uitae*, wo man das *de ἀπὸ κοινοῦ* nach vorn und hinten beziehen kann.

bindungen *ego met me* (Lucilius 208 B), *ego met mihi* (Nepos Att. 25). Aber auch hier deckt sich Amph. 930

ibo egomet, comitem mihi pudicitiam † duxero

doch offenbar mit *ego *metībo* = ἐγὼ μέτειμι, προπέμψει δέ μ' ἡ αἰδώς. Das horazische *uidi ego met .... uadere Canidiam* ist doch *ego metuidi*, gleichzustellen mit einem ἐγὼ μετεῖδον.

Noch aber fragt sich, wie soll nun der Lexikograph, zumal der Schullexikograph schreiben? Ich machte es bisher, wie die Anderen *(ego metfeci ut alii solent)*, d. h. ich erklärte nichts.

In der dritten Auflage aber werde ich so drucken lassen:

met (gr. *μετά,* deutsch mit) im Latein nur adverbiell und enclitisch an Pronomina gehängt, jedoch dem Sinne nach zum Verbum gehörig: „mit, auch, gleichfalls, zugleich": *istuc egomet scio Pl.* Das weiß ich auch, *partem uidi, alia ego-met gessi S.* Das habe ich theils gesehen, theils mitgemacht. So finden sich *ego-met*, *mei-met*, *mihi-met*, *me-met*, *uos-met*, *nos-met*, *sibi-met*, *se-met* und an Possessiven *suā-met, suis-met.*

So viel Arbeit und Mühsal steckt hinter einem kleinen Lexikonartikel!

VIII. *APVD* = **ob-ad.*

Neue Unterscheidungen präpositionaler Bedeutung gewann man seit jeher durch Zusammensetzung von Präpositionen untereinander. Aber nicht erst mit *de-ex*, *de-sub*, *ab-ante* (A. L. L. V 321, VIII 133) begann diese Entwicklung, schon die allerälteste Zeit hat sie, und deshalb war Otto Keller ganz im Rechte, in *apud* eine Zusammensetzung zu sehen, deren zweiter Theil *ad-ar* ist, entsprechend der Doppelform *ap-ud*, *ap-ur*. Dafür spricht die Bedeutung. Was wäre zu tadeln an dem Vers: *(erunt.)*

sumbolorum conlatores ad forum piscarium?

Nichts, aber Plautus schreibt dort (Curc. 474) *aput*. Hat man somit die Identität von *ad-ar* mit ... *ud* ... *ur* erkannt, so bleibt *ap* zu erklären. Dies kann nicht *ap* = *ἀb* sein, sondern muss *ap* = *op* (*ob*) sein.

SSC *api*, lit. *apí*, gr. *ἐπί*, hd. *ûf* erscheint im Oskischen *op*, *ap* mit der Bedeutung 'bei' c. abl.: *up eisud sakaraklud.* Ich ziehe den Schluss, dass *ap* in *ap-ud* nichts ist als oskisches *op* in ursprünglicher Vocalgestalt, die bis ins Romanische fortwuchert. Denn wenn gewisse romanische Wörter (Thielm. comm. Wölffl.) statt *ob* im lat. Substrat *ab* voraussetzen (*ab durare*, *ab-audire*, *ab tinere*), so ist damit nicht „Vermengung" der Präpositionen im Spätlatein, sondern Bewahrung uralten Lautbestands im Dialect erwiesen. Wenn Balbus *id scribo ab amore* schreibt (= *ob amorem*), so spricht er eigentlich dialectisch. Vgl. *ab*

eodem prodigio sacrum susceptum est Liv. Reiches Material bei Thielmann a. a. O. So sagen die Spätlateiner *ab hoc* im Sinne von *ob-hoc.* Es ist identisch, es ist nicht *ab* (*ἀπό*), sondern *ab* (= *ob*, *ἐπί*). Und so ist eben auch französisches *avec* nicht *a b haec*, sondern *ob-haec.*

Das postpositive *ad* (umbr. *asamad* = *ad aram*) tritt also an *ap* = *op.* Die daraus entstehende Bedeutung 'gegen — zu' haben wir im Deutschen: 'Der Ort liegt gegen Wien zu', d. h. bei Wien. Aber nicht bloß semasiologisch, sondern auch formell bietet das Deutsche ein schlagendes Analogon. Es ist das deutsche BIS, ahd. und mhd. *biz*, das bekanntlich zusammengesetzt ist aus *bî* und *az*, dem Äquivalent von lat. *ad*, got. *at*, gr. *ἀ-* (*ἀ-δελφός*).

Warum man aber zusammensetzte, liegt auf der Hand. Offenbar, um die Möglichkeit der Verwechslung auszuschließen, denn *ap* und *op* sind Gegensätze (*ap-erio op-erio*) im absolut gleichen Lautbestand.

IX. *EHO.*

Dass Interiectionen etwas bedeuten, wollen die Grammatiker nicht einsehen. Über *eho* z. B. schweigt man, Lindsay erwähnt das Wort gar nicht.

Ich meine: *eho* ist Gassenlatein für *ī hūc.* Formell bewiesen wird dies durch das Analogon des Verbums *eo.* Denn wie *ĕŏ* aus **ĕiō* entstanden sein muss, so steht *ĕ-hŏ* statt *eī-hō*, in dem *ho* ebenso wie in *horsum* = *houorsum* ohne deictisches *ce* steht. Vor dem Vocal *ho* musste sich *ei* zu *ĕ* kürzen und wirkte dann als *brevis brevians* im ganzen Ausdruck, der dem Jambenkürzungsgesetz verfiel (*bene, male*).

Es können also von *eho* noch Präpositionalbestimmungen abhängig sein wie Ter. Andr. 184 *eho ad me* = 'geh her zu mir'. Da nun *e* Imperativ ist, steht es naturgemäß nur mit Vocativen oder parallel mit anderen Imperativen, diese vorbereitend: *eho, dic mi; eho, Pseudole, gladium, adfer* u. dgl.

Auch vor Fragesätzen (directen aber nur) *eho*, *num tu dixisti* = „Geh her! Jetzt hast Du das gesagt?"

X. *CORAM.*

Dass *coram* bis auf Cicero eingestandenermaßen keine Präposition war, wird die Behandlung erleichtern. Die Sprachvergleichung fasst *coram* allgemein — und mit Recht — als mit *os* zusammenhängend auf. „Es ist vielleicht adverbialer *acc. sg. fem.* eines aus *cum* und *os* zusammengesetzten Stammes **cōso, *cōro.*" (Lindsays Worte.) Dies ist nun freilich nicht glaublich, sondern

höchst wahrscheinlich ist *am* postpositiv auch hier dasselbe, was es in *circ(o)-a(m)* war und präpositiv so oft ist, nämlich das Äquivalent des griechischen *ἀμφί.* Dann heißt die Grundform *cu(m) or(e) am(b)* „mit dem eigenen Antlitz dort herum“, „in eigener Person zugegen“. Dass daraus *co or' am* entstand, das unter alten Betonungsgesetzen *coram* (*có oram*) werden musste, ist unbestreitbar. Nun steht aber *coram* seiner Bedeutung zufolge fast ausschließlich bei *esse* oder seinen Ersatzwörtern. Wenn man nun bedenkt, dass das Latein kein Particip der Copula kennt wie das Griechische, so wird man begreifen, dass man den guten Arpinaten ganz greulich missverstanden hat, als er *te coram* oder *coram genere meo* schrieb; denn (vgl. *coram me praesente* Cic.) was konnte er ohne Copula thun? Es deckte sich eben

Κικέρωνος ὑπάτου ὄντος mit *Cicerone consule*
γάμβρου πλησίον ὄντος mit *genero coram.*

Mit einem Worte: Hier liegt ein *abl. abs.* vor, in dem *coram* Prädicatsbegriff ist, und es für eine Präposition zu halten ist ebenso verfehlt, wie wenn man behaupten wollte, in *Cicerone consule* sei *consule* Präposition. Der Irrthum ist alt; denn man setzte zu *coram* später auch andere Casus. Wenn man den *acc.* setzte, so mag man (Rönsch, Itala 409) das zugrunde liegende *am* richtig präpositionell construiert haben; der Genetiv dabei (Rönsch ebenda 442) ist einfach absoluter Genetiv des Griechischen.

XI. *OSTIVM* und *VSTIVM*.

Das Wort *ōstium* soll nach den Neuen von *ōs* kommen; aber sonderbarerweise ist niemand imstande, die Bildung zu erklären. Darum muss es umsomehr auffallen, dass die alten Etymologen an das Wort *ōs* gar nicht denken, sondern anders erklären. Festus Pauli: *Ostia urbs ab exitu Tiberis appellata.* Isidor sogar noch XIV 8 *Ostia ab ingressu et exitu fluminis dicta in mari* und VII 2 *ostium quia per ipsum ad deum ingredimur.*

Die Form *ūstium*, vulgärlateinisch häufig (Lindsay 38) und classisch stets in *gurg-ūstium*, bleibt bei der Ableitung von *ōs* gleichfalls unerklärlich.

Wie man sieht, ist dem Verrius Flaccus *ostium* = *exitus.* Wir haben von *ire* die Bildungen auf *itus*, von *itare* die auf *itium* (vgl. meine dunklen Wörter II, S. 12 f.). Es stehen also nebeneinander:

inire : *initus*	*initare* : *initium*
coire : *coitus*	*comitare* : *comitium*
exire : *exitus*	*exitare* : *exitium*
obire : *obitus*	*obitare* : *x*

Nehmen wir statt *ob-itare* **obs-itare* an (wie in *obs-oletus*), so ist Grundform **óbs-itium*, synkopiert **óbstium óstium*, also 'Zugang'.

Daneben ist *ūstium* nicht lautlich geschwächt, sondern die Zusammensetzung mit einer anderen Präposition, nämlich mit ssc. *ud*, gr. *ὡς*, got. *ut*, hd. *uz*, die bekanntlich in *usque* (statt **udsque*) vorliegt (Lindsay 657, 684).

Also: *ōstium* ist 'Zugang', *ūstium* ist 'Ausgang'. Die Thür ist eben beides; dass die Formen sich mischen ist natürlich.

Wien. J. M. Stowasser.

Die cubische Gleichung in methodischer Behandlung.

Während an den Gymnasien und Realschulen des Deutschen Reiches die cubische Gleichung allenthalben gelehrt wird, fehlt diese für die Stereometrie so wichtige Partie der Mathematik in den Lehrplänen für die österreichischen Mittelschulen vollständig.

Hiefür gibt es schwerwiegende Gründe. Denn eine streng wissenschaftliche Behandlung dieser Gleichung erheischt Gewandtheit im Rechnen mit complexen Größen und Vorkenntnisse über den allgemeinen binomischen Satz, die Convergenz unendlicher Reihen und eventuell über analytische Geometrie, welche erst an den Hochschulen gründlich erworben werden können.

Wenn aber die bestehenden Schwierigkeiten mit den Mitteln der Elementar-Mathematik überwunden werden könnten, so stünde der Einführung der cubischen Gleichung als Lehrgegenstand in die österreichischen Mittelschulen nichts im Wege. Deshalb habe ich mir die Aufgabe gestellt, eine elementare und zugleich strenge Theorie dieser Gleichung zu liefern, und ich unterbreite diesen Entwurf den Herren Fachgenossen zur geneigten Beurtheilung.

Substituiert man in der allgemeinen cubischen Gleichung

$$z^3 + Az^2 + Bz + C = o \qquad \text{I}$$

für die Unbekannte z den Wert

$$z = x - \frac{A}{3}, \qquad \text{II}$$

und ordnet man dann nach den Potenzen der neuen Unbekannten x, so ergibt sich die reducierte Gleichung

$$x^3 + bx + c = o, \qquad \text{III}$$

und es bestehen folgende Coefficienten-Relationen:

$$a = o,\ b = -\frac{A^2}{3} + B \text{ und } c = 2\frac{A^3}{27} - \frac{AB}{3} + C. \qquad \text{IV}$$

Setzt man $x^3 + bx + c = y,$ V
und lässt man dann x alle reellen Werte von $-\infty$ bis $+\infty$ durchlaufen, so variiert die Veränderliche y ebenfalls von $-\infty$ bis $+\infty$ und zwar ohne Unterbrechung. Denn da b und c endliche, reelle Zahlen sind, so überwiegen anfänglich die negativen und schließlich die positiven Werte von x^3. Bei diesem stetigen Wertewechsel muss y nothwendig mindestens einmal den Wert Null annehmen. Bezeichnet man das zugehörige x mit x_1, so hat man

$$x_1^3 + bx_1 + c = o, \qquad \text{VI}$$

und x_1 ist dann eine Wurzel der Gleichung III. Nun ergibt die Division

$$(x^3 + bx + c) : (x - x_1) = x^2 + x_1 x + (x_1^2 + b)$$

den Rest $(x_1^3 + bx_1 + c)$, welcher nach VI verschwindet. Die Probe derselben lautet gemäß III, wenn man inzwischen nach VI

$x_1^2 + b = -\frac{c}{x_1}$ setzt,

$$(x - x_1)\left(x^2 + x_1 x - \frac{c}{x_1}\right) = x^3 + bx + c = o. \qquad \text{VII}$$

Diese Gleichung wird außer durch

$$x - x_1 = o \qquad \text{VIII}$$

noch durch folgende quadratische Gleichung erfüllt:

$$x^2 + x_1 x - \frac{c}{x_1} = o. \qquad \text{IX}$$

Sind nun x_2 und x_3 die Wurzeln der letzteren, so genügen sie gemäß VII auch der cubischen Gleichung III, und diese besitzt zufolge VI, VIII und IX im allgemeinen folgende drei Wurzeln:

$$\left.\begin{aligned} x &= x_1, \\ x &= x_2 = -\frac{x_1}{2}\left(1 - \sqrt{1 + \frac{4c}{x_1^3}}\right), \\ x &= x_3 = -\frac{x_1}{2}\left(1 + \sqrt{1 + \frac{4c}{x_1^3}}\right). \end{aligned}\right\} \text{X}$$

Aus X entwickelt man

$$x_2 + x_3 = -x_1 \qquad \text{XI}$$

oder

$$x_1 + x_2 + x_3 = o \qquad \text{XII}$$

und

$$x_2 \cdot x_3 = -\frac{c}{x_1} = x_1^2 + b. \qquad \text{XIII}$$

Demnach ist $2x_2 \cdot x_3 = 2x_1^2 + 2b$
oder $(x_2 + x_3)^2 - x_2^2 - x_3^2 = 2x_1^2 + 2b$
und daher nach XI $x_1^2 + x_2^2 + x_3^2 = -2b.$ XIV

Quadriert man XII und subtrahiert dann XIV, so resultiert

$$x_1 x_2 + x_2 x_3 + x_3 x_1 = b. \qquad \text{XV}$$

Ferner folgt aus XIII

$$x_1 x_2 x_3 = -c. \qquad \text{XVI}$$

Durch Cubieren von XI erhält man noch

$$x_2^3 + 3\,x_2\,x_3\,(x_2 + x_3) + x_3^3 = -\,x_1^3.$$

Verbindet man dies mit XI und XVI, so ergibt sich

$$x_1^3 + x_2^3 + x_3^3 = -\,3\,c. \qquad \text{XVII}$$

Mittels der Relationen XII, XV und XVI entwickelt man leicht

$$x^3 + b\,x + c = (x - x_1)\,(x - x_2)\,(x - x_3) = o.$$

Als Wurzeln der allgemeinen cubischen Gleichung I erhält man gemäß II

$$z_1 = x_1 - \frac{A}{3},\ z_2 = x_2 - \frac{A}{3} \text{ und } z_3 = x_3 - \frac{A}{3}.$$

Daraus folgen unter Bezug auf XII bis XVII nebst IV die Relationen

$$z_1 + z_2 + z_3 = -\,A,$$
$$z_1^2 + z_2^2 + z_3^2 = A^2 - 2\,B,$$
$$z_1^3 + z_2^3 + z_3^3 = -\,A^3 + 3\,A\,B - 3\,C,$$
$$z_1\,z_2 + z_2\,z_3 + z_3\,z_1 = B,$$
$$z_1\,z_2\,z_3 = -\,C,$$

und mit Hilfe der ersten und der beiden letzten entwickelt man

$$z^3 + A\,z^2 + B\,z + C = (z - z_1)\,(z - z_2)\,(z - z_3) = o.$$

Bei der Discussion der Gleichung III unterscheidet man drei Hauptfälle, je nachdem erstens alle drei Wurzeln reell und verschieden sind, zweitens unter den reellen Wurzeln zwei gleiche vorkommen, oder drittens bloß eine Wurzel reell ist.

I. Hauptfall *(Casus irreducibilis).*

Wenn alle drei Wurzeln reell und verschieden sind, so folgt aus XII, dass nicht alle positiv sein können. Wir setzen deshalb voraus, dass

$$x_1^2 > x_2^2 > x_3^2. \qquad \text{XVIII}$$

Dann müssen x_2 und x_3 gleiche Vorzeichen besitzen. x_1 hat dann das entgegengesetzte Vorzeichen von x_2 und x_3.

Transformiert man XV mittels XII in

$$x_2^2 + x_2\,x_3 + x_3^2 = -\,b \qquad \text{XIX}$$

und ebenso XVI in

$$x_2\,x_3\,(x_2 + x_3) = c, \qquad \text{XX}$$

so muss gemäß XIX b negativ sein, während nach XX c mit x_2 und x_3 gleiches Vorzeichen besitzen muss. Da ferner nach XVI

$$-\,\frac{c}{x_1} = x_2\,x_3$$

ist, muss $-\,\frac{c}{x_1}$ stets einen positiven Wert haben. Man hat also

$$b < o \text{ und } -\,\frac{c}{x_1} > o. \qquad \text{XXI}$$

Das Reellsein von x_2 und x_3 in X erfordert

$$1 + \frac{4\,c}{x_1^3} > o \qquad \text{XXII}$$

oder
$$x_1^2 + \frac{4c}{x_1} > o.$$

Ersetzt man aus VI $x_1^2 = -b - \frac{c}{x_1}$, so folgt weiter
$$o < -\frac{b}{3} + \frac{c}{x_1}. \qquad \text{XXIII}$$

Die beiden letzten Beziehungen ergeben durch Addition
$$x_1^2 < -\frac{4b}{3}. \qquad \text{XXIV}$$

Aus XXIII folgt die im absoluten Sinne giltige Ungleichheit
$$-\frac{b}{3} > -\frac{c}{x_1}$$
und hieraus
$$\frac{b^2}{9} > \frac{c^2}{x_1^2}$$
oder
$$x_1^2 > 9\frac{c^2}{b^2}. \qquad \text{XXV}$$

XXIV und XXV liefern durch Subtraction
$$o > 9\frac{c^2}{b^2} + 4\frac{b}{3}$$
oder
$$\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27} < o. \qquad \text{XXVI}$$

Dies ist die Bedingung für das Reellsein aller drei Wurzeln.

Setzt man in XIX statt x_2^2 den kleineren Wert x_3^2, so folgt
$$o < x_3^2 < -\frac{b}{3}. \qquad \text{XXVII}$$

Da x_3 eine Wurzel der Gleichung III ist, so ergibt sich
$$\frac{x_3}{c} = \frac{1}{-b - x_3^2}. \qquad \text{XXVIII}$$

Hieraus erhält man unter Bezug auf XXVII, da $\frac{x_3}{c}$ stets positiv ist,
$$-\frac{1}{b} < \frac{x_3}{c} < -\frac{3}{2b}. \qquad \text{XXIX}$$

Mithin sind $\xi_1 = -\frac{1}{b}$ und $\zeta_1 = -\frac{3}{2b}$ Näherungswerte von $\frac{x_3}{c}$. Die Fehlergrenze beträgt für beide $-\frac{1}{2b}$. Es ist
$$c^2\xi_1^2 < x_3^2 < c^2\zeta_1^2.$$

Führt man diese Ungleichheiten in XXVIII ein, so folgt
$$\xi_2 = \frac{1}{-b - c^2\xi_1^2} < \frac{x_3}{c} < \frac{1}{-b - c^2\zeta_1^2} = \zeta_2,$$
$$\xi_2 = -\frac{b^2}{b^3 + c^2}, \quad \zeta_2 = -\frac{4b^2}{4b^3 + 9c^2}.$$

Hiebei ist $\xi_1 < \xi_2$ und $\zeta_1 > \zeta_2$.

Durch Fortsetzung dieses Verfahrens kann $\frac{x_3}{c}$ in immer engere Grenzen eingeschlossen werden. Bei der n-ten Einschließung erhält man

$$\xi_n < \frac{x_3}{c} < \zeta_n.$$

Setzt man dann

$$\frac{x_3}{c} = \xi_n + f \qquad\qquad f < \zeta_n - \xi_n$$

oder

$$\frac{x_3}{c} = \zeta_n - f' \qquad\qquad f' < \zeta_n - \xi_n,$$

so ist damit $\frac{x_3}{c}$ mit der entsprechenden Genauigkeit bestimmt. Bei numerischen Gleichungen gestaltet sich die obige Rechnung wesentlich durchsichtiger. In der Gleichung

$$x^3 - 19\,x + 30 = o,$$

welche die Wurzeln -5, 3 und 2 besitzt, erhält man z. B., da $b = -19$ und $c = 30$ ist

$$\frac{1}{19} < \frac{x_3}{30} < \frac{3}{38}$$

oder

$$1 \cdot 5 \ldots < x_3 < 2 \cdot 3 \ldots .$$

Bei der nächsten Einschließung ergibt sich

$$1 \cdot 8 \ldots < x_3 < 2 \cdot 2 \ldots \text{ u. s. f.}$$

Ist x_3 bestimmt, dann findet man x_1 und x_2 nach X, indem man für x_1 das Symbol x_3 setzt und demgemäß links die Indices 2, 3 durch 1, 2 substituiert. Nach diesem ziemlich langwierigen Verfahren könnte man die Dreitheilung des Winkels mittels Rechnung behandeln. Es ist bekanntlich

$$\cos\varphi = 4\cos^3\frac{\varphi}{3} - 3\cos\frac{\varphi}{3}$$

oder

$$\cos^3\frac{\varphi}{3} - \frac{3}{4}\cos\frac{\varphi}{3} - \frac{1}{4}\cos\varphi = o. \qquad \text{XXX}$$

Setzt man $\cos\frac{\varphi}{3} = x$, so hat man die Gleichung

$$x^3 - \frac{3}{4}\,x - \frac{1}{4}\cos\varphi = o$$

zu lösen. Darin ist $b = -\frac{3}{4}$ und $c = -\frac{1}{4}\cos\varphi$. Da $\cos^2\varphi < 1$ ist, so findet man die Bedingung XXVI erfüllt. Umgekehrt kann man mittels goniometrischer Tafeln die cubische Gleichung III mit der Genauigkeit der letzteren rasch lösen. Setzt man dort

$$x = 2\,r\cos\frac{\varphi}{3}, \qquad \text{XXXI}$$

so folgt nach Division mit $8\,r^3$

$$\cos^3\frac{\varphi}{3} + \frac{b}{4\,r^2} \cdot \cos\frac{\varphi}{3} + \frac{c}{8\,r^3} = o.$$

Diese Gleichung wird mit XXX identisch, wenn folgende Bedingungen erfüllt werden:

$$\frac{b}{4r^2} = -\frac{3}{4} \text{ und } \frac{c}{8r^3} = -\frac{1}{4}\cos\varphi.$$

Hiemit erhält man, wenn r als absolute Zahl genommen wird,

$$r = \sqrt{-\frac{b}{3}} \text{ und } \cos\varphi = -\frac{c}{2r^3}. \qquad \text{XXXII}$$

Es sei nun φ_1 der kleinste, positive mittels der Tafeln gefundene Wert für φ; dann existieren noch die Werte $\varphi_2 = 360^0 + \varphi_1$ und $\varphi_3 = 720^0 + \varphi_1$ von φ, welche denselben Cosinus wie φ_1 liefern, deren Drittheile aber andere Cosinusse wie $\frac{\varphi_1}{3}$ besitzen. Mithin ergeben sich nach XXXI die Wurzeln

$$\left.\begin{aligned} x_1 &= 2r\cos\frac{\varphi_1}{3}, \\ x_2 &= 2r\cos\left(120^0 + \frac{\varphi_1}{3}\right), \\ x_3 &= 2r\cos\left(240^0 + \frac{\varphi_1}{3}\right). \end{aligned}\right\} \text{XXXIII}$$

Jedoch kann man hier nicht im Vorhinein entscheiden, in welchen Rangsverhältnissen die absoluten Werte der Wurzeln stehen. Ist η der so gefundene Wert für die absolut-kleinste Wurzel, so setzt man gemäß XXVIII

$$\eta_1 = \frac{c}{-b - \eta^2}.$$

Kommt $\eta_1 \gtrless \eta$ heraus, so ist η_1 ein noch genauerer Näherungswert als η. Damit berechnet man

$$\eta_2 = \frac{c}{-b - \eta_1^2} \qquad \text{u. s. f.,}$$

falls eine noch größere Genauigkeit beansprucht wird, als sie in XXXIII geboten erscheint.

Die obige Dreideutigkeit der Winkeltheilung erklärt sich daraus, dass man sie mittels goniometrischer Functionen, also in letzter Linie mittels der zu den Centriwinkeln gehörigen Sehnen vorgenommen hat. Zur Sehne vom Centriwinkel φ gehören aber zwei Bogen. In der kleineren kann man drei gleiche Sehnen legen; ebenso in den größeren. Schließlich kann man in den letzteren Bogen noch drei gleiche Sehnen legen, von denen sich zwei durchschneiden.

Für spätere Zwecke möge die Formel XXXI noch in ein algebraisches Gewand gekleidet werden. Sie lässt sich in folgender Art schreiben, wobei $i = \sqrt{-1}$ ist,

$$x = r\left(\cos\frac{\varphi}{3} + i\sin\frac{\varphi}{3}\right) + r\left(\cos\frac{\varphi}{3} - i\sin\frac{\varphi}{3}\right).$$

Wendet man hierauf den Satz von Moivre an, so folgt

$$x = \sqrt[3]{r^3 (\cos\varphi + i \sin\varphi)} + \sqrt[3]{r^3 (\cos\varphi - i \sin\varphi)}$$

oder

$$x = \sqrt[3]{r^3 \left(\cos\varphi + i\sqrt{1 - \cos^2\varphi}\right)} +$$
$$+ \sqrt[3]{r^3 \left(\cos\varphi - i\sqrt{1 - \cos^2\varphi}\right)}.$$

Mittels der Relationen unter XXXII geht diese Formel über in

$$x = \sqrt[3]{-\frac{c}{2} + i\sqrt{-\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}}} +$$
$$+ \sqrt[3]{-\frac{c}{2} - i\sqrt{-\frac{b^3}{27} - \frac{c^2}{4}}}$$

oder, wenn man $i = \sqrt{-1}$ einführt,

$$\left.\begin{aligned} x &= \sqrt[3]{-\frac{c}{2} + \sqrt{\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27}}} + \\ &+ \sqrt[3]{-\frac{c}{2} - \sqrt{\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27}}}. \end{aligned}\right\} \quad \text{XXXIV}$$

Mithin erscheint x in der Form

$$x = u + v. \qquad \text{XXXV}$$

Mit Rücksicht auf die Werte der Cubikwurzeln u und v in XXXIV resultieren die Relationen

$$\left.\begin{aligned} u \cdot v &= -\frac{b}{3}, \\ u^3 + v^3 &= -c. \end{aligned}\right\} \quad \text{XXXVI}$$

Mittels XXXV und XXXVI wird III identisch.

Man kann also für den Fall, dass den Schülern der Moivresche Satz nicht geläufig ist, Formel XXXIV auch algebraisch finden, indem man XXXV cubiert.

$$x^3 = (u + v)^3 = u^3 + 3u^2 v + 3uv^2 + v^3$$
$$x^3 = u^3 + 3uv(u + v) + v^3$$
$$x^3 - 3uv \cdot x - (u^3 + v^3) = o.$$

Soll diese Gleichung mit III zugleich bestehen, so sind die Bedingungen unter XXXVI erforderlich, aus welchen

$$v = -\frac{b}{3u} \text{ und } u^6 + c u^3 = \frac{b^3}{27}$$

hervorgehen. Damit erhält man

$$u^3 = -\frac{c}{2} \pm \sqrt{\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27}}$$

und

$$v^3 = -c - u^3 = -\frac{c}{2} \mp \sqrt{\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27}}.$$

Da u und v vertauschbar sind, wählt man bloß die oberen Vorzeichen der Quadratwurzeln. Durch Radicieren ergibt sich gemäß XXXV wieder die Formel XXXIV, welche 1545 von Tartalea gefunden wurde, deren Autorschaft sich aber Cardanus fälschlicher Weise angemaßt hat. Sie wird deshalb mit Unrecht nach dem Letzteren benannt.

II. Hauptfall.

Bei diesem sind zwei Wurzeln x_2 und x_3 einander gleich. Gemäß XI ist dann

$$x_2 = x_3 = -\frac{x_1}{2}. \qquad \text{XXXVII}$$

Dasselbe folgt aus X, da die Radicale verschwinden müssen. Aus

$$1 + \frac{4c}{x_1^3} = o \quad \text{folgt} \quad x_1 = -2\sqrt[3]{\frac{c}{2}}. \qquad \text{XXXVIII}$$

Das gleiche Resultat geht mittels XXXVII aus XVI hervor. Für x_2 erhält man aus XIX und XX

$$3x_2^2 = -b \text{ und } 2x_2^3 = c$$

oder

$$x_2^6 = -\frac{b^3}{27} = \frac{c^2}{4}.$$

Dies gibt

$$\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27} = o \qquad \text{XXXIX}$$

als Bedingung für den II. Hauptfall.

Mit Hilfe von XXXIX ergibt XXXIV ebenfalls der Wert von x_1 unter XXXVIII.

III. Hauptfall.

Sollen die Wurzeln x_2 und x_3 complex werden, so findet man aus X durch eine analoge Untersuchung wie beim I. Hauptfalle die Bedingung:

$$\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27} > o. \qquad \text{XL}$$

Diese wird bei positivem b immer erfüllt; aber auch bei negativem b kann $\frac{c^2}{4}$ das negative $\frac{b^3}{27}$ überwiegen.

Jetzt erweist sich die Cardan'sche Formel XXXIV als brauchbar, wenn man von den Cubikwurzeln nur die reellen Werte in Betracht zieht. Man erhält dadurch den reellen Wurzelwert x_1. Würde man auch die beiden complexen Werte von jeder der Cubikwurzeln in Rechnung ziehen, so müsste man sie so combinieren, dass die erste der Bedingungen unter XXXVI erfüllt wird. Dazu gehört, dass die imaginären Theile von u und v entgegengesetzte Vorzeichen besitzen. Doch kommt man mittels X auch ohne diese Überlegung sofort zu den Werten für x_2 und x_3.

Da jedoch die letztere Berechnungsweise weit mehr Mühe erfordert als die zuerst erwähnte, so möge diese noch kurz skizziert werden. Es sei u_1 der reelle Wert der ersten Cubikwurzel in Formel XXXIV. Dann ist

$$u^3 = u_1^3 = -\frac{c}{2} + \sqrt{\frac{c^2}{4} + \frac{b^3}{27}}$$

$$u^3 - u_1^3 = (u - u_1)(u^2 + u_1 u + u_1^2) = o.$$

Setzt man den zweiten Factor gleich Null, so liefert er, nach u aufgelöst, die Wurzeln

$$u_{2,3} = -\frac{u_1}{2} \pm i\frac{u_1}{2}\sqrt{3}.$$

Analog erhält man, wenn die oben begründete Vorzeichen-Ordnung schon jetzt eingeführt wird,

$$v_{2,3} = -\frac{v_1}{2} \mp i\frac{v_1}{2}\sqrt{3}.$$

Damit ergeben sich gemäß XXXV die Wurzeln der Gleichung III, wie folgt:

$$x_1 = u_1 + v_1,$$

$$x_2 = u_2 + v_2 = -\frac{x_1}{2} + i\frac{u_1 - v_1}{2}\sqrt{3},$$

$$x_3 = u_3 + v_3 = -\frac{x_1}{2} - i\frac{u_1 - v_1}{2}\sqrt{3}.$$

Dabei ist $$u_1 v_1 = u_2 v_2 = u_3 v_3 = -\frac{b}{3}.$$

Beim II. Hauptfalle ist $u_1 = v_1$ und wiederum $x_2 = x_3 = -\frac{x_1}{2}$.

Wien. Adalbert Breuer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Harvard studies in classical philology. Edited by a committee of the classical instructors of Harvard university. Vol. IX, X. Boston, Ginn & Co., Leipzig, O. Harrassowitz 1898. 8°, VI u. 178 SS., 1899, 187 SS.

Der vorliegende Band ist hauptsächlich dem Andenken der beiden verstorbenen Professoren George M. Lane, dem schon der 7. Band der „Harvard Studies" als Ehrengabe dargebracht worden war, und Frederic de Forest Allen gewidmet, deren von Morris H. Morgan und J. B. Greenough verfassten Nekrologen die vorzüglichen Bildnisse der beiden Gelehrten vorgesetzt sind. Den Nekrologen folgt eine Auswahl aus den im Nachlasse beider vorgefundenen Aufzeichnungen, und zwar von Lane (*Ramenta Plautina*) einige Änderungsvorschläge zu den Bacchides des Plautus (I: *annos*; 381: *gerulos figulos*; 770: *nimium illaec res est magnae diuidiae mihi*; 991: *heu, heu*), desgleichen (*other critical notes*) zu Lucr. II, 631: *sanguine pleni*, Quintil. I, 4, 13: *cadit excidit*, Tac. Hist. I, 67: *exstructus uicus*; Sallust. Jug. 102, 1: *posteā*. Daran schließt sich ein Verzeichnis von Stellen aus Sueton, an welchen mit oder ohne Veränderung ein Vers oder Verstheil zu erkennen ist. Das Verzeichnis, dem Stellen ähnlicher Art aus Cornif., Cic., Sen., den beiden Plinius, Quintilian angeschlossen sind, bedürfte wohl noch der Bearbeitung, um einerseits den Percentsatz des Zufalls annähernd festzustellen, anderseits die wirklich beabsichtigte Reminiscenz womöglich klarzulegen (z. B. Suet. Caes. 82 und Ter. Ad. 943; Cic., *de diu.* II, 127 und Ad. 417). Unter *notes on Latin syntax* folgen einige berichtigende Zusätze zu der lateinischen Syntax von Schmalz in Iw. Müllers Handbuch, 2. Aufl.[1])

---

[1]) Bezüglich der Verbalsubstantiva auf *io* ist Lane mit dem Verweis, dass *quid tibi me curatio est* gleich *quor me curas* ist, nur theilweise auf dem richtigen Wege. Die Construction (s. Hauler, Phormio[3], z. V. 293) hängt m. E. auch davon ab, ob in dem Verbalsubstant. noch die Thätigkeit allein ausgedrückt wird oder die modale Veränderung (= *curandum est*) bereits eingetreten ist. Der Acc. der Richtung (*reditus Romam*) gehört von vornherein nicht auf gleiche Linie.



Nach einem Verzeichnisse der Publicationen Allens folgen hier ebenfalls einige *posthumous papers:* zunächst sucht auch er die Thanatosscene in der Alcestis des Eur. als interpoliert zu erweisen, wobei die Notiz des Macrobius (Sat. V, 19, 2) hiefür verwertet wird. In *three notes on Euripides* stellt er Alc. 252—256 = 259—263 durch Umstellung und Ausscheidung die Responsion her; Med. 135 wird von einer angeblichen Interpolation befreit und Alc. 204 f. durch geänderte Interpunction verdeutlicht. Aus seinen *suspicions about Saturnian* möchte ich besonders hervorheben, dass er die Umstellung *Cornelius Lucius* mit Greenough als Beweis für den quantitierenden Charakter des Saturnius anführt. In *etymologies* bespricht er *κυβιστᾶν* und *saltus.* Eine Deutung der Duenosinschrift und Besprechung des delphischen Hymnus auf Apollo beschließen diesen Theil.

Durch Prof. Lane angeregt stellt Morris H. Morgan eine Reihe versteckter Verse (Citate) aus Livius zusammen, die entweder gleich den früher erwähnten durch Umwandlung aus der indirecten Rede oder durch gar keine oder nur geringe Veränderung zustande kommen[1]).

Unter *The Nonius glosses* werden aus dem Nachlasse J. H. Onions Randglossen zu Nonius aus Harl. 2719, Gud. 96, Par. 7667 und Escor. M. III, 14 veröffentlicht.

Der Initiative W. M. Lindsays verdanken wir die folgenden *Studies in Plautus*, welche den übrigen Theil des Bandes ausfüllen (S. 87—168). R. C. Manning führt den für die Textkritik wichtigen Nachweis, dass das von Klotz, Grundzüge altröm. Metrik, S. 56 aufgestellte Gesetz, dass in den inneren Senkungen der Iamben und Trochäen die Kürzungen (nach dem IKG) fast ganz ausgeschlossen seien, durchaus nicht gilt[2]), indem er für iambische und trochäische Verse diese Kürzung in zweisilbigen und einsilbigen Wörtern, sowie in den Anfangs- und Mittelsilben mehrsilbiger Wörter nachweist. H. M. Hopkins untersucht die Declination der griechischen Substantiva bei Plautus (vgl. auch *Transact. and Proc.*, XXIX); auch hier ist bei Plaut. weder ein einheitliches Princip noch wissenschaftliche Begründung zu finden.

Während der Cod. *A* bei Plautus in den Scenentiteln nur die Namen bietet (die Standes- und Altersbezeichnung war mit Farbe geschrieben und fiel der Umwandlung in den Palimpsest [durch

---

[1]) Es wäre vielleicht nicht undankbar, derartige Listen, die sich wohl unschwer vermehren ließen, auch daraufhin zu untersuchen, weshalb vom Schriftsteller die Veränderung, bezw. Umstellung vorgenommen wurde. Wenn z. B. Pacianus in *ep. ad Sympr.* I, 1 den Halbvers Verg. Aen. V, 302 mit Umstellung von *obscura* und *recondit* anführt (er nennt es II, 4 *uersum infringere*), so geschieht dies, um den volltönenden Kolonschluss *ŏbscūrā* gegen *rĕcōndĭt* zu erhalten.

[2]) Für die trochäischen Verse hatte dies schon O. Podiaski, Die trochäischen Septenare des Terenz, Berlin 1894, Pr., S. 22 gezeigt.

Abwaschen] zum Opfer, wenn der Rubricator überhaupt dazu gekommen war, sie einzutragen), fehlen bei der palatinischen Recension in der Regel die Namen. Dies erklärt H. W. Prescott in ansprechender Weise damit, dass eben in einem Archetyp der palat. Recension die Zeilen, die die Namen enthielten, mit Farbe eingetragen werden sollten. Hier kam der Rubricator wirklich nicht dazu, und die Namen wurden daher erst später nur dann in den Scenenköpfen eingetragen, wenn sie aus der Scene unmittelbar zu erkennen waren. Die wenigen Fälle, die dagegen sprechen, werden von Prescott einer Untersuchung unterzogen, die ihn jedoch zu keinem anderen Ergebnisse zwingen.

Gegen Seyffert (Berl. phil. Wochenschrift, 1896, Sp. 1515) kommt W. H. Gillespie auf Grund einer neuerlichen Untersuchung zu dem Resultate (von Lindsay in seiner Ausgabe der *Captiui*, 1901, aufgenommen), dass B (*cod. uet.*), D (*Urs.*) und PE (Archetyp von E, V, J), was die ersten acht Stücke betrifft, auf dasselbe Original zurückgehen, somit gleichwertig sind für die kritische Abwägung. Auf Grund von 15 Beispielen, die J. A. Peters aus Plautus gesammelt hat, sucht er nachzuweisen, dass eine kurze Silbe vor *muta cum liquida* nicht als *breuis breuians* nach dem IKG. wirken könne. Wenn man ihm auch nicht in der kritischen Behandlung der bezüglichen Stellen beistimmen kann — durch Umstellung schafft man nicht eine mehrfach vorkommende Sache aus der Welt, und den Procentsatz darf man nicht als entscheidenden Grund in der Textkritik gelten lassen, sonst ist man rasch mit allen Singularitäten fertig — so wird man ihm wohl insoferne beistimmen können, dass man sich hüten müsse, eine Änderung vorzunehmen, bei welcher eine derartige Silbe als *breuians* erst eingeführt würde. A. A. Bryant handelt über den Gebrauch von *operae pretium*, *Philippus*, *quid opust uerbis* — *quid uerbis opust*, *obsecro* bei Plautus und Terenz. Wenn er aber z. B. unter anderen auch Andr. 99 wegen der abweichenden Betonung *quid uérbis ópus est*, die aber vollkommen natürlich ist, gleich an die Änderung *sed quíd opust uérbis* denkt, so hat auch bei ihm die Statistik zu stark die Textkritik beeinflusst. Unter *Varia Plautina* bespricht endlich W. M. Lindsay selbst auf Grund des von seinen Schülern zusammengebrachten Materials die Aussprache von *ch* (griech. χ) zur Zeit des Plautus in einigen Wörtern gleich *cch* infolge ihrer Aufnahme durch die Volkssprache, sowie *tetini* und *tenui*, den Pleonasmus *omnis totus* und *nullus* (= *ne-unulus*) — *ullus* (s. E. erst aus *nullus* in Angleichung an *unquam*, *usquam* gebildet).

Eine interessante und sehr eingehende metrische Untersuchung von Arthur Winfred Hodgman: *The versification of Latin metrical inscriptions except Saturnian and dactylics* beschließt den prächtig ausgestatteten Band, dem ein Generalindex und ein *Index of important citations* beigegeben sind.

Der Inhalt des zehnten Bandes ist in Kürze folgender: J. B. Greenough, *Some questions in Latin stem formation,* bespricht die Wortbildung durch wiederholte, aufeinanderfolgende Anreihung von Suffixen (vgl. unser deutsches „obrigkeitlich", „Tugendhaftigkeit") und im besonderen die Entstehung des Gerundivs. Über das Mundstück der Flöte handelt Alb. A. Howard, indem er Theophr. *Hist. plant.* IV, 11 erklärt. Die Pliniusstelle *Nat. hist.* XVI, 172 beruht auf einem Missverständnisse der obigen Stelle. Für einen mit der Construction der Flöte weniger vertrauten Leser wäre eine Abbildung zur Erläuterung gut gewesen, wie ja auch Theophrast nach des Verf.s Meinung bei der Niederschrift eine Illustration vor sich gehabt haben soll. Derselbe Gelehrte gibt sodann (*metrical passages in Suetonius*) eine Ergänzung der *hidden verses in Suet.* von Lane im vorhergehenden Bande, wobei er auf die Frage, ob Citat oder Absicht des Schriftstellers in der metrischen Formulierung vorliege, an mehreren Stellen eingeht. Nach Kleinasien führt uns W. N. Bates (*Ionic capitals in Asia Minor*), indem er gegen Chipiez und Collignon auf Grund der vorhandenen Reproductionen feststellt, dass das Verbindungsstück der Schnecken bei den ionischen Säulen in Kleinasien in der Regel erst nach 200 v. Chr. oben und unten von geraden Linien begrenzt ist, während vorher (400—200) die untere Linie eine Ausbiegung nach abwärts zeigt. Aus der Untersuchung, die J. W. H. Walden über die Datierung des λόγος ἐπιτάφιος ἐπ' Ἰουλιανῷ des Libanius gegen Borries und Sievers anstellt, ergibt sich, dass die Niederschrift nach dem 21. Juli 365 (dem ersten Erdbeben) und höchst wahrscheinlich vor dem Juni 366 (Unterwerfung der Alamanen) erfolgt sein muss. Der Zeitansatz nach dem Sommer 367 (für 368 bei Hier. gibt Walden eine ansprechende Erklärung) kann sich nur auf die Veröffentlichung beziehen. B. O. Foster stellt in dem Artikel: *Notes on the symbolism of the Apple in classical antiquity* eine Reihe von Stellen zusammen, an welchen der Apfel als Attribut der Aphrodite erscheint oder in Bezug auf Ehe wie auf flüchtiges Liebesgetändel symbolische Verwendung findet. Der Schluss, den er zieht, dass die Verbindung des Apfels mit der Aphrodite auf einem Zufalle beruhe, indem durch den Umstand, dass Aphrodite an einem Orte verehrt wurde, wo auch der Apfelbaum verehrt wurde, der Apfel zunächst local mit Aphrodite verbunden ward, später ohne Rücksicht auf den Ort überhaupt zum Attribut wurde, ist einerseits an und für sich etwas gewagt, andrerseits durch das aufgebrachte Stellenmaterial nicht hinlänglich unterstützt. Alles, was in der Literatur des V. und IV. Jahrhunderts von Schuhen und Schuhwerk gesagt wird, stellt A. A. Bryant in *Greek shoes in the classical period* in folgenden Capiteln zusammen: I. Ἀνυποδησία, II. *The shoemaker and society,* III. *The cobbler and the tanner,* IV. *The shoemaker and the shoe,* V. *The shoe,* und schließt dann VI. einen *Index uocābulorum su-*

toriorum an, der alle charakteristischen und technischen Ausdrücke, die sich auf Leder-, Gerber- und Schusterarbeit beziehen, aus der erwähnten Literaturepoche umfassen soll. C. B. Gulick liefert zwei Beiträge, in dem ersten: *The Attic Prometheus* wird die Aufzählung der Wohlthaten des Prometheus bei Ä., wobei ihm auch alle zugeschrieben werden, die sonst als Verdienste anderer genannt werden, und damit das Stück mit dem Wiederaufleben des Cultes dieses Titanen in der 3. Dekade des V. Jahrhunderts in Verbindung gebracht. Die Nachricht, dass Mynniskos von Chalkis in dem Stücke auftrat, erklärt er durch Wiederaufführung des Stückes, für die er auf Grund einer Vergleichung mit den *Supplices* und den Vögeln das Jahr 415 feststellt. Aus diesem Stücke bespricht er in seinem zweiten Aufsatze eingehend Vs. 14 ff. und 167—170. Die Entwicklung des Daphnismythus bis auf Longus erörtert H. W. Prescott (*A study of the D. M.*) in einem längeren Aufsatze. Den Schluss macht wiederum J. B. Greenough mit *The religious condition of the Greeks at the time of the new comedy.* Er will darin darstellen, wie sich die Menschen in ihren Empfindungen und Gefühlen zur Religion im allgemeinen verhalten. Da aber von der neuen Komödie nur Fragmente vorhanden sind, zieht er natürlich die römischen Dichter, vorzugsweise Plautus und Terenz, heran. Wenn er nun über diese bemerkt: *No one I think will suppose that the Roman adapters did invent or could have invented their plots or even the incidents of the plays or the characters. Whatever, then, is closely bound up with either of these so as to be an integral part of them may justly be regarded as Greek,* so möchte ich doch, obwohl die Sache gerade für die behandelte Frage, wie wir gleich sehen werden, weniger Bedeutung besitzt, dem Verf. in diesem Vertrauen nicht folgen. Von Terenz wissen wir durch den Donatcommentar, dass er so manches erst hinzugefügt hat, und trotzdem galt er in späterer Zeit als treuer Nachahmer der Griechen, obwohl selbst er zu seinen Lebzeiten von den wirklichen Nachahmern angefeindet wurde. Wie mag sich da erst Plautus zu seinen Originalen verhalten! Greenough bespricht nun an der Hand zahlreicher Stellen die Heiligkeit des Eides und den Glauben daran, dass die Götter über die Einlösung der übernommenen Pflichten wachen[1]), die Auferlegung von Pflichten durch Beschwören bei den Göttern, die Verpflichtung, die Götter zu ehren, den Glauben an die lenkende Hand der Götter und ihr thätiges Eingreifen in das Schicksal der Menschen, die Achtung vor der Verletzung geheiligter Dinge. Das Resultat ist selbstverständlich nicht überraschend. Die Menschen, die in der Komödie dargestellt werden, denken nicht anders als die gewöhnlichen

[1]) Es fehlt nicht an Stellen, wo einer seinen Eid bricht und die Betroffenen nicht daran denken, die Götter anzurufen. Auf Einzelheiten kann ich jedoch hier nicht eingehen.

Leute unserer Zeit. Darin, dass die neue Komödie menschliche Verhältnisse in typischer Form darstellte, lag ja die Möglichkeit, sie nach Rom zu übertragen. Dinge, die bloß ein Grieche verstehen konnte, entweder zu entfernen oder für das römische Verständnis umzuformen, Anspielungen auf römische Verhältnisse aufzunehmen, war die Nebenarbeit des römischen Bearbeiters — eine Komödie des Aristophanes nach Rom zu übertragen, wäre weder einem Plautus noch einem Terenz gelungen.

Ein Generalindex und ein Index der Citate beschließen den stattlichen Band.

Wien. Robert Kauer.

A. Fairbanks, A study of the Greek Paean ('Cornell studies in class. Philol.' No. XII), New York 1900. 167 SS. 8°.

Eine gründliche Revision der gesammten Päanfrage ist gewiss erwünscht, ja durch die delphischen Hymnenfunde, die Verf. mit Recht allesammt für die Gattung Päan reclamiert, geradezu erfordert: es ist auch keine Frage, dass sie es waren, die in erster Linie vorliegende Monographie ins Leben gerufen haben. Das Material ist mit großer Sorgfalt zusammengetragen, nur muss es bei einem Buche, das im J. 1900 erschien, wundernehmen, dass der Bakchylidesfund, der doch schon anfangs December 1897 publiciert wurde, keine Berücksichtigung gefunden hat. Oder sollte es dem Verf. entgangen sein, dass hier in der alexandrinischen Ausgabe des Dichters unter den Gesammttitel *ΔΙΘΥΡΑΜΒΟΙ* auch ein Päan an Apollo aufgenommen wurde?[1]) Die Einbeziehung dieses (des XVI. bei Blass, 2. Ausg.) Gedichtes hätte auf die Ausführungen auf S. 30 ('*the p. in the worship of Apollo at Delos*'), sowie auf die des V. und VII. Capitels vielfach theils erweiternd, theils modificierend eingewirkt.

Der Ertrag des Buches besteht zunächst in der Festlegung einzelner wichtiger Thatsachen, darunter, dass der Gott *Παιάν*, ein Heilgott, älter sei als das Lied *παιάν*. Verf. schließt dies daraus, dass der *παιάν* nicht durch sich wirkt als *ἐπῳδή*, sondern stets nur mit Beziehung auf eine bestimmte Gottheit: allein die widersprechenden Stellen (p. 76 unter 39) sind kaum bloß subjective ätiologische Deutungen. Verf. zeigt ferner, dass der Gott Päan bis etwa in die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. selbständig (ohne Verbindung mit Apollo) verehrt wurde und dass sich dieser Cult auf Sicilien in eine noch spätere Zeit hinein erhalten habe (Cic. *Verr.* IV 57, 127), was zum colonialen Charakter des sicilischen Städtewesens sehr wohl stimmt. Erst im weiteren Verlaufe der Entwicklung wurde der Päan mit dem verwandten Wesen

---

[1]) S. Wiener Studien XXI, 222.

des Apollo identificiert, wobei auch etymologische Spielereien der Dichter (*ἰὲ Παιὰν* oder *ἰὴ Π.* abgeleitet von *ἵημι* und so auf den *ἑκηβόλος* übertragen) mitgeholfen haben können (Timoth. *Fr.* 13 und *Etym. M.* 469, 41). Da jeder Gott in seiner Sphäre 'Helfer' werden kann, so kam es, dass der *παιάν* allmählich auch für andere Götter, insbes. für Dionysos (wegen seiner engen Verbindung mit Apollo im delischen Culte) zur Anwendung kam. Ja, das Wort *παιὰν* wurde sogar gleichbedeutend mit *ὕμνος* überhaupt, was sich daraus ergibt, dass in der Tragödie selbst Trauergesänge auf Gestorbene, bei denen von der Anrufung eines Heilgottes nicht die Rede sein kann, *παιᾶνες* heißen (Aesch. *Choeph.* 150 f., Eur. *Alk.* 422 f.): man kann in dieser Verwendung des Wortes einen besonderen Fall der 'tragischen Ironie' (nicht, wie Verf. meint, ein Oxymoron) erblicken.

In nicht unwesentlichen Details enthalten auch die Capitel über den Päan vor Eröffnung der Schlacht (zu unterscheiden von dem auf ihn folgenden Schlachtruf auf den Enyalios), den heiteren (Verg. *Aen.* VI 657) symposiastischen (eine Spielart des mit Libation verbundenen Opfer-Päans) und den gleichfalls heiteren Sieges-Päan (kein Dank-, sondern ein Preislied) einige Correcturen der bisher bestandenen Ansichten.

Wertvoll ist die Arbeit insbesondere durch die sorgfältige Benützung der delphischen Hymnenfunde, die durch sie zum erstenmale (sammt den Musiknoten) weiteren Kreisen vermittelt werden [1]). Auch ist hier die gesammte Literatur verzeichnet. Verf. beschränkt sich übrigens, was die Textkritik anlangt, auf wenige Notizen, dagegen ist das Hauptgewicht auf die Sacherklärung verlegt. Außer ihnen liegen auch alle anderen Überreste antiker Päandichtung in revidierten Texten abgedruckt vor (p. 101—110).

Zum Schlusse gestehe ich, nicht annehmen zu können, dass den Verf. die von Baunack (*Studien* I 153) vorgetragene Etymologie des Wortes *ἰεπαιάν* (*ἴ'* [= *ἴε*] *ἐπ' αἰᾶνα* [**αἰάν* = *αἰάϝων*, skr. *aisa-van* von Wz. *ăis*]) in Wahrheit befriedigte. Wie andere Bezeichnungen für sacrale und profane Liedgattungen (*ἔλεγος, σκόλιον, ὑμήναιος, διθύραμβος*), so ist gewiss auch die des *παιάν* zwar ohne Zweifel indogermanischen Ursprungs, aber der Zeit nach sicher vorhellenisch und somit bei unserer unzulänglichen Kenntnis dieser Sprachepoche sehr schwer zu ermitteln. Ich glaube, dass das Wort nichts anderes besagt als 'Liedweise' und dass die differenzierende Bezeichnung als *παιάν* bloß der Absicht entsprang, eine bestimmte Art von sacralem Gesang in Bezug auf seinen besonderen Zweck und die Art seiner Execution zu kennzeichnen.

---

[1]) Ich vermisse indes bei den meisten die metrischen Diagramme, die beim 2. Hymnus besonders dankenswert gewesen wären.

Wien. Hugo Jurenka.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Vol. XXXX. S. *Augustini* operum sectio V. pars I. *De ciuitate Dei* libri XXII. Ex recensione Em. Hoffmann. Fasciculus prior: Libri I—XIII.

Vol. XXXX. S. *Augustini* operum sectio V. pars II (I?). *De ciuitate Dei* libri XXII. Ex recensione Em. Hoffmann. Fasciculus alter: Libri XIV—XXII.

Vol. XXXXI. S. *Augustini* operum sectio V. pars III. *De fide et symbolo, de fide et operibus, de agone Christiano, de continentia, de bono coniugali, de sancta uirginitate, de bono uiduitatis, de adulterinis coniugiis l. II, de mendacio, contra mendacium, de opere monachorum, de diuinatione daemonum, de cura pro mortuis gerenda, de patientia.* Ex recensione Iosephi Zycha. Vindobonae, Pragae, Lipsiae. 1900.

Seit der letzten Anzeige der Publicationen des Corpus der lat. Kirchenschriftsteller hat die Augustinus-Ausgabe weitere Fortschritte gemacht. Das wichtigste und größte Werk Augustins, von ihm als Lebensaufgabe betrachtet, die apologetisch-dogmatische Schrift „Vom Reiche Gottes“, zu der er sich bald nach seiner Bekehrung entschloss und deren Abfassung ihn vom 59. bis zum 72. Lebensjahre beschäftigte, liegt in zwei Bänden von Em. Hoffmann vor. Die Edition bietet eine neue und sichere Grundlage der Textkritik durch die Benützung des früher nicht verwendeten *cod. Lugd.* 607 s. VI., der freilich nur die ersten fünf Bücher enthält, und des *Lugd.* 608 s. VIII., so dass die Mauriner, Dübner und Dombart nicht mehr genügen, die hauptsächlich auf dem *Corb.* und *Veron.* s. VII. beruhen. Merkwürdigerweise beansprucht eine Hs. von Padua des XIV. Jahrhunderts einen hohen Wert, indem sie nicht nur mit den besten Hss. LCV übereinstimmt, sondern auch an mehreren Stellen allein das Richtige bietet. Die von Weinberger angefertigten *Indices* enthalten wertvolle Nachträge bezüglich der Testimonia.

Das Volumen, das im Corpus die Nummer XXXXI erhielt, bildet einen neuen, eigentlich den zweiten Theil der V. Section. Der Band enthält eine Anzahl kleinerer Tractate dogmatischen und moralischen Inhaltes. Die Bearbeitung erhebt sich wohl über die Leistung der Mauriner. Die Ausgabe der Benedictiner hat nicht 1680 (pag. XXXXV), sondern 1679 zu erscheinen begonnen. Die Berichtigung bezüglich der falschen Angaben über die Jahreszahl 1685 des Tom. VI. muss der Leser infolge eines zweimaligen Druckfehlers selbst wieder berichtigen (p. XXXXV), was leicht geschehen kann.

Wien. Franz Weihrich.



Richard Horton-Smith, The Theorie of Conditional Sentences in Greek and Latin. For the Use of Students. London Macmillan and Co. New York 1894. XXVIII u. 694 SS.

Dieses Werk einer fast fünfzigjährigen Thätigkeit ist eigentlich die Neubearbeitung einer im Jahre 1859 erschienenen Schrift, welche den Titel führte: *„An Outline of the Theorie of Conditional Sentences in Greek and Latin"*. Nach einer kurzen Einleitung (S. 1—8), in welcher über die Bedeutung der Zeiten und Modi im allgemeinen gehandelt wird, folgt die Darstellung der hypothetischen Satzgefüge im Griechischen (S. 9—167), in welcher auf eine sehr kurze Auseinandersetzung über *ἄν* und *εἰ* eine in tabellarischer Form abgefasste Übersicht über die Bildung der hypothetischen Satzgefüge (S. 17—32) und eine Aufzählung der Beispiele (S. 33—86) folgt. Daran schließen sich Bemerkungen über den Gebrauch der Zeiten und Constructionen (S. 87—102). Dann folgt eine Übersicht der *„Sentences of irregular typs"* (S. 102—143), eine solche der hypothetischen Gefüge in indirecter Rede (S. 143—163) und eine Tabelle der Formen der *„Protasis in the direct speech"*. In ganz genau entsprechender Weise werden auf S. 168—283 die hypothetischen Sätze der lateinischen Sprache behandelt. An diesen theoretisch-statistischen Theil schließt sich ein umfangreicherer, der Erklärung und Erläuterung dienender, der in 349 Noten ein außerordentlich mannigfaltiges, zum Theil den modernen indogermanischen Sprachen Europas entnommenes Material enthält (S. 285—644). Referent muss sich mit dieser allgemeinen Angabe des Inhaltes begnügen, nur soviel sei noch hinzugefügt, dass ein sehr beträchtlicher Theil der umfangreichen Noten speciell der Commentierung der im Texte aufgeführten Beispiele gewidmet ist. Die Benützung des Buches erleichtern die beigegebenen Indices, welche sich über folgende Materien erstrecken: *„Authors cited in the Text"*, *„Principal passages cited or referred to in the Notes"*, *„Greek"*, *„Latin"*, *English and other Modern Languages"*, *„General"*.

Zur Charakterisierung des Werkes bemerkt Ref. noch, dass der Verfasser auf dem rein classisch-philologischen Standpunkte steht, und daher in demselben eine Berücksichtigung der neueren Literatur der vergleichenden Syntax nicht gesucht werden darf.

Innsbruck. Fr. Stolz.

(Aschendorffs Sammlung lateinischer und griechischer Classiker.) Thukydides. Für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet u. herausgegeben von Hermann Wiedel. I. Theil: Text. Münster i. W.. Druck u. Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1899. 8°, XVI u. 352 SS. Preis 2 Mk. 25 Pf.

Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker, begründet von Krafft und Ranke. Heft 45. Präparation zu Thukydides. Buch I und II in Auswahl von H. Schmitt. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel) 1899. 8°, 56 SS. Preis 90 Pf.

Wiedels Schulausgabe des Thukydides, die immerhin, wenn auch Thukydides von unseren Mittelschulen ausgeschlossen ist, begabten und fleißigen Schülern zur Privatlectüre empfohlen werden mag, bietet vor der Textauswahl eine knappe, gut orientierende Einleitung, am Schluss ein sehr nützliches Verzeichnis der wichtigeren Eigennamen nebst Erklärungen und ein Doppelkärtchen zum Verständnis der Belagerung von Syrakus und des Rückzuges der Athener.

Die Einleitung umfasst folgende Capitel: I. Das Leben des Thukydides; II. Thukydides als Geschichtschreiber, 1. Sein Verhältnis zu seinen Vorgängern, 2. Zeit und Art der Abfassung seines Werkes, 3. Die Anordnung und Eintheilung des Stoffes, 4. Die sprachlichen Eigenthümlichkeiten. Sie verdient alle Anerkennung. Jedoch hätten S. V als die überlieferten Geburtsjahre 471 und 450 gegen 454 angegeben werden müssen. Die Bemerkung 'Im Jahre 404, sechs Monate nach der Übergabe Athens an die Lakedämonier, wurde Thukydides, angeblich auf Antrag eines gewissen Oinobios, in seine Vaterstadt zurückgerufen' (S. VII) ist nach dem erlösenden Aufsatze Busolts (Hermes XXXIII 336) nicht mehr haltbar. Die Formen *πράσσω, τάσσω, θαρσῶ* sind nicht dem altattischen Dialekt eigenthümlich, wie S. XI f. gelehrt wird, sondern durch den Thukydideischen Kunststil bedingt. Erwähnung verdient hätten die Fortsetzungen des Geschichtswerkes, und mit Bedauern vermisst man eine Abbildung des Denkerkopfes.

Die Textauswahl, die sich auf alle Bücher erstreckt, aber vom ersten die ganze Archäologie und Pentekontaetie weglässt, vom letzten nur die zwei Anfangscapitel aufgenommen hat, gewährt dadurch einen bequemen Überblick, dass jeder größere Abschnitt unter einem eigenen Titel zusammengefasst ist, so dass die fortlaufende Reihe der Überschriften eine völlige Disposition des Stoffes ersetzt. Die Lücken der Wiedel'schen Auswahl sind wo nöthig durch ganz kurze Inhaltsangaben ausgefüllt. Die Textgestaltung, die ausschließlich den Zwecken der Schule dienen soll, erhebt auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch; der Verf. sagt hierüber S. IV: „In Bezug auf die Gestaltung des Textes bin ich im allgemeinen Stahl gefolgt; an zweifelhaften Stellen habe ich mich unter sorgfältiger Heranziehung der einschlägigen Lite-

ratur für diejenige Lesart entschieden, die mir die einfachste und ungezwungenste Erklärung zuzulassen und somit dem Bedürfnisse der Schule am meisten zu entsprechen schien. Die unwesentlichen Änderungen, die ich hie und da vor oder nach ausgefallenen Abschnitten des Zusammenhanges wegen vorgenommen habe, bedürfen wohl keiner Rechtfertigung.“ Musterhaft ist der griechische Druck durch die Größe der Buchstaben und des Zeilendurchschusses.

Die Präparation von Schmitt, über deren pädagogische Brauchbarkeit ich mein Urtheil zurückhalte, bezieht sich auf den Text der Stereotypausgabe von Böhme. Es sind Capitel für Capitel die Wörter, deren genaue Kenntnis beim Schüler nicht vorausgesetzt wird, zusammengestellt, etymologisch analysiert und in der Weise übersetzt, dass der Wortsinn an der einzelnen Stelle aus der Grundbedeutung abgeleitet erscheint. Unter dem Strich sind nach Art der Schülercommentare kurze Erläuterungen sprachlicher Natur gegeben, um der Übersetzung noch weiter vorzuarbeiten. Aus Stichproben habe ich den Eindruck großer Gewissenhaftigkeit der Arbeit gewonnen.

Czernowitz. Ernst Kalinka.

---

50 Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische für die Prima eines Gymnasiums. Von Dr. K. P. Schulze, Prof. am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin. Zweite Reihe. Berlin, Weidmann 1900. 76 SS. Preis 1 Mk. Dazu: Phraseologisches Wörterverzeichnis nebst stilistischen Bemerkungen. (Erste und zweite Reihe.) 1900. 48 SS. Preis 80 Pf.

Die 50 Aufgaben sind theils selbständig zusammengestellt nach einzelnen Abschnitten aus Livius (l. V u. XXI), Caesar (*b. civ.*), Cicero (*ad Atticum* VIII 12 D, 1), Horaz (c. III, 1 – 6; epp. I 19), Tacitus (*Ann.*), theils ist der Stoff gewählt im Anschlusse an Peter, Gesch. Roms, nach Halm, Moriz Haupt, so dass wir hauptsächlich den II. punischen Krieg, das erste Auftreten der Germanen, das Leben Cäsars, Ciceros, Ovids und Horaz', ferner die sich anschließende Geschichte der Kaiserzeit bis Nero behandelt finden. Der Umfang der Stücke beträgt 25 Zeilen bis 7 Seiten. Bis 30 Zeilen haben nur sechs Aufgaben; daher sind die meisten für unsere einstündigen Compositionen und auch für die Reifeprüfung zu groß. Ein wirklich zusammenhängendes Ganze muss eine den Inhalt kurz wiedergebende Aufschrift zulassen, und diese Möglichkeit bietet ein Kriterium für die Güte des Stückes. Bei dem Verf. lautet die Überschrift seiner Aufgaben durchwegs nur „II. Livius V 3 ss.“ oder „XXXXV. Nach Moriz Haupt.“ Die Übersetzung gibt nach den vorhandenen Mitteln meist ein gutes Latein und ist für unsere Verhältnisse — lange Perioden wie die elfzeilige S. 40,

Z. 16—26 sind selten — nicht zu schwer. Sachlich unsicher oder vielleicht nur sprachlich ungenau ausgedrückt erscheint 10, 33 „Hanno fordere sie auf, den Bitten der Römer nachzugeben und Hannibal zu befehlen.“ Nach Phras. 44 „ermahnt werden *iuberi*“ ist zu beurtheilen 31, 20 „Dejotarus verließ das Schiff, von Pompejus ermahnt, die Völker .. für seine Sache zu bewaffnen. Ob Dej. willens war, dieser Aufforderung nachzukommen ..“ Da den Schülern die homerische Frage nicht fremd bleibt, so dürfte eigenthümlich anmuthen 66, 5 „Horaz, der, wie Homer, bekanntlich ein Freund des Bacchus war.“ — Bei der heutigen Stellung des Deutschen im Unterrichte vermisst man öfter volle Correctheit im Ausdruck. Zu beanständen ist: „gebrauchen“ anstatt „brauchen“: 7, 12 — „wenn man ihrem Volke, das Acker gebrauchte, einen Theil der Feldmark, die nicht bebaut würde, einräumen wollte —.“ Phras. 38 unter „gebrauchen“ auch „*opus est* c. abl. nöthig haben.“ 25, 13 „eine Absicht, die gemissbilligt wurde.“ — Bei der indirecten Rede ist *a*) im Vordersatz der hypothetischen Periode die Umschreibung falsch: 26, 6 „weil Pompejus gedroht hatte, jeden, der es nicht mit ihm halten würde, als einen Feind zu betrachten“; vgl. 24, 14; *b*) das Tempus unrichtig: vgl. oben 7, 12; ferner 12, 3 „Sie seien nach Italien gekommen[1]) die Welt von einem Volke zu befreien, das ... so viel Völker unterjocht.. hatte“ (Druckfehler?); 24, 10 „er würde nicht darauf bestehen, dass... Rücksicht auf ihn genommen würde“; vgl. 40, 19 (23). Bezüglich der Construction, des Ausdruckes oder als mundartlich ist mir aufgefallen: 8, 25 „Als ihnen (auf dem Capitol) nicht nur die Lebensmittel, sondern bereits auch die Hoffnung ausgieng, während der Wachtdienst fortgieng“; 31, 31 „kam ihm (Caesar) Dejotarus als Beklagter entgegen“; 33, 13 „Cassius hasste Cäsar. Hiedurch (und infolge des.. Stolzes) fasste er den Plan“; 35, 5 „Er hauchte unter 23 Wunden seinen Geist aus“ (wohl Streichen, Dolchstichen). 53, 3 „Rom war unbesieglich“; 53, 34 „Rom in den ersten Stadien seines Laufes“; 57, 30 „Drusus wandte also um (mit dem Heere —)“; 59, 5 „Varus brach durch ein Waldgebirge auf“; 67, 31 „den Inhalt und den Sinn, in denen diese Gedichte verfasst sind, tadeln“; 70, 30 „Tiberius, der andern gegenüber so versteckt war“; 74, 6 „Hätten doch Pompejus . . und Octavian (achtzehnjährig) die Bürgerkriege bestanden“.

Auffallend ist der briefstielartige Gebrauch des Perfectums statt des (deutschen) Präteritums (Imperf.), namentlich in einleitenden und abschließenden Zusätzen zu anders woher genommenen Stücken, z. B. 37, 30 (Jetzt eilte Cäsar im April d. J. 58 in seine Provinz). — „Während der neun Jahre, die C. mit den

[1]) Ohne Interpunction.

Galliern Krieg geführt und die Provinz verwaltet hat, hat er sich nicht nur großen Ruhm.. erworben, sondern sich auch ... sehr verdient gemacht, denn er hat dem römischen Reich eine ... Provinz hinzugefügt. Sich selbst hat er .. ein schlagfertiges ... Heer geschaffen ... Über den Krieg in G. hat er selbst ... Bericht erstattet —." (Als C. im jenseitigen G. eintraf, fürchtete man . .). Der einleitende und abschließende Zusatz 16, 1 und 17, 7 lässt auch den richtigen Wechsel im Ausdruck vermissen. Wiederholt nicht zu billigen ist die Zeitengebung in III. (S. 5 ff.), wo in 42 Zeilen 8 Tempora zu beanständen sind, XXVII. (S. 42 ff.), XXXIV. (54 ff.), XXXXI. (62). Vgl. 6, 3 „mit Recht sind die Römer stolz darauf gewesen, dass sie... erobert und regiert haben"; ferner 6, 18; 11, 14 und 30, 24. Überhaupt ist auch bei richtiger Anwendung des log. Perf. gegenüber dem häufigen „hat" Abwechslung mit dem Präsens oder Passivum geboten (vgl. S. 63, XXXXII). Lateinische Construction findet sich: 37, 26 „Cäsar ließ es geschehen, dass Clodius den Antrag stellte, demjenigen Feuer und Wasser zu entziehen, der. . getödtet habe; infolgedessen Cicero Rom verließ." 49, 29 „Auf diese Art hätte auch S. Pompejus .. gewonnen werden können; worauf den Triumvirn die Zufuhr hätte abgeschnitten werden können." (Ausdruck!) Falsche Wortstellung: 3, 7 „beschlossen die im Lager liegenden Feldherren mit Ende des Sommers nicht die Belagerung aufzugeben, sondern diese .. den Winter über fortzusetzen."

Die Interpunction ist vielfach ungleich behandelt oder vernachlässigt, namentlich vor verkürzten Nebensätzen. Z. B. 71, 11 „Da schien dem Sejan der geeignete Zeitpunkt gekommen zu sein die Herrschaft an sich zu reißen." 71, 15 „Endlich schien es ihm am günstigsten zu sein, .. diesen zu tödten, und sodann die Söhne ... zu beseitigen". 55, 24 „Cleopatra gab sich selbst den Tod, wie man gewöhnlich annimmt durch den Biss einer Schlange, oder auch durch Gift." Vgl. oben 12, 3; 3, 7, ferner 56, 5 und 74, 32; dagegen 24, 12 usw.

Das „Phraseologische Wörterverzeichnis nebst stilistischen Bemerkungen" enthält S. 1—32 Phrasen, 32—37 ein einfaches Vocabular, 37—41 Synonyma, 41—48 stilistische Bemerkungen nach den Wortarten geordnet. Die Angaben sind durchaus knapp (wenn auch nicht erschöpfend) und meist treffend, so dass selten ein Zweifel über das Gemeinte entsteht. Lässt man bei richtiger Vorpräparation die Schüler selbst die Phrasen angeben, so erübrigt gewöhnlich wenig, was nachgeschlagen werden muss. Bei unserem Buche aber bieten die beiden Wörterverzeichnisse so viel Elementares, dass Ref. ein gutes Drittel der Angaben für unnütz hält. Ja es muss befremden, wenn ein Schüler nach sieben- bis achtjährigem Lateinlernen derlei nachschlagen müsste. Nach der Nepos- und Cäsarlectüre sind unmöglich Phrasen unbekannt wie:

castra movere, togam virilem sumere, dilectum habere, proelium committere, mortem sibi consciscere, nobili l. natum esse, alea iacta est, uti aliquo magistro, sub potestatem redigere, stipendia mereri, venenum haurire, bellum parare, magni aestimare, aciem instruere, pontem in flumine facere u. v. a.; oder Vocabeln wie *Aegyptus, Belgae, Danubius, Albis, homo novus, consularis, vultur, penates, reditus, relinquere, proscribere, vita rustica, victus, aratrum, Padus, Vesuvius, aerarium, ingenium, fuga, exsilium, vates, hiberna,* die ja vielfach aus dem 1. Schuljahre bekannt sein müssen. Sonst wäre S. 7 unter „ein Werk behandelt etwas" bei *agitur in libro de re* — das *in* wenigstens einzuklammern; 18 beachte unter „im Interesse jemandes" die Stellung *causa alicuius (mea . . . causa).* Die Synonyma sind im ganzen kurz und gut behandelt. In den stilistischen Bemerkungen dürfte Druckfehler sein: 47 unter „an": „es fehlt an etwas *multum deest ad aliquid*" — wohl gemeint: „zu etwas". 44 „ermahnt werden *iuberi*" s. oben S. 891.

Druck[2]) und Ausstattung ist fast tadellos, der Preis mäßig.

Das geschickt gearbeitete Buch dürfte nach Entfernung der sprachlichen Unebenheiten in der Praxis recht brauchbar werden; denn der Inhalt interessiert, und die Übersetzung gibt, soweit Ref. es erprobte, gutes Latein, lohnt somit die aufgewandte Mühe.

Wien. A. Michl.

Meyer-Lübke, Wilh., Grammatica storico-comparata della lingua italiana e dei dialetti toscani. Riduzione e Traduzione ad uso degli studenti di lettere per cura di Matteo Bartoli e Giacomo Braun. Con aggiunte dell' Autore. Torino, Ermanno Loescher, 1901, XVI u. 269 SS. 8°.

Wenn von der 1890 in Leipzig erschienenen Italienischen Grammatik Meyer-Lübkes nunmehr eine italienische Übersetzung publiciert wird, so bedarf nicht sowohl diese Thatsache an sich als der Umstand, dass die Übertragung verhältnismäßig erst so spät erfolgt, einer Erklärung. Was man einzelnen Werken des genialen Miklosich nachsagte: dass es schon einer sehr gründlichen philologischen Schulung bedürfe, um ihnen bloß folgen zu können, lässt sich auch auf die vorliegende Leistung eines der bedeutendsten unter den deutschen Romanisten anwenden. Es gehört eine ganz beträchtliche Summe philologischen Wissens dazu, um die italienische Grammatik M.-L.s bloß verstehen und den aus

---

[2]) Druckfehler wurden bemerkt: 5, 26 A*t*ria; 7, 4 der *G*allischen Häuptlinge; 7, 35: 364 nach der Gründung Roms (d. h. 390 *n.* Chr. G.) statt *vor*; 18. 1 Uber; 43 Anm. *caussas*; 57, 25 feinliche st. fein*d*liche; Phras. 17 *in praesentiā*; 29 *pocsis* st. *poesis*; 43 *in hoc tanto tam immensoque campo.*



einem erstaunlich reichen Materiale gezogenen Schlussfolgerungen nähertreten zu können — vom weiteren Ausbau des an zahllosen Stellen nur aphoristisch Angedeuteten ganz zu geschweigen. So sehr man in Italien das Bedürfnis gefühlt haben mag, das nur den engsten Fachkreisen verständliche Werk auch den weiteren Kreisen der Studenten und angehenden Sprachforschern zu erschließen, so schwer hielt es offenbar, einen geeigneten Dolmetsch, der jedem von dem Meister im deutschen Originale ausgesprochenen Gedanken gerecht würde, zu finden. Die beiden Herren Dr. Bartoli und Braun waren als Österreicher italienischer Zunge, speciell als Hörer Meyer-Lübkes an der Universität, zu dieser Aufgabe befähigt — es möge gleich von vorneherein mit Anerkennung hervorgehoben werden, dass sie dieselbe auch aufs glücklichste gelöst haben.

Die italienische Übersetzung wendet sich nicht an die Glottologen, sondern, wie es in der Vorrede (IV) heißt, „ai profani". Das ist nun natürlich *cum grano salis* zu verstehen. In manchen Theilen, besonders in den Anmerkungen, werden Probleme aufgerollt, deren Tragweite auch nur wieder der Glottologe verstehen und prüfen kann. Aber die Übersetzer wollten eines jener Lehrbücher bieten, als deren „primo scopo" ihnen erscheint „di riuscire facili, accessibili a tutti" (VI). Von diesem Streben zeugen, abgesehen von der schon auf dem Titel angedeuteten Beschränkung auf das Toscanische, die lichtvolle Einleitung, die dem Zwecke der Bearbeitung angepasste Anordnung des Stoffes (namentlich in der Formenlehre), die praktische Einrichtung der Indices u. a. Erwägt man noch, dass die Ergebnisse neuerer Studien auf dem Gebiete (so namentlich von Parodi und Pieri) gewissenhaft verwertet sind, dass außer dem Altmeister Mussafia der Autor selbst schätzbare Bemerkungen beisteuerte, so hat man allen Grund, auch dieser eben erschienenen „Riduzione" des hervorragenden Werkes alle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Den von den Übersetzern vorgenommenen Modificationen sind denn auch vornehmlich die nachfolgenden Bemerkungen gewidmet.

Dass in der „Prefazione" die Geschichte italienischer Sprachstudien skizziert wird, kann nur Beifall finden. Neben Diez, Ascoli, Mussafia, Caix, d'Ovidio tritt natürlich der Autor in den Vordergrund. Wir vermissen den Hinweis auf die einschlägigen Abschnitte in Gröbers Geschichte der romanischen Philologie (Grundriss I), die auch die wichtigeren lexikalischen Arbeiten früherer Zeit gewissenhaft verzeichnen; überhaupt muss es auffallen, dass die Übersetzer in ihren sonst so nützlichen Nachweisen den italienischen Wörterbüchern so wenig Beachtung schenken, auch in der Bibliographie (XIV f.), in der ja auch Gorras (gewiss brauchbares!) Handbüchlein 'Lingue neolatine' eine Stelle fand. In dem Eifer, durchaus allgemein verständlich zu sein, gehen die Übersetzer vielleicht zu weit, wenn sie die allgemein adoptierte, ihnen nichtssagend scheinende Bezeichnung „Analogie" grundsätzlich

ausschließen: 'Noi abbiamo bandito addirittura la voce „analogia" dal presente lavoro"'. Sagen sie doch selbst, dass dieses System zu „perifrasi verbose" zwang; gerade der Anfänger hat das Recht, dass man ihm eine weitverbreitete, weil psychologisch begründete Erscheinung sofort mit dem geläufigen Namen nenne, in gleicher Weise wie die von den Übersetzern ohne Bedenken recipierten termini: Assimilation, Contamination usw. Eine ähnliche Forderung nach richtiger Namengebung darf man auch auf einem Gebiete stellen, das mit dem eben berührten freilich nichts gemein hat: wir meinen die Bezeichnung deutscher Fortsetzungswerke. Memorie dell'Accademia di Monaco in Baviera und Rendiconti dell'Accademia di Vienna existieren bibliographisch nicht; es verlohnte sich kaum der Mühe, auf diese Einzelheit einzugehen, wenn sich diese Unsitte des Citierens gerade in romanischen Fachschriften nicht gar so häufig fände und ebenso oft zu den leidigsten Missverständnissen Anlass gäbe.

Der didaktische Zweck der „Riduzione" ist gleich bei der Einleitung für verschiedene Modificationen des Originaltextes maßgebend gewesen. Zu lang scheint uns der Abschnitt über die Scheideformen gerathen — zum mindesten die sich an die richtige und klare Erklärung der Erscheinung (11) knüpfenden Deductionen; lieber hätten wir eine größere Zahl von Beispielen beigebracht gesehen — unter Benützung des angeführten Aufsatzes Canellos (bei der Citierung der Recension Toblers fehlt der Jahrgang der Zeitschrift) — etwa auch einen anschaulichen Hinweis auf den gleichen Vorgang in den übrigen romanischen Sprachen. Der literarische Ursprung von *familia* kann außer durch franz. *famille* auch durch span. *familia* erwiesen werden, das lautgerecht hätte *hameja* ergeben müssen. Auch das Schema der Fortentwicklung der betonten Vocale des Lateinischen — auf zwei Tafeln — hätte sich einfacher, etwa kurz in der Weise geben lassen, wie dies Nonnenmacher in seinem Lehrbuche der altfranzösischen Sprache S. 3 gethan hat. Der hiedurch ersparte Raum durfte einem, wie es scheint, von den Übersetzern etwas stiefmütterlich behandelten Abschnitt zugute kommen, nämlich dem die Geschichte und Bestände des ital. Sprachschatzes ganz kurz berührenden § 10. Die Anmerkungen mit den bibliographischen Nachweisen sind hier weit reicher als der Text: in diesem Andeutungen über die älteren (z. B. griechischen und germanischen) und die jüngeren (besonders aus den romanischen Sprachen herübergenommenen) Fremdwörter zu erhalten, wäre speciell für den Anfänger ebenso wertvoll gewesen, wie der Hinweis auf die Entlehnungen aus dem Italienischen bei anderen Sprachen, unter besonderer Berücksichtigung einzelner Gewerbe und Künste (Schiffahrt, Musik). Kein Verständiger sieht in dem, was wir diesem Theile der riduzione hinzuwünschen, einen billigen Aufputz; handelt es sich doch um äußerst wichtige Nachweise, bei denen die Linguistik Hand in Hand mit der Culturgeschichte geht, ihr vielfach als Führerin dient.

Doch diese Ausstellungen sind geringfügig im Vergleich zu dem unbestreitbaren Verdienst, das sich Dr. Bartoli (der Verf. der in dieser Zeitschrift 1900, 316 f. von Alton angezeigten Schrift über das 1898 erloschene Altromanische Dalmatiens) und Braun durch klare Erfassung und verständige Wiedergabe der Urschrift im eigentlichen grammatikalischen Theile erworben haben; das Verdienst ist umso größer, als sichtlich die einschlägige Literatur seit 1890 eingehend und gewissenhaft berücksichtigt und für jede wichtige, sei es lautliche, sei es morphologische Frage die benutzten Quellen, bis auf die jüngste Zeit herauf ergänzt, angegeben wurden. — Bei einer späteren Auflage, die gewiss nöthig werden wird, könnten vielleicht einige Vorarbeiten noch genauer herangezogen werden (so durfte § 15 bei dem allgemein gehaltenen richtigen Satze „l'AU class. restò anche nel lat. volg." der Hinweis auf das von Schuchardt, Vocalismus II 301 ff. zusammengestellte Material nicht fehlen). — So verlockend es wäre, auf Einzelheiten einzugehen (z. B. die neuesten, in der 'Miscellanea linguistica in onore di G. Ascoli' Torino 1901 niedergelegten Ergebnisse mit den einschlägigen Ausführungen der Grammatica zu vergleichen), müssen die hier gegebenen allgemeinen Hinweise genügen. Es sei jedoch mit Nachdruck wiederholt, dass die Riduzione aufs wärmste als ein Werk empfohlen werden kann, welches das vorgesteckte Ziel völlig erreicht hat. Dass die Übersetzer ein erfolgreiches Mittleramt übernahmen, möge uns bald fruchtbares Weiterbauen seitens der Italiani regnicoli lehren.

Wien. Dr. Rudolf Beer.

Die amtlichen Schriftstücke zur Reform der französischen Syntax und Orthographie mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Prof. Dr. Hans Heim. (Supplementheft zu den Neueren Sprachen.) Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1901. 59 SS. Preis 1 Mk.

Bei dem regen Eifer, mit dem das Studium des Französischen bei allen civilisierten Völkern betrieben wird, gewinnt der Erlass des französischen Unterrichtsministers vom 26. Februar 1901, mit welchem er nach vorhergegangenen Verhandlungen mit der französischen Akademie eine Reform der Syntax und Orthographie anordnet, eine weit über Frankreich hinausgehende Bedeutung. — Während die Lernenden die ihnen gebotenen, allerdings vorderhand recht unbedeutenden Erleichterungen im allgemeinen ohne weitere Nachfrage freudig hinnehmen werden, wird die Mehrzahl der Lehrenden sich nicht mit der Kenntnisnahme der Vereinfachungen begnügen wollen, sondern auch die Genesis dieser Reform kennen zu lernen wünschen. Ihnen diese Bekanntschaft zu vermitteln beabsichtigt das vorliegende Büchlein, das in gedrängter Kürze,

aber völlig hinreichend den Werdegang der Reform darlegt und die amtlichen Schriftstücke reproduciert. In den als Schluss folgenden Anmerkungen leuchtet überall der vernünftige Grundsatz durch, dass auch wir Ausländer diese neuen Bestimmungen, insofern sie eine Erleichterung für unsere Schüler bedeuten, recht bald im Unterrichte verwenden sollen. Für den Handgebrauch, zum Einlegen in die in der Classe benützte Grammatik sind außerdem die Bestimmungen des Erlasses vom 26. Februar als Sonderabdruck um den Preis von 20 Pf. erschienen.

Essais de philologie moderne. I. Les grammairiens et le français parlé par Émile Rodhe, docteur ès lettres, maître de conférences à la faculté des lettres de Lund (Suède). Lund, Gleerup 1901. 8°, 183 SS.

Wie bei uns, so hat sich auch in Schweden die Reform des neusprachlichen Unterrichtes siegreich Bahn gebrochen, so dass auch an den schwedischen Mittelschulen Übungen in der französischen Conversation obligatorisch angeordnet worden sind. Diese Gespräche sollen doch wohl selbstverständlich in jener Sprache geführt werden, deren sich heute die gebildeten Franzosen bedienen. Wenn nun Rodhe die schwedischen und auch die deutschen Grammatiken durchsieht, findet er, dass dieselben noch häufig Wendungen der vergangenen Jahrhunderte vorführen, ohne die Schüler aufmerksam zu machen, dass dieselben heutzutage eigentlich nicht mehr gebräuchlich sind. Um der modernen Sprache mehr zu ihrem Rechte zu verhelfen, unterzieht Rodhe das in Schweden am weitesten verbreitete grammatische Lehrbuch von Widholm sowie die in Deutschland viel gebrauchte Grammatik von Plattner diesbezüglich einer genauen Prüfung und verzeichnet alle Wendungen, die ihm gegen den modernen Geist zu verstoßen scheinen. Wir haben es also genau genommen mit einer in bestimmter Hinsicht unternommenen Kritik der beiden erwähnten Werke zu thun. Da aber Rodhe ein sehr feiner Kenner des modernen Französisch ist, sind seine Ausführungen reich an geistvollen Bemerkungen, die namentlich alle jene mit großem Vortheil lesen werden, die nicht Gelegenheit hatten, die moderne Sprache Jahre lang an der Quelle zu studieren.

In einem dritten Theil, der jedoch als zweiter Theil des Buches gedruckt erscheint, unterzieht Rodhe jenen Abschnitt der 8. Auflage von Krons bekanntem 'Petit Parisien' einer genauen Besprechung, der vom Argot, der familiären und trivialen Sprache handelt. Auch dieser Theil wird dem aufmerksamen Leser mancherlei Nutzen gewähren.

Wörterbuch zu modernen französischen Schriftstellern. Ein Nachtrag zum encyklopädischen Wörterbuch von Sachs-Villatte von Dr. Friedrich Lotsch. Potsdam, A. Stein 1899. 108 SS.

Wie oft ist es allen jenen, welche die neueste französische Literatur mit Aufmerksamkeit verfolgen, vorgekommen, dass sie selbst von dem ausgezeichneten Sachs'schen Wörterbuch im Stich gelassen wurden! Diesem Übelstande will Dr. Lotsch abhelfen. Er hat zu diesem Zwecke fünf Jahre lang die neuesten französischen Schriftsteller und französische Zeitungen mit großer Sorgfalt gelesen, die Bedeutung der bei Sachs nicht verzeichneten Wörter zum größten Theil mit Beihilfe französischer Gelehrter festgestellt und mit Angabe der Fundstelle nunmehr zu einem kleinen Bändchen vereinigt. Bei Wörtern, die mehrere Bedeutungen aufweisen, ist die Hauptbedeutung, bezw. die der neu angeführten nahestehende schon bekannte Bedeutung in runden Klammern hinter dem französischen Wort angefügt worden. War die Etymologie mit einiger Sicherheit festzustellen, so folgt sie in eckiger Klammer. Durch besondere Zeichen sind seltene, familiäre, populäre, veraltete Ausdrücke sowie Wörter der Gauner- und Diebssprache von einander gesondert. Das mit großer Mühe und vielem Fleiße zusammengestellte Büchlein kann jedem Freunde der modernen französischen Literatur warm empfohlen werden.

Französisches Vocabularium auf etymologischer Grundlage für Mittelschulen und zum Privatgebrauch von Dr. Anton Rauschmaier. 2. durchges. u. verm. Aufl., besorgt von Dr. Georg Buchner. München, Oldenbourg 1900. 110 SS.

Der Verf. des vorliegenden Bändchens wundert sich, dass unter den Hilfsmitteln für den neusprachlichen Unterricht die Vocabelbücher eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen. Den Grund für diese Abneigung erblickt er in der Anlage der bisher erschienenen Vocabularien, von denen einige nach seiner Ansicht des Guten zu viel, andere wieder zu wenig bieten. Das von ihm zusammengestellte Vocabularium soll daher die richtige Mitte inne halten. Nach den Capiteln: Mensch, Seele, Sprache, Tugenden und Laster, Abstracta, Religion, Zeit, Welt, Erdbeschreibung, Familie, Haus sammt Wohnung und Kleidung, Nahrung, Stadt, Volk, Heer, Schiffahrt, Reise, Handel, Industrie, Ackerbau, Thiere, Pflanzen, Unterricht, die wichtigsten Redewendungen, Fremdwörter, geographische Namen, Vornamen geordnet, stehen auf der linken Seite die wichtigsten, zum Selbstaushören eingerichteten Wörter sammt den Etymologien, die jedoch so gedruckt sind, dass sie nicht Latein treibenden Schülern keine Störung verursachen; auf der entsprechenden Gegenseite findet man die nächstwichtigen Wörter nebst den dazu gehörigen Redensarten, passenden Musterbeispielen oder Bemerkungen aus der Synonymik; endlich kommen

am Schluss einer jeden Gruppe die sonst etwa wissenswerten Wörter. Ein Anhang handelt in Kürze von der Geschichte der französischen Sprache, von Etymologie, Synonymik und Literaturgeschichte.

Die Arbeit ist eine gediegene. Wenn aber der Verf. und wahrscheinlich auch der Neubearbeiter den Grund für die Abneigung gegen solche Vocabularien in der Anlage der bisher erschienenen suchen, so glaube ich, dass darin eine arge Täuschung vorliegt. Wie viele Lehrer werden es jetzt noch übers Herz bringen, ihre nachgerade genug belasteten Schüler außer zur gewissenhaften Vorbereitung für Lectüre und Grammatik noch zum Vocabellernen nach einem mit dem Unterrichtsbetrieb in keinem Zusammenhange stehenden, absolut kein Interesse einflößenden Vocabularium anzuhalten? Die Zahl solcher Lehrer schwindet erfreulicherweise von Tag zu Tag. Die neueren Unterrichtsvorschriften verlangen Übung in der Conversation. Ist es da nicht naturgemäß, dass man lieber zu Hilfsmitteln greift, die, man denke an Krons „Petit Parisien“ oder Stiers „Causeries françaises“, während sie in die Conversation einführen, den Schüler auch, aber nicht in trockener, sondern lebensvoller Art gruppenweise mit dem nöthigen Wortmaterial vertraut machen? Die Abneigung gegen Vocabularien wird auch das vorliegende Büchlein nicht beseitigen.

La France. **Revue mensuelle. Leipzig, B. G. Teubner. Preis per Halbjahr 3 Mk.**

Der bekannte Verlag B. G. Teubner hat sich entschlossen, mit Beginn des heurigen Jahres unter obigem Titel eine neue französische Zeitschrift herauszugeben, deren Leitung Dr. H. P. Junker in Wiesbaden übernommen hat. Sie wendet sich an alle, die aus Anlass ihres Berufes oder aus freier Neigung sich mit der französischen Sprache beschäftigen, und stellt sich die Aufgabe, ein objectives Gesammtbild des fremden Volksthums zu geben, indem sie alle Gebiete des geistigen Lebens berücksichtigen und so den Einzelnen über alle wichtigen Fortschritte auf dem Laufenden erhalten will. Auch das Leben der fremden Sprache selbst soll besondere Beachtung finden. Durch Abbildungen soll ferner den Forderungen nach Anschauung Rechnung getragen werden.

Das mir vorliegende Januarheft im Umfange von drei Bogen hat folgenden Inhalt: L'Exposition universelle de 1900 von P. Delbarre. Le dernier Jour de l'Exposition von J. Cornély aus dem Figaro. La Centennale de la Soierie von J. Villemer. Droit des Gens von J. Delusse. Mobilisation aus dem Journal des Débats. Crépuscules, zwei kleine Erzählungen von H. Buteau. L'Homme et les Bêtes von P. Mathiex. Le petit Chapeau aus dem Temps. Tracassin vestimentaire von R. O'monroy. La Dépopulation en France aus dem Journal des Débats. La Caricature von A. Beaunier.

Les Chansons modernes und Un Congrès de Prêtres français aus dem Temps. Les petites Joies du Métropolitain aus dem Journal des Débats. Une visite à la Salpêtrière von H. Bidou. La Genèse de „Paul et Virginie“ von J. Leclercq. Arrêté du ministère de l'instruction publique et des beaux arts relatif à la Simplification de l'enseignement de la Syntaxe française. Restitution de Bijoux volés. Le Fantôme découvert. Échos de partout. Nouvelles à la main. Bibliographie. Bulletin bibliographique.

Wien. Rudolf Alscher.

Schillers 'Braut von Messina' und ihr Verhältnis zu Sophokles' 'Oidipus Tyrannos'. Von Dr. Josef Kohm. 8°, 202 SS. Gotha, Fried. Andr. Perthes 1901. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Es ist meines Wissens noch nie versucht worden, die Abhängigkeit von Schillers „Braut“ von Sophokles' „König Oedipus“ so sehr im Detail nachzuweisen, wie es Kohm hier thut, der des Sophokles' Drama bereits früher zum Gegenstande einer eingehenden Specialuntersuchung gemacht hat. Vgl. dessen Abhandlung „Die Composition der Sophokleischen Tragödie Oidipus Tyrannos“ 1894/95. Schade, dass die Errungenschaften auf diesem Gebiete nicht schön beisammenstehen, sondern erst nach einer langwierigen Lectüre gesammelt werden können. Überhaupt enthält das Buch viel mehr, als der Titel vermuthen lässt. Das Schiller'sche Drama wird seinem Inhalte nach Scene für Scene aufs breiteste durchgesprochen — man möchte sagen analysiert — was neben manchem Vortheil auch seine unverkennbaren Übelstände hat, namentlich oft eine ermüdende Breite und Weitschweifigkeit verschuldet. Neben vielem Interessanten wird dabei auch manches Selbstverständliche gesagt und wiederholt.

Man merkt bei der Lectüre bald, dass diesmal ein Fachmann der classischen Philologie an die Beurtheilung des deutschen Dramas getreten ist, denn die Sympathien des Verf.s stehen bedeutend mehr auf Seite des griechischen Werkes. „Niemand wird bestreiten“, sagt K. zum Schlusse seiner Ausführungen, „dass, was Aufbau, natürliche, ungekünstelte Entwicklung, Einheit der Darstellung und Charakteristik der Personen anbelangt, von den beiden Dramen dem Oidipus Tyrannos des Sophokles die Palme gebürt“ (S. 202). Er lässt Schillers unsterbliches Drama nur als „weithin leuchtendes Denkmal“ der von der Antike beeinflussten Literaturperiode Deutschlands gelten (ebd.). Die Berechtigung dieses Urtheils glaubt K. aus der vergleichenden Analyse des Inhalts und Aufbaues ableiten zu dürfen, durch welche Methode wirkliche und scheinbare Mängel und Vorzüge beider Dramen in grelle Beleuchtung gerückt werden. Wäre ein poetisches Kunstwerk nur mit

Loupe und Sonde des Verstandes kühl zu betrachten, hätten leidenschaftlich erregtes Gemüth und überschäumende Phantasie bei Dichter und Publicum nicht auch ihren Antheil, dann würden wir den Ausführungen K.s viel rückhaltsloser beipflichten.

Trotz dieser principiellen Bedenken sollen die Lichtseiten des Buches nicht geleugnet werden. Genaue Kenntnis beider Werke und der einschlägigen Literatur, Selbständigkeit des Urtheils, Scharfsinn, philologische Akribie, Klarheit der Darstellung, Kraft des Ausdruckes verdienen alles Lob. Die Sprache scheint mir zuweilen allerdings mehr drastisch als geschmackvoll zu sein, wie wenn es S. 23 heißt: „der Chor entblödet sich nicht“ oder die Liebe zu Beatrice S. 38 als „Geschlechtsliebe“ bezeichnet wird. Die Behauptung (S. 10), „die Personen unseres Dramas sind Christen“ ist in dieser Form bekanntlich auch nicht ganz zutreffend. Vgl. auch S. 201 u.

Im Falle einer Neuauflage würde ich dem geschätzten Verf. u. a. starke Kürzungen, schärfere Gliederung und Beigabe eines Stellenregisters empfehlen.

Ausstattung und Druck sind tadellos.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Sieger, Dr. Rob., Geographischer Jahresbericht über Österreich. III. Jahrgang 1901. Wien, E. Hölzel.

Nach den gleichen Grundsätzen gearbeitet wie der bereits in dieser Zeitschrift (1898, S. 781) besprochene erste Jahrgang, berichtet der dritte über die geographischen Arbeiten des Jahres 1896, welche sich mit österreichischen Gebieten beschäftigen. Er orientiert wie jener durch prägnante Charakterisierung in ausgezeichneter Weise über die Literatur des genannten Jahres. Der Zeitunterschied zwischen dem Erscheinen der Werke und ihrer Besprechung im Geographischen Jahresberichte, der in den beiden ersten Jahrgängen drei Jahre betrug, im vorliegenden jedoch bereits auf fünf Jahre angewachsen ist, wird voraussichtlich im nächsten Jahrgange wesentlich verringert werden.

Wien. J. Müllner.

In den Alpen. Von John Tyndall. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. 2. Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1899. Preis 7 Mk.

Wenn auch in dem vorliegenden sehr lesenswerten Buche Tyndall seine Erlebnisse in den Hochalpen mit gewohnter Genauig-



keit und Sorgfalt und der ihm eigenen Beredsamkeit beschreibt, so kann dasselbe doch nicht als eine Reisebeschreibung in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung angesehen werden, da an allen Stellen des Buches die wissenschaftliche Durcharbeitung des Vorgetragenen sich geltend macht. Immer hat der Verf. auf die Ursachen hingewiesen, welche die Phänomene der Gebirgswelt bedingen und dieser einen eigenartigen Reiz verleihen. Die etwas früher erschienene deutsche Ausgabe der Schrift Tyndalls „Die Gletscher der Alpen“ und die vorliegende ergänzen sich, und sie bilden in ihrer Vereinigung eine sehr bemerkenswerte und hochzuschätzende Gabe für den Naturfreund und Naturforscher sowie für den Alpinisten, der mit den typischen Erscheinungen der Gebirgswelt, wie sie uns in den Alpen entgegentritt, vertraut gemacht wird.

In ausführlicher Weise werden die Besteigungen einiger Bergriesen, welche von Tyndall unternommen wurden, geschildert und auch auf die Gefahren hingewiesen, welche solchen Unternehmungen im Wege stehen. Wertvoll sind auch die physikalischen Bemerkungen über Eis und Gletscher (Beobachtungen auf dem Mer de Glace), durch welche neuerdings dargethan ist, dass die Zerbrechlichkeit des Eises und seine Fähigkeit wieder zusammenzufrieren es möglich machen, dass es seine Form ohne Nachtheil für seine Continuität verändert; Beobachtungen über Structur und Eigenschaft des Eises, über Structur der Gletscher, denen zufolge man von einer Randstructur, durch Druck infolge der schnelleren Bewegung der Mitte des Gletschers erzeugt, von einer Longitudinalstructur, durch den beiderseitigen Druck von zwei seitlichen Gletschern, von einer transversalen Structur, erzeugt durch den Druck, den der Wechsel der Neigung und der longitudinale Stoß hervorruft, den der Gletscher an der Basis einer Eiscascade aushalten muss, sprechen kann. Im weiteren Verlaufe werden die Betrachtungen von Helmholtz über Eis und Gletscher dargelegt und auf die Übereinstimmung der Anschauungen dieses Forschers mit jenen Tyndalls aufmerksam gemacht. Die in diesem Aufsatze angegebenen Versuche sind sehr beachtenswert und wurden zu wiederholtenmalen seit ihrer Bekanntgabe mit gutem Erfolge durchgeführt.

Aufsätze, die mit dem eigentlichen Thema des Buches in nicht directem Zusammenhange stehen, sind die nun folgenden über Wolken, über Killarney mit Rücksicht auf dessen Niederschlagsverhältnisse, über Snowdon im Winter, über die Reise nach Algerien zur Beobachtung der Sonnenfinsternis. Auch in diesen kleineren Aufsätzen zeigt sich Tyndall als Meister naturwissenschaftlicher Darstellung.

Das vorliegende Buch kann allen Freunden der Naturforschung, allen Alpenfreunden aufs wärmste empfohlen werden; sie werden in

ihm eine genuss- und lehrreiche Lectüre finden, gleichzeitig aber durch die sprachliche Darstellung des Gebotenen vollständig befriedigt sein.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

E. Meyer, Geschichte des Alterthums. III. Band: Das Perserreich und die Griechen. 1. Hälfte: Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Stuttgart, Cottas Nachfolger 1901. XII und 691 SS. 8°. Mit einer Karte. Preis 13 Mk.

Für den dritten Band des rühmlich bekannten Werkes war von dem Verf. der Zeitraum von 490—362 v. Chr. in Aussicht genommen: die Ereignisse von dem Siege des Griechenthums über Perser und Karthager bis zu dessen politischem Zusammenbruche, der mit dem Siege Thebens über Sparta, der Auflösung des zweiten attischen Seebundes und in Westhellas mit der Zerstörung des Reiches des Dionysios eintritt.

Die Wichtigkeit der religiösen Ideen des Judenthums und der Schöpfungen der Hellenen in Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft während des fünften Jahrhunderts trieb jedoch zu ausführlicherer Behandlung, der Umfang eines Bandes erwies sich zu klein, und so entschloss sich E. M., den Gegenstand auf deren zwei zu vertheilen, die den dritten und vierten des Gesammtwerkes bilden; der vierte Band soll dem vorliegenden binnen Jahresfrist folgen und das Inhaltsverzeichnis zu beiden enthalten.

Der Verf. beginnt mit dem Orient und schildert in bisher nirgends gebotener Vollständigkeit und Ausführlichkeit das persische Reich seit seiner Organisierung durch Dareios und die in dasselbe aufgegangenen Völker des Orients. Unter ihnen ist das von Kyros aus dem Exil entlassene, in Judäa neu constituierte und das babylonische Judenthum die für die Zukunft wichtigste Erscheinung. Ihm hat M. daher einen besonderen Abschnitt gewidmet. Das zweite Buch behandelt die Perserkriege und deren Wirkung auf die Griechen, deren Fortsetzung durch Athen, dessen Großmachtstellung als Herrin des ägäischen Meeres, die Ausgestaltung der Demokratie, den Bruch mit Sparta und das Ende der Perserkriege bis zum Frieden mit Persien und Sparta. Der letzte Abschnitt dieses Buches stellt die den Perserkriegen gleichzeitigen Kämpfe der sicilischen Griechen gegen Etrusker und Karthager, die Zustände in Sicilien, Kyrene, Italien, Massalia und in Karthago in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts dar. Jedem dieser zwei Bücher ist ein Abschnitt über Quellenkunde vorausgeschickt.

Die Angriffe, denen das Griechenthum im Osten und Westen gleichzeitig ausgesetzt war, hält M. für das Ergebnis einer voran-

gegangenen Verständigung zwischen Persien und Karthago. Damit wird eine bisher meist vernachlässigte Nachricht des Ephoros, die uns Diodor erhalten hat, zu Ehren gebracht und über die durch Herodots Werk verursachte isolierte Betrachtung der Abwehr der persischen Barbaren hinaus ein universalgeschichtlich bedeutsamer politischer Zusammenhang des ganzen Mittelmeergebietes bereits zu Beginn des fünften Jahrhunderts festgestellt. Die auf S. 298 hervorgehobenen, zufällig erhaltenen Nachrichten über Beziehungen des persischen Hofes zu Tarent und Zankle, über die unteritalische Expedition zweier persischer, d. h. phönikischer Schiffe nach Unteritalien, über des Dionysios von Phokäa Piratenstreiche auf Sicilien (S. 356), über Sataspes' afrikanische Expedition (S. 101) von der Westküste aus, Nachrichten, die alle bei Herodot stehen, sind hinreichende Beweise politischer Beziehungen zwischen den beiden Großmächten des Mittelmeergebietes.

Herodot erkannte sie nicht; allein die Dichter unter den Zeitgenossen der Ereignisse ahnten dieselben: Pindar und wahrscheinlich auch Äschylus haben dies in ihrer Weise zum Ausdruck gebracht, da sie den Sieg von Himera denen von Salamis und Platäa an die Seite stellten (S. 399).

In dem ersten Theile ist von der persischen Reichsorganisation und Verwaltung ein aus den vorhandenen griechischen und orientalischen Berichten, d. h. in diesem Falle ein aus der biblischen, persischen, babylonischen und ägyptischen Überlieferung, überall direct aus den Quellen geschöpftes Bild entworfen. E. M. ist einer der wenigen lebenden Gelehrten, der eine solche Arbeit zu bieten vermag, der mit Oppert über den Text der susischen Keilinschriften, mit den Assyriologen über die babylonischen Contracttäfelchen, mit Wellhausen und anderen Kritikern des alten Testamentes über Esra, Nehemia und die nachexilischen Zustände bei den Juden und mit den classischen Philologen über die Entstehung des thukydideischen Geschichtswerkes sich als selbständiger Forscher auseinandersetzen kann.

Der große Fortschritt, den das persische Reich im Vergleich zu den älteren orientalischen Despotien darstellt, ist gebürend hervorgehoben. Er wird unter dem Eindruck der griechischen Berichte meist unterschätzt. In Übereinstimmung mit diesen (Herodot und Xenophon), mit Dareios' Worten auf der Behistuninschrift und im Gegensatz zu Nöldeke hält E. M. die von den Persern gepflegten und ihnen nachgerühmten Tugenden nicht für bloße Idealisierung und ihre Versicherungen nicht für Phrasen. Die stärkste Wirkung hat das Perserreich auf religiösem Gebiete erzeugt, der Respect vor anderen Culturen überträgt sich auch auf die fremden Religionen und führt zur Toleranz. Wie aber das Perserreich politisch den Anspruch erhebt, ein Weltreich zu sein, so hat auch die persische Religion universelle Tendenzen, die sich den unter seinem Schutze

gedeihenden anderen Religionen, insbesonders dem Judenthum mittheilen. Dies bedeutet einen Bruch mit den älteren religiösen Anschauungen, für die Religion und Nationalität zusammenfallen, die Allerweltsgötter treten an die Stelle der nationalen. In dem das erste Buch abschließenden Abschnitte über das Judenthum gibt der Verf. die Ergebnisse seiner diesen Gegenstand besonders behandelnden Untersuchungen wieder (Entstehung des Judenthums 1896) und erörtert an den dieser Zeit angehörenden Bestandtheilen des alten Testamentes die Entwicklung individualistischer und universalistischer Anschauungen bei den Juden und ihr Verhältnis zu dem vom Volke beschworenen Gesetze Esras' und Nehemias'.

Die am Anfang des zweiten Buches gebotene Quellenkunde zur griechischen Geschichte betrifft nicht bloß den Zeitraum, der in dem vorliegenden Bande dargestellt ist, sondern greift darüber hinaus und umfasst noch die im folgenden vierten des Gesammtwerkes darzustellende Periode bis auf Philipp von Makedonien. Die Vorarbeiten zu diesem und den folgenden Abschnitten enthält der zweite Band der Forschungen des Verf.s (Forschungen zur alten Geschichte II 1899).

In der Darstellung des großen Entscheidungskampfes zwischen Persien und Griechenland wird vor allem der einsamen Größe und dem Genie des Themistokles gerechte Würdigung zutheil; für diesen größten Staatsmann der Hellenen hat auch die Verfassung nur untergeordnete Bedeutung, wenn es sich darum handelt, die Macht des Staates zu heben und zur Geltung zu bringen. Was so vielen kleinen Politikern Zweck und Endziel ist, gilt ihm bloß als Mittel. Athen bedarf eines befestigten Hafens und einer Flotte, um mächtig zu sein und allen Angriffen widerstehen zu können. Ihre Schöpfung ist gleichbedeutend mit der radicalen Demokratie, diese Consequenz muss aber in den Kauf genommen werden. Weil Themistokles Athens Größe herbeiführen will und es ein anderes Mittel dazu nicht gibt, gestaltet er die Verfassung nach der demokratischen Seite hin aus, nicht weil er selbst radicaler Demokrat war (S. 360). Mit Beharrlichkeit kämpfte er zehn Jahre von 493 v. Chr., von seinem Archontat, bis 483 v. Chr. dafür; in der Schlacht von Salamis erntete er die Frucht seiner Mühen. Im Herbst 480 tritt er mit Recht für einen Vorstoß mit der Flotte gegen Asien ein, um Mardonius' Stellung in Griechenland unmöglich zu machen; er unterliegt aber, Mardonius überwintert in Thessalien. In Athen gewinnt nun die Anschauung die Oberhand, dass Sparta und der Peloponnes jetzt ihrerseits zur Verjagung der Perser einzutreten hätten. Darum wird Themistokles nicht wieder zum Feldherrn gewählt. Unmittelbar nach der Rückkehr nach Athen schon im Herbst 479 v. Chr. erkannte er ferner, dass Athen nur durch eine Auseinandersetzung mit Sparta seine Großmachtstellung behaupten könne, darauf arbeitete er nun hin und benützte seine guten Beziehungen zu Sparta als Gesandter, um in Athen Zeit für den Mauerbau zu schaffen. Weil er

diese Auseinandersetzung für nöthig und unvermeidlich hielt, musste er aber später gegen die Fortsetzung des Perserkrieges auftreten. Damit hat er der Verleumdung, er stehe mit Persien in Verbindung, Material geliefert, die Spartaner benutzten die bei Pausanias vorgefundenen Briefe zur Einleitung des Processes gegen ihn. Wie richtig Themistokles gesehen hatte, beweist die Politik des Perikles, der nach Kimons Tod den Perserkrieg beendete, den Waffengang mit Sparta ebenfalls als unvermeidlich erkannte, und auch darin an Themistokles' Gedanken anknüpfte, dass er den Expansionsbedürfnissen des attischen Reiches den Weg nach dem Westen wies.

Von den Spartanern nimmt E. M.s Darstellung einen seit Herodot oft wiederholten Vorwurf hinweg. Sie haben den Feldzug des Jahres 480 nicht lau und hinterhältig geführt, sondern die Griechen hatten von allem Anfang an beschlossen, das Landheer nur zur Deckung der Flotte zu verwenden, wie Themistokles richtig gerathen hatte: es sollte durch eine Entscheidung zur See ein verlustreicher Landkampf überflüssig gemacht werden. Die Schlacht von Platää und Spartas Ausmarsch zu dieser ist erst nothwendig geworden, weil man Themistokles' Rath im Herbst 480 v. Chr. nicht mehr befolgte.

Mit Recht betont E. M., dass der erste Zug des Mardonios und ebenso wiederum der des Xerxes durchaus verständig und richtig vorbereitet und angelegt waren, indem Flotte und Landheer cooperieren sollten, dass dagegen die Fahrt des Datis mit der an Bord genommenen Armee quer übers Meer von Anfang an wenig Aussicht auf Erfolg hatte.

Unter den Verfassungsänderungen des fünften Jahrhunderts misst der Verf. der Umwandlung des Archontats in ein Loosamt im Jahre 486/7 die höchste Bedeutung bei, weil damit im athenischen Staate die letzte Magistratur, die wirkliche Macht hatte, beseitigt worden ist; er zweifelt nicht, dass Themistokles der Urheber dieses Sturzes des Archontates war. Damit erst ist für den Vertrauensmann des souveränen Demos, dessen gerade die radicale Demokratie nicht entrathen kann, damit ist für den leitenden Demagogen die Bahn frei gemacht. Es ist ein Verdienst, dass E. M. mit besonderem Nachdruck hervorhebt, wie gerade eine Verfassung, die allen Bürgern gleiches Recht gewährt, erst recht keine Massenentscheidungen und keine Politik der Massen, sondern die der einzelnen Staatsmänner erzeugt; dass also auch in der extremen Demokratie die Individuen und nicht die Massen die Staaten lenken (S. 440), eine Wahrheit, die neuestens von verschiedenen Standpunkten aus verkannt wurde, sei es, dass die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Einflüsse in ihrer Wirkung überschätzt, sei es dass die Berechtigung bestritten wird, in der Geschichte Athens von einem perikleischen Zeitalter und von kimonischen Tempeln zu sprechen.

Seit der Erlosung der Archontenstellen und seit dem Sturze des Areopags ist nur die Bekleidung der Strategie für den Vertrauensmann des Demos bei der Leitung des Staatswesens ein erstrebenswertes Amt. E. M. vertritt die Ansicht, dass einer von den zehn Strategen, der Oberstratege, aus dem gesammten Volke gewählt wurde, so dass also das Volk mit dieser Würde seinen Vertrauensmann bekleiden konnte. Diese Ansicht stützt sich darauf, dass in den uns bekannten Strategencollegien eine Phyle leer ausgeht, dagegen eine durch zwei Mitglieder vertreten ist. Perikles' Ausnahmsstellung erklärt sich daher aus der Verbindung seiner Stellung als führender Demagog mit der Oberstrategie.

In dem Abschnitte, der 'Die Wirkung der Perserkriege' betitelt ist, nimmt der Verf. vielfach Gedankreihen wiederum auf, die schon in dem zweiten Bande entwickelt waren. Dies gilt besonders von den Darlegungen über die religiösen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Bei der Beschaffenheit des uns vorliegenden Materiales sind solche Wiederholungen nicht zu vermeiden, so wird aber auch bei dem Leser der richtige Eindruck erzeugt, dass die besprochenen Erscheinungen in stetiger Fortentwicklung und Steigerung über einen längeren Zeitraum sich verbreiten.

Vorzüglich ist auseinandergesetzt, wie mannigfaltig sich die religiösen, politischen und socialen Gegensätze bald durchkreuzen, bald Hand in Hand gehen, wie aber gleichwohl seit den Perserkriegen ein großer Riss und ein allgemeiner Gegensatz in allen griechischen Gemeinwesen zu beobachten ist. Diese Auseinandersetzungen waren nöthig, da die Berechtigung, bei den Griechen des fünften Jahrhunderts von Conservativen und Fortschrittlichen zu sprechen, bestritten worden ist. Erschöpft ist damit freilich der Inhalt des politischen Lebens jener Zeit so wenig als mit der von E. M. mit Recht befehdeten Antithese vom Dorer- und Ionerthum (S. 438), allein in der Gesammtheit der überaus mannigfaltigen und individuell gestalteten Gegensätze nimmt auch der der Conservativen und Fortschrittlichen eine wichtige Stelle ein.

E. M. hat aber auch gezeigt, dass andererseits bei den Griechen Gegensätze nicht bestehen, wo wir geneigt sind, solche anzunehmen. Die radicale demokratische Verfassung vertrug sich z. B. vorzüglich mit den Interessen des Großcapitals, eben darum ist dieses eine ihrer stärksten Stützen (S. 560); die Agrarier sind Gegner der Demokratie, dem Großcapital aber kommt die demokratische Verfassung zugute, in dieser Weise finden im politischen Leben Athens die wirtschaftlichen Gegensätze ihren Ausdruck.

Auf S. 444 ff. hat E. M. vorzüglich dargethan, dass die Stellung des Individuums zur Gesammtheit das große Problem ist, nach dessen Lösung im 5. Jahrhundert die beiden so fundamental verschiedenen Mächte, Judenthum und Griechenthum, gerungen haben; dort ist die Kirche, hier der Staat dem Einzelnen gegenübergetreten. Mit den in Griechenland vorhandenen Ansätzen zur

Bildung einer Kirche und einer Priesterherrschaft hätte das persische Reich sich leicht verbündet, sein Sieg hätte den Traditionen persischer Reichspolitik gemäß dahin geführt, dass auch in Griechenland mit Hilfe der geistlichen Autorität regiert worden wäre. Die politische Entscheidung auf den Schlachtfeldern der Perserkriege hat also bewirkt, dass die griechische Cultur nicht wie die orientalischen in der Religion aufgegangen ist, sie hat einem freien geistigen Leben die Bahn erschlossen. Unmittelbar nach den Perserkriegen, die eine Kräftigung der nationalen Religion bewirkten, wird noch einmal zwischen dem Gewissen des Einzelnen und den geltenden Satzungen des Staates und der Religion ein Compromiss gefunden; erst die folgende Generation hat die Lösung des alten Problems wieder aufgenommen und das Recht des Individuums im Gegensatze zur Tradition, zum Staate, zur Religion und zum Sittengesetz geltend gemacht.

Wie in diesen Abschnitten die geschichtlich bedeutsamen Leistungen des Griechenthums im Mutterlande mit weitem Blicke und tiefem Verständnisse für politische, religiöse und dichterische Schöpfungen gekennzeichnet werden, so bietet der Schluss des Bandes eine nicht minder treffliche Charakteristik des sicilischen und unteritalischen Griechenthums, der eigenartigen Entwicklung, die Massalia genommen hat, und der karthagischen Handelsmacht.

An einer Stelle dieses Bandes findet sich ein Verweis auf § 478 ff., in diesen soll über Pheidias und die Kunst des perikleischen Zeitalters näher gehandelt werden; darin liegt die erfreuliche Gewissheit, dass das Versprechen der Vorrede, Bd. IV werde binnen Jahresfrist folgen, auf gesicherter Grundlage ruht. Der vorliegende Band enthält 384 Paragraphe; der vierte, in dem auch die Geschichte Roms wieder einen breiteren Raum beanspruchen wird, dürfte daher an Umfang hinter dem vorliegenden nicht zurückstehen.

E. M.s Darstellung der Geschichte des Alterthums in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. gereicht abermals der deutschen Geschichtswissenschaft zum Ruhme. Die volle Herrschaft über den ausgedehnten und disparaten Stoff, die der Verf. besitzt, verleitet ihn niemals bei seinen Lesern vieles vorauszusetzen, sich in bloßen Andeutungen zu ergehen; überall ist in der Darstellung jene Vollständigkeit vorhanden, deren ohne Schaden kein historisches Werk entbehren kann. Mit ruhigem und klarem Blick verbindet der Verf. eine wohlthuende Wärme des Temperaments. Frei von Sentimentalität und Überschwang wird er hellenischer Größe gerechter als die Panegyriker, er recurriert nirgends auf geheimnisvolle Kräfte und Anlagen der Griechen, die sich menschlichem Begreifen entziehen, und zeichnet Menschen und Zeiten in ihrer Freiheit und Bedingtheit, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit als politisch geschulter Forscher. Der Grenzen, die aller Erkenntnis gezogen sind, ist er sich bewusst: „Die Einseitigkeiten, die Abhängigkeit von ephemeren Erschei-

nungen der Gegenwart, die zweifellos auch unserer Auffassung anhaften, wird erst eine spätere Generation richtig zu erkennen vermögen; dass wir in politischen Fragen unparteiischer geworden und dadurch zu einem richtigeren und umfassenderen historischen Urtheile gelangt sind, wird schwerlich in Abrede gestellt werden können."

E. M. bezeichnet 1870 als das Todesjahr der principiell unhistorischen Auffassung des Liberalismus und als das Epochenjahr neuer Anschauungen und Gegensätze. Unter dem Einfluss großer politischer Erlebnisse erstarkt das Talent für die historische Wissenschaft. Die Auffassung der hellenischen Geschichte und hellenischen Literatur haben E. Meyer und U. v. Wilamowitz, so grundverschieden sie sonst in ihren Anschauungen sind, dennoch in sehr wesentlichen Punkten übereinstimmend von Grund aus neu gestaltet und deren tieferes und lebensvolleres Verständnis erschlossen. Auch in der deutschen Geschichtswissenschaft sind Erfolge der deutschen Politik herangereift.

Graz. Adolf Bauer.

Weltgeschichte. VII. Bd. 1. Theil von R. Mayr, A. Tille, G. Adler, W. Walther u. H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Mit sechs Karten, sechs Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. XII und 573 SS. gr. 8°. (A. u. d. T. Weltgeschichte. Unter Mitarbeit von Achelis etc., herausgeg. von Hans F. Helmolt.)

Den beiden bisher erschienenen Bänden der Helmolt'schen Weltgeschichte ist in kurzer Zeit ein neuer, in der ganzen Reihe der VII. Band gefolgt, der mit dem demnächst erscheinenden VIII. die Geschichte Westeuropas von den Anfängen dieser Geschichte bis auf die Gegenwart enthält. In dem vorliegenden Bande behandelt zunächst R. Mayr in ebenso übersichtlicher als geistvoller Art die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen. Nachdem zunächst der Begriff Westeuropa erläutert ist (der Verf. versteht darunter Mittel- und Westeuropa im Gegensatz zu Osteuropa, also Portugal und Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen, die Völker germanisch-romanischer Zunge oder den christlich-abendländischen Gesittungskreis), wird der Kampf um die Vorherrschaft im Levantehandel und die Ausdehnung des südeuropäischen Einflussgebietes, hierauf der Kampf um die Vorherrschaft in den nordischen Meeren und die deutsche Hansa, dann Westeuropa im Zeitalter der Entdeckungen, hierauf das Zeitalter des Mercantilsystemes und endlich die letzten 125 Jahre geschildert. Wir stehen nicht an, die vorliegende Darstellung, zu deren Erklärung einige gute Originalzeichnungen beigegeben sind, trotz

ihrer knappen Gestaltung für eine der besten und lehrreichsten zu halten, die auf diesem Gebiete bisher erschienen sind. Ein actuelles Interesse haben die letzten Abschnitte: die erneute Ausbreitung der Europäer über die Erdoberfläche, Weltwirtschaft und Verkehrsmittel, die europäische Landwirtschaft und ihre gefährdete Lage, Industrie und Handel.

Armin Tille behandelt die Geschichte Westeuropas im Zeitalter der Renaissance, Reformation und Gegenreformation; bei dem knappen Raum, welcher der Darstellung zugewiesen ist (S. 139 bis 306), kann die Darstellung nicht anders als skizzenhaft sein; doch sind immerhin alle wesentlichen Momente bei aller Knappheit klar genug dargestellt. Der Verf. schildert zunächst „die Befruchtung der westeuropäischen Cultur durch die Renaissance“, gibt dann eine Übersicht der Entwicklung der westeuropäischen Staaten zu modernen Staatsgebilden, erörtert den Zustand der wirtschaftlichen und geistigen Cultur im Reformationszeitalter, die politischen Verhältnisse dieses Zeitraumes, behandelt dann die katholische Reaction gegen die Fortschritte des Protestantismus, den dreißigjährigen Krieg und den westphälischen Frieden. Auch diesem wie den folgenden Theilen sind einige treffliche Zeichnungen beigegeben. Die christlich-religiöse und sociale Entwicklung behandelt W. Walther in seinem gehaltvollen Aufsatz: „Das abendländische Christenthum und seine Missionsthätigkeit seit der Reformation“ (S. 307—364), und zwar erörtert er 1. die Spaltung der Kirche in Confessionskirchen, 2. die einseitige Ausbildung der religiösen Richtungen, 3. die Herrschaft des Freidenkerthumes und 4. die Restauration und die neue Ausprägung der Gegensätze. Die beiden letzten Abschnitte dieses vierten Capitels schildern den Verlauf des Culturkampfes und die Missionsthätigkeit des XIX. Jahrhunderts. Neu in einer Weltgeschichte ist die zusammenfassende Behandlung der socialen Frage, wie sie hier (S. 365—432) aus der sachkundigen Feder Dr. Georg Adlers vorliegt. Nach einer knappen Einleitung über die Entwicklung der capitalistischen Productionsweise und ihre Folgen geht der Verf. auf die sociale Frage in England, Frankreich, Deutschland, im übrigen Mittel- und Westeuropa ein und erörtert dann die Ergebnisse der neueren socialen Entwicklung, den Socialismus als geschichtlich nothwendige Illusion und die Zukunft der socialen Frage: „das wahre Ziel, dem die ganze sociale Bewegung entgegeneilt, ist eine Art von socialem Constitutionalismus, der auf dem Gebiete der Wirtschaft das leistet, was der politische Constitutionalismus auf dem des öffentlichen Rechtes“. „Allmählich wird sich die vollständige Einordnung der Arbeiterclasse in das moderne Staats- und Gesellschaftsleben vollziehen. Diese wird an der Regierung und Verwaltung dauernden Antheil erhalten, aber freilich nur unter der Voraussetzung, dass sie ihren revolutionären Hirngespinsten gänzlich entsagt und sich auf den Boden der bestehenden socialen

Ordnung und der geltenden politischen Verfassung stellt." Die fünfte und letzte Abtheilung des Bandes stammt aus der Feder H. v. Zwiedineck-Südenhorsts und führt den Titel: „Die Entstehung der Großmächte". In neun Abschnitten gibt der Verf. zunächst eine knappe allgemeine Charakteristik des ganzen Zeitraumes von 1650—1780, schildert dann die Entwicklung des französischen Königthumes, England und die Generalstaaten, das Deutsche Reich nach dem westphälischen Frieden, die baltischen Neugestaltungen („Der Große Kurfürst, Schwedens Großmachtbestrebungen, Warschau und Fehrbellin"), Frankreichs Machtentfaltung unter Ludwig XIV., das Ende der spanischen Großmacht und die Anfänge Russlands, der Staat der deutschen Habsburger und die Entwicklung des preußischen Königthumes. Mit dem Ausgang des siebenjährigen Krieges schließt der Aufsatz ab. Alles in allem steht auch dieser Band auf der Höhe der früheren, ja wir tragen kein Bedenken, ihn namentlich wegen der Aufsätze Nr. 1 und Nr. 4 noch höher einzuschätzen, als diese.

Graz. J. Loserth.

Kaiser Ludwig der Bayer. Ein Lebensbild, entworfen von Dr. Alph. Steinberger, kgl. Gymnasialprofessor. München, Lindauer'sche Buchhandlung 1901. 212 SS.

Der Verf. dieses Büchleins sagt in der Vorrede, dass es nicht den Charakter eines wissenschaftlichen Werkes beanspruche, sondern in „ruhig erzählender Darstellung, in objectiver, nach keiner Seite hin verletzender Schilderung das Gedächtnis an einen der edelsten Sprossen aus dem Hause Wittelsbach aufs neue wachrufen und in dem Herzen des Lesers befestigen" wolle. Der Verf. hat seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst: in 22 Abschnitten legt er klar und anregend den Lebensgang Ludwigs des Bayern dar. Im Mittelpunkte der Darstellung steht die Schlacht bei Mühldorf, die in lebhafter Sprache sehr anschaulich geschildert wird. Recht ansprechend ist auch das Capitel, in dem der Besuch des Königs Ludwig auf der Burg Trausnitz und seine Unterredung mit dem gefangenen Gegenkönig Friedrich dem Schönen erzählt wird. Hervorgehoben kann noch werden, dass der Verf. stets auch den Gegnern Ludwigs Recht widerfahren lässt und dass auch der Beziehungen des Kaisers zu den Päpsten, die der reichsfeindlichen Politik Frankreichs ihre Dienste widmeten, in maßvoller Weise gedacht wird. Das Büchlein ist ohne Zweifel eine willkommene Bereicherung der Jugendliteratur.

Graz. F. M. Mayer.



Elemente der Arithmetik und Algebra. Von Dr. H. Schubert, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

Elemente der Stereometrie. Erster Theil: „Die Lehrsätze und Constructionen.“ Von Prof. Dr. Gustav Holzmüller in Hagen i. W. Leipzig, G. J. Göschen 1899.

Die genannten Bücher gehören einer von Prof. Schubert ins Leben gerufenen und redigierten Sammlung an, welche unter dem Namen „Sammlung Schubert“ im Verlage der bekannten Firma Göschen in Leipzig im Erscheinen begriffen ist. Diese soll alle Gebiete der Mathematik in einheitlich angelegten, systematisch sich entwickelnden Einzeldarstellungen umfassen, und es sollen in den einzelnen Theilen streng wissenschaftliche Grundlage mit leichtfasslicher Ausdrucksweise verbunden werden. Dadurch sollen sie dem Unterrichte im allgemeinen, dem Selbstunterrichte im besonderen dienstbar gemacht werden und namentlich in der angewandten Mathematik fördernd wirken.

In den ersten Bänden wurde die elementare Arithmetik und Algebra einschließlich der quadratischen Gleichungen, der Lehre von den Potenzen, Wurzeln, Logarithmen aufgenommen. Ausgeschlossen erscheinen die geometrischen Reihen und deren Anwendung auf die Zinseszinsrechnung, die höheren arithmetischen Reihen, die Combinatorik mit ihren Anwendungen, die Kettenbrüche, die unbestimmten Gleichungen und die sogenannten höheren Gleichungen. Diese Partien werden in einem separaten Bande der Sammlung erscheinen, welcher Gegenstände der niederen Analysis enthalten soll.

Das vorliegende Buch ist mit besonderer Rücksicht auf die bewährte Unterrichtsmethode verfasst und umfasst auch eine Reihe von Aufgaben, deren Lösung die vorgetragenen Theorien fördern soll. Nachdem der Verf. die Operationen der ersten und zweiten Stufe behandelt hatte, werden von denselben mannigfache Anwendungen gemacht; unter anderem sind auch die Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten an dieser Stelle behandelt worden. In der Lehre von den Gleichungen ersten Grades mit mehreren Unbekannten ist die Gleichsetzungsmethode, die Methode der Einsetzung und jene der gleichgemachten Coëfficienten (was sachlich und sprachlich richtiger als „die Methode der gleichen Coëfficienten“ ist), berücksichtigt worden. Daran schließen sich die grundlegenden Sätze über arithmetische Reihen, über Verhältnisse und Proportionen, dann über die Eigenschaften der natürlichen Zahlen, über die Darstellung der Zahlen, über Decimalbrüche. In letzterer Beziehung wäre auf das Rechnen mit unvollständigen Zahlen einzugehen gewesen. Der nächste Abschnitt handelt von dem Quadrieren und der Quadratwurzelausziehung, wobei in sehr anschaulicher Weise und vollkommen schulgerecht der Begriff der irrationalen Zahlen zur Erläuterung gelangt. Auch das über imaginäre Zahlen Gesagte wird für den ersten Unterricht als aus-

reichend betrachtet werden können. Im Weiteren finden wir die quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten und jene Gleichungen behandelt, welche sich auf solche zurückführen lassen. Methodisch vortrefflich verfasst ist auch jener Abschnitt, der von den quadratischen Gleichungen mit mehreren Unbekannten handelt.

In den Rechnungsarten dritter Stufe ist in vollkommen schulgerechter Weise die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen durchgeführt worden. Wir vermissten in diesem Abschnitte ein detailliertere Eingehen in das Rechnen mit Potenzen einer Summe, namentlich eines Binomes.

Im Anhange wird das System der arithmetischen Operationen zusammengestellt und in den Bemerkungen über die Erweiterung des Zahlenbegriffes besonders das Princip der Permanenz der Rechengesetze betont. Die angeschlossenen historischen Daten werden willkommen genannt werden, ebenso die ausgewählte Zusammenstellung der Rechnungsergebnisse bei den im Texte angegebenen Übungen.

Im vierten Bande der vorliegenden Sammlung finden wir aus der Feder des bekannten Prof. Dr. Holzmüller einen trefflichen Überblick über das Gebiet der elementaren Raumgeometrie gegeben, der dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen verfasst wurde. Es sind in diesem Bande vorzugsweise die Lehrsätze und Constructionen angegeben, während in einem folgenden Theile die stereometrischen Berechnungen besonders gepflegt werden sollen. Dass in diesem Buche der Projection, Affinität und Collineation, der Erörterung der elementaren räumlichen Verwandtschaften ein breiterer Raum gegönnt wurde, als es in anderen elementaren Lehrbüchern der Stereometrie der Fall ist, wird man nur billigen können; ebenso ist anerkennend hervorzuheben, dass der Verf. dem stereometrischen Zeichnen in seinem Buche Eingang verschaffte, dass er ferner den Versuch gemacht hat, den einzelnen Capiteln historische Bemerkungen beizufügen, durch die dem Studierenden einigermaßen ein Einblick in den Entwicklungsgang der Stereometrie, im allgemeinen der Raumlehre eröffnet wird. Die Absicht des Autors, in diesem Buche möglichst zahlreiche Methoden zur Kenntnis zu bringen, erscheint dem Ref. vollkommen erreicht worden zu sein.

Im ersten Abschnitte werden allgemeine Betrachtungen über die Lage der Ebenen und Geraden im Raume angestellt, wobei auch der grundlegenden Constructionen im Raume gedacht wird. Der zweite Abschnitt umfasst das stereometrische Zeichnen der wichtigsten Polyëder. Es kommt in diesem die schräge Parallelperspective, die Lehre von den senkrechten Projectionen, die von den Grundlagen des perspectivischen Zeichnens zur Sprache, und es wird unter anderen die Centralperspective verwendet, um planimetrische Sätze und Constructionen abzuleiten und einen deutlichen Einblick in die Begriffe der Collineation und Affinität zu eröffnen.

Kurze Bemerkungen über Flächennetze und Modelle beschließen diesen Abschnitt. Im weiteren werden besprochen: Die Vielflächner oder Polyëder, der senkrechte Kreiscylinder und Kreiskegel, die ältere Elementargeometrie der Kugel und die wichtigsten Sätze über die Kugel auf Grund der neueren Raumgeometrie (Pol und Polare, Potenzebene, Potenzlinie und Potenzpunkt, Ähnlichkeitspunkte, Methode der reciproken Radien im Raume und die wesentlichen kartographischen Darstellungen der Erdoberfläche). Die neuere Kugelgeometrie wird auf die Dupinschen Cykliden angewendet, ebenso auf die Krümmungsverhältnisse und das Gauss'sche Krümmungsmaß der Flächen, besonders der Cykliden und Pseudosphären; diese Erörterungen erleichtern den Einblick in die Untersuchungen über die Grundlagen unserer Raumanschauung, welche in den epochalen Werken von Veronese und Killing niedergelegt sind, ebenso in jene Untersuchungen, die dem Gebiete der sogenannten absoluten Geometrie angehören.

Cylinder und Kegelschnitte werden angewendet auf Kugelperspective und Schattenconstruction der Kugel.

Im weiteren Verlaufe des Buches werden in sehr ansprechender Weise die Drehungsflächen, die durch Drehung der Kegelschnitte um ihre Achsen entstehen, dann die allgemeinsten Kegelschnittsflächen zur Sprache gebracht. — In den zusammenfassenden Betrachtungen über Kegelschnittsflächen wird gezeigt, dass, wenn man einen gegebenen Kegelschnitt durch eine Schar paralleler Ebenen schneidet, die ihn im allgemeinen in zwei Punkten treffen, und wenn man durch die beiden Punkte einen Kegelschnitt mit der Maßgabe legt, dass alle so gezeichneten Kegelschnitte ähnlich sind und ihre Mittelpunkte auf einer Geraden haben sollen, eine Kegelschnittsfläche, also eine Fläche zweiten Grades entsteht. Bemerkenswert sind auch die Andeutungen über conforme Kegelschnittsflächen. Dadurch, dass die einzelnen Abschnitte des vorliegenden Buches möglichst selbständig ausgestaltet worden sind, ist es möglich, dass der Leser beim Studium des Buches sich nicht streng an die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte hält, sondern schwierigere Partien überschlägt.

Die Ausstattung des Buches, das mit zahlreichen und sehr correct ausgeführten Figuren versehen ist, kann als eine mustergiltige bezeichnet werden. Wir wünschen dem sehr instructiven Buch recht viele Studierende, die in ihm manche Anregung finden werden.

Cinématique et mécanismes. Potential et mécanique des fluides.

Cours professé a la Sorbonne par H. Poincaré, membre de l'Institut. Rédigé par A. Guillet. Paris, Georges Carré et C. Naud 1899.

Den Vorlesungen, die an der Sorbonne von Prof. Poincaré gehalten wurden, entstammen mehrere Werke über mathe-

matische Physik, welche in demselben Verlage wie das vorliegende erschienen sind. Die Arbeiten des genannten Forschers sind durch Gründlichkeit und äußerst klare und elegante Darstellung ausgezeichnet, und es war auch dieser Umstand maßgebend gewesen, dass mehrere dieser Vorlesungen, z. B. über Thermodynamik, über Licht, über die Beziehungen des Lichtes zur Elektricität ins Deutsche übertragen wurden. Auch in diesem vorliegenden Bande zeigt sich Poincaré als Meister der Darstellung.

Im ersten Theile finden wir die Grundlehren der Kinematik, in der die Bewegungen unabhängig von den sie hervorrufenden Ursachen studiert werden, entwickelt und namentlich die krummlinige Bewegung eingehend betrachtet. Immer wird der Zusammenhang der kinematischen und geometrischen Probleme betont und auf Grund der ersteren mancher Schluss auf geometrische Eigenschaften der Curven gezogen; so wird die Krümmung in einem Ellipsenpunkte mittelst der Centralbewegung auf S. 25 betrachtet. Im weiteren wird die Bewegung einer ebenen unveränderlichen Figur behandelt, welche auf einer Ebene gleitet. Große Dienste leistet die Zurückführung einer ebenen Bewegung auf eine rollende Bewegung. An zahlreichen Anwendungen fehlt es in diesem Abschnitte auch nicht. Der Verf. wendet sich zur sogenannten epicykloidalen Bewegung; dann zur Bewegung eines festen unveränderlichen Körpers, wobei die Translationen und die Rotationen durch geometrische Größen dargestellt werden. Nach Absolvierung der allgemeinen Betrachtungen wird die Bewegung eines festen Körpers um einen festen Punkt, die auf eine rollende Bewegung zurückgeführt wird, behandelt. Als specieller Fall wird die sphärische Epicykloidalbewegung in diese Erörterungen einbezogen. Für die Praxis von besonderem Interesse und hervorragender Wichtigkeit musste die helicoidale Bewegung eingehend zur Behandlung kommen. Dass man die allgemeinste Bewegung eines festen Körpers immer als die Resultierende einer Translations- und einer Rotationsbewegung in jedem Augenblicke auffassen kann, wird gezeigt und auf die Folgerungen aus dieser Auffassungsweise des Näheren eingegangen. Nun wendet sich der Verf. zur Aufstellung der Bedingungen für die Bestimmung der Lage eines Körpers; es wird gezeigt, dass hiezu sechs Bedingungen erforderlich sind. Im weiteren finden wir die Untersuchungen über die relative Bewegung eines Punktes.

Der zweite Abschnitt handelt von den Mechanismen und hat nebst theoretischem vorwiegend technisches Interesse. — Bei der Erörterung der Transformation einer Kreisbewegung in eine eben solche werden die drei Fälle unterschieden, dass die Achsen der beiden Bewegungen einander parallel sind, dass sie gegeneinander convergieren, dass sie endlich nicht in derselben Ebene liegen. Im speciellen wird der Arbeiten von Stephenson gedacht, die er gelegentlich der Erfindung der Dampfmaschine auf diesem Gebiete ausführte.

Im zweiten Theile wird ein sehr gelungen dargestellter Abriss der Potentialtheorie gegeben. Es wird zuerst der Ausdruck für das Potential im Falle einer Centralkraft dargestellt, wobei auch eingehend der Gleichung der Kraftlinien gedacht wird. Die Theorie des Kraftflusses wird erörtert und einige Anwendungen derselben werden durchgeführt. Auf Grund derselben wird die Gleichung von Poisson abgeleitet. In eleganter Darstellung finden wir das Theorem von Green und dessen Anwendungen gegeben. Das Problem von Dirichlet wird erläutert und auf die Vertheilung der Elektricität an der Oberfläche von Conductoren angewendet. Speciell befasst sich der Verf. mit dem Probleme der Anziehung, die durch ein Ellipsoid ausgeübt wird. Es wird hier auch auf den Begriff der elliptischen Coordinaten eines Punktes eingegangen und die Transformation der Cartesischen Coordinaten in diese vorgenommen. So gelingt es dem Verf. dann leicht, die Vertheilung der Elektricität auf der Oberfläche eines ellipsoidischen Conductors ohne viele Rechnungen aufzustellen.

Eine zweite Betrachtungsweise, die der Verf. benützt, gestattet ihm, die Wirkung eines Ellipsoides auf einen inneren Punkt leicht zu rechnen und den Fall der Anziehung des Ellipsoides auf einen äußeren Punkt mittelst des bekannten Theoremes von Ivory auf den ersten Fall zurückzuführen.

Nun wendet sich der Verf. zur Mechanik der Flüssigkeiten, also jener Körper, deren Moleküle übereinander frei und ohne Widerstand gleiten können. Solche Flüssigkeiten werden vollkommen genannt. Die Lehre vom Gleichgewichte der Flüssigkeiten wird durch einige sehr schöne und einfache Theoreme eingeleitet. — Nach Aufstellung der hydrostatischen Differentialgleichungen werden dieselben auf den Fall einer schweren Flüssigkeit und auf die Bestimmung der Oberfläche einer Flüssigkeit, die um eine Achse rotiert, ferner auf allgemeine Gleichgewichtsprobleme angewendet, die auch geophysisches Interesse beanspruchen können. Nun wendet sich der Verf. dem Studium des Gleichgewichtes von Flüssigkeiten zu, die nur der Schwere unterworfen sind; er liefert in diesem Abschnitte unter anderen einen streng analytischen Beweis für das archimedische Princip. Gelegentlich der Zusammensetzung der relativen Drücke auf eine nicht geschlossene Oberfläche unterscheidet der Verf. scharf von einander die beiden Fälle einer Flüssigkeit und eines Gases.

Die barometrische Höhenmessformel wird im Folgenden deduciert und mit den wesentlichsten Correctionsgliedern versehen aufgestellt. In der Lehre von den Gleichgewichtsbedingungen schwimmender Körper ist der Verf. weiter gegangen, als es in den Lehrbüchern sonst der Fall zu sein pflegt. Es werden nach Aufstellung der allgemeinen Theorie die Gleichgewichtsbedingungen eines homogenen schwimmenden Ellipsoides und eines

schwimmenden Cylinders, sowie eines geraden homogenen Prismas mit quadratischer Basis aufgestellt.

In der Hydrodynamik finden wir zunächst die Ableitung der Grundgleichungen, speciell eine von der üblichen abweichende Deduction der Continuitätsgleichung. Das Theorem von Lagrange, dass, wenn eine Function der Geschwindigkeiten in einem gegebenen Augenblicke existiert, es noch eine Function der Geschwindigkeiten zu jedem anderen Zeitpunkte geben wird, finden wir ebenso sinnreich wie das Theorem von Bernoulli abgeleitet. Das Theorem von Torricelli wird sowohl für Flüssigkeiten, als auch für Gase erwiesen.

Besonders bemerkenswert sind die Ausführungen in dem Abschnitte, der von den kleinen Flüssigkeitsbewegungen handelt. Hier wird auch dem Probleme der Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit von Wasserwellen nähergerückt. Die Grundsätze der Helmholtz'schen Wirbeltheorie werden aufgestellt und diese findet in dem Buche mannigfache theoretisch belangreiche Anwendungen. Im Anschlusse daran untersucht der Verf. die Bewegung eines festen Körpers, der in eine Flüssigkeit getaucht ist, und eines solchen, dessen Gestalt und dessen Größe veränderlich sind, ein Fall, welcher durch die pulsierenden Kugeln von Bjerknes realisiert wurde. Bekanntlich zeigen sich dann Attractions- und Repulsionserscheinungen, wobei die auftretenden Kräfte ebenfalls umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernungen sind, wie es bei den Phänomenen der Gravitation, der Elektricität und des Magnetismus der Fall ist.

Ref. kann das vorliegende Buch mit gutem Grunde als ein ausgezeichnetes Lehrbuch der vorgetragenen Theorien bezeichnen, dessen Studium den mathematischen Physiker nur anregen, fördern und unterstützen wird. Die Darstellung ist eine durchwegs gelungene und — was ein besonderer Vorzug der französischen Werke ist — sehr elegante, klare und leicht verständliche. Die Ausstattung des Buches ist musterhaft.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Elektricität. Von Prof. Dr. F. Richarz. Mit 94 Abbildungen im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1900.

Die vorliegende kleine Schrift bildet den 9. Band der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt" und enthält eine Reihe von Vorträgen, welche theils im naturwissenschaftlichen Vereine in Greifswald, theils in den Feriencursen von dem bekannten Autor gehalten wurden. Diese Vorträge wurden nun erweitert und dem Buche einverleibt, so dass auch solche Leser, welche tiefer in die Theorie der behandelten Erscheinungen eindringen wollen, in diesem Belehrung finden können. Das Buch kann demnach eine Grundlage für das Studium der Faraday'schen, Maxwell'schen und

Hertz'schen Arbeiten auf diesem Gebiete, dem Grenzgebiete zwischen Elektricität und Licht, bilden. Das Werk bietet mehrfache Vergleiche, Deductionen und Versuche, die der Beachtung wert sind und sich dem Lehrer nützlich erweisen werden.

Im ersten Vortrage werden die magnetischen und elektrischen absoluten Maßeinheiten besprochen und sehr anschauliche Erläuterungen der Begriffe Ampère, Volt, Ohm gegeben. Es wird schon an dieser Stelle auf die merkwürdige Beziehung der Lichtgeschwindigkeit aufmerksam gemacht, also darauf, dass die im Verhältnisse von elektromagnetischer und elektrostatischer Messung einer Ladung vorkommende Geschwindigkeit 300.000 km pro Secunde ist, also mit jener Zahl übereinstimmt, welche die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes angibt. — Der zweite Vortrag umfasst die Erläuterung der Erscheinungen der elektrischen Schwingungen und der stehenden Wellen auf Drähten; im dritten Vortrage werden die Hertz'schen Wellen in freier Luft betrachtet, ebenso den Strahlen elektrischer Kraft und der Telegraphie ohne Draht die gebürende Aufmerksamkeit geschenkt. Die Anschauungen von Faraday und Maxwell werden in sehr klarer Weise in den vier ersten Abschnitten des vierten Vortrages besprochen. Es wird die Frage untersucht, ob wir es in den magnetischen und elektrischen Erscheinungen mit einer Fernwirkung oder einer Übertragung zu thun haben, weiters wird der Begriff der Kraftlinien eingeführt und auf deren Eigenschaften aufmerksam gemacht, dann das Verhalten des Äthers in verschiedenen Nichtleitern besprochen und auf die Theorie der Dielektricitätsconstanten eingegangen. Auf Grund des Vorgetragenen zeigt nun der Verf. wie man die elektrischen Ströme von dem gewonnenen neuen Standpunkte betrachten müsse, und geht schließlich zu den Erscheinungen und Eigenschaften der Teslaströme über. Den Schluss des sehr lehrreichen Büchleins bildet die Reproduction eines Vortrages über Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen, den der Autor vor dem Greifswalder naturwissenschaftlichen Vereine und vor dem Feriencurs gehalten hat. Die Kathodenstrahlen werden als die Bahnen materieller Theilchen angesehen, welche die Kathode mit negativer Ladung verlassen. Für die Röntgenstrahlen spricht sehr die Annahme, dass sie Wellenbewegungen im Äther sind, dass vielleicht in ihnen elektromagnetische Wellen, wie in den Hertz'schen und den Lichtwellen, aber von außerordentlich kurzer Länge zu sehen sind.

Wir empfehlen das sehr beachtenswerte Buch aufs beste, weil in demselben eine sehr klare Auseinandersetzung der heutigen Anschauungen über das Wesen der Elektricität enthalten ist.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.



Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Mittelschulreform in Preußen.

Wir haben über die Beschlüsse der Berliner Schulconferenz vom Jahre 1900 bereits an anderer Stelle berichtet[1]). Nun liegt uns das stenographische Protokoll der Verhandlungen dieser Conferenz vor, für deren Veröffentlichung der königlich preußischen Unterrichtsverwaltung der größte Dank gebürt[2]). Im Anhange, der die Hälfte des Bandes füllt, sind die früher eingeforderten Gutachten abgedruckt. Diesen geht voran ein Aufsatz des Prof. v. Wilamowitz-Möllendorf, „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasium", der großes Aufsehen erregt hat und Anlass zu lebhaften Erörterungen in Fachzeitschriften und Tagesblättern geworden ist. Auf die in demselben enthaltene Skizze eines Griechischen Lesebuches sei hier ganz besonders aufmerksam gemacht. Gutachten wurden über folgende Fragen eingeholt: 1. Was ist seit der Schulconferenz vom J. 1890 für die Hebung des deutschen Unterrichtes geschehen, und was kann zu dessen Förderung noch weiter gethan werden? Von Muff, Ziehen und Vockeradt. 2. Erscheint es überhaupt und unter welchen Voraussetzungen empfehlenswert oder doch bedenklich, den Anfang des griechischen Unterrichtes an unseren Gymnasien auf eine höhere Classe zu verlegen? Empfiehlt es sich, wahlfreies Englisch an Stelle des Griechischen treten zu lassen, und wie wären in diesem Falle die frei werdenden Stunden anderweitig (etwa für Alterthumskunde und die Naturwissenschaften) zu verwenden? Von Reinhardt, Matthias, Harnack und Albrecht. 3. Erscheint eine Verstärkung des lateinischen Unterrichtes nöthig, und in welchem Umfange müsste sie eintreten, sowohl für den Fall, dass der griechische Unterricht wie bisher in Untertertia beginnt, als auch bei der Hinaufschiebung dieses Unterrichtes nach Obertertia oder Untersecunda oder Obersecunda? Von Fries, Kübler und Harnack.

---

[1]) Vgl. diese Zeitschrift 1900, S. 929 ff.
[2]) Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes, Halle 1901, Buchhandlung des Waisenhauses.

4. Empfiehlt es sich, den fremdsprachlichen Unterricht an Gymnasien und Realgymnasien mit der französischen Sprache anzufangen und das Lateinische bis in Quarta (vgl. Lehrplan des französischen Gymnasiums in Berlin) oder in Untertertia (vgl. Frankfurter und Altonaer Lehrplan) hinaufzurücken? Von Kübler, Ziehen und Harnack. 5. Welche Fortschritte in dem Betriebe der neueren Sprachen auf den höheren Schulen und den Universitäten sind seit der Schulconferenz vom J. 1890 gemacht und was ist noch weiter für Hebung neusprachlicher Kenntnisse und Fertigkeiten zu erstreben, *a*) auf höhere Schulen, *b*) auf Universitäten und sonstigen Hochschulen, *c*) als Vorbedingung für die Anstellung bestimmter Beamtenkategorien? Von Münch, Vogel, Sachau und Ziehen. 6. Wie hat sich der Geschichtsunterricht seit 1892 entwickelt und was bleibt für ihn noch zu thun? Beide Punkte sind mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte zu behandeln. Für den Unterricht in der römischen Geschichte ist namentlich zu erörtern, ob dabei die nachchristliche Zeit genügende Beachtung gefunden hat. Von Jäger, Schultz und Harnack. 7. Wie hat sich der Unterricht in der Erdkunde seit 1892 entwickelt und was bleibt für ihn noch zu thun? Von Wagner (dieses Gutachten ist im Druck erschienen unter dem Titel: „Die Lage des geographischen Unterrichtes in den höheren Schulen Preußens“. Hahn, Hannover 1900), Schwalbe, Slaby, Lexis, Lampe und Hauck. 8. Was ist seit der Schulconferenz vom J. 1890 für die körperliche Übung der Jugend (durch Turnen, Jugendspiele, Sport usw.) geschehen, und was kann in dieser Beziehung noch weiter geschehen? Von Wappenhaus. 9. Sind die gegen die Abschlussprüfung für neunclassige Anstalten erhobenen Bedenken begründet und was wird gegebenenfalls zur Behebung derselben zu geschehen haben? Welche Änderungen bedürfen die Ordnungen für die Reifeprüfungen vom 6. Jänner 1892 an Gymnasien und Progymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Realprogymnasien und Realschulen? Welche Änderungen erscheinen im Berechtigungswesen nöthig? Von Matthias. Zu den Gutachten kommen noch Auszüge aus den Erläuterungen zu den der Schulconferenz vorgelegten Fragen (S. 409—414).

Die Verhandlungen selbst enthalten sehr beachtenswerte Urtheile über den Unterrichtsbetrieb in den einzelnen Schulgattungen der preußischen Mittelschulen, insbesondere auch allgemeine Äußerungen über Bildung und Erziehung. Infolge der glücklichen Zusammensetzung dieser Conferenz aus hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, erfahrungsreichen Schulmännern und im Verwaltungsdienste versierten Beamten, kommt den geäußerten Anschauungen eine autoritative Bedeutung zu, daher wir nicht anstehen, einige wichtigere Stellen, die wir auch für unsere Schulverhältnisse bedeutungsvoll und fruchtbringend halten, hier zum Abdruck zu bringen. In den Vordergrund tritt die Frage der Hinaufschiebung des ersten griechischen Unterrichtes vom vierten ins fünfte oder sechste oder siebente Schuljahr und um den Gedanken die Anstalten oder Schüler zwischen Griechisch und Englisch wählen zu lassen. Harnack und v. Wilamowitz waren die Stimmführer, ihnen ist es zu

danken, dass die Frage über den griechischen Unterricht und seine Bedeutung als Bildungsmittel an Gymnasien zu einem bestimmten Abschluss gebracht ist. Harnack sagt S. 79: Das classische Gymnasium ist darauf gestellt, dass die beiden Sprachen Griechisch und Lateinisch Hand in Hand getrieben werden; es ist darauf gestellt, dass diese beiden Sprachen sich gegenseitig beleuchten nicht nur als Sprachen, sondern auch als Culturen und Literaturen. Das lässt sich schon von Anfang an im Unterricht thun, sobald beide Sprachen einsetzen, und es wird auch theilweise von den Lehrern in glänzender Weise ausgeführt... Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass sowohl der deutsche wie auch der Geschichtsunterricht und — so sollte es wenigstens sein, auch der Religionsunterricht ganz durchdrungen ist von den eigenthümlichen Anregungen und Directiven, die aus der Kenntnis des Griechischen hervorgeht.

Sobald man wahlfreies Englisch einsetzt, hat man nicht nur das Griechische halb oder ganz ausgewiesen, sondern man hat damit den Betrieb der Fächer, die ich eben nannte, einschließlich des Lateinischen, völlig abgeändert, man kommt dann schließlich darauf hinaus, dass das Griechische und Lateinische nichts wird als ein elender grammatischer Unterricht. Das Ideal soll doch aber sein, dass der Unterricht so gegeben wird, dass er die großen, einfachen, schönen und zugleich durchsichtigen Verhältnisse des Alterthums, welches den Ursprung unserer Cultur bildet, klar vor Augen führt. Wenn diese Art Bildung als für das humanistische Gymnasium maßgebend festgehalten werden soll, so dürften wir das Griechische nicht für wahlfrei erklären.

Ich weiß sehr wohl, dass man mit Übersetzungen, Vorträgen über Archäologie usw. vieles erreichen kann. Nicht erreichen aber kann man die Arbeit, die jemand daran gesetzt hat, um diese Sprache zu erlernen, und weiter, man kommt nicht über die einfache Thatsache hinweg, dass ein Wort in jeder Sprache unübersetzbar ist. Mit der Sprache hängt ein Stück Geist zusammen, der durch keine Übersetzung wiedergegeben werden kann. Ich habe neulich die Freude erlebt, ein paar junge Leute zu sprechen, die eben das Gymnasium verlassen haben und jetzt die verschiedensten Fächer studieren. Sie wurden gefragt, wie sie es mit dem Homer hielten, ob sie ihn gern aufgeben würden, wenn sie an ihre Vorbildung zurückdächten. Sie anworteten „Nein". Darauf wurde ihnen gesagt, sie hätten ihn ja deutsch lesen können. Sie entgegneten aber, „solange wir ihn deutsch lasen, war er uns ein Märchen; wenn wir ihn aber griechisch lesen, so ist es die Kenntnis einer Welt, welche kennen zu lernen uns wert ist". Die Sprache ist nicht bloß eine Scheide, worin das Messer des Geistes steckt, sondern sie ist ein Theil des Messers selbst. Wir können nicht übertragen, ohne einen großen Theil zu verlieren, d. h. ins Moderne umzusetzen.

Unsere Cultur hat eine Geschichte, und wenn wir diese Geschichte kennen lernen, so bedeutet das etwas anderes, als wenn wir uns beispielsweise mit der Entwicklung der Thierwelt von ihren Anfängen bis zu den höchsten Stufen, den Säugethieren, beschäftigen. In dieser Ent-

wicklung geht es stetig vorwärts vom Niederen zum Höheren, dort aber in der Geisteswelt treten innerhalb der Entwicklung Erscheinungen auf, die in der Folgezeit nicht mehr überboten werden, sondern den Wert fortwirkender Ideale behalten. Der Unterricht muss hier so geleitet werden, dass wir uns Rechenschaft geben können, wie unsere Cultur geworden ist, wo ihr Ursprung liegt, wo wir uns von ihm aufsteigend entfernt haben, und wo in der Vergangenheit Kräfte, Bildungen, Ideale und Persönlichkeiten zu finden sind, die uns noch heute wie Sterne leuchten können. Wahlfreies Englisch einführen heißt soviel als die Kenntnis der alten Cultur an den Gymnasien abschaffen und eine grammatische Behandlung für diejenigen, welche Theologie und Philologie studieren wollen, an die Stelle setzen.

Ein anderer Theil der Frage geht dahin, ob die Zeit, zu welcher mit dem griechischen Unterricht begonnen werden soll, hinauszuschieben ist. Ich will nicht bezweifeln, dass in vier Jahren das Pensum des Abiturientenexamens absolviert werden kann; ich glaube aber, dass das „Pensum des Abiturientenexamens“ an und für sich kein Standpunkt ist, und dass auf diesen elenden Standpunkt sich wohl niemand stellen wird. Das Abiturientenexamen ist nur ein nothwendiges Übel, welches der Staat braucht, da er nicht in die Köpfe und Herzen hineinzusehen vermag. Gegen das Hinausschieben des griechischen Unterrichtes sprechen nun drei Gründe. Erstens: Wenn man es vermeiden kann, so lehrt man eine Sprache, namentlich eine schwierige Sprache mit außerordentlich harten Anfangsgründen nicht Knaben, die schon 13, 14 oder 15 Jahre alt sind, sondern beginnt mit dem Unterrichte, wenn die Knaben erst 11 oder 12 Jahre alt sind. Den Beginn der Unterrichtes auch nur um ein Jahr hinauszuschieben, heißt dem heranreifenden Knaben eine heiße Arbeit aufbürden, die man ihm ersparen kann, und führt dazu, dass man ihn in Jahren, wo er bereits zu wissen anfängt, warum er lernt, noch mit Wörtern, langweiligen Regeln und den Declinationen von τύχη usw. abplagt.

Unter diesen Umständen mag ja das äußere Ziel erreicht werden, aber — und damit komme ich auf den zweiten Grund — für jede Schule ist die erste Regel ruhige Arbeit, damit ruhige Bildung entstehe. Wenn nun in vier Jahren Plato und Sophokles erreicht werden soll — und ohne sie ist das Griechische nichts — dann muss bis auf neun Stunden in der Woche gegangen werden; es muss in diesen Jahren der Betrieb unter Dampf gesetzt werden, was nach meiner Ansicht nur schädliche Folgen haben kann. Einmal für das Griechische selber, da es nicht ruhig angeeignet werden kann; ein erraffter Besitz aber macht keine Freude. Sodann aber würden auch die anderen Fächer leiden. Sollten sie auch vielleicht nicht nach der Stundenzahl leiden, so leiden sie doch dem faktischen Interesse nach; der Schüler wird von ihnen auf die schwere und große Sprache abgedrängt, die er in vier Jahren erlernen soll.

Den dritten Grund gegen ein Hinausschieben des griechischen Unterrichtes erblicke ich darin, dass das Gymnasium auf den beiden classischen Sprachen, Lateinisch und Griechisch, beruht und nicht nur

auf einer von ihnen. Eine stützt und treibt die andere, und man muss daher den Unterricht in beiden möglichst früh beginnen . . . .

Nicht minder bedeutungsvoll war die Rede v. Wilamowitz, in der er unter anderem sagte: „Für das Gymnasium handelt es sich darum, dass die Menschen mit dem historischen Denken vertraut werden. Wie wir Menschen brauchen, die in die Breite des Lebens, in die weite Welt, in den Raum hinaussehen, wie er um uns liegt, und die begreifen, was uns umgibt, ich möchte sagen, räumlich, so brauchen wir Menschen, die ausgebildet sind, zu sehen und zu forschen nach der Seite, zeitlich zurück, in das, was doch darum nicht aufhört, eine Realität zu sein, weil es im Moment körperlich nicht mehr existiert, denn es geht nichts verloren, und auch der Geist ist eine Realität.

Das Gymnasium wird nur dann diese Ausbildung des Menschen gewähren, wenn es zunächst keineswegs ein ausschließlich ästhetisches Interesse befriedigen will. Das war vor 100 Jahren die Weise, in welcher man das Alterthum anschaute. Damals sollte es absolut vorbildlich sein; darum verlangte man seine Kenntnis von jedem Menschen. Nun haben wir uns überzeugt, dass das ein Irrthum war. Was wir nun statt dessen einsehen, das ist, dass eine Weltperiode jenseits liegt, mit der wir zusammenhängen, und dass diese eine historische Einheit war. Die historische Einheit in ihrer Bedingtheit, meinetwegen in ihrer historischen Beschränktheit, gilt es zu erfassen. Sie wird nicht erfasst mit dem Lateinischen allein. Ich glaube, dass der Versuch, der mit dem Realgymnasium gemacht werden soll, mittelst des verstärkten Lateinischen diesen Einblick zu gewähren, illusorisch ist; das geht nur auf dem Wege des Griechischen, wie auch Mommsen ausgeführt hat. Dessen Bedeutung ist für die lateinischen Studien sehr viel größer und wichtiger geworden.

Wir müssen uns bescheiden. Ich widme meine Lebensarbeit vornehmlich der griechischen alten Poesie; ich arbeite in der Historie einer Zeit, die Jahrhunderte vor Alexander dem Großen liegt. Trotzdem sage ich gerade so gut, wie Harnack sagt: Die Dogmengeschichte, die er uns lehrt, soll auf der Schule im Religionsunterricht nicht gelehrt werden — so sage ich, dass in der griechischen Geschichte diese Zeiten zurückstehen müssen gegenüber denen, die weltgeschichtliche Bedeutung haben. Nicht Demosthenes mit seinen ephemeren Reden und seinen papierenen Demonstrationen gegen Alexander d. G., sondern Alexander d. G., der Begründer jener Cultur, aus der das Christenthum und die Organisation des Augusteischen Staates entstanden ist, muss gekannt werden. Das, worin man besonders arbeitet, muss man dem gegenüber beiseite lassen.

Ebenso gilt das inbetreff dessen, was am Griechischen etwa an Schönheit aufgegeben werden muss. Wenn an einer Schule, was ich für unrichtig halte, die Ilias und die Odyssee in der Classe durchgelesen werden sollten, so sehe ich das als ein Vergehen an gegen den Geist des Griechischen, gegen die Forderungen des griechischen Unterrichtes und gegen die Jungen. Wozu ist denn die Wissenschaft da und hat gezeigt, dass von den homerischen Gedichten ein größer Theil Flickwerk

ist? Die Wissenschaft soll doch die Verbindung soweit mit der Schule haben, dass diese keinen Ballast mehr führt, den die Wissenschaft über Bord geworfen hat. Wenn wir von Homer nur lesen, was wirklich goldene Poesie ist, so werden wir bald soviel erreichen, dass die Schüler in die rechte Stimmung kommen."

Dafür sagen wir uns nun aber: es ist nothwendig, dass man allerdings erreiche, die platonischen Dialoge zu lesen, um die philosophische Grundlage zu gewinnen, die ebenso nothwendig ist, wie anderseits wir das Neue Testament im Urtext in uns aufnehmen müssen, so dass uns Paulus ein vertrauter Mann wird. Das ist jetzt leider ebensowenig der Fall, wie es bei Plato der Fall ist. Woran glaubt der junge Mensch? Was hat uns begeistert? Personen, die von der Schule aufgerichtet werden als Idealfiguren, zu denen schaut man auf, denen strebt man zu. Da ist eine lebendige Seele, die, trotzdem der Mensch längst todt ist, noch immer lebendig einwirkt. Zu ihr muss der Zugang erschlossen werden.

Das andere ist, dass man die Geschichte begreift. Da steht das das römische Weltreich, die Augusteische Monarchie, an der wir zeigen können, was überhaupt ein Staat ist im Centrum.

Diese Augusteische Monarchie, das wissen wir seit Mommsen, ist gar kein speciell lateinisches Ding, und das was an ihr groß und vorbildlich ist, ist durchaus nicht bloß lateinisch und nicht aus dem zu holen, was Horaz über Römergröße declamiert, sondern es ist das zweisprachige Weltreich, aus dem das Christenthum erwachsen ist, aus dem die mittelalterliche und moderne Cultur erwachsen ist. Gerade dadurch, dass dieses Reich sich theilt, dass es zerspringt, hier ein Stück lateinisch und hier ein Stück griechisch, geht die ganze Cultur aus den Angeln und wird nur dadurch überwunden, dass zuerst die Medicin, dann die Naturwissenschaften und nachher die anderen Wissenschaften wieder Berührung erhalten mit dem griechischen Geiste, der sie von dem unwissenschaftlichen Wesen, von der todten Tradition und dem Autoritätsglauben befreit hat.

Um dieses zu erreichen, brauchen wir einen Einblick in die Cultur des römischen Kaiserthumes, oder in diese Mischcultur, die einmal Weltcultur war. Das wollen wir den Menschen zeigen: Ihr alle, welcher Nation ihr auch seid, soweit ihr Culturvölker seid, habt einen gemeinsamen Unterbau. Neben den nationalen Elementen, die unsere Schulen uns beibringen, ist es das allgemein menschlich Verbindende, dass die Welt eine ist, weil sie ruht auf derselben Cultur, wie derselbe Gott sie regiert. Dies in einen Theil der Menschen hineinzupflanzen, dass sie es nicht bloß wissen — wissen thun wir es ja alle — dass sie es in sich hineinleben, das ist wohl des Schweißes und der Mühe der Nation wert, und das ist wohl nicht geringer zu erachten, als dass jemand sich anbetend niedergeworfen hat vor irgendwelchen Idealbildern, die in der Zeit des Classicierens errichtet wurden. Das ist auch nicht unserem Leben fremd, entfremdet uns auch nicht allen neben uns stehenden gleichberechtigten Bestrebungen, die wir gern als gleichberechtigt an-

erkennen. Aber wir vom Gymnasium werden damit eines erreichen, was ich auch nicht gering schätze; wir werden die Anerkennung finden, dass auch wir einige Berechtigung haben zu existieren. Das weitere ist unsere Sache. Da müssen wir probieren, was wir leisten. Die Möglichkeit dazu ist nur dann gegeben, wenn wir auf dem Gymnasium einen energischen, obligatorischen, ernsthaft betriebenen griechischen Unterricht haben, der von einer wissenschaftlich durchgebildeten Lehrerschaft aufrecht erhalten wird.

Ich bitte von den Lehrern nicht gering zu denken. Mir ist entgegengehalten worden, die Lehrer würden nicht da sein. Gewiss werden sie fehlen; wir müssen alte Menschen erst neu machen. Aber ich habe gerade aus diesen Kreisen viel lebhaftere Zustimmung gefunden als bei meinen philologischen Collegen; ich habe gerade da die Erklärung gehört: wenn wir nur Griechisch in diesem Sinne lehren dürfen, versuchen wollen wir es gern. Ich glaube auch, dass ich soviel Fühlung mit den Kreisen der Jüngeren habe, um das zu versichern. Diese Lehrer müssen dann freilich auch das Gefühl haben, dass sie nicht einer abgestorbenen, aufgegebenen, sondern einer lebenden, anerkannten Sache dienen, dass der Schweiß, den sie daransetzen, ihnen gelohnt wird, dass sie vor allem individuelle Personen bleiben dürfen, individuell zu streben und individuelle Individuen erziehen dürfen, Männer erziehen, die auf sich stehen, freilich sich des Zusammenhanges mit der Vergangenheit bewusst, bewusst aber auch der Gegenwart, in der sie stehen, und der Bedingungen, unter denen sie schaffen, vor allem aber, die auf sich selber stehen, das thut noth.“ Dem von Wilamowitz geplanten griechischen Lehrbuche, dessen Erscheinen auch wir mit Spannung erwarten, wird von zwei Theilnehmern an der Conferenz kein günstiges Prognostikon gestellt. Matthias erklärt auf S. 272: „Abzuweisen ist anthologisches Blättern im Buche der griechischen Literatur“ und Albrecht (S. 277) fürchtet, dass der griechische Unterricht auf Grund dieses oder eines ähnlichen Lesebuches durch die Überfülle des Stoffes geschädigt werde und sich in eine Reihe von Betrachtungen auflöse, die dem Schüler nicht zum inneren Besitze werden.

Ein scharfes Wort hat Harnack S. 15 über die Einheitsschule gesprochen: „Die Einheitsschule ist meines Erachtens — es hat ja auch keiner der Redner sich für sie erhoben — deshalb zu verwerfen, weil eine gründliche Arbeit in einer bestimmten, verhältnismäßig kleinen Anzahl von Fächern dort nicht geleistet werden kann, sondern ein Vielerlei geleistet wird. Das Entscheidende aber für die neunclassigen Schulen ist, dass der Schüler wirklich arbeiten lernt, einerlei nämlich, an welchem Object. Daher ist der Weg der Einheitsschule unbetretbar.“ — Der bekannte Mathematiker Prof. Klein in Göttingen äußert sich über die Vorbildung der Mittelschüler für die mathematischen Studien in folgender Weise (S. 29): „Wir haben unterschiedslos in unseren Vorlesungen Humanisten, Realgymnasiasten und Oberrealschüler nebeneinander sitzen, und es mag interessieren zu hören, welche Resultate dabei hervorgetreten sind. Dabei muss ich eins vorausschicken: es gibt

ein specifisches mathematisches Talent, welches einzelnen Personen angeboren ist und das sich unabhängig von der Vorbildung entwickelt. Derartige Ausnahmen, also die später wissenschaftlich hervorragenden Mathematiker sollte man ausschließen, wenn man über die mittlere Bedeutung der Vorbildung ein Urtheil haben will. Wenn ich das thue, so komme ich auf Grund langjähriger vergleichender Beobachtungen zu Folgendem. Die Humanisten sind besser formal gebildet, das logisch-dialektische Element ist bei ihnen mehr gepflegt worden, sie sind mehr geeignet, in die Schwierigkeiten und Feinheiten der Beweise einzudringen. Dafür lassen sie nach anderer Seite außerordentlich vermissen, es fehlt an Raumanschauung, an Fertigkeit im Zeichnen und ganz besonders an Kenntnis der modernen Sprachen. Um nur auf letzteren Punkt einzugehen, so ist beispielsweise die moderne mathematisch-physikalische Literatur zu sehr großem Theile englischer Provenienz; wollten wir uns in unseren Seminarien darauf einlassen, das Englische fern zu halten, so kämen wir überhaupt nicht zu freien Ausblicken.

Nun ist mir von philologischer Seite gelegentlich gesagt worden, und es ist in abstracto gewiss richtig, dass man das wenige Englisch, welches nöthig ist, um ein mathematisches Buch einigermaßen verstehen zu können, bei gutem Willen und energischer Anstrengung in vierzehn Tagen lernen kann. Aber unsere lieben Studenten thun es einmal nicht: ihre Energie ist erfahrungsgemäß überall da außerordentlich gering, wo es sich darum handelt, vom gewohnten Wege abzuweichen. Bei den Humanisten bleibt also ein großes Deficit. Aber bei den Realisten steht die Sache nicht etwa besser. Nur liegen die Mängel gerade nach der anderen Seite. Ich finde bei ihnen zumeist Schwierigkeiten, wenn es sich um den correcten sprachlichen Ausdruck eines logisch gegliederten Gedankenganges handelt. Auch die Nichtkenntnis des Latein ist gegebenenfalls sehr hinderlich; haben doch die bedeutendsten Mathematiker noch im Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach lateinisch geschrieben. — Mit großer Entschiedenheit spricht sich Mommsen (S. 34) gegen die Realgymnasien aus: „Der Sprachunterricht in den humanistischen Gymnasien muss nothwendig dem Stande der Philologie folgen, und da liegt jetzt der Schwerpunkt auf dem Griechischen; das Lateinische ist nicht beseitigt, aber es nimmt nothwendigerweise eine secundäre Stellung ein. Hauptsächlich daher — es kommen noch manche andere Hindernisse in Betracht — wird der lateinische Unterricht auf dem Realgymnasium immer ein kümmerliches Stiefkind bleiben, und ich habe es sehr bedauert, dass uns jetzt Vorschläge gemacht sind, diesem verkrüppelten Kinde noch etwas mehr Lebenskraft einzublasen. Isolierter lateinischer ist eine große Verkehrtheit und mit dem heutigen Stande der Philologie schlechterdings unverträglich. Da der lateinische Unterricht auf dem Realgymnasium eine bedeutende Stundenzahl in Anspruch nimmt, ist infolgedessen der Unterricht im Englischen und Französischen verkümmert und nicht so entwickelt wie er sein sollte." Bemerkenswert ist auch, wie Director Kübler das griechische Scriptum vertheidigt (S. 85): „Es war nach meiner Überzeugung auch verfehlt, dass Bonitz,

der als Director des Grauen Klosters zuerst für das griechische Scriptum gekämpft und eine Eingabe der hiesigen Gymnasialdirectoren des Inhalts, es möchte das griechische Scriptum nicht aufgehoben werden, an den Minister veranlasst hatte, es bei seiner späteren Stellung im Ministerium dahin hat kommen lassen, dass es aufgehoben worden ist. Es kommt für das griechische Scriptum durchaus nicht auf eine Stilprobe an, sondern nur auf das Verständnis der Grammatik. Wir haben allerdings auch in den oberen Classen griechische Inhaltsangaben machen lassen; das waren freie Arbeiten. Dagegen wurde ein großes Geschrei erhoben, wir sollten es unterlassen. Aus der Schule sind aber dieserhalber keine Klagen entstanden; es war nur ein Schein, an dem sich viele gestoßen haben. Diese grammatische — ich sage nicht logisch-grammatische — Schulung, die doch das Mittel zum Verständnis der Lectüre ist, müsste uns nicht beschränkt werden.“ Interessant ist es zu lesen, wie hoch der Fabriksdirector Dr. Böttinger den Wert des humanistischen Studiums schätzt (S. 95): „Ich habe selbst alle Tage Gelegenheit zu beobachten, wie die jungen Leute, die von den höheren Schulen, vor allem von den Gymnasien, zu uns kommen, wenn sie auch wenig Kenntnisse der fremden Sprachen haben, sie doch bald und rasch nachholen. Es wird von einer Seite hervorgehoben, für die Zahl der jungen Leute, die in den Secunden das Gymnasium verlassen, für diejenigen, die zum Militär gehen, ist es wünschenswert, dass sie Englisch können. Ich halte es für ein falsches Argument. Wir haben nicht mit denjenigen zu rechnen, die früher abgehen, sondern wir haben das große Ziel im Auge zu behalten, dass unsere Jugend eine möglichst erschöpfende, gründliche Ausbildung auf der Schule erhält, wir haben hier mit denjenigen zu rechnen, die sich den höheren wissenschaftlichen Studien widmen wollen, die sich überhaupt das Ziel gesetzt haben, das Gymnasium zu absolvieren. Es ist überhaupt sehr zu bedauern, dass wir eine so große Zahl von Schülern haben, die frühzeitig die Schule verlassen, das Absolutorium nicht durchführen . . . . . Auch wir in der Industrie für unsere einfachen kaufmännischen Betriebe gehen immer mehr dazu über, nur solche Leute anzustellen, die das Abiturientenexamen an einer höheren Schule gemacht haben. Denn die paar Jahre, die sie an der Schule mehr aufwenden, lohnen sich reichlich dadurch, dass sie mit besserem Wissen, mit größerer Bildung zu uns kommen. Die Leute kommen viel rascher in das Verdienen hinein, sie brauchen eine viel kürzere Lehrzeit, weil sie in der Schule reif geworden sind und selbständig denken gelernt haben.“ S. 109 klagt Director Schwalbe, dass die Geographie an den höheren Schulen so gut wie ausgeschlossen ist.

Der schon genannte Fabriksdirector Böttinger, der Englisch für die Weltsprache erklärt, empfiehlt (S. 131) die Einführung der sogenannten *Debating clubs*, wo Schüler der höheren Classen unter Aufsicht und Vorsitz eines Lehrers zusammenkommen, sich über allgemeine Fragen besprechen und debattieren und dadurch eine gewisse Flüssigkeit des Vortrages, eine gewisse Leichtigkeit im Reden erlangen.

Endlich sei noch erwähnt, dass Prof. Diels sich entschieden für unsere Ferienordnung (zwei Monate als Hauptferien) ausspricht (S. 172) und dass Graf v. Kospoth, Curator der Ritterakademie zu Liegnitz, den Turnunterricht am Theresianischen Gymnasium in Wien rühmend hervorhob (S. 170): „Ich habe dieses Frühjahr eine Studienreise gemacht, wie ich sie alle Jahre unternehme, um Anstalten zu besuchen, welche der meinigen ähnlich sind. Voriges Jahr war ich in Putbus und München, und dieses Jahr in Wien, um mir das Theresianum anzusehen. Es lacht einem das Herz im Leibe über eine solche Anstalt. Ich könnte Ihnen stundenlang erzählen und jeder von Ihnen würde etwas finden, was ihm gefällt: die schönsten Sammlungen, die besten Lehrkräfte. Dort habe ich auch dem Turnunterrichte beigewohnt und Leistungen gesehen, wie sie hier auf keinem Gymnasium vorkommen. Aber warum? Die Anstalt hat vier eigene Turnlehrer, die zu weiter nichts da sind, als um Turnstunden zu geben. Die Beschlüsse der Conferenz fanden volle Würdigung in der kais. Cabinetsordre vom 26. Nov. 1900, die die Direction gab, in welcher Richtung sich die Revision der Lehrpläne bewegen sollte. Nun liegen auch die neuen Lehrpläne[1]) vor. Es wäre nun verlockend und zugleich belehrend, bis ins einzelnste die Verschiedenheiten der Lehrpläne von 1901 und 1891 zu vergleichen. Wir können aber hier nur auf die wichtigeren Neuerungen namentlich im Lehrplan der Gymnasien hinweisen. Es fällt mir zunächst auf, dass die Zahl der Lateinstunden von 62 auf 68 erhöht wurde, Französisch erhielt 1 Stunde zugelegt, infolgedessen wurde die Gesammtstundenzahl um 7 vermehrt. In IV ist die wöchentliche Stundenzahl um 1, in O_{II} U_{I} und O_{I} um 2 gestiegen. Man muss es freudigst begrüßen, dass die preußische Unterrichtsverwaltung den Muth gehabt hat, sowohl die Lehrstunden für den lateinischen und französischen Unterricht zu vergrößern, als auch in einigen Classen die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden zu vergrößern ohne Angst von dem Überbürdungsgeschrei. An den Realgymnasien wurden dem Latein 6 Stunden zugelegt, dagegen dem Französischen 2, den Naturwissenschaften 1 Stunde abgenommen. Die Gesammtstundenzahl ist von 259 auf 262 erhöht. An der Oberrealschule wurde der Unterricht in der Geographie in den oberen Classen mit je 1 Stunde eingeführt, und im ganzen um 4 Stunden vermehrt, Gesammtzahl der wöchentlichen Stunden 262 gegen früher 258. Den Schluss bildet der Lehrplan der Realschulen (höheren Bürgerschulen) mit dem folgenden Zusatz: Der bis auf weiteres zugelassene gymnasiale Unterbau bis U_{II} einschließlich mit nicht allgemein verbindlichem Griechisch und dessen Ersatz durch Englisch und daran anschließend der Oberbau des Gymnasiums oder der Oberrealschule bedarf eines besonderen Lehrplanes nicht, vielmehr gilt dafür, abgesehen von der bezeichneten Änderung bezüglich des Griechischen und Englischen, der Lehrplan des Gymnasiums — oder von O_{II} an neben dem des Gym-

[1]) Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preußen 1901. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.



nasiums der der Oberrealschule. Zur Einführung dieser Form ist die Genehmigung der Aufsichtsbehörde erforderlich. Die Errichtung von Schulen nach besonderen Altonaer und Frankfurter Lehrplänen bedarf der ministeriellen Genehmigung.

Was den Lehrplan der Gymnasien anlangt, so sei hier darauf hingewiesen, dass eine Annäherung an unseren Lehrplan vielfach zu beobachten ist und dass die methodischen Erläuterungen, mannigfache Erweiterungen und Verbesserungen erfahren haben, auf die unsere Instructionen nicht ohne Einfluss waren. Im Deutschen wird in O_{III} als grammatisches Pensum bestimmt: Das Wichtigste aus der Wortbildungslehre, an Musterbeispiele angeschlossen, insbesondere Ablaut, Umlaut, Brechung, Bedeutung der Ableitungssilben, Zusammensetzung. Im Lehrstoff dieser Classe wird aufgeführt Körners Zriny, Uhlands Herzog Ernst v. Schwaben, Heyses Kolberg oder Ähnliches; an Realanstalten auch Homer in einer guten Übersetzung. Als Lectüre in O_{II} und O_{I} wird vorgezeichnet: Ausgewählte Abschnitte aus dem Nibelungenliede, der Gudrun und eine Anzahl von Liedern Walthers von der Vogelweide im Urtext oder in Übersetzungen. Im Anschlusse hieran Ausblicke auf die großen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik (Inhalt des Parzival) und die höfische Lyrik, sowie Übersicht über einige Haupterscheinungen der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache. — Von den wichtigsten Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts werden nur einige Proben mitgetheilt. Klopstocks Leben und Bedeutung, einige Oden und charakteristische Stellen aus dem Messias — Lessings Leben und wichtigste Werke; seine bedeutendsten Dramen und Abschnitte aus seinen prosaischen Schriften, besonders Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie. — Goethes Leben und wichtigsten Werke. — Eingehender zu behandeln sind die Gedankenlyrik, Hermann und Dorothea, Götz, Egmont, Iphigenie und womöglich auch Tasso, sodann wichtige Abschnitte aus seiner Prosa, besonders aus Dichtung und Wahrheit. Auf Herder und Wieland wird bei der Entwicklungsgeschichte Goethes hingewiesen. — Schillers Leben und wichtigste Werke. Die Jugenddramen in kürzerer Besprechung, die anderen, soweit sie nicht schon früher behandelt worden sind, in eingehender Betrachtung; seine culturhistorischen Gedichte und seine Gedankenlyrik (besonders der Spaziergang) und geeignete Stücke seiner Prosa. — Kleists Prinz von Homburg und im Anschluss daran ein Ausblick auf die Entwicklung und Bedeutung der romantischen Dichtung. Wünschenswert ist auch die Lectüre eines geeigneten Dramas von Grillparzer (z. B. Sappho oder das Goldene Vlies). — Im Anschluss daran wird vorgeschrieben, was einer Wiedereinführung des propädeutischen Unterrichtes gleichkommt (S. 20): Wünschenswert erscheint eine in engen Grenzen zu haltende Behandlung der Hauptpunkte der Logik und der empirischen Psychologie. Dazu in den methodischen Bemerkungen (S. 22): Die neben der Dichtung auf allen Stufen zu pflegende Prosalectüre hat den Gedanken und Gesichtskreis des Schülers zu erweitern und zumal auf der Oberstufe den Stoff für Erörterung wichtiger allgemeiner Begriffe zu bieten. Durch

zweckmäßig geleitetes Lesen dieser Art wird die philosophische Propädeutik, deren Aufnahme in den Lehrplan der I an sich wünschenswert ist, wirksam unterstützt, da aber, wo die Verhältnisse ihre Ausnahme nicht ermöglichen, wenigstens einigermaßen ersetzt werden können. Aufgabe einer solchen Unterweisung ist es, die Befähigung für logische Behandlung und speculative Auffassung der Dinge zu stärken und dem Bedürfnisse der Zeit die Ergebnisse der verschiedensten Wissenszweige zu einer Gesammtanschauung zu verbinden in einer der Fassungskraft der Schüler entsprechenden Form entgegen zu kommen.

Neu formuliert erscheint das Lehrziel des Lateinischen (S. 23): Auf sicherer Grundlage grammatischer Schulung gewonnenes Verständnis der bedeutenderen classischen Schriftsteller Roms und dadurch Einführung in das Geistes- und Culturleben des Alterthumes. Als Lesestoff in der untersten Classe wird vorgeschrieben neben Einzelsätzen lateinische Stücke, dann diesen im Wortschatz entsprechende deutsche.

Auch in der folgenden Classe soll das Lesebuch reichlichen, zusammenhängenden Inhalt bieten. Bereits in IV wird in jedem Vierteljahr eine Übersetzung in das Deutsche als Classenarbeit verlangt. In U II wird die Auswahl aus Livius auf die erste Dekade (namentlich I und II) beschränkt. Die Lectüre für O II wird nun genauer umschrieben: Auswahl aus Livius dritter Dekade, Reden Ciceros (z. B. *pro Archia, pro Ligario, pro rege Deiotaro, in Caecilium*), auch dessen Cato, Auswahl aus Sallust; Virgils Äneide in einer Auswahl, die in sich abgeschlossene Bilder bietet und einen Durchblick durch das ganze Werk ermöglicht. Für die beiden obersten Classen wird zusammenfassend bestimmt: Reden Ciceros (z. B. *in Verrem* IV oder V, *pro Plancio, pro Sestio*, alle mit Auslassungen [!], *pro Murena*). Auswahl aus Ciceros philosophischen und rhetorischen Schriften, auch aus seinen Briefen, Tacitus Germania (wenigstens bis c. 27 wie unser Lehrplan vorschreibt), auch Agricola oder Theile des Dialogus, Auswahl aus den Annalen (besonders die auf Germanien bezüglichen Abschnitte) und aus den Historien; Auswahl aus Horaz, Auswendiglernen einzelner seiner Oden. In den methodischen Bemerkungen wird das inductive Verfahren empfohlen, soweit es geeignet ist, das Verständnis zu fördern und die Schüler zu Selbstthätigkeit anzuregen. Die Übungen im Übersetzen in das Lateinische haben sich an ein Übungsbuch anzuschließen, in welchem der Wortschatz der Prosaschriftsteller erweitert ist, die auf der mittleren Stufe gelesen werden.

Auf eine gute deutsche, aber möglichst wortgetreue Übersetzung der Schriftsteller ist überall großes Gewicht zu legen, sie ist in gemeinsamer Arbeit von Lehrer und Schülern in der Classe festzustellen und nach jedem größeren Abschnitt vom Lehrer als Ganzes vorzutragen. Dadurch wird am wirksamsten der Benützung gedruckter Übersetzungen vorgebeugt. Die Übersetzung ist in der Regel bei Beginn der nächsten Stücke zu wiederholen. Auf der mittleren, noch mehr auf der oberen Stufe kann diese Nachübersetzung eingeschränkt und sich Fragen, die sich auf Inhalt und Form des Gelesenen beziehen, ersetzt werden. Die

in der Classe anzufertigenden Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche bilden den Prüfstein erreichter Fertigkeit.

Auch das Lehrziel für Griechisch erscheint bestimmter gefasst als früher (S. 31).

Auf ausreichende Sprachkenntnisse gegründete Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken und dadurch Einführung in das Geistes- und Culturleben des griechischen Alterthumes. Der Lehrplan ist nicht viel verändert. Als Lectüre in U und OI ist vorgeschrieben: Homers Ilias, Sophokles (auch Euripides) und Platon; daneben Thukydides, Demosthenes und andere inhaltlich wertvolle Prosa, auch geeignete Proben aus der griechischen Lyrik. Sehr auffallend ist die Wiedereinführung der griechischen Scripten in den beiden oberen Classen. Schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen und in das Griechische. Nur in geringem Grade sind in den Bemerkungen die Vorschläge Wilamowitz' beachtet. „Fehlern gegen die Accentlehre ist bei der Beurtheilung der Übersetzungen eine entscheidende Bedeutung nicht beizulegen. Rücksichtlich der Lectüre ist hervorzuheben: Bei der Durchnahme größerer Dichterwerke sind behufs Ergänzung des in der Ursprache Gelesenen von dem Lehrer gute Übersetzungen heranzuziehen. Für die Homerlectüre empfiehlt sich die Aufstellung eines Kanons, welcher aus beiden Gedichten die Abschnitte bezeichnet, die regelmäßig zu lesen, die nicht zu lesen und die der Auswahl freizustellen sind.

Das in II oder I etwa in Gebrauch zu nehmende Lesebuch hat die Aufgabe, neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der alten Welt und der modernen Cultur aufzuweisende Betrachtung zu ihrem Rechte zu bringen.

Hinsichtlich der Privatlectüre wird schon beim Latein Folgendes erwähnt: Zur Privatlectüre, namentlich auch aus den in den früheren Classen gelesenen Schriftstellern, ist anzuregen und anzuleiten, sie ist aber nicht als verbindlich zu fordern.

Dem Einflusse der Schulconferenz entsprang die Formulierung des Lehrzieles für Geschichte in UI (S. 47): „Die für die Weltcultur bedeutsamsten römischen Kaiser. Deutsche Geschichte bis zum Ende des 30jährigen Krieges.“ Aus den Bemerkungen ist herausgehoben als neuer neuer Zusatz: Für den Geschichtsunterricht von IV bis OI sind Lehrbücher mit zusammenhängender Darstellung, ein Geschichtsatlas oder wenigstens Geschichtskarten zu möglichster Veranschaulichung des geschichtlichen Schauplatzes, ein Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen, besonders auch als Grundlage bei Wiederholungen, zu gebrauchen und zur Belebung der historischen Vorstellung charakteristische Anschauungsmittel zu verwerten. Geographie ist in den drei oberen Classen mit dem Geschichtsunterrichte verbunden. Neu ist der Zusatz (S. 50): Am Gymnasium und Realgymnasium sind innerhalb jedes Halbjahres mindestens sechs Stunden für die erdkundlichen Wiederholungen zu verwenden.

Auch der Lehrplan für Mathematik und Geometrie ist genauer angegeben als früher, die methodischen Bemerkungen sind bedeu-

tend erweitert, aber für alle neunclassigen Anstalten gemeinsam. Beim Unterrichte in der Naturgeschichte ist hinzugekommen „Übungen im einfachen schematischen Zeichnen des Beobachteten in allen Classen. Im Lehrplan für Physik wird das Experiment besonders betont. Die methodischen Bemerkungen sind auch hier bedeutend erweitert und alle Schulkategorien gemeinsam gestaltet. In Physik, Chemie und Mineralogie ist eine Art Zweistufigkeit durchgeführt (S. 66). Der Unterrichtsstoff in Physik und Chemie nebst Mineralogie ist auf zwei Curse vertheilt. In dem ersten dieser Curse, welcher im allgemeinen die OIII und UII umfasst, sind die einfachsten, dem Verständnis und Interesse der Schüler dieser Stufe am nächsten liegenden Lehren zu behandeln. In ihm hat das Experiment als Grundlage zu dienen; auch ist, wo irgend möglich, die eigene Erfahrung des Schülers als Ausgangspunkt zu benützen. In dem zweiten Cursus, welcher auf den ersten aufbaut, ist das dort gewonnene Wissen zu vertiefen und zu erweitern. Die methodischen Bemerkungen enthalten sehr beachtenswerte Winke für jeden Lehrer der Naturwissenschaften.

Rücksichtlich des Turnens ist zu bemerken, dass bei den Ordnungsübungen in militärischer Form die militärischen Befehle anzuwenden sind. In der unteren und mittleren Classe ist das Turnen in Form von Gemeinübungen unter unmittelbarer Leitung des Lehrers zu betreiben. In den oberen Classen ist Riegenturnen zulässig, wenn es möglich ist, durch besondere Anleitung tüchtige Vorturner auszubilden.

Die Pflege des dem Turnen nahe verwandten Schwimmens soll von der Schule stets im Auge behalten und nach Möglichkeit gefördert werden.

Mögen die neuen verbesserten Lehrpläne und die vorzüglichen methodischen Bemerkungen zu denselben beitragen, dass dem unseligen Schulstreite in Preußen ein Ende gemacht und den Mittelschulen eine ruhige Weiterentwicklung gesichert werde.

Zu den neuen Instructionen für den Deutschunterricht in den Oberclassen unserer Gymnasien.

Die mannigfachen Abänderungen, welche der Lehrplan und die Instructionen des Jahres 1884 durch die seither erschienenen Erlässe erfahren haben, beweisen zur Genüge, dass die Unterrichtsverwaltung die einzelnen Fachlehrer als die berufensten Kräfte für die Weiterentwicklung des Lehrplanes und der Unterrichtsmethode betrachtet und ihren gerechten Wünschen und beherzigenswerten Forderungen gerne entgegenkommt.

Die im Jahre 1900 veröffentlichte neue Ausgabe des Lehrplanes und der Instructionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich fügt nicht nur die in den genannten Erlässen enthaltenen Sonder-

bestimmungen in den Text der ersten Auflage ein, sondern sie bringt bezüglich der Vertheilung des Lehrstoffes aus Geschichte und Geographie auf die einzelnen Classen des Obergymnasiums durchgreifende Neuerungen und berücksichtigt in weitgehendster Weise die seit 1884 in der Unterrichtspraxis gewonnenen Erfahrungen sowie die Fortschritte der wissenschaftlichen Didaktik.

Daraus erwächst dem einzelnen Fachlehrer die Pflicht, sich nicht mit einer bloßen Aneignung der neuen Vorschriften zu begnügen, sondern sich durch eine eingehende Vergleichung mit den Bestimmungen des Jahres 1884 darüber Klarheit zu verschaffen, in welchen Punkten sich die neue Ausgabe über die alte erhebt. Diese Gegenüberstellung wird ihm auch Gelegenheit geben, sein eigenes Lehrverfahren, das ja ebenfalls durch die wissenschaftlichen und didaktischen Fortschritte der letzten Jahre bedingt ist, an dem in den Instructionen aufgestellten Ideale zu läutern und zu klären.

Wenn er aber glaubt, einen Weg erschließen zu können, der in diesem oder jenem Punkte besser zum Ziele führt als die in den Instructionen enthaltene Weisung, so wird er keinen Anstand nehmen, seine Ansicht in ebenso freimüthiger Weise auszusprechen wie die Fachmänner, welche durch ihre Vorschläge einzelne Abänderungen an den didaktischen Bestimmungen des Jahres 1884 erreicht haben.

Von diesem Standpunkte sind die folgenden Betrachtungen über die neuen Vorschriften für den Deutschunterricht in den Oberclassen unserer Gymnasien zu beurtheilen. Ich gliedere sie nach den in den Instructionen durchgeführten Abschnitten und bespreche auch die seit 1884 durch die oben genannten Erlässe veranlassten Neuerungen, weil durch ihre Einfügung in die übrigen Vorschriften sich auch hier manche kleine Änderung ergeben hat, und weil sich durch die Unterrichtspraxis des letzten Jahrzehntes bereits ein Urtheil über den Wert und die Zweckmäßigkeit dieser Maßnahmen gewinnen lässt.

1. Grammatik.

Während der Organisationsentwurf vom J. 1849 in Bezug auf die Kenntnis der älteren Sprachperioden zu weitgehende Forderungen stellte und sogar das Gothische und Althochdeutsche in den Kreis der Schulbeschäftigung ziehen wollte[1]), entfiel durch den Lehrplan vom J. 1884 auch der Unterricht im Mittelhochdeutschen, und an seine Stelle trat in den ersten zwei Jahrgängen des Obergymnasiums eine theoretische Unterweisung in der deutschen Grammatik, die dem Schüler „die lebendigen Kräfte der Sprachbildung und deren Gesetze zum Bewusstsein bringen“ sollte. Es wurde empfohlen, alle vierzehn Tage eine Stunde für diese Erweiterung und Vertiefung des grammatischen Unterrichtes zu verwenden, und in der fünften Classe eine möglichst genaue phone-

[1]) Organisationsentwurf S. 141 f.; ebenso Raumer, „Der Unterricht im Deutschen“, S. 139 ff.



tische Beschreibung der einzelnen Laute zu geben und die am neuhochdeutschen Sprachmateriale noch zu belegenden Fälle von Lautwandel zusammenzustellen. Ferner sollte die „Function des Vocalwandels im ganzen Umfange der neuhochdeutschen Formen“ und die „Wortbildung im engeren Sinne“ behandelt werden. In der sechsten Classe war dann neben der Genealogie der germanischen Sprachen und der Lautverschiebung die Bedeutung der Formenassociation, der Sprachbildung durch Isolierung und das verschiedene Verhalten der Sprache bei der Aufnahme fremder Wörter zu besprechen.

Diese Neuerung gieng offenbar auf das Betreiben Josef Seemüllers[1]) zurück, der sich gleich Wilmanns[2]) gegen den mittelhochdeutschen Unterricht erklärt hatte, weil bei durchschnittlich zwei- bis zweieinhalbstündiger Lectüre in der Woche das Gymnasium die Kenntnis des Mittelhochdeutschen nicht verschaffen könne und eine sogenannte oberflächliche Lectüre das neuhochdeutsche Sprachgefühl eher schädige als fördere; sie stieß aber bei den Schulmännern und Fachgelehrten auf denselben einmüthigen Widerspruch, den schon im deutschen Reiche die Abschaffung des Mittelhochdeutschen durch die neuen Gymnasiallehrpläne vom 31. März 1882 herausgefordert hatte. Man wies darauf hin, dass sich die Einwände Seemüllers eigentlich nur gegen den Betrieb der mittelhochdeutschen Grammatik als Grundlage für die Kenntnis der Sprachentwicklung richten, aber den eigentlichen Zweck der mittelhochdeutschen Lectüre, die Einführung in die bedeutenden Literaturwerke des XIII. Jahrhunderts, nicht treffen. Man betonte ferner, dass der neu eingeführte Grammatikunterricht in den beiden ersten Jahrgängen des Obergymnasiums keinen geeigneten Ersatz für das Mittelhochdeutsche biete, auch wenn man bloß die sprachliche Ausbildung der Schüler ins Auge fasse. Denn die Darstellung der wichtigsten Fälle des Lautwandels lasse sich ohne Heranziehung älterer Sprachformen nicht mit der wünschenswerten Klarheit durchführen, und die schulmäßige Behandlung der Analogie und Bedeutungsdifferenzierung als sprachbildender Kräfte begegne schon deshalb schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, weil den Schülern der sechsten Classe die für die Beobachtung psychologischer Vorgänge nothwendige Reife und Schulung fehle.

Deshalb führte das h. Unterrichtsministerium durch die bereits genannte Verordnung vom 14. Jänner 1890 den Betrieb der mittelhochdeutschen Lectüre wieder an den Gymnasien der Kronländer ein, in denen die Schüler an ihrer Mundart eine ausreichende Hilfe für das Verständnis der Sprache des Nibelungenliedes und der Gedichte Walthers von der Vogelweide finden. Dafür wurde das Grammatikpensum der sechsten Classe bis auf die Genealogie der germanischen Sprachen gänzlich gestrichen. An den Gymnasien, an denen die mittelhochdeutschen Classiker auch förder in Übersetzungen gelesen werden, soll die durch den Wegfall der Grammatikstunden erübrigte Zeit der Lectüre neuhoch-

---

[1]) Ztschr. f. d. ö. Gymn. 1884. S. 469.
[2]) Ztschr. f. d. Gymn. W. 1869, S. 820.

deutscher Schriftwerke zugute kommen. Die Lehre von den Lehnwörtern, den Fremdwörtern und der Volksetymologie wurde der fünften Classe zugewiesen; dafür entfiel die phonetische Beschreibung der Laute sowie die Durchnahme der wichtigsten Fälle des Lautwandels. Die Erscheinungen der Formenassociation und der Sprachbildung durch Isolierung endlich sollen im Propädeutikunterricht gebürend berücksichtigt werden.

Jedenfalls ist diese Einschränkung des grammatischen Lehrpensums, namentlich der gänzliche Verzicht auf sprachphilosophische Betrachtungen in der sechsten Classe, mit Freuden zu begrüßen, weil dadurch eine bessere Ausnützung der dem Deutschunterrichte ohnedies so karg zugemessenen Zeit ermöglicht wird.

An Anstalten, wo man, wie z. B. im Küstenlande, wegen der mangelhaften Sprachkenntnis der Schüler überhaupt nicht allen Anforderungen der Instructionen gerecht werden kann, darf nach meinem Dafürhalten auch in der fünften Classe von der Abhaltung besonderer Grammatikstunden abgesehen werden. Bei der Besprechung der schriftlichen Arbeiten ergibt sich ohnedies reichlich Gelegenheit, auf die Gesetze der Wortbildung sowie auf das verschiedene Verhalten der Sprache bei der Aufnahme fremder Wörter hinzuweisen und den Inhalt der Begriffe „Lehnwort“ und „Fremdwort“ festzustellen[1]).

2. Lectüre.

Bezüglich der Lectüre besteht der wesentliche Unterschied zwischen den Instructionen vom Jahre 1884 und den pädagogisch-didaktischen Bestimmungen des Jahres 1900 darin, dass das Lehrziel für diesen wichtigsten Theil des Deutschunterrichtes in der neuen Auflage eine andere Formulierung erfahren hat. In der Ausgabe vom Jahre 1884 heißt es (S. 92) unter dem Schlagworte „Lectüre“:

„Der Fortschritt vom Unter- zum Obergymnasium zeigt sich in diesem Theile des deutschen Unterrichtes hauptsächlich in zweifacher Beziehung. Einerseits nämlich ruht die Lectüre bereits auf einer breiteren Basis stilistischer Beobachtungen; ihr formaler Charakter kommt daher noch schärfer zum Ausdrucke, die hervorzuhebende stilistische Einzelheit steht nicht mehr abgesondert im Bewusstsein des Schülers, sondern schließt sich einer Reihe bereits gewonnener, gleichartiger Vorstellungen an . . . . . Anderseits nähert sich die Lectüre immer mehr ihrer unmittelbaren Aufgabe, der Einführung in die Nationalliteratur; das gesteigerte Formenverständnis erlaubt es nämlich, zum Gegenstande der Lectüre schwierigere und vollständige classische Werke zu machen.“

Es fällt sofort auf, dass der formale Charakter der Lectüre hier besonders stark betont wurde, und dass im Verhältnisse zu ihm die auf

[1]) Auch Spengler, Bemerkungen zu den Instructionen für den Unterricht im Deutschen, Österreichische Mittelschule, IX. Jahrgang, 2. Heft, S. 127, verzichtet auf eine systematische Behandlung dieser Capitel der Grammatik.



den Inhalt ausgedehnte Besitzergreifung mehr als billig in den Hintergrund gerückt erscheint. Dazu kommt noch, dass das Wort „formal" in den alten Deutschinstructionen einen ganz anderen Begriffsinhalt bezeichnete als in den sonstigen Partieen dieses Werkes. In den auf den Deutschunterricht bezüglichen Abschnitten bedeutet nämlich „formal" dasselbe wie „durch Formen bildend", während in den übrigen Disciplinen unter formaler Bildung jene Erhöhung unserer psychischen Kräfte verstanden wird, die durch andauernde Beschäftigung unseres Geistes mit den Wissenschaften bedingt ist und uns zum raschen Auffassen neuer Gedanken befähigt[1]). Wir dürfen es daher als einen Fortschritt bezeichnen, dass die neuen Instructionen diesem verwirrenden Gebrauche des Wortes „formal" zur Bezeichnung wesentlich verschiedener Begriffsinhalte dadurch ein Ende machten, dass sie es in dem auf den Deutschunterricht bezüglichen Abschnitte überall dort weglieẞen, wo es in anderer Bedeutung erscheint als in den für die übrigen Fächer giltigen Vorschriften. Noch wichtiger ist, dass im Lehrziele auch die materiale und neben der sprachlich-formalen auch die ästhetisch-formale Seite des Unterrichtes eine schärfere Betonung erfahren hat. Die neuen Instructionen geben nämlich das Lehrziel in folgender Weise an (S. 108):

„Die reifere Jugend soll auf dieser Stufe nun auch die schwierigeren und größeren Meisterwerke der deutschen Literatur kennen lernen und auf sich wirken lassen, sie soll sich dieser Wirkung aber auch bewusst werden, aus selbst beobachteten Erscheinungen anschauend und erkennend in das Wesen der Kunstformen eindringen und angeleitet werden, auch den Bedingungen des Wohlgefallens am Schönen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden".

Aber nicht nur in der Formulierung des Lehrzieles, sondern auch in der Auswahl des Lehrstoffes und in den Winken für die methodische Behandlung der Lectüre treffen wir manche Änderung.

Bezüglich der Lectüre suchte die Ministerialverordnung vom 14. Jänner 1890 besonders die sechste Classe zu entlasten, um Zeit für die Durchnahme mittelhochdeutscher Dichtungen zu schaffen. Die Lectüre ausgewählter Proben aus dem Klopstock'schen Messias und dem Wieland-schen Oberon wurde mit Recht in sämmtlichen Anstalten des Reiches — also auch dort, wo wegen des Verzichts auf den mittelhochdeutschen Unterricht ein unmittelbares Bedürfnis nach einer Entlastung der sechsten Classe nicht besteht — in den ersten Jahrgang des Obergymnasiums verwiesen; denn zur Lectüre einer umfangreicheren epischen Dichtung, mag sie auch im einzelnen manche Erklärungen erfordern, sind fünfzehnjährige Knaben schon deshalb befähigt, weil das vorwiegend stoffliche Interesse dieser Altersstufe durch Erzählungen am besten befriedigt wird. Dagegen wurde die Mittheilung des Inhaltes der Volks-

---

[1]) J. Loos, Material und formal, die didaktischen Leitbegriffe der neuen Instructionen. „Stimmen über den österreichischen Gymnasiallehrplan vom 26. Mai 1884", S. 5 ff. — Vgl. auch A. Lichtenheld, Die formale Bildung, „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik", 1895, Heft 2 und 3.

epen auf die Hauptvertreter beschränkt. In dieser Hinsicht geht man nach Ansicht des Ref. zu weit, wenn man sich nach dem Vorgange der Lesebücher von Kummer-Stejskal mit dem Nibelungenliede, der Gudrun und dem Walthariliede begnügt. Eine Perle unserer nationalen Heldensage wie Alpharts Tod und sagengeschichtlich wichtige Dichtungen wie Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht (letztere besonders wegen der herrlichen Episode vom Kampfe der jugendlichen Helden Orte, Scharfe und Diether mit dem ungetreuen Wittig) sollten doch den Schülern unserer Mittelschulen nicht vorenthalten bleiben, zumal gerade diese Stoffe des ungetheilten Interesses der Jugend gewiss sind. Dagegen gebe ich die kyklischen Gedichte Biterolf und den Rosengarten sowie die auf der fränkischen Sage fußenden Epen Ortnit und Wolfdietrich gerne preis; ebenso den König Rother, der in den Instructionen vom Jahre 1884 irrigerweise unter den Volksepen erscheint, obwohl er mit der nationalen Heldendichtung nichts zu thun hat, sondern in den Kreis der Spielmannsdichtungen gehört, die das im zwölften Jahrhunderte so beliebte Motiv der Brautfahrt behandeln.

Wenn die neuen Instructionen übrigens auf S. 109 vorschreiben, die Behandlung des Volksepos bleibe dort, wo mittelhochdeutsche Lectüre betrieben wird, der sechsten Classe vorbehalten, so wird man diese Bestimmung nur dann billigen können, wenn man unter der Behandlung des Volksepos die Durchnahme der Vilmar'schen Inhaltsangabe des Nibelungenliedes versteht; denn nur diese Dichtung wird dem Schüler im folgenden Jahre im Originale bekannt. Wollte man aber auch die Stoffe der übrigen Volksepen erst in der sechsten Classe mittheilen, so brächte dies einen doppelten Nachtheil. In der Sexta käme man mit der Zeit arg ins Gedränge, und in der Quinta erlitte die Charakteristik der verschiedenen Arten des Epos eine arge Einbuße, wenn dem Schüler nicht das eine oder das andere Werk aus der hervorragendsten Gattung der Epopöe, dem Volksepos, wenigstens dem Inhalte nach bekannt würde[1]).

Ferner wurden die Briefe Lessings an Nicolai und Mendelssohn vom Jahre 1756 fallen gelassen und die schwierigeren Stücke der Hamburgischen Dramaturgie der Schlussclasse des Gymnasiums zugetheilt, weil die Schüler erst auf der höchsten Stufe sich durch eigene Lectüre hervorragender Werke jene Einsicht in den Bau dichterischer Schöpfungen

---

[1]) Jedesfalls ist es erfreulich, dass man jetzt beim Unterrichte statt der knappen Auszüge Uhlands, die gar nicht geeignet sind, eine entsprechende Vorstellung von dem Aufbaue unserer Volksepen zu erwecken, wieder zu den Vilmar'schen und neuerdings auch zu den Khull'schen Inhaltsangaben greift. Den Herausgebern unserer Lesebücher möchte ich ans Herz legen, in Zukunft Proben aus den trefflichen Nachdichtungen unserer mittelalterlichen Classiker unseren Schülern nicht vorzuenthalten. Die glänzenden Übersetzungen des Parzival und des Tristan durch Wilhelm Hertz sowie die Wiedergabe der Lieder und Sprüche Walthers durch Samhaber wären dabei in erster Linie zu berücksichtigen. Auch die Verwalter der Schülerbibliotheken sollten bei Neuanschaffungen den gelungenen Übertragungen mittelhochdeutscher Schriftwerke ihr Augenmerk zuwenden.

erworben haben, welche die unerlässliche Vorbedingung für das volle Verständnis dieser Abschnitte bildet. Dafür wurde Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" aus dem Lectürepensum der achten Classe gestrichen: auch darin kann man nur einen pädagogischen Fortschritt erblicken; denn es ist geradezu unmöglich, mittelmäßig begabten Schülern den reichen Gedankenschatz der ästhetischen Schlussabhandlung zu erschließen. Die durch die Ausscheidung dieses umfänglichen Werkes erübrigte Zeit soll gebürendermaßen einer eingehenderen Berücksichtigung der neueren österreichischen Literatur zugute kommen, die sich gerade im neunzehnten Jahrhundert so reichlich entfaltet und in Grillparzer ihren Höhepunkt erreicht hat. Auch darin wird jeder Schulmann gerne der hohen Unterrichtsbehörde beipflichten und ihr namentlich dafür Dank wissen, dass sie ihm auf der obersten Stufe des Unterrichtes Gelegenheit gibt, zur Pflege eines echten und wahren Patriotismus in unaufdringlicher und deshalb besonders wirksamer Weise beizutragen.

Wesentlicher als durch die Aufnahme dieser oben besprochenen Bestimmungen des Jahres 1890 unterscheiden sich die neuen Instructionen von den Vorschriften des Jahres 1884 durch die Anforderungen, welche sie bezüglich der Schul- und Privatlectüre größerer classischer Werke erheben. Nach den alten Instructionen sollten im 2. Semester der sechsten, in der siebenten und achten Classe neben den im Lesebuche enthaltenen Dichtungen folgende umfangreichere Werke bewältigt werden:

Im II. Semester der VI. Classe: Miss Sara Sampson, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, die Abhandlungen über die Fabel.

In der VIII. Classe: Aus meinem Leben, Götz von Berlichingen, Clavigo, Iphigenie auf Tauris, Egmont, Tasso, Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos und die Hauptdramen der späteren Zeit, soweit sie durchgenommen werden konnten. Gewöhnlich kam man nicht einmal mit der Wallensteintrilogie zu Ende. Außerdem sollte wenigstens ein Shakespeare'sches Stück, etwa Julius Cäsar, gelesen werden.

In der VII. Classe: Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell, Hermann und Dorothea, Faust, Laokoon. Ferner waren Stücke von Kleist und Grillparzer verlangt; die Erweiterung der Shakespearelectüre wurde als wünschenswert bezeichnet.

Wenn wir auch annehmen, dass in der achten Classe zwei Dramen Grillparzers und je ein Stück von Heinrich Kleist und Shakespeare genügten, so waren immerhin in fünf Semestern nicht weniger als vierundzwanzig Dramen, drei umfangreiche Prosawerke und ein Epos durchzunehmen. Wie da der Fachlehrer mit der Zeit ins Gedränge gerieth, brauche ich wohl weiter nicht zu schildern. Es ist selbstverständlich, dass er diesen hochgespannten Anforderungen nur dann nachkommen konnte, wenn er die meisten größeren Werke der häuslichen Lectüre zuwies und sich damit begnügte, nur die hervorragendsten Scenengruppen in der Schule zu lesen. Alles übrige musste durch mündliche Besprechung in so raschem Tempo erledigt werden, dass man den Schülern höchstens

den Aufbau der betreffenden Dichtung darlegen konnte; auf jede weitere Erörterung musste man aus Mangel an verfügbarer Zeit verzichten.

Gegen diesen Übelstand treffen die neuen Instructionen Abhilfe. Sie schreiben nämlich betreffs der Lectüre der größeren, im Lesebuche nicht enthaltenen Werke bloß vor (S. 113): „Der Schwerpunkt ist auf Goethe, Schiller, Grillparzer zu verlegen. Der bedeutende Einfluss, den Shakespeare auf die Entwicklung unserer Literatur genommen hat, gebietet, dass auch seinen Dramen größere Beachtung zugewandt werde." Die Auswahl aber wird dem Ermessen des Fachlehrers anheimgestellt (S. 112): „Welche Dichtungen hiebei Gegenstand der Schul- und Privatlectüre bilden sollen, kann dem Lehrer umso sicherer überlassen werden, als der Reichthum allgemein anerkannter Meisterwerke die Bedürfnisse der Schule überragt. Die Wahl im einzelnen wird ja auch von dem jeweiligen Stand der Classe sowie von dem inneren Verhältnisse des Lehrers zum Dichterwerk abhängen." In schönerer und würdigerer Weise wurde wohl noch nie das Recht auf Individualisierung des Unterrichtes anerkannt. Es ist dies, soweit ich die einschlägige Literatur kenne, das erstemal, dass eine behördliche Verordnung der persönlichen Entwicklung des Lehrers einen so weitgehenden Einfluss auf die Wahl des Lehrstoffes zugesteht, und es wird gewiss die Lehrfreudigkeit heben, wenn man bei der Behandlung unserer Classiker seinen individuellen Geschmack zur Geltung bringen darf. Freilich wird man sich dabei vor der Überschreitung gewisser Grenzen hüten müssen und auf die Lectüre gewisser Dichtungen, die den eisernen Bestand der Schullectüre bilden, nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen verzichten können. Dass die Leistungsfähigkeit und das allgemeine Bildungsniveau der Classe gleichfalls die entsprechende Berücksichtigung finden sollen, wird jeder zugeben, der durch eigene Erfahrung kennen gelernt hat, welch gewaltiger Unterschied bezüglich der Fähigkeit, dichterische Werke zu genießen und in sich aufzunehmen, zwischen den Schülern der verschiedenen Anstalten besteht.

An Gymnasien, an denen, wie z. B. im Küstenlande, nur die Minorität der Schüler Deutsch als Muttersprache hat, möchte ich vor allem auf die Lectüre Shakespeare'scher Stücke verzichten, weil sie dem Verständnisse auch in der trefflichen Übersetzung A. W. Schlegels weit mehr sprachliche Schwierigkeiten bereiten als deutsche Originalwerke; ferner erheischen sie eine Menge Erläuterungen und sachlicher Bemerkungen, die sich auf eine Zeit beziehen, welche dem Gesichtskreis unserer Jugend ganz ferne liegt. Auch Goethes Faust eignet sich nicht für ein minder gutes Schülermaterial. Den Clavigo gebe ich wegen seiner geringen dichterischen Bedeutung gerne preis. Dagegen wird man darauf bestehen müssen, dass Goethes Iphigenie auf Tauris und Hermann und Dorothea in der Schule, der Götz von Berlichingen, Egmont und eine Auswahl aus Dichtung und Wahrheit privat gelesen werden. Auch den Tasso möchte ich, trotzdem er weit mehr Schwierigkeiten bietet als andere Stücke, dort nicht gerne missen, wo dieses Werk wie im Küstenlande schon deshalb eine erhöhte Anziehungskraft ausübt, weil den Schülern das Leben und Hauptwerk des Helden bekannt ist.

Von Schiller sind jedesfalls die Meisterdramen Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell zu lesen. Die Braut von Messina kann man schwächeren Jahrgängen erlassen. Schwieriger gestaltet sich die Auswahl aus den Jugenddramen. Kabale und Liebe bietet wie die Räuber manche Stellen, an denen man Anstoß nehmen kann, und Fiesco, gegen den man am wenigsten Bedenken erheben mag, erscheint wieder als das farbloseste und schwächste Stück dieser Epoche minder geeignet, dem Schüler zu zeigen, welch eminente dramatische Begabung schon die Erstlingswerke Schillers verrathen. Angesichts dieser Umstände ziehe ich noch immer die Lectüre der Räuber vor und lasse auf sie den Don Carlos folgen, wenn die Zeit und die Fassungskraft der Classe zur Besprechung sämmtlicher Jugenddramen nicht ausreicht.

Unter den Grillparzer'schen Tragödien eignet sich zur Lectüre am besten Sappho und König Ottokars Glück und Ende. Doch mag man der Abwechslung wegen auch andere Dramen wie die Trilogie Das goldene Vlies, die Ahnfrau oder den Traum ein Leben heranziehen.

Von Lessing genügt jedesfalls Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise und Laokoon. Dagegen halte ich Miss Sara Sampson schon aus ästhetischen Gründen für ganz überflüssig.

Demnach ergibt sich nach der Auffassung des Ref. für die letzten fünf Semester des Gymnasiums ein Lectürepensum von sechzehn bis achtzehn größeren Werken. Man findet also sein Auslangen, wenn man in einem halben Jahre drei bis vier Dramen liest.

In ähnlicher Weise wie bei der Lectüre gestatten die neuen Instructionen dem Lehrer auch bezüglich der Wahl der zu memorierenden Gedichte größere Freiheit. Der alte Canon existiert nicht mehr, demzufolge in der sechsten Classe nur Klopstock'sche Oden auswendig gelernt werden sollten! Wenn sich schon die Lectüre nicht ausschließlich von literarhistorischen Rücksichten bestimmen lassen darf, so gilt dies in noch höherem Maße für das Memorieren. Zum Auswendiglernen sollten nur solche Dichtungen gewählt werden, die sich nicht allein durch ihre mustergiltige Form und ihren wertvollen Inhalt auszeichnen, sondern auch dem Empfindungsleben der Gegenwart noch so nahestehen, dass der Schüler von selbst den richtigen Tonfall zu finden vermag. Dass dies bei Klopstock nicht der Fall ist, sondern dass bei der Recitation einer Ode dieses Dichters der Vortrag fast ausschließlich von dem Rythmus, nicht aber von dem Gedanken- oder Gefühlsinhalte der Dichtung getragen wird, ist eine Beobachtung, die man alljährlich in der sechsten Classe machen konnte. Deshalb wird es sich in Zukunft empfehlen, nur eine oder die andere Ode Klopstocks lernen zu lassen — wenn man nicht ganz darauf verzichten will — und in der durch diese Beschränkung frei gewordenen Zeit die Kenntnis der Balladen Goethes Schillers dadurch zu vervollständigen, dass man die in den früheren Jahren nicht memorierten Dichtungen dieser Art lernen lässt.

Neben kleineren Gedichten sollen nach den neuen Instructionen auch „die berühmtesten Stellen aus den großen Meisterwerken (Epen und Dramen)“ memoriert werden. Auch diese Neuerung kann man mit

Genugthung begrüßen; die Monologe in Goethes Iphigenie, namentlich das herrliche Parzenlied (IV. 5), die Selbstgespräche Wallensteins (Wallensteins Tod I. 4) und Tells (IV. 3) und vor allem das Lob Österreichs durch Ottokar von Horneck (König Ottokars Glück und Ende III) wird man jetzt jedesfalls als Memorierstoff heranziehen müssen.

Auch bezüglich der Methode für die Erklärung dichterischer Werke enthalten die neuen Instructionen eine Fülle beherzigenswerter Rathschläge, die namentlich den jüngeren Fachcollegen erwünscht sein werden, die den Hörsaal der Universität mit dem Lehrzimmer des Gymnasiums vertauschen, ohne dass ihnen durch die ordnungsgemäße Ablegung des formellen Probejahres der Übergang von der Theorie zur Praxis erleichtert worden wäre. Aber auch dem Fachlehrer, der sich seine Methode bereits zurechtgelegt und sie durch die Praxis geläutert hat, werden sie einen willkommenen Maßstab für die Beurtheilung des eigenen Lehrverfahrens an die Hand geben. Diese Winke erscheinen gerade bei der besprochenen Partie der Instructionen deshalb ungemein wichtig, weil vielleicht auf keinem anderen Gebiete des Unterrichtes durch ein falsches Schematisieren mehr gesündigt werden kann als bei der Erklärung von Gedichten, und weil auch die in manchen einschlägigen Schriften empfohlene Methode durch die überreichlichen Einzelnerläuterungen nur dazu beiträgt, dem Schüler die Freude an dem Kunstwerke zu verleiden.

Unsere neuen Instructionen stellen mit Recht den allgemeinen Grundsatz auf, dass die Dichtung durch sich selbst auf die Jugend wirken soll; deshalb sind die Hemmnisse der Auffassung, also sprachliche und sachliche Unklarheiten, so kurz als möglich zu beseitigen. Dagegen soll der Lehrer das Verständnis für die dichterische Schöpfung durch Aufdeckung der Beziehungen zur Quelle, zum Dichter, zu den Zeitverhältnissen und zur literarischen Entwicklung fördern. Er wird ferner die Verschiedenheit der Gattungen zu berücksichtigen haben, also z. B. bei lyrischen Gedichten dem Wechsel der Stimmungen, bei größeren epischen und dramatischen Werken dem Gange der Handlung und dem Aufbau seine besondere Aufmerksamkeit widmen [1]).

Wichtig ist ferner, dass die Eintragung der stilistischen Beobachtungen in ein besonderes Heft jetzt auch im Obergymnasium nicht mehr verlangt wird; für das Untergymnasium entfielen diese schwer controlierbaren und ihrem Zwecke wenig entsprechenden Aufzeichnungen schon durch den mehrfach erwähnten Erlass vom 14. Jänner 1890.

Im Anschlusse an die Besprechung der methodischen Grundsätze des neuen Instructionenwerkes erlaube ich mir, auf einen Übelstand der Texte in unseren Schulausgaben hinzuweisen. Es ist ja ganz natürlich,

[1]) Da die neue Auflage der Instructionen sonst Literaturangaben bringt, wäre an dieser Stelle vielleicht ein ausdrücklicher Hinweis auf F. Bauer, Sieben Gedichte Goethes, nach ihrem Gedankengange erläutert, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 704—720 und S. 969—978 wohl angebracht gewesen, die nach meinem Dafürhalten ein bisher unübertroffenes Muster für die Interpretation bieten.



dass man sinnlich freie Schilderungen soviel als möglich von unserer Jugend fernhält und indecente Stellen aus dem Texte der Schulausgaben weglässt; aber man begeht dabei — und dies gilt nicht nur für die Schulausgaben der deutschen, sondern auch für die antiken Classiker — den Fehler, dass man diese Streichungen in der Zählung der Verse andeutet; noch schlimmer ist es, wenn z. B. der Herausgeber bei Wielands Oberon den Inhalt anstößiger Strophen einfach in Prosa wiedergibt. Die Neugierde der Schüler für die übergangene Partie wird unwillkürlich rege, sie schlagen die Stelle in den Gesammtausgaben nach, die man bei den neueren Classikern doch unmöglich von ihnen fernhalten kann, und werden sich jetzt erst recht ihrer Anstößigkeit bewusst; ja es kommt sicherlich vor, dass sich vorwitzige Elemente in einer Classe an der Hand unserer Schulausgaben ganze Blütenlesen solcher „interessanter" Verse zusammenstellen. Ferner geht man in den Änderungen, die man am Texte vornimmt, viel zu weit, da man auch solchen Stellen nicht mehr ihren ursprünglichen Wortlaut belässt, an denen ein naives Gemüth nichts Anstößiges zu entdecken vermag. So scheint es mir nicht nur lächerlich, sondern auch vom ethischen Standpunkte bedenklich, dass man so sittenreine Werke wie Goethes Iphigenie auf Tauris oder Hermann und Dorothea den Schülern unserer obersten Classen nicht mehr in dem Wortlaut zu bieten wagt, den ihnen der Dichter gegeben hat, sondern ihren Text durch willkürliche Änderungen verunstaltet, zu deren Charakterisierung ich nur folgende Proben herausgreife. So wird Iphigenie II. V. 58 f.

„. . . es war mein stummer Blick
Ein bitt'rer Vorwurf i h r u n d i h r e m B u h l e n"

in der Gräser'schen Schulausgabe in

„. . . es war mein stummer Blick
Ein bitt'rer Vorwurf i h r e m h a r t e n H e r z e n"

umgeändert und in Iphigenie I. 337 ff.

„Des Tantalus geliebter Sohn erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib
Önomaus' Erzeugte Hippodamien"

der Ausdruck „Ö n o m a u s' E r z e u g t e" in „Ö n o m a u s e n s T o c h t e r" verwandelt! Die Freytag'sche Schulausgabe nimmt an Hermann und Dorothea II. V. 32 ff.:

„. . . . Hier auf dem Strohe
Liegt die e r s t e n t b u n d e n e Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, d i e s c h w a n g e r e, gerettet"

Anstoß und bietet uns deshalb diese Verse in folgender Abänderung:

„. . . . Hier auf dem Strohe
Liegt die Frau des reichen Besitzers, W ö c h n e r i n i s t s i e,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, d i e n u n a r m e, gerettet."

Derartige „Verbesserungen" verfehlen ganz abgesehen von ihrem ästhetischen „Wert" ihren Zweck schon deshalb, weil die Schüler sie bemerken, da ja nicht alle dieselbe Ausgabe besitzen, und über den Grund dieser Abweichung vom ursprünglichen Text unnöthigerweise

nachzudenken anfangen. Dadurch erscheint ihnen dann manches Wort erst indecent, über das sie früher ruhig hinweggegangen wären. Auch in der äußeren Einrichtung der Schulausgaben sollte nach meinem Dafürhalten eine Änderung platzgreifen. In ihrer gegenwärtigen Gestalt ist die Benützung der Anmerkungen ungemein erschwert, weil diese nicht unter dem Texte stehen, sondern an den Schluss gerückt sind. Wenn man also beim Lesen des Werkes thatsächlich nach rückwärts blättert, sobald ein Sternchen oder eine Ziffer anzeigt, dass zu der betreffenden Stelle eine Wort- oder Sacherklärung angemerkt wurde, so erleidet der ruhige Fortgang der Lectüre jedesmal eine Störung, die man umso bitterer empfindet, je weniger man aus dem Commentar Neues erfahren hat. Schließlich verliert man infolge der fortwährenden Unterbrechungen die Stimmung, oder man verzichtet ganz auf die Belehrung durch die Anmerkungen. Deshalb bin ich der festen Überzeugung, dass die Anmerkungen zu jeder einzelnen Seite unter dem Texte verzeichnet werden sollen. Man wird mir freilich einwenden, dass dieser Vorgang der Bequemlichkeit der Schüler allzu sehr entgegenkäme, die dann beim Prüfen einfach die unter dem Texte stehenden Erläuterungen ablesen können, ohne dass sich der Lehrer ein Urtheil darüber zu bilden vermag, inwieweit sie sich dieselben thatsächlich zu eigen gemacht haben. Aber dieses Bedenken trifft höchstens für die classischen Werke zu, die wie Goethes Hermann und Dorothea Gegenstand der Schullectüre sind, und es wiegt auch hier nicht schwer; denn wir lesen die Dichtungen mit den Schülern, um ihnen das Verständnis für ihre Schönheit zu erschließen, nicht aber, um ein Substrat für die Classification zu gewinnen. Bei den Dramen aber, die wir der Privatlectüre zuweisen, kommt der Schüler selten oder nie in die Lage, beim Prüfen die Anmerkungen abzulesen, da die Besprechung nicht Seite für Seite dem Texte folgt, sondern den Gang der Handlung, den Aufbau des ganzen Stückes usw. klarzumachen sucht. Bei der Vorbereitung leisten aber gerade in diesem Falle Erläuterungen, die ohne besondere Störung der Lectüre vom Leser benützt werden können, die besten Dienste. Deshalb wäre es wünschenswert, wenn die gegenwärtig so beliebten Gräser'schen Ausgaben wieder zu dem Brauche zurückkehrten, der ihre ersten Auflagen dem Leser so angenehm und nutzbringend gemacht hat.

Bezüglich der Literaturgeschichte decken sich die Bestimmungen in den beiden Auflagen der Instructionen. Die Überlieferung fertiger ästhetischer Urtheile, die nicht aus eigener Lectüre abgeleitet wurden, ist selbstverständlich verpönt; dagegen wird eine Literaturgeschichte auf rein historischer Grundlage für ebenso zulässig erklärt, wie die Staatengeschichte. An dieser Stelle wäre vielleicht ein Hinweis darauf angezeigt gewesen, dass der Lehrer die Geschichte des deutschen Schriftthums dadurch lebensvoller gestalten kann, dass er die in früheren Jahren durchgenommenen Lesestücke und auch die häusliche Lectüre der Schüler für die Charakteristik ganzer Epochen sowie einzelner Persönlichkeiten in ausgiebiger Weise verwendet. Wenn man nach diesem Gesichtspunkte den Lesestoff des Untergymnasiums überblickt, findet

man gerade für die Besprechung solcher Dichter reiches Material, von denen man in den Oberclassen nur wenig zu lesen Zeit hat. So lässt sich z. B. von dem literarischen Wirken Gellerts, Chamissos, Rückerts und Uhlands auf Grundlage der den Schülern schon von früher bekannten Dichtungen ein entsprechendes Bild entwerfen. Anderseits wird sich z. B. bei der Darstellung des literarischen Charakters des XVI. Jahrhunderts ein Hinweis auf die Volksbücher empfehlen, deren Inhalt sich die meisten Schüler schon im Elternhause zu eigen gemacht haben. Endlich bietet auch die Schülerbibliothek eine willkommene Hilfe für den Literarhistoriker; nur wird er es vermeiden müssen, die Schüler dazu zu verhalten, sich ihre Lectüre nach literargeschichtlichen Gesichtspunkten auszuwählen, weil dadurch die Freude am Lesen beeinträchtigt würde. Besser wird es sein, wenn sich der Lehrer aus dem Entlehnungskatalog der Schülerbibliothek darüber unterrichtet, was in den einzelnen Classen thatsächlich gelesen wird, und bei passender Gelegenheit während der Lehrstunde auf das eine oder andere Werk kurz hinweist. Dadurch wird der Leseeifer sicherlich mehr gefördert als durch moralischen Zwang bei der Auswahl der Bücher.

3. Übungen im mündlichen Ausdruck.

Betreffs der Redeübungen zeigt die neue Auflage keine wesentlichen Unterschiede von den Bestimmungen des Jahres 1884. Die Forderung, dass jeder Schüler im Semester mindestens einmal zum Vortrage gelangen soll, dürfte bei nur etwas stärker besuchten Classen infolge Mangels an frei verfügbarer Zeit undurchführbar sein, aber auch bei schwächer besuchten Jahrgängen argen Schwierigkeiten begegnen, da gerade die siebente und achte Classe mit Lehrstoff überreichlich bedacht sind. Ein anderes Bedenken betrifft die Vorschule zu diesen Redeübungen. Die Instructionen halten die in allen Classen gepflegten Sprechübungen für eine ausreichende Vorbereitung; aber sie übersehen nach meiner Ansicht, dass zwischen den Antworten, die ein Schüler beim Prüfen gibt, und einem Vortrag vor der Classe auch dann noch ein gewaltiger Unterschied besteht, wenn sich der Lehrer bemüht, den Geprüften ohne Unterbrechung durch mehrere Minuten sprechen zu lassen. Denn bei den gewöhnlichen Prüfungen betrachtet der Schüler nur den Lehrer, nicht aber auch den Mitschüler als Zuhörer, dem eine Kritik über seine Leistung zusteht; seine Hauptaufmerksamkeit ist dem Inhalte, nicht aber der Form seiner Antwort zugewendet, da er weiß, dass für die Classification hauptsächlich das materielle Können in Anschlag gebracht wird und die Sprachfertigkeit erst in zweiter Linie Berücksichtigung findet. Außerdem ist er sich bewusst, dass jeder ärgere Verstoß sofort eine Correctur durch den Lehrer oder seine Mitschüler erfährt, ohne dass dadurch seine Note gefährdet wird. Das Gefühl der vollen Verantwortlichkeit für das gesprochene Wort entsteht erst dann, wenn dem Sprechenden eine Zeitspanne — mag sie auch nur fünf Minuten umfassen — eingeräumt wird, während welcher er das Wort hat, ohne eine Unterbrechung fürchten

zu müssen. Schon das bloße Heraustreten auf das Podium bringt dem Vortragenden deutlich zum Bewusstsein, dass er seine Worte diesmal nicht an einen einzelnen, sondern an eine größere Gesammtheit richtet. Da ihm ferner der Gegenstand für die Erörterung schon früher angegeben wurde, weiß er, dass man die Vertrautheit mit dem Stoffe von ihm sicher erwartet und bei der Beurtheilung das Hauptaugenmerk auf die klare Anordnung der Gedanken und die Wahl des entsprechenden Ausdruckes legt. Deshalb empfehle ich als Vorübung zu den eigentlichen Vorträgen, dass man von der fünften Classe an zuerst von den fähigeren, dann aber von sämmtlichen Schülern verlangt, dass sie ab und zu eine vorher bezeichnete Lection oder wenigstens einen Theil einer Lection in zusammenhängender Rede vor der Classe wiedergeben. Dabei ist für die Classification vorwiegend die Fertigkeit im Sprechen in Anschlag zu bringen. Je nach dem Erfolg dieser Übungen mag man dann noch in der fünften oder erst in der sechsten Classe zu Inhaltsangaben umfangreicherer Stücke, z. B. ganzer Gesänge aus Reineke Fuchs und Oberon fortschreiten, um schließlich in der siebenten Classe Themen aus der Privatlectüre heranzuziehen.

4. Aufsätze.

Auch auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes behalten die Bestimmungen des Jahres 1884 Geltung. Die Winke für die Stoffwahl haben eine Kürzung erfahren, Aufsätze, die sich auf das Grammatikpensum des Obergymnasiums beziehen, werden mit Recht nicht mehr ausdrücklich empfohlen. Das mag nicht nur mit der Einschränkung des grammatischen Lehrstoffes zusammenhängen, sondern auch mit der Beobachtung, dass derlei Themen für die sprachlich-formale Bildung wenig förderlich sind. Beachtenswert ist jedesfalls der Rath, dass man bei den Hausaufgaben zuerst bloß das Thema angeben und die vorbereitende Besprechung auf eine der nächsten Stunde verlegen soll, damit die Schüler Zeit haben, sich in den Gedankeninhalt der Aufgabe zu vertiefen, und etwaige Bedenken über die Auffassung der Arbeit rechtzeitig dem Lehrer mittheilen können.

Nach diesen Darlegungen duldet es wohl keinen Zweifel, dass die neuen Instructionen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes einen wesentlichen Fortschritt bedeuten. Nur in einem Punkte, nämlich in der Vertheilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Classen, sind sie nach meinem Ermessen einer Verbesserung bedürftig. Denn trotz der weitgehenden Freiheit, welche die neuen Instructionen dem Lehrer bezüglich der Wahl der Privatlectüre einräumen, scheint die siebente und achte Classe noch immer mit Lehrstoff überlastet, während der sechsten Classe ein verhältnismäßig geringes Pensum zufällt. Für die siebente Classe hat das grelle Missverhältnis zwischen der Menge des Lehrstoffes und der zur Verfügung stehenden Zeit Franz Spengler in seinem gehalt-

vollen Schriftchen „Der deutsche Aufsatz", Wien 1891, S. 15 ff. aufgedeckt. Für die achte mag es die folgende Berechnung klarmachen. Wir haben während des ganzen Schuljahres höchstens 110 Lehrstunden zur Verfügung. Da von diesen ungefähr 30 auf das Prüfen und Wiederholen, 20 auf die schriftlichen Arbeiten und Redeübungen, etwa 30 auf die Schullectüre der größeren classischen Werke und mindestens 15 auf die Besprechung der Privatlectüre entfallen, bleiben für die Fortführung der Literaturgeschichte und für die Lectüre kleinerer Dichtungen, die man doch auch auf dieser Stufe nicht entbehren kann, im ganzen 15 Lehrstunden übrig. In diesen 15 Stunden sollen Goethes Leben und dichterisches Wirken von 1805 bis 1832, die ältere und jüngere Romantik, die Dichter der Befreiungskriege und die österreichischen Dichter des XIX. Jahrhunderts behandelt werden. Welche Kraftleistungen da der einzelnen Lehrstunde zu einer Zeit zugemuthet werden, in der die Aufnahmsfähigkeit der Schüler noch obendrein durch die Vorbereitung zur Maturitätsprüfung eine arge Einbuße erfährt, brauche ich nicht weiter auszuführen.

Am einfachsten könnte freilich diesem Übelstande abgeholfen werden, wenn man in den beiden obersten Classen dem Deutschunterrichte eine Stunde zulegte. Doch daran ist ohne eine tiefgreifende Änderung des gesammten Lehrplanes gar nicht zu denken, und ein dahin gerichteter Vorschlag hat heute schon deshalb gar keine Aussicht auf Verwirklichung, weil die beabsichtigte Einführung einer modernen Cultursprache jede Vermehrung der den einzelnen Lehrfächern zugewiesenen Stundenzahl unmöglich macht. Wir müssen deshalb, wenn wir nicht schier Unerreichbares anstreben wollen, mit der uns jetzt zur Verfügung stehenden Zeit auszukommen trachten. Da ferner eine weitere Einschränkung des Lehrstoffes im Deutschen das Bildungsniveau unserer Gymnasiasten allzusehr herabdrücken müsste, halte ich eine zweckmäßigere Vertheilung des Lehrstoffes für das einzige Mittel, durch welches das Missverhältnis zwischen der Größe des Unterrichtspensums und der Arbeitszeit zu beheben wäre. Am besten wäre es, wenn man schon in der fünften Classe mit der Literaturgeschichte begönne und sie etwa bis auf Lessing fortführte. Dadurch würde der Lesestoff dieses Jahrganges keine arge Änderung erfahren. Denn die Volksepen, der Messias, einige Klopstock'sche Oden und der Oberon werden ja auch jetzt in der fünften Classe behandelt; man hätte aber bei der von mir vorgeschlagenen Eintheilung den Vortheil, dass man z. B. das Nibelungenlied nicht zweimal durchzunehmen brauchte und den Schülern statt der Inhaltsangabe sogleich die schönsten Partien der Dichtung selbst vorlegen könnte. Ferner würde sich die Besprechung des Messias und des Oberon an die Skizze vom Lebensgange Klopstocks und Wielands anschließen, während jetzt den Schülern die literarische Bedeutung dieser Männer erst ein Jahr nach der Lectüre ihrer Hauptwerke bekannt wird[1]).

Neu kämen zum Lesestoffe der Quinta bloß hinzu: Das Hildebrandslied, die nordische Fassung der Nibelungen- und Gudrunsage

[1]) R. Scheich, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 942.

(wenn man sich nicht entschließen will, die Lectüre dieser für viele Schüler nur verwirrenden Inhaltsangabe durch eine kurze Darstellung der nordischen Sagenform zu ersetzen, die man am besten bei der Sagenentwicklung unterbringt oder als Erklärung der aus dem Nibelungenliede nicht völlig deutlichen Beziehungen Siegfrieds zu Brunhilde mittheilt), die Inhaltsangabe der wichtigsten höfischen Epen, Lieder Walthers von der Vogelweide, Schwänke Hans Sachsens, einige Oden Klopstocks und allenfalls einige Bruchstücke eines Wieland'schen Romanes. — Von den jetzt für die Quinta geforderten Stücken entfiele nicht allzu viel. Goethes Reineke Fuchs mag man mit den mittelalterlichen Thierepen in Verbindung bringen, Volkslieder wie die Schlacht bei Murten u. ä. können gelesen werden, wenn man einen Überblick über das Schriftthum des ausgehenden Mittelalters gibt. Die Balladen und Romanzen endlich, die man am schwersten vermissen möchte, mag man zunächst ohne Rücksicht auf ihre literargeschichtliche Bedeutung auf die fünfte und sechste Classe vertheilen und die wichtigsten memorieren lassen.

Im ersten Semester der sechsten Classe wären dann Lessings Leben und Dichten, Herder, die Stürmer und Dränger und die Göttinger zu behandeln; im zweiten Semester könnte man Goethes Leben und Wirken bis zur italienischen Reise verfolgen. An größeren Werken wären, theils privatim, theils in der Schule zu lesen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen und eine Auswahl aus Dichtung und Wahrheit sowie ein Drama Shakespeares.

Im ersten Semester der siebenten Classe könnte man mit Goethes italienischer Reise beginnen, dann die darauffolgenden Jahre bis 1794 kurz streifen und Schillers Entwicklung bis 1787 darstellen. Im zweiten Semester hätte man Schillers und Goethes gemeinsame Wirksamkeit zu würdigen und Goethes Thätigkeit bis 1832 zum Abschlusse zu bringen. Von größeren Werken entfielen auf dieses Jahr: Iphigenie, Egmont, eventuell Tasso; ein Jugenddrama Schillers, Don Carlos, die Wallensteintrilogie und Maria Stuart.

Das erste Semester der achten Classe bliebe dann für eine knappe Skizze der älteren und jüngeren Romantik frei, bei der man auf die Bedeutung dieser Schule für die Entwicklung der modernen Wissenschaften nicht vergessen darf; daran schlössen sich die Dichter der Befreiungskriege und die österreichischen Dichter des XIX. Jahrhunderts, unter denen man Ferdinand Raimund nicht so kurz abthun mag, wie es jetzt meist infolge Zeitmangels nothwendig ist; im zweiten Semester wären dann die kritisch-ästhetischen Schriften Lessings, die Hamburgische Dramaturgie und der Laokoon zu lesen, an die sich eine Charakteristik der einzelnen Dichtungsgattungen anzuschließen hätte, die sich auf den gesammten Lesestoff des Obergymnasiums stützen und die im Laufe der Jahre gemachten Beobachtungen zusammenfassen müsste. Gegenstand der Schul- und Privatlectüre wären in diesem Jahre: Hermann und Dorothea, eventuell Faust, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, zwei Stücke Grillparzers und allenfalls ein Stück Raimunds.

Diese Änderungen im Lehrplane würden nicht nur das Arbeitspensum gleichmäßiger auf die einzelnen Jahrgänge des Obergymnasiums vertheilen und die achte Classe wenigstens einigermaßen entlasten, sondern auch der Erreichung des Lehrzieles besser entsprechen als die gegenwärtige Lehrverfassung. Auf einzelne Vortheile habe ich schon bei der von mir vertretenen Änderung des Lehrstoffes der fünften Classe hingewiesen; hier will ich nur noch betonen, dass auch die Charakteristik der einzelnen Dichtungsgattungen, die in der fünften Classe so arge Schwierigkeiten schafft[1]), an Anschaulichkeit, Klarheit und Tiefe sehr gewinnen müsste, wenn die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen poetischen Darstellungsform erst zur Erörterung gelangten, nachdem die Schüler ihr Auftreten und ihre Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schriftthums kennen gelernt haben. So wäre die Sage gelegentlich der Ausbildung des Heldengesanges um 600 n. Chr., das Volks- und Kunstepos bei der mittelalterlichen Blütezeit, das Lied bei Walther von der Vogelweide, das religiöse Epos und die Ode bei Klopstock und die Ballade bei den Göttingern zu behandeln. Hier könnte man auch, statt sich und die Schüler mit einer fruchtlosen Unterscheidung der Begriffe „Ballade und Romanze“ zu plagen, das Aufkommen dieser beiden Namen unter Hinweis auf das ausländische Vorbild historisch erklären.

Ich kam völlig selbständig zu der Erkenntnis, dass sich durch die hier vertretenen Abänderungen der Deutschunterricht an unseren Obergymnasien ersprießlicher gestalten dürfte, und erfuhr erst bei der Ausarbeitung dieses Aufsatzes, dass ähnliche Vorschläge schon vor mir von Knieschek[2]), Spengler[3]) und Scheich[4]) gemacht worden waren; ich hielt es aber deshalb nicht für geboten, mit meiner Ansicht zurückzuhalten, sondern ich glaube vielmehr in dem Umstande, dass schon vor mir Schulmänner dieselbe Forderung erhoben haben, eine Bürgschaft dafür zu erblicken, dass dieser Gedanken einen fruchtbaren und entwicklungsfähigen Keim in sich birgt.

Auf den Einwand, dass durch die Verlegung der mittelalterlichen Literaturgeschichte in die Quinta der Zusammenhang mit der mittelalterlichen Geschichte gelockert werde, hat schon Spengler[5]) vollkommen richtig geantwortet, dass dieser Zusammenhang nicht besteht, weil der Geschichtslehrer noch mit dem Alterthume beschäftigt ist, während wir die classische mittelhochdeutsche Dichtung behandeln. Auch durch den neuen Lehrplan für Geschichte und Geographie wird dieser Vorsprung des Deutschlehrers nicht wettgemacht.

---

[1]) J. Knieschek, Über den deutschen Unterricht in der Quinta. Progr. der Staatsmittelschule in Reichenberg 1891.

[2]) a. a. O.

[3]) Österreichische Mittelschule IX, S. 122—130.

[4]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 941—945.

[5]) a. a. O. S. 130.

Eine andere Frage, die sich an die von mir vorgeschlagene Änderung knüpft, ist, ob man schon in der fünften Classe mittelhochdeutsche Originalwerke lesen könne. Scheich[1]) und Knieschek[2]) haben diese Frage ohne weiteres bejaht; ich schließe mich ihnen an, weil wir nicht mittelhochdeutsche Grammatik treiben, sondern die Schüler nur in die Lectüre mittelhochdeutscher Dichtungen einführen wollen. Wenn man die Quintaner für reif hält, auf Grund ihrer in den letzten zwei Jahren erworbenen Kenntnis des attischen Dialectes an die Lectüre Homers heranzutreten, so kann man ihnen gewiss mit ebensoviel Recht zumuthen, dass sie die Sprache des Nibelungenliedes oder der Lieder Walthers verstehen lernen, die sich ja von unserem heutigen Deutsch nicht mehr unterscheidet als das Griechisch der Ilias von dem Xenophons.

Wien. Dr. Franz Streinz.

Ferdinand Frank, Fünfzig Jahre im Dienste der österr. Volksschule. Ein Beitrag zur Geschichte des „Österreichischen Schulboten". Wien 1900, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn.

Es ist ein kleines, aber inhaltreiches Heftchen, das da vor uns liegt und die Geschichte des „Österreichischen Schulboten" erzählt. Wenn man bedenkt, dass sich die Leidensgeschichte unserer Volksschule überhaupt in den letzten fünfzig Jahren abgespielt hat, so wird man dem Verf. mit größtem Vergnügen folgen. In der Geschichte des „Österreichischen Schulboten" spiegelt sich die Geschichte unserer Volksschule wieder. Mit welch ungeheuren Schwierigkeiten hatten beide zu kämpfen!

Der „Österreichische Schulbote" begieng eben die Feier seines fünfzigjährigen Bestandes. Er ist nicht die älteste, wohl aber die einzige Zeitschrift, die ununterbrochen seit fünfzig Jahren für das Wohl der Schule und der Lehrer thätig gewesen ist.

Der „Österreichische Schulbote" erschien zum erstenmale zu Beginn des Jahres 1851 als „Wochenblatt für die vaterländische Volksschule" im Verein mit Schulmännern herausgegeben von A. Krombholz und M. A. Becker. Beide waren Schulaufsichtsbeamte, jener geistlich, dieser weltlich, doch beide von der Größe ihrer Aufgabe erfüllt. Von 1851—1872 erschien der Schulbote als Regierungsblatt (im Verlage Seidel), seitdem unabhängig (Pichlers Witwe & Sohn). Den ersten Zeitabschnitt theilt der Verf. in die Zeit bis zum Concordate (1851—1856), die Zeit bis zur Errichtung des Unterrichtsrathes (1856—1860) und in die Übergangszeit (1861—1872). Wir können selbstverständlich dem Herrn Verf. nicht in die Einzelheiten dieser Zeit folgen, müssen aber anerkennen, dass er ein klares Bild von der Thätigkeit des Schulboten entwirft. Die Bilder der Leiter der Zeitschrift sind eine willkommene

---

[1]) Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1894, S. 945.
[2]) a. a. O. S. 14.

Beigabe. Die Geschichte des „Schulboten" entwickelt sich auf den folgenden Seiten immer mehr zu einer Geschichte unserer Volksschule, und es zeigt sich, dass der „Schulbote" an allen Wandlungen der Volksschule seinen Antheil gehabt hat.

Die Zeit seit der Unabhängigkeit der Zeitschrift theilt der Verf. in die Zeit des Aufschwunges (bis 1880) und in die Zeit des Schulkampfes (bis 1900).

Er bemüht sich, über die Leistungen der Zeitschrift in dieser Zeit eine Übersicht zu geben, und es muss anerkannt werden, dass er auf dem beschränkten Raume Außerordentliches leistet. Man gewinnt, wenn man die Angaben des Verf.s näher prüft, thatsächlich die Überzeugung, dass der „Österreichische Schulbote" seit der Zeit seines Bestandes für unser Schulwesen sehr viel geleistet hat.

Marburg. Julius Miklau.

Auf dem Holzwege! Aus der lateinischen Sextapraxis eines reichsländischen Gymnasiums, dazu noch einiges aus Quinta, Quarta und Tertia. Ein kritischer Beitrag zur Frage des höheren Unterrichtes von Prof. Dr. F. Fahrenbruch. Den Eltern unserer jetzigen und zukünftigen Schüler gewidmet. Straßburg i. E., Verlag von Eduard van Hauten 1899. 59 SS.

An Flugschriften, Aufsätzen und Reden gegen den Betrieb der classischen Sprachen an den Gymnasien fehlt es bekanntlich seit einigen Jahrzehnten nicht, und auch vorliegendes Büchlein ist nur ein Glied in dieser Kette. Was es aber von ähnlich pointierten Arbeiten, die oft genug aus der Feder eines Unberufenen stammen, vortheilhaft unterscheidet, ist, dass zugleich ein Fachmann und Vater selbst auf Grund langjähriger Erfahrung den Versuch macht, wirkliche oder vermeintliche Übelstände, wie er sie vorfand, mit dem nöthigen Freimuth aufzudecken und nach ihrer Abhilfe zu forschen. Fahrenbruch hebt vor allem folgende Hauptmängel in den untersten Classen hervor:

1. Die Schüler sind gegenüber den heutigen Zuständen zu jung. 2. Deshalb erweisen sie sich vielfach als unfähig, den Stoff zu begreifen, festzuhalten und zu verdauen. 3. Es mangelt ihnen an genügender Vorbildung in der Muttersprache und der nöthige Wortschatz.

Man vergleiche hiemit, was der Verfasser S. 15 zusammenfassend sagt: „Eine solche Kost, bestehend aus vielfach zu schwierigen und dabei zu massenhaften grammatischen Bestandtheilen, unverstandenen, leeren Wortformen und über das Verständnis hinausgehenden Sätzen, Kindern tagtäglich vorsetzen, heißt ihnen statt verdaulicher geistiger Nahrung Steine reichen und Phrase und Gedankenlosigkeit geradezu züchten. Bis zur Stunde liegt hierin, sowie in der gleichzeitigen Vernachlässigung der Anschauung, angefangen mit der der Sinne, ferner der Überschätzung des Begriffsvermögens in einem so jugendlichen Alter und der einseitigen Verstandesbildung bei beinahe völliger Vernach-

lässigung der Willensbildung ein schwerer, wenn nicht der schwerste Mangel unseres höheren Schulwesens, und es ist kaum glaublich, dass gegenüber den gewaltigen Fortschritten der Psychologie und einer auf ihr ruhenden vernunft- und naturgemäßen Pädagogik der Sprachunterricht auf unseren höheren Schulen zum Theil noch immer auf solchen Irrwegen einhertappt."

Als Folge dieses Verfahrens stelle sich eine verhängnisvolle Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit der jugendlichen Schüler ein, die die feste Grundlage untergrabe und auch weiterhin auf Schritt und Tritt hemme. Man höre S. 27 fg.: „— ich vermag mich der Überzeugung nicht zu verschließen, dass unsere Gymnasien mit dem lateinischen Unterricht, wie er im allgemeinen noch immer, besonders in den unteren Classen, getrieben wird, d. h. im wesentlichen an der Hand der Grammatik und auf bloßes gedächtnismäßiges Wortwissen gerichtet, mit zumeist unreifen, vor allem mit der Muttersprache durchaus mangelhaft vertrauten Kindern, sich auf entschieden verkehrtem Wege befinden zu dauerndem Schaden aller derjenigen, die ihn gehen."

Welche Mittel nun gegen solche Übelstände weiß der College in Vorschlag zu bringen?

„Die erste Forderung würde demnach lauten" (s. S. 28 fg.): „Entweder hinaus mit dem Lateinisehen aus der heutigen Sexta, oder man schiebe die Aufnahme in die Classe um mindestens ein Jahr hinaus. Zweite allgemeine Forderung: Bessere Vertrautheit mit der Muttersprache sowohl in Bezug auf den Wortschatz als auf die Kenntnis der grammatischen Erscheinungen vor dem Beginn des fremdsprachlichen Unterrichtes. Im weiteren wäre dann noch besonderes Gewicht auf folgende Punkte zu legen: 1. Ausgiebige Beschränkung der rein mechanischen Gedächtnisarbeit beim Vocabellernen namentlich durch unerbittliche Beseitigung der meisten Abstracta . . . . 2. Überhaupt kein todtes Wortform-Lernen mehr . . . . 3. Bessere Anpassung des grammatischen Stoffes an die Fassungsfähigkeit der Jungen . . . ."

Was nun die mit viel Beweismaterial (das namentlich in den 21 interessanten Beilagen niedergelegt ist) und mit großer Wärme und Entschiedenheit vorgetragenen Beschuldigungen betrifft, so entzieht es sich natürlich unserer Kenntnis, inwieweit etwa örtliche Schulverhältnisse die mitgetheilten Misserfolge begünstigten und ob nicht überhaupt zu sehr Grau in Grau gemalt wurde. Anderseits scheint es, als ob gewissen Übelständen, wie der allzugroßen Jugend der Kinder beim Eintritt ins Gymnasium ja leicht abgeholfen werden könnte. Wir Lehrer in Österreich wenigstens finden im allgemeinen, dass bei einem Minimalalter von zehn Jahren, nach guter Absolvierung einer fünfclassigen Volksschule — vorausgesetzt, dass Methode und Lehrbücher der elementaren Stufe jederzeit angepasst sind — sich langsam aber sicher ein unverlierbarer Besitz lateinischen Wissens und Könnens erzielen lässt, der durch unausgesetzte Übung, Wiederholung, Erweiterung und Vertiefung schon zwei Jahre später die Kinder befähigt, Nepos mit Verständnis, ja selbst mit Freude zu übersetzen. Die deutsch-lateinischen Übungen be-

dürfen allerdings auf jeder Stufe großer Vorsicht und Nachsicht. Aber gilt dies nicht bei jeder fremden Sprache? Hauptzweck bleibt doch immer verständiges Übersetzen aus der fremden in die Muttersprache.

Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit (vgl. S. 6) lassen sich wohl nie und nirgends ganz bannen, doch darf man für diese Fehler des Kindesalters nicht bloß die Philologie verantwortlich machen; auch hier gibt es Mittel genug, sie naturgemäß einzuschränken. Enthält weiters das Lehrbuch, das dem Verf. vorschwebt, zuviel grammatischen Ballast, zu schwer verständlichen Inhalt, dann fort damit, und es wird sogleich besser werden. Bei uns ist in dieser Richtung schon viel verbessert worden. Vgl. Anm. 1 auf S. 28. — Liegt die Schuld in dem gleichzeitigen Betrieb anderer Sprachen (z. B. des Französischen), dann muss eben auch hier Wandel geschaffen werden und ein Unterrichtsbetrieb dem anderen vernünftige Concessionen machen. Überbildet, überanstrengt darf selbstverständlich das Kind nicht werden, damit stimmen wir Lehrer und Väter mit dem Verf. und den Autoren ähnlicher Schriften (z. B. einer kürzlich im Verlag von Wilhelm Frick in Wien erschienenen) vollkommen überein. Doch ein Sprichwort warnt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Auch hier mögen die classischen Sprachen nicht als Sündenbock hingestellt werden, denn der Mathematiker, Naturhistoriker u. a. können hier ebenso leicht und oft sündigen wie der Philologe.

Die aufgestellten Thesen enthalten, wie wir sahen, nichts, was als radical bezeichnet werden müsste. Manches davon wird in unseren Schulen längst mit Erfolg prakticiert. Vieles aber, was sonst in dem Büchlein niedergelegt wurde, reicht eigentlich über den Rahmen des Themas hinaus und betrifft den ganzen mittleren Unterricht der Gegenwart. Da ließe sich freilich viel kritisieren und wünschen! Hoffen wir, dass eine fortschreitende, zielbewusste Unterrichtspolitik in allen Staaten an der modernen Ausgestaltung des gesammten Unterrichtswesens unentwegt arbeite, und die Zeit wird kommen, da der Klageruf „Auf dem Holzwege!" verstummen wird.

Wien. Dr. Rudolf Löhner.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Geschichte der griechischen Literatur. Von Dr. W. Kopp. Sechste Auflage, nach der Umarbeitung von F. G. Hubert, besorgt von Gerh. Heinr. Müller. Verlag von Julius Springer 1901. XII und 243 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Das Urtheil über den Wert eines Handbüchleins wie des vorliegenden muss sich nach den Zwecken, die es verfolgt, und nach dem Leserkreise, an den es sich wendet, richten. Die Anwendung griechischer Schrift schließt das große Publicum von vorneherein aus. Für das wissenschaftliche Studium kann das Werkchen, weil allzu dürftig und der Hinweise auf wissenschaftliche Probleme fast ganz entbehrend, auch nicht empfohlen werden; obwohl sich mit ziemlicher Sicherheit voraussagen lässt, dass es bei dem Fehlen eines tüchtigen Handbuches der griechischen Literaturgeschichte in diesen Kreisen vielmehr als Repetitorium benützt werden wird und — offen gestanden — man recht zufrieden sein müsste, wenn jeder Lehramtscandidat alles, was in dem Buche steht, auch wirklich wüsste. Es bleiben also noch diejenigen übrig, welche nach zurückgelegten Gymnasialstudien sich zu ihrer geistigen Erholung gelegentlich wieder mit den Geistesschätzen der hellenischen Cultur zu beschäftigen wünschen (ihre Zahl ist noch immer durchaus nicht so unbeträchtlich, als die landläufige Alterthumsstürmerei glauben machen möchte), sowie die Schüler der oberen Gymnasialclassen. Und für solche Leser ist das Buch in seiner jetzigen Gestalt brauchbar und nützlich. Das verdient umsomehr Anerkennung, als die beiden ersten Auflagen wirklich schlecht waren, so schlecht, als ein Buch nur sein kann. Dass es bei derartigen Neubearbeitungen schwer ist, allen Leuten zu Dank zu arbeiten, wie der Verf. in der Vorrede klagt, ist begreiflich. Für manches ließe sich vielleicht noch Abhilfe finden, wie z. B. für die Inconsequenz in der Schreibung griechischer Eigennamen durch durchgängige Hinzufügung der griechischen Namensform. — Ein paar Bemerkungen mögen zeigen, dass ich dem Buche mit Interesse gegenüberstehe und ihm jede Verbesserung wünsche, deren es innerhalb der selbstgesteckten Grenzen fähig ist. S. 63. Die Charakteristik der Äschyleischen Sprache ist zu dürftig ausgefallen, ebenso S. 85 die Besprechung des Euripideischen Kyklops. S. 93. Die Namen der ersten Aristophanischen Komödien hätten ausdrücklich erwähnt werden sollen, umsomehr als die jetzige Fassung zu dem Glauben verführt, dass Kleon von Aristophanes in den Rittern zum erstenmale angegriffen worden sei. Auch die Bezeichnung des Dichters als 'treuer Patriot' ist nicht stichhältig. S. 117.

'Unecht dagegen ist Ἀθηναίων πολιτεία ist alles, was über diese wichtige Schrift gesagt ist. Und welcher Laie wird nicht bei diesen Worten an eine spätere Fälschung denken? Ebenso ist der Ausdruck 'Philochoros, ein Weissager' (S. 121) irreführend. S. 122. 'Die Pythagoreer sahen das Grundprincip in der Zahl' ist in dieser Fassung unrichtig. Aristoteles spricht ausdrücklich von ἀριθμοί als ἀρχαὶ τῶν πάντων, von ἀριθμός als οὐσία τ. π. S. 123 f. ist die Schilderung der Atomistik verfehlt; nicht minder schief das Urtheil über die Sophisten, dass sie 'nicht sowohl durch selbständiges wissenschaftliches Denken ausgezeichnet, als vielmehr die Wissenschaft popularisierend' gewesen seien. S. 154. 'Verloren sind die Commentare des Didymos' (zu Demosthenes), 'erhalten sind Scholien'. Für den Kundigen klingt das komisch. für den Unkundigen ist es unklar. Sind Scholien etwas anderes als Commentare? Usw. Die Correctheit des Druckes lässt, namentlich in den Graeca, viel zu wünschen übrig.

Graz. H. Schenkl.

O. Wanka von Rodlow, Die Brennerstraße im Alterthum und Mittelalter. Prag 1900. Verlag von Rohlíček & Sievers. 178 SS. (A. u. d. T. Prager Studien aus (sic) dem Gebiete der Geschichtswissenschaft VII.)

In neun Abschnitten gibt der Verfasser eine Vorgeschichte des Brennerpasses, schildert die Eroberung des Brenners durch die Römer, den Brennerweg als römische Handelsstraße und als römische Militärstraße, seine Bedeutung in der Zeit der Völkerwanderung und im frühen Mittelalter, im Zeitalter der Karolinger und der deutschen Kaiser, seine Bedeutung im 14. Jahrhundert und in seiner Blütezeit (1406—1520). Die Schrift zeugt von der großen Belesenheit des Verf.s, dessen Absicht, darzulegen, wie sich das Verkehrsleben über diese wichtige Verkehrsstraße im Alterthum und der Neuzeit gestaltete, in der vorliegenden Arbeit im allgemeinen erreicht sein dürfte. Zu tadeln ist nur die starke Anwendung der Phrase oder die Anführung von so allgemein bekannten Dingen, dass sie keiner besonderen Erwähnung bedürfen. Gleich der erste Satz leistet sich den Ausspruch: „Der Brenner ist ein in mehrfacher Beziehung eigenartiger Gebirgspass". Der erste Satz des ersten Abschnittes lautet: „Das Bestehen von Verkehrsstraßen in den Alpen reicht in die älteste Zeit zurück". Wer weiß das nicht? S. 3 liest man: „Unter Brennerstraße versteht man . . . ." Ich dächte, man müsste sagen: Unter „der" Brennerstraße . . . S. 12. Er frägt sich. Fragen ist wohl ein schwaches Verbum. Was die Variae des Cassiodorius wollen, braucht wohl nicht erst (S. 58) gesagt zu werden, noch weniger, dass man (S. 61) in den Bayern die Nachkommen der früher in Böhmen ansässigen Markomannen erkennt. Manche Sätze, die sich im Texte finden, gehören in die Noten, wenn sie überhaupt aufzunehmen waren, so z. B. S. 17. Von derlei Dingen abgesehen, wird man der Arbeit nicht das Verdienst absprechen können, das Material zur Geschichte dieser bedeutenden Handelsstraße sorgsam zusammengestellt und im allgemeinen gut verwertet zu haben.

Graz. J. Loserth.



Gajdeczka Josef, Lehrbuch der Geometrie für die oberen Classen der Mittelschulen. 2. Aufl. 207 SS. Preis geb. 2 K 60 h.

— — **Übungsbuch zur Geometrie** in den oberen Classen der Mittelschulen. 2. Aufl. 188 SS. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1900. Preis geb. 2 K 60 h.

Beide der angeführten Bücher, die nunmehr in zweiter, den neuesten Lehrplänen für Gymnasien und Realschulen entsprechend umgearbeiteter Auflage erschienen sind, können als für den Unterricht auf der Oberstufe der Mittelschule sehr gut brauchbare bezeichnet werden. Das Übungsbuch insbesondere bietet dem Lehrer in jedem Abschnitte der Geometrie zahlreiche, zweckmäßig ausgesuchte Aufgaben dar. Nur wäre eine größere Genauigkeit und Schärfe des sprachlichen Ausdruckes an manchen Stellen erwünscht. Die äußere Ausstattung beider Bücher ist tadellos.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Ebene Geometrie der Lage. Von Prof. Dr. R. Böger. Mit 142 Figuren. Leipzig, G. J. Göschen 1900.

In diesem der Sammlung Schubert gehörenden Buche wurde die Geometrie der Lage nach der Darstellung von Reye behandelt, welcher sich bekanntlich in seinem grundlegenden Werke an die Arbeiten Staudts anlehnt. Immerhin treffen wir in dem vorliegenden Buche mehrere originelle Betrachtungen an, so z. B. in der Definition der projectiven Verwandtschaft, in der Einschränkung der Staudt'schen Theorie der imaginären Elemente. Der Verf. hat gestrebt, die Beweisführung so zu geben, dass sie als eine lückenlose bezeichnet werden kann; er hat durch ein ununterbrochenes Zurückverweisen auf die beim Schließen benutzten Theoreme es dem Studierenden ermöglicht, in sehr bequemer Weise die Wurzeln jedes Beweises aufzudecken. Die Art der Darstellung ist im ganzen Verlaufe des Buches so gehalten, dass der Lernende durch dieses Buch eine vortreffliche Einführung in die Geometrie der Lage erhält. Der erste Theil des Buches ('Der Kegelschnitt' betitelt) handelt von der perspectivischen Verwandtschaft, von den harmonischen Elementen, von der projectiven Verwandtschaft gerader Grundgebilde, den krummen Grundgebilden, wobei von den Theoremen ausgegangen wird, dass der Inbegriff der Punkte, in denen sich die homologen Strahlen zweier projectiven geraden Strahlenbüschel schneiden, eine krumme Punktreihe oder eine Curve zweiter Ordnung heißt, und dass der Inbegriff der Geraden, welche die homologen Punkte zweier projectiven geraden Punktreihen verbinden, ein krummes Strahlenbüschel oder Strahlenbüschel zweiter Ordnung genannt wird. Im weiteren Verlaufe werden die gerade Involution, die projective Verwandtschaft krummer Grundgebilde, die Lehre vom Pole und der Polaren, den conjugierten Involutionen, den elliptischen und hyperbolischen Punkten und Geraden, den conjugierten Durchmessern, der diagonalen Involution und den focalen Involutionen zur Sprache gebracht.

Im zweiten Theile ('Das Polarfeld' betitelt) geht der Verf. von dem Begriffe der conjugierten Punkte aus und erörtert mittelst der Polarentheorie Sätze über Involutionen und Projectivitäten. Der erste Abschnitt handelt von der resultierenden Involution, wobei der Verf. von der Definition ausgeht: Von zwei krummen Punktinvolutionen, die in derselben Curve liegen, wird die eine eine resultierende der anderen genannt, wenn die Centren conjugierte Punkte sind. Dann wendet sich

der Verf. zu den conjugierten Projectivitäten, zur Erläuterung der collinearen und reciproken Verwandtschaft, zur Betrachtung des Polarfeldes, der Büschel und Schar von Polarfeldern, der Involutionen dritter Ordnung, welche auch durch ein Büschel von Polarfeldern zweiter Ordnung construiert werden, zur Theorie der adjungierten Involutionen, deren Hauptsatz der verallgemeinerte Lehrsatz von Desargues ist, und schließt mit dem Studium von zwei Polarfeldern.

Die klare und einfache Darstellung der vorgetragenen Lehren lässt das vorliegende Buch als Lehrbuch sehr geeignet erscheinen, namentlich werden die fortlaufenden Verweise auf frühere Theoreme sich beim Studium auch schwierigerer Partien sehr ersprießlich erweisen.

Physikalische Aufgaben für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Von Dr. Wilhelm Budde, Professor am Realgymnasium zu Duisburg. Dritte abgeänderte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1899.

Bekanntlich hat der Verf. entsprechend den Bedürfnissen und der Vertiefung des physikalischen Unterrichtes an den Mittelschulen aus den bei Entlassungsprüfungen gestellten Aufgaben eine entsprechende Auswahl getroffen und die gewählten Aufgaben mit Hinzufügung der Lösungen zu einem Übungsbuche vereinigt. In der neuesten Auflage ist abermals eine nicht unbeträchtliche Vermehrung und Erweiterung des Aufgabemateriales eingetreten; so, um nur eine der wesentlichsten Neuerungen zu nennen — wurde jetzt ein Abschnitt aufgenommen, welcher Abhandlungen, Beschreibungen aus der Chemie umfasst. Dadurch, dass der Verf. schon in der 2. Auflage auf die neueren Maße in der Elektricitätslehre die gebürende Aufmerksamkeit gerichtet hat, kam er den Bedürfnissen der Schule und den Wünschen der Fachgenossen entgegen. Damit kann sich auch der Ref. einverstanden erklären, dass Aufgaben aus der theoretischen Optik aus dem Verbande des Buches fern geblieben sind, zumal gerade diese Partie wegen Zeitmangels und wegen sachlicher Schwierigkeiten in der Mittelschule nicht besonders gepflegt und vertieft werden kann. Der Verf. hat in dem Vorworte zur neuesten Auflage 70 Aufgaben hervorgehoben, die sich mit Verwendung von linearen oder eben quadratischen Gleichungen ohne Benützung von stereometrischen oder trigonometrischen Begriffen lösen lassen. Die meisten der gestellten Aufgaben sind aber Maturitätsprüfungs-Exempel, welche nach den neuen Prüfungsordnungen für die Reallehranstalten vom 6. Jänner 1892 zur Geltung kommen sollen, insofern eine Aufgabe aus der Naturlehre, also entweder aus der Physik oder aus der Chemie gestellt werden soll.

Sehr anerkennend hervorzuheben ist die scharfe und genaue Gruppierung der Aufgaben, welche den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtert, ferner die Beigabe von Auflösungen, in denen meistens nur der Schlusswert in Buchstaben angegeben ist, ohne die dazuführenden Ausgangsgleichungen anzugeben, damit dem Schüler die Lösung nicht gar zu leicht gemacht und er zur größeren Selbständigkeit angeregt werde. Der Ref. hat diese Lösungen, soweit er sich überzeugen konnte, einfach und correct gefunden. Zu empfehlen wäre es gewesen, auf die Dimensionen der physikalischen Größen einzugehen. Wir empfehlen das Buch für den Unterrichtsgebrauch aufs beste.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.



Anatomische Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten, bearbeitet von Dr. Ferdinand Frenkel, Professor am kgl. Gymnasium zu Göttingen. Taf. V und VI, Landkarten-Imperial-Format 112 : 128 *cm*. Mit Text. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1901.

Die vorhergehenden Lieferungen des schönen und preiswürdigen Werkes wurden bereits wiederholt an dieser Stelle besprochen[1]). Von den vorliegenden zwei Tafeln enthält Nr. V als Hauptbild die hintere Wand der Bauchhöhle mit Zwerchfell, Nieren, Nebennieren, Harnleitern, Harnblase, Bauchaorta, unterer Hohlvene und inneren Hüftmuskeln, dazu eine Reihe von Nebenbildern, die Taf. VI als Hauptbild das Skelet eines Mannes in $^2/_8$ der nat. Gr., als Nebenbilder Ansichten der Schädelbasis von außen und innen usw.

Da die schönen Bilder sammt Text auf derselben Höhe stehen, auf welcher das Werk begonnen wurde, so haben wir auch dem seinerzeit Vorgebrachten Neues nicht hinzuzufügen und dürfen uns begnügen, auf die citierten früheren anerkennenden Besprechungen hinzuweisen.

Wien. Leo Burgerstein.

Programmenschau.

76. H. Schubert, Luxemburg, Wittelsbach und Habsburg in der Zeit von 1308—1358. Progr. des deutschen Communal-Gymnasiums in Mähr.-Ostrau 1900. 28 SS.

Der vorliegende zweite Theil der Abhandlung enthält die Geschichte der Beziehungen der drei Häuser in den Jahren 1330—1358, und zwar 1. vom Tode Friedrichs des Schönen bis zum Tode Heinrichs von Kärnten (1330—1335), 2. bis zum Tode Ludwigs von Bayern (1347) und endlich bis zum Tode Herzog Albrechts des Weisen. Die einschlägige Literatur ist ziemlich sorgfältig benützt. Dass einzelne Quellen in veralteten Ausgaben citiert werden, dürfte seinen Grund in dem Umstande haben, dass der Aufsatz an einem Orte gearbeitet wurde, wo dem Verf. die Sammlung der M. M. Germ. hist. und ähnliche neuere Sammlungen nicht zur Verfügung standen.

77. V. Schmidt, Budweis und die Wittigonen bis zum Beginne der Hussitenkriege. Progr. der deutschen k. k. Staatsrealschule in Budweis 1900. 16 SS.

Der Verf. schildert in sieben Abschnitten die Beziehungen dieses im südlichen Böhmen so mächtigen Hauses, dessen Mitglieder nicht selten in der Geschichte des Landes entscheidend eingriffen. Der Gegenstand wird bis zum Beginn der Hussitenkriege geführt. Manches in dem Aufsatze, namentlich das localhistorische, dürfte weiterer Beachtung wert sein. Das gedruckte Quellenmaterial ist wohl vollständig herangezogen; für einzelne Punkte sind auch ungedruckte Materialien verwendet worden. Einige schlechtgewählte Ausdrücke, wie z. B. das Wort „Bündner“ statt Bundesgenossen, hätten vermieden werden können.

---

[1]) 47. Jahrgg. 1896, S. 1027—1028; 49. Jahrgg. 1898, S. 163—164.



78. Dr. Rudolf Liebisch, Beiträge zur Geschichte Ruprechts von der Pfalz in den ersten zwei Jahren seiner Regierung. Progr. der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1900. 27 SS.

Trotzdem das Material für die Behandlung der Geschichte Ruprechts von der Pfalz in den ersten Jahren seiner Regierung ein recht sprödes ist, da es an zeitgenössischen Geschichtsschreibern von einiger Bedeutung fehlt, auch das urkundliche Material nicht in der wünschenswerten Weise gesammelt ist und so eine ins einzelne gehende Darstellung der Geschichte dieser Zeit erschwert ist, ist es dem Verf. doch gelungen, über die beiden Fragen: 1. Wie verhielten sich die deutschen Städte zur Absetzung Wenzels im Jahre 1400 und 2. Welche Erfolge erzielte Ruprecht im böhmischen Kriege in den Jahren 1400—1402 zu einem Urtheile zu gelangen, das von dem landläufigen in manchen Punkten stark abweicht. Aus den Ausführungen des Verf.s geht aber auch neuerdings wieder hervor, dass Ruprechts Kräfte bei aller persönlichen Tüchtigkeit für das schwere Regierungsamt nicht ausreichten. Doch fügt er mit Recht bei, dass man daraus mit nichten, wie dies z. B. von Palacky geschehen ist, eine Rechtfertigung Wenzels abzuleiten habe. Das einschlägige Material an Quellen und Hilfsschriften ist von dem Verf. mit Umsicht benützt worden.

79. A. Simeoner, Schriftlicher Nachlass des Landesvertheidigers Johann Thurnwalder aus Passeier. I. Theil. Progr. des k. k. Obergymnasiums in Znaim 1900. 35 SS.

Die Mittheilung des schriftlichen Nachlasses des Tiroler Landesvertheidigers J. Th., eines Mannes, der an den Kämpfen des Andreas Hofer Antheil genommen (er befand sich bei der Passeier Compagnie, die auf Hofers Befehl von Innsbruck nach Salzburg abrückte und dort mit den Bayern mehrere Zusammenstöße hatte), muss als eine besonders dankenswerte bezeichnet werden; nicht als ob wir hier für die kriegerischen Unternehmungen selbst bisher unbekannte Daten fänden, aber es finden sich in Thurnwalders Aufzeichnungen, sowohl in seinen fünf Tagebüchern als in seinen losen Blättern, viele treffliche Bemerkungen, die uns über das Unternehmen der Tiroler, über die Motive dazu manche Auskunft geben. Ein wie guter Beobachter Th. war, mag man der Notiz auf S. 27 entnehmen: „Hätte man in Tirol die Geistlichkeit in Ruhe gelassen und nicht junge, halbstudierte Stutzer dort als Landrichter und Assessoren angestellt, die auf einen Hieb alles Krumme gerade machen wollten, vielleicht wäre die Erbitterung gegen Bayern nicht so groß gewesen. Es hieß überall, man wolle die Religion ausrotten, folglich bleibe kein anderes Mittel als für dieselbe zu sterben.“ Es ist das bekanntlich eine Auffassung, die sich theilweise mit den Ergebnissen neuerer Forscher deckt. Von Interesse ist noch das, was über Hofers äußere Erscheinung und sein Auftreten, über seine Gefangennahme und seinen Verräther Franz Raffl mitgetheilt wird. War Thurnwalder hier auch nicht Augenzeuge, so hat er die Sache doch „aus dem Munde der Frau Hoferin und ihres Sohnes hundertmal erzählen gehört“. Die vielen kleinen Züge, die von dem Tiroler Freiheitshelden mitgetheilt werden, ergänzen in trefflicher Weise das Bild, das uns bisher die Biographien von Hofer entworfen haben.

80. Komatar F., Die ersten Dienstjahre Hans Katzianers. Progr. der k. k. Staatsoberrealschule in Laibach 1900. 12 SS.

Seit der bekannten Arbeit Johannes Voigts über Hans Freiherrn von Katzianer ist keine neue, quellenmäßig ausgearbeitete Studie über

diese immerhin sehr bedeutende Persönlichkeit aus der Zeit Ferdinands I. erschienen. Umso dankenswerter ist es, dass sich der Verf. wenigstens an die Darstellung einiger Jahre aus dem Leben und der Thätigkeit Katzianers als Kriegsmann gemacht hat. Schon die Angaben über die Familie Katzianers sind recht beachtenswert, da sie manches Neue bringen. Im weiteren Verlauf schildert der Verf. Katzianers Wirken im Türkenkrieg und im Bauernaufstand. Diese Theile beruhen wie auch die früheren auf archivalischen Studien.

Graz. J. Loserth.

Nachruf.

Am 3. Jänner d. J. starb in Iglau, dem Orte seines langjährigen Wirkungskreises, Regierungsrath Gymnasialdirector Dr. Johann Konrad Hackspiel, einer der wenigen, die noch übergeblieben von denen, die seit einem halben Jahrhundert von Beginn der Reform der Gymnasialstudien an, mitgearbeitet, ein Veteran des Gymnasialehrstandes. Durch 48 Jahre hat er, und zwar 25 Jahre als Lehrer und 23 Jahre als Director gewirkt.

Er war geboren zu Riefensberg im Vorarlbergischen, sein Vater war Oberlehrer. Hackspiel besuchte das damals sechsclassige Gymnasium zu Feldkirch, studierte dann in München, an der philosophischen Facultät in Wien und am Polytechnicum; er erwarb sich gründliche Kenntnisse in den mathematischen und physikalischen Fächern. Durch die Reform und den Umschwung im Mittelschulwesen wurden auch den weltlichen Lehrern diese Schulen geöffnet. Voll Begeisterung wandte sich Hackspiel dem Lehramte zu; er war einer der ersten, der im Jahre 1851 als Supplent am Obergymnasium in Iglau eintrat. Im Jahre 1856 legte er in Wien die Lehramtsprüfung ab, und im Jahre 1861 erwarb er auch dort den Doctorgrad. Im Jahre 1870 kam er als Lehrer an das akademische Gymnasium in Wien und im Jahre 1873 betraute ihn Minister Stremayer mit der Einrichtung eines deutschen Realgymnasiums in Prag-Altstadt. An dieser später zu einem Staats-Obergymnasium erweiterten Anstalt diente Hackspiel bis zu seiner im Jahre 1899 auf sein Ansuchen erfolgten Versetzung in den Ruhestand.

Er war ein Mann von rastloser Thätigkeit. Diese lag vor allem bei ihm auf dem Weg der Schule. Schon als Lehrer in Iglau zeigte er seine stillwirkende, aber erfolgreiche Theilnahme an allem, was die Schule betraf. Als das Reichsvolksschulgesetz ins Leben trat, wurden nach seinen Anträgen und Projecten die Volksschulen in Iglau organisiert. Hackspiel war bei seiner Ausdauer und Gesetzeskenntnis der rechte Mann, um allen Anforderungen, die das Reichsvolksschulgesetz an die Gemeinde stellte, durchzuführen. Im Lehrerverein wirkte er durch pädagogisch-didaktische und wissenschaftliche Vorträge für die Fortbildung der Lehrer. Ob seines wackeren Eintretens für die Interessen des Volksschullehrerstandes widmete ihm das Lehrpersonale in Iglau eine ehrende Adresse. In Prag kam zu den gehäuften Arbeiten an der eigenen Anstalt noch das schwierige Amt eines Vorsitzenden der Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen gerade zu einer Zeit, wo die Zahl der Candidaten eine sehr große war. In der Periode 1890—1896 und 1896 bis zu seiner Pensionierung war Hackspiel Mitglied des Landesschulrathes für Böhmen. Überall bethätigte er seine vielfach belobte Arbeitskraft, Genauigkeit und Pünktlichkeit. Obwohl er seine ganze Kraft dem praktischen Lehramte widmete, war er doch stets bereit, dem öffentlichen Wohle auch anderweitig zu dienen. So nahm er im Jahre

1865 die Wahl in das Iglauer Stadtverordnetencollegium an. Er war Mitglied des Beirathes, um den Bürgermeister bei der Verwaltung des Volksschulwesens in allen pädagogisch-didaktischen Fragen zu unterstützen. Er wirkte ferner als Mitglied der Bezirkscommission zur Erhebung der Kriegsschäden in Iglau nach dem Jahre 1866. Vielfach wurde ihm für seine Thätigkeit die Anerkennung ausgesprochen. Er betheiligte sich auch gerne am Vereinsleben. Ein Freund körperlicher Übungen, war er Sprechwart des Turnvereines und Mitglied sonstiger gemeinnütziger Vereine. Besondere Ursache, ihm zu danken, hat der Verein „Mittelschule" in Prag. In der ersten Vollversammlung 1883 wurde er zum Obmann gewählt. Er zählte auch zu den ständigen Theilnehmern des Mittelschultages in Wien. Dabei folgte er den actuellen Fragen und Verhandlungen mit klarer Einsicht und ergriff häufig das Wort. Trotz eindringenden Kenntnissen in seinen Fächern hat er nur eine wissenschaftliche Arbeit im Programm des Iglauer Gymnasiums vom Jahre 1859: „Über Ellipse und Kreis" geschrieben, da er seine ganze Zeit dem praktischen Lehramte widmete. Ein Mann, der seit 50 Jahren im Schulwesen stand, der die verschiedenen Wandlungen des Unterrichtes und der Methoden mitgemacht und praktisch durchgeführt hatte, kann mit Sicherheit seine Erfahrungen kundgeben. Wenn nun auch Hackspiel dies nicht in Aufsätzen niedergelegt hat, so hat er es mit Energie und Verständnis in dem ihm so lieben Mittelschulvereine in Prag gethan, besonders als die Neuerung im Zeichenunterrichte, in der Hygiene und in den Leibesübungen zur Behandlung kamen. Er war ein Förderer der Jugendspiele und des Turnens.

In voller körperlicher und geistiger Frische hat er ein halbes Jahrhundert zum Wohle der Jugend gearbeitet. Anspruchslos und bescheiden in seinem ganzen Wesen, ein Mann der Strenge gegen sich selbst, forderte er auch genaue Pflichterfüllung von anderen. Seine zahlreichen Schüler und Freunde werden dem um die Schule so verdienten Mann ein treues Andenken bewahren. Glücklich in seinen Familienverhältnissen, hat es ihm auch an Ehren und Auszeichnungen nicht gefehlt. Seine Verdienste wurden von Seite der hohen Behörden gerne anerkannt. Viele Belobungen für seine vorzügliche Verwendung und gewissenhafte Pünktlichkeit im Schuldienste beweisen dies; er wurde mit dem Titel eines Regierungsrathes ausgezeichnet, er bekam die Ehrenmedaille für vierzigjährige Dienstleistung, und bei seiner Versetzung in den Ruhestand erhielt er den Orden der eisernen Krone.

Prag. Dr. L. Chevalier.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein neues lexikologisches Verfahren.

Den unmittelbaren Anlass zu nachstehenden Betrachtungen gibt eine ums Ende des letztvergangenen Jahres veröffentlichte Schrift des unermüdlichen und vielseitigen Berliner Gelehrten Richard M. Meyer „Vierhundert Schlagworte“ [1]). So glücklich die zugrunde liegende Idee, so ausgebreitet die zu ihrer Demonstrierung bereit stehende Belesenheit des Verf.s, so kühn sein Combinations- und Associationsvermögen, so geistreich im einzelnen seine Darstellung erscheint, die Studie verleugnet doch ihre gleichsam zufällige Entstehung im Kielwasser von Meyers großer Geschichte der „Deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts“ nicht, und wenn sie einerseits zwar der gelehrten Arbeit ganz neue Wege erschließt und auf diesen gleich ein gut Stück weit in das Dickicht unserer Wortgeschichte eindringt, reizt sie andererseits, gleich anderen Schriften M.s, so häufig, im allgemeinen und besonderen, zur Ergänzung unfertiger, zur Bekämpfung angreifbarer Behauptungen, dass ihr erhebliches Verdienst hier gleich anfangs ausdrücklich festgestellt sei, ehe ich darangehe, M.s eigenem Wunsche (S. 5) folgend nach bestem Vermögen zu vermehren und vielleicht auch da und dort zu verbessern.

Wie der ältere Titel der vorliegenden Schrift ausweist, war es M. um „das Alter einiger Schlagworte“ zu thun, also in erster Linie um ihre Geburtszeit, womöglich das Geburtsjahr, den terminus a quo, erst in zweiter Linie auch um ihr Fortleben von jenem Datum an. Zu diesem Behufe hat er, eigenem Bericht zufolge, seit einigen Jahren aus einer Lectüre von beneidenswerter Vielseitigkeit, bei Dichtern, Gelehrten, Politikern, Journalisten alle Stellen gesammelt, „in denen über neu auftauchende

[1]) Leipzig, B. G. Teubner. gr. 8°, 95 SS. Vielfach erweiterte Buchausgabe des Aufsatzes „Das Alter einiger Schlagworte“ im 5. Bande der Teubner'schen „Neuen Jahrbücher“.

Schlagworte Zeugnis abgelegt wird": ein vortrefflicher Einfall, dem die „Vierhundert Schlagworte" den größten Theil ihres Materials verdanken; ja es wäre nicht nur der Einheitlichkeit wegen zu wünschen, dass sie sich mindestens zur Bestimmung jener Anfangsdaten bloß auf solche ausdrückliche Zeugnisse beschränkt hätten.

Leider ist der, wenn ich so sagen darf, theoretische Abschnitt des Buches unverhältnismäßig kurz und aphoristisch gehalten, dergestalt dass sich für den Leser z. B. sofort die Nothwendigkeit herausstellt, vor Eröffnung einer methodischen Discussion über M.s Verfahren erst mühsam die Definition des vagen Begriffes „Schlagwort", wie ihn M. verstanden wissen will, auf eigene Hand zu ermitteln. Die Nothwendigkeit ist, wie gesagt, vorhanden, nicht so die Möglichkeit. Denn die vierhundert von M. als solche bezeichneten „Schlagworte" sind so disparater Natur, dass es mir wenigstens, ehrlich gestanden, schlechterdings unthunlich erscheint, sie in die noch so weit gezogene Peripherie éines Begriffes einzufangen. Der Verf. selbst theilt uns S. 2 statt einer Umfangsbestimmung des Begriffes „Schlagwort" bloß eine Eigenschaft desselben mit, nämlich „dass es in rascher Verbreitung ganze Bevölkerungsschichten durchdringt und ihnen unentbehrlich wird — oft freilich nur auf kurze Zeit". Es ist klar, dass durch dies anscheinend einzige Merkmal, das doch auf so vielerlei passt, das M.sche „Schlagwort" u. A. in bedenkliche Nähe der „geflügelten Worte" Büchmann'schen Angedenkens [1]) gerückt wird, und wenn man etwa eine Abgrenzung in dem Sinne versuchen wollte, dass unter die „Schlagworte" einzelne Wörter, unter die „geflügelten" dagegen mehrminder vollständige Sätze zu subsumieren wären, so widerspräche einer solchen Scheidung die hüben wie drüben beliebte Praxis. Auch was wir anderweitig aus Vergangenheit und Gegenwart über die Bedeutung d. h. Verwendung von „Schlagwort" in Erfahrung bringen konnten, lässt uns im Stich, wenn wir nach einem der M.'schen Beispielsammlung adäquaten Begriff suchen. Das von M. oft getadelte und nicht selten unbenützt ge-

---

[1]) Freilich ist dieser Terminus des Vossischen Homer selbst ein classisches Beispiel unzulänglicher Begriffsabgrenzung geworden. Büchmann selbst (1.—13. Aufl.) fasst als „geflügeltes Wort" („Citat") solche „Worte" auf, die von geschichtlich nachweisbaren Personen herrührend im Munde des Volkes fortleben. Walther Robert-tornow (14.—18.), Konr. Weidling (19.), Ed. Ippel (20. Auflage) schränkten „Volk" auf „Gebildete" ein und präcisierten „Worte" durch „Ausspruch, Ausdruck oder Name". Aber das in dem längst zum Volksbuch gewordenen „Büchmann" thatsächlich gesammelte Material quillt allenthalben über jene Definitionen hinaus, da dieselben sich auf ein secundäres Moment, die Nachweisbarkeit des Urhebers, steifen. Vgl. Hugo Blümner in „Die Wage" 2 (1899), 1, 391 ff. — Gutzkow definiert 1873 in einem Essay über den Büchmann besser: „besonders hervorgehobene, besonders hervorragende, vorzugsweise im Gedächtnisse der Zeitgenossen und der Nachwelt behaltene Aussprüche" (Ges. Werke, 1. Serie, 9, 447).

lassene Deutsche Wörterbuch definiert das „Schlagwort" für die Gegenwart als schlagende d. h. kurze treffende Bezeichnung und führt aus dem XVIII. Jahrhundert Belege an, deren Bedeutungen entweder mit der von „Stichwort" (im theatralischen Sinne) zusammenfallen oder das Bestimmungswort „Schlag" in irgend einer Weise zur Geltung bringen; bei Laube finde ich „Schlagwort" gelegentlich im Sinne des österreichischen Dialectwortes „Schlager" verwendet[1]). Was sodann die Gegenwart betrifft, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich feststelle, dass unter „Schlagwort" gegenwärtig in gutem Sprachgebrauch ein Wort oder auch ein Wortcomplex verstanden wird, dessen bloße Nennung jeden Einwurf mit der Stärke eines Arguments schlägt oder doch schlagen soll; in diesem Sinne spricht man weiterhin auch von Schlagwortpolitik u. dgl. m. Natürlich ist die Lebensdauer solcher Wörter an äußere Bedingungen geknüpft, mit deren Wegfall die Energie des Schlagworts allmählich oder unverzüglich erlischt; das Transitorische also, weit entfernt das Wesen des Begriffes auszumachen, wie M. meint, kann bloß als ein secundäres Merkmal derselben angesprochen werden. — Dass ein Terminus mit derart umschriebenem Begriff auf M.s vierhundert Beispiele ganz und gar nicht passt, erhellt aus jeder beliebigen Stichprobe und wird auch bereits für den Leser dieses Referats aus den in der Einzelbesprechung wahllos herausgegriffenen Beispielen dieser Sammlung zur Evidenz hervorgehen. Sollen nun aber die wie erwähnt höchst verschieden gearteten Vierhundert um jeden Preis unter einen Hut

---

[1]) Gesammelte Schriften 1, 390 „Die epigrammatischen Schlagworte — jetzt (1875) nennt man sie geflügelte Worte — der classischen Dramen, ähnlich dem bekannten 'qu'il mourût', spielten wieder eine Rolle." — Es verdient wohl, hervorgehoben zu werden, dass das mit „Schlagwort" im theatralischen Sinne zeitweilig gleichbedeutende „Stichwort" ganz denselben Bedeutungswandel wie jenes erfährt, später jedoch wieder auf die alte Geltung von engl. *cue* zurückgedrängt wird, welch letztere es heute noch inne hat, während „Schlagwort" = *cue* gegenwärtig wohl kaum mehr vorkommt. — Einige Belege für „Stichwort" genau im Sinne des heutigen „Schlagworts" seien hier beigefügt. In Johann Hermann Detmolds „Randzeichnungen" (1844, Reclam S. 37) ruft Advocat Emeyer, in welchem der Kammerliberalismus der 40er Jahre verspottet wird: „Historisches Recht! Achtung vor dem Bestehenden! Destructive Tendenzen! Ja, das sind die Stichworte der lichtscheuen Partei, die nichts gelernt hat und nichts vergessen." Bogumil Goltz veröffentlicht 1847 ein Büchlein: „Moderne Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart. An den modernen Stichwörtern gezeigt" und erläutert gleich auf dem Titelblatt: „Diese Stichwörter halten nicht Stich, aber das Wort Gottes hält in Ewigkeit Wort!" und S. 106: „Von Zeit zur Zeit muss irgend ein Wort umher spuken, sei es nun in der Philosophie, in der Politik oder wo sonst. Die Deutschkatholiken und ihre Curatoren, die Lichtlinge, haben sich die Gewissensfreiheit zum Stichwort gewählt." Bismarck im preußischen Landtag 24. September 1849: „Das Wort 'konstitutionell' ist eines der Stichwörter, die in neuester Zeit das Vorrecht haben, an die Stelle jeden Grundes sich einzustellen". — S. auch Büchmann [20]S. XXV.

gebracht werden, so dürfte sich m. E. die Bezeichnung „Modewort“ noch am besten empfehlen, obwohl auch in diesem Falle noch ein und das andere Beispiel, dem M. eben nur irrthümlich modischen d. h. vergänglichen Charakter zuerkannt hat, sich unbotmäßig erweisen wird.

Wenn uns M. nun aus den verschiedensten Autoren von ca. 1770 bis auf die Gegenwart eine Reihe von Zeugnissen über Modewörter, welche von eben diesen Autoren jeweilig als neu empfunden worden sind, vorlegt, so ist er sich wohl bewusst, mit wie viel Cautelen die Forschung bei der Verwertung solcher Zeugnisse zu arbeiten hat; freilich würden wir im Interesse der Methode diese Cautelen gerne im Zusammenhang und möglichst vollzählig erörtert, sodann auch bei Würdigung der einzelnen Zeugnisse stärker berücksichtigt sehen, als es in der That der Fall ist. Der Verf. selbst betont (S. 3), „dass diese Aussagen für den ‘Geburtstag’ eines Ausdruckes selbst dann nicht beweisend sind, wenn sie mit großer Bestimmtheit die Neuheit eines Wortes versichern“; mit Recht, denn wie mannigfache Umstände konnten das Urtheil eines solchen Zeugen, der vielleicht den landschaftlich wechselnden Sprachgebrauch oder die decentralisierte Literatur seiner Zeit gar nicht übersah, beeinflussen! Ist es also schon durchaus nicht gleichgiltig, wessen Aussage wir als lexikographisches Material verwenden sollen, so ist ferner der Grad der ehemaligen Verbreitung jener Schrift oder Rede, in welcher man endlich den Quell des Modewortes gefunden zu haben glaubt, vorsichtig in Betracht zu ziehen, denn sonst gelangen wir leicht dahin, in irgendwelchem obscuren Pamphlet das erste Vorkommen oder das erste Wiederaufleben eines Wortes zu constatieren, dem thatsächlich vielleicht sogar als altem Erbgut der deutschen Rede die von M. geforderten Eigenthümlichkeiten eines „Schlagworts“ überhaupt mangeln. Gewisse andere Bedenken gegen voreilige oder eigentlich gegen jede Fixierung des „ersten Auftretens“, welche Wölfflin in Sachen des Thesaurus linguae Latinae vorbringt (vgl. Meyer S. 1), kommen gewiss für die deutsche Wortforschung als solche, kaum aber für das Arbeitsgebiet, das sich der Verf. selbst abgesteckt hat (etwa 1770—1900), in Betracht und können daher hier im allgemeinen vernachlässigt werden. Dass es nicht allzu viel beweist, wenn ein Schriftsteller für ein heute gang und gäbes deutsches Modewort das analoge fremdsprachliche gebraucht, zumal in „wenig puristisch gesinnten Zeiten“ wie z. B. 1830—1840, hebt M. (S. 52) richtig hervor, zieht aber doch Schlüsse aus solchen Erscheinungen, und so richtig er gelegentlich (S. 86) in der Theorie zwischen absolutem und relativem Alter d. h. zwischen erstem und abermaligem Aufleben „neuer Worte“ unterscheidet, in der Praxis lässt er eine entsprechende Behutsamkeit nicht allzu selten vermissen. Ohne Zweifel hat sich ferner die Wortforschung angesichts wirklicher oder scheinbarer Neuheiten des Sprachgebrauchs

jedesmal auch die Frage vorzulegen, ob nicht vielmehr bloß eine secundäre Erscheinung, eine Analogiebildung, Abspaltung, Variierung o. dgl. m. vorliegt. Sie darf vor einem Worte wie „Überzeugungstreue“ (M. Nr. 88 sub 1850) nicht haltmachen, selbst wenn der primäre Ausdruck nicht wie in diesem Falle ein geradezu typisches „Schlagwort“ wäre; sie müsste in „Preußenthum“ (Nr. 32 sub 1819) eine Specialisierung von „Volksthum“ (bekanntlich durch den Turnvater Jahn 1810 aufgebracht) erkennen und fände überhaupt in einschlägigen Erwägungen ein treffliches Correctiv gegen Irrthümer der Wortchronologie.

Es sei mir gestattet, als classischen Beleg für die von M. und mir vorgebrachten, ins Unendliche zu vermehrenden Bedenken gegen vorschnelle Ausnützung literarischer Zeugnisse für neue Modeworte statt vieler Stellen nur éine aus Laubes „Erinnerungen 1810—1840“ (Ges. Schriften 1 [1875], 295) anzuführen, aus der Feder also eines außerordentlich intelligenten und belesenen, ununterbrochen schriftstellerisch und speciell literarhistorisch thätigen, demnach in Fragen, wie sie uns hier beschäftigen, höchst competenten Mannes:

„Mühsam stellte ich aus einzelnen Aufsätzen der „Eleganten Zeitung“ einen Band zusammen und nannte ihn „Moderne Charakteristiken“. Gutzkow ... hatte mir diesen Titel vorgeschlagen. Mir klang das garstige Wort „Charakteristiken“, als ob mich spitze Nägel ins Ohr stächen, aber richtig war es, und wir haben uns in den letzten Jahrzehnten [Laube schreibt dies in den 70er Jahren] an eine Anzahl von Ausdrücken gewöhnt, welche aus modernen Begriffen stachlig hervorgewachsen sind. Darin sind wir viel robusteren Ohres geworden, als wir's früher waren. Der wohllautenden Dichterstimmmung näher, welche die Verse Goethes, Schillers und der Romantiker in uns Allen erzeugt, waren wir für den Wohlklang der Worte viel empfindlicher.“

Und nun erinnere man sich, dass gerade die um den Wohllaut der Sprache angeblich so hoch verdienten Romantiker und noch dazu ihre Vorkämpfer, die beiden Schlegel, 1801 jene das Ohr Laubes so schwer verletzenden „Charakteristiken“ auf die Bahn gebracht haben!

Dieser Irrthum Laubes, desgleichen ein von M. (S. 2) berichteter, allerdings viel verzeihlicherer des Staatskanzlers Hardenberg und zahlreiche andere Beispiele, die das vorliegende Buch mit oder ohne Absicht bietet, thun dar, wie sorgfältig an solchen Beobachtungen einzelner Individuen subjective und objective Richtigkeit zu sondern ist, wie selten beide zusammenfallen werden, aus wie zahlreichen, durch alle Hilfsmittel strenger Methode nicht völlig zu verstopfenden Quellen die Fehler in den Behauptungen der Gewährsmänner und in unseren eigenen Urtheilen herfließen können. So viel indes lässt sich wohl behaupten: sammelte man systematisch und im großen Stil Zeugnisse der in Rede stehenden Art innerhalb eines bestimmten Zeitraumes z. B. eines Vierteljahrhunderts, so müssten sich die einzelnen Beobachtungen der ver-

schiedenen Zeitgenossen wechselseitig berichtigen oder genauer bestimmen und Resultate gewonnen werden, die an Sicherheit jene M.s weit überträfen, gleichwohl aber in letzter Linie ihm als dem Finder des Verfahrens, mindestens des Arbeitsfeldes zu danken wären. Am Schlusse dieses Referats wird nochmals auf eine solche systematische Ausnützung des natürlich zum allergrößten Theil noch unbekannten Materials zurückzukommen sein.

M. beschränkt sich übrigens, wie bereits erwähnt, in der vorliegenden Arbeit trotz S. 3 nicht auf die im Vorstehenden besprochenen Zeugnisse für Modeworte; sehr oft tritt er selbst an die Stelle fehlender Gewährsmänner, constatiert er selbst für dieses oder jenes Jahr den Beginn einer Worttradition, ohne dass aus eben dieser Zeit ein Zeugnis für die Neuheit des Wortes vorläge. In den zuerst erwähnten, weitaus zahlreicheren Fällen theilt M. natürlich die Verantwortung für seine Ansätze mit einem oder mehreren Zeugen; bei den letztgenannten indes muss sich die Kritik gegen ihn allein richten, und zu den mannigfachen, oben aufgezählten Correctiven muss dann auch noch die Abwehr vorschneller Schlussfolgerungen und Combinationen treten, um den bleibend wertvollen Theil der M.'schen Untersuchungen von mancher geistreichen, aber verfehlten Hypothese scharf zu trennen.

Auch mit der Anordnung, in welcher der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen vorlegt, wird sich der methodisch vorgebildete Leser kaum einverstanden erklären können. Eine zusammenhängende, folgerichtig entwickelnde, zu Resultaten allgemeinerer Gattung gelangende Darstellung musste allerdings von vornherein ausgeschlossen erscheinen; es handelte sich also darum, das an allen Ecken und Enden gesammelte, höchst verschiedenartige und -wertige, theils rohe, theils bearbeitete Material in irgend eine wissenschaftlicher Benützung zugängliche Anordnung zu bringen. Bedenkt man die Art und Weise solcher zerstreuter Zeugnisse und Erkenntnisse, so ergibt sich als einzig rationelles Anordnungsprincip die alphabetische Reihenfolge der betreffenden Wörter, da jede andere Disposition der Willkür des Ordners unerlaubt freies Spiel ließe und eines alphabetischen Index doch ebensowenig entrathen könnte, wie z. B. auch die von M. beliebte, nur scheinbar sachliche, in der That aber sowohl im allgemeinen, als bei ihm im besonderen ungerechtfertigte und irrationelle pseudochronologische, welche er übrigens selbst S. 82 ff. seiner Schrift aufgibt, um in behaglicher Plauderei zu endigen. Er hat nämlich sein Material nach Jahreszahlen geordnet d. h. nach der Jahreszahl der seines Wissens ältesten Belegstellen für die einzelne Vocabel oder Wendung, was nach seinen eigenen Auseinandersetzungen (S. 2) sehr verschieden interpretiert werden kann, am sichersten doch wohl so, dass jede einzelne Jahreszahl ihm eine Art terminus a quo darstellt, welcher für das betreffende Wort „die Periode, in der es zur allgemeinen Anerkennung durch-

dringt“, gegen die Vergangenheit hin abgrenzt. War dies aber die Absicht des Verf.s, und eine andere ließe sich schwer rechtfertigen, so ist er ihr allzu oft untreu geworden, und seine eigene Praxis zwingt uns, in jenen Jahreszahlen nur einen ganz äußerlichen und leider störenden Anordnungsbehelf zu erblicken, denn welche höhere Bedeutung darf ich einer Disposition zuerkennen, die, um vieler anderer Beispiele zu geschweigen, das Wort „Aufklärung“ unter dem Rubrum 1784 darbietet?! Dass Kant in diesem Jahre das seit Decennien gebrauchte und missbrauchte Wort mit neuem Inhalt zu erfüllen trachtete, stellt unleugbar eine wichtigste Etappe im Leben jenes Begriffes, aber doch sicherlich nicht den terminus a quo vor, und auf diesen soll es doch bei M.s Anordnung, ja muss es hinauslaufen, wenn diese anders einen Sinn haben soll. Keine wirksamere Vertheidigung der von mir vorgeschlagenen alphabetischen Anordnung[1]) solcher Lesefrüchte oder auch vereinzelter Studien zur Wortgeschichte ließe sich denken als die unberechenbare Willkür, die den Verf. nicht selten verleitet, jene anordnenden Jahreszahlen nicht als obere Zeitgrenze, sondern in der selbstherrlichsten Weise auszudeuten und gelegentlich auch eine lästige Vocabel irgend einem beliebigen Jahre gut zu schreiben, ohne dass auch nur der leiseste Grund dafür laut wird.

Hier sind Beispiele wohl unerlässlich. Unter 1855 wird (unglaublich genug! ich komme noch darauf zurück) wegen einer Stelle in Scherenbergs „Abukir“ die Wendung „jemandes rechte Hand sein“ abgehandelt, und gleich darauf theilt M. selbst mit, man habe ihm dieses Bild bereits in Goethes „Götz“ nachgewiesen. Nach seinen eigenen Principien also musste das Wort zurückdatiert werden, und zwar zunächst um die Kleinigkeit von achtzig Jahren und darüber. Ein ebenso drastisches Beispiel bietet Nr. 125 (sub 1888), wo wiederum die Datierung und die daraus gezogenen Schlüsse durch Mittheilungen anderer Gelehrter an M. gänzlich hinfällig werden und dennoch mit eben diesen Mittheilungen vereint zu lesen sind. Wie will der Verf. seine Behauptung rechtfertigen, dass das Wort „suggestiv“ „etwa um diese Zeit“ (1877) „seinen Eroberungszug angetreten habe“? „Geprägt“ wurde es viel früher, der „Hauptverbreiter“ schreibt erst „erheblich später“ — warum also gerade 1877 oder „etwa um diese Zeit“ als Ordnungszahl, als *terminus a quo?* Ein Beleg mag ja vielleicht zu erbringen sein, dann aber durfte er nicht fehlen. Doch in den seltsamsten Widerspruch mit sich selbst geräth der Verf. dort, wo seine disponierenden Jahreszahlen statt des terminus a quo vielmehr den ad quem bedeuten. Weil in einem 1891 erschienenen Buche des originellen Herm. Oeser eine erfundene Ge-

---

[1]) Welche, wie ich nun sehe, auch A. Gombert in einer sehr dankenswerten Anzeige der M.schen Schrift (Zeitschrift f. deutsche Wortforschung, 2 (1901), 57—71, 256—276) für seine reichen Nachträge und Correcturen verwendet hat.

stalt, die also nicht einmal die Meinung des Autors ausdrückt, sich äußert: „Imponderabilien? Ein ausrangierter Ausdruck" — also weil aus einem bestimmten Jahr ein übrigens an sich problematisches und thatsächlich unrichtiges Zeugnis für das Abkommen, das Ungebräuchlichwerden eines Wortes vorliegt, wird es unter eben jener Jahreszahl aufgeführt[1]). Welchen Schwankungen die Methode des Verf.s in solchen Fällen unterliegt, zeigt z. B. Nr. 8 (1784). Hier wird das Wort „Natur", weil Tieck in einer 1824 entstandenen Novelle jemanden sagen lässt: „Das Wort ist etwa seit vierzig Jahren in die Mode gekommen", thatsächlich um genau 40 Jahre zurückgerechnet und folgerichtig trotz seiner mehrhundertjährigen Geschichte dem Jahre 1784 zugewiesen, wo es gleich darauf in „Aufklärung" (siehe oben) einen ebenso ungerecht behandelten Gefährten findet. Jedenfalls erhellt aus diesem Beispiel und seinem Rechenexempel deutlich und unwiderleglich, wie M. seine Jahreszahlen nicht verstanden wissen will, nicht als termini ad quem, sonst wäre ja jene Subtraction müssig.

Ganz abgesehen aber von so auffälligen Inconsequenzen und Willkürlichkeiten: die Gefahren, welche eine solche Scheinchronologie für die Leser, ja auch für den Forscher a priori mit sich führt, sind bei weitem größer, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Auch hier kann ich den Beweis an der Hand der vorliegenden Schrift erbringen. Hätte nicht die alphabetische Anordnung den Verf. vor gewagten Folgerungen und vagen Vermuthungen geschützt, zu denen ihn séine Gruppierung zwar auch nicht zu verlocken brauchte, aber doch thatsächlich verlockt hat? Vergisst er doch bisweilen ganz, dass er nur über ein relativ verschwindend kleines, vom bloßen Zufall zusammengewehtes Material verfügt, wenn er etwa (S. 46) sich vernehmen lässt: „1835 ist wieder ein Jahr voller neuer Worte" oder sonst irgendwelchem Zeitabschnitt oder Jahr, z. B. der „Zeit um 1820" (S. 39) besonderen Reichthum oder Mangel an „Schlagworten" zuschreibt, da doch solcher Reichthum und solcher Mangel vorläufig nur die Sammlungen des Verf.s, nicht aber den Sprachgebrauch einer vielmillionenköpfigen Nation charakterisiert. Lesen wir nicht sogar (S. 75) zunächst ein Zeugnis ex 1878, sodann: „Nach einer längeren Pause folgte 1881 . . ." !! Wer wollte es wagen, den Wahrheitsbeweis für diese „längere Pause" anzutreten?

Ich möchte nicht missverstanden werden. So häufig und vielgestaltig Fehler wider die Methode auftreten, so oft uns Einzelheiten zum Widerspruche reizen, jedenfalls darf der Verf. ein zweifaches Verdienst beanspruchen: dank ihm verfügt nun unsere Lexikographie und Wortforschung über neue, in ihrem Reichthum noch kaum abzuschätzende Fundgruben, deren berggerechte Ausbeutung wir freilich noch zu erlernen haben, und auch unter den „Vier-

---

[1]) Statt richtig unter 1868, vgl. Büchmann [20]S. 576.

hundert Schlagworten“ selbst kommt das Sichere oder wenigstens fehlerfrei Gedachte dem Anfechtbaren und Falschen an Zahl wenigstens gleich und bedeutet eine nicht unerhebliche Ergänzung unserer namentlich für den Sprachschatz des neunzehnten Jahrhunderts oft versagenden lexikalischen Behelfe. Auch hier können wir nur durch Beispiele charakterisieren: man vergleiche etwa die interessanten, manches Räthsel lösenden Aufschlüsse über den eigenthümlichen alten Berolinismus „Polka“ (S. 4 f., 68) oder die Ausführungen zu „nervös“ und „Nervosität“ (S. 67), in denen das Ringen des Sprachgebrauchs nach dem treffenden Worte für einen längst vorhandenen Begriff durch glücklich gefundene und angeordnete Citate anschaulich dargestellt wird. Einzelne Artikel konnten sich trotz der Hast, die wahrscheinlich die erste und nachweislich die zweite Fassung dieser Studien schwer geschädigt hat, zu ziemlich lückenlosen Biographien der betreffenden Wörter abrunden; ich verweise insbesondere auf Nr. 2 „Übermensch“ [1]), einen höchst lehrreichen kleinen Essay, der aber freilich durch seinen Umfang den Rahmen der „Vierhundert Schlagworte“ zu sprengen droht. Durch eine Zusammenfassung seiner gelegentlich hingeworfenen methodischen Erwägungen (wir haben oben etwas Ähnliches versucht) hätte M. sich unsern Dank ebenso leicht verdient wie S. 90 f., wo er, nur allzu knapp, einige Consequenzen allgemein sprachgeschichtlicher Art aus seinem Materiale zieht.

* * *

Ich bediene mich bei der hier anschließenden Revision einzelner M.scher „Schlagworte“ wie auch schon im Vorstehenden der von dem Verf. selbst neben seiner chronologischen Anordnung durchgeführten fortlaufenden Numerierung seiner Vocabeln, um einen Vergleich der zu besprechenden Arbeit und der Besprechung selbst zu erleichtern. Das Wort, auf das sich jedesmal die Berichtigungen und Ergänzungen des Ref. beziehen, steht in Sperrdruck an erster Stelle.

Nr. 10.

Aufgeregt. M. nimmt, gestützt auf den Titel von Goethes Zeitstück „Die Aufgeregten“ (1793—1794), an, hier sei das Wort „in dem uns jetzt leider so geläufigen Sinn“ neu geprägt worden „und zwar nach irgend einem französischen Vorbild“, ähnlich wie „zerstreut“ nach „distrait“. Die letzte Vermuthung ist ansprechend; sollte nicht „ému“ Gevatter gestanden sein? Man vergleiche unter dieser Vocabel Littrés „Dictionnaire de la langue française“ mit ihren vielen Belegen aus dem goldenen Zeitalter; in der Bedeutung „agité

[1]) Vorher Zts. f. deutsche Wortforschung 1 (1900), 3 ff., vgl. dazu jetzt Sulger-Gebing ebenda 2 (1901), 80.

par l'émeute, la sédition", also gerade in der von Goethe betonten, steht das Adjectiv z. B. im Polyeucte oder bei Bossuet wie im Deutschen absolut, ohne Angabe der aufregenden Leidenschaft, des Ursprungs oder der Richtung der Aufregung.

12b.

Edler Rost, Edelrost. Nach M. um 1798 noch als ziemlich ungewöhnlich empfunden, später durch „Patina" verdrängt. — In J. H. Detmolds geistreichen „Randzeichnungen" (1844, Reclam S. 35) lese ich: „Wir wollen ihn nicht verstecken, diesen Schmutz (auf einer Statue), sondern im Gegentheil ihn offen zeigen, als eine *aerugo nobilis* . . ." „Edelrost" und „Patina" sind also 1844 mindestens in Hannover noch nicht ganz geläufig. Vgl. ferner Büchmann [20]S. 555.

12d.

Familiengemälde. Als „dramatische Gattungsbezeichnung" von Meyer auf Grund A. W. Schlegel'scher Belege mit dem terminus a quo 1802 versehen, aber um mindestens 20 Jahre zurückzudatieren, vgl. Wieland im 3. Capitel des 3. Buches der „Abderiten" (in Buchform 1781), der das Wort gesperrt druckt, also offenbar als noch nicht völlig eingebürgert betrachtet, ferner Gombert a. a. O. S. 65.

27a.

Taktlos. Von M. aus den „Phantasien über die Kunst", herausg. von L. Tieck (Neue Aufl. 1814, S. 196, Sperrdruck) belegt und mit 1814 datiert; aber dieser Beleg selbst, auch angenommen, dass er der älteste wäre, ist um 15 Jahre zu spät angesetzt, schon die 1. Auflage (1799) der „Phantasien" weist das Wort in gleicher Typographie auf. Dass die betreffende Stelle von Wackenroder herrührt, hätte erwähnt werden müssen.

35a.

Empörer. Das Wort soll 1821 „neue Geltung" erhalten haben; Beleg hiefür ein philhellenisches Gedicht Wilh. Müllers „Die Griechen an den 'Österreichischen Beobachter'":

> Du nanntest uns „Empörer" — so nenn' uns immerfort;
> „Empor! empor!" so heißt es, der Griechen Losungswort.

Aber die lobende Hervorhebung der Etymologie des Wortes oder seiner Familie ist älter, die Datierung also unrichtig; Müller hat sich, bewusst oder nicht, an eines der geharnischten Sonette Rückerts, dessen wortspielende Manier sich schon in seinen Erstlingen verräth (Sämmtliche Werke 1, 13), angelehnt:

Nennt es, so lang's Euch gut dünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen;
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!

Vgl. übrigens auch ebenda 1, 18.

Wir schwören: Steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken als vom Feind zerschroten.

Wohl mit Bezug auf die an erster Stelle citierten Verse schreibt Friedr. Ludw. Jahn in der Einleitung zu den von ihm gesammelten „Deutschen Wehrliedern“ (1813) S. 8: „Aufruhr, Aufstand, Empörung sind wieder heilige Worte und Werke“, und noch deutlicher legen Karoline Pichlers 'Denkwürdigkeiten' 2 (1844), 224 Zeugnis ab: „Bei dem Worte empor denkt man unwillkürlich an Rückerts 'Geharnischte Sonette', worunter eines die Etymologie des Wortes Empörung eben von empor, vom Aufrichten unterm Druck, vom Erheben des Geistes aus der Schmach ebenso wahr als sinnig herleitet.“

36.

Fata morgana. Wie sich dies Fremdwort langsam, später als der Begriff selbst, einbürgert, in den 20er und 30er Jahren noch übersetzt und erklärt werden muss, zeigt M. an gut gewählten Beispielen; ich füge bei, dass Goethes Faust II 4 in einem breit ausgeführten Bilde doch den Namen meidet, dass Meinhold, der Dichter der genialen „Bernsteinhexe“, 1846 oder früher (Gesammelte Schriften 4, 23) ein Gedicht „Fata morgana“ betitelt, dass B. Goltz 1847 in der eingangs citierten Schrift S. 2 das Fremdwort gebraucht, aber sogleich mit „Wolkengebilde“ übersetzt, dass umgekehrt Johann Baptist Rousseaus während des Krimkrieges entstandenes seltsames „Russenbüchlein“ (1854) S. 25 den Titel „Luftspiegelung“ in einer Anmerkung als „Fata morgana“ erklärt, den fremden Ausdruck sonach zur Deckung des deutschen verwendet. — Campes „Wörterbuch zur Erklärung der ... fremden Ausdrücke“ (Neue Ausgabe 1813) S. 314 führt das fremde Wort bereits an und erläutert es.

42c.

Romantisch. Das Wort steht als Lieblingswort des dank Scheffel berühmt gebliebenen Kyselak unter 1829 (!!) und ist hier selbstverständlich zu tilgen, da dieses Datum ganz und gar keine Rolle in der interessanten Geschichte des langlebigen und verwandlungsreichen Wortes, das überdies wohl kaum als ein „Schlagwort“ im M.schen Sinne anzusehen ist, spielt. Man sehe vielmehr das Deutsche Wörterbuch 8, 1156 f. ein, ferner Gombert S. 268, 276. Pittoresk erscheint eodem titulo an derselben Stelle! —

Die Jahreszahl 1829 stützt sich vermuthlich darauf, dass Kyselak in diesem Jahre seine „Skizzen einer Fußreise usw." veröffentlichte, in deren Titel die Worte romantisch und pittoresk ebensogut vorkommen wie in hundert anderen Reisewerken jener und früherer Tage.

46.

Zerrissen. Den von M. aus dem 4. und 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beigebrachten Belegen für dies Particip als Modewort reiht sich verstärkend „Der Zerrissene" als Titel einer nicht unbedeutenden Nestroy'schen Posse (1844, gedruckt 1845) an, hier nebenbei bemerkt als eine Übersetzung des französischen „L'homme blasé".

55.

Zeitgeist hat unter 1835, dem „Jahr voller neuer Worte" nichts zu suchen. Ich werde an anderem Orte den Versuch einer ausführlichen Geschichte des von der Aufklärungszeit bis etwa 1860 lebendigen Wortes unternehmen, der mich weiterer Polemik gegen die auf sehr dürftige und zugleich irrig gruppierte Belege gestützten Hypothesen M.s vorläufig überhebt. Der weitschichtige Belegstellen-Apparat verlangt gesonderte Veröffentlichung.

60.

Weltansicht. „Auch das anspruchsvolle Wort 'Weltansicht' führte damals (1836) wie heute jeder junge Mann im Munde." In der That ist „Weltansicht" heute bekanntlich ganz außer Curs. M. meint „Weltanschauung" und hätte zur Erforschung dieses Wortes u. a. bei Hebbel (herausg. Krumm) 10, 96 wertvolles Material gefunden; für die Geschichte von „Weltansicht" und verwandter Termini vgl. Gombert a. a. O. S. 258 f., woselbst „Weltansicht" bereits im „Athenäum" der Schlegel belegt wird.

64.

Zustände. Wenn dieser Plural, wie M. selbst hervorhebt, von Goethe beflügelt wurde, wie darf er dann, eines Citates aus Marggraff wegen, unter 1839 gestellt werden? „Gutzkow liebte den Ausdruck längst", fährt M. fort; aber gerade Gutzkow hat sich an dem „hässlichen abstracten Worte" geärgert und Varnhagen dafür sowie für „Bezüge" und „stofflich" verantwortlich gemacht, vgl. Kuh, Biographie Hebbels 1, 472. Dass Joh. Prölss in seinem „Jungen Deutschland" (1892) S. 333 ganz irrig Heine zum Erfinder der „Zustände" stempelt, sei beiläufig erwähnt.

72.

Mystification, mystificieren. Was ein Franzose (Goethe, Hempel 21, 76) über Gellerts Moral-Vorlesungen von seinem nationalen Standpunkte aus höhnisch sagte: „Laissez-le faire, il nous forme des dupes“ (vgl. v. Löper ebda. S. 306), wird von M. ganz irrig mit dem obigen „Schlagwort“ in Zusammenhang gebracht; die Bedeutungen hüben und drüben sind einander völlig fremd. Zur Wortgeschichte vgl. Gombert a. a. O. S. 265, wo wiederum die Altromantiker erste Belege liefern, zum Begriff den 4. Bd. der Collection du Bibliophile Parisien (Les Mystifications de Caillot-Duval ed. L. Larchey 1901). M.s Datierung (1841) ist abzuweisen.

74.

Schlechthinig. Von M. bei Gutzkow, der seinerseits wieder Schleiermacher citiert, und bei D. Fr. Strauss belegt; als Lieblingsausdruck unseres heimischen, der Herbart'schen Schule angehörigen Philosophen Robert Zimmermann († 1898) der großen Zahl seiner Hörer in guter Erinnerung.

78.

Snob. Vgl. hiezu jetzt die interessanten Ausführungen in Roger Alexandres „Les mots qui restent“ (1901) S. 147—178.

79.

Verthierter Söldling. Von M. mit Recht dem J. 1848 zugewiesen. Ich füge einen bezeichnenden Beleg aus der Jobsiade „Emanuel Schall“ (Beriin o. J., ca. 1849) des Pseudonymus Faustinus Lux bei (S. 238):

Durch sein Schwätzen über politische Sachen
Wusste er sich populär zu machen.
Und als von der Berliner Mordnacht kam Kunde,
Hat er den Ausdruck „verthierter Söldling“ erfunden.

83.

Rechtsboden: bekanntlich durch den Parlamentarier von Vincke seit 1842 in Umlauf gebracht; „Hie Recht und Rechtsboden hie!“ lässt M. Hartmann den „grimmen Ritter von Hagen“ in der Paulskirche rufen (Reimchronik des Pfaffen Maurizius 1851 S. 133). Vgl. übrigens Gombert a. a. O. S. 270, der das Wort seit 1833 nachweist. — Für die modische Verbreitung verwandter Ausdrücke zeugt Droysen in seinen 1842 gehaltenen, 1846 zuerst veröffentlichten „Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege“ ²(1886) 2, 413: „Seltsame Worte [Napoleons], in unseren Tagen würden sie etwa ‘sittlicher Boden, historische Basis’ lauten“.

90.

Gesinnungstüchtig. M. stellt das Wort, diesmal ein richtiges „Schlagwort“, unter 1850 und vermuthet, es sei ursprünglich „polemisch, ironisch und gerade von Liberalen gegen Gouvernementale“ angewendet worden, vgl. dagegen Gombert a. a. O. S. 68, der von 1844 an den ernsthaften Gebrauch des Adjectivs seitens der Opposition für diese selbst belegt. Ironische Verwendung von conservativer Seite kann ich für 1847 aus dem öfters erwähnten Pamphlet Bogumil Goltz' nachweisen, woselbst S. 43 das dem Eigenschaftswort entsprechende Substantiv zornig ausgedeutet wird: „die Gesinnungstüchtigkeit ohne anderen Sinn und andere Tüchtigkeit als den kirchlichen Sansculottismus und den Terrorismus in der Politik“.

91.

Richtung. Dem sehr wohl gerathenen Überblicke M.s gliedern sich drei weitere Belege bestätigend ein. Detmolds bereits citierte „Randzeichnungen“ (1844, Reclam S. 17, 20, 35) zeigen das unschuldige Wort schon gleichsam elektrisch geladen. Bitzius-Gotthelf, der es überhaupt liebt, Schlagwörter der liberalen Politik, wie „Zeitgeist“, sarkastisch zu verwenden, schreibt 1848 in „Uli der Pächter“ (gedruckt 1849, in Ferd. Vetters Neudruck S. 391): „Davon hat natürlich keinen Begriff, wer den christlichen Zug nicht in sich trägt, nicht geistigen Hunger und Durst hat, sondern bloß fleischliche Triebe und moderne Richtung nach Kneipen, Kaffeehäusern, Spektakeln von allen Sorten, kurz nach etwas Diesseitigem.“ Im „Modernen Musen-Almanach auf das Jahr 1894 heißt es S. 78 unter verschiedenen anderen Ritornellen („Überschriftreimen“) O. J. Bierbaums:

Die „neue Richtung“.
Das Wort war gut, nun lasst es fort,
Schreibt tapfer: neue Dichtung.

92.

Halcyonisch. In der Ansetzung des terminus a quo 1851 hat sich M. arg vergriffen. Gombert weist a. a. O. S. 69 das Vorbild der Verbindung „halcyonische Tage“ im classischen Alterthum nach, wo es von vorneherein zu suchen war; eine obere Grenze verbietet sich sonach von selbst. Zwei Belegen dieses Gelehrten aus Neubeck (1798) und aus einer Note Knebels in dessen gleichzeitiger Properz-Übersetzung füge ich einen ex 1837 bei, der freilich das Fremdwort umgeht; aber wann hätte Jahn solche Mühe gescheut oder nicht vielmehr gesucht? Er schreibt („Denknisse eines Deutschen oder Fahrten des Alten im Bart“, anonym, hrsg. (und bearbeitet?) von Karl Schöppach [1837] S. 70): „Es gibt Menschen, die haben keine Eisvogeltage, wo der Geist in

ruhiger Pflege der Zeit sich am Leben erwärmt". — 1859 betitelt unser Landsmann Ludwig Foglár („Neuere Gedichte" S. 5) ein kurzes Gedicht „Halkyonische Tage"; in den ersten 6 Versen wird das Bild breit ausgemalt, das Fremdwort gleichsam übersetzt und erklärt.

94 a.

Schrullen. Der von M. citierte Historiker Joh. Wilhelm Loebell behauptet zwar 1854, das gegen Tieck (also doch früher!) von dessen Gegner angewendete Wort komme „sonst in der Schriftsprache kaum vor". Es erscheint demnach bei M. sub 1854, lässt sich aber z. B. schon 1839, zwar mit anderem Vocal, bei Gaudy belegen: „Aber Freundchen, welche Schrollen?" (Sämmtliche Werke 1: 106, vorher in Echtermeyers und Ruges Deutschem Musen-Almanach für 1840).

95.

Rechte Hand unter 1855 (!!). Meyers Glosse zu dieser Datierung lautet:

„Wunderbar jung und aus einem merkwürdigen historischen Anlass erwachsen scheint die Bezeichnung eines unentbehrlichen Helfers als „meine rechte Hand", die in den Jahren von 1864—1886 gleichsam die officielle Bezeichnung Lothar Buchers wurde: der geistreiche Politiker und feine Stilist hieß zuletzt nur noch 'Bismarcks rechte Hand'. Dieser ruhmvolle Titel scheint nun aber — aus England zu stammen, und zwar von Nelsons Adjutanten, der aus ganz besonderem Anlass von dem Admiral selbst so benannt wurde. Es heißt in Scherenbergs 'Abukir' (Berlin 1855, S. 34):

Auffing ihn Edward Berry,
Sein Flaggencapitän und seine rechte Hand,
Geheißen so an jedem Britten-Bord,
Seit Nelson selber also ihn geehrt
Vor Großbritannscher Majestät. Denn als
Der Admiral bei Hofe zu Westminster
Zur Meerfahrt sich beurlaubt', und der König
Voll Schmerz vermisste seines Helden Arm,
Schob seinen Flaggencapitän der vor,
Sprach: 'Sire, verlor ich meinen rechten Arm,
Fand ich doch wieder meine rechte Hand'.

Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, dass diese Anekdote historisch ist und dass wir somit hier einen der seltenen Fälle haben, in denen eine verbreitete Redensart mit Sicherheit auf ihren geschichtlichen Ursprung zurückgeführt werden kann. Denn eine 'ätiologische Mythe', die Berrys Benennung durch eine Legende erklärte, liegt hier eben nicht vor: der Sieger von Abukir hatte ja wirklich bei Trafalgar den rechten Arm eingebüßt. — In Sanders' summarischem Artikel (Wb. I 679, Sp. 2) und dem reichhaltigeren von Heyne (D. Wb. IV 2, 324 f.) finde ich den Ausdruck nicht, ebensowenig in A. Richters 'Deutschen Redensarten'.

Nun verweist mich aber der Hr. Herausgeber dieser Zeitschrift [so heißt es auch in der Buchform der „Vierhundert Schlagworte" !] mit Recht auf die Anfangsscene des 'Götz von Berlichingen':

Sievers: Wer ist der Weislingen?
Metzler: Des Bischofs rechte Hand usw.
(Weim. Ausg. VIII 5.)

Er fügt hinzu, dass in der 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen' (ebd. XXXIX 5) der Ausdruck fehlt. Doch steht er noch einmal im 'Gottfried' und im 'Götz' (Der junge Goethe 2, 66. 262), wie mir M. Morris nachweist. Er ist also alt, und er muss fast unbekannt geworden sein, als Scherenberg ihn so ausführlich umschreibend wiedergab. Wir hätten denn also hier, wie öfter, 'doppelte Entstehung' eines Schlagwortes, oder hätte der deutsche Ausdruck mit Nelson und Scherenberg überhaupt nichts zu thun?"

In einem Athem also „scheint" der Ausdruck „wunderbar jung" und „ist also alt", er „scheint" dem Verf. „aus England" und zwar aus der Zeit Nelsons „zu stammen", und doch hat der Verf. sich sagen lassen müssen, dass schon Goethes „Götz" ihn Bauern und Rittern des 16. Jahrhunderts in den Mund legt. Und zu alledem und trotz alledem verharrt das „Schlagwort" ruhig unter 1855!!

Versuchen wir, diesen ganz unnöthig verwirrten Knäuel aufzulösen und zu zeigen, wie hier die denkbar einfachste Sachlage um einer einzigen Lesefrucht willen bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellt worden ist.

Zunächst sei constatiert, dass die Anekdote, welche Scherenbergs Epos „Abukir" 1855 von Sir Edw. Berry (1768—1831) erzählt, allerdings auf Wahrheit beruht: vgl. Nelsons „Dispatches and letters" (ed. Sir N. H. Nicolas) 2 (1845): 448, die muthmaßliche Quelle für Scherenbergs Verse[1]). Die Anekdote ist also historisch, daraus folgt aber natürlich nicht, dass „wir somit hier einen der seltenen Fälle haben usw.", sondern im Gegentheile, dass die Redensart „jemandes rechte Hand sein" im Englischen zur Zeit Nelsons eine ganz geläufige war. Gewiss hatte der Sieger von Abukir seinen rechten Arm (übrigens nicht bei Trafalgar, wo er 1805 fiel, sondern 1797 bei Santa Cruz de Tenerifa) verloren, als er seinen Freund Berry König Georg dem Dritten etwa ein Vierteljahr nach seiner Verwundung vorstellte; aber in den von Scherenberg wiedergegebenen geistreichen und liebenswürdigen Worten des Seehelden wird einfach, fast wie in der von Morris beigebrachten Götz-Stelle, dem verlorenen rechten Arm die der alltäglichen englischen Redeweise entlehnte „rechte Hand" contrastiert. Mein College Dr. Brotanek verweist mich — éin Beispiel für viele — auf Shakespeares „Much ado about nothing" (I 3), wo Benedick als „right hand" Don Pedros bezeichnet wird; wir werden doch nicht auch fürs Englische „doppelte Entstehung" des „Schlagwortes" annehmen sollen?

Wie steht es nun mit dem Deutschen? Meyer hat bei Sanders und im Deutschen Wörterbuch vergeblich Belege gesucht. Ich habe, glücklicher als er, in denselben Nachschlagewerken eine Fülle von

---

[1]) „'You have lost your right arm' observed the King — 'but not my right hand', replied Sir Horatio, 'as I have the honour of presenting Captain Berry to you.'"

Belegen gefunden, die ältesten aus dem Rolandslied (258, 7 [1]); auf 107, 12 verweist Lexers mhd. Wb.), aus Zincgref, Gryphius, Wieland, Voss, Schiller, Forster, Goethe, Tieck [2]); vgl. Sanders Wörterbuch der deutschen Sprache II 1 (1863), 613; D. Wb. IV 2 (1877), 337; 8 (1893), 390. Ebenda wird etwas weniger häufig „r. Arm" im selben Sinne wie „r. Hand" belegt. Wir werden statt einer doppelten also eine unzähligemal und Jahrhunderte hindurch wiederholte Entstehung oder wohl richtiger eine ungeschwächt fortdauernde Wirksamkeit des „Schlagwortes" wie für das Englische so für das Deutsche annehmen.

Bei Licht besehen ist aber „rechte Hand" = Factotum überhaupt kein „Schlagwort", weder im Deutschen noch sonstwo, gehört weder unter 1855 noch unter einem anderen Datum in M.s Zusammenstellung, ist vielmehr, wie die nachstehenden Zeugnisse (die ich zum kleineren Theile der Freundlichkeit von Vorgesetzten und Collegen an der k. k. Hofbibliothek verdanke) wohl zur Genüge darthun, ein vermuthlich allen europäischen und wohl auch den meisten anderen Sprachen seit uralter Zeit geläufiger Tropus, der allen Völkern so nahe liegt, dass eine Entlehnung über die einzelnen Sprachgrenzen hinweg gar nicht angenommen zu werden braucht. Cicero schreibt an Atticus (XIV 20, 5): „Quintus filius, ut scribis, Antoni est dextella. Per eum igitur, quod volemus, facile auferemus"; Wieland übersetzt (Ciceros sämmtliche Briefe 6 [1818], 21) „rechtes Händchen". Der unbekannte Dichter einer Elegie auf Mäcenas, chronologisch und dem Stil nach zum goldenen Zeitalter lateinischer Dichtung gehörig, preist den Gönner (Poetae Lat. minores ed. Baehrens I [1879] 26):

„. . . . . tu Caesaris almi
Dextera, Romanae tu uigil urbis eras".

Suidas erzählt (Lexicon ed. G. Bernhardy I 2, 1190 f.), Kaiser Valentinian (III.) habe nach der auf sein Geheiß erfolgten Ermordung des Hunnenbesiegers Aëtius gesagt *πρός τινα τὸν στοχάζεσθαι τὰ ἀπόῤῥητα δυνάμενον· Οὐ καλῶς μοι πέπρακται ἡ τοῦ Ἀετίου, ὦ οὗτος, ἀναίρεσις*; Antwort: *Εἰ καλῶς ἢ μή, οὐκ οἶδα· γίνωσκε δὲ ὅτι τῇ λαιᾷ χειρὶ τὴν δεξιάν σου ἀπέκοψας*" [3]).

In den modernen romanischen Idiomen bevorzugt der Sprachgebrauch anscheinend den Arm vor der Hand. La chanson de Roland V. 596 f.: „Ki purreit faire que Rollanz i fust morz,

---

[1]) „Du ware" sagt Karl von Roland, „min zeswíu hât"; die Bearbeitung des Strickers behält den Vers (10573) unverändert bei.

[2]) Ich verweise noch, um zeitlich Tieck mit Scherenberg zu verbinden, auf Hebbel, Sämmtl. Werke hrsg. v. R. M. Werner 2, 21 (ex 1844).

[3]) Otto, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer (1890), verweist S. 111 auf die beiden ersten der oben beigebrachten Zeugnisse, ferner auf Ennodius p. 88, 22 Vog. „pes illius erat, oculus, dextera".

Dunc perdreit Carles le destre braz de l' cors". Mongault überträgt (Lettres de Cicéron à Atticus 6 [1724], 165) jene ciceronische „dextella" charakteristisch mit „le bras droit". Nur éin Beispiel für modern-französischen Sprachgebrauch aus Rostands „L'Aiglon", Act 1, Sc. 3: Metternich zu Gentz: „Et vous passez pour mon bras droit?" Gentz wortspielend wie Nelson: „Votre main gauche Doit ignorer ce que votre droite reçoit". „Il deputato N. è il braccio dritto del ministro" sagen die Italiener; „ser el brazo derecho de alguno" erklärt ein spanisches Wörterbuch durch „ser la persona de su mayor confianza". Das Vocabulario portuguez des Dom Raphael Bluteau gibt 2 (1713), 178 eine langathmige Paraphrase für „braço direito": „A cousa, ou pessoa, que com sua força, ou poder, ou agencia ajuda muito a outra. Este homem he meu braço direito; delle me valho em todas as cousas. Vir ille praecipuus est rerum mearum administer. Utor in omnibus eius operâ" u. s. f. und citiert zwei schöne Belege aus Schriftstellern des XVII. Jahrhunderts („Santo Ignacio foi o braço direito da Igreja", „Aquella praça, estimada por braço direito do Estado da India"). Im rumänischen Wörterbuch von Laurian und Massim finde ich Arm und Hand gleich verwendet (das Citat behält die seltsame Orthographie der Lexikographen bei): „mâna drepta" = „omu care serve cu fidelitate" und „a fi braciulu dereptu allu cuiva" = „a fi person'a cu care se serve cineva buccurosu la tote affacerile selle, fora care cineva nu pote". Bei den Germanen hinwiederum specialisiert sich das Bild fast ganz auf die Hand, auf die „andere", wie auf die „rechte". „Hann er hönum önnur höndin" heißt es in der von Nelson wie von Scherenberg wohl gleich wenig beeinflussten ultima Thule [1]), „at være ens anden" oder „høire haand" bei den Dänen; „hij is zijne andere hand" (schon im 16. Jahrhundert bezeugt), „zijne regterhand" bei den Holländern [2]), und Wanders Deutsches Sprichwörter-Lexikon [3]) verzeichnet die Wendung für unsere eigene Sprache. Sie fehlt auch den Slaven nicht, wie zwei aufs Gerathewohl bei Slovaken und Polen vorgenommene Stichproben lehren. A. P. Záturecký [4]) glossiert: „To je moja pravá ruka" mit „výdatný pomocník", und S. G. Lindes

[1]) Guðmundr Jónsson, Safn af íslenzkum orðkviðum (1830) S. 132.

[2]) P. J. Harrebomée, Spreekwoordenboek der nederlandsche taal 1 (1858), 279; Oude Nederlandsche Spreuken en Spreekwoorden uitg. door G. J. Meyer (1836) S. 33. — Joost van den Vondel (Werken uitg. door Lennep 11, 458) übersetzt das ovidische „Arma manusque meae" mit „Mijn zoon, mijn andre hant en wapen". — Sehr lehrreich erweisen sich batavo- und anglogallische Lexika. Rouxel et Halma, Dictionnaire nouveau François et Flamand (1686) S. 59: „C'est son bras droit, ou c'est son apui" = „Dat's zijn rechterhandt, of dat's zijn toeverlaat". Boyer, Dictionnaire royal 1 (1727): „C'est mon Bras droit ou le principal Instrument qui me sert en toutes choses" = „he is my Right-hand."

[3]) 2 (1870), 321.

[4]) Slovenská přísloví, pořekadla a úsloví (1896) S. 22.

berühmtes 'Słownik języka polskiego' reicht [2]4 (1858), 467 mit Belegen für Hand und Arm bis ins 17. Jahrhundert zurück: „Ci dwaj kanonicy byli biskupowi swojemu prawym *ramieniem*" (Skarga), „Tatarzy są prawą *ręką* Sułtanowi" (Starowolski). Die croatisch-slavonische Redensart: „On je moja desna ruka" weist mir Herr Andreas Lutz freundlichst in Mij. Stojanović' „Sbirka narodnih poslovicah, riečih i izrazah" (1886) S. 168 nach[1]). Für das Arabische legen G. W. Freytags Lexicon Arabico-Latinum 4 (1837), 524 und desselben Arabum proverbia III 1 (1843), 508 Zeugnis ab; die Interpretation der betreffenden Stellen schwankt allerdings, nach fachmännischem Urtheile, zwischen der uns hier beschäftigenden und einer anderen, wenig verschiedenen Bedeutung.

Die laxe Fassung des Begriffes „Schlagwort" hat sich also im Vereine mit anderen methodischen Fehlern hier fast allzu hart gerächt. Einem in den meisten Cultursprachen seit altersher einheimischen und gerade für das Deutsche von den bekanntesten Hilfsmitteln wieder und wieder belegten bildlichen Ausdruck wird der Ursprung in einer nie sonderlich weit verbreiteten Dichtung des 19. Jahrhunderts gesucht. Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

97.

Nervös. Der an sich treffliche Artikel übersieht, dass das Wort sich ganz parallel dem franz. „*nerveux*" entwickelt hat, d. h. sich nach dessen Muster demselben starken Bedeutungswandel von „sehnig, kraftvoll" zu „nervenschwach, kränklich" unterzog. Dem alten wie dem neuen „nerveux" entspricht ein altes und ein neues „nervös"; man vgl. die landläufigen Nachschlagewerke, etwa Grimm, mit Littré oder Hatzfeld-Darmesteter-Thomas. — M. findet seinen ältesten Beleg für „nervös" in dem jetzt noch so geläufigen Gebrauch bei dem Lausitzer Woldemar Nürnberger („Das braune Buch" 1858); aber schon 1841 schreibt Gotthelf (Uli der Knecht ed. Vetter S. 196): „Uli, obgleich er nicht nervös war, fuhr doch auf, als die unerwartete Stimme ihn anrief". Gombert a. a. O. S. 226 belegt das alte „nervös" bis 1836, das neue seit 1848.

103.

Schwefelbande. Von M. nach Büchmanns Vorgang als der Studentensprache (erst seit 1770?) angehörig erkannt, aber unbegreiflicherweise unter 1863 gestellt, weil Hebbel das Wort in seinem Demetrius-Torso verwendet. M. glaubt das letztere noch besonders erklären zu müssen: „Freilich mag der in Österreich

---

[1]) Herr Ludwig theilt mir während der Correctur die magyarische Wendung „ő jobb *kezem*" mit, die allerdings in Ungarn als Germanismus empfunden wird.

lebende Dichter auch an die Bauernverschwörung der ketzerischen „Salpeterer“ im 18. Jahrhundert gedacht haben“. Eine Hypothese, die an Überflüssigkeit und Kühnheit nichts zu wünschen übrig lässt: also um auf ein durch das ganze 19. Jahrhundert namentlich in akademischen Kreisen geläufiges Hohnwort zu kommen, musste Hebbel sich dieses Wort, doch nein, ein ganz anderes erst besonders nahelegen lassen! Und wodurch? Durch einen verhältnismäßig obscuren historischen Vorgang, die Erhebungen der zu Hebbels Zeit längst badisch gewordenen Hauensteiner Bauern, die übrigens sehr schief als „ketzerisch“ bezeichnet werden; richtete sich doch ihre letzte Auflehnung, von der Hebbel noch am ehesten wissen konnte, gerade gegen die religiösen Neuerungen der großherzoglichen Regierung! — Das zunächst indicierte Werk, Kluges treffliche „Deutsche Studentensprache“ (1895), belegt S. 129 „Sulphurist“ um 1825 in der Bedeutung „Angeber, Denunciant“, um 1822 und 1841 im Sinne von „Nichtschlagender, Kneifer“. Andere Quellen[1]) bezeugen „Sulphuria“ und „Schwefelbande“ z. B. für 1810 und Leipzig, woselbst eine adelige Verbindung von den Landsmannschaften mit diesen schon früher gebrauchten Namen angeulkt wurde, u. zw. nachdem jene sich zu einer Denunciation an die Behörde entschlossen hatte; bezeugen sie ferner für Halle, wo (ebenfalls um 1810) eine Verbindung „Res publica“ der sogen. „Wilden“ oder, nach heutiger Redeweise, der Finkenschaft von den Corps sich jene Bezeichnungen gefallen lassen musste, und wo 1817 während der durch Immermann berühmt gewordenen Wirren der Appell desselben an die Behörden ihn und seine Anhänger das Schicksal der „Res publica“ theilen ließ. Der Begriff „Denunciant“ scheint dem Worte dann zugleich mit seiner studentischen Exclusivität allmählich verloren gegangen zu sein; in der von M. angeführten Hebbelstelle fehlt er bereits.

120.

Festnageln. Diesem Wort gilt einer der interessantesten Excurse des vorliegenden Buches, leider durch einige mehr als gewagte Combinationen (vgl. S. 76, Absatz 4) unsicher gemacht, aber durch den Reichthum des Materials verblüffend. Befremdlich nur, dass gerade die heute üblichste Verwendung des Verbs ganz übergangen ist; denn so geistreich M. auch die Wendungen „etwas auf jemanden“ und „jemanden auf etwas festnageln“, contrastiert, beide stehen doch nicht annähernd so häufig in Verwendung als das einfache „etwas festnageln“, z. B. eine Äußerung eines politischen Gegners, die seine wahren Pläne enthüllt oder sonst einem

---

[1]) Peschel und Wildenow, Th. Körner und die Seinen (1898) 1, 250, 266. — W. Fabricius, Die Deutschen Corps (1898) S. 295. — König, Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Corporationswesens auf der Universität Halle (1894) S. 152 ff.

officiellen Programm zuwiderläuft. Hier dürfte das in Süd-, vielleicht auch in Norddeutschland übliche Festnageln falscher Münzen an den Ladentisch dem Schöpfer des Tropus vorgeschwebt haben; auch das bildliche Festnageln bezweckt ja, etwas Falsches dem Verkehr zu entziehen und künftigen Fälschungen vorzubeugen.

121.

Hoch mit Adjectiven zum Zweck einer Potenzierung ihres Begriffs zusammengesetzt. M. notiert diesen Gebrauch zu 1882 und schon früher (Nr. 112) zu 1872, wiewohl er selbst einen ihm nachträglich bekannt gewordenen Beleg aus Goethes „Kunst und Alterthum" beifügt. Ich verweise, um viele einzelne Citate aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts zu ersparen, auf eine classische Stelle Börnes („Der Narr im weißen Schwan"; Hesses Ausgabe 1, 276 f.), wodurch M.s Aufstellungen gegenstandslos werden.

131.

Schmöker. Unter 1898 (!) gesetzt, weil in Fontanes „Stechlin" als veraltet bezeichnet; nothwendiger als gegen diese Datierung muss gegen M.'s etymologische Erklärung durch einfachen Abdruck der letzteren Stellung genommen werden. Das Deutsche Wörterbuch glossiert „Schmöker" bescheidentlich als „altes Buch" und meint damit vielleicht ein altes, beim Zuklappen rauchwolkenartig stäubendes Buch oder ein Buch, so alt und wertlos, dass seine Blätter nur zum Fidibus, also zum Rauchen (verderbt niederdeutsch Schmöken) taugen; M. behauptet dagegen: „es heißt 'Schmaucher, Tabakraucher' doch wohl, weil das 'angerauchte Papier' eine Rauchatmosphäre um sich verbreitet, den vielen beim Lesen in der Hinterstube gleichsam eingeathmeten Rauch wieder ausdünstet; was hat der 'Rauch' mit dem 'Alter' zu thun?" !!

134.

Antisemit. Nach M. von W. Marr geprägt und als „Schlagwort" natürlich auch gewiss nicht älter als der politische Begriff. Ich theile daher nachstehenden sehr alten Beleg aus Karl Heinrich v. Langs ergötzlichen „Hammelburger Reisen" [1]), dem wichtigsten Document der neubayerischen Aufklärung, nur als Curiosum mit: „Einem Mann, wie ich, der in Erlangen das etymologische Studium getrieben, aus dem Sanscrit die Quadratwurzel ausgezogen und nicht nur die Semitischen Sprachen ohne Vocale, sondern auch die Antisemitischen ohne alle Buchstaben lesen kann, sey so etwas eine Kleinigkeit". Der Sinn des Adjectivs ist weder aus

[1]) Fünfte Fahrt, oder meine Verwaltung von Neugescheid (1822) S. 5.

dem Zusammenhange des Satzes noch aus Langs widerspruchsvoller Individualität klar zu erschließen.

Intellectuelle. Vgl. hiezu jetzt Alexandre a. a. O. S. 109 f.[1]).

* * *

Meine Ausstellungen möchten — ich betone es noch einmal — eine Unterschätzung der vorliegenden Arbeit nicht verschulden. Schon dadurch unterscheidet sie sich vortheilhaft von vielen anderen mit größerer Ruhe und kälterem Blute angestellten Untersuchungen, dass sie nicht eine bewährte Schablone an die Phänomene anlegt, sondern selbst den Ausgangspunkt einer vermuthlich sehr reichen Literatur auf dem Gebiete deutscher Wort-, Sprach- und Culturgeschichtsforschung bilden wird, welcher, wenn einmal eine sichere Methode der Forschung gefunden sein und ohne Pedanterie befolgt werden wird, schöne Erfolge nicht ausbleiben können. Die Grundlinien einer solchen Methode auf dem von M. entdeckten Arbeitsfelde sind im Vorstehenden theils im Einverständnis mit der Theorie des Verf.s, theils im Widerspruche zu seiner Praxis gezogen worden, und wenn nun eine fröhliche Sammelthätigkeit in der von mir oben charakterisierten erwünschten Weise einige Jahre hindurch etwa in Dissertationen oder Seminararbeiten ausdrückliche, womöglich nur zeitgenössische Zeugnisse für Auf- und Abkommen, für Bedeutungswandel usw. deutscher Worte überhaupt, nicht nur der „Schlagworte“ angehäuft haben wird, wenn etwa die von Kluge trefflich geleitete „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ sich zur Centrale, mindestens zur Bibliographie aller solcher Arbeiten macht, werden sich unschwer sowohl eine mir schon jetzt vorschwebende lexikalisch-compendiöse Zusammenfassung der einzelnen Zeugnisse, als auch die von der Verschiedenheit des Materials bedingten Verfeinerungen und Anpassungen der Methode finden lassen.

---

[1]) Für eine eventuelle, freilich nur nach völliger Umarbeitung erwünschte Neuauflage der „Vierhundert Schlagworte“ würde sich außer der Beseitigung zahlreicher Druckfehler (S. 23 cztowiek statt człowiek u. v. a.) auch die Berichtigung einiger Einzelheiten empfehlen. S. 5, Z. 18 v. o. heißt das citierte Werk richtig „Komischer Hausschatz für die ganze Welt“. Berlin 1846 f. — S. 28, Z. 1 v. o. Laroches Autorschaft an den „Briefen über das Mönchswesen“ ist bisher zum mindesten strittig; ich hoffe, demnächst R. Asmus, der die „Briefe“ in seiner Biographie Laroches (1899) allerdings diesem zuschreibt, widerlegen zu können. — S. 42, Z. 9 v. o. Das Kryptonym des Verf.s von „Berlin, wie es ist“ (1827) darf natürlich nicht auf Benkert-Kertbeny, geboren 1824, gedeutet werden! — S. 47, Z. 13 v. u. ist Raupachs „Der Zeitgeist“ irrig als Zauberposse bezeichnet. — S. 52, Z. 6 v. u. Friedrich v. Heydens bekanntestes Werk heißt „Das Wort der Frau“. — S. 56, Z. 21 v. u. Der Titel von Brentanos und Görres' Philisterbüchlein ist richtig zu stellen. — S. 70, Z. 18 v. u. ist Salpetria doch wohl in Sulphuria zu verbessern. — S. 85, Z. 13 v. o. wird einer 1849 erschienenen Denkschrift des mit Goethe befreundeten Mediciners Karl Gustav Carus eine hervorragende Bedeutung für die Zeit des alten Goethe (und Humboldt) zugeschrieben!

Gegen eine gesonderte, der Literatur- und Culturgeschichte unmittelbar dienliche historische Behandlung der Schlag- oder besser Modeworte, namentlich solcher, die im Gefolge politischer, ästhetischer, philosophischer Bewegungen emportauchen und versinken, ist natürlich nichts einzuwenden; nur gebe man dann Cäsar, was Cäsars ist, und halte sich alte Tropen wie „rechte Hand" u. dgl. vom Leibe. Auffällig übrigens ist, dass der Verf. sich die Zeugnisse für seine „Schlagworte" an allen möglichen, auch den obscursten Orten zusammengelesen hat (welches Buch enthielte nicht irgend etwas hieher Einschlägiges?), statt sich über die ergiebigsten Fundgebiete von Zeugnissen zur Geschichte der „Schlagworte" methodische Klarheit zu verschaffen. Einzelne seiner Gewährsmänner, gerade die am sichersten beobachtenden und reichste Ausbeute liefernden, hätten ihn leicht auf jene schriftstellerischen Gattungen geführt, die für spätere Forschungen in allererster Linie in Betracht zu kommen haben werden: Polemik, Parodie, Satire. Könnte nicht z. B. den Werken Lichtenbergs oder Nicolais durch systematische Ausnützung das ganze Wörterbuch der Geniezeit und des Pietismus leicht abgewonnen werden? Wie oft legen Wieland und Goethe, wie oft Heine und Gutzkow Zeugnis ab für Bereicherungen des deutschen Wortschatzes, namentlich wenn ihnen dieselben unsympathisch sind! Man müsste einmal das große Heer antiromantischer Pamphlete und Streitschriften von Falk, Baggesen, Voss und Platen bis hinab zu Kotzebue, zum „Vergötterungsalmanach" und zu Caspers „Karfunkelweihe" gruppieren und dann von M.s Gesichtspunkt aus betrachten, nicht minder die mannigfachen Absage- und Fehdebriefe der Romantik an ihre vielköpfige Gegnerschaft. Wer dem Modischen feindlich gegenübersteht, sei es ein Jahn, sei es ein Vischer, und wer dem Tage zu dienen sucht als Tendenzdichter oder als Journalist: sie alle werden unsere Sammlungen bereichern. Auf die außerordentliche Wichtigkeit der zahllosen Schriften des Preußen Julius v. Voss, den M. (S. 33) mit Recht einen vortrefflichen Beobachter des Sprachgebrauches nennt, sei ausdrücklich hingewiesen; Vossens Satire steht Decennien hindurch im Kampf mit jeder neuen Tagesmode und bedient sich, sogar mit einer gewissen Manier stets der gegnerischen Modeworte, bei deren Registrierung freilich parodistische Neuschöpfungen des Satirikers sorgfältig auszusondern sein werden[1]). Die Schlagworte des Jungen Deutschland und der 48er Demokraten wird man am besten bei ihren Gegnern wie Meinhold („Die babylonische Sprach- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse" 1848), Leo, Goltz, Vilmar, Seb. Brunner u. a.,

[1]) Auf den von M. S. 90 erwähnten Wettbewerb der Titulaturen „Mamsell" und „Fräulein" bezieht sich Voss' „Zeitgemälde" „Fräulein, Mamsell und Jungfer Kunkel, oder die Streitigkeiten in Alten-Wortklau" (1817). Vgl. ferner Deutsches Wörterbuch s. v. Wichtig, Jahn, Deutsches Volksthum (1810) S. 430 ff. „Weibliche Rangordnung".

die der Conservativen hinwiederum etwa bei Ruge, Karl Vogt, M. Hartmann, Bamberger und jene beider Parteien etwa bei dem beweglichen Detmold finden. So kann man sich die durch Rich. Wagner mittel- oder unmittelbar bewirkte Vermehrung unserer ästhetischen Terminologie vielleicht nirgends so klar vergegenwärtigen wie in Tapperts „Wagner-Lexikon“ (1877), bekanntlich einer Blütenlese aus den vielen auf den Bayreuther Meister geschleuderten Invectiven (S. 45 z. B. die Biographie von „Zukunftsmusik“). Diese Fingerzeige auf einige Autoren und Bücher genügen wohl, um die weite Ausdehnung des durch wenige Punkte geometrisch schon genügend bestimmten Arbeitsfeldes zu veranschaulichen.

Wien. Dr. Robert F. Arnold.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Friedrich **Beyschlag**, Die Anklage des Sokrates. Kritische Untersuchungen. Neustadt a. d. H. 1900. 58 SS. 8°.

Eine wohlgeordnete, mit großer Gründlichkeit und einem Aufwande von Gelehrsamkeit verfasste Studie, deren Ergebnissen man im wesentlichen wohl wird beistimmen können. Als vollkommener gelungen kann man zunächst den Nachweis betrachten, dass der Sophist Favorinus (vgl. Diog. Laert. II 40) keine Fälschung begangen, sondern thatsächlich noch das Original der Anklageschrift des Sokrates im Metroon zu Athen gesehen hat. Auch dem Nachweise, dass der Wortlaut der Anklage bei Xenophon in den Memorabilien seiner Form wie seinem Inhalte nach vollkommen glaubwürdig ist, wird man im ganzen und großen seine Zustimmung nicht versagen, wenn man auch nicht gerade jedes Argument überzeugend nennen kann, wie z. B. die Erklärung des *τοιάδε τις*, mit dem Xenophon den Text der Klage einführt, eine Kautele, die für den bedenklich ist, der an die Autenthicität der von Favorinus erwähnten Urkunde glaubt, denn die beiden Texte stimmen nahezu wörtlich überein. Hier nun, meine ich, geht der Verf. zu weit, wenn er das *τοιάδε τις* dahin erklärt, dass Xenophon eben die im Gesetze vorgeschriebene einleitende Formel (*τάδε ἐγράψατο* etc.) wegließ, ebenso wie den gleichfalls formelhaften Strafantrag; wird heutzutage jemand, der den Text einer Urkunde mit Weglassung der stehenden einleitenden und schließenden Formeln citiert, darum sagen, er habe die Urkunde „beiläufig" wiedergegeben? Hinter jenem *τις* ist so wenig wie möglich zu suchen; es ist kaum mehr als eine Phrase des *sermo Atticus* (vgl. den Potential in inhaltlich apodiktischen Behauptungen). — Nachdem nun der Verf. erörtert hat, wie sich aus der Darstellung in Xenophons Memorabilien deutlich auf das Vorhandensein von zwei getrennten Klagepunkten schließen lässt und wie sich diese Zweitheilung der Anklage selbst aus der wohl unechten Apologie ergibt, geht er auf die Darstellung des sokratischen Processes bei Plato über und findet hier nun im Euthyphron das Zusammenfließen der beiden Klagepunkte in einen, die Klage wegen *ἀσέβεια* (motiviert durch die Tendenz des Dialoges) — eine unbestritten

richtige Auffassung — während ihm in der Apologie die beiden Klagepunkte, der religiöse und der politische, immer noch bis zu einem gewissen Grade auseinandergehalten erscheinen. Was die Untersuchungen über die Apologie betrifft, so sieht der Verfasser hie und da etwas zu scharf, doch ist es immerhin erfreulich, dass wieder einmal entschieden die politische Seite des sokratischen Processes betont wurde, eine Auffassung des Falles, von der man in der letzteren Zeit mit Unrecht abgekommen war. — Die besprochene Schrift ist durchwegs eine Polemik gegen die bekannten Ausführungen von Schanz: hiebei muss es nur Wunder nehmen, dass der Verf. so ohne weiteres nach dem Vorgange von Schanz die Apologie als eine „Dichtung" auffasst, eine Auffassung, die leider jetzt Mode zu werden droht. Wenn der Text der Klageschrift in der Apologie nicht unwesentlich von der vom Verf. als historisch erwiesenen Fassung bei Favorinus abweicht, so scheint auch dies ein Beweis dafür zu sein, dass wir es in der platonischen Apologie nicht mit einer dichterischen Schöpfung Platos zu thun haben, sondern mit einer — soweit dies die Umstände zuließen — getreuen Wiedergabe der von Sokrates gehaltenen Rede. Ich habe schon in den Anmerkungen zu meiner Übersetzung der Apologie [1]) darauf hingewiesen, dass, wenn Plato beabsichtigt hätte, eine Apologie des Sokrates zu 'dichten', er doch zum mindesten bestrebt gewesen wäre, den Schein zu erwecken, als gebe er die historische Rede des Meisters wieder; zum mindesten alles Äußerliche, wie es das Gesetz oder das Herkommen mit sich brachte, hätte er getreulich wiedergegeben. Wie wäre ihm da in den Sinn gekommen, eine nur ungenaue, beiläufige Wiedergabe des officiellen Textes der Klage zu bringen? Nein, Plato hat nur berichtet, was er gesehen und gehört: Sokrates befasste sich bei der Verhandlung mit der Klageschrift thatsächlich nur oberflächlich; denn er legte ihr — wie er selbst sagt — keine besondere Bedeutung bei; vor Gericht hatte ihn die üble Meinung gebracht, welche die große Menge der Athener von ihm hatte, und gegen diese musste er sich wenden. Die Frage nach der wahren Beschaffenheit der Apologie ist eine brennende: hätte der ebenso gründliche wie sachkundige Verf. nicht Lust, sich einmal eingehend mit ihr zu beschäftigen?

[1]) Ich darf wohl hier die Gelegenheit benützen — eine andere bietet sich mir nicht! — und dem freundlichen Recensenten meines Büchleins in Nr. 45 des Lit. Centralblattes von 1899 bedeuten, dass mir auf S. 14 kein Rechenfehler passiert ist. Da die Zahl der Geschworenen im Process des Sokrates 500 betrug, Stimmengleichheit aber zu Gunsten des Angeklagten entschied, so ergibt sich, da $250 + 31 = = 281$, bei 281 Stimmen für „schuldig" und 219 Stimmen „nicht schuldig" eine Mehrheit von 31 Stimmen für das erstere Urtheil.

Wien. H. St. Sedlmayer.

A. Thierfelder: Dionysios. An Kalliope. Bearbeitet und mit griech. u. deutschem Texte herausgeg., Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die vergleichende Betrachtung der vorliegenden Verdolmetschung des Kalliope-„Prooimions" durch moderne Musik mit der fast gleichzeitigen von O. Fleischer gewinnt mir das Urtheil ab, dass sie dieser nicht nur ebenbürtig zur Seite tritt, sondern dass sogar die würdevolle Einfachheit ihrer accordischen Begleitung dem inneren Wesen des Gesangsstückes in noch höherem Grade gerecht wird. Auch kann ich die Wahl der Tonart (lydischer Ton = A-moll mit *e* als Tonica), die durch die Form der Sequenz innerlich begründete Ergänzung der fehlenden Noten (C P I / μολπῆς δ' ἑ.) sowie den der mittleren Stimmlage angepassten Tonumfang (tiefster Ton: [Note], höchster: [Note]) völlig gutheißen. Nur in einem Punkte bin ich anderer Meinung. Ich glaube, dass der iambische Anfangs- und der trochäische Schlusstheil in verschiedenen Tempi und folglich auch nicht in derselben Taktart ($^6/_4$) wiederzugeben seien. Der letztere entspricht in seinem *pesante* $^6/_4$-Takt sicherlich der Anforderung, das weihevolle Lied in verlangsamter Bewegung ausklingen zu lassen. Dagegen meine ich, dass das Wesen des *iambus* als *pes celer* (Horaz) im Anfange ein rascheres Tempo, u. zw. im $^6/_8$-Takte rathsam macht. Für die Hexameter des Mittelstückes wäre dann ein Tempo vorzuschreiben, welches die Mitte zwischen dem des ersten und dritten Satzes zu halten hätte und schon dadurch diesen Theil als den „Kernpunkt des Ganzen" kennzeichnen würde.

Wien. Hugo Jurenka.

Transactions and Proceedings of the American philological association 1899, volume XXX. Boston, Ginn & Co., Leipzig, Otto Harrassowitz. 114, CXXII und 27 SS. gr. 8°.

Von den bei der 31. Jahresversammlung (5.—7. Juli 1899) der *American philological association* in New York gehaltenen Vorträgen wurden folgende vollständig in die *Transactions* aufgenommen: 1. *The text of the Andria of Terence:* Professor H. Rushton Fairclough sucht die Frage, welcher Handschriftenclasse innerhalb der Calliopischen Recension der Vorzug einzuräumen sei, von einem praktischen Standpunkte aus zu lösen, indem er nicht wie Pease (*Transact. a. Proc.* 1887) ihr Verhältnis zu A in Betracht zieht, sondern zusammenstellt, wie oft die neuesten Herausgeber Dziatzko (1884), Spengel (1888) und Fleck-

eisen (1898) entweder dem einen der beiden Hauptvertreter D oder dem anderen P folgen, sowohl mit als auch ohne Zurechnung der in D nachgetragenen Partien. Da sich die Ziffern zu Gunsten des Parisinus gestalten, hält er dessen Überlegenheit für erwiesen und rechtfertigt damit an einer Reihe von Stellen seine abweichende Meinung. Mir scheint F. einen noch viel subjectiveren Standpunkt gewählt zu haben als Pease, da gerade die genannten drei Herausgeber der metrischen Regel ein Übergewicht über die Handschriften einräumen und besonders in der γ-Classe, deren Hauptvertreter P ist, der metrischen Gestalt zuliebe Umänderungen vorgenommen wurden. Gegen F.s Aufstellung spricht aber noch der Umstand, dass die δ-Recension gar oft aus grammatischen Zweckmäßigkeitsgründen Umstellungen vorgenommen hat, und in der That spricht die große Zahl von Umstellungen in F.s Tabelle natürlich gegen D; damit wird aber m. E. der Wert der Handschrift nicht herabgedrückt. Mein letztes Bedenken stützt sich auf eine Beobachtung, die Herrn F. nicht bekannt sein konnte: m. E. ist nicht D, sondern L als der Hauptvertreter der δ-Classe zu betrachten, worüber ich mich bald äußern zu können hoffe. — 2. Über den Gebrauch des Impf. Ind. bei Plaut. und Terenz handelt Dr. A. L. Wheeler. Als Ergebnis seiner vorläufigen Untersuchung über einen Theil dieses Gegenstandes stellt er fest, dass das Impf. bei beiden verhältnismäßig selten ist. Es findet sich entweder in seinen gewöhnlichen Gebrauchsweisen oder aoristisch verwendet (nachgewiesen einstweilen bei *eram* und *aiebam*). Zwischen Zeitart und Bedeutung besteht ein inniger Zusammenhang, der wohl berücksichtigt werden muss; außer dieser kommt auch noch der Einfluss von Partikeln usw. in Betracht. — 3. In einem recht interessanten Aufsatze bespricht George Hempel den Ursprung der lateinischen Buchstaben G und Z. Nachdem er den beiden Belegstellen für frühes lateinisches Z (Martian. Capella III 261, und der Behauptung des Velius Longus bei Keil VII 51) jede Beweiskraft abgesprochen hat, da sie auf Verwechslung des einen Zeichens für den *s*-Laut mit dem späteren Z zurückzuführen seien, führt er an der Hand der Buchstabenformen den Nachweis, dass ebenso wie Gamma auch Zeta in den italischen Formen mit Kappa verwechselt wurde. Nach einer Zeit der Verwirrung fand eine Differenzierung statt, bei welcher der Gebrauch von Kappa sehr eingeschränkt wurde, während Gamma das Zeichen für den *k*-Laut und eine aus dem *z*-Zeichen entstandene Buchstabenform das Zeichen für den *g*-Laut wurde. Das Zeichen Z dagegen erscheint in Italien zuerst, als italische Dialecte in lateinischem Alphabet geschrieben wurden; es ist die natürliche Entwicklung aus dem eckigen Zeichen für den *s*-Laut Ƨ und wurde verwendet, um den *z*-Laut zu bezeichnen, während das lateinische runde S ebenso wie im Lateinischen für den *s*-Laut allein verwendet wurde. Später wurde dieser Gebrauch ausgedehnt, indem dieses Zeichen

im Lateinischen verwendet wurde, um den *z*- oder *s*-Laut in griechischen Wörtern auszudrücken. Da es somit kein frühes lateinisches Z gibt, so kann auch in dem Buchstabengemengsel *cozeulodorieso*, das die Varrohandschriften (L. L. VII 26) als einen Rest des *carmen Saliare* bieten, das *z*, das übrigens nicht alle, sondern nur drei Handschriften bieten, nur die Verwechslung eines (wie H. zeigt) mittelalterlichen Schreibers von *c*, das vor *eu* denselben Laut hat wie *z*, mit *z* sein. Deshalb ist *c* zu lesen und zu theilen: *coceulod orieso* = *cuculo oriere*. — 4. Dr. Charles W. L. Johnson behandelt die Tonbewegung der Stimme, ihre Behandlung in der Theorie der antiken Musik und die Ergebnisse seiner Auseinandersetzung für die Natur der alten griechischen Musik. — 5. Den Skepticismus und Fatalismus des gemeinen römischen Volkes bespricht auf Grund der Sepulcralinschriften Prof. A. Granger Harkness. Das Resultat, dass von den ober- und unterirdischen Göttern nur sehr wenig die Rede ist — wo sie vorkommen, ist eigentlich immer bewusste und beabsichtigte Anlehnung an dichterische Werke erkennbar, die nicht dem inneren Gefühle, sondern lediglich der Sucht dient, der Inschrift besonderen Schmuck zu verleihen — dagegen in der Regel das Fatum u. dgl., bald mehr, bald weniger streng, genannt wird, ist eigentlich selbstverständlich. Denn abgesehen davon, dass der Schicksalsbegriff im Alterthum überhaupt immer mehr und mehr um sich gegriffen hat, so war und ist gerade der Tod für alle Menschen aller Zeiten das Ereignis, bei dem der Glaube an die Vorsehung und lenkende Hand der Götter den stärksten Stoß erleidet, und es ist daher natürlich, dass in einer Zeit, wo der Glaube nicht mehr so wie früher alle Schichten des Volkes durchdringt — die meisten Inschriften stammen ja doch aus der Kaiserzeit — das blinde Schicksal dafür verantwortlich gemacht wird, das für umso grausamer gehalten wird — wie dies auch aus einer Reihe von Inschriften hervorgeht —, je jünger und hoffnungsvoller der Dahingeraffte war. Ob die immer wiederkehrende Hervorhebung des Fatums in Vergils Aeneis wirklich ein Zugeständnis des Dichters an den Volksglauben war, der sich nicht an die officielle Staatsreligion hielt, sondern nur die Schicksalsgewalt fürchtete, möchte ich nicht für so sicher halten, als es der Verf. hinstellt; sie kann sehr gut ein Ausfluss der persönlichen Überzeugung des Dichters selbst sein. — Mit speciell attischen Gegenständen beschäftigen sich die drei letzten Aufsätze (6—8).

In *The Lenaea, the Anthesteria and the temple ἐν λίμναις* wird von William Nickerson Bates die Gleichsetzung des im Jahre 1894 von Dörpfeld im Westen der Akropolis und südlich vom Areopag aufgedeckten kleinen Dionysostempels mit dem berühmten Tempel *ἐν λίμναις* sowohl auf Grund der bezüglichen Stelle des Thucydides (II 15) als auch durch eine genaue Untersuchung der Nachrichten über die genannten Feste und ihren Festort bestritten.

Über den Demos Kolonos und seine Zugehörigkeit zur Phyle Aigeis handelt F. O. Bates, und bezüglich des *γραμματεὺς τῆς βουλῆς*, *γραμματεὺς τῆς βουλῆς καὶ τοῦ δήμου* und *γρ. κατὰ πρυτανείαν* setzt sich William S. Ferguson mit Penndorf und Drerup auseinander.

Die *Proceedings* enthalten den Bericht über die genannte Versammlung mit kurzer Inhaltsangabe der Vorträge, die nicht in die *Transactions* aufgenommen werden konnten. Darauf folgt ein Index sowie ein Verzeichnis der Publicationen der Mitglieder von Juli 1898 bis 1899, ein Verzeichnis der Mitglieder und Publicationen der *Association*. Anhangsweise wird der Bericht des Zwölfercomités über Latein- und Griechisch-Curse an den Mittelschulen mitgetheilt. Indices für die Bände XXI—XXX der *Transactions and Proceedings* beschließen den stattlichen Band.

Wien. Robert Kauer.

T. Macci Plauti Captivi. Con note italiane del Dott. Pasquale Giardelli. Torino 1900. Libreria Salesiana.

Die Frage, ob Plautus sich zur Schullectüre eigne, ist in Italien an den unseren Obergymnasien entsprechenden Lyceen dem einzelnen Fachlehrer zur Beantwortung anheimgestellt. Für diejenigen Anstalten, an welchen diese Frage in einem für den alten Sarsinaten günstigen Sinn entschieden wird, hat Pasquale Giardelli ein dankenswertes Hilfsmittel geschaffen. Denn nur ein Schulbuch, das nicht für originell in der Erklärung angesehen zu werden beansprucht, will die vorliegende Ausgabe sein. Aber die Aufgabe, den Schüler, der zum erstenmale den Dichter in die Hand bekommt, nach Möglichkeit zu unterstützen, hat der Herausgeber in zufriedenstellender Weise gelöst. Schon dass er, um die Gymnasialjugend mit der römischen Komödie bekannt zu machen, sich gerade für dieses Stück des Plautus entschieden hat, verdient anerkannt zu werden; er kann sich bezüglich seines literarischen Wertes auf das bekannte, allerdings etwas übertriebene Urtheil Lessings berufen, dass die Gefangenen das beste Stück seien, das jemals auf die Bühne gekommen, und bezüglich seiner Eignung als Schullectüre in moralischer Hinsicht nimmt es wegen der viel höheren gesellschaftlichen und sittlichen Sphäre, in der es sich bewegt, unter den Plautinischen Lustspielen unstreitig den ersten Rang ein [1]).

---

[1]) Der Herausgeber unterdrückt sogar das Anstößige des am Anfang des ersten Actes gebrauchten Spottnamens *Scortum* durch die Übersetzung mit dem unschuldigen *Bimba*.

Die *Introduzione* gibt in üblicher Weise das *argumentum,* bespricht dann die Eigenthümlichkeiten dieser Komödie, bringt eine Charakteristik der auftretenden Personen, macht die nöthigen Angaben über die Zeit der Abfassung des Stückes, über Ort und Zeit der Handlung, endlich über die Vertheilung der Rollen. Die dann folgenden, nicht für den Schüler bestimmten Bemerkungen über die Textgestaltung und über die Anlage des Commentars wären aus der Einleitung besser in eine eigene Vorrede verlegt worden. Dagegen würde man in der Einleitung einige zusammenhängende Bemerkungen über das römische Drama und den Dichter gerne hinnehmen, und einer, wenn auch nur ganz allgemeinen Angabe über die Versmaße hätte Giardelli nicht grundsätzlich aus dem Wege gehen sollen. Dafür würde man im Commentar kritische Bemerkungen wie zu V. 4 und 201 ohne Bedauern missen. Sonst ist ja überall das Bestreben anzuerkennen, in den Noten recht kurz und deutlich zu sein. Bei den Schwierigkeiten, auf welche der junge Leser in der Erklärung der ihm bisher unbekannten Formen und Constructionen stoßen muss, ist es sehr lobenswert, dass mit syntaktischen und linguistischen Anmerkungen nicht gespart wird. Etwas zu weit ist nach der Vorbildung unserer Obergymnasiasten darin gegangen, wenn V. 8 die Nominativform *servos,* V. 51 *quom,* V. 52 und 69 die Wendungen *nomen dare alicui Tiberio* und *is est honos* eine eingehende Erörterung finden, ebenso wenn V. 205 *argento* mit *pecunia, pretio* erklärt wird. — Was den Text anbelangt, so hält sich Giardelli hauptsächlich an die neueste Ausgabe von Brix-Niemeyer, doch nicht zu ängstlich. In Bezug auf die Orthographie hätte der Anschluss an sie ein engerer sein können. Ich erwähne nur die Frage der Assimilation in den Composita. Giardelli scheint da in dem veralteten Vorurtheil befangen zu sein, dass dieselbe sich ununterbrochen gleichmäßig entwickelt habe und so in der Zeit der alten Komiker nicht weit vorgeschritten gewesen sein könne, während doch unzweifelhaft feststeht, dass sie damals schon recht weit entwickelt war und die spätere Zeit viele früher assimilierte Composita wieder mit nicht assimilierter Präposition schrieb (vgl. des Ref. „Assimilation in den Compositis bei Plautus und Terentius", Prag 1887). Warum soll man in den Plautustext, wie Giardelli es thut, gegen die übereinstimmende handschriftliche Überlieferung die Schreibung *subrupui* aufnehmen, wenn außerdem die V. 8, 760 und 1011 durch das Versmaß verlangte Form *surpuit* ebenso wie *surgo* auf die Assimilation in diesen viel gebrauchten Wörtern hinweisen? Warum *conmutare, conmercari, inmortalis,* wenn Handschriften und Inschriften die assimilierte Schreibung verlangen? Warum vor dem *apscedo, opsto* usw. zurückschrecken, wenn man weiß, dass bis auf Varro *b* vor *s* und *t* in die Tenuis übergeht? Doch können solche Incorrectheiten in der Orthographie, welche sich ja nie wird für alle Wörter ganz unzweifelhaft feststellen lassen, den

Wert der Ausgabe für die Schule ebensowenig beeinträchtigen, wie die wenigen, leicht zu behebenden Druckfehler, die mir aufstießen: p. 7 zu V. 17 *-os* für *-us*, V. 333 *privatum* für *privatam*, p. VIII *invocalico* für *intervocalico*.

Nach all dem Gesagten liegt uns in dem besprochenen Buche ein recht empfehlenswertes Hilfsmittel für den philologischen Unterricht vor, welches auch für Österreich insoferne in Betracht kommt, als es — dabei ist auch der wie bei den meisten italienischen Drucken äußerst niedrige Preis von 60 Centesimi nicht ohne Belang — an Gymnasien mit italienischer Unterrichtssprache besseren Schülern zum Gebrauche bei der Privatlectüre empfohlen werden kann.

Kaaden. Dr. Josef Dorsch.

Geschichte der römischen Litteratur für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium. Von Dr. W. Kopp, Gymnasial-Director. Siebente, nach der Umarbeitung von F. G. Hubert zweite verbesserte Auflage, besorgt von Dr. O. Seyffert, Professor am Sophiengymnasium zu Berlin. Berlin, Verlag von Julius Springer 1901. 8°. 147 SS.

Kopps römische Literaturgeschichte, die im Laufe der Zeit schon manche Wandlung erfahren hat, tritt uns wiederum in einem neuen Gewande entgegen. Der eifrige Philologe und praktische Schulmann O. Seyffert, welcher bereits die 6. Auflage des Leitfadens (im Jahre 1891) besorgt hatte, unterzog ihn jetzt einer nochmaligen Revision. Dabei war er einerseits darauf bedacht, die vom sachlichen Standpunkte aus nothwendig gewordenen Ergänzungen und Besserungen vorzunehmen, anderseits bestrebt, zahlreichen Stellen der früheren Auflage eine angemessenere stilistische Fassung zu geben.

Die Anordnung des Büchleins ist im ganzen und großen belassen worden; denn die Umstellungen, die hie und da (meist innerhalb eines Capitels) eintraten, sind ziemlich belanglos. Es ist doch wohl einerlei, ob man Varro vor Cicero behandelt oder umgekehrt, ob des ersteren Schriften in dieser oder jener Reihenfolge erläutert, ob Ovids Heroiden früher oder später als die Amores besprochen, ob Columella, Manilius und Frontin noch zur dritten oder schon zur vierten Periode gerechnet werden etc. Die Erweiterungen, welche die neue Ausgabe aufzuweisen hat, sind überall gerechtfertigt. Sie enthalten zunächst Notizen wissenschaftlicher Natur. Hieher gehören z. B. die Bemerkungen über die Epigramme und das sotadeische Gedicht des Ennius, über die Beschäftigung der Grammatiker mit Plautus, Terenz, Cicero (scholia Bobiensia) und anderen, über den Auszug des Iulius Exuperantius aus Sallusts Historiae, über die Vergil-Centonen des Hosidius Geta und der Faltonia, die Consularfasten im Chronicon des Cassiodorus, die

sogenannte Itala usw. Zur Anfügung solcher Zusätze genügten in der Regel ein paar Worte; nur selten kam ein halber oder ganzer Paragraph hinzu, wie der über „die Philosophie in der augusteischen Zeit“ (§ 51) oder jener über „die Feldmesskunst“ (§ 66). Die Erweiterungen haben aber nicht allein den Zweck, die literarischen Detailkenntnisse zu vermehren, sie dienen gleich den immerhin zahlreichen Textänderungen recht häufig auch dazu, die Charakteristik einzelner[1]) Schriftsteller, ihrer Zeit (vgl. § 81) und ihrer Werke, deren Gedankengang und Inhalt in der neuen Auflage des öfteren ausführlicher wiedergegeben wird, schärfer und deutlicher zu gestalten. Dass hiebei auf das stilistische Moment ein verhältnismäßig großes Gewicht gelegt wurde, ist nur zu billigen. S. fand es jedoch auch geboten, Partien der 6. Auflage theils zu kürzen, theils völlig auszuschalten. Das gilt hauptsächlich von allgemeinen Bemerkungen und historischen Übersichten. Manches davon hätte allerdings beibehalten werden oder unverändert bleiben sollen; ich meine da die Stelle über den Charakter des römischen Volkes (§ 1), die Proben aus der ältesten Literatur (Scipionen-Grabschrift !) und den Schlusspassus des Buches. Außer den besprochenen Ergänzungen, Kürzungen und Auslassungen stoßen wir auch auf etliche Berichtigungen; so ist jetzt nicht mehr 148, sondern 184 als Todesjahr des Plautus angeführt, der Panegyricus auf Messalla mit Bestimmtheit als unterschoben hingestellt, der Probus-Commentar zu Vergils Bucol. und Georg. als unecht erklärt u. s. f. Nahezu an allen Orten ist der neueste Stand der Literatur berücksichtigt. Ab und zu entgieng freilich dem gelehrten Herausgeber ein Fortschritt in der wissenschaftlichen Forschung. Um nur ein Beispiel namhaft zu machen, erwähne ich, dass er noch immer geneigt ist, die Ilias Latina als ein Jugendwerk des Silius Italicus anzusehen, was nach den Ausführungen von Verres, Altenburg und Tolkiehn als widerlegt gelten darf. Mit den Correcturen, die den sprachlichen Ausdruck betreffen, kann man fast durchwegs einverstanden sein. Eine Setzersünde liegt wohl in dem Satze vor, den wir S. 3, Z. 13/14 lesen: „Hieher gehören die vielfach in metrischer Form abgefassten *elogia*, die Inschriften unter gleichen Typus den Ahnenbildern und auf Grabmälern“. Unmittelbar darauf (Z. 22) begegnet ein zweiter Druckfehler: ‘entlehn*h*t’ statt ‘entlehnt’.

So hat sich das Buch um einen neuen Schritt der Vollkommenheit genähert und kann daher warm empfohlen werden.

[1]) Namentlich des Plautus, Ennius, Terenz, Lucrez, Vergil, Horaz, Tacitus, Martial, Sueton und der Scriptores historiae Augustae.

Kaaden. Dr. Josef Fritsch.

Lateinische Schulgrammatik von Josef Strigl, Professor am k. k. Staatsgymnasium in Linz. Linz a. D., Ebenhöch (H. Körber) 1899. VIII und 230 SS. gr. 8°. Preis geh. K 2·20; geb. K 2·60[1]).

Sind auch die gegenwärtig bei uns im Gebrauche stehenden lateinischen Schulgrammatiken durchwegs gute Lehrbücher, welche die Feuerprobe der Praxis längst mit Ehren bestanden haben und sich in didaktischer wie auch wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten wissen, so wird man doch eine neue Concurrentin nicht von vorneherein als überflüssige Erscheinung abweisen wollen. Ja vorliegende Grammatik — und dies sei gleich hier betont — enthält so wesentliche gute Neuerungen, dass die Frage nach ihrer Existenzberechtigung nur günstig zu erledigen ist.

Was zunächst die typographische Ausstattung anlangt, so hat Strigl die ausgiebige Verwendung der Tabellenform und den mäßigen Gebrauch verschiedener Typen im Interesse der Übersichtlichkeit den besten neueren Grammatiken überhaupt abgelauscht. Besonders bemerklich macht sich die häufige, doch immer wohl begründete Verwendung von Fettdruck, um gewisse Formen dem Gedächtnisse fest einzuprägen und Fehler aller Art fernzuhalten. In Bezug auf die Behandlung der Formenlehre sei bemerkt, dass in der Nominalflexion der Stammtheorie ein allerdings bescheidenes Plätzchen eingeräumt ist, so dass selbst deren Gegner gegen das hier vertretene Maß nichts Wesentliches einwenden dürften. Insbesonders wird vernünftigerweise bei den Geschlechtsregeln der III. Declination von den Stammformen vollständig abgesehen. Wenn der Verf. die Lehre von den Präpositionen in die Formenlehre herübernimmt — in der Syntax findet er für sie keinen Platz —, so kann er sich hiefür auf Madvigs Vorgang berufen, der sie — wenigstens in der 1. Auflage seiner lateinischen Sprachlehre vom J. 1843 — in der 'Beugungslehre' unterbrachte, und weiter auf den Engländer Roby, der sie in den Anhang zur Syntax verwies. — 'Die Wortbildungslehre erfuhr eine wesentliche Erweiterung durch die Aufnahme der Bildung von Verben und Adjectiven durch Zusammensetzung von Präpositionen'. Der Verf. bietet hier allerdings mehr als andere Grammatiker, vielleicht nicht mit Unrecht. Die Vortheile, die sich aus Übungen, wie sie der Verf. an der Hand der Grammatik gelegentlich der Lectüre in besonders instructiven Fällen vorzunehmen räth, für den Wortvorrath des Schülers, für seinen Einblick in die mit der Composition verbundenen lautlichen Veränderungen, für Phantasie und Verstand überhaupt ergeben, scheinen unzweifelhaft; ob wir aber auch nur ein geringes Maß von Zeit für solche Unterweisungen erübrigen, bleibt fraglich.

---

[1]) Die Anzeige erfuhr durch die schwere Erkrankung des zuerst in Aussicht genommenen Ref. eine unliebsame Verspätung. Die Red.

Die Syntax ist dem Verf. Satzlehre. Während sonst die Congruenzlehre die Einleitung der Syntax bildet, schickt Str. hinter der Überschrift I. 'Der einfache Satz' die Lehre vom Subject, Prädicat (hier die vier Arten der Hauptsätze) und Attribut nebst Apposition voran — vielleicht in theilweisem Anschluss an Wagener-Schmalz —, worauf die Congruenz- und die Casuslehre folgen. In letzterer wiederum weicht der Verf. von der herkömmlichen Behandlungsweise insofern ab, als er die Casus als Theile des Satzes darstellt. So behandelt er den Accusativ als directes Object und als Adverbiale, den Dativ als indirectes Object und als Adverbiale, den Genetiv als Attribut und als Object, endlich den Ablativ als Adverbiale, Object und Attribut. Der Verf. kennt kaum das alte, doch bis in unsere Tage nachwirkende Schmitthenner-Herling-Becker'sche System der Syntax, und doch steht er zum Theil auf dem Boden desselben. Bringen Weissenborn und andere Grammatiker, welche sich an die Genannten anschließen, die Syntax des einfachen Satzes unter die Hauptrubriken der prädicativen, attributen und objectiven Wortverbindung, wodurch allerdings Einsicht in die Bedeutung des Wortgefüges für die Function im Satze gewonnen wird, aber die Einheit der Casuslehre verloren geht, so hält der Verf. die für die Schulgrammatik unentbehrlichen Kategorien von Congruenz und Casuslehre fest, sorgt aber innerhalb derselben für das Verständnis der satzbildenden Elemente. — Der II. Abschnitt der Satzlehre handelt vom syntaktisch-stilistischen Gebrauch des Nomens und des Verbums. Er coordiniert hier ganz richtig 1. Das Substantivum, 2. Das Adjectiv, 3. Das Pronomen, 4. Das Verbum (A. Verbalformen, B. Nominalformen), während sonst Substantiv, Adjectiv und Pronomen für sich als nur in stilistischer Beziehung in Betracht kommend behandelt, die Lehre vom Verb aber der reinen Syntax zugewiesen und daselbst in unzweckmäßiger Weise mit der Lehre vom Satzgefüge vermengt wird. Freilich vor dem Forum einer streng wissenschaftlichen Systematik, wie sie J. Ries, Was ist Syntax? Marburg i. H. 1894 aufgezeigt hat, könnte auch des Verf.s Anordnung kaum bestehen — immerhin aber eher als die bisher beliebte Disposition —, aber ohne grundstürzende Neuerungen ist eben das von Ries als wissenschaftlich nachgewiesene System nicht durchzuführen. Vor allem bleibt zu beachten, dass Ries der Syntax und der Stilistik ganz verschiedene Aufgaben zuweist, mithin von einem syntaktisch-stilistischen Gebrauch der Redetheile nichts weiß. — An III. Stelle wird das Satzgefüge untergebracht. Die Zeitgebung in indicativischen Nebensätzen und die *Consecutio temporum* gehen voran. Bei der Anordnung der Nebensätze — denn nach solchen, nicht nach den einleitenden Conjunctionen ordnet der Verf. hier den Stoff — stellt Str. die Bedingungssätze an die Spitze, und zwar mit der Begründung, dass hier im Gegensatze zu den übrigen Satzgefügen der Neben-

satz (Vordersatz) das (den Modus des Hauptsatzes) Bestimmende ist. Die Bedingungssätze stehen also nach der Ansicht des Verf.s eigentlich außerhalb des Rahmens der Nebensätze. — Der IV. Theil der Syntax befasst sich mit der Satzverbindung, in welcher die coordinierenden Conjunctionen eine ausführliche Behandlung erfahren. Als V. Theil folgt die Periode. 'Von einer systematischen Behandlung der Periode habe ich Umgang genommen; dagegen habe ich dem Schüler durch Übersetzung einiger bekannter Perioden zeigen wollen, wie er sich beim Herübersetzen zu verhalten habe. Wenn nun im Anschlusse daran passende Versuche im Hinübersetzen gemacht werden, wird das Gefühl für die lateinische Periode vielleicht mehr geweckt werden als durch eine theoretische Gliederung derselben.' So das Vorwort. Ref. hätte nichts dagegen, wenn Str. von der theoretischen Behandlung der Periode, die Ref. in seine Chrestomathie aus Livius aufgenommen hat und die Sedlmayer-Scheindler sowie Hintner-Neubauer mit geringen Änderungen von dort in ihre lateinische Stilübungen übertragen haben, auch seinerseits Gebrauch gemacht hätte. Ohne theoretische Unterweisung geht es einmal beim Hinübersetzen, das der Verf. ausdrücklich fordert, nicht ab: warum soll daher nicht die Theorie in kurzen Umrissen, wie sie Ref. bietet, von der Grammatik vorgetragen werden?

Aus Vorstehendem ergibt sich, dass Str.s Grammatik in Bezug auf Stoffvertheilung und Klarheit der Disposition manches vor den anderen in Gebrauch stehenden Grammatiken voraus hat. Diesen steht sie auch nicht an Präcision und echt schulmäßiger Fassung der Regeln nach. Was regelmäßiger Sprachgebrauch, was häufige oder minder häufige Erscheinung ist, was ausschließlich der Dichtersprache angehört, erfährt der Schüler in jedem einzelnen Falle. Schon aus diesen Andeutungen ersehe man, dass der grammatische Stoff für das Schulbedürfnis vollständig verbucht ist, mag er auch anderseits wieder auf das Nothwendigste beschränkt sein. Ref. legt übrigens kein besonderes Gewicht darauf, dass Str. ein Minus von etlichen Druckseiten gegenüber den gangbarsten inländischen Schulgrammatiken aufweist, wohl aber darauf, dass man nichts von den grammatischen Thatsachen, die der Gymnasiast bei dem dermaligen Umfange unserer Schullectüre unbedingt nöthig hat, in dem Buche vermisst. Den grammatischen Grundstock, der sich dank eingehender Prüfungen des in der Schulgrammatik überlieferten Lehrstoffes allmählich herausgebildet hat und der nunmehr kaum noch weiterer Beschränkung fähig ist, kennt Str. bis in seine Einzelheiten. Indessen verwertet er nicht nur, was andere gefunden, sondern er tritt auch mit neuen Anschauungen hervor. So ist, was wir § 246 über das Wesen der hypothetischen Periode — in einer für Schüler nicht leicht fasslichen Form — lesen, des Verf.s Eigenthum. Auch die 'rhetorischen Abarten des indicativischen Bedingungssatzes' § 247 Anm.

gehören dem Verf. Er findet diese Abarten in Fällen, wo im Nachsatz der Imperativ *(redargue me, si mentior)* oder der hortative oder der dubitative Conjunctiv *(quid timeam, si aut non miser post mortem aut beatus etiam futurus sum?)* oder der Optativ *(ne vivam, si scio)* gebraucht ist. — Auch die Erklärung der Construction des Accusativs mit dem Infinitiv § 222 bietet Neues. Der Verf. erklärt: 'Die Handlung wird durch die Angabe des Subjects, welches natürlich auch zugleich Gegenstand (Object) der sinnlichen oder geistigen Wahrnehmung ist und darum im Accusativ steht, qualitativ näher bestimmt. Die erste und wichtigste Wahrnehmung durch den Gehörsinn ist der Schall. Aber bei aufmerksamer Beobachtung kann man, wenn z. B. ein Gesang an das Ohr dringt, auch die Art des Gesanges als eines von Männern oder Frauen, Knaben oder Mädchen herrührenden Gesanges unterscheiden, d. h. ich höre Männer oder Frauen, Knaben oder Mädchen singen *audio viros vel feminas vel pueros vel puellas cantare* (vgl. das über das innere Object Gesagte § 120).' Mit dem Hinweis auf das sog. innere Object will der Verf. offenbar Fälle in Erinnerung bringen wie *vox hominem sonat,* so dass also in dem obigen Beispiele *viros, feminas, pueros, puellas* als eine Art adverbieller Accusative zu fassen wären. Allein hiebei wird man den Acc. c. inf., der ein Prädicatsnomen enthält, wie *nivem albam esse videmus* ohne Künstelei schwerlich erklären können. Ganz im Gegensatz zu Str. gibt Dittmar, Studien zur lat. Moduslehre S. 311, indem er von dem Beispiele ausgeht: *Gaium consulem esse creatum! Admodum gaudeo* (d. i. nach Dittmar O! über den Gaius! Consul geworden zu sein! Das freut mich aber riesig!) u. a. folgende Erläuterung: 'Die Person ist in der Regel das Wichtigste, was sich in der Seele des Sprechers aufdrängt. Wenn z. B. nicht Gaius Consul geworden wäre, sondern ein anderer, so hätte die Nachricht vielleicht gar keinen Eindruck auf Titus gemacht.' — Doch derlei mag der Lehrer je nach seiner persönlichen wissenschaftlichen Überzeugung billigen und des Näheren erläutern oder im anderen Falle einfach übergehen — es handelt sich ja nur um eine Anmerkung! — Strigls Buch bleibt unter allen Umständen eine erfreuliche Erscheinung, der ein ehrenvoller Platz unter den inländischen lateinischen Schulgrammatiken gebürt.

Wien. J. Golling.

Friedrich Hebbel, Sämmtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Berlin 1901. B. Behrs Verlag (E. Bock), Steglitzerstr. 4. Erster Band: Dramen I 1841—1847 (Judith, Genoveva, Der Diamant); Zweiter Band II 1844—1851 (Maria Magdalena, Ein Trauerspiel in Sicilien, Julia, Herodes und Mariamne). Subscriptionspreis à Mk. 2·50, geb. Mk. 3·50.

Friedrich Hebbels Briefe. Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachlese in zwei Bänden. Erster Band: 1833—1852; Zweiter Band: 1853—1863. Berlin 1900, B. Behrs Verlag (E. Bock), Steglitzerstr. 4. Für die Subscribenten der „Werke" Mk. 5, geb. Mk. 7; sonst Mk. 8, geb. Mk. 10.

So soll auch Er sein literarisches Monument erhalten! Das schönste, zu dem der Dichter selber nicht bloß das Material liefert, sondern bei dem er auch die künstlerische Ausführung übernimmt. Die Nachwelt braucht es bloß mehr aufzustellen. Der Dank der Literaturfreunde und der Literaturgelehrten gebürt in erster Linie der Witwe des Dichters, die durch die hochherzige Überlassung der Papiere an das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv eine kritische Ausgabe allein möglich gemacht hat. Er gebürt zweitens dem Herausgeber, der durch jahrelange Beschäftigung und durch begeisterte Hingabe an den Dichter der Berufenste für diese ehrenvolle Aufgabe war. Und er gebürt drittens dem Verleger, der dem Edelstein eine solide Einfassung zu Theil werden lassen und dafür gesorgt hat, dass sein Besitz auch weiteren Kreisen nicht unerschwinglich werde.

Die Ausgabe ist auf zwölf Bände berechnet, von denen die ersten fünf die Dramen, die beiden folgenden die erste vollständige Ausgabe aller Gedichte, der achte die Erzählungen und Briefe, der neunte die historischen Werke und endlich die drei letzten die vermischten Schriften enthalten werden. Diese Anordnung ist durch den Stoff gegeben und entspricht im allgemeinen auch der Kuh'schen Ausgabe; aber innerhalb der einzelnen Gruppen hat Werner mit Recht die historische Reihenfolge eingeführt und die Dramen nach der Entstehungszeit angeordnet. Weniger einverstanden bin ich mit der Einrichtung der einzelnen Bände. Aus Rücksicht auf die weiteren Kreise der Leser sind hier wiederum die Lesarten an das Ende des Bandes gesetzt. Es liegt für mich eine schneidende Ironie darin, wenn uns gelehrte Herausgeber auf der einen Seite immer wieder versichern, dass eine kritische Ausgabe ein dringendes Bedürfnis sei; und wenn sie auf der anderen Seite wiederum ebenso ernstlich versichern, dass der Leser nicht befürchten dürfe, durch Lesarten gestört, mit ihnen behelligt zu werden. Um des Absatzes willen wird der Gelehrte gezwungen, bei der Benützung der Lesarten beständig das halbe Buch hin- und herfuchteln zu sehen, und durch die wehenden Blätter und die unruhige Vorlage schon in den Augen gereizt und nervös gemacht. Der Hauptgrund, warum unsere kritischen Ausgaben zwar stets mit lautem Dank begrüßt, aber so wenig benützt werden,

liegt in dieser unbequemen Einrichtung, die es unmöglich macht, die Lesarten ruhig neben den Text zu legen, um bei dieser geistigen Arbeit, die ja die vollste Concentration und ungestörte Aufmerksamkeit verlangt, nicht durch die mechanische Arbeit gestört zu werden. Darum ziehe ich die älteren Lachmann'schen Ausgaben, welche die Lesarten unter dem Texte geben, vor; verkenne aber nicht, dass sie bei den massenhaften Varianten, die im Gefolge moderner Texte einhergehen, nur selten nachzuahmen sein dürften. Es gibt aber noch eine andere Auskunft, beiden Theilen, dem Publicum und den Gelehrten zugleich zu dienen: wenn man nämlich die Lesarten in abgesonderte Bände verweist, die man dann einfach neben den Text legen kann. Für die Verleger wäre dieser Modus gewiss am meisten zu empfehlen. Sie hätten die doppelte Chance: entweder die einzelnen Bände bei der Abnahme des ganzen Werkes zu einem Durchschnittspreis zu verkaufen oder die Textbände bei größerem Absatz billiger, die Lesarten bei kleinerem Absatz theurer zu berechnen. Auf diese Weise würden wohl die Interessen des Publicums, das man bisher zwar vor der Pflicht, die Lesarten zu lesen, aber nicht vor der, sie zu bezahlen, ängstlich behütet hat, und die der Gelehrten, die ja, wenn das Bedürfnis einer kritischen Ausgabe wirklich vorhanden ist, nicht spröde thun werden, am meisten geschont und die Lasten am gerechtesten vertheilt werden. Wenn es aber schon bei der alten Art bleiben soll, dann lasse man die Lesarten wenigstens auf einem neuen Bogen beginnen, damit sie der Gelehrte, ohne das Buch zu zerstören, separat binden lassen kann. Diesen gewiss nicht unbilligen und nicht unvernünftigen Wunsch habe ich schon bei der Weimarer Goetheausgabe geäußert, aber nur die Antwort erhalten: die Druckerei hätte wichtigere Dinge zu thun. Ich bin überzeugt, dass mir die Wenigen, welche die Lesarten der Sophien-Ausgabe benutzt haben, für meinen Rath wirklichen Dank gewusst hätten. Bei der kritischen Ausgabe der Gedichte Uhlands hat man sich denn auch eines besseren besonnen und die Trennung des Textes und der Lesarten in zwei Bände durchgeführt.

Aber auch sonst sollten sich kritische Herausgeber in der Anordnung immer die größte Einfachheit und Übersichtlichkeit zur Aufgabe machen und nicht an recht verzwickten und bunten Rubriken ihre Freude haben. Wer bei Werner alles, was zu einem Drama Hebbels gehört, in der Hand haben will, der muss folgende Rubriken beachten: 1. Die Einleitung; 2. den Text; 3. den Anhang zum Text, nicht hinter dem Stück, sondern am Ende des Textes des ganzen Bandes; 4. die Lesarten zum Text; 5. die Lesarten zum Anhang; 6. die Nachträge am Schlusse des ganzen Bandes; dazu kommt noch in etlichen Fällen 7. z. B. das Vorwort zu Maria Magdalena in den vermischten Schriften. Das ist gewiss nicht einfach und praktisch zu nennen.

Den Text habe ich nach reichlichen Stichproben, die ich zum Theil auch mit Bühnenmanuscripten angestellt habe, durchaus zuverlässig befunden (I 52, 25 lies *Weg;* I 54, 33 *mir* statt *mich*). Nur in Bezug auf die Orthographie und Interpunction finde ich absichtliche Änderungen, die vor den Lesarten ein- für allemal hätten gerechtfertigt werden müssen, die aber auch nicht consequent durchgeführt worden sind: Werner ersetzt *möcht* und *thöricht* durch die bei Hebbel wahrscheinlich häufigeren Formen *mögt* und *thörigt* (I 54, 1; 47, 15. 33; 49, 4), er druckt *dieß* für *dies* (49, 13. 33; 54, 22. 33; 55, 25), *lass'* für *lass* (I 46, 17), *heut'* für *heut* (47, 21), *eig'ne* für *eigne* (53, 21; aber 54, 25), er druckt die trennbaren Compositionen als ein Wort (I 53, 21; 54, 9); aber diese Änderungen sind keineswegs consequent durchgeführt, wie auch der Druck der Bühnenanweisungen nicht gleichmäßig geregelt ist. In den Lesarten ist wiederholt zu sagen vergessen worden, welcher Druck dem Texte zugrunde gelegt wurde; in der Weimarischen Ausgabe, welcher der Herausgeber in der ganzen Einrichtung des Apparates genau gefolgt ist, war diese Angabe entbehrlich, da hier ein- für allemal die Ausgabe letzter Hand die Grundlage des Textes bildet, hier aber musste das jedesmal gesagt werden. Auch die Lesarten habe ich stets zuverlässig befunden (II 403 zu 152, 27 *mit* fehlt E[1]). Von dem Diamanten (I 461) besitze ich einen Druck, dessen Titel zwar ganz mit E übereinstimmt, aber anstatt des Verlegers „*Hoffmann und Campe*" den Namen: „*Ludwig Giese*" trägt; dieser Druck hat im Prolog 218 die Lesart *lock,* die Werner aus E nicht verzeichnet; sollte dieser Druckfehler von Werner nicht bloß übersehen sein, so würde sich dieser Druck nicht nur durch das Titelblatt unterscheiden.

Den einzelnen Bänden hat der Herausgeber sachkundige Einleitungen vorausgeschickt, die uns auch um seiner selbst willen aufrichtige Freude bereiten. Denn nur mit bangem Kopfschütteln haben wir ihn lange Jahre auf den steilen Dächern der abstracten Poetik nachtwandeln gesehen. Der lehrreiche Artikel über Hallmanns Dramen in einem der letzten Jahrgänge dieser Zeitschrift war uns eine erfreuliche Gewähr, dass er sich endlich doch wieder auf minder gefährlichen Wegen zurechtfinden werde; und in diesen Einleitungen haben unsere Wünsche und Hoffnungen ihre Erfüllung gefunden. Nur selten mehr stößt man hier auf abstracte Äußerungen, auf die man sich keinen Reim zu machen weiß. Über Hebbels Judith heißt es (I S. XIX): „Das ist aber keine Idee, die Hebbel in den Stoff hineintrug, vielmehr ein Gedanke, der sich ihm erst aus dem vollendeten Werk ergab"; ich frage mich vergebens, wie Hebbel eine Idee aus seinem fertigen Werk nehmen konnte, die er nicht früher während der Arbeit hineingelegt hatte? An der Genovefa (I S. XLI) wird mit Recht getadelt, dass die directe und dramatische Entwicklung des Hauptcharakters plötzlich

von einer indirecten Schilderung abgelöst werde; es ist aber ein sehr bedenklicher Grundsatz, wenn der Herausgeber dem Dichter, der diesen Fehler selbst zugegeben hat, mit der banalen Wendung zu Hilfe zu kommen glaubt: „Es war aber nöthig, wenn das Werk nicht allzu viel aufgeschnellt werden sollte"; so etwas kann der Dichter selbst zur Erklärung seiner Verlegenheit gelegentlich äußern, vor dem Forum der Poetik aber ist das eine triviale Entschuldigung. Das sind aber doch nur wenige verunglückte Stellen! Im ganzen sind die Einleitungen sehr förderlich und wohlgelungen. Die Entstehungsgeschichte wird unter sorgfältiger und doch knapper Ausnützung des ungeheuren Materials an Briefwechseln und Tagebüchern erzählt. Dass das Biographische darin stärker zum Wort kommt, als für die Übersichtlichkeit gut ist, hat seine Berechtigung in dem Umstande, dass eine Biographie für die Ausgabe nicht vorgesehen ist und auch nicht vorgesehen werden konnte. Minder zu billigen ist, dass Werner häufig von der geradlinigen Form der Erzählung abweicht und uns hinterher, nachdem er die Vollendung des ganzen Werkes erzählt, um etliche Jahre zurück auf den ersten Keim führt; die Entstehungsgeschichte eines Werkes kann gar nicht einfach, klar und sachlich genug erzählt werden, so dass man dabei niemals zu künstlichen Dispositionen greifen sollte! Bei der Analyse der Dramen sucht sich Werner mit Recht immer auf Hebbels eigene Äußerungen zu beziehen und möglichst viel mit seinen Worten zu reden. Ein so tiefer und gewaltiger Dichter Hebbel ist, so legt er uns doch keine unergründlichen Probleme vor. Das liegt zum Theil in der Art seiner Arbeit, der das Absichtliche keineswegs fremd, die vielmehr bemüht war, seine Intentionen mit den Charakteren und der Handlung möglichst scharf und deutlich herauszuarbeiten und nicht selten auch in wohlmotivierter Weise durch den Mund der Personen zum Ausdruck zu bringen. Das liegt aber zum größeren Theile an den massenhaften Äußerungen des Dichters, mit denen er in Tagebüchern und Briefen die eigene Arbeit von dem ersten Keim bis zur Vollendung begleitet und in denen er in einer gewiss mehr an Schiller als an Goethe erinnernden Weise sich bei jedem Schritt und Tritt völlige Klarheit nicht bloß über seine Absichten, sondern auch über ihre Nothwendigkeit und Zweckdienlichkeit, über ihren künstlerischen Wert oder Unwert zu geben sucht; einen weniger unbewussten Dichter als Hebbel hat es vielleicht nie gegeben. Diese Absichten aus den äußeren Zeugnissen und aus dem Innern der Dichtungen selbst zu entwickeln, hat Werner mit Recht für seine Hauptaufgabe gehalten, der gegenüber die literaturgeschichtliche und die Motiven-Forschung in die zweite Linie rückt. Zu den einzelnen Dramen seien mir einige Bemerkungen gestattet, die nicht als Nachträge gelten sollen.

Bei der Judith muss ich immer an das Wort der Rahel denken: „Fürchterlich, dass ein Weib missbraucht werden kann und wider ihren Willen kann ein Kind gebähren müssen". Die spätere Motivierung der Judith als einer jungfräulichen Witwe ist doch auch mit biblischen Motiven ausgeführt: Hebbel hat gewiss an die sieben Männer der Rahel gedacht, welche alle in der Hochzeitsnacht getötet wurden, bis die jungfräuliche Witwe dem Tobias zutheil wird. Auch der Stumme, der plötzlich die Gabe der Rede empfängt, ist ja nicht bloß ein antikes (Herodot vom Sohn des Krösus), sondern auch ein biblisches (Markus 7), in der bildenden Kunst und in der Dichtung (auch von Grillparzer) oft benutztes Motiv. Auf das ganze Stück, insbesonders auf die Charakteristik des Holofernes ist Z. Werners „Attila", der die Ermordung des Hunnen durch Hildiko, also einen ganz ähnlichen Stoff behandelt, schwerlich ohne Einfluss geblieben. Es ist hübsch zu sehen, wie sich sogar Halm Züge aus dem Holofernes gleich nach dem Erscheinen des Stückes zu eigen gemacht hat. Hebbels Holofernes: „Ist's einem nicht, so lange man sie anschaut, als ob man ein köstlich Bad nehme?"; Halms Sohn der Wildnis: „Wir nehmen Weiber, wie man ein Bad nimmt, wenn die Sonne heiß!"

Bei der Genovefa wäre wohl auch der Xenophontischen Erzählung von Araspes und Panthea zu gedenken, die Hebbel wenigstens bei der Vorstudie (Mirandola) vorgeschwebt haben dürfte; auch im Herodes kommt ja noch eine ähnliche Situation vor.

Bei dem Diamant denkt man auch an Plautus' Trinummus, den Weise im Betrogenen Betrüger vor Augen hatte. Auch bei Gellert wandert ein Loos von Hand zu Hand, bis es zuletzt in die richtigen Hände kommt. Nach Fröbel (Lebenslauf I 156, 160) hätte ein Erlebnis mit Uffo Horn Hebbel den Anlass gegeben: Uffo Horn fieng in einer Gesellschaft den Diamantring einer Dame mit dem Munde auf, verschluckte ihn aber unwillkürlich, „ohne die Kunst zu verstehen, ihn auf anständigem Wege wieder ans Licht zu bringen". Im Diamanten treten die Reminiscenzen an den Faust, besonders an Mephistopheles, massenweise auf. Das Vorspiel erinnert stark an Goethes Erdewallen und Apotheose und die Dichtungen Tiecks, die nach diesem Muster entstanden sind.

Soviel Aufsehen auch die merkwürdige Lösung des Conflictes in der Julia gemacht hat, so war doch Ähnliches schon früher dagewesen. In Lenz' „Freunde machen den Philosophen" erklärt der Gatte zum Schlusse mit tragikomischer Größe: „Ich will den Namen eurer Heirat tragen". Und auch Nodiers Wertherroman Le peintre du Salzbourg enthält ein ähnliches Motiv (Hermenjat 68). Lenz' Drama war Hebbel aus der Tieck'schen Ausgabe sicher bekannt (vgl. auch Müller von Itzehoe, Antoinette).

Bei der Maria Magdalena wird ein zukünftiger Literarhistoriker die schöne Aufgabe haben, das bürgerliche Trauerspiel

auf dem anfangs steil abfallenden und dann langsam wieder aufsteigenden Weg zu verfolgen, der „Kabale und Liebe" mit dem Hebbel'schen Trauerspiel verbindet. Die Vorrede Hebbels ist nicht das erste Plaidoyer für das bürgerliche Trauerspiel nach dem Verdict der Xenien und dem Prologe zum Wallenstein. Schon Herder hatte am Anfang des Jahrhunderts in der Adrastea geschrieben (Suphan 23, 390): „Das Menschenherz bleibt immer dasselbe; die Schickung waltet durch alle Stände. Ein unbedeutender Mensch erfährt oft Katastrophen, wie König Lear sie kaum erfuhr . . . . . Die Herabstimmung der hohen Tragödie zu dem sogenannten bürgerlichen Trauerspiel ist also keine Erniedrigung, keine Entweihung. Der Ungeheuer auf Thronen sind wir satt. Wir wollen in den uns näheren Ständen und Verhältnissen Menschen sehen, die mit eigenerer Kraft als vielleicht jene die Schickung abwenden oder gegen sie kämpfen. Sokrates und Epaminondas, die Horazier, Coriolan, Regulus, Brutus, Cinna, Seneca, Papinian u. s. f. waren keine Könige, sondern Bürger." In späterer Zeit hat dann Immermann warmes Interesse für das bürgerliche Trauerspiel bewiesen, wie aus seinen Schriften und aus den von Putlitz herausgegebenen Theaterbriefen zu ersehen ist. (Später Auerbach, Dramatische Eindrücke, Stuttgart 1893, S. 159 f.) Dass Ludwig Robert an dieser Bewegung einen ehrenvollen Antheil hat, dass er vor Hebbel die „Macht der Verhältnisse", d. h. der ständischen Vorurtheile über den Menschen gezeigt hat, habe ich in der Deutschen Dichtung XVIII 247 ff. nachgewiesen.

Nicht so unbedingt wie die Ausgabe der Werke kann ich die Briefbände empfehlen, die mir in Bezug auf den Plan und die Ausführung manches zu wünschen übrig lassen. Der Herausgeber bietet eine „Nachlese", welche die umfängliche Publication von Bamberg und Lemmermayer ergänzen soll. Seine Vorgänger aber haben mit Recht den Hebbel'schen Briefwechsel geboten, während er uns leider nach der jetzt üblichen Mode nur die Briefe Hebbels bietet. Er ergänzt also die große Publication nur von einer Seite und erspart wenigstens dem Gelehrten nirgends das Zurückgreifen auf die ersten Drucke, wo man die Antworten suchen muss. Denn die Behauptung, dass dem Herausgeber die Antworten meist nicht vorlagen (I S. VIII), wird durch die beiden Thatsachen widerlegt, dass in sehr vielen Fällen die Antworten wirklich gedruckt sind und dass Bamberg-Lemmermayer die Antworten im Hebbel'schen Nachlass gefunden haben, wo man also aller Wahrscheinlichkeit nach auch andere Briefe an Hebbel vermuthen darf. Noch befremdlicher ist der Satz, dass dem Herausgeber die Antworten „zum Verständnisse des Mitgetheilten auch nicht nöthig schienen" (a. a. O.). Es ist wirklich merkwürdig, was unseren Philologen oft zum Verständnis eines Textes unentbehrlich scheint: Quellen, Parallelstellen usw. müssen in Wagenfuhren herbeigebracht werden, um eine Dichtung, die sich von

dem Verfasser losgelöst hat, zu erklären; und bei einem so privaten und höchst individuellen Ding, wie es ein Brief ist und sein will, sollte die „Antwort“ entbehrlich sein? Man beachte auch, dass der Ausdruck „Antwort“ etwas Relatives ist; für den Herausgeber von Hebbels Briefen sind die Adressaten natürlich in Bausch und Bogen die Antwortenden. Damit ist aber nicht gesagt, dass nicht im concreten Fall (bei Hebbel ist dieser Fall sogar der häufigere) der Dichter der Antwortende ist. Und dass man zum Verständnis der Antwort mehr oder weniger immer die Anfrage nöthig hat, das kann doch wohl niemand leugnen. Wenn also der Herausgeber die Briefe an Hebbel schon nicht mittheilen konnte oder wollte, so hätte er sie doch nicht ignorieren dürfen. Er hätte in den Anmerkungen anführen müssen, dass der mitgetheilte Brief mit einem Brief an Hebbel in Beziehung steht, dass die Anfrage, bezw. Antwort erhalten oder verloren ist, und wo sie im ersteren Falle eventuell zu finden ist. Dem Verzeichnis der Briefe von Hebbel hätte ein Verzeichnis der Briefe an Hebbel entsprechen müssen, das uns den ganzen Briefwechsel hätte überblicken und verfolgen lassen.

Aber auch in der beliebten Abgrenzung ist mir die Absicht des Herausgebers bei dieser Nachlese keineswegs klar geworden. Er sagt uns (I S. VI f.), dass er aus den Briefen Lessings an Elise Lensing einige Blätter ausgewählt habe, die ihm besonders wertvoll erschienen — man meint also, er wolle nur irgendwie Bedeutendes nachtragen. Gleich darauf heißt es, er habe ein paar unbedeutende Billets aufgenommen, weil sie früher oder später doch ans Licht gekommen wären und weil Hebbel selbst einmal gesagt habe, dass er keinen Waschzettel ohne einen inneren Antheil niederzuschreiben vermöge; hier sieht es wieder so aus, als ob er auf Vollständigkeit ausgegangen wäre.

In der That aber zeigt schon das chronologische Verzeichnis von Hebbels Briefen (II 359 ff.), dass der Herausgeber selber keineswegs über ein lückenloses Material verfügt und dass ihm nicht bloß zahlreiche erste Drucke an naheliegenden Orten, sondern auch einige Briefe unbekannt geblieben sind. Zu seinem eigenen Schaden hat er meine Anzeige der Bamberg-Lemmermayer'schen Ausgabe im „Österreichischen Literaturblatt“ 1896, V. Jahrgang, Nr. 5, Sp. 40 ff. unbeachtet gelassen, aus welcher er die meisten der folgenden Nachträge hätte entnehmen können.

Es fehlen: unter 1835. 18. 9. Schacht: daraus M L 1889, Sp. 1462. — 1836. 18. 10. Schacht: daraus ML 1889, Sp. 1468. — 1840 lies *24. 1.* statt *29. 1.* — 1840. 29. 7.: lies M L Sp. 1126 (statt 1128). — 1841. 20. 8. u. ö.: aus den Briefen an Campe hat Lemmermayer einzelne Stellen in der „Neuen Freien Presse“ 1893, 24. 8., Nr. 10.418, mitgetheilt. — 1846. 11. 1. Deutsche Dichtung, IV 32 (wo das Datum 3. 1. lautet). — 1847. 10. 7. a. a. O., IV 32 f. — 1847. 22. 12. Rötscher: daraus

Katalog der Autographensammlung von A. Meyer-Cohn, Berlin 1886, S. 113. — 1850. 21. 12. Holtey: vollständiger gedruckt in Holteys 300 Briefen, II 4 ff.; Werner nach DR 1897 (nicht 1898), December. — 1851. 5. 2. Holtey: 300 Briefe, II 6 f., DR 1897. — 1851. 12. 4. Kolbenheyer: Deutsche Dichtung, I 283. — 1851. 5. 6. Rötscher: daraus bei A. Meyer-Cohn a. a. O. 113 f. — 1851. 7. 12. Holtey: 300 Briefe, II 9 f. — 1853. 9. 6. Gutzkow: Deutsche Dichtung, III 148 f. — 1854. 26. 1. Gutzkow a. a. O. 150 f. — 1854. 13. 6. Kolbenheyer a. a. O., I 282 f. — 1854 ist „*? 8. oder 9. Putlitz*" zu streichen und zu setzen *1854. 20. 9. Putlitz:* DR, März 1900, XXV 3, 367. — 1854. 3. 11. Üchtritz: Edlingers Literaturblatt, II 157. — 1855. 4. 3. Kolbenheyer: Deutsche Dichtung, I 283 f. — 1855. 9. 10. Kolbenheyer a. a. O. 284. — 1855. 25. 11. Gutzkow a. a. O., III 150 f. — 1856. 12. 4. Üchtritz: Edlinger a. a. O., II 175. — 1856. 28. 7. Kolbenheyer: Deutsche Dichtung, I 284. — 1856. 18. 12. Werner a. a. O., IV 181. — 1857. 16. 7. Werner a. a. O. — 1857. 15. 11. Gutzkow a. a. O., III 151. — 1858. 11. 2. Gutzkow a. a. O., III 172 f. — 1858. 14. 6. Dingelstedt a. a. O., 174 f. — 1859. 9. 8. Werner a. a. O., IV 182. — S. 391, Z. 2 ist *1860* zu streichen und vor 4. 2. Goldhann zu setzen. — 1861. 24. 3. Hesperus: Deutsche Dichtung, IV 53. — 1862. 29. 1. Campe: Der Brief ist in der „Neuen Freien Presse" a. a. O., wohl irrthümlich, vom 19. datiert. — 1862. 15. 5. Kühne: Der Brief, von dem Werner unbegreiflicher Weise bloß ein Fragment bietet, ist vollständig gedruckt im ML 1894, Nr. 36, Sp. 1127 f., an derselben Stelle, wo Werner den Brief 1840. 29. 7. gefunden hat. — 1863. 12. 2. Campe: lies N II 283. — 1863. 1. 8. Kolbenheyer: Deutsche Dichtung, I 284 f. — Ob in der Gegenwart 1888, Nr. 20, Sp. 213 ff., in der AZ^{B} 1889, Nr. 1. 2 Briefe Hebbels gedruckt sind, kann ich augenblicklich nicht constatieren; auch nicht, ob die Briefe an Pichler wirklich, wie ich mich zu erinnern glaube, zuerst in Edlingers Literaturblatt gedruckt sind.

Inzwischen hat sich das handschriftliche Material vermehrt, und von Werner verloren gegebene Briefe sind in dem Nachlass des Wiener Sammlers A. Posonyi gefunden worden. Katalog 99 des Antiquariates Friedrich Cohen in Bonn (1901) enthält die Briefe an Dingelstedt (38 Stück, aus den Jahren 1851—63), Sigmund Engländer (12, 1847—63), Hettner (6, 1846—62), Kühne (16, 1840—63), Elise Lensing (6, 1836—45), Rötscher (3, 1848—50), B. Schulz (3, 1863), Üchtritz (19, 1854—62). Von den bei Werner verzeichneten einzelnen Briefen enthält der der Katalog die folgenden: 1839. 24. 12. A. Schoppe; 1846. 30. 6. Prechtler; 1849. 2. 4. Lorm; 1851. 7. (nicht 1.) Berlin; 1852. 15. 1. La Roche; 1853. 9. 6. Gutzkow; 1855. 24. 11. Gutzkow (wohl identisch mit dem vom 25. 11. bei Werner);

1855. 18. 8. Tendler; 1856. 8. 9. Perthes; 1859. 29. 12. Redaction; 1860. ? 4. Debrois; 1860. 11. 12. König Max; 1862. 22. 12. an ?; 1863. 28. 1. Schmitt ?; 1863. 8. 7. Schulz; 1863. 5. 8. Schulz; 1863. 15. 9. Schulz. Auch die Antwort auf den Brief Hebbels 1863. 19. 6. von dem Großherzog von Weimar (1863. 23. 6.) enthält der Katalog und außer mehreren Gedichten, die Werner in dem 6. und 7. Bande wird verzeichnen müssen, ein Blatt mit Correcturen zur Maria Magdalena und die sechste Scene des Trauerspiels in Sicilien; diese beide Nummern hat Werner selbst erworben und für die kritische Ausgabe schon verwertet. Hoffentlich bleiben auch die Briefe der Forschung nicht länger entzogen.

Auch die Textgestaltung gibt leider zu Bedenken Anlass. Der Herausgeber erklärt (S. VIII), dass er, wo ihm Originale vorlagen, sie genau während des Druckes collationiert habe; „in den fremden Publicationen dagegen habe ich die muthmaßlichen (?) Fehler und Verlesungen stillschweigend (!!) verbessert, wobei ich nicht immer das Richtige getroffen haben mag, aber doch einen lesbaren Text hergestellt zu haben hoffe“. Da nun der Herausgeber nur ausnahmsweise angibt, ob er Originale vorgefunden hat, und da, wie wir gesehen haben, auch seine Angaben über die ersten Druckorte sehr lückenhaft sind, so schwebt die Textfrage eigentlich völlig in freier Luft. Stillschweigend zum mindesten hätte der Herausgeber nicht ändern dürfen, sondern er hätte sagen müssen, wo er von seiner Vorlage abweicht. Während er in den Lesarten zu den Werken die Varianten scheffelweise ausschüttet, fehlt hier das Einfachste und Nöthigste, auf was jeder Text Anspruch hat, was nicht bloß der Philolog, sondern auch der Laie seiner Vorlage zu Theil werden lässt. Sehen wir uns auf Grund von Stichproben den Text näher an. II 13 heißt es im ersten Druck: *„dabei war ich körperlich wohl“* (Werner: *„wohl auf“*); *„weil ich einmal in einem Act einer neuen Tragödie steckte“* (*„neuen“* fehlt bei Werner). II 46: *„ob Heckenast dieß immer so verhält“*, wo der erste Druck das Richtige *„hält“* bietet und kein Mensch errathen kann, ob ein Versehen Hebbels vorliegt oder des Herausgebers. I 76: *„meine Arbeiten vorzubringen“*; erster Druck: *„Arbeit“*, was sehr wohl von mehreren Werken gesagt sein könnte. Aus II 80 ergibt sich wiederum, dass Tiecks Antwort auf Hebbels Brief vom 21. April (II 76) bei Bamberg I 143 f. falsch datiert ist (vom Februar, anstatt vom Juni) und dass daher auch in Hebbels Schreiben (Bamberg I 144 f.) *„Juni“* anstatt *„Februar“* zu lesen ist, wie Holtey I 333 richtig hat. I 182: *„wann ich Sie sehen werde“* erster Druck, Werner: *„treffen“*; Datum im ersten Druck: 3. Januar. I 224, Nr. 70: *„Sie wollten“* erster Druck, Werner: *„wollen“*. I 34 hat der erste Druck die allein richtige Lesart: *„ich dachte nicht an Geister, sondern nur an geknickte Menschen“*, Werner: *„gescheidte Menschen“*, was

gar keinen Sinn gibt. Den Z. 3 erwähnten Brief beklagt schon Holtey als verloren oder gestohlen. Der erste Druck des unsrigen erwähnt Hebbels Recension von Oehlenschläger im Wanderer vom 5. Februar 1851. Ebenso sinnlos ist I 316: *„Nehmen Sie diese Worte . . . . in seiner (??) treuesten Theilnahme auf“*, wo der erste Druck ohne Zweifel richtig liest: *„im Sinne treuester Theilnahme“*. I 350 liest der erste Druck: *„Vor fünf oder sechs Tagen empfing ich sie* (Holteys Vagabunden) *und schon habe ich alle vier Bände gelesen“*, Werner: *„Wochen“* statt *„Tagen“*, was den Sinn entstellt. Die Gedankenstriche S. 351 sind mit *„Leopoldine“* auszufüllen. Der Brief trägt das Datum, das bei Werner fehlt, an der Stirn. Die Erklärung, warum er nicht im Musikvereinssaal lese, gibt Holtey in den 300 Briefen II 10 A. übrigens anders, als in der Antwort an Hebbel (D R XXII 12, 332). Der fehlende Brief an Mitterbacher (Nr. 135 bei Werner) war dem an Holtey beigelegt.

Inhaltlich stehen die Briefe denen der Hauptsammlung völlig ebenbürtig zur Seite. Manche gehören zu dem Wichtigsten, was wir über Hebbels Persönlichkeit und seine Dichtungen wissen.

Auf die Ausgabe der Werke, von welcher soeben Band III und IV erschienen sind, komme ich später noch öfter zurück.

Wien. J. Minor.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Herausgegeben von Friedrich Kluge. I. Bd. Mai 1900 bis Februar 1901. Straßburg, Karl J. Trübner. Mit einem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck. VI u. 374 SS.

Wenn wir uns auf herkömmliche Weise die Wortentwicklung in unserer Sprache als einen Baum denken — wir können gleichzeitig die lautliche Wortform als Holz, den Bedeutungsgehalt, der das eigentliche Leben des Wortes bildet, als Bast vergleichsweise bezeichnen — so drängt sich uns von selbst der Gedanke auf, dass die Wortforschung dazu beitragen möge, die Wortentwicklung im Bewusstsein zunächst der Gelehrten und Gebildeten klarzustellen und von diesen Kreisen aus in der gesammten Nation die Form- und Bedeutungsentwicklung getreu dem alten Genius der Sprache, dem alten Stamme, zu erhalten und zu fördern.

Die Wortforschung soll also ein Regen sein, der befruchtend auf den Baum der Wortentwicklung einwirkt: denn wir gehören nicht zu den Bekennern des Grundsatzes, die „Wissenschaft sei sich selbst Zweck“. Vielmehr erkennen wir in dem praktischen Zusammenhang der Wissenschaft mit dem Leben allüberall ein Regulativ für den gesunden Fortgang der ersteren.

Der Vergleich der Wortforschung mit dem Regen bewährt sich auch darin, dass sie zunächst die außen und oben zutage

liegenden Erscheinungen erfasst und schon hiedurch ebenso nützt, wie ein kurzer Regenschauer, welcher die Blätter des Baumes erquickt, ohne bis zu den Wurzeln zu dringen. Letzteres wird aber schließlich nothwendig, soll der Baum nicht verdorren.

Dies musste vorausgeschickt werden, um unseren Standpunkt gegenüber der Wortforschung überhaupt, also auch gegenüber einer einschlägigen Zeitschrift zu kennzeichnen.

Beiträge, deren Gegenstand bis zur Wurzel deutscher Sprachentwicklung hinabreichen, behandeln theils die Wortbildung, theils die Bedeutung alter Wörter. Zu ersteren gehören O. Behaghels „Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind“ (S. 1) und „Zur Bildungssilbe *-er*“ (S. 63). Doch ist der Vorgang „löffeln“ ⟨„Löffel“ etc. so unerheblich, dass z. B. die Engländer in solchen Fällen ohne alle lautliche Unterscheidung zwischen Haupt- und Zeitwort auskommen. Über *-er* ist, obwohl der Gegenstand altes — sei es geschriebenes oder dialektisch noch gesprochenes — Materiale vertrüge, solches nicht erbracht; das mundartliche *Ganser* muss, wie die bayr. Zwischenform *Ganauser* erkennen lässt, keineswegs direct auf *Gans* bezogen werden, sondern auf ahd. **ganûzo,* wobei das Schluss *-o* über *-ə* auf *-er* ausgedeutet werden konnte. Von hervorragendem Interesse sind F. Bechs „Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv“ (S. 81). Indem B. von dem nd. Vorgang *nd*⟩ *nn*⟩ *n* ausgeht, will er dem „Eindringen desselben in die benachbarten sowie in die ferner gelegenen Sprachgebiete nachspüren“. Es hätte vorausgeschickt werden können, dass dieser Vorgang, wenn auch nicht im Mittelworte, dessen *-nd* durch *-j* Consonantenverdopplung erhalten und sein *-nt*(*t*), *ət*(*t*) mundartlich bis heute behalten hat, so doch z. B. in ahd. *phending*⟩ *phenning*⟩ *phening* oder in Püttner lebenden Dialektformen wie *Kīnə* ⟨*Kinner* ⟨*Kinder* oder *R̄īnsuppen* ⟨*Rinds.*, *R̄īnəviə* ⟨*Rinnevieh* ⟨*Rind*(*e*)*vieh* auf hochdeutschem Boden von vorneherein nicht fremd ist. Zur Erklärung unserer nhd. zusammengesetzten Verbalformen, so des Futurs, wird namentlich 2 *a β* (Particip in prädicativer Stellung bei werden) wesentlich beitragen. Immerhin muss man aber zu bedenken geben, dass diese so entstandenen Verbalformen nur auf literarischen Wegen in Oberdeutschland eingeführt worden sein können, da ein eigener Auftrieb aus der bodenständigen Volkssprache wegen des erwähnten *nt*(*t*) nicht möglich ist: es ist nur der Vorgang *nd*⟩ *nn*⟩ *n*, keineswegs *ntt*⟩ *nn* zu erweisen. E. Wölfflins „Reduplication in der Kindersprache“ führt einen für die Wortbildung wichtigen Grundsatz mit lebendem Sprachmateriale aus, von welchem österr. *wê-wê*, Luzerner *bibî* (Nagl, Dtsch. MAa I. S. 361) und Basler (?) *Wiwi* u. ä. ein hohes Alter in Anspruch nehmen darf; österr. *ai-ai* (Interj.) ist eine gegenseitige Wangenkosung, das Substantiv lautet *'s Aíl;* statt *gudl-gudl* wäre *guədl-guədl* zu schreiben, welches überhaupt jeden

Leckerbissen bezeichnet. Eine belegreiche Darstellung über die Vorsilbe *ge-*, bezw. deren Auftreten und partielles Verschwinden liefert G. Maier S. 281 („Das *ge*-Particip im Ahd."). Von Interesse ist, dass das Verschwinden des Vocals der Vorsilbe und damit die äußere Ursache des theilweisen Schwindens der ganzen Vorsilbe im Oberdeutschen am tiefsten begründet erscheint und „tief ins Mittelhochdeutsche zurückgreift". Ebenso, dass Luther, besonders in den ersten Schriften, diesem oberdeutschen Brauche folgt (S. 290). Es muss als Mangel getadelt werden, dass z. B. S. 295 die Dialektforschung gar nicht beigezogen erscheint bis auf den einen Tobler. Vgl. u. a. meinen „Roanad" I. S. 496, § 248. Ebenda S. 180 hätte M. gegen seine Behauptung 298 auch erfahren können, das „geworden" als Hilfszeitwort dem Hd., wenigstens dessen Dialekten, nicht fremd ist. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Part. Präs. von gönnen, essen, glauben, glücken, gleichen, welche heute doppeltes *ge-* aufweisen. Bei den „unvollständigen" Ztww. (S. 304, bes. S. 306) erklärt M. ganz richtig die dem Infinitiv ähnliche, augmentlose Form als wirkliches altes Particip. Bei anderen (S. 309) entscheidet er mit Recht für den Infinitiv („helfen", „hören"). Von den untrennbaren und trennbaren Zusammensetzungen sind besonders die mit *miss-* von Interesse (S. 316). Zu J. Stosch' *für sich*, *hinder sich* etc. seien als Ergänzung zu S. 334 auch noch Püttner Redensarten wie „es wird über sich schön" (wenn blauer Himmel durch die Wolken zu schimmern beginnt), „'s Häferl is unter sich 'brochen" (mein „Fuchs Roaner", 1. Aufl., S. 163 „üntersich zuig'schob'n") nachgetragen.

Neben solche grammatische Beiträge, die bis an die Grundlagen oder Wurzeln der Wortentwicklung rühren, reihen wir lexikalische über die Existenz und Bedeutung alter Worte. Da verdienen die „Altdeutschen Glossen" Alfr. Holders S. 72, 110, und F. Kluges S. 73, 341, ferner R. Muchs „Germanische Völkerschaftsnamen in sagenhafter Deutung" (319) in erster Linie genannt zu werden, auch G. Gontz' „*Totto in theodisca lingua*" (247), obwohl hier weder über die *interiectio prohibentis* „*totto*" noch über das Alter von *theodiscus* eine Entscheidung gefällt wird. Zu den wertvollen Ausführungen P. Jensens, Th. Nöldekes, A. Thumbs, G. Gundermanns, R. Thurneysens, W. Meyer-Lübkes über die „Namen der Wochentage" S. 150 möchte ich auch meine Ausführungen über die deutschen Namen der Wochentage wegen der Dialektformen bescheiden in Erinnerung bringen (Stieböcks „Alt-Wien" III., S. 35, 45, 58, 98). G. Gundermann sammelt und bespricht die lat. u. griech. Stellen aus dem 3. bis 9. Jahrh., welche deutsches „Braut" (*bruþs*) als Lehnwort enthalten.

Wenn wir nach solchen Themen, die mit ihrem Materiale oder doch mit ihrem Titelgegenstande weit in die Geschichte unserer

Sprache hinabreichen, jene Beiträge nennen, die den Wortschatz der mittleren und neueren Zeit, soweit er wesentlich und dauernd deutsches Eigenthum ist, zum Gegenstande haben, so sind wir gleichsam von den Wurzeln zum Stamme und seinen Hauptästen aufgestiegen. Hieher gehört P. Pietsch' „Luther'sches", eine Erörterung über die Raa „zu etwas Dank haben" und „im Stiche lassen" (v. d. Biene), E. Wölfflins und H. Schuchardts, H. Pauls Beiträge zu Glocke, Schelle, Stube, Kuchen, Wirtel, Athem („Adem", „Odem" eine correct hochdeutsche Form), G. Ehrismanns „Duzen und Scherzen im Mittelalter" mit den lateinischen Anredeformen von der spätrömischen Zeit bis auf Karl d. Gr. und den deutschen Anredeformen zunächst der ahd. Zeit, ferner H. Pauls „Mhd. *oder* zur Einleitung von Nebensätzen", O. Behaghels „Zur Namengebung", Fedors „Neue Ausbeute für das mhd. Wb. aus der Dominicus-Legende", Schönbachs „Jagdpredigt" mit technischen Ausdrücken der Jagd, von denen ich *radwer* (über **radebaere* adj.) vermuthungsweise mit obd. *reden, raden cribrare,* mit goth. *rathjan numerare* zusammenstellen und dazu schott. *to red, secernere purum ab impuro* vergleichen würde: es hieße „auswählbar". An einen „Schubkarren" (*radeber*) kann ich mit Schönbach unmöglich denken, dazu müsste erst ein ganz positiver Anlass gegeben sein. Düntzers „Auslassung der Hilfszeitwörter" (S. 258) könnte man als grammatischen Anhang an die eben genannten lexikalischen Beiträge betrachten.

Aber auch viel, sehr viel „Laub" wird in Kluges Zeitschrift behandelt; ich verstehe darunter Wörter, welche von dem Herbstwinde einer andern Culturperiode leicht wieder weggefegt werden. Ich will damit nicht sagen, dass solches „Laub" nicht zum Baume gehöre: ich meine nur, dass der Gärtner mehr auf Wurzeln und Stamm zu achten hätte. Es ist noch ein verhältnismäßig bedeutungsvoller. weil offenbar historischer Gegenstand, den Bolte S. 70 und Brenner S. 368 behandeln und den ich Dtsch. Maa I. S. 150 gegenüber den „Altbayr. Possenspielen" des letzteren festzustellen Gelegenheit nahm, nämlich die RA. „Einem den Jörgen singen". Doch halte ich die RA. für eine soldatische, landsknechtmäßige und ersehe im „Herrn Jörgen" den Helden von Pavia, der in Hansen von Würzburg Lied viermal als „Herr Jörg" genannt wird. Vielleicht gab es noch ein paralleles Siegeslied mit dem Titel „Herr Jörg", so dass „den Herrn Jörgen singen" gleichbedeutend war mit „dem Gegner seine Schmach vorhalten", „einen Gegner gehörig zurechtweisen", wie es im Pavia-Liede den Schweizern geschieht. Auch „eine Niederlage dem Feinde beibringen" mag *per metaphoram* darunter verstanden worden sein. Auch J. Minors „Miscellen" behandeln zwei interessante, alte Worte: *mantschen* und *bekleiben.* Bei ersterem ist von einer Etymologie ganz abgesehen; vgl. meine Dtsch. Maa I. S. 342 („Kettenetymologie"); auch spricht Schmellers Artikel „*manschen*" gegen den Charakter

eines specifisch norddeutschen Wortes. In Tirol mag *„mantschen“* alemannischer Rest sein, sonst wird es von Minor mit Recht als nicht bayrisch angesehen[1]). Aber die Citate sind doch recht unwesentlich — lauter „Laub“. Und wenn Lessing schon 1771 *„bekleiben“* als veralternd bezeichnet, so kann man doch einem, der 1830 dasselbe Urtheil wieder sagt, deshalb eine „feine Witterung für alles Absterbende“ doch nur aus starker Sympathie für H. Heine, weniger aus reeller Wahrnehmung zuzuerkennen Anlass nehmen. Auch Wörter wie „Pfladergeut“ (Bolte S. 267), „Meerschaum“, „Hornung“ (S. 359) verdienen sicherlich Beachtung, ebenso wie die Studenten- und Soldatensprache (S. 39, 254, 57). Aber wie schon die zwei letzteren Standessprachen, so sind viele von den etymologisch und lexikographisch behandelten Wörtern weder allgemein verbreitet, noch von tiefer reichenden historischen Wurzeln, oft nur Kinder einer das nationale Leben höchstens wenig und vorübergehend berührenden Laune. Man würde erwarten, dass die alten *Termini technici* der Landwirtschaft, des Zimmer- und Schmiedehandwerkes, der Seiler und Kürschner usw., ferner die Orts- und Flurnamen, welche einen so reichen Schatz alten Sprachmateriales bergen, Gegenstand der Forschung würden, statt dessen begegnen uns da „Galante Redensarten“ (S. 250) oder solche Spreu wie „erathmen“ (S. 67), „Blaustrumpf“ (73), „Katzenjammer“, „Sommerfrische“, „Strohwitwer“, „nassauern“ (273), „vonvornig“ u. s. f., die einen recht deutlichen Spiegel bieten, wie oberflächlich leider unser Gelehrtenthum mit dem Volksthum zusammenhängt. Dass man z. B. „Übermensch“ (R. M. Meyer S. 3) einer so ausführlichen Behandlung würdigt und darin eine culturhistorische Begriffsentwicklung, ganz losgelöst vom Worte, durchführt, ist in unserer Zeit, wo „gemein“ für „schlecht“ genommen wird und bei der üblichen Selbstvergötterung das Streben nach „Übermenschenthum“ so manchen zum Phantasten gemacht hat, bezeichnend.

Der etymologische Theil der Aufgabe, die der neuen Zeitschrift zufällt, ist, wie der Überblick lehrt, zur Noth begonnen worden. Es sollte mehr deutsche Etymologie getrieben werden. Ein schönes Beispiel gibt V. Hintner zu „Hine“ S. 373, indem er die mundartlichen Lautentsprechungen in Verwendung nimmt; ich hätte noch Püttner *d'Hea*ⁿ (neben *'s Hengkl*) hinzuzufügen, welches auf mhd. *hien, hiene* stf. schließen lässt. Es ist wohl mhd. *gie, hie* auf ähnlichem Wege, zunächst als *gie*ⁿ, *hie*ⁿ aus *gienc, hienc* entstanden. Es müsste auf diesem Wege durch Kluges Zeitschrift auch Kluges Etymol. Wörterb. vervollständigt werden. Es würden dann Deutungen, wie z. B. die von „Dorf“, nicht so weite, unsichere Griffe ins Vorgeschichtliche bringen, man würde zunächst deutschtes „Dorf“ mit deutschem „darf“ (slav. *lze: lhota,*

[1]) Stelzhamer („Soldadnvöda) kennt das erweiterte „mántschgern“ in der Bedeutung „mühsam kauen“.

Dtsch. Maa. I. S. 375) vergleichen. Die Sprachvergleichung hätte einen Talmud von Gesetzen, um das Hindernis des nd. *p* (*dorp*) zu beseitigen, etwa eine Motion mit *-n* und deren Assimilation an den Schlussconsonanten des Stammes. Man hätte ferner schon in der ersten Auflage des Et. Wb. „Lawine" anstatt mit Fremdwörtern, mit deutschen „lähnen", „Lähne" verglichen usw.

Indem wir die reichliche Belehrung, die wir aus dem I. Jahrgange dieser Zeitschrift schöpfen, uneingeschränkt erkennen und dankbar hinnehmen, hielten wir es anderseits für unsere Pflicht, auszusprechen, was wir in stärkerem Grade von dieser Zeitschrift für die Zukunft erwarten möchten: eine ausgiebige Vertiefung ins altüberlieferte, deutsche Volksleben.

J. W. Nagl.

Englische Hilfsmittel zum Studium des Deutschen und Französischen.

Die Journalisten. Lustspiel in vier Acten von Gustav Freytag. Edited with Introduction, Notes and Index by H. W. Eve, M. A., Late Fellow of Trinity College, Cambridge. Cambridge: At the University Press 1900. 8°, XIX u. 183 SS.

Die Einleitung enthält eine ziemlich ausführliche Studie über den Lebensgang und das literarische Wirken Gustav Freytags, sowie eine Analyse seines Lustspiels „Die Journalisten". Der nun folgende Text ist gut gedruckt bis auf die Stelle S. 26, Z. 9—10: „Ich will Dich nicht unterhalten von dem Vertrauen, da*ß* ich in Deine Talente setze". Aufgefallen ist mir einigemal die englische Art der Silbentheilung: S. 18, Z. 17—18 Zeit-ung, S. 28, Z. 29 bis 30 Mein-ung, S. 56, Z. 30—31 Stell-ung. Die Anmerkungen, die sich an den Text anschließen, sind sehr gewissenhaft ausgearbeitet und legen ein treffliches Zeugnis von der genauen Vertrautheit des Herausgebers mit der deutschen Sprache ab. Nur einige wenige derselben mögen als nicht ganz zutreffend hier herausgehoben werden. S. 130 zu 4, 17 „bewundern without zu, helfen being treated as a verb of mood". Dazu ist zu bemerken, dass „helfen", wie „lehren", „heißen" usw., den reinen Infinitiv regiert, ohne deshalb ein Modalverb zu sein (vgl. engl. *to bid* und manchmal auch *to help*). S. 139 zu 21, 7 „es fehlte an ...; the impersonal construction is much commoner than the personal construction es fehlten sechs Zeilen". Hier wurde übersehen, dass „an" das Ungefähre oder Beiläufige bezeichnet, so dass die Sätze „es fehlte an sechs Zeilen" und „es fehlten sechs Zeilen" sich nicht ganz decken. — S. 144 zu 29, 16 „stört: in an oblique command, German, like other languages, uses the subjunctive as, „Sorgt, dass mein Onkel uns nicht überfalle". But there is a

growing tendency to substitute the indicative, as is also the case in final sentences after damit". Es hätte hinzugefügt werden sollen, dass die Setzung des Indicativs statt des in der Schriftsprache einzig möglichen Conjunctivs der conversationellen Sprache eigenthümlich ist. So ist auch zu erklären die Stelle S. 38, 21—23: „Damit noch heut abend beim Fest den Wählern die nöthige Mittheilung gemacht werden kann". — S. 144 zu 30, 30 „auf dem Schlosse, not in dem Schlosse. The idea is 'up at', 'castles' being on high ground." Beide Ausdrucksweisen sind üblich. — S. 145 zu 32, 20 „vertritt . . meine Stelle, 'represent me', not vertritt mich". Das letztere könnte ganz gut für das erstere stehen. — S. 155 zu 53, 8 „um das, not darum, because das is emphatic". Aber „um das" in der Stelle „Wozu machen Sie sich Sorgen um das?" ist nicht „emphatisch", sondern charakteristisch für das schlechte Deutsch des Schmock.

Ein Index zu den Anmerkungen beschließt das schöne Bändchen, welches auch deutschen Studenten bei der Übersetzung der „Journalisten" ins Englische gute Dienste leisten wird.

First French Book according to the „New" Method of Teaching Modern Languages by D. Mackay, M. A. of Ayr Academy, N. B. and F. J. Curtis, Ph. D., B. A. of Vienna University, late of Dollar Institution, N. B. With 44 Illustrations. London, Whittaker & Co. 1900. 8°, XVIII u. 343 SS. Preis 2 s. 6 p.

Endlich hat man sich auch in England, dem Lande des Conservatismus, entschlossen, beim Unterrichte in den fremden Sprachen die alte Methode mit der neuen, die bei uns schon zwei Decennien besteht, zu vertauschen. Das vorliegende „First French Book", das zum Theil von dem unseren Neuphilologen bestens bekannten Wiener Lector, Dr. F. Curtis, verfasst ist, hält sich streng an die Grundsätze der „directen" Methode. Nach einem sorgfältigen „Lautiercurs" wird sofort zwischen Lehrer und Schüler französisch gesprochen. Den Stoff dazu bieten *a*) die unmittelbare Anschauung, wie sie die Gegenstände des Classenzimmers, die Körpertheile, die Farben, die Uhr, die Mahlzeiten, die Münzen, die Kleidung usw. bieten; *b*) die verschiedenen Rechenoperationen, die Zeiteintheilung, die Besprechung geographischer Verhältnisse auf Grund von Landkarten; *c*) die Besprechung eines Bildes, das eigens für das Lehrbuch concipiert worden ist und ein französisches Dorf darstellt; *d*) die Analyse verschiedener Thätigkeiten nach Gouin'scher Methode. Dieser reichhaltige Sprechstoff wird noch mit vielen kleinen Anekdoten, Räthseln, Gedichtchen und Liedern gewürzt, zu welch letzteren auch die Melodien abgedruckt sind (S. 188—199). Diejenigen Lehrer, die auf das Übersetzen in die fremde Sprache nicht verzichten wollen, werden eine große Anzahl von Übersetzungsübungen finden (S. 149—178). Einige Lectionen sind phonetisch umschrieben (S. 179—187). Die übrigen

Theile des Buches sind: Notes for Teachers (S. 200—222), Grammar (223—270), Vocabulary (271—338). In dem letzteren werden auch genaue Hinweise auf Stellen des Textes gegeben, was sehr nachahmenswert ist.

Die englischen Schulen, die ihre Schüler nach diesem Lehrbuche in das Französische einführen, sind aufrichtig zu beglückwünschen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Böhmisches Lesebuch für die Oberclassen deutscher Mittelschulen. Von Dr. Karl Schober. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1900. 8°, X u. 585 SS.

Nur selten war Ref. in der Lage, ein so verwendbares Sprachbuch in dieser Zeitschrift anzuzeigen, wie das vorliegende ist. Mag eben ein für die Erlernung der zweiten Landessprache im Wege des erziehenden Unterrichtes giltiger Lehrplan was immer für Nebenanforderungen stellen, so viel steht fest, dass die praktische Aneignung einer modernen Sprache „überall die gleiche ist“, wie der Verf. selbst im „Vorworte“ treffend bemerkt. Sein Buch „stellt sich“ denn auch unmittelbar, „ohne eine Poetik oder Chrestomathie zur Literaturgeschichte sein zu wollen, in den Dienst der Erlernung der gegenwärtigen böhmischen Schriftsprache“, wobei freilich gleichzeitig dem lexikalisch-grammatikalischen, sowie dem literar-historischen Momente gebürend Rechnung getragen wird. Behufs Erreichung des in besagter Richtung gehaltenen Lehrzieles wurden denn auch die unstreitig geeignetsten, sowohl durch die Auswahl des Lesestoffes als auch die Art seiner Verarbeitung gekennzeichneten Mittel gewählt. Fürs erstere spricht vornehmlich die hier obwaltende Mannigfaltigkeit der Stücke nach ihrer inhaltlichen und stilistischen Seite hin, ein Vorzug, der nicht verfehlen kann, einerseits die Aneignung eines weitestgehenden, weil nahezu alle Unterrichtsgegenstände streifenden Wortschatzes zu vermitteln, andererseits in didaktischer Hinsicht das vielseitigste Interesse zu erregen. Dementsprechend haben prosaische und poetische Stücke eine relativ gleichmäßige Vertretung gefunden, worunter erstere auf Erzählung und Schilderung, Geschichtliches, Geographisches und Naturwissenschaftliches zurückgehen, letztere dagegen insbesondere auf Weckung und Hebung des religiösen, moralischen und vaterländischen Interesses abzielen. Die „nur mustergiltigen Schriftstellern der neueren Zeit“ mit umsichtigster Sorgfalt „entnommenen Lesestücke“ zeugen für die Vortrefflichkeit des Buches auch nach seiner stilistischen Richtung hin. Beide im Inhalt, sowie in der Form sich äußernden Vorzüge berechtigen füglich zu der Hoffnung, dass das Böhmische Lesebuch von Dr. Karl Schober binnen kurzem an den meisten Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache Verwendung finden werde.

In Bezug auf die Art der Verarbeitung des Gebotenen ist zu bemerken, dass man damit nicht bloß für die Schullectüre aller Oberclassen, sondern großentheils auch für die obligatorische Privatlectüre ausreichen kann. Ferner ist die Mehrzahl der Stücke von der äußeren und inneren Beschaffenheit, dass sie sich in je drei Lehrstunden durcharbeiten und sodann, sei es im Wege bloßen Nachbildens oder freierer Umgestaltung des Gedankeninhaltes auf Grund des gewonnenen Vocabelschatzes zu schriftlichen Übungen verwenden lassen. Nur erweist sich aus Gründen raschen Nachschlagens eine fortlaufende Numerierung des Ganzen, nicht etwa bloß einzelner Stilarten als höchst wünschenswert.

Mit den für die dem Lesebuche beigegebenen „Hilfen für die Vorbereitung" vorgebrachten Gründen ist Ref. im ganzen einverstanden; nur würde er für drei wöchentliche Stunden böhmischen Unterrichtes auch an den Oberclassen der Realschulen — und letztere scheint der Verf., trotzdem sein Lesebuch laut Titelblattes für deutsche Mittelschulen bestimmt ist, gemeint zu haben — entschieden eintreten; innerlich erscheint der in den „Hilfen" aufgespeicherte Vocabelschatz der strengsten Revision bedürftig. Denn einmal (*a*) deckt sich das Lemma seiner Bedeutung nach nicht immer mit der beigegebenen Übersetzung, das anderemal (*b*) lässt sich in mehreren Fällen die durch den Context geforderte Verdeutschung mit der thatächlich gebotenen nicht recht in Einklang bringen. Einige Stichproben mögen genügen: *a*) S. 313, 2 wird dvorec einem dvorek „kleiner Hof" gleichgesetzt. S. 316, 8 zblo geht in Wirklichkeit auf stéblo, Strohhalm zurück. S. 317, 12 ist Tondík keine Abkürzung, vielmehr ein Kosewort für Antonín. S. 318, 15 hroziti se čeho sich schrecken anst. erschrecken vor etwas; ebd. 16 podruh Inmann, besser Insaße. S. 321, 20 přelud „Geistererscheinung" erschöpft den psychologischen Begriff Sinnestäuschung nur theilweise. S. 322, 22 lidičky, volksthümliche Ansprache: 'Ihr Leutchen', gut: liebe Leute ....

Ad *b*): S. 314, 6 palouk 'Wiese' spricht der Zusammenhang für Waldwiese. S. 316, 11 splývati von Haaren nicht herabfließen oder gar zusammenfließen, sondern richtig herabwallen. S. 320, 19 und 20 záplava Überschwemmung 'kann an erster Stelle' mit Farbenpracht, an letzterer mit Dunstkreis übersetzt werden. S. 322, 22 stárek 'Altgesell' = Obermüller! .... Freilich darf man sich nicht verhehlen, dass gar manches (besonders einem Neruda oder Sv. Čech entnommenes) Stück infolge der feinsten Nuancierung der Wortbedeutung, einer nahezu erdrückenden Fülle metaphorischer Fiction, sowie der so schwer wiederzugebenden Action des böhmischen Verbs selbst für den besten Kenner beider Landessprachen, wie der Verf. einer ist, eine nur unter großer Gefahr zu umsegelnde Klippe bedeutet. — Ferner wird gegenüber abermals auftretenden Vocabeln nicht durchschlagend die gleiche Verhaltungsweise beobachtet, indem bald der Weg einfacher Rück-

verweisung, bald der wiederholter wenn auch bei gleicher Vorstellung zuweilen abweichender Deutung eingeschlagen wird. So wird beispielsweise S. 317, 12 mýtina mit „Waldblöße", S. 374, 4 mit noch dazugesetztem 'Rodung' wiedergegeben; S. 319, 17 zásep 'Aufschüttung (ein erhöhter Steg vor dem Hause)', dagegen S. 374, 3 heißt es: 'záspa ... ein aufgeschütteter Weg um das Haus', wobei zu bemerken ist, dass solche Terrassen — dies die verständlichste Verdolmetschung — oder, wenn man das Lehnwort meiden will, Erdschütte lediglich vor dem Hause (in Dörfern) denkbar sind.

Die von A. Králíček beigegebene „Kurzgefasste Übersicht der böhmischen Literaturgeschichte" führt ganz im Sinne des für die mährischen Realschulen giltigen Lehrplanes die historische Entwicklung der böhmischen Literatur vor (S. 288—310), wobei die trotz aller Knappheit beobachtete Rücksichtnahme auf die für die jedesmalige Richtung des Schriftthums maßgebenden historischen Einflüsse besonders lobend hervorzuheben ist; desgleichen dürften die bloß in Fußnotenform auftretenden biographischen und bibliographischen Notizen von Seite aller Pädagogen volle Zustimmung finden. Nur darf man uns bei einer Neuauflage mit der sogen. „Königinhofer Handschrift" nicht mehr kommen; sodann wolle man sich den gar so häufigen Gebrauch von pronom. který (S. 288) ersparen, sowie die wiederholte Anwendung von povstati und nacházeti schön vermeiden. Gleicherweise fällt die mehrfache Stellung des Verbindungswortes však (= avšak) an die Spitze und des sog. Verbum finitum ans Ende des Satzes auf.

Ref. glaubt demnach sowohl im Hinblick auf den zweckentsprechenden Ausbau und die lichtvolle Gliederung des Stoffes, als auch auf dessen formale Zielsetzung sein Gesammturtheil nicht knapper und treffender aussprechen zu sollen, als wenn er das besprochene Lesebuch allen jenen als Muster hinstellt, die vice versa ein deutsches Lesebuch für die Oberclassen böhmischer Mittelschulen sei es bereits verfasst haben (Trnka-Veselík) oder etwa im Begriffe sind ein solches zu verfassen.

Olmütz. Dr. Fr. Kovář.

Ernest Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la revolution. Tome premier. II. Les origines, la Gaule indépendante et la Gaule romaine par G. Bloch. Tome deuxième. II. Les Premiers Capétiens (987—1137) et tome troisième I. Louis VII, Philipp-Auguste, Louis VIII. (1137—1226) par A. Luchaire. Paris, Hachette 1901. 456, 414 und 417 SS. kl. 4°.

Nicht weniger umfassend und eindringend als in Deutschland werden die historischen Studien seit mehreren Jahrzehnten in Frankreich betrieben; wurde die neuere und neueste Geschichte

daselbst von jeher eifrig gepflegt, so ist dies neuestens in mindestens ebenso hohem Grade in Bezug auf die ältere und mittlere Geschichte Frankreichs der Fall. Die Production auf diesem Gebiete umfasst nicht bloß Untersuchungen über den Wert und die Bedeutung einzelner Geschichtsquellen und im Anschlusse daran die Publication der einschlägigen Texte, viel eifriger werden kleinere und größere Partien der allgemeinen Geschichte Frankreichs, seiner Provinzen usw. behandelt. Was im Hinblicke darauf in den letzten Jahrzehnten geleistet wurde, ist nach jeder Seite hin bedeutsam. Es muss unter diesen Umständen als ein Verdienst des vorliegenden Werkes bezeichnet werden, dass es den Versuch unternimmt, die Resultate aller dieser Einzelstudien in zusammenfassender Darstellung weiteren Kreisen vorzulegen. Das Verdienst ist umso größer, als die früheren Arbeiten wissenschaftlichen Charakters über französische Geschichte größtentheils veraltet sind. Das vorliegende Werk wird daher eine thatsächliche Lücke, die von vielen schmerzlich genug empfunden worden ist, ausfüllen. Wie in der Darstellung der deutschen Geschichte in jüngster Zeit meist eine Theilung der Arbeit eingetreten ist, indem die einzelnen Perioden verschiedenen Fachmännern zur Bearbeitung überlassen wurden, so ist das auch bei dem vorliegenden Werke, dessen Oberleitung Lavisse übernommen hat, der Fall. Das Titelblatt nennt die einzelnen Mitarbeiter: Bayet, Bloch, Carré, Coville, Kleinclausz, Langlois, Lemonnier, Luchaire, Mariéjol, Petit-Dutaillis, Rebeliau, Sagnac und Vidal de la Blache, von denen einzelne sich bereits eines bedeutenden literarischen, über die Grenzen Frankreichs hinaus reichenden Rufes erfreuen. Das ganze Werk wird 16 Halbbände zu je 400 Seiten fassen und innerhalb zweier Jahre vollendet sein. Es soll in allen Theilen auf den neuesten Standpunkt der Wissenschaft stehen und ohne einen schweren literarischen Apparat mit sich zu führen, einen Überblick über die wichtigeren Leistungen auf den einzelnen Gebieten der französischen Geschichte gewähren.

Im ganzen liegen bisher drei Halbbände vor. Man dürfte unter ihnen den ersten am meisten willkommen heißen, da er sich mit einem Gegenstand beschäftigt, der trotz seiner Wichtigkeit und des von Jahr zu Jahr stärker anwachsenden Materials an Hilfsschriften seit den Tagen Amadée Thierrys eine zusammenfassende Behandlung nicht mehr gefunden hat. Der Band schildert in zwei größeren Abschnitten von ungleichem Umfang, von denen der erste zwei, der zweite drei Bücher zählt, „Die Urzeit Galliens und die römische Eroberung", und die Römerherrschaft in Gallien bis an den Ausgang des vierten Jahrhunderts". Im ersten wie im zweiten Theile tritt die äußere Geschichte vor der Darstellung der Zustände der Urzeit, die Zeit der Selbständigkeit Galliens und der Römerherrschaft stark zurück. Die prähistorische Zeit wird durchaus knapp behandelt, ausführlicher sind die folgenden Partien

dargestellt: Die Völkerschaften der historischen Zeit, die Gestaltung des gallischen Lebens nach Bildung, Religion, Institutionen usw. Eine ansprechende Darstellung hat die römische Eroberung gefunden. Der Stoff ist wie im allgemeinen, so auch in den Einzelnabschnitten nach sachlichen Gesichtspunkten wohl gegliedert. Die Übersicht wird durch kurze, zusammenfassende Seitennoten wesentlich erleichtert. Der zweite Haupttheil schildert die Verfassung der Provinz Gallien und der städtischen und nichtstädtischen Gemeinden und die allmähliche Romanisierung des ganzen Landes. Da sich der Verf., Prof. Bloch an der Universität Lyon, schon seit langen Jahren als einer der tüchtigsten Kenner des römischen Alterthumes erwiesen hat, so war von vorneherein eine durchaus tüchtige Arbeit von ihm zu erwarten. In der That ruht das Buch auf einer äußerst sorgsamen Durchforschung des einschlägigen Quellenmaterials, vor allem des inschriftlichen, und einer genauen Kenntnis der älteren und neueren Literatur, aus der namentlich die deutsche stark angezogen wird. Jedem Capitel wird eine zwar knappe, doch ausreichende Übersicht der Quellen und neueren Darstellungen vorausgeschickt; der Apparat der Noten wird nur spärlich verwendet, doch fehlt es nicht an den Stellen, wo es nöthig ist, an den entsprechenden Hinweisungen, ja mitunter ausführlichen Citaten (S. 304). Das Buch befriedigt auch nach der formellen Seite und verdient so die Anerkennung, das ihm von streng fachmännischer Seite (Deutsche Lit.-Zeitg. 1901, Nr. 19) bisher zu Theil geworden ist. Auch der Verf. der beiden folgenden Halbbände hat sich durch eine Reihe von tüchtigen Arbeiten als ausgezeichneter Kenner der von ihm behandelten Periode erwiesen. Es darf hier nur an seine Recherches historiques et diplomatiques sur les premières années de la vie de Louis le Gros (Paris 1886), an seinen Louis VI le Gros (Paris 1890), an sein Manuel des Institutions françaises, Période de Capétiens directs (Paris 1892), an seine Mitarbeit an der allgemeinen Geschichte von Lavisse und Rambaud erinnert werden. Diesen Arbeiten schließt sich die vorliegende in würdiger Weise an. Der erste Halbband (II 2 des ganzen Unternehmens) enthält die Periode der ersten Capetinger von 987—1137. In zwei Theilen von gleichem Umfang erhalten wir erstens eine treffliche Schilderung des feudalen Staates und der Kirche im XI. Jahrhundert und der Zeit am Ende des XI. und Anfang des XII. Jahrhunderts, die hier, etwas maniriert, La Renaissance française genannt wird. Der erste Theil gibt eine Charakteristik des feudalen Regiments, schildert die großen Herrschaften und Dynastien in den einzelnen Theilen Frankreichs, die Herrschaften des französischen Adels außerhalb Frankreichs, Kirche und äußere Geschichte des Königthumes in dieser Zeit (die vier ersten Kapetinger) und die literarischen und künstlerischen Zustände Frankreichs. Der zweite Theil bietet eine ins einzelne gehende Schilderung der durchgreifenden Änderungen, die in Staat und Kirche

seit dem Ende des XI. Jahrhunderts vorgenommen wurden. Im folgenden Theil wird die Gregorianische Reform in ihrem Ursprung, ihrer Ausdehnung und ihren Resultaten, dann das Verhalten Frankreichs zur Kreuzzugsbewegung, die Reform der Domcapitel, der Klöster, das Entstehen der großen Vasallenfürstenthümer und die Wirksamkeit Ludwigs VI., hierauf die Emancipation der unteren Volksclassen, die kirchliche und gelehrte Opposition der Zeit und der Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste besprochen. Im ganzen ist die Anlage des Buches wie die im ersten Halbband. Auch hier werden jedem einzelnen Capitel Literaturangaben vorausgeschickt, unter denen namentlich die neuere deutsche Geschichtsschreibung stark vertreten ist. Wünschenswert wäre es wohl gewesen, wenn mindestens bei einigen Capiteln ein genaueres Verzeichnis der zeitgenössischen Quellen angefügt worden wäre. Was in dieser Beziehung vorliegt, ist nichts als ein magerer Hinweis auf die Sammlung, in der dieses Quellenmaterial gedruckt ist; das ist aber für jene Kreise, die über die Darstellung dieses Buches hinaus weitere Belehrung suchen, entschieden zu wenig. Im folgenden Bande ist ja diesem Übelstande einigermaßen abgeholfen, indem hier nicht bloß die neueren literarischen Behelfe, sondern auch die Quellen selbst angeführt werden. Dieser Theil (Bd. III, 1. Abth.) schildert das Wachsthum des französischen Königthumes unter den großen Regierungen Ludwigs VII. und Philipps II. August, dessen äußere und innere Politik eine eingehende Behandlung findet, also den Widerstreit des capetingischen mit dem Königshause der Plantagenet, die großen Erwerbungen unter Philipp II. August und Ludwig VIII. sodann das geistige Leben in Frankreich im XII. und XIII. Jahrhundert, Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis, das Klosterleben, Adel, Bürgerthum und Bauernschaften. Die Darstellung ist auch in diesen beiden Bänden eine sachgemäße; die typische Ausstattung eine vorzügliche. Ein Namens- und Sachregister dürfte wohl erst dem letzten Halbband beigegeben werden.

Graz. J. Loserth.

Führer durch Dalmatien. Herausgegeben vom Verein zur Förderung der volkswirtschaftlichen Interessen des Königreichs Dalmatien. Verfasst von Reinhard E. Petermann. 165 Illustrationen von L. H. Fischer, 4 geographische Karten und 4 Stadtpläne. Wien, Alfred Hölder 1899. 8°, LX u. 602 SS. Preis K 6.

Ein allerdings dickleibiges, aber dafür auch sehr eingehendes Reisehandbuch, das vorzügliche landschaftliche Schilderungen, allgemein Interessantes über Geologie, Klima, Flora und Fauna Dalmatiens und der Adria bringt. Das Werk ist überdies aus-

gezeichnet durch genaue geschichtliche Daten, durch moderne Statistik der behandelten Gebiete und außerordentlich instructive, gut gewählte Bilder, die größtentheils auf künstlerisch aufgefasste Photographien zurückgehen, z. Th. auf Aquarelle nach der Natur. z. Th. dem Kronprinzenwerk entlehnt sind. Die Leser dieser Zeilen wird besonders der archäologische Theil interessieren. Es scheint uns zweifellos, dass Dalmatien von Jahr zu Jahr immer mehr an Fremdenzufluss gewinnen muss. Wir sind nicht mehr allein auf den Schiffsverkehr von Triest, Pola oder Fiume aus angewiesen, um die landschaftlich und historisch zu den interessantesten Theilen Europas zählenden südlichen dalmatinischen Plätze zu erreichen. Seit Mitte Juli 1901 ist es möglich, auch auf dem Landwege mit der Eisenbahn von jedem beliebigen Punkt Österreichs aus über Serajevo, Mostár und Metkovič nach Ragusa und bis Castelnuovo an der Bucht von Cattaro zu gelangen. Das historisch weitaus interessantere Spalato ist ebenfalls auf diesem Wege ohne Beschwerlichkeit zu erreichen. Das vorliegende Werk eignet sich auch zur Lectüre für Schüler.

Zu corrigieren ist auf der Karte von Dalmatien die Verwechslung des Zeichens für projectierte Eisenbahnen und solchen im Betriebe, und auf S. 598, Z. 9 v. o. ist der Name Böcklin richtig zu stellen.

Troppau. Rudolf Böck.

Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten. Von Dr. Karl Schwering, Director des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums in Trier. 2. Auflage. Preis geb. 1 Mk. 30 Pf.

100 Aufgaben aus der niederen Geometrie, nebst vollständigen Lösungen. Mit 104 Abbildungen. Von demselben. 2. verb. Auflage. Freiburg i. Breisgau, Herder 1899. Preis geb. 2 Mk. 35 Pf.

Die Ausarbeitung des ersten der vorliegenden Bücher schließt sich an die bestehenden Lehrpläne an. Der Lehrstoff ist in drei Lehrgänge eingetheilt, von denen der erste die grundlegenden Sätze für ganze positive Zahlen, die Lehre von den Decimalbrüchen, jene von den Gleichungen mit einer Unbekannten, der zweite die Theorie der negativen Zahlen, die der Gleichungen mit mehreren Unbekannten, die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen, endlich jene von Gleichungen zweiten Grades enthält. Im dritten Lehrgange wird die Lehre von den Potenzen, Wurzeln und Logarithmen fortgesetzt, die Theorie und Anwendung der arithmetischen und geometrischen Reihen vorgenommen, auf die wesentlichsten Sätze von den imaginären Zahlen eingegangen, der binomische Satz gelehrt und auf die Gleichungen höherer Grade, sowie auf die Theilbarkeit der Zahlen Rücksicht genommen.

Aus dem Multiplicationsgesetze werden die umgekehrten Rechnungsarten als Gleichungsaufgaben abgeleitet und die Erweiterung des Zahlengebietes auf Grund des Permanenzgesetzes vorgenommen. Es wurden zahlreiche Übungsaufgaben dem Buche beigegeben, und kein Theorem ist ohne Zahlenbeispiel gegeben worden.

Was die Decimalbrüche betrifft, so wäre es angezeigt gewesen, diese Lehre etwas ausführlicher zu gestalten und namentlich auch auf das Rechnen mit unvollständigen Decimalzahlen Bezug zu nehmen. — In der Theorie der Gleichungen mit mehreren Unbekannten hätten die verschiedenen Auflösungsmethoden scharf voneinander getrennt angegeben werden sollen. Auf die Darstellung der Wurzeln solcher Gleichungen durch Determinantenausdrücke ist die gebürende Rücksicht genommen worden. — In der Lehre von den Gleichungen zweiten Grades wurde das Theorem der Wurzelfactoren vermisst, dessen Bedeutung in den Anwendungen nicht zu unterschätzen ist. Von hervorragendem Interesse ist das, was der Verf. im § 19 über die Betrachtung der Wurzeln nach ihrem Begriffe und ihrer Wertbestimmung sagt. Das über die Auflösung von Gleichungen nach einer angegebenen Näherungsmethode Gesagte verdient alle Beachtung. — Im Anschlusse an die arithmetischen Progressionen werden einige Reihen aufgestellt, in denen die Potenzen der natürlichen aufeinanderfolgenden Zahlen erscheinen. — In der Lehre von den geometrischen Progressionan wird als sehr geeignetes Beispiel die Theorie der periodischen Decimalbrüche einbezogen. Nur dürftig ist die Zinseszins- und noch mehr die Rentenrechnung behandelt worden. — Von den nun folgenden complexen Zahlen wird die Normalform aufgestellt und das Theorem von Moivre erörtert und angewendet. — Recht anschaulich und den Schulforderungen vollkommen entsprechend ist der binomische Lehrsatz für ganze positive Exponenten zur Sprache gebracht worden; der Schluss von n auf $n + 1$ leistet hier ganz vorzügliche Dienste. Die weiter gegebenen Anwendungen des Binomialtheorems, die wir in dem Buche antreffen, können jedenfalls noch dem Unterrichte einverleibt werden. Von den Gleichungen höherer Grade wird der Satz deduciert, dass jedes Gleichungspolynom als das Product der Wurzelfactoren darstellbar ist, ferner der, dass eine Gleichung vom $n$ten Grade nicht mehr als n Wurzeln besitzen kann. Wichtig erscheint auch die Aufgabe, einen gegebenen Ausdruck n. Grades durch einen gegebenen Ausdruck m. Grades zu dividieren, wobei $n > m$ ist. Auf die Theorie der Gleichungen vom 3. Grade, auf jene der Resolvente kann füglich der Mittelschulunterricht verzichten. — Die wenigen Sätze über die Theilbarkeit der Zahlen, welche am Schlusse des für die Schule sehr geeigneten Buches aufgenommen worden sind, werden sich im Unterrichte recht vortheilhaft erweisen.

Das zweite Buch ist für die drei oberen Classen der höheren Lehranstalten bestimmt; das Buch soll bei der Wieder-

holung des gesammten Lehrstoffes fördernd wirken und es soll die Thätigkeit selbständigen Denkens und des Umsetzens von Wissen in Können durch dieses Buch vermittelt werden. Die Lösungen der mannigfachen Aufgaben, welche der Planimetrie und der Stereometrie entnommen sind, wurden nicht nur angedeutet, sondern erschöpfend durchgeführt. Die zur Lösung erforderlichen Sätze sind in den meisten Fällen in ihrem Wortlaute beigefügt worden. Auf die Construction ist besondere Sorgfalt verwendet worden und es wurden — ein erfreulicher Fortschritt — auch den stereometrischen Aufgaben dieser Art die gebürenden Beachtungen zutheil. Durch Entfernen von Langeweile und Schwierigkeiten, sowie durch Vermeiden von Künsteleien wurde ein Buch geschaffen, das dem Unterrichte nur mit großem Nutzen zugrunde gelegt werden kann. In der Anordnung der einzelnen Aufgaben ist ein gewisser natürlicher Zusammenhang und eine Reihenfolge nach Lösungsmethoden angestrebt worden. Wenn der Verf. sagt: „Der zur Lösung führende Gedanke soll an jeder Aufgabe klar hervortreten; die Schwierigkeit soll ein gewisses Mittelmaß nicht überschreiten, aber auch erreichen; der Lösungsgedanke soll für andere Aufgaben fruchtbringend sein“, so sind dies Sätze, mit denen wir uns im Sinne einer gesunden Didaktik vollkommen einverstanden erklären können. Auf die Determination der einzelnen Aufgaben ist besondere Rücksicht genommen worden, was ebenfalls anerkennend hervorgehoben werden soll.

Die Behandlung einiger Aufgaben über Maxima und Minima kann als recht gelungen bezeichnet werden. — Wie schon früher erwähnt wurde, ist neben der Construction auch die Rechnung der betreffenden Aufgabe angegeben worden. Letztere ist neben der ersteren manchmal zu weitläufig und zu wenig übersichtlich, wie z. B. die Aufgabe zeigt: „In einem Dreiecke soll ein Punkt gefunden werden, von welchem aus gesehen die drei Seiten unter gleichen Winkeln erscheinen.“ Der Verf. hat auch, wo ihm durch die Natur des Problems die Gelegenheit geboten war, von den Kegelschnitten manche Lehre herangezogen, so z. B. führt ihn die Aufgabe, einen Kreis zu zeichnen, der durch zwei gegebene Punkte geht und eine gegebene Gerade berührt, zur Entwicklung der Grundsätze über die Parabel. — Auf die in 31 angegebene Lösung der quadratischen Gleichung durch Zeichnung hat der Ref. vor fast zwanzig Jahren aufmerksam gemacht, u. zw. in der 'Zeitschr. f. d. Realschulwesen in Österreich'. — Die Malfatti'sche Aufgabe, welche darin besteht, in ein gegebenes Dreieck drei Kreise zu beschreiben, von denen jeder die beiden anderen und zwei Seiten des Dreieckes berührt, wird nach dem Vorgange von Schellbach gelöst. — Manchmal stimmt die angegebene Lösung zur Forderung nicht; so finden wir in der Aufgabe 54: Ein Kreisviereck aus seinen vier Seiten zu zeichnen als Lösung die Berechnung des Flächeninhaltes eines Sehnenviereckes als Function

seiner vier Seiten. Sehr bemerkenswert fanden wir auch die Aufgabe: Ein Punkt O im Innern eines Dreieckes ist durch das Gewicht P beschwert. Wie viel hat jede Ecke zu tragen? besonders aus dem Grunde, weil in dieser Aufgabe eine überraschend einfache Lösung des Theorems von Ceva enthalten ist.

In den Aufgaben über Stereometrie werden unter anderen die drei Grundformeln der sphärischen Trigonometrie in sehr einfacher und eleganter Weise abgeleitet. Die Aufgabe: „In einer Wand befindet sich ein dreiseitiges Fenster; welchen Theil des Himmelsgewölbes kann man durch dasselbe erblicken?“ leitet den Verf. zu einer sehr beachtenswerten Ableitung des Euler'schen Polyedersatzes. Es könnten noch viele Aufgaben hervorgehoben werden, welche sicher dem Interesse des Lehrers begegnen werden.

In einem ersten Anhange sind die imaginären Größen eingehend behandelt worden; es wird an dieser Stelle auch die Lösung binomischer Gleichungen gelehrt. Im Anschlusse an das Binomialtheorem von Newton werden die Reihen für die Exponentialfunction und für die Cosinus- und Sinusfunction aufgestellt und die logarithmische Reihe abgeleitet. Wir finden auch hier eine Methode zur verhältnismäßig bequemen Rechnung von π. In einem zweiten Anhange sind recht geeignete Übungen zu den früher gelösten Aufgaben zusammengestellt, welche eine Erweiterung des reichhaltigen Übungsmateriales darstellen.

Wir empfehlen das vortreffliche Buch, das uns aufrichtige Freude bereitete, als einen ausgezeichneten Unterrichtsbehelf Lehrern und Schülern der höheren Schulen. Bei der Lösung der einzelnen Aufgaben wird man aber gut thun, jedenfalls nach dem Schema: Analysis, Construction, Beweis, Determination zu arbeiten und die allerdings oft vorkommende und störende Breite des Ganges dabei zu vermeiden.

Rapports présentés au Congrès international de Physique réuni a Paris en 1900. Rassemblés et publiés par Guillaume et Poincaré, secrétaires généraux du Congrès. Paris, Gauthier-Villars 1900.

Das vorliegende in drei starken Bänden erschienene Werk verdankt sein Entstehen dem internationalen Congresse der Physiker, der anlässlich der Ausstellung in Paris im Jahre 1900 tagte. Angeregt wurde dieses monumentale Werk vorzugsweise durch den Präsidenten des Congresses Cornu.

In dem Buche wurden Forschungen festgehalten, denen eine höhere Bedeutung und eine bedeutende Tragweite zukommt. Es war den Mitarbeitern an dem Werke auch darum zu thun, den jetzigen Standpunkt unserer Ansichten über mehrere Naturerscheinungen zu fixieren, um den Physikern späterer Zeiten ein vollständig klares Bild derselben zu hinterlassen. Selbstverständlich

wurden meist die Forscher selbst herangezogen, um über ihre Arbeiten zu berichten. So werden die Physiker aller Länder in dem Buche eine große Anzahl neuer und interessanter Studien finden.

Der erste Theil handelt von den allgemeinen Fragen der Physik, von der physikalischen Meßkunde, von der mechanischen und der Molekularphysik. Eingeleitet wurde dieser Band durch eine sehr bemerkenswerte Studie Poincarés über die Beziehungen zwischen der experimentellen und der mathematischen Physik und durch eine zweite nicht minder bemerkenswerte Abhandlung von Benoit über die Genauigkeit bei der Bestimmung der Längen in der Meßkunde. Arbeiten über die Anwendung der Interferenzmethoden bei der Bestimmung der Längen, über die thermometrischen Scalen, über das mechanische Wärmeäquivalent, über die Wärmecapacität des Wassers, die Geschwindigkeit der Schallfortpflanzung sind beachtenswert. In außerordentlich übersichtlicher und klarer Weise wurden die hydrodynamischen Wirkungen in der Entfernung nach der Theorie von Bjerkness dargestellt. Spring tritt mit seiner berühmten Arbeit über die Eigenschaften der festen Körper auf, wenn diese bedeutenden Drucken ausgesetzt werden; van der Mensbrugghe hat einen Aufsatz über die Erscheinungen der Capillarität für das Werk geschrieben. Weiters sind bemerkenswert die Arbeiten über die Osmose und die halb durchlässigen Wände, über die kinetische Theorie der Gase und das Princip von Carnot. Als schätzenswerte Beiträge zur Molekularphysik sind zu bezeichnen die Arbeiten von Amagat über die experimentelle Statik der Flüssigkeiten und über die Statik der Mischungen von van Der Waals.

Im zweiten Bande, der mit einer Arbeit von Lord Kelvin über die Bewegung eines elastischen festen Körpers, der von einem Körper durchsetzt wird, der auf ihn durch Attraction oder Repulsion wirkt, beginnt, sind es vorzugsweise die Strahlungserscheinungen, welche berücksichtigt werden. Wir finden daselbst auch die berühmte Abhandlung von Cornu über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes. Poynting hat seine Theorie der Fortpflanzung der Energie und der elektrischen Tension im elektromagnetischen Felde dargelegt. Righi verbreitet sich über die elektrischen Wellen, Branly spricht von den Radioconductoren. Sehr beachtenswert ist auch der Aufsatz von Arrhenius über die elektrolytische Dissociation der Lösungen.

Lorentz hat im dritten Bande die Theorie der magnetooptischen Erscheinungen, die in neuester Zeit entdeckt wurden, eingehend behandelt. Die Strahlung des Uraniums und die physikalischen Eigenschaften der Strahlung der sogen. radioactiven Körper sind Gegenstände der Aufsätze der Forscher Bequerel und Curie geworden. Die Schlüsse, die man aus den Untersuchungen über den Durchgang der Elektricität durch Gase auf

die Constitution der Materie gezogen hat, entwickelt J. J. Thomson in eleganter und genialer Weise. Bichat und Swyngedauw besprechen die actino-elektrischen Erscheinungen, die durch violette Strahlen hervorgerufen werden. Interesse erregend ist auch die Abhandlung, die von der elektromotorischen Gegenkraft des Voltaschen Lichtbogens handelt (v. Lang).

Potier berichtet über mehrphasige Ströme, Blondel über die directe Aufzeichnung von veränderlichen Strömen.

In das Gebiet der Geophysik gehören mehrere im dritten Bande des Buches enthaltene Aufsätze; so unter anderen über die Gravitationsconstante (Boys), über Seeoscillationen (Forel und Sarasin), über das Eis und die Gletscher von Hagenbach. Über die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiete der atmosphärischen Elektricität handelt Franz Exner ab. Als classische Arbeit kann jene von Crova über die Sonnenconstante angesehen werden. Über das Nordlicht spricht Paulsen, und zwar auf Grund der Arbeiten, welche von den Dänen in Island veranstaltet wurden.

Die folgenden Arbeiten sind physiologischer Art: sie beziehen sich auf die Transformationen der Energie im Organismus, auf die Erscheinungen der Retina, auf das Accomodationsvermögen des Auges, auf die molekularen Erscheinungen, welche durch Elektricität in der anorganischen und organischen Materie hervorgerufen werden. Allgemeinem Interesse wird auch die Abhandlung über die Anwendung der Spektroskopie in der Biologie und insbesonders die Anwendung dieses Wissenszweiges beim Studium des Blutes begegnen.

Aus diesen Bemerkungen ist wohl die hohe Bedeutung des vorliegenden großartig angelegten Werkes, das als ein physikalisches Monumentalwerk bezeichnet werden kann, zu ersehen. Die besten Kräfte und hervorragendsten Forscher haben an dem Gelingen desselben besten Antheil genommen. Für den Forscher wird es eine Fülle des Wissenswerten bieten. Die Ausstattung ist glänzend.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Heinrich Simroth, Abriss der Biologie der Thiere. **I. Theil: Entstehung und Weiterbildung der Thierwelt; II. Theil: Beziehungen der Thiere zur organischen Natur. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1901.**

Die organische Naturwissenschaft steht heute im Zeichen der Biologie. Die Kenntnis von den Lebensverrichtungen der organischen Wesen und ihren Wechselbeziehungen hat große Fortschritte gemacht und ungeahnte Einblicke in das Naturleben eröffnet.



Es ist deshalb zu begrüßen, wenn ein bewährter Forscher es unternimmt, die oft recht schwierigen und verwickelten biologischen Probleme einem weiteren Publicum verständlich zu machen. Der erste Theil behandelt die einschlägigen allgemeinen Fragen, wie den Einfluss der Schwere, die Bewegung, Licht und Farbe, die Ausbildung der Sinneswerkzeuge, die chemischen Einflüsse, den Einfluss der Wärme u. a. m. Der zweite Theil ist der speciellen Thierbiologie gewidmet und werden die mit der Nahrung, Fortpflanzung, dem Aufenthaltsorte im Zusammenhang stehenden Erscheinungen, sowie die Schutzmittel, die Symbiose und der Parasitismus an vielen interessanten Beispielen dem Leser vor Augen geführt und zu erklären versucht.

Man wird dem Autor die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass er seine schwierige Aufgabe in dem zur Verfügung stehenden knappen Raum mit Geschick und Sachkenntnis zu lösen verstanden hat. Eine Anzahl guter Holzschnitte erläutert den Text.

Naturwissenschaftliche Volksbücher. Von A. Bernstein. 5. Aufl., durchgesehen u. verbessert von H. Potonié u. R. Hennig. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Die 34. und 35. Lieferung dieses bewährten Volksbuches liegen dem Ref. vor. Sie enthalten die populäre Darstellung zweier der wichtigsten und interessantesten Fragen der modernen Naturwissenschaft: „Die Abstammungs- oder Descendenzlehre" und die „Erhaltung der Kraft", die Lecture dieser äußerst gediegenen und dabei leichtverständlichen Abhandlungen kann jedem Freunde der Naturwissenschaft bestens empfohlen werden.

Wien. Dr. Franz Noë.

Eberhard Graf Haugwitz, Der Palatin, seine Geschichte und seine Ruinen. Mit einem Vorworte von Prof. Dr. Christ. Hülsen. Mit 6 Tafeln Reconstructionen, 4 Plänen und 7 Illustrationen. Rom, Verlag von Löscher & Co. 1901. Preis 6 Mk.

Wenn man von irgend einem Buche behaupten kann, dass es einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkomme, so gilt dies von dem des Grafen Haugwitz. Für den Palatin mangelte es bisher an einer zusammenfassenden Behandlung. Der Verf. hat sich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Rom in das Studium des Palatins vertieft und sich dabei der Unterstützung keines Geringeren als des derzeit besten Kenners der römischen Topographie, nämlich Christian Hülsen, zu erfreuen gehabt. Man gebe sich nicht der Meinung hin, dass das Buch wie gewisse französische und englische '*sensations*' eine Causerie sei. Ernste Forschungen am Studiertische, eine gewissenhafte Durcharbeitung der Literatur

blicken überall durch. Der Verf. ist systematisch zu Werke gegangen. Gerade der Palatin stellt für die Anfänge und die republikanische Zeit mehr Fragen, als man befriedigende Antworten erhält. Bescheiden hat sich der Verf. in den Grenzen des bisher Wissensmöglichen gehalten und ist allen Phantasiegebilden energisch aus dem Wege gegangen, man vgl. z. B. was er über die *casa Romuli,* das *Lupercal* (S. 5 ff. 9), den *Mundus* (S. 11 ff.) sagt. Wir sehen dann vor unseren Augen den Palatin mit Tempeln und Wohnhäusern sich füllen (S. 17 ff.). Einer besonderen Würdigung wird der Tempel der *Magna Mater* unterzogen. Wie überhaupt die Regierung des Augustus eine neue Ära einleitet, so hat auch der Palatin damals sein Antlitz wesentlich geändert. Der Apollotempel ersteht neben dem schlichten Hause des ersten Kaisers in noch nie gesehener Pracht (S. 46 ff.). Seine Nachfolger, besonders die Flavier, bedecken die Platea des Hügels mit ihren riesigen Bauten, die noch heute in ihrer Zertrümmerung gewaltig wirken. Wie dann unter den Kaisern des 2. und 3. Jahrhunderts die südlichen Theile mit dem 'Hippodrom' und dem *Septizonium* entstanden, wird deutlich dargelegt. Und wie das Mittelalter zu zerstören begann, was Jahrhunderte großartiger Bauthätigkeit und Kunstübung geschaffen hatten, wie dann mit der mächtigen Erscheinung der Renaissance das Interesse an dieser merkwürdigen Stätte wiederauflebt, die Grabungen erst systemlos, endlich in unseren Tagen planmäßig durchgeführt werden, wird in lebendiger, schwungvoller Weise geschildert. Sehr gute Reconstructionen des jungen römischen Architekten G. Tognetti zeigen uns von der *area Palatina* aus den Apollotempel, die *domus Augustana* und *Tiberiana,* eine andere den Flavierpalast selbst, eine dritte die großartige Gartenanlage des 'Hippodroms'.

Für die antike Kunstgeschichte von Wert ist das nach dem Vorgange Winnefelds (vgl. die Hadrianische Villa bei Tivoli) angelegte Verzeichnis der auf dem Palatin gefundenen Statuen und Reliefs.

Für den direct praktischen Gebrauch des Buches an Ort und Stelle ist durch den 'Gang durch die Ruinen' (S. 119—159) Sorge getragen, eine Rücksichtnahme, für die ein jeder Besucher der ewigen Stadt dem Autor besonders dankbar sein wird.

Überall, aus jeder Seite des Buches leuchtet die Liebe des Verf.s zu dem heiligen Boden, den er beschreibt, hervor. Dass sich in einer Zeit des Ansturmes gegen die classischen Studien ein Officier findet, der sich für derartige, seiner Laufbahn eigentlich ganz fernliegende Probleme begeistert, ihnen eindringliche Studien widmet, zeugt von der ungebrochenen Lebenskraft der Antike, mehr als viele andere ähnliche Erscheinungen.

Rom. Dr. Ludwig Pollak.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Studien auf dem Gebiete des Schreibunterrichtes.

Es scheint, als ob, um mit jenem geistreichen Franzosen zu reden, nicht nur die Sprache gemacht sei, um Gedanken zu verbergen, sondern auch die Schrift. Oder wer hat schon, ohne Fachmann zu sein, bloß auf Grund der Schrift ein ärztliches Recept entziffern oder gar den Namen des unterschriebenen Arztes lesen können? „Bitte recht deutlich zu schreiben!" werden wir aufgefordert, wenn wir einem Geschäftsmanne zum Zwecke einer Bestellung Namen und Adresse bekanntgeben sollen. Und erhalten wir eine „Rechnung", so ist ihr Wortlaut, d. h. die Bezeichnung der gelieferten Ware, oft nur „kaufmännisch" lesbar, während die Ziffern dem schuldigen Empfänger recht deutlich in die Augen springen.

Aber nicht nur draußen im Leben, sondern auch in der Schule werden oft durch die Schrift die Gedanken verborgen. Da seufzt, wie es in jenem Liede heißt, der Lehrer nicht nur beim Unterricht, sondern ganz besonders beim Corrigieren. Denn die schriftlichen Arbeiten unserer Gymnasiasten — von solchen soll hier vorzugsweise die Rede sein — gleichen in vielen Fällen räthselhaften Inschriften, die der Lehrer Schritt für Schritt erst entziffern muss, bevor er an die sachliche Beurtheilung der Arbeit gehen kann. Und je höher die Classe, desto schlechter ist oft die Schrift; sie stehen zu einander in umgekehrtem Verhältnisse.

Und doch ist eine schöne oder doch wenigstens gefällige und natürlich auch deutlich lesbare Schrift nicht nur ein Hilfsmittel des Erfolges, besonders im Sprachunterrichte, wo die zu unterscheidenden Formen der Wörter, deutlich und ausdrucksvoll geschrieben, viel eher Eigenthum des Gedächtnisses werden, sondern auch eine gute Empfehlung. Unbewusst wird der Lehrer der Arbeit eines Schülers freundlicher, ruhiger und milder gegenüberstehen, wenn sie ihn schon durch ihre Form von vorneherein, auf den ersten Blick gewinnt, weil man aus der gefälligen Form meistentheils — Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel — auf einen tüchtigen Inhalt wird schließen dürfen und weil

eine deutliche Schrift die Arbeit des Lehrers erleichtert. Ein Schüler, der schön und ausdrucksvoll schreibt, bezeugt damit auch die dem Lehrer schuldige Ehrfurcht und Rücksicht und thut damit nicht nur seine Pflicht, sondern schafft sich auch Nutzen.

Darum sollte im Interesse von Schüler und Lehrer mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden, dass unseren Gymnasiasten eine schöne Schrift zum Eigenthume werde. Dabei ist kaum zu befürchten, dass die gewiss sehr wertvollen individuellen Züge der Schrift verloren gehen oder die Graphologen nichts mehr zu thun bekommen könnten, zumal die „Instructionen" ja auch nicht eine durchwegs gleichmäßige, sondern nur eine einfache, leserliche, gefällige Handschrift verlangen als Ziel des Unterrichtes im Schönschreiben.

Dieselben „Instructionen" aber, die dem Schreibunterrichte so weise das Ziel vorschreiben, enthalten einen inneren Widerspruch, auf den hiemit aufmerksam gemacht werden soll.

In Punkt 1, Absatz 2 der jetzt allein geltenden zweiten Auflage der „Instructionen" vom Jahre 1900, sowie im Punkte 3 wird ausdrücklich verlangt, das Heft so zu halten, dass es mit der Tischkante parallel liegt. Zwischen dieser und der im Punkte 5 ausgesprochenen Forderung, dass der Schrift die Liege-Lage zu geben ist, und zwar so, dass die Lagelinie derselben mit der Richtung der Zeile einen Winkel von ungefähr 50° einschließt, besteht nun im Hinblicke auf die im Punkte 1, Absatz 1, mit allem Nachdruck verlangte hygienische Körperhaltung beim Schreiben ein Widerspruch.

Infolge unserer Übung, von links nach rechts zu schreiben, wird im Verlaufe der Schrift nothwendigerweise eine Ortsveränderung entweder des Heftes oder unseres Körpers erfolgen müssen. Ohne Zweifel wird die Ortsveränderung des Heftes zu erfolgen haben, da die Körperhaltung, wenn sie einmal richtig erfasst worden ist, zumal bei den engen Platzverhältnissen in der Schule beizubehalten sein wird. Betrachten wir aber einmal ohne Rücksicht auf den Vorzug der Körperhaltung vor der Hefthaltung die physiologischen Erscheinungen beim Schreiben! Mit Recht verlangen die „Instructionen" in Punkt 3, Absatz 1 mit Rücksicht auf die symmetrische Anlage der Arme, dass die linke Kante des vorschriftsmäßig liegenden Heftes mit der Gesichts-Mittellinie des Körpers zusammenfalle, wobei natürlich gedacht ist, dass ich am Anfange einer Zeile, d. h. also bei der linken Kante des Heftes zu schreiben beginne. Soll nun die Körperlage sowie am Anfange der Schrift während ihres ganzen Verlaufes richtig bleiben, d. h. soll die Wirbelsäule nicht seitlich verkrümmt und infolge dessen eine Achsel gehoben werden, so muss folgerichtig jeder Buchstabe, der zu schreiben ist, in der Mittellinie des Körpers begonnen werden. Infolge der Breitenausdehnung unserer Hefte aber und infolge des Umstandes, dass der Schüler seinen Platz nicht verlassen kann noch darf, um an einer außerhalb der Mittellinie des Körpers liegenden Stelle des Heftes einen Buchstaben zu schreiben, wie es der vor einem unbeweglichen Material (Holz, Metall, Stein) stehende Inschriftenschreiber zu thun gezwungen

ist, wird sich ergeben, dass die angedeutete Ortsveränderung bei dem Hefte zu erfolgen hat. Nun entsteht die Frage, wie und nach welcher Richtung das Heft im Verlaufe der Schrift seinen Platz verändern muss. Wir fixieren also, wie es die „Instructionen", Punkt 1, Absatz 2 verlangen, den rechten Unterarm zwischen Ellenbogen und Handgelenk auf der Tischkante in einer solchen Entfernung vom Hefte, dass, während wir sitzen, die linke Kante des vorschriftsmäßig liegenden Heftes in der Mittellinie unseres Körpers liegt. Nachdem der erste Buchstabe auf diese Weise mit richtiger Körperhaltung geschrieben ist, muss für die Schreibung des nächsten Buchstabens, der wiederum in die Mittellinie des Körpers zu fallen hat, das Heft ohne Zweifel um soviel von der Mittellinie links rücken, als er von dem ersten Buchstaben rechts steht. Da wir nun aber, wie die Erfahrung lehrt, ganz instinctmäßig die Buchstaben senkrecht zur Frontlinie unseres Körpers schreiben, so wird sich von selbst ergeben, dass wir beim Schreiben das Heft immer auf gleicher Höhe, d. h. gleicher Entfernung von unserem Körper und Auge immer nur wagrecht links rücken werden; gleichzeitig wird unsere Schrift als das erscheinen, was man heute mit dem Ausdrucke „Steilschrift" bezeichnet. Nun soll aber nach unseren „Instructionen" (Punkt 5) die Lagelinie der Schrift mit der Richtung der Zeilen und, da diese parallel mit den Heftkanten laufen, auch mit diesen und, da die Heftkanten mit den Kanten des Schreibtisches parallel liegen sollen, auch mit diesen einen Winkel von 50° einschließen, d. h. die Schrift soll nicht „Steilschrift" sein, sondern die Liege-Lage besitzen. Die Thatsache aber, dass wir instinctmäßig die Schriftzeichen senkrecht auf die Frontlinie unseres Körpers schreiben, findet darin ihre Erklärung, dass das Dreieck, welches durch die beiden Schultern und die Spitze der Feder als Eckpunkte gebildet wird (der gegen die rechte Schulter gerichtete Stiel stellt dabei einen Theil einer Dreiecksseite vor) auf die Schreibfläche projiciert wird, so dass wir beim Schreiben der Hauptstriche der Buchstaben beständig Theile von Dreieckshöhen fällen. Die verlangte Lage-Linie der Schrift wird also den einen Schenkel des Winkels von 50° bilden müssen, der andere Schenkel aber, d. i. die Zeile, kann, wenn die Zeilen parallel zu den Heftkanten laufen und diese parallel zur Tischkante liegen sollen, nicht mit der Frontlinie meines Körpers, folglich auch nicht mit der Tischkante, folglich auch nicht mit den Heftkanten, folglich auch nicht mit den Zeilen des vorschriftsmäßig gerade vor mir liegenden Heftes zusammenfallen, sondern wird mit der Lage aller dieser Linien einen Winkel von 40° einschließen müssen, d. h. also: entweder muss das gerade vor mir liegende Heft unter einem Winkel von 40° schief liniert sein, oder ich muss das Heft, wenn seine Zeilen zu seinen Kanten parallel laufen, um 40° links drehen und schief legen, was übrigens die Erfahrung als unumstößliche Thatsache täglich bestätigt. Oder sollten alle die tausend Schüler, denen wir nach der bestehenden Vorschrift täglich und stündlich beim Schreiben zurufen, dass sie ihr Heft nicht schief, sondern gerade halten sollen, als ungehorsam erscheinen, wenn wir bemerken, dass sie schon wenige Secunden nach unserem Befehle

das Heft doch wieder schief halten? Nein, sie sind nicht ungehorsam, sondern folgen nur ihrem sicheren Instincte; wir aber, die Lehrer, haben von ihnen Unmögliches verlangt. Unmögliches aber vermögen die Gehorsamsten nicht! Liege-Lage der Schrift und gerade Lage des Heftes stehen also einander im Wege, und wir sind somit unter den gegebenen Verhältnissen, da es schieflinige Hefte nicht gibt, vor die Alternative gestellt: Steilschrift bei gerade liegendem Hefte oder Schiefschrift bei schief liegendem Hefte!

Bei ganz strenger Beurtheilung der Sache würde sich übrigens ergeben, dass die Schriftzeilen gar nicht geradlinig sein dürften, sondern krummlinig sein müssten; denn unter der hygienisch unabweislichen Voraussetzung, dass der schreibende Arm mit seinem Stützpunkte (zwischen Ellenbogen und Handgelenk) fix bleiben soll, kann ich mit der richtig gehaltenen Feder nur in dem Kreisbogen schreiben, der den Stützpunkt des Armes zum Centrum und jenen Theil meines Armes, der sich vom Stützpunkte bis zu der Spitze des meinen Arm verlängernden Stieles erstreckt, zum Radius hat. Trotzdem werden wir infolge der tausendjährigen Übung, sowie aus technischen und ästhetischen Gründen bei den geraden Zeilen bleiben, welche geometrisch betrachtet als Secanten der physiologisch allein richtigen kreisbogenförmigen Zeilenlinien erscheinen, und wir werden dies umso leichter thun können, als ja nicht nur das Handgelenk, sondern auch die Mittelhandknochen und Fingergelenke die Feder so dirigieren können, dass die kleine Höhendifferenz zwischen Zeilensecante und Zeilenbogen leicht überwunden werden kann, wie denn überhaupt in der Praxis des Schreibens noch größere Schwierigkeiten verschwinden oder doch nicht zu hart empfunden werden. Vom theoretischen Standpunkte aber sei auf diese Thatsachen hingewiesen!

Es ertönt nun der Schlachtruf: „Hie Steilschrift!“ „Hie Schiefschrift!“ Welche soll siegen? Soll diese Frage nicht vom rein subjectiven Standpunkte des einzelnen Beurtheilers aus entschieden werden, so muss der allgemein giltige ästhetische Standpunkt entscheiden, und dieser wird zu untersuchen haben, ob die Proportionalität der Buchstaben und ihrer Theile bei der einen Schriftlage besser gewahrt ist als bei der anderen. Bei rein mathematischer Behandlung dieser Untersuchung aber ergibt sich, dass die Proportionalität bei beiden Schriftlagen gleich ist; denn die Lagelinie der Steilschrift bildet, wenn wir für beide Schriftlagen den gleichen Ausgangspunkt wählen, den einen Schenkel eines schiefen Winkels, dessen zweiter Schenkel durch die Lage-Linie der Schiefschrift vorgestellt wird, und diese beiden Schenkel erscheinen durch die parallel laufenden Zeilen jeder für sich in gleich viele Theile getheilt, die an jedem Schenkel für sich untereinander gleich sind. Verlangen also die „Instructionen“, dass sich beispielsweise bei der Currentschrift die Mittellänge zur Ober- oder Unterlänge wie 1 : 3 verhalte, so ist dieses Verhältnis bei der Steilschrift wie bei der Liegeschrift in gleicher Weise vorhanden. Somit wird für die Wahl zwischen Steilschrift und Schiefschrift doch nur der subjective Geschmack jedes einzelnen als

Richtschnur bleiben, indem ja auch die Schiefschrift, wie oben ausgeführt worden, in gewissem Sinne eine Steilschrift ist.

Während im Vorstehenden ein directer innerer Widerspruch in den „Instructionen“ aufgedeckt erscheint, sei im Folgenden auf die Unzulänglichkeit der Bestimmungen über die Schreibhefte hingewiesen.

Was zunächst das Format der Schreibhefte betrifft, so enthalten die „Instructionen“ darüber keinerlei Vorschrift. Und doch dürfte dasselbe auf den verschiedenen Stufen des Unterrichtes nicht gleichgiltig sein. Im allgemeinen wird der Grundsatz gelten können, dass die Größe des Formates zu der Höhe der Unterrichtsstufe in einem geraden Verhältnisse stehen, d. h. dass für kleine Schreibschüler kleine, für große aber große Hefte verwendet werden sollen, und zwar in erster Linie vom hygienischen Standpunkte aus; auch dürfte es nicht ganz gleichgiltig sein, ob die zu verwendenden Hefte mehr hoch oder mehr breit sein sollen. Am richtigsten dürfte es sein, dasjenige Format der Hefte, das für die anderen Unterrichtsgegenstände verwendet wird, auch für den Schreibunterricht zu wählen, damit der Schüler nicht, wie es gegenwärtig der Fall ist, zu dem Glauben komme, er müsse in seinem Latein- oder Deutschhefte anders schreiben als im Schönschreibhefte; vielmehr soll durch die Gleichheit des Heftformates erzielt werden, was die „Instructionen“ weise verlangen: keine Malerei im Schönschreibhefte, aber auch kein unleserliches Gekritzel in denjenigen Heften, wo die Schrift nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Mittel zum Zwecke erscheint, d. h. also als goldene Mittelstraße auch hier eine einfache, deutlich lesbare, gefällige Schrift!

Bezüglich der Linierung der Hefte verlangen die „Instructionen“ sehr richtig, dass dem Gymnasiasten, der oft mit einer noch ganz unentwickelten Schrift von der Volksschule kommt, die Grenzlinien für die Buchstaben mit Ober- und Unterlänge vorgezeichnet erscheinen, weil es nothwendig ist, dem Schüler das Bild proportionierter Schriftzeichen dauernd einzuprägen. Was aber, wie es scheint, bisher sehr wenig beachtet worden ist, das ist die in Punkt 5, Absatz 6 ganz anspruchslos, ja geradezu versteckt ausgesprochene Forderung der „Instructionen“, dem Schüler bei Beginn des Schreibunterrichtes am Gymnasium außer den Grenzlinien der Ober- und Unterlänge zunächst auch noch die untere Grenzlinie der Buchstaben mit Mittellänge vorzuzeichnen, d. h. also ihm ein dreiliniges Heft in die Hand zu geben.

Denn es darf wohl mit Recht vorausgesetzt werden, dass der Formensinn eines Kindes, welches bereits fünf Jahre schreiben und zeichnen gelernt hat, so weit entwickelt sein soll, dass es versteht, die Buchstaben von einer gegebenen Grundlinie aus mit dem Augenmaße wenigstens gleich hoch zu machen. Aber so sehr pädagogisch ideal die „Instructionen“ es meinen und vorschreiben, die Praxis bleibt dahinter zurück; denn es gibt gar keine dreilinigen Hefte. Von den dreilinigen Heften soll dann zu einlinigen übergegangen werden, dann soll allmählich ohne direct vorgezeichnete Linie bloß mit Benützung einer Schriftunterlage (wohl den sogenannten „Faulenzers“) und zuletzt ohne jede Richtungslinie geschrieben werden, was methodisch vollauf berechtigt erscheint.

Dass das Papier fest, satt und gut geleimt sein soll, ist eine nur zu berechtigte Forderung; sie ist aber, wie die Erfahrung zeigt, mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit, ein ganz billiges Schreibmaterial herzustellen, nicht immer erfüllt.

Was endlich das Lineament betrifft, d. h. die Entfernung der einzelnen Zeilen und Zeilensysteme von einander, so sprechen die „Instructionen“ (unter Punkt 5, Absatz 3, 4 und 5) nur von der Schrifthöhe, und zwar von der Schrifthöhe der deutschen Currentschrift, der englischen Cursivschrift und der Rondschrift in Bezug auf einander und verlangen, dass alle Schüler einer Classe, wenn nicht ganz besondere Gründe für eine Ausnahme sprechen, in einem und demselben Größenverhältnisse schreiben sollen. Für die deutsche Currentschrift nun erscheint der Raum für die äußersten Grenzen der Buchstabengrößen in sieben gleiche Theile getheilt, von denen auf die Mittellänge ein Theil, auf die Ober- und Unterlänge (einschließlich der Mittellänge) je vier Theile entfallen. Auf die Currentschrift bezogen, beträgt dann die Schrifthöhe der „Lateinschrift“ acht gleiche Theile, von denen zwei für die Mittellänge und je fünf Theile für die Ober- und Unterlänge (wiederum einschließlich der Mittellänge) verwendet werden.

Da es nun aber eigene Hefte für den Schreibunterricht am Gymnasium nicht gibt, die Größenverhältnisse der Buchstaben aber im Schönschreibunterrichte der Volksschule, der dem am Gymnasium unmittelbar vorausgeht, wohl dieselben sein müssen, da ja diese Proportionen von dem allgemein giltigen ästhetischen Gesetze dictiert sind, so wollen wir einmal Umschau halten, wie es mit den Schreibheften der Volksschule aussieht. Instructionen aber, die für den Schreibunterricht an sämmtlichen Volksschulen Österreichs verbindlich wären, existieren nicht, ja nicht einmal solche, welche für sämmtliche Volksschulen eines und desselben Kronlandes giltig wären, sondern in jedem „Schulbezirke“ wird von den sogenannten Bezirkslehrerconferenzen und dem „ständigen Ausschusse“ jeweilig beschlossen und verfügt, welche Schreibhefte an den Schulen des betreffenden „Schulbezirkes“ in Gebrauch zu nehmen sind. So sind beispielsweise im Schulbezirke Korneuburg nach dem Beschlusse der Korneuburger Bezirkslehrerconferenz vom 8. Juni 1899 und des ständigen Ausschusses vom 9. November 1899 und nach der seitens des k. k. Bezirksschulinspectors im Einvernehmen mit dem betreffenden Referenten und unter nachträglicher Zustimmung aller Mitglieder des ständigen Ausschusses getroffenen Verfügung[1]) gegenwärtig die von der Firma J. Fleischmann in Baden erzeugten Schreibhefte in Verwendung. Von den vorgeschriebenen 19 Nummern der Hefte erscheinen nun acht Nummern als ausgesprochene Schönschreibhefte, die sämmtlich das Breitenformat haben. Für alle diese Hefte ist die Zahl der Blätter, die Größe in Centimetern (20·5 : 16·5 *cm*), sowie die Zahl der Zeilen und ebenso, ob sie vierlinig, zweilinig, einlinig oder unliniert sein sollen,

[1]) S. „Amtsblatt“ der k. k. Bezirkshauptmannschaft Korneuburg, Nr. 51 vom Jahre 1899, S. 167.



wie auch der Preis genau vorgeschrieben; bei einer genauen Prüfung der Größenverhältnisse der Buchstaben aber ergibt sich, dass nur beim sogenannten Lineament Nr. 1, bei dem die Oberlänge (ohne Mittellänge) zweieinhalbmal soviel beträgt wie die Mittellänge allein, eine der von den Gymnasialinstructionen verlangten Proportionen vorhanden ist, nämlich die für die Lateinschrift, und thatsächlich kommt dieses Heft mit Lineament Nr. 1 für den Lateinschreibunterricht von der dritten Volksschulclasse an in Verwendung [1]). Die Lineamente sämmtlicher übrigen sieben Nummern von Schönschreibheften dagegen bleiben hinter den verlangten Proportionen durchaus stark zurück, während das sogenannte Aufgabenheft (wohl für Aufsätze) mit Lineament Nr. 12 wieder die verlangten Proportionen für die Currentschrift aufweist. Somit muss es als ein bloßer Zufall erscheinen, dass von den 19 vorgeschriebenen Heftnummern wenigstens zwei nach ihren Proportionen unseren Gymnasialinstructionen entsprechen. Übrigens müssen alle diese Lineamente vom hygienischen, pädagogischen und praktischen Standpunkte aus als nicht entsprechend bezeichnet werden, da sie zwingen, klein zu schreiben; das Kind aber muss von allen diesen drei Standpunkten aus gewöhnt werden, groß zu schreiben, wenn es nicht kurzsichtig werden und wenn es lernen soll, schön, d. h. gefällig und deutlich zu schreiben, wie es Schule und Leben mit Recht verlangen.

Unsere „Instructionen für den Unterricht im Schönschreiben" lassen also die Beantwortung der Frage vermissen, wie groß ein solcher Theil, der als Einheit für die Größenverhältnisse zugrunde zu legen ist, sein soll.

Nach dem Gesagten dürfte es zweckmäßig erscheinen, wie die Bücher, so auch die Schreibhefte der Approbationspflicht zu unterwerfen. Denn es genügt nicht, dass „Instructionen für den Schönschreibunterricht" bestehen, sondern sie müssen auch gehalten werden; sie können aber nur gehalten werden, wenn die Centralstelle, von der sie ausgegangen sind, die richtigen Mittel zur Erreichung des vorgeschriebenen Zweckes, d. i. richtige, vorschriftsmäßige Hefte an die Hand gibt, und dies kann nur durch Approbation von einer Centralstelle aus geschehen.

Stockerau. Anton Sobota.

Über Menschenart und Jugendbildung. Neue Folge vermischter Aufsätze von Dr. Wilhelm Münch, geh. Regierungsrath und Professor an der Universität Berlin. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1900. 8°. IV und 383 SS.

Den vermischten Aufsätzen Wilhelm Münchs über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst [2]) ist eine neue Sammlung von Studien gefolgt, die

[1]) S. „Lehrplan für die sechsclassigen Volksschulen in Niederösterreich" vom Jahre 1884, S. 8.

[2]) S. Jahrgang 1897 dieser Zeitschrift, S. 175 ff.



nachstehende Themen behandeln: Volk und Jugend. — Der Einzelne und die Gemeinschaft. — Sprache und Ethik. — Ästhetische und ethische Bildung in der Gegenwart. — Poesie und Erziehung. — Schule und sociale Gesinnung. — Die akademischen Studien und das pädagogische Interesse. — Die Antimonieen der Pädagogik. — Die Bedeutung des Vorbildes in der Schulerziehung. — Einige Gedanken über die Zukunft unseres höheren Schulwesens. — Die neueren Sprachen im Lehrplan der preußischen Gymnasien. — Lehren und Lernen in ihrer Wechselwirkung. — Zur Charakteristik der englischen Sprache. — Gedanken über Sprachschönheit. — Psychologie der Mode. — Über die Langweile.

Die Einheit in dieser Mannigfaltigkeit hat der Verf. schon durch den Titel des Buches angedeutet, und in der Vorrede weist er auf die innere Beziehung hin, die zwischen naturgeschichtlicher Betrachtung der Menschen, namentlich in ihrem Gemeinschaftsleben, und besonnener Gestaltung des Bildungswesens besteht, und auf den Zusammenhang zwischen dem Sinn für Menschennatur überhaupt und dem für das Jugendleben.

In den pädagogisch-didaktischen Aufsätzen der neuen Folge bewährt sich Münch wieder als ausgezeichneter Kenner des höheren Schulwesens. Er schildert es, wie es ist, mit seinen Vorzügen und Mängeln; er beschönigt nichts. Aber weil er die ganze Größe und Schwierigkeit der Aufgaben ermisst, die der öffentlichen Schulerziehung gestellt sind, weil er weiß, wie schwer die Doppelforderungen zu vereinigen sind, in die sich das Ideal dieser Erziehung spaltet, urtheilt er milde und wohl auch mit liebenswürdigem Humor über die Gebrechen der Wirklichkeit. Nur ist er nicht der Meinung, dass das, was fehlt, mit Nothwendigkeit und für alle Zeiten fehlen müsse. Er sucht und findet die Wege, auf denen die Wirklichkeit jenem Ideal angenähert werden kann.

Die seelischen Vorgänge, die sich im öffentlichen Unterricht und in der Erziehungsarbeit der Schule abspielen, die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Schule und Haus, die Wirkungen und Gegenwirkungen im Leben der Schulgemeinschaft weiß Münch mit starkem Wirklichkeitssinn so anschaulich zu schildern, dass man sich allenthalben an Selbsterlebtes erinnert fühlt. Er bietet dem Leser eine Fülle der feinsten Einzelbeobachtungen und verbreitet durch ihre Zusammenfassung in übersichtliche Gruppen neues, helles Licht über viele anscheinend längst bekannte Gebiete des Schullebens. Seine Studien über Jugendbildung sind eben erfüllt von dem Geiste einer wahrhaft empirischen Psychologie, von jenem „Interesse für das Mannigfaltige, Einzelne, Verschiedene, Individuelle, für die Typen, für die Entwicklungsstufen“ des Jugendlebens, das den echten Erzieher kennzeichnet und das keinem Lehrer fehlen darf, wofern er in seinem Berufe dauernde Befriedigung finden soll. Aber „es ist ein gewisser Zusammenhang zwischen Beobachtung und Liebe“. Münch gelangt zum tiefsten und innigsten Verständnis der Jugend, weil er warme Liebe zur Jugend im Herzen trägt.

Nicht minder reich ist der Ertrag an psychologischen Erkenntnissen in seinen Betrachtungen über die Menschenart, wie sie sich dar-

stellt im Leben der Volksgemeinschaft, im Verhältnis des Einzelnen zu den Verbänden, denen er eingegliedert ist, in Sprache und Dichtung, in den wechselnden Idealen der ästhetischen und ethischen Cultur, in den Launen der Mode und — in der Langenweile. Und was an Klarheit über das allgemeine Menschenleben gewonnen wird, kommt auch dem Verständnis der Jugend zugute und fördert die Arbeit des Pädagogen.

Dem gediegenen Inhalt des Buches, von dessen Reichhaltigkeit eine Anzeige schlechterdings keine zureichende Vorstellung geben kann, entspricht die vornehme Form. In der gewählten, leicht hinfließenden Sprache spiegelt sich die Klarheit des Gedankenganges, treffende Bilder geben der Rede anschauliche Kraft, und wo der Verf. von dem hohen Werte seines Gegenstandes ergriffen und mit ganzem Gemüthe betheiligt ist, erhebt sich die Darstellung in schönem rednerischen Schwunge. So lesen wir in der Abhandlung über „Poesie und Erziehung“ S. 134 die trefflichen Worte: „Die Poesie soll für die Jugend vor allem das menschliche Seelenleben schön durchleuchten, seine edelsten Kräfte und seine dunklen Abgründe enthüllen, ohne lehrhafte Rede anschauliches Verständnis geben und das in der eigenen Seele Schlummernde wecken. Indem sie, und insbesondere die am höchsten organisierte dramatische Poesie, das Innere der Menschen schauen lässt wie in einem reinen Spiegel, indem sie nicht Muster, nicht Schablonen vorführt, aber Typen und Typisches, einen Reichthum an Gestalten und Gefühlen, eine Mannigfaltigkeit von Lebenssphären, seelische Kämpfe und Entwicklungen, ringende, handelnde, leidende Menschen sammt all dem wogenden Leben von Trotz und Hingebung, von Hass und Liebe, Treue und Undank, Grimm und Reue, List und Leidenschaft, bietet sie eine Art von unmittelbarer und praktischer Psychologie; sie lässt zum voraus, vor der Schwelle des vollen Lebens, die Menschenwelt in großen Linien schauen, nicht die alltägliche, kleine, die eben nur Verkümmerung und undurchsichtige Mischung ist; und in der wohlthuenden Harmonie des Kunstwerkes wird die Sprache der Wahrheit volltönender. Poesie soll womöglich — das ist das Höchste, was wir erhoffen — so in das Innere dringen, dass es gewissermaßen selbst Poesie werde, ein Herd starken und klaren und schwungvollen Fühlens, das die vorrüberrauschende Zeit der Jugend und der ihr immanenten Poesie ganz überdauert.“

Graz. Leopold Lampel.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Schulwörterbuch zu den Commentarien des Caius Julius Caesar vom Gallischen Kriege. Von Dr. Otto Eichert. Mit einer Karte von Gallien zur Zeit Cäsars. 9. Auflage. Breslau, Verlag von J. U. Kern (Max Müller) 1901. 8°, 328 Halbss. Preis 1 Mk. 50 Pf.

In der neunten Auflage dieses bekannten Schulwörterbuches ist auch das VIII. Buch berücksichtigt, welches, soviel ich weiß, in den Schulen nicht gelesen wird. Gleichwohl ist gegen seine Aufnahme nichts einzuwenden, wenn Worte und Redensarten, die in den sieben Commentarien nicht vorkommen oder von Cäsars Diction in irgend einer Beziehung abweichen, als solche bezeichnet werden. Vielfach ist es ja im vorliegenden Wörterbuche geschehen, aber nicht consequent. Zu *opto:* 'wünschen, mit inf. u. acc. c. inf.' war hinzuzufügen VIII 9, 2; 41, 2. Unter *prohibeo* fehlt *quominus* (VIII 34, 3). *Insequentia scripta*, *insequenti nocte*, *insequens annus* stammen aus VIII. praef. 2; 23, 1; 48, 10. Cäsar selbst gebraucht bekanntlich andere Wendungen (vgl. Dr. Rich. Frese, Beiträge zur Beurtheilung der Sprache Cäsars, Progr. des Luitpold-Gymn. in München 1899/1900, S. 59). *Quamquam*, *tamquam* und *utinam* kommen in den Commentarien nicht vor. Hervorzuheben sind noch Stellen wie: *impressionem facere* VIII 6, 2; *civitas exercita bellis* VIII 25, 2 und der Term. techn. *insidiantes* VIII 19, 3.

Der zu dem Wörterbuch gehörige Schultext, von demselben Verf. herausgegeben (5. Aufl. 1897), ist nach der Überschrift '*ad optimarum editionum fidem*' gestaltet, das Wörterbuch selbst entspricht in dieser Beziehung den Anforderungen der Schule. Singuläre Formen wie *acie* (Gen.), *casu* (= *casui*), *nullo* (Dat.), *alterae legioni*, *toto* (= *toti*) sind im Wörterbuch den gewöhnlichen beigefügt. Was Alex. Reckzey in der Besprechung der 8. Auflage dieses Buches (Wochenschr. f. cl. Phil. 1896, S. 878) empfiehlt, nämlich diese den Schülern ungewohnten Formen zu streichen, das empfiehlt Ref. nochmals. — IV 17, 10 ist nur die in der Klammer stehende Lesart *naves deiciendi operis* (Gen. qual.) berechtigt (Em. Hoffmann, Studien S. 111). Der Gen. plur. von *mensis* lautet für Cäsars Zeit nach C. Wagener (Phil. Rdsch. 1899, S. 241 f.) nur *mensum* (vgl. auch Meusel, Zeitschrift f. d. GW. 1899, Jahresber. d. phil. Vereins, S. 256), von *necessitas necessitatum*. Richtig ist (nach Meusel) nur die Schreibung *Haedui*, *Tribocos* I 51, 2 (mit der Hss. Cl. β) entsprechend dem Gen. *Tribocorum* IV 10, 3. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass im Wörterbuch *jaceo, jus*, *ad-jungo* usw. geschrieben wird, während der dazu gehörige Text *iaceo, ius*, *ad-iungo* bietet.

Die ursprüngliche Bedeutung der Worte ist in zahlreichen Fällen angegeben. Sie sollte nirgends fehlen, wo sie sich mit Sicherheit ermitteln lässt. Das Griechische wird grundsätzlich zur Erklärung nicht herangezogen, auch bei Fremd- und Lehnwörtern nicht wie *ephippium*, *epistula*. Auffallend ist die Ableitung des Wortes *conditio* (sic) von '*condo* zusammenthun (Bedingung)'. (Vgl. Stowassers Wörterb. 2. Aufl.) — In welchem Maße ungefähr die sicheren Ergebnisse etymologischer Forschung sich für diese Unterrichtsstufe verwerten lassen, zeigt das Schulwörterbuch zu Cäsars Commentarien von Prammer-Polaschek (2. Aufl.). — In der Behandlung zusammengesetzter Verba herrscht keine Gleichmäßigkeit. Zwischen *con-clāmo*, *ad-jaceo* und *concīdo*, *adicio* kann man ja einen Unterschied machen, aber nicht zwischen *con-fīgo* und *defīgo*, zwischen *remuneror*, *relanguesco* und *re-mollesco*, *ad-haeresco*. Es empfiehlt sich, bei allen zusammengesetzten Verben vom Bindestrich Gebrauch zu machen. Überflüssig, ja schädlich für den Unterricht ist die Angabe ungebräuchlicher Supina: *adhaesum* (*adhaeresco*), *arsum*, *casum* (u. Comp.) *destitum*, *falsum*, *fugitum (refugitum*, *profugitum)*, *obstitum*, *remansum*, *resputum*, *parsum*, *peritum*, *resessum*, *supersessum*, *victum (vivo)* und *valitum*. Sie lassen sich zum Theil durch Participia Futuri ersetzen.

Die gebotenen Übersetzungshilfen sind knapp und einfach und entsprechen in den meisten Fällen ihrem Zwecke. Allerdings ist manches richtig zu stellen. Unter *facio: optimum factu esse ducere* (besser *duco!*) 'es für das Beste zu thun halten' (IV 30, 2) wird wohl der deutschen Sprache Gewalt angethan. Dieses einzige bei Cäsar vorkommende Supinum auf *-u* findet sich noch zweimal pleonastisch gebraucht in Verbindung mit *perfacile* I 3, 6 und VII 64, 2. Es ist demnach unter *perfacile* zu ergänzen: *factu est perficere* (*prohibere*). *Propior] proximam suae dignitatis esse ducebat* (VIII 24, 4) 'hielt es als das Nächste seiner Würde für angemessen' ist unverständlich. *Antecedo] tantum potentia antecedere* 'so sehr das Übergewicht an Macht gewinnen' ist schwerfällig und *omnium temporum dignitatem antec.* 'größeres Ansehen als früher besitzen' ungenau. Die Übersetzung 'durch die Niederlage ihrer Reiterei' (*pulsi erant equitatu*. VII 68, 3) wird erst klar, wenn '*quod*' vor *pulsi* nicht fehlt. *Habeo] aliquid turpe habere*, aber im Text (IV 2, 4) steht das Passivum: *neque quicquam turpius aut inertius habetur*. Ausdrücke wie 'Zustimmer' (*auctor*) und 'Futterholer' (*pabulator*) sollten beseitigt werden. *Inflecto* heißt umbiegen (nicht umbeugen), *profligo* besser niederschlagen (st. zurückschlagen), *a novissimo agmine* nicht: auf der Nachhut, *iniuria* besser Unbill als Unbilde, unter *quaestus* ist 'Erwerbung' zu streichen. Betreffs *reddo* unter 3 'verändert, zurückgeben' vgl. Stowasser, Wörterb. — *Pudeo* ist mindestens überflüssig, *haud* fehlt (V 45, 5), *iuba* (I 48, 7) findet man nur s. v. *sublevo*, und *laetitia* nur unter *afficio* V 48, 10; VII 79, 4. — S. v. *ubi* 2 fehlt 'Conj.' und die Bedeutung 'so oft als' (iterat.) mit Perf. VI 23, 7 und Plusqperf. IV 26. 2. Bei *quŏd* (= *quoad*) fehlt das Längezeichen und *quŏd* ist zu Nr. 2 hinzuzufügen.

Welches Verfahren in der Setzung der Quantitätszeichen beobachtet wird, zeigen folgende Beispiele: Man findet *bīni*, *quīni*, *dēni*, *vicēni* geschrieben, aber *seni*, *deni*; *infĕrior*, *intĕrior*, dagegen *superior*, *ulterior*; *patrŭŭs*, *idōnĕus*, *talĕa*, *ferrĕa* neben *eximius*, *impius*, *saucius*, *exĭguus*, *lancea*; *victōria*, *vulnerātio*, dagegen *vectorius*, *populatio*. Die Zeichen über den kurzen Silben sind hier überall überflüssig, die Längezeichen genügen nicht. In Wörtern wie *crudelitās*, *sincerē* kennt der Schüler die Länge der Endsilbe aus der Grammatik, ob er aber auch die anderen Längen sofort erkennt, ist fraglich. Hier soll geholfen werden, also *crūdēlitās*, *sincērē*, sowie bei *lātus* 3 neben *latus*, *eris*. — Das sind Inconsequenzen, die sich vermeiden ließen, wenn man in einem Specialwörterbuche zu Cäsar grundsätzlich nur von den

Längezeichen Gebrauch machen wollte. Für Schüler auf dieser Unterrichtsstufe reicht es vollkommen aus.

Die sachlichen Erklärungen sind sehr knapp gehalten, was zu billigen ist. Unrichtig wird *Danŭvius* als die Donau in ihrem unteren Laufe bezeichnet. Die Maßbezeichnungen 'Fuß', 'deutsche Meile' sind der jüngeren Generation unverständlich. — Die Erklärung zu *pilus, primus pilanus* passt nicht für Cäsars Zeit (vgl. auch Reckzey a. a. O.).

Die Karte von Gallien ist deutlich und übersichtlich, doch stimmt sie nicht immer zum Text. Dieser bietet z. B. *Segontiavi, Veliocasses, Vellavi*, jene *Segontiaci, Veltocasses, Vellavii. Ceutrones* (Belg.), *Grudii* (Belg.) fehlen auf der Karte, ebenso *Volcae Arecomici* sammt ihrer Hauptstadt *Nemausus* (Nimes, nicht Nimes).

Druckfehler sind: *Atrĭbas, baltĕus, Caturĭges, exanĭmo, impĕditus* (st. *impedītus*), *impŏno* (*impŏsitus*), *mŏtus*; bei *arx, sors, sol* fehlt die Angabe des Genus; s. v. *auctoritas*: maßgebende Beispiel, *auxilia equitatusque* (fehlt *pedidatus*), *Gobannitio*, Oheim des Arvener Vercingatorix, unter *simile: illo* (st. *illi*) *bello, curso* (st. *cursū*) *incitato*, unter *volo: si quid ille se velit* was er — (st. wenn er —), *nonnulus* 3 (übrigens ist die Pluralform vorzuziehen), *oliviscor, pedes, pedites* (st. *-tis*); s. v. *laboro* ist auf *contendo* 2 st. 3 verwiesen, für die Bedeutung von *nonnemo* auf *nemo*, wo jenes fehlt. Im übrigen ist der Druck gut und deutlich, auch das Papier lässt nichts zu wünschen übrig.

Alles in allem würde das Buch durch eine sorgfältige Revision an Brauchbarkeit wesentlich gewinnen.

Wien. Anton Filipský.

Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 2. Aufl. Hamburg, Alfred Janssen 1901.

Auch diese Publication der hamburgischen Lehrervereinigung segelt unter der Flagge Lichtwarks. Der wegen seiner Förderung des künstlerischen Verständnisses heute weit berühmte Mann hat eine sieben Seiten lange Einleitung geschrieben, in der sich ähnlich wertvolle Sätze finden, wie in seinen „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken". Wir haben bei der Besprechung des letztgenannten Werkes auf die großartigen Erfolge hingewiesen, welche die hamburgische Lehrervereinigung mit ihren Bestrebungen erzielte. Lichtwark sagt, die Lehrervereinigung könne mit dem Gesammtergebnis in Anbetracht des kaum fünfjährigen Bestehens der Gesellschaft wohl zufrieden sein; denn es sei bereits so viel Gehalt und Form gewonnen, dass jeder deutsche Lehrer in seinem Gewissen dazu Stellung nehmen müsse. Im übrigen finden wir eine Reihe von Sätzen, deren Geist sich mit dem des Ministerialerlasses über die Abhaltung von öffentlichen, zur Belehrung des Publicums bestimmten Vorträgen an Mittelschulen deckt. Außer auf die Lichtwark'sche Einleitung verweisen wir noch auf den Artikel: „Was soll und kann die Schule für die künstlerische Erziehung thun?" von Otto Ernst, dem Autor von „Flachsmann als Erzieher", auf den Beitrag von Justus Brinckmann „Das Kunstgewerbemuseum und die Schule", auf die verschiedenen Artikel über Zeichnen, Malen und Modellieren, über das Erwachen künstlerischer Bedürfnisse und den Handfertigkeitsunterricht, über künstlerischen Bilderschmuck für Schulen, über Bilderbücher, Theateraufführungen für Kinder und den hervorragenden Aufsatz: „Dichtung und Schule" von Dr. Loevenberg, über das Ziel von Volksbibliotheken und Lesehallen, über dichterische Jugendschriften, Concerte für Volksschulkinder und endlich noch auf das biblio-

graphisch wichtige Schlusscapitel, das uns mit den Veröffentlichungen der Lehrervereinigung bekannt macht. Die Artikelserie ist berufen, nach allen Seiten hin anregend zu wirken.

Troppau. Rud. Böck.

Naturwissenschaftliche Rundschau. Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Sklarek. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1901.

Von dieser Wochenschrift liegt dem Ref. das Heft Nr. 14 des XVI. Jahrganges, 1901, vor; der reiche Inhalt rechtfertigt den vorzüglichen Ruf, den diese Zeitschrift in naturwissenschaftlichen Kreisen seit Jahren genießt. Von den vielen gediegenen Referaten über die neuesten Erscheinungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete sei A. v. Boeyers Arbeit über organische Superoxyde; W. W. Campbell, Vorläufige Bestimmung der Bewegung des Sonnensystems; K. Heider, Das Determinationsproblem; Hugo de Vries, Erbungleiche Kreuzungen; C. Chun, Aus den Tiefen des Weltmeerès, besonders hervorgehoben. Aber auch der übrige Inhalt des Heftes ist höchst anregend und mannigfaltig; er gibt zugleich ein beredtes Zeugnis von dem vornehmen Style, in dem diese Revue gehalten ist.

Wien. Dr. Franz Noë.

Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz! Drei Preisarbeiten von Dr. F. Ludwig, L. Scheible und H. Gebensleben. Gera, Druck und Verlag von Theodor Hofmann 1901.

Um der gedankenlosen Verwüstung der Wälder und Fluren durch das Ausreißen der blühenden Pflanzen Einhalt zu thun, hat die Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in Gera Preise für die besten Arbeiten festgesetzt, welche das Thema »Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz!« behandeln. Unter den 105 eingelaufenen Arbeiten wurden drei mit Preisen ausgezeichnet. Ref. kann diese Aufsätze, die zusammen 44 Druckseiten ausfüllen, als Jugendlectüre auf das beste empfehlen.

Wr.-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Programmenschau.

81. Dr. A. Herrmann, Das Archiv der Stadt St. Pölten. Progr. des n.-ö. Landes-Real-Obergymn. in St. Pölten 1900. 30 SS.

In Fortsetzung seiner früheren Arbeiten theilt der Verf. wieder eine Reihe von Urkunden zur Geschichte der Stadt St. Pölten in Form von Regesten mit. Das Material reicht bis in den October 1795. Einzelnen Nummern ist je nach ihrer Bedeutung ein kritischer oder erläuternder Commentar mitgegeben.

82. H. Michler, Urkunden zur Geschichte der Stadt Kaaden (aus dem kgl. sächsischen Hauptstaatsarchiv in Dresden). Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Kaaden 1900. 20 SS.

Mitgetheilt werden 7 Urkunden; die erste de dato Komotau 1322, Mai 22, enthält einen Bürgschaftsvertrag aus Anlass der Verlobung der böhmischen Prinzessin Guta mit dem Landgrafen Friedrich von Meißen; die drei folgenden gehören der Zeit Georgs von Poděbrad, Nr. 5 nimmt Bezug auf einen Streit zwischen Georg von Sachsen und Johann zu Hassenstein und die letzten enthalten die aus Anlass einer 1863 ausgebrochenen Seuche an die kurfürstliche Kanzlei in Dresden eingesandten Berichte der sächsischen Behörden. Den Nummern 1 und 3 kommt eine über das Locale hinausreichende Bedeutung zu.

Graz. J. Loserth.

---

83. Knaflitsch Karl, Die Dobrudscha. Eine historische Skizze. Progr. d. Langer'schen öffentl. Untergymnasiums in Wien 1900. 15 SS.

Vorzugsweise auf Kanitz gestützt, verfolgt Verf. die Hauptbegebenheiten der Geschichte des Landes, um darzuthun, wie sich aus den wechselvollen Geschicken desselben die Verschiedenartigkeit der Bewohner erklärt. Die übersichtliche Darstellung will nur eine Skizze sein; sie erhebt, wie Verf. selbst betont, keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Bulgarien wurde im Frieden von San Stefano nur ein autonomes Tributärfürstenthum.

84. Vodušek M., Ebbe und Flut. Progr. des k. k. Staatsobergymnasiums zu Laibach 1900. 10 SS.

Um zu einer Formel zu gelangen, aus welcher sich für verschiedene Orte und Zeiten die Fluthöhe bestimmen lässt, stellt Verf. neben die Gravitationsgleichung eine zweite Momentgleichung, die er aus dem sogenannten Flächensatze gewinnt. Durch Gleichsetzung der rechten Seiten dieser Gleichungen erhält er die Störungsgleichung und aus dieser die Größe der Bewegung an einem beliebigen Punkte der Erdoberfläche. Die Schwerkraft der Erde ist nach dem Verf. für das Flutproblem völlig belanglos. Schon in mittleren Breiten tritt bei größerer Declination des Mondes oder der Sonne nur noch ein scharf ausgeprägtes Maximum neben einem Minimum der Wasserbewegung entgegen.

85. Rupp Albert, Beziehungen zwischen Erhebung und Niederschlag in den Alpen. I. Theil. Progr. der Landesoberrealschule in Znaim 1900. 13 SS.

Verf. untersucht die schon von Hann näher verfolgte Frage der Zunahme des Niederschlages mit der Höhe und zeigt auf Grund einer vergleichenden Zusammenstellung der Niederschlagsmengen von Thal- und Höhenstationen, dass sich in den verschiedenen Abschnitten der Alpen mancherlei Abweichungen von dem allgemeinen Gesetze ergeben. Die Höhe, in welcher das Gebiet der Niederschlagszunahme von jenem der Abnahme abgelöst wird, ist in den Nord-, Süd-, Ost- und Westalpen nicht dieselbe. Auch die Intensität der Zunahme wechselt mit den einzelnen Gebieten.

Wien. J. Müllner.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Ministers für Cultus und Unterricht vom 10. Mai 1901, Z. 13964, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Abhaltung von populären Vorträgen an den Mittelschulen. Ich habe mit Befriedigung wahrgenommen, dass an Mittelschulen verschiedenartige öffentliche Vorträge für Eltern, Schüler und für weitere Kreise von Theilnehmern abgehalten werden. In ersterer Richtung sind an Wiener Mittelschulen Versuche besonderer Art gemacht worden. So wurden seitens eines Gymnasiums die Eltern der Schüler oder deren verantwortliche Stellvertreter mehrmals im Jahre in die Anstalt geladen, um den daselbst von der Direction veranstalteten Vorträgen beizuwohnen. Diese Vorträge handelten von „der Bedeutung des humanistischen Gymnasiums in der Gegenwart“, von „Schule und Haus“, von „Prüfen und Classificieren“ und Ähnlichem, betrafen also gewisse actuelle Fragen und verfolgten die bestimmte Tendenz, gegenüber den Eltern die Organisation der höheren Schulen und specielle Einrichtungen im Spiegelbilde der Gegenwart zu beleuchten, irrige Anschauungen über Organisation und Lehrplan zu zerstreuen, auch gegen einseitige, nicht selten übelwollende Kritik in Schutz zu nehmen, weiters Theile der Unterrichts- und Erziehungslehre zu besprechen, zu deren wirksamer Durchführung der Mitwirkung der Eltern nicht zu entrathen ist. Man wollte hiedurch, ausgehend von den eigenen Erfahrungen an der Lehranstalt, in einer neuen Art Schule und Haus in ein engeres Verhältnis bringen, indem mancherlei aufgeklärt und allgemein erörtert wurde, was in der kurzen Zeit der zur speciellen Information der Eltern über ihre Kinder bestimmten Sprechstunden, die nun an allen Anstalten eingeführt sind, überhaupt nicht oder nicht genug eingehend besprochen werden kann. Diese Vorträge, die die höheren Schulen mit gewissen Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in nähere Beziehungen zu bringen geeignet sind, erfreuten sich eines ungewöhnlichen Zuspruches seitens der Eltern oder ihrer Stellvertreter. Auch in der Öffentlichkeit fand der Versuch volle Anerkennung und schon sind Stimmen laut geworden, es möge diese Einrichtung eine weitere Ausgestaltung und eine größere Verbreitung finden. In nicht minder beachtenswerter Weise haben einzelne Lehrkörper aus besonderen Anlässen vor der Gesammtheit oder dem Großtheil der Schüler, auch im Beisein der Eltern, hygienische und andere die Schul- und Disciplinar-Ordnung berührende Fragen zum Gegenstande eingehender Erörterung gemacht. Als auf ein Beispiel dieser Art kann auf einen jüngst an einer Wiener Realschule gehaltenen Vortrag über den „Missbrauch geistiger Getränke“ hingewiesen werden. Diesen eigenartigen Vorträgen schließen

sich die populär wissenschaftlichen Vorträge an, die an den verschiedenen Mittelschulen schon seit mehreren Jahren für ein größeres Publicum gehalten werden. Die Unterrichtsverwaltung, die in der Weiterbildung eines der wichtigsten und vornehmsten Mittel für die Hebung des höheren Unterrichtes sieht, verwendet namhafte Beiträge zur Unterstützung von Mittelschullehrern, und zwar der sprachlichen, der historisch-geographischen und naturgeschichtlichen Fächer für Reisen speciell nach Italien und Griechenland, nach Frankreich und England, nach geographisch und naturgeschichtlich interessanten Gegenden des In- und Auslandes. Mit Wohlgefallen konnte ich nun wahrnehmen, dass solche Stipendiaten nach ihrer Rückkehr in die Heimat ihre neu erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen weiteren über die Schule hinausreichenden Kreisen in Vorträgen und Demonstrationen, vielfach mit Benützung des Skioptikons, mittheilen und auf solche Art wissenschaftliche Gebiete zu popularisieren suchen. Aus der Art, wie solche Veranstaltungen öffentlich besprochen wurden, aus den mannigfachen Reproductionen der Vorträge in Zeitschriften und Tagesblättern ließ sich die Überzeugung gewinnen, dass hiemit einem Wunsche des Publicums entsprochen wird, und dass die Schule, von der solche Veranstaltungen ausgehen und in deren Räumen sie gewöhnlich stattfinden, des Dankes und der Anerkennung der Betheiligten sicher sein kann. Ich erkenne in den genannten Veranstaltungen ein neues Mittel, wie dies auch bezüglich der Abhaltung von Schulfeierlichkeiten in dem hierortigen Erlasse vom 22. September 1897, Z. 27941 ex 1896, ausgesprochen wurde, Schule und Haus in die wünschenswerte Annäherung zu bringen und mit jenem vielfach noch bestehenden Vorurtheil zu brechen, dass zwischen diesen wichtigsten Factoren der Jugenderziehung nur eine Art amtlicher Verkehr zu pflegen sei. Es liegt mir viel daran, dass sich die Lehrerschaft dieser Intention der Unterrichtsverwaltung sowohl in der bezeichneten Hinsicht wie auch sonst stets bewusst bleibe. Auf Grund obiger Darlegungen ersuche ich die k. k. Landesschulbehörde, die Abhaltung von Vorträgen der bezeichneten Art an Mittelschulen, wo die localen Verhältnisse es gestatten und es auch wünschenswert erscheinen lassen, zu begünstigen, gegebenen Falles aber auch darüber zu wachen, dass solche Veranstaltungen nur in einer der Schule geziemenden Art und Weise vor sich gehen und Unzukömmlichkeiten jeder Art ausgeschlossen bleiben. Ein Zwang ist jedoch auf die Lehrkörper nicht auszuüben, da nur eine aus eigenem Antriebe übernommene derartige Aufgabe nach Inhalt und Form richtig und wirksam gelöst werden kann. Anlässlich der Vorlage von Jahres-Hauptberichten wolle auch über diese Angelegenheit berichtet und das eventuell weiter Erforderliche beantragt werden.

Erlass des k. k. Ministers für Cultus und Unterricht vom 19. Mai 1901, Z. 530, an sämmtlichen Landesschulbehörden, betreffend die Bezeichnung repitierender Schüler an Mittelschulen. Anlässlich einer Anfrage, welche Schüler einer Mittelschule als Repetenten zu betrachten und als solche zu bezeichnen sind, finde ich Nachstehendes anzuordnen: An den Mittelschulen haben als (unfreiwillige) Repetenten jene eine Classe wiederholenden Schüler zu gelten, welche über das zweite Semester des unmittelbar vorausgegangenen Schuljahres auf Grund der abschließenden Classification ein Zeugnis der zweiten oder dritten Fortgangsclasse an derselben Anstalt oder an einer solchen gleicher Kategorie erhalten haben, sowie auch solche Schüler, welche sich der ihnen bewilligten Wiederholungsprüfung nicht unterzogen haben. Als freiwillig den Jahrescurs wiederholend sind solche Schüler zu betrachten, welche eine Classe wiederholen, wiewohl sie im unmittelbar vorausgegangenen Schuljahre dieselbe Classe mit genügendem Erfolge absolviert haben. Nicht als Repetenten sind Schüler anzusehen, welche auf Grund einer Aufnahmsprüfung in eine Classe versetzt werden, die sie schon ganz oder theilweise zurückgelegt hatten.

Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 28. April 1901, Z. 9834, betreffend die Ausstellung von Gymnasial-Maturitätszeugnissen für Frauen. In theilweiser Abänderung des vorletzten Alinea der Ministerialverordnung vom 6. März 1896, Z. 1966 (Min.-Vdgs.-Bl. Nr. 18), betreffend die Maturitätsprüfungen für Frauen, finde ich rücksichtlich jener Frauen, welche die österreichische Staatsbürgerschaft nachzuweisen vermögen und auf Grund der im Sinne dieser Verordnung abgelegten Reifeprüfung nach Maßgabe der jeweilig bestehenden besonderen Vorschriften (Ministerialverordnung vom 23. März 1897, Z. 7155, R.-G.-Bl. Nr. 84) und Ministerialverordnung vom 3. September 1900, R.-G.-Bl. Nr. 149, als ordentliche Hörerinnen an den Universitäten immatriculiert werden können, Nachstehendes anzuordnen: Die Schlussbemerkung der den bezeichneten Candidatinnen auszustellenden Maturitätszeugnisse hat zu lauten: „Da hienach die Examinandin den gesetzlichen Forderungen . . . . . entsprochen hat, so wird ihr hiedurch das Zeugnis der Reife zum Besuche einer Universität (soweit dieser nach den bestehenden Vorschriften den Frauen gestattet ist) ausgestellt. Rücksichtlich der Candidatinnen, welche die österreichische Staatsbürgerschaft nicht nachweisen können, bleibt die bisherige Bestimmung in Kraft, nach welcher auf dem Maturitätszeugnisse die Bemerkung über die Reife zum Besuche einer Universität wegzulassen ist.

In Stück XX des Ministerial-Verordnungsblattes ist der Verordnung des Ministers für Cultus und Unterricht vom 3. October 1901, Z. 2795, betreffend eine Vorschrift über die Abhaltung von Reifeprüfungen an Mädchenlyceen enthalten.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben zu gestatten geruht, dass das Communalgymnasium in Mährisch-Ostrau den Namen „Kaiser Franz Joseph I. Gymnasium“ und das I. Staatsgymnasium im II. Gemeindebezirke Wiens den Namen „Sophien-Gymnasium“ und das II. Staatsgymnasium im II. Gemeindebezirke Wiens den Namen „Erzherzog Rainer-Gymnasium“ führen dürfe.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat der I. bis V. Classe des Privatgymnasiums in Duppau das Recht der Öffentlichkeit für das Schuljahr 1900/1901 verliehen.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat der Privat-Unterrealschule des Arthur Speneder in Wien das Öffentlichkeitsrecht auf ein weiteres Schuljahr, das ist bis zum Schlusse des Schuljahres 1901/1902, verliehen.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Zum Landesschulinspector in Krain der Director der Lehrerbildungsanstalt in Laibach, Franz Hubad.

Zum Landesschulinspector in Prag der Director des akademischen Gymnasiums in Prag, Dr. Franz Krsek.

Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Laibach der Prof. an der Staatsrealsch. daselbst, Franz Levec.

Zum Director der Staatsrealsch. in Elbogen der Prof. am Staatsgymn. in Linz, Dr. Karl Habart.

Zum Director der Staatsrealsch. in Teplitz-Schönau der Prof. an der Staatsrealsch. in Leitmeritz, Josef Blumer.

Zum Director an der Staatsrealsch. im XVI. Gemeindebez. Wiens der Prof. an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Wilhelm Winkler.

Zum Director der Staatsrealsch. im II. Wiener Gemeindebez. der Director der Staatsrealsch. in Teschen, Johann Januschke.

Zum Director der I. deutsch. Staatsrealsch. in Prag der Director des Staatsgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Fridolin Schimek.

Zum Director des Gymn. in Ried der Prof. am Gymn. in Linz, Ferdinand Barta.

Zum Director des Gymn. in Mährisch-Trübau der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Jakob Überegger.

Zum Director der Staatsrealsch. in Dornbirn der Director der Comm.-Realsch. daselbst, Johann Engel.

Zum Director des Gymn. in Neuhaus der Director des Untergymn. in Wittingau, Dr. Anton Decker.

Zum Director des Gymn. in Nikolsburg der Prof. am I. deutsch. Gymn. in Brünn, Karl Schwertassek.

Zum Director der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz der Prof. an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Michael Kuszniriuk.

Zum Director des Gymn. in Mährisch-Weißkirchen der Prof. am Gymn. in Wr.-Neustadt, Josef Fuchs.

Zum provisorischen Lehrer am deutschen Gymn. in Kremsier der Lehramtscandidat Dr. Alfred Walheim.

Zum prov. Lehrer an der Realsch. in Böhmisch-Leipa der prov. Lehrer am Mädchen-Lyceum in Linz, Dr. Hermann Graber.

Zum prov. Lehrer an der deutsch. Realsch. in Pilsen der Supplent an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez., Dr. Anton Seibt.

Zum Religionslehrer am Gymn. in Cilli der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Anton Cestnik ad personam.

Zum Religionslehrer an der Realsch. in Dornbirn der suppl. Religionslehrer an der Comm.-Realsch. daselbst, Dr. Karl Drexel.

Zum Religionslehrer an der III. deutsch. Realsch. in Prag der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Mies, Johann Reinl.

Zum Religionslehrer am Gymn. in Mies der Religionslehrer an der deutsch. Realsch. in Pilsen, Johann Knobl.

Zum Religionslehrer an der Realsch. in Jaroslau der suppl. Religionslehrer am Gymn. in Jaslo, Valentin Litwin.

Zum Turnlehrer an der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Prag der wirkl. Turnlehrer an der Realsch. in Kuttenberg, Wenzel Švácha.

Zum prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz der Nebenlehrer für Turnen an der Realsch. in Žižkow, Vincenz Volejnik.

Zum defin. Turnlehrer an der böhm. Realsch. in Prag-Neustadt der defin. Turnlehrer an der Realsch. in Pardubitz, Johann Sýkora.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Lemberg der Dr. Med. Karl Hornung.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Tarnopol der Supplent am Gymn. in Stryj, Anton Gabijan.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Pardubitz der suppl. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz, Anton Březina.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto der Supplent am Gymn. in Trient, Josef Amadei.

Der Dienstpostentausch wurde gestattet dem Prof. an der Realsch. in Innsbruck Medard Maly und dem Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Leonhard Ratschiller.

Der geh. Rath, außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität in Lemberg Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki und der Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Alexander Barwiński zu Mitgliedern des galizischen Landesschulrathes für die nächste dreijährige Functionsperiode.

Der ordentliche Professor der deutschen technischen Hochschule in Prag Eduard Janisch zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Lehramt der Gymnasien und Realschulen mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Fachexaminator für darstellende Geometrie.

Der Professor am Gymnasium der Theresianischen Akademie in Wien Dr. August Engelbrecht zum außerordentlichen Professor der classischen Philologie an der Universität in Wien.

Zum Privatdocenten für darstellende Geometrie an der deutschen technischen Hochschule in Prag der Professor an der deutschen Realschule in Karolinenthal August Adler.

Zum Privatdocenten für classische Philologie an der philologischen Facultät der deutschen Universität in Prag der Professor am deutschen Gymnasium in den Kgl. Weinbergen Dr. Siegfried Reiter.

Zum Privatdocenten für polnische Literaturgeschichte an der phil. Facultät der Universität in Krakau der Professor der Realschule daselbst Dr. Thaddäus Grabowski.

Der Realschulprofessor Dr. Johann Słósarz wurde als Privatdocent für Pastoraltheologie an der theologischen Facultät der Universität in Lemberg bestätigt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen (im Sommertermin): dem Prof. am Comm.-Gymn. in Karlsbad Dr. Friedrich Bauer eine Stelle am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. in Rakonitz Anton Benes eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. an der Realsch. in Königgrätz Moriz Bily eine Stelle an der Realsch. in den Königl. Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Jasło Adalbert Błotnicki eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Drohobycz Johann Boberski eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Teschen Friedrich Bock eine Stelle an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. in Linz Moriz Bock eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Podgorze Dr. Ludwig Boratyński eine Stelle am IV. Gymn. in Krakau, dem Prof. an der Realsch. in Görz Dr. Arthur Brandeis eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. mit deutsch. Unterrichtssprache in Pilsen Friedrich Brandstätter eine Stelle an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebez., dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Sereth Dr. Oskar Brieß eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, dem Prof. an der Realsch. in Klagenfurt Dr. Karl Bruno eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am griechisch-orientalischen Gymn. in Suczawa Gerasim Buliga eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jasło Johann Bystrzycki eine Stelle an der Realsch. in Krosno, dem Prof. am Gymn. in Ragusa Ubald Calvi eine Stelle am Gymn. mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache in Zara, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Görz Dr. Eduard Castle eine Stelle am Franz Joseph-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Laun Rudolf Částka eine Stelle an der Realsch. in Kladno, dem Prof. am Gymn. in Leitomischl Dr. Jaroslav Charvát eine Stelle am Gymn. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jičín Dr. Josef Chlumsky eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Kolomea Peter Christof eine Stelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem griechisch-

orientalischen Religionsprof. an der griechisch-orientalischen Oberrealsch. in Czernowitz Calistrat Coca eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am Gymn. in Złoczów Bronislaus Dobrzański eine Stelle am V. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Johann Dorosiński eine Stelle am Gymn. in Tarnów, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Dornbirn Johann Emig eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jaroslau Johann Gawlikowski eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. in Pola Friedrich Gschnitzer eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Comm.-Gymn. in Aussig Dr. Johann Halbich eine Stelle am Gymn. in Eger, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jičín Franz Hanták eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realschule in Dornbirn Karl Hayer eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Franz Hoffmann eine Stelle an der Realsch. in Jungbunzlau, dem Prof. am Comm.-Gymn. in Aussig Ferdinand Holzner eine Stelle am Gymn. in Oberhollabrunn, dem Prof. am II. böhm. Gymn. in Brünn Georg Janda eine Stelle am I. böhm. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Schlan Wenzel Jedzinský eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, Křemenecgasse, dem Prof. am Gymn. in Znaim Jakob Juroszek eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Bielitz Oswald Kaiser eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Dornbirn Johann Kammler eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Taus Franz Kaňka eine Stelle am Real- und Obergymn. in Prag, Křemenecgasse, dem Prof. an der Realsch. in Trautenau Eduard Kittel eine Stelle an der Realsch. in Leitmeritz, dem wirkl. Lehrer an der Commm.-Realsch. in Dornbirn Hermann Klein eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Franz Konarski eine Stelle am V. Gymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Tarnopol Johann Kopacz eine Stelle am akad. Gymn. in Lemberg, dem Prof. an der Realsch. in Triest Raimund Kostial eine Stelle an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez., dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Franz Krátký eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Kleinseite, dem Prof. an der Mittelsch. in Reichenberg Wenzel Krynes eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Dr. Friedrich Ladek eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. in Olmütz Hugo Lanner eine Stelle am Gymn. in Floridsdorf, dem Prof. am Gymn. in Stryj Dr. Johann Leciejewski eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Josef Mach eine Stelle am Gymn. in Boskowitz, dem Prof. an der Realsch. in Olmütz Alois Machatschek eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Karl Marek eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Dr. Bohuslav Mašek eine Stelle an der Realsch. in Žižkow, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Karl Mendl eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Bochnia Josef Miczyński eine Stelle am Gymn. in Neu-Sandez, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Franz Neumann eine Stelle am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. in Königgrätz Franz Nušl eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Gymn. in Arnau Josef Palme eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Comm.-Gymn. in Rokitzan Josef Patočka eine Stelle am Gymn. in Czaslau, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Johann

Petráček eine Stelle am II. böhm. Gymn. in Brünn, dem Prof. am zeitlichen Ruhestande Eduard Philipp eine Stelle am Untergymn. in Gottschee, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Dr. Josef Pipenbacher eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Josef Pizło eine Stelle an der Realsch. in Krakau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Krainburg Leopold Poljanec eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Rudolf Pretsch von Lerchenhorst eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Richard Přerovsky eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Prag, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Neustadtl Franz Procházka eine Stelle am Real- und Obergymn. in Kolin, dem Prof. an der Realsch. in Troppau Eduard Reitmann eine Stelle an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Mies Karl Röhling eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen, dem Prof. am Gymn. in Rzeszów Emanuel Roszka eine Stelle am II. Gymn. in Lemberg, dem Religionslehrer am Untergymn. in Wittingau Josef Rybička die erledigte Religionslehrerstelle am Gymn. in Reichenau, dem Prof. am Gymn. in Cattaro Josef Sasso eine Stelle am Gymn. mit serbo-kroatischer Unterrichtssprache in Zara, dem Prof. am Gymn. in Görz Dr. Johann Scharnagl eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Realsch. in Olmütz Dr. Gustav Adolf Schilling eine Stelle an der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Comm.-Gymn. in Gmunden Franz Schneider eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Comm.-Realgymn. in Korneuburg Emil Schreiber eine Stelle am Gymn. in Wr.-Neustadt, dem Prof. an der Realsch. in Jičín Dr. Emil Sekera eine Stelle an der Realsch. in Tabor, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Kołomea Anton Sienicki eine Stelle am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache daselbst, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Soběslau Johann Sládek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Altstadt, dem Prof. am Landes-Unter- und Comm.-Obergymn. in Mährisch-Neustadt Franz Spina eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Trübau, dem Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Alexander Straubinger eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. in Görz Dr. Franz Streinz eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez,, dem Prof. am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebez. Ernst Taigner eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Marburg Dr. Johann Tertnik eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Zwittau Dr. Vincenz Thonhofer eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Dr. Josef Votruba eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, Tischlergasse, dem Prof. am Gymn. in Jaroslau Dr. Ladislaus Wasung eine Stelle am II. Gymn. in Krakau, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Marburg Adolf Wehner eine Stelle an der Realsch. in Troppau, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow Johann Wiesner eine Stelle am Gymn. in Prachatitz, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau Dr. Rudolf Wimmerer eine Stelle am Gymn. in Triest, dem Prof. am Gymn. in Neu-Sandez Stanislaus Zaremba eine Stelle am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Kołomea, dem Prof. am Gymn. in Schlan Dr. Adalbert Zenker eine Stelle an der Realsch. in Pisek, dem wirkl. Lehrer an der Comm.-Realsch. in Dorbirn Dr. Johann Zuchristian eine Stelle an der Realsch. daselbst.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a*) die prov. Lehrer: Dr. Zdenko Baudnik vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Krumau, Dr. Alois Bernt vom Gymn. in Krumau für das Gymn. in Leitmeritz,

Adalbert Fousek von der Realsch. in Pisek für das Gymn. in Schlan, Anton Jošt vom Gymn. in Mitterburg für das Untergymn. in Gottschee, Josef Kolář von der Realsch. in Pardubitz für die Realsch. in Jičín, Dr. Alois Kostlivy von der Realsch. in Böhm.-Leipa für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Johann Koza von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, für das Real- und Obergymn. in Klattau. Josef Lenoch vom Gymn. in Raudnitz für das Gymn. in Taus, Franz Nekwapil vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Arnau, Rudolf Neuhöfer vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Franz Novotný vom Real- und Obergymn. in Klattau für die Realsch. in Pisek, Josef Nowak vom Gymn. in Radautz für diese Anstalt, Alois Pedoth vom Gymn. in Arnau für die Mittelschule in Reichenberg, Karl Pešek von der Realsch. in Rakonitz für das Gymn. in Leitomischl, Dr. Arthur Petak vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Görz, Paul Roubík von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Schlan, Dr. Karl Siegel vom I. deutschen Gymn. in Brünn, zugleich Privatdocenten an der dortigen deutschen technischen Hochschule, für die Realsch. im III. Wiener Gemeindebez., Josef Svědínek von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Časlau, Franz Švec vom Gymn. in Pilgram für die Realsch. in Jičín, Dr. Heinrich Thume vom Gymn. in Mies für diese Anstalt, Josef Melzer von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Eger, Dr. Johann Tschinkel vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, Franz Vítek vom Gymn. in Pisek für diese Anstalt, Emanuel Webr vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Prerau, Franz Žnideršič vom Gymn. in Görz für diese Anstalt; *b*) die Supplenten: Friedrich Anger von der Franz Joseph-Realsch. in Wien für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Felician Aprißnig vom Gymn. in Triest für das Gymn. in Krainburg, Emil Bayer von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Kleinseite, für das II. böhm. Gymn. in Brünn, Anton Bielak vom Gymn. in Sanok für diese Anstalt, Alois Bouda von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Altstadt, für die Realsch. in Kladno, Arsenius Dorożyński vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Tarnopol, Bronislaus Duchowicz von der Realsch. in Tarnopol für diese Anstalt, Victor Eisenberg, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Teschen, für diese Anstalt, Adalbert Endt vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow für das Gymn. in Weidenau, Heinrich Gawor vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Wadowice. Ignaz Goldbach von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Görz, Johann Grömer, suppl. Religionslehrer am Gymn. in Salzburg, für diese Anstalt, Adalbert Hadała vom Gymn. in Jasło für diese Anstalt, Anton Hudec von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. in Königgrätz, Dr. Otto Jahn von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Trautenau, Kasimir Jakiel vom Gymn. in Rzeszów für diese Anstalt, Roman Jamrógiewicz vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Bochnia, Josef Janiów vom akad. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Jaroslau, Josef Jung, Lehrer an der deutschen höheren Handelsschule in Pilsen, für das Gymn. in Saaz, Josef Kantor vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Alfred Kappelmacher vom Sophien-Gymn. in Wien für das Gymn. in Nikolsburg, Hubert Kargl vom I. Gymn. in Czernowitz für das Untergymn. in Sereth, Philareth Kolessa vom Gymn. in Stryj für das Gymn. in Sambor, Stanislaus Koprowicz vom III. Gymn. in Krakau für das Gymn. in Jasło, Dr. Stanislaus Kozłowski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Dr. Franz Krček vom II. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Jaroslau, Maximilian Křepinský von der

Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Altstadt, für die Realsch. in Jičín, Josef Křivka von der Realsch. in Jungbunzlau für diese Anstalt, Johann Kukucz, Lehrer am Privat-Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Teschen, für das Gymn. in Złoczów, Bernhard Lazzari vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Franz Lexa von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Gymn. in Königgrätz, Dr. Andreas Lutz vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Znaim, Anton Marcinkowski vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Tarnów, Johann Mareš von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. in Königgrätz, Johann Maselj vom II. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Wladimir Mašlak vom Gymn. in Złoczów für das Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Kołomea, Karl Myslbek von der Realsch. in Pisek für diese Anstalt, Guido Nagy von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Trautenau, Leopold von Nettovich vom Gymn. in Cattaro für diese Anstalt, Johann Niemców vom Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Jasło, Dr. Eduard Nonnenmacher von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Plan, Witold Nowak von der Realsch. in Lemberg für das Gymn. in Drohobycz, Johann Paczowski von der Realsch. in Krakau für die Realsch. in Jaroslau, Franz Palata vom Real- und Obergymn. in Prag, Křemenecgasse, für das Gymn. in Proßnitz, Franz Pavliček von der Realsch. in Žižkow für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Johann Penzl vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Arnau, Robert Pieczonka von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Elbogen, Leopold Pizzini vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Anton Pobeheim von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Plan, Aurelian Polonič vom I. Gymn. in Czernowitz für diese Anstalt, Dr. Otto Pommer vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Triest, Rudolf Prohaska vom Gymn. in Nikolsburg für das Gymn. in Pola, Prokop Rybczuk vom Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Stanislau, Ernst Schenk von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für die Realsch. in Klagenfurt, Josef Schmidl von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die III. deutsche Realsch. in Prag, Dr. Franz Schöberl vom Gymn. in Ried für diese Anstalt, Dr. Maximilian Schoenett vom V. Gymn. in Lemberg für die Realsch. in Tarnów, Karl Schrautzer von der Realsch. in Laibach für diese Anstalt, August Schwarz, defin. Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Wladimir Stępień vom Gymn. in Złoczów für diese Anstalt, Johann Szczepański vom III. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Złoczów, Dr. Wasyl Szczurat vom Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Brody, Johann Szufa vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Dembica, Michael Szydłowski vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Jasło, Dr. Emanuel Tonini von der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto für das Gymn. daselbst, Eugen Weber von der Realschule in Graz für das Gymn. in Pola, Jaroslav Wierzbicki vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Złoczów, Ludwig Winter, suppl. römisch-katholischen Religionslehrer an der griechisch-orientalischen Oberrealschule in Czernowitz, zum wirkl. Religionslehrer für diese Anstalt, Adam Wołek vom Gymn. in Neu-Sandec für das Gymn. in Jaroslau, Oskar Wolfgramm von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Wenzel Zeman von der Realsch. in Jičín für diese Anstalt, Demeter Ritter von Zopa, suppl. griechisch-orientalischen Religionslehrer am I. Gymn. in Czernowitz, zum wirkl. Religionslehrer der griechisch-orientalischen Oberrealschule daselbst, Anton Zupan vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Dr. Josef Cibula von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Kleinseite, für die Realsch. in Pisek, Franz Fresl vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Peter Giurco vom Gymn. in Triest für diese Anstalt, Johann Kalista von der Realsch. in Pardubitz für diese Anstalt, Johann Kubiček vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Real- und Obergymn. in Klattau, Dr. Georg Lukas von der Realsch. in Klagenfurt für die Realsch. in Linz, Dr. Emanuel Mandl von der Realsch. in Triest für die Realsch. in Bielitz, Josef Materna von der Realsch. in Pisek für das Gymn. in Raudnitz, Rudolf Mussotter von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für das I. deutsche Gymn. in Brünn, Josef Novák vom Gymn. in Proßnitz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Stanislaus Petr von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag, Neustadt, für diese Anstalt, Franz Ráda vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Josef Sakař von der Realsch. in Jungbunzlau für die Realsch. in Pardubitz, Johann Soukup von der Realsch. in den Königlichen Weinbergen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Eduard Stettner vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Bielitz, Adalbert Šmid von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Franz Špírek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Pisek, Dr. Jaroslav Tkač vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für diese Anstalt, Johann Vrabec vom Gymn. in Schlan für die Realsch. in Rakonitz, Franz Zemlička vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag, Altstadt, für diese Anstalt, Dr. Pius Zini vom Gymn. in Trient (deutsche Abtheilung) für diese Anstalt.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat zu Religionslehrern an Staats-Mittelschulen ernannt: Wenzel Davídek, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Jungbunzlau, für diese Anstalt; Franz Frączkiewicz, suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Tarnów, für diese Anstalt; Athanasius Lewinski, suppl. griechisch-katholischen Religionslehrer am I. Gymn. in Czernowitz, für das II. Gymn. daselbst; Franz Walters, Katecheten an der Volks- und Bürgerschule in Falkenau, für die Realsch. in Plan; Josef Zimmermann, Religionsprof. an der Landes-Realsch. in Zwittau, für die III. deutsche Realsch. in Prag.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat eine prov. Lehrstelle am Sophien-Gymn. in Wien dem prov. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Dr. Johann Regen verliehen.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen (Herbsttermin): dem Prof. am Gymn. in Złoczów Stanislaus Babiński eine Stelle am Gymn. in Rzeszów, dem Prof. am Gymn. in Brody Dr. Gerson Blatt eine Stelle am II. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Buczacz Josef Blauth eine Stelle am Gymn. in Stanislau, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Eger Josef Bubeniček eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten Richard Dienel eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Trübau, dem Prof. im zeitlichen Ruhestande Franz Dörfler eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, dem Prof. an der Realsch. in Trautenau Wenzel Flodermann eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem Prof. am Gymn. in Villach Theodor Gissinger eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Alfred Groß eine Stelle am I. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Cattaro Josef Katić eine Stelle am Gymn. in Ragusa, dem Hauptlehrer an der Lehrer- und

Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Czernowitz Salomon König eine Stelle an der griechisch-orientalischen Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Arnau Benno Krichenbauer eine Stelle am II. deutschen Gymn. in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Franz Leiter eine Stelle am Real- und Obergymn. in Feldkirch, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Kremsier Johann Mádr eine Stelle am Gymn. in Prerau, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch Franz Matouschek eine Stelle an der Mittelschule in Reichenberg, dem Prof. am Gymn. in Krems Dr. Johann Oehler eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Weidenau Johann Reidinger eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am städt. Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Karlsbad Dr. Theodor Reitterer eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. an der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding Adolf von Roth eine Stelle an der Realsch. in Olmütz, dem wirkl. Lehrer am Comm.-Gymn. in Königinhof Franz Řezniček eine Stelle am Real- und Obergymn. in Klattau, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Georg Scheck eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, dem Prof. am Gymn. in Arnau Rudolf Schweizar eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow, dem wirkl. Lehrer am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Kołomea Michael Siwak eine Stelle am IV. Gymn. in Lemberg, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Tarnów Johann Sniežek eine Stelle am Gymn. bei St. Anna in Krakau, dem Prof. am Real- und Obergymn. in Feldkirch Maximilian Stadler von Wolffersgrün eine Stelle an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebez., dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Adolf Süßner eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Real- und Obergymn. in Kolin Wenzel Špergel eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Sternberg Gustav Temper eine Stelle an der Realsch. in Klagenfurt, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Teltsch Clemens Vepřek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn, dem wirkl. Lehrer am Untergymn. in Wittingau Wladislaus Vlček eine Stelle am Gymn. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Jaroslau Josef Weber eine Stelle an der Realsch. in Krakau, dem Prof. am Gymn. in Eger Karl Wünsch eine Stelle am Gymn. in Leitmeritz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Ragusa Vincenz Zanchi eine Stelle am Gymn. in Cattaro, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Josef Žilih eine Stelle an der Realsch. in Görz.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat ferner ernannt: *A*. Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen; *a*) die prov. Lehrer: Anton Doležal von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Real- und Obergymn. in Neubydžov, Josef Frenzel vom Gymn. in Linz für diese Anstalt, Franz John vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. in Leitmeritz, Karl Kern von der Realsch. in Jägerndorf für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, Josef Marini von der Comm.-Realsch. in Dornbirn für die Realsch. daselbst, Dr. Karl Müller vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen für das Gymn. in Arnau, Josef Oswald vom Gymn. in Deutschbrod für das Real- und Obergymn. in Neubydžov, Milan Pajk von der Lehrerinnenbildungsanstait in Laibach für die Realsch. daselbst, Karl Procházka von der Realsch. in Elbogen für das Gymn. in Weidenau, Dr. Karl Partisch von der Realsch. im II. Wiener Gemeindebez. für das Gymn. in Arnau, Wladimir Sazyma von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Karl Schriefl von der Comm.-Realsch. in Triest für die Realsch. in Marburg, Dr. Fried-

rich Zinner vom Gymn. in Brüx für die Realsch. in Olmütz; *b)* die Supplenten: Wenzel Dědina vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Dr. Josef Effenberger vom Gymn. in Marburg für das Gymn. in Villach, Blasius Gawor vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Neu-Sandec, Ignaz Hübner von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Leitmeritz, Dr. Eduard Huemer von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Linz, Benno Janowski vom Gymn. in Sambor für das Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Kołomea, Ferdinand Kende von der Realsch. in Linz für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Julius Krek vom II. Gymn. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswerth, Felix Ladmann vom Real- und Obergymn. in Přibram für das Untergymn. in Wittingau, Dr. Rudolf Latzke vom Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Josef Madej von der Realsch. in Tarnopol für diese Anstalt, Michael Magiera vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Wadowice, Julian Mazurek vom V. Gymn. in Lemberg für das Gymn. in Rzeszów, Josef Novák vom Gymn. in Proßnitz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Peter Passowicz vom Gymn. in Tarnów für das Gymn. in Brody, August Pauser vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Villach, Michael Pelczar vom Gymn. in Jasło für das Gymn. in Neu-Sandez, Josef Piąthowski vom Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Jaroslau, Dr. Wenzel Posejpal von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für die Realsch. in Königgrätz, Johann Przewoski vom Gymn. in Jasło für das Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Tarnopol, Josef Pytel vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für die Realsch. in Jaroslau, Stanislaus Rembacz vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. in Buczacz, Maximilian Roth von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez. an die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Hermann Seidler vom Stiftsgymn. in Melk für das Gymn. in Bielitz, Stanislaus Smreczyński vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Tarnów, Josef Sroczyński vom Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Przemyśl für das Gymn. in Stanislau, Dr. Maximilian Šoštarić vom Gymn. in Görz fur das Gymn. in Mitterburg, Dr. Josef Tins von der Comm.-Realsch. in Eger für die Realsch. in Teschen, Franz Varoušek von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal an die Realsch. in Bielitz, Wilhelm Večeřa vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Straßnitz, Dr. Moriz Waisz vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Karl Wróblewski vom Gymn. in Sambor für das Gymn. in Stryj, den Lehramtscandidaten Dr. Guido Jakob für das Real- und Obergymn. in Feldkirch, den Domcuraten in St. Pölten Rudolf Süß für das Gymn. in Krems.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Johann Cumin vom Gymn. in Görz für diese Anstalt, Norbert Herz vom Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez., Karl Huber vom Gymn. in Znaim für das Gymn. in Salzburg, Josef Jaroš vom Real- und Obergymn. in Neubydžov für das Gymn. in Deutschbrod, Rudolf Jordan vom Gymn. in Innsbruck für das Gymn. in Brünn, Otto Luhde von der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez. für die II. deutsche Realsch. in Prag, Josef Mates von der Realsch. in Königgrätz für diese Anstalt, Emil Stephan von der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez. für die Realsch. in Elbogen, Dr. Karl Szankovits vom Gymn. im VI. Wiener Gemeindebez. für das II. Gymn. in Graz, Dr. Josef Zahradník vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Real- und Obergmymn. in Přibram, den Lehramtscandidaten Dr. Ludwig Lauter für das Gymn. in Brüx.

Der Minister für Cultus und Unterricht hat folgende Professoren in die VII. Rangsclasse befördert: Dr. Richard Kukula am Sophien-Gymn. in Wien, Dr. Karl Vrba am Erzherzog Rainer-Gymn. in Wien, Raimund Wolf am Gymn. im III. Wiener Gemeindebez., August Burkart am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebez., Anton Richter und Dr. Rudolf Weißhäupel am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebez., Leonhard Deutner am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, Dr. Gustav Turba am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebez., Josef Geier und Dr. Karl Wotke am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebez., Otto Schmidt und Eduard Jančik am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebez., Fidelius Perktold am Gymn. in Oberhollabrunn, Adolf Korber an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebez., Otto Adam an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebez., Eduard Scholz an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebez., Dr. Johann Pitsch an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebez., Dr. Emanuel Grünfeld an der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebez., Dr. Alto Arche, Emil Neugebauer und Franz Lipsky an der Franz Joseph-Realsch. in Wien, Anton Sauer und Hermann Schickinger am Gymn. in Linz, Josef Wasserer am Gymn. in Ried, Moriz Bock an der Realsch. in Linz, Dr. Hugo Wertheim am I. Gymn. in Graz, Otto Eichler und Eduard Prechtl am Gymn. in Cilli, Georg Pölzl und Dr. Friedrich Vogl am Gymn. in Marburg, Josef Frank an der Realsch. in Marburg, Anton Tummler am Gymn. in Görz, Raimund Kostial und Friedrich Marchesani an der Realsch. in Triest, Josef Speramani am Gymn. in Rovereto, Ludwig Schönach, Josef Zehenter, Johann Rosner und Franz Marchel an der Realsch. in Innsbruck, Karl Schmid an der Unterrealsch. in Bozen, Josef Kostlivy am Gymn. in Eger, Hermann Bill und Anton Zenker am Gymn. in Kaaden, Franz Pietsch am Gymn. in Landskron, Dr. Franz Klaschka am Gymn. in Mies, Heinrich Marek am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Gustav Gerson am Untergymn. in Prachatitz, Franz Matoušek am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Georg Feierfeil an der Mittelschule in Reichenberg, Josef Rott am Gymn. in Saaz, Rudolf Knott am Real- und Obergymn. in Teplitz-Schönau, Hermann Tschuschner und Arthur Schmidt an der Realsch. in Elbogen, Dr. Wilhelm Sigmund und August Adler an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Johann Houžvička an der I. deutschen Realsch. in Prag, Franz Semlitschka an der II. deutschen Realsch. in Prag, Rudolf Soukup und Johann Barda am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Jakob Všetečka und Gotthard Smolař am Gymn. in Jičín, Friedrich Mach am Real- und Obergymn. in Kolin, Hugo Paleček am Gymn. in Leitomischl, Josef Karták und Zdenko Vysoký am Gymn. in Neuhaus, Augustin Šebesta und Ferdinand Stocký am Gymn. in Pilgram, Dr. Georg Guth am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), Dr. Vincenz Oehm am Gymn. in Příbram, Adalbert Němeček am Gymn. in Taus, Mathias Vaňeček an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Stanislaus Kamenický an der Realsch. in Jičín, Jaroslav Čech an der Realsch. in Pisek, Adalbert Jäger an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Dominicus Ševcovic an der Realsch. in Tabor, Wenzel Hübner an der Realsch. in Königliche Weinberge, Victor Mattel am II. deutschen Gymn. in Brünn, Konrad Zelenka am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Konrad Böhm am Gymn. in Nikolsburg, Andreas Simeoner am Gymn. in Znaim, Karl Charvát, Franz Polívka und Alois Vepřek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Franz Katzer, Eduard Schušcik und Vincenz Freiherr von Schimmelpenning van der Oye an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Alfons Hoppe und August Hantschel am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau,

Victorin Karas, Josef Krejči, Franz Novák, Thomas Svěrák, Vincenz Kopr, Wenzel Hauer und Robert Parma am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Troppau, Josef Wolf am Gymn. in Bielitz, Karl Pflieger an der Realsch. in Teschen, Rudolf Böck an der Realsch. in Troppau, Laurenz Waśkowski am Gymn. in Bochnia, Josef Klotzek, Siegmund von Świstelnicki und Wilhelm Kuczera am Gymn. in Brody, Adolf Arendt am Gymn. in Drohobycz, Anton Janik und Hyacinth von Zieliński am Gymn. in Jaroslau, Karl Domin und Stanislaus Ziobrowski am Gymn. in Jasło, Josef Kurowski am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, Josef Staromiejski am V. Gymn. in Lemberg, Stanislaus Goliński und Alexander Radecki am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Przemyśl, Johann Całczyński und Johann von Sędzimir am Gymn. in Rzeszów, Theophil Zosel am Gymn. in Sambor, Theophil Erben und Franz Tondera am Gymn. in Stanislau, Adolf Gawalewicz am Gymn. mit polnischer Unterrichtssprache in Tarnopol, Josef Pizło und Peter Fitz am Gymn. in Wadowice, Hilarion Hołubowitz an der Realsch. in Krakau, Michael Lityński an der Realsch. in Lemberg, Johann Kobak und Ludwig Maciulski an der Realsch. in Tarnopol, Leopold Schweiger am I. Gymn. in Czernowitz, Julian Kobylański am II. Gymn. in Czernowitz, Alexander Petrović-Njeguš am Gymn. in Cattaro und Anton Bezić an der Realsch. in Spalato.

Zum Secretär des österreichischen archäologischen Institutes der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Eduard Hula.

Auszeichnungen erhielten:

Aus Anlass der Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Classe: der Landesschulinspector in Prag Adalbert Kotsmich, der Director der Staatsrealschule im II. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrath Wilhelm Kukula, der Director der I. deutschen Staatsrealschule in Prag Regierungsrath Wilhelm Smetaczek; aus gleichem Anlasse das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Professor an der Realschule in Spalato Georg Kolombatović; den Titel eines Schulrathes der Director des Staatsgymnasiums in Znaim Wilhelm Saliger, der Professor an der Staatsrealschule in Görz Franz Plohl, der Professor an der Staatsrealschule in Linz Franz Wastler, der Professor am Staatsgymnasium in Stanislau Andreas Makowski.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Director des deutschen Staatsgymnasiums in Pilsen Oswald Mannl, der Professor am Schottengymnasium Schulrath Hugo Mareta.

Den Titel eines Schulrathes der Professor am deutschen Gymnasium in Pilsen Pius Weger, der Professor am Staatsgymnasium bei St. Anna in Krakau Johann Czubek und der Professor am III. Staatsgymnasium in Krakau Alois Szarłowski, der Professor am deutschen Staatsgymnasium in Kremsier Dr. Franz Nabělek.

Den Titel eines Regierungsrathes der Director der Franz Joseph-Realschule in Wien Richard Trampler, der Director der Staatsrealschule im IV. Wiener Gemeindebezirke Johann Fetter und der Director des Franz Joseph-Gymnasiums in Wien Dr. Ignaz Wallentin.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]: Dr. Siegmund Lutz, Gymnasialprof. i. R. in Linz, 69 J. alt; Anton Pischek, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Prag, 55 J. alt; Thomas Pawlowski, Gymnasialprof. (Plg) in Jasło, 59 J. alt; Heinrich Klecanda, Gymnasialprof. (H) in Neubydžow, 40 J. alt; Vincenz Misłok, Gymnasialprof. (M Nl) in Stanislau, 43 J. alt; Emil Siegel, Gymnasialprof. (LGd) in Leitmeritz, 48 J. alt; Hubert Rull, Realschulprof. (B D) in Brünn, 52 J. alt; Anton Karásek, Gymnasialprof. (LGb) in Troppau, 48 J. alt; Vincenz Faustmann, Gymnasialdirector in Czernowitz, 49 J. alt; Karl Schüller, Realschulprof. (Z) in Wien, 49 J. alt; Johann Misoiłok, Gymnasialprof. (M Nl) in Stanislau, 42 J. alt; Ceslaus Tomaszewicz, Realschulprof. (Ngd) in Krakau, 60 J. alt; Cyrill Grabowicz, Gymnasialprof. (Ng m), in Brody, 58 J. alt; Josef Strnad, Realschulprof. (Z) in Prag, 45 J. alt; Wenzel Katzerowsky, Gymnasialprof. (M Nl) in Leitmeritz, 66 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Directionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaction gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Goethe als Homerübersetzer und Homerinterpret.

Goethes Verhältnis zur Antike und speciell zu Homer ist wiederholt Gegenstand gelehrter Untersuchung gewesen; es sei mir gestattet, die Leser dieser Zeitschrift mit dem neuesten Beitrag zu diesem Problem bekannt zu machen. In dem vor kurzem ausgegebenen XXII. Bande des Goethe-Jahrbuches veröffentlicht B. Suphan unter dem Abschnitte: „Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv" einen Aufsatz unter dem Titel: „Homerisches aus Goethes Nachlass". Der erste Theil lehrt uns eine Homer-Übersetzung Goethes kennen; der zweite bringt einen Versuch des Dichters, eine „Homerische, dunkle Stelle zu erklären".

Goethe übersetzte Od. VII 78—132 die Beschreibung des Hauses und der Gärten des Königs Alkinoos. Zu der eigenhändigen Reinschrift hat Goethe zwei Bogen kl. Fol. benutzt, und zwar nur die beiden vorderen Blätter. Er hat also, wie der Herausgeber annimmt, an eine Fortsetzung gedacht; diese ist aber anscheinend unterblieben. Selbstverständlich hat schon Suphan die Übersetzung Goethes mit der Vossens verglichen, von der sie sich wesentlich unterscheidet. Während Voss die Verszahl des Originals stets zu erreichen sucht, setzt sich Goethe zum Vortheil seiner Übersetzung über diese rein äußere Nachahmung hinweg. Er hat es daher auch nicht nothwendig, die bekannten Flickwörter „traun, u. dgl." zu verwenden. Ebenso verzichtet Goethe auf die Übersetzung der Epitheta ornantia[1]). Durch diese zwei Umstände wird die Goethe'sche Übersetzung gefälliger und rhythmischer. Trotzdem

---

[1]) Zuweilen ist dies freilich nicht zu billigen; denn wenn v. 80 *εὐρυάγυιαν Ἀθήνην* das Beiwort unübersetzt geblieben ist, so ist damit die so kurze und doch so überaus anschauliche Charakterisierung der Stadt ausgefallen. An anderen Stellen gewinnt wieder die Darstellung durch das Fehlen der Beiwörter; z. B. v. 83 steht *χάλκεον οὐδὸν* neben *χαλκέῳ . . . οὐδῷ* v. 89. Goethe übersetzt das Beiwort nur einmal, nicht zum Schaden des Ganzen.

versteht es der Dichter sinngemäß zu übersetzen. Als Probe des Ganzen setze ich die auch schon von Suphan mit Lob hervorgehobene Übersetzung[1]) der Verse 114—126 her:

Wohlgewachsen trugen daselbst die grünenden Bäume
Birnen, Granaten und Aepfel die Aeste glänzten gebogen
Süsse Feigen fanden sich da und Beeren des Oelbaums.
Niemals mangelt es hier an Früchten. Im Sommer und Winter
Bringet Zephir die einen hervor und reifet die andern.
Apfel eilet nach Apfel dem süssen Alter entgegen,
Birn nach Birn und Feige nach Feigen und Traube nach Trauben,
Denn es stehen Reben gepflanzt im sonnigen, weiten
Raum, es trocknet daselbst ein Theil der Trauben am Stocke,
Andere lieset man ab und keltert sie, andere nähern
Langsam der Reife sich noch und andere blühen der Zukunft.

Die Stelle ist ein in sich abgerundetes Ganze; Goethe liebte es offenbar, derartige Stellen zu übertragen. Wir erhalten nämlich Kunde, dass er die gleichfalls in sich abgeschlossene Stelle aus dem VIII. Buche Vs. 266—366 übersetzt hat. Die Übertragung ist nach Suphans Urtheil nicht so ausgefeilt wie die des VII. Buches und unvollständig. Suphan verspricht, sie später zu veröffentlichen.

Wenn ein gottbegnadeter Dichter wie Goethe die Dichtung eines ihm ebenbürtigen Geistes übersetzt, so muss der Kritiker wohl fragen, was aus der Übersetzung, wenigstens in dichterischer Auffassung, für die Beurtheilung des Originales zu gewinnen ist. Ich meine, dass in dieser Beziehung die Übertragung Goethes für die höhere Homerkritik nutzbar gemacht werden kann. Der Vers 93 des Originals

ἀθανάτους ὄντας καὶ ἀγήρως ἤματα πάντα

gilt den Kritikern als unecht, und zwar mit Recht. Er erweist sich als jüngere Interpolation schon durch das dialectwidrige *ὄντας*. Homer verwendet sonst *ἐών ἐοῦσα* usw.; denn *τ* 489 wird die Überlieferung *τρόφου οὔσης* bezweifelt; es ist nach Kirchhoff *ἐούσης* mit Synizese zu lesen. Auch der contrahierte Acc. *ἀγήρως* in VII 93 ist anstößig (vgl. Faesi-Hinrichs 8. Aufl. z. St.). Wenn also auch durch die sprachlichen Indicien die Interpolation als erwiesen zu betrachten ist, ist doch vom Standpunkt poetischer Auffassung der Vers nicht als ungeschickter Einschub zu bezeichnen; er ist der märchenhaften Situation wohl angepasst und der Interpolator hat mit diesem Vers die schon vorhandene Sachlage nur gesteigert. Es ist nicht uninteressant, dass Goethe, der doch manches aus dem Original unübersetzt ließ, sich den im Vers 93 gebotenen wunderbaren Zug nicht entgehen ließ und in seiner Wiedergabe von „unsterblichen Wächtern" spricht. Ein das Wunderbare liebender Aoede ist wohl auch der Interpolator der Verse 103—133, so dass nicht mit Kirchoff und Bergk

[1]) Orthographie und Interpunction in allen Citaten aus Goethe entsprechen dem Originale.

an die Einlage aus einer selbständigen Dichtung zu denken ist. Goethe verwendet nämlich in der Schilderung das Präsens als für dieselbe anschaulicher, während im Urtext nur die Interpolation dieses Tempus aufweist, sonst aber in dieser Stelle die Schilderung im Präteritum erfolgt. Goethe ist es eben nur um die märchenhafte Schilderung der in sich abgerundeten Stelle zu thun, ebenso dem nachdichtenden Aoeden, und so verwenden beide das Präsens statt des von der Erzählung geforderten Präteritums. Es sei noch erwähnt, dass Goethe die für das Original so bezeichnenden näheren Ortsangaben, z. B. in den Versen 112 und 123 unübersetzt ließ; er hat eben den Urtext nicht sclavisch übersetzen, sondern frei wiedergeben wollen.

Der zweite Theil des Aufsatzes enthält eine Erläuterung der Verse X 81—86[1]):

ἑβδομάτῃ δ' ἱκόμεσθα Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον,
Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην, ὅθι ποιμένα ποιμὴν
ἠπύει εἰσελάων, ὁ δέ τ' ἐξελάων ὑπακούει·
ἔνθα ἄϋπνος[2]) ἀνὴρ δοιοὺς ἐξήρατο μισθούς,
τὸν μὲν βουκολέων, τὸν δ' ἄργυφα μῆλα νομεύων·
ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.

Goethe schickt seiner Erklärung zunächst die Übersetzungen Bodmers und Vossens voraus. An diesen übt er Kritik. Diese Art der Interpretation wird klar, wenn man bedenkt, dass Goethe seinen Homer *Graece et Latine* las, also durch die Übersetzung in den Autor einzudringen suchte. Wie nun der Philologe, wenn er Commentare zurathe zieht, bei einer Kritik deren Ansicht vorausschickt, so lässt Goethe, bei dem die Übersetzungen die Stelle der Commentare vertraten, diese voraufgehen. An diese zwei Übersetzungen schließt der Dichter eine abfällige Kritik derselben, gibt hierauf seine Interpretation und zum Abschluss nachstehende, auch in der Originalorthographie wiedergegebene Paraphrase als Zusammenfassung:

„Und am siebenten Tage erreichten wir Lamos, die hohe, befestigte Stadt der Laïstrügonen, welche doppelte, von einander abstehende Thore hat, die durch einen langen, engen Weg verbunden werden. Hier giebt der Hirte, indem er hineintreibt, ein Zeichen durch Rufen oder Pfeifen, und der heraustreibende hört ihn und richtet sich darnach. Dies ist eine eingeführte Ordnung, damit sich die Heerden in dem langen schmalen Wege zwischen den Thoren nicht verwirren. Denn sie müssen einander täglich zweymal begegnen, weil mit jedem Sonnen-Unter- und Aufgang die Hirten mit den Heerden auf die Gemeine Trift wechseln und zu gleicher Zeit der eine herein der andere hinauszieht, so daß

[1]) Goethe schreibt die griechischen Verse ohne Spiritus und Accent.
[2]) Die Einführung des *ἄϋπνος* ist scherzhaft.

ein Mann, der niemals schliefe doppelten Lohn verdienen könnte, indem er beständig eine Heerde nach Hause brächte und die andre abhohlte."

Es fragt sich nun, wie die Goethe'sche Interpretation sich zu der der Philologen verhält, zumal Suphan diese Frage offen gelassen hat.

Λάμος im Verse 81 kann nach Homerischem Sprachgebrauch heißen: Die Stadt „Lamos" (wie *Τροίης πτολίεθρον* gleich *Τροίη* ist) oder Gen. auct. sein. Goethe entscheidet sich für die erste Auffassung. Ich möchte dafür halten, dass hier *Λάμος* Gen. auct. sei; hiefür spricht die einstimmige Überlieferung des ganzen Alterthums. Cicero ad Att. II 13, 2, Ovid Met. XIV 233, Horaz Od. III 17 sprechen von Lamos als dem Gründer der Stadt; Eustathius 1649, 10 lässt den Lamos Sohn des Poseidon sein. Wir finden also bei den Alten stets *Λάμος* als Person gefasst. Endlich verstand auch schon der Dichter von *ψ* 318 die Stelle so, wenn er *Τηλέπυλος* als Stadtnamen nennt

ἠδ' ὡς Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην ἀφίκανεν.

Während bei der oben vorgebrachten Ansicht *Τηλέπυλος* der Name der Stadt ist, sah Goethe darin selbstredend nur ein Cognomen, das er also erklärt: „Tälepūlos ein Beywort, eine Stadt mit doppelten von einander abstehenden Thoren zu bezeichnen, die durch einen engen Weg verbunden sind. Lamos hatte also ein äuseres und inneres Thor und der Gang der beyde verband war wahrscheinlich ein Hohlweg, wie die Zugänge gebürgicher Städte sind, nach dem Felde und nach der Stadt zu befestigt. Homer bezeichnet uns gleich durch dieses Wort eine feste Stadt, und erklärt, erweitert nur dasselbe Bild, dieselbe Vorstellung in den folgenden Versen." Zu dieser Interpretation von *Τηλέπυλος* kam Goethe durch seine Auffassung der nachfolgenden Verse, die er folgendermaßen übersetzt und erklärt:

„V. 82./83. Wo der Schäfer, der eintreibt ruft oder pfeift. Warum ruft er? Er giebt ein Zeichen daß der Heraustreibende halten soll, damit die Heerden sich nicht in dem hohlen Gange verwirren, damit kein Unglück geschehe. .... Der heraustreiben will, hört. Er hört nicht allein sondern gehorcht *ὑπακούει*. Er hält an biß der andere durchgetrieben hat." Da ist nun vor allem zu bemerken, dass *ὑπακούειν* bei Homer nur entweder „vernehmen" (so *ξ* 485, *π* 10, *Θ* 4) oder und dies einmal (*δ* 283) „antworten", nie aber „gehorchen" heißt. Der Dichter sagt also: „Wo ein Hirte einen anderen, wenn er eintreibt, anruft, der andere aber, der austreibt, ihn hört (event. ihm antwortet)", d. h. sie begrüßen einander. Goethe, der *ὑπακούειν* gleich „gehorchen" fasst, folgert weiter und kommt dann zur vorgebrachten Erklärung von *Τηλέπυλος*. Etymologisch kann *Τηλέπυλος* nicht die Stadt mit doppelten Thoren sein, sondern heißt „fernthorig", d. h. die Stadt mit einem Thore, deren Flügel

sehr groß sind, so erklärt auch Eustathios „*μεγάλη· τῶν γὰρ τοιούτων φασὶ πολὺ διεστᾶσιν αἱ πύλαι*“ [1]). Der Relativsatz enthält dann keine Erklärung von *Τηλέπυλος*, wie Goethe will, sondern gibt ein neues Moment zur Charakterisierung der Stadt: Die Stadt, wo der Rinder- und der Schafhirte einander beim Ein- und Austreiben am Thore begegnen. Dies ist auffallend; denn zunächst stünde zu erwarten, dass sie einander nicht begegnen, sondern gleichzeitig auf der Weide sind, also hierin liegt das Eigenthümliche der vom Dichter beschriebenen Gegend. Die Erklärung folgt in den nachstehenden Versen, die Goethe richtig gefasst hat:

„Dieses ist (will der Dichter sagen) nicht ein Zufall der manchmal vorkommt nein es ist eine eingeführte Ordnung denn sie müssen einander täglich zweymal begegnen. V. 86 Denn nahe folget das Treiben der Nacht und des Tags aufeinander. Mit Sonnenuntergang und Aufgang wechseln beyde Heerden regelmäsig mit einander . . .“.

Die Worte des Verses 86 werden seit Krates von Mallos von den meisten modernen Kritikern auf die hellen Nächte des Nordens gedeutet (vgl. die Literatur bei Ameis im Anhang zur Stelle), aber wohl mit Unrecht. Dass Rinder und Schafe nicht gleichzeitig auf der Weide sind, geht unzweifelhaft aus der Stelle hervor, und zwar sind die Rinder während der Nacht, die Schafe bei Tag auf der Weide, wie vielleicht die Correlation der betreffenden Worte in V. 85 u. 86 lehrt (vgl. Lauer, Litt. Nachlass I 294 ff.). Übrigens ist es für das Verständnis der Stelle gleichgiltig, welche der beiden Herden nachts weidet; zuzugeben ist nur, dass eine der beiden in der Nacht sich auf der Weide aufhält. Dass nun in der Nacht geweidet wurde, erhellt klar aus Il. VIII 555 ff.

ὡς δ' ὅτ' ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην
556 *φαίνετ' ἀριπρεπέα, ὅτε τ' ἔπλετο νήνεμος αἰθήρ·*
559 *πάντα δὲ εἴδεται ἄστρα, γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν.*

In anderen Gegenden nun treffen sich die Herden nicht; denn zwischen der Zeit des Austreibens der einen und dem Eintreiben der anderen liegt eine Pause — die Dämmerung; in der vom Dichter bezeichneten Gegend müssen sie einander täglich zweimal begegnen, es fällt also das Intervall weg; es fehlt die Dämmerung:

ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.

Damit aber verweisen die Verse auf die Äquatorialgegend. Kunde von dieser eigenthümlichen Erscheinung konnte der Dichter des 8. Jahrhunderts leicht über Ägypten erhalten haben, zumal in dem Weidelande Abessynien die in unseren Versen erzählten Vorgänge sich vielleicht abspielten.

---

[1]) Anders fasste das Wort Kayser (vgl. Faesi-Hinrichs l. c.).

So viel zur Erklärung dieser letzten drei Verse, deren Sinn Goethe richtig erfasst hat, ohne sich auf die Ausdeutung der in denselben geschilderten Vorgänge näher einzulassen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass der Herausgeber in scharfsinniger Weise mit Hilfe der Tintenfarbe der Niederschrift Zeit und Ort des Interpretationsversuches bestimmt hat.

Nikolsburg. Dr. Alfred Kappelmacher.

Zu Cicero pro Murena § 40.

Delectant homines, mihi crede, ludi, etiam illos, qui dissimulant, non solum eos, qui fatentur. quod ego in mea petitione sensi; nam nos quoque habuimus scaenam competitricem. quodsi ego, qui trinos ludos aedilis feceram, tamen Antonii ludis commovebar, tibi qui casu nullos feceras, nihil huius istam ipsam, quam inrides, argenteam scaenam adversatam putas?

Es handelt sich hier besonders um den Sinn der durchschossen gedruckten Worte '*nam nos quoque habuimus scaenam competitricem*', über die zu meiner großen Verwunderung doch eine Meinungsverschiedenheit besteht. J. Strenge hatte in seinem sonst guten Commentar der Mureniana (Gotha 1892) bemerkt: '*competitricem* d. h. die sich mit Cicero zusammen ums Consulat beworben, ihn dabei unterstützt hatte', was ich seinerzeit in der Besprechung jener Ausgabe in dieser Zeitschrift kurz als dem Sinne der Stelle widersprechend bezeichnete. Allein die gleiche Auffassung bekundet auch Laubmann, der zu *competitricem* notiert 'als Unterstützung meiner Bewerbung ums Consulat'. Neuestens hat sich wohl Nohl in seinem Schülercommentar (Tempsky 1900) für dieselbe Auffassung der Stelle ausgesprochen, wie ich sie vor Jahren vertreten hatte, indem er mit Recht darauf hinweist, dass auch das Wort *competitor* jener Auffassung widerstreite; denn 'der *competitor* kämpft gegen einen'. Dennoch scheint es mir, da selbst ein so vorsichtig sein Urtheil abwägender Erklärer wie Laubmann die gegentheilige Auffassung der Stelle vertritt, geboten, den ganzen Zusammenhang der Stelle zu prüfen; denn dieser schließt, wie mir scheint, jene Auffassung völlig aus.

Cicero will also darthun, dass es etwas ganz Natürliches sei, dass Murena durch die prächtigen Spiele, die er dem Volke gegeben, sich gegenüber Sulpicius einen gewaltigen Vorsprung in der Volksgunst gesichert habe. Es sei, sagte er, eine unleugbare Thatsache, dass der Glanz der Spiele seine Wirkung auf das Volk nicht verfehle, wenn auch mancher zu stolz sei, um dies zuzugeben. Und nun fährt er fort: *quod ego in mea petitione*

sensi; nam nos quoque habuimus scaenam competitricem. Es erscheint mir völlig sinnwidrig, dass die fraglichen Worte bedeuten sollten: Das habe ich bei meiner Bewerbung (nämlich ums Consulat) erfahren; denn auch ich hatte mich der unterstützenden Mitwirkung der Spiele zu erfreuen. Dann würde ja doch der folgende Satz ganz und gar nicht dazu stimmen, der lautet: *quodsi ego, qui trinos ludos feceram, tamen Antonii ludis commovebar* usw.

Denn diese Worte enthalten gar nichts von einem Sicherheitsgefühl gegenüber dem Mitbewerber, das man durch Veranstaltung von Spielen erlangt, Cicero spricht da vielmehr von einer bangen Beunruhigung, welche die prächtigen Spiele ihm einflößten, die — ein anderer veranstaltet hatte. Es war nämlich damals die Wirkung der Spiele, die Cicero selbst als Ädil gegeben hatte (i. J. 68), in der Erinnerung des Volkes nahezu verblasst und jedenfalls weit überstrahlt durch die später und mit so großartiger Pracht veranstalteten Spiele des C. Antonius, mit welchen dieser bekanntlich nicht nur die eigene Wahl, sondern auch die Catilinas unterstützt hatte. *Scaena competitrix* muss also eine Bühne sein, die der Wahl entgegenarbeitete, nicht aber sie unterstützte. Dann nur erhält man einen lückenlosen, logisch fortschreitenden Gedankenzusammenhang, nämlich folgenden. Glänzende Spiele haben bei Wahlen einen mächtigen Einfluss auf die Gunst des Volkes, da alle Welt, ob auch manche dies nicht einbekennen wollen, sich daran erfreut. Das bekam auch ich — wobei Cicero seine eigene Situation bei der Consulwahl mit der des Sulpicius vergleicht — bei meiner Bewerbung ums Consulat zu spüren [1]); denn auch ich hatte damals gegen einen Mitbewerber anzukämpfen, der sich durch glänzende Spiele beim Volke sehr beliebt gemacht hatte. Nun erst ist auch die Steigerung recht verständlich, welche das Folgende enthält. „Wenn nun sogar ich", fährt der Redner fort, „der ja selbst auch Spiele gegeben hatte, durch die Pracht der Spiele des Mitbewerbers sehr beunruhigt wurde und für meine Wahl fürchtete, um wieviel mehr musste dies bei dir der Fall sein, *qui casu nullos feceras!*"

---

[1]) *sensi* hat hier wie gar oft die intensivere Bedeutung 'etwas Unangenehmes, Peinliches an sich erfahren, zu spüren bekommen', vgl. in Catil. I § 14 *praetermitto ruinas fortunarum tuarum, quas omnes impendere tibi proximis Idibus senties,* ib. § 26 *quibus te brevi tempore confectum esse senties*, ib. II. § 2 *se perculsum atque abiectum esse sentit.*

Wien. Alois Kornitzer.



Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Dr. Wilhelm Weinberger, Bericht über Paläographie und Handschriftenkunde (1897—1900). Bursian'scher Jahresbericht für Alterthumswissenschaft, Bd. CVI (1900, III). S. 168—233.

In rascher Folge ist dem von Beer und Weinberger verfassten Berichte über Paläographie und Handschriftenkunde über die Jahre 1874—1896 (Bd. 98 [1898, III.], S. 187—310) der von Weinberger allein gegebene Bericht über die Jahre 1897 bis 1900 nachgekommen. In Anlage und Durchführung des Stoffes sind diese beiden Berichte gleich gehalten. Der jetzige ergänzt und berichtigt in einzelnen Fällen das früher als unzulänglich Bezeichnete und daher bloß dem Titel nach Gestreifte (s. S. 168, Anm. 1; vgl. auch Nr. 25). Diese Ergänzungen mit eingerechnet weist er 317 [1]) Werke und kleinere Schriften auf, die mit fortlaufender Zahl numeriert sind. Der Stoff selbst ist nach folgenden leicht auslösbaren Gruppen behandelt: 1. Hilfsmittel für die Erstattung des Berichtes (Nr. 1); 2. Handbücher, beide Sprachen, die griechische und lateinische, umfassend, sind während der Berichtsperiode nicht erschienen, doch wird an dieser Stelle angegeben, woher man das im Bd. 98 gegebene Verzeichnis der einschlägigen Gelegenheitsschriften ergänzen kann; 3. griechische und lateinische Facsimilien (2—8); Schriften über Denkmäler griechischer Buchschrift (9—23), gegliedert nach den einzelnen Schriftarten; 5. Handbücher zur lateinischen Paläographie (25—28); 6. lateinische Facsimilien (29—34); 7. Schriften über lateinische Buchschrift (35—48); 8. über Buchstabenverbindungen, Abkürzungen, tironische Noten, Geheimschrift, arabische Ziffern („die danach im 14. Jahrh. mit Erklärungen versehen wurden"), kritische Zeichen (49—65); 9. über Schreibmaterialien (66—75) mit einem Anhang über Wasserzeichen und Papierfabrication; 10. über Schreiber der Handschriften (77—79). Arbeiten, die sich in diese

---

[1]) Eigentlich 308, worüber später in der Anmerkung.

Gruppierung nicht leicht einfügen ließen, sind an passenden Stellen als „Übergänge" aufgenommen (so z. B. 24 und 76) oder anhangsweise beigegeben (80 über die Verfertigungskosten einer Handschrift und 81 über Miniatur-Handschriften). Mit 82 beginnt der Bericht über die Bibliotheken und deren Geschichte, und zwar über antike (82—86) und über mittelalterliche, deren Inventare und Geschichte (87—90). Daran schließen sich Schriften, die für bestehende Handschriften-Sammlungen wichtige Fragen behandeln, so die Erhaltung und Ausbesserung der Hss. (91—96[1]), endlich Arbeiten über liturgische Hss. (97, 98) und eine Bemerkung, ältere Notizen über Bibliotheken und Auctionen betreffend. Der Bericht über den bisher erwähnten Stoff ist, wie schon bemerkt, fortlaufend gegeben, doch sind die einzelnen Gruppen durch gesperrten Druck so deutlich erkennbar, dass man sich auf die leichteste Weise zurechtfindet. S. 190 (Ende) bis zum Schlusse führt Weinberger die in der Berichtsperiode im Drucke erschienenen Handschriften-Verzeichnisse bestehender, aber auch aufgehobener Bibliotheken an. Schon der bloße Umfang dieses Theiles (S. 190—233) lässt uns erkennen, wie viel Material hier zusammengetragen ist, und wie wertvoll es für jeden, der es benöthigt, durch die Zusammenstellung geworden ist, merkt man gleich bei einer oberflächlichen Durchsicht. Der reiche Stoff ist wie in dem früheren Berichte nach Ländern geschieden und umfasst: 1. Italien (99—163), 2. Schweiz (164—167), 3. Deutschland (168—193), 4. Österreich-Ungarn (194—203), 5. Orient (204—216), 6. Norden Europas (217—223), 7. Großbritannien (224—247), 7a. Amerika (248, 249), 8. Belgien und Holland (250—255), 9. Frankreich (256—268), 10. Spanien und Portugal (269—317), dieser deshalb verhältnismäßig am stärksten, weil er auch den Bericht über die Jahre 1874—1900 in seiner Vollständigkeit nachträgt. In den einzelnen Gruppen sind die Bibliotheken nach den Städten, in denen sie sind, alphabetisch geordnet. Auch die Schriften, die sich mit einzelnen Bibliotheken, deren Schätzen oder deren Geschichte beschäftigen, sind neben den eigentlichen Hss.-Verzeichnissen bei der betreffenden Stadt mitangeführt (so z. B. 158, 179, 196 u. a.). Es würde eine einfache Anzeige weit überschreiten, auf einzelnes in diesem ausführlichen Berichte einzugehen. Es genüge nur darauf zu verweisen, dass man bei jeder einzelnen Schrift[2]), wenn dies nicht schon aus dem Titel ersichtlich ist, kurz und treffend über den Inhalt, oft auch über den Wert der Erscheinung belehrt wird. Gewissenhaft werden jene Schriften, deren Einsicht nicht möglich war, mit einem

---

[1]) Interessant ist besonders 92. R. Briginti, *La palaeographia ed i raggi di Röntgen*, worin die Verwertung der Röntgen-Strahlen bei Durchforschung von Hss. berührt wird.

[2]) Ausgenommen die in slavischen Sprachen abgefassten Kataloge.

Sternchen bezeichnet; doch sind deren nur wenig, ich zählte im ganzen 28, eine gegenüber der Masse verschwindende Ziffer. Auch von nennenswerten Druckfehlern ist der Bericht frei[1]). Er bekundet eben durchaus nicht nur Fleiß und Sorgfalt, sondern auch Wissen und Urtheil. Mit diesen Worten möge diese Anzeige schließen, deren Zweck hauptsächlich darin bestehen soll, die Fachgenossen auf den vorliegenden Bericht aufmerksam zu machen.

Wien. Dr. Vinc. Lekusch.

Transactions and Proceedings of the American Philological Association. Published for the Association by Ginn et Company 9—13 Tremont Place, Boston, Mass. Volume XXXI (1900). 250 und CVIII SS. Lex. 8°. Preis 2 $.

Ref. verweist auf die Charakteristik, welche er von vorliegender Zeitschrift im Jahrg. 1900, S. 602—604 gegeben hat, und bietet im folgenden nur einen Überblick über den reichen Inhalt des XXXI. Bandes.

Transactions: I. John C. Rolfe, Aus geographischen Eigennamen gebildete Adjectiva durch Ellipse substantiviert S. 5—26. — II. Campbell Bonner, Der Danaiden-Mythus S. 27—36. — III. Harold N. Fowler, Plinius, Pausanias und der Hermes des Praxiteles S. 37—45. — IV. Grant Showermann, Attis in Rom zur Zeit der Republik? S. 46—59. — V. Jesse Benedict Carter, Die Beinamen der Göttin Fortuna S. 60—68. — VI. Charles Forster Smith, Spuren epischen Sprachgebrauchs bei Thukydides S. 69—81. — VII. Thomas D. Seymour, Bemerkungen zum homerischen Kriegswesen S. 82—92. — VIII. Alfred Gudeman, Die Quellen der 'Germania' des Tacitus S. 93—111. — IX. Eduard Capps, Studien zu den griechischen Agonen-Inschriften S. 112—137. — X. William Gardner Hale, Gibt es einen lateinischen Potentialis? S. 138—162. — XI. W. A. Heidel, Über Platons Euthyphron S. 163—181. — XII. George Hempel, Der saliarische Hymnus auf Janus S. 182—188. — XIII. George Davis Chase, Sonnenmythen in littauischen Volksliedern S. 189—201. — XIV. Harry Langford Wilson, Das Verbum simplex für das Compositum bei Iuvenal S. 202—222. — XV. Charles E. Benett, Der stipulative Conjunctiv im Lateinischen S. 223—250.

Proceedings: William N. Bates, Besserungsvorschläge zum 10. Buche des Pausanias p. I—VII. — Abby Leach, Die athenische Demokratie im Lichte der griechischen Literatur p. VIII—IX. — Edward T. Owen, Revision der Lehre vom

---

[1]) Bei der Numerierung fiel mir auf, dass 169 zweimal vorkommt, und dass 134—143 fehlt (auf 133 folgt 134). Der Sache thut dies allerdings nicht den geringsten Eintrag.

Pronomen mit besonderer Berücksichtigung des Relativums und des Relativsatzes p. IX—XII. — W. A. Merill, Einige Besserungsvorschläge zu Lucrez p. XII—XIII. — E. G. Sihler, Zur Literaturgeschichte des Aristophanes p. XIII—XIV. — Leon J. Richardson, Die Silbe in der griechischen und lateinischen Poesie p. XIV—XVI. — R. B. Steele, Das Griechische in Ciceros Briefen p. XVI—XVII. — H. C. Tolman, Historische Bemerkungen zu Herodot I 106 p. XVII—XVIII. — Carl Darling Buck, Die Quelle der sog. achäisch-dorischen *Κοινή* p. XIX. — Frank B. Tarbell, Eine altkorinthische Lekythos mit Inschrift p. XIX. — Elmer Truesdell Merrill, Über eine periodisch wiederkehrende Erscheinung in der Altersstatistik p. XX—XXI. — Edmund Fritz Schreiner, Zu den verwandtschaftlichen Beziehungen der Maya-Sprache p. XXI—XXIV. — Charles H. Shannon, Etymologie einiger lateinischer Verba des Wollens und Wünschens p. XXIV—XXVI. — Theodore C. Burgess, Der *βασιλικὸς λόγος* p. XXVII—XXVIII. — George Hempl, Das lat. Suffix *-issimus* p. XXX. — Derselbe, Die psychologische Grundlage der Wortfolge p. XXX. — William Gardner Hale, Der Genetiv und der Ablativ der Eigenschaft p. XXXI—XXXIII. — John C. Rolfe, Einige Gebrauchsweisen der Präpositionen bei Horaz p. XXXIV. — Karl P. Harrington, Die Natur in Tibulls Dichtung p. XXXIV—XXXIX. — W. A. Heidel, Interpretation von Catull c. VIII. p. XXXIX —XLIII. — J. E. Harry, Wiederholungen bei Shakespeare p. XLIII—XLV. — C. B. Bradley, Über das Verhältnis des Pronomens zu anderen Wortarten p. XLVIII—XLIX. — F. S. Dunn, Iuvenal als Humorist p. XLIX. — H. Rushton Fairclough, Der Zusammenhang zwischen Musik und Dichtkunst in der griechischen Literatur p. XLIX—L. — H. M. Hopkins, Die dramatische Satura in ihrer Beziehung zur Buchsatura und die Fabula togata p. L—LI. — Benjamin Ide Wheeler, Die Stellung der Philologie zu verwandten Wissensgebieten p. LI—LVII. — Max L. Margolis, Pleonastische Elemente in der Formenbildung der semitischen Sprachen p. LIX. — H. C. Nutting, Der Conjunctiv des Imperfects und des Plusquamperfects in Bedingungssätzen bei Cicero p. LIX—LX. — Clinton Price, Befehl und Verbot bei Horaz p. LX—LXI. — Leon J. Richardson, Unzulängliches in den prosodischen Regeln p. LXI—LXIII. — E. M. Pease, Der potentiale Conjunctiv im Latein p. LXIII—LXV.

Wm. Gardner Hale, The Origin of Subjunctive and Optative Conditions in Greek and Latin. Reprinted from Harvard Studies in Classical Philology. Vol. XII, p. 109—123.

— —, Is there still a Latin Potential? Extracted from the Transactions of the American Philological Association. Vol. XXXI (1900), p. 138—162.

Vorliegende Abhandlungen sind gewissermaßen als Fortsetzung von Hales Untersuchung über den anticipatorischen Conjunctiv

(s. diese Zeitschr. 1895, S. 751 f.) zu betrachten: hat doch H. selbst eine allmählich das ganze Gebiet der griechisch-lateinischen Modussyntax umfassende Untersuchung in Aussicht gestellt. Dem gegebenen Versprechen kommt H. im Grunde nur in der an erster Stelle genannten Schrift theilweise nach, doch enthält auch die zweite, wiewohl im ganzen polemisch-negativer Natur, wissenschaftlich beachtenswerte positive Erörterungen, welche die lateinische Moduslehre zu fördern geeignet sind.

1. Nach H. ist im Griechischen der conjunctivische Vordersatz der hypothetischen Periode aus einer Mischung des volitiven und des anticipatorischen Conjunctivs, der optativische Vordersatz aus einer Mischung des eigentlichen und des potentialen Optativs hervorgegangen, während der lateinische Conjunctiv im Vordersatz der hypothetischen Periode der Mischung aller vier Modi sein Dasein verdankt. Zunächst weist H. bezüglich des conjunctivischen Vordersatzes bei Homer darauf hin, dass dieser bald mit bald ohne *ἄν* (*κέ*) erscheint. Wenn H. in dieser Beziehung genaue statistische Zusammenstellungen vermisst und solche bei nächster Gelegenheit zu bieten verspricht, so sei auf diese Zeitschr. 1890, S. 97—106 verwiesen, wo G. Vogrinz über *εἰ* und *εἴ κε* cum coni. in erschöpfender Weise handelt[1]). — Die zahlreichen Fälle, wo *ἄν* (*κέ*) im conjunctivischen Bedingungssatze fehlt, scheinen H. ein sicherer Beweis für die Wirkung eines volitiven Elementes. Um nun das Schwanken zwischen *εἰ* and *εἴ κε* (*εἰ ἄν*) c. coni. zu erklären, und die Ansicht, dass ebensowohl der volitive wie auch der anticipatorische Conjunctiv der Verwendung im Bedingungssatze fähig sind, vergleicht H. Fälle, wo der Imperativ (gewissermaßen als Stellvertreter des verlorenen volitiven Conjunctivs) und wo der anticipatorische Conjunctiv im Sinne einer Fallsetzung außerhalb der hypothetischen Periode gebraucht erscheinen. So Soph. Antig. 1168 *πλούτει τε γὰρ κατ' οἶκον, εἰ βούλει, μέγα | καὶ ζῆ τύραννον σχῆμ' ἔχων· ἐὰν δ' ἀπῇ | τούτων τὸ χαίρειν, τἄλλ' ἐγὼ καπνοῦ σκιᾶς | οὐκ ἂν πριαίμην κτλ.* — Hom. Il. I 701 *ἀλλ' ἤ τοι κεῖνον μὲν ἐάσομεν, ἤ κεν ἴῃσιν | ἤ κε μένῃ.* — Um das Zusammenfließen des reinen Optativs mit dem potentialen im hypothetischen Vordersatze als wahrscheinlich zu erweisen, vergleicht H. Stellen wie Hom. Od. δ 345: *τοῖος ἐὼν μνηστῆρσιν ὁμιλήσειεν Ὀδυσσεύς· | πάντες κ' ὠκύμοροί τε γενοίατο πικρόγαμοί τε* und Il. X 252 *νῦν αὖτέ με θυμὸς ἀνῆκεν | στήμεναι ἀντία σεῖο· ἕλοιμί κεν ἤ κεν ἁλοίην.* Ähnlich verfährt

[1]) Im Anschlusse an die oben genannte Abhandlung untersucht Vogrinz im Programm des II. deutschen Staatsgymnasiums zu Brünn 1893 *εἰ* mit dem Indicativ und gibt einen Überblick über die Formen der Bedingungssätze bei Homer: s. die Anzeige des Ref. in dieser Zeitschr. 1895, S. 569. — Statistisches Material über *ἄν* und *κέ* bietet auch A. Polaschek, Beiträge zur Erkenntnis der Partikeln *ἄν* und *κέν*. Czernowitz 1890 f.

H. bezüglich des Lateinischen, indem er volitive, optativische und potentiale Conjunctive, die in parataktischer Satzverbindung eine Bedingung enthalten, mit einander vergleicht. So Cic. Verr. II 26 *veniat nunc, experiatur: tecto recipiet nemo.* — Ov. Her. 10, 77 *me quoque, qua fratrem, mactasses, improbe, clava! | esset, quam dederas, morte solutā fides;* 7, 131 *forsitān et gravidam Didon, scelerate, relinquas: | . . . accedat fatis matris miserabilis infans.* Im weiteren betrachtet H. die Ursachen, welche dem einen Typus zum Siege über den andern verholfen haben. Wo zwei Typen, sagt er, mit einem kleinen Unterschied der äußeren Form nebeneinander bestehen, da mag es wohl eine Sache des Zufalls sein, welcher Typus zuletzt die Oberhand gewinnt. 'Es würde nicht überraschen, wenn *ἄν* oder *κέ* aus dem conjunctivischen Bedingungssatze verdrängt worden wäre, ebensowenig aber, wenn *ἄν* oder *κέ* ständiges Erfordernis des optativischen Bedingungssatzes geworden wäre'. Für den schließlichen Sieg des bloßen Optativs im potentialen Vordersatze findet H. in dem Trieb, Vorder- und Nachsatz zu differenzieren, eine ansprechende Erklärung, während ihm für das Verbleiben von *ἄν* und *κέ* im conjunctivischen Vordersatze der Einfluss der Construction, welcher Relativsätze von futurischem Sinn unterliegen, maßgebend gewesen zu sein scheint. Nachdem H. noch auf die merkwürdige Thatsache eingegangen, dass nach erfolgter Verschmelzung der verschiedenen Modustypen die Negation im griechischen Bedingungssatze *μή*[1]), im Lateinischen hingegen *non* geblieben ist und nachdem er den schon in der homerischen Sprache stark vorgeschrittenen Grad der Verschmelzung, wobei z. B. der Optativ ohne *ἄν* (*κέ*) im Bedingungssatze nicht mehr als reiner Optativ gefühlt wurde, näher beleuchtet hat, erhebt er sich zu allgemein methodischen Betrachtungen über die von ihm versuchte Erklärung, die auf der Annahme eines Modus-Synkretismus beruht. H.s Betrachtungen sind wichtig genug, um hier vollständig wiedergegeben zu werden. Zwei oder mehrere Constructionen von verschiedenem Ursprung müssen, um eine Verschmelzung einzugehen, 1. wesentlich dieselbe Form und 2. eine bestimmte Bedeutung gemein haben. Die resultierende Construction wird diese gemeinsame Bedeutung enthalten, während die Bedeutungen, welche ausschließlich dem einen oder anderen Mischungselemente zukamen, infolge ihrer Verschiedenheit, durch die sie sich gegenseitig ausschlossen, vollständig verloren gehen. Wenn z. B. im Lateinischen eine Construction einen volitiven Gedanken enthält + den der Fallsetzung, eine andere Construction einen anticipatorischen Gedanken + den der Fallsetzung, eine dritte

[1]) Dass die Ausgleichung der Negation im griechischen Bedingungssatze nicht vollkommen durchgedrungen ist, zeigen zahlreiche Fälle, wo *οὐ* gebraucht ist: vgl. z. B. Krüger § 67, 4, 1. Dass hier jedesmal Wort-, nicht Satznegation vorliege, wird mehr behauptet als bewiesen.

Construction einen optativischen Gedanken + den der Fallsetzung, eine vierte endlich einen potentialen Gedanken + den der Fallsetzung, so werden sie insgesammt, soweit sie von derselben Form sind, in eine einzige Construction verschmolzen werden, welche diese Gesammtbedeutung, nämlich die der Fallsetzung, und weiter nichts enthält. Oder, um die Sache in abstracto darzustellen, es werden die Constructionen, welche bedeuten $a + x$, $b + x$, $c + x$ und $d + x$ und dieselbe Form haben, in eine einzige Construction zusammenfließen, die x allein bedeutet. — Zum Schlusse gibt Ref. dem Wunsche Ausdruck, es mögen H.s Ausführungen zur Wiederaufnahme des im vorliegenden behandelten Problems anregen; mehr als eine Anregung zu geben beabsichtigt der Verf. selbst kaum.

2. H. Ch. Elmer handelt in den Cornell Studies in *Classical Philology*, Vol. VI (1898), p. 175—231 'über den angeblichen potentialen Gebrauch des lateinischen Conjunctivs' mit der ausgesprochenen Absicht zu zeigen, dass sich kein Gebrauch des lateinischen Conjunctivs finde, welcher eine Berechtigung für den Ausdruck potential an die Hand gäbe und dass dieser Ausdruck aus der lateinischen Grammatik vollständig verbannt werden sollte. Elmer geht von dem Typus *aliquis dixerit* aus, in dem er ein Futurum ex. sieht — enthalte doch die entsprechende Wendung mit *fortasse (aliquis fortasse dixerit)* ein unzweifelhaftes Futur — wenn man darin nicht lieber den unbestimmten Futurbegriff (contingent futurity; hierüber s. diese Zeitschrift 1899, S. 223 f.) erblicken wolle. Weiter betrachtet Elmer Fälle wie *roget quis* und *aliquis dicat* als volitive Bedingungssätze von dem Sinn: Lass jemand sagen (d. i. nimm an, dass jemand sage), meine Antwort wird sein. Endlich die Ausdrucksweisen *videas* und *videres* bedeuten nach Elmer nicht, wie gewöhlich übersetzt wird, 'man mag sehen', 'man mochte sehen', sondern 'man sähe, wenn man anwesend wäre', 'man hätte gesehen, wenn man anwesend gewesen wäre'. Dies wären im ganzen, von einzelnen Stellen bei den Schriftstellern abgesehen, die Kategorien des sog. Potentialis. Gegen vorstehende Ansicht Elmers wendet sich nun zur Ergänzung der Polemik Benetts (vgl. diese Zeitschr. 1899, S. 224) Hale im vorliegenden Aufsatze. Es gehörte die ganze Schlagfertigkeit eines Grammatikers wie Hale dazu, um die mit Geschick und Scharfsinn geführte Argumentation Elmers zu entkräften. Übrigens dürfte Elmer in einem, und zwar dem wichtigsten Punkte seiner Beweisführung im Rechte sein. Wenigstens hat Fr. Cramer, *de perfecti coniunctivi usu potentiali apud priscos scriptores Latinos*, Marburg i. H. 1886 nachgewiesen, dass die Fälle des sog. Potentialis perfecti activi sich im älteren Latein durchaus im Rahmen des hypothetischen Satzgefüges bewegen und dass auch der Potentialis des Präsens und des Präteritums (*scires*) außerhalb der Hypothesis seltener vorkomme als in den späteren Sprachperioden. Hieraus folgert Cramer, dass sich der Potentialis aus der hypothetischen Structur

entwickelt hat und zwar aus dem Nachsatze der hypothetischen Periode, gerade wie der Optativ aus dem Vordersatze hervorgegangen sei. — Im einzelnen bringt H. syntaktisch wichtige Thatsachen bei, wie er denn beispielsweise die bisher als nachclassisch geltende und auch von Elmer als solche vorgeführte Verbindung von *fortasse* m. Conj. S. 157 aus Cicero belegt. Wichtiger ist, dass H. die Fälle des Potentials im selbständigen Satze S. 155 und im abhängigen S. 159 genau präcisiert. Hiedurch erhält H.s Aufsatz selbständige Bedeutung.

Wien. J. Golling.

L. Maccari, Osservazioni ad Orazio (Primo saggio). Siena, Carlo Nava 1901. 10 SS. 8°.

Maccari bespricht einige oft behandelte Horazstellen vom exegetischen Standpunkte aus: erstens die Stelle vom Schildwegwerfen (es sei nicht buchstäblich gemeint, sondern Nachahmung eines griechischen Dichters); zweitens die Vertheilung des Säcularliedes (Strophe 1, 2; 3—8; 9; 10—15; 16, 17; 18, 19). Endlich Epist. II 1, 58 das von Plautus ausgesagte *properare ad exemplar Epicharmi* (es gehe auf dem Charakter und rascheren Verlauf seiner Stücke, welche *motoriae* waren im Unterschied von des Terenz *fabulae statariae*). Indem sich der Verf. mit den verschiedenen entgegengesetzten Ansichten auseinandersetzt und die von ihm vorgezogenen Ansichten begründet, bekundet er ein sehr vernünftiges Urtheil.

Prag. O. Keller.

C. Iulii Caesaris commentarii de bello civili. Von Prof. Dr. Wilhelm Theodor Paul. Zweite Auflage, für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Gustav Ellger. Mit 6 Abbildungen u. 10 Kartenskizzen. Wien u. Prag, Verlag von F. Tempsky 1899. kl. 8°. 218 SS. Preis geh. 75 kr., geb. 95 kr.

Voran geht eine Einleitung, die eine Übersicht über das Leben des Cn. Pompeius Magnus und des C. Iulius Caesar gibt. Sie ist annalistisch abgefasst. Man wird da kaum etwas auszusetzen haben. Daran schließt sich eine Inhaltsübersicht der drei Bücher an und eine Zeittafel der wichtigsten Ereignisse. Nach dem Texte folgt ein 'Erklärendes Namensverzeichnis', das sehr sorgfältig gearbeitet ist, und dann sechs Kärtchen, die den Kriegsschauplatz veranschaulichen sollen.

Uns interessiert vor allem der Text, weil sich mit Pauls Namen ein ganz gewaltiger Umsturz in der Kritik des b. c. verbindet. Seine genial-kecke Textgestaltung in der ersten Auflage verblüffte allgemein, und doch musste man ihr folgen. Wenn man ihm auch gar zu oft nicht beistimmen konnte, er verstand es

doch, mitzureißen. Freilich hat die Neuauflage stark eingelenkt, und darin liegt ihr Wert. Es ist auch in der That schon an der Zeit, dass die rein destructive und gerade deshalb vermeintlich constructive Kritik allmählich aus der Mode kommt. Ich habe es anlässlich der Besprechung von Holders Ausgabe des b. c. (Zts. f. öst. G. 1900, 994) ausgesprochen, dass wir durch seine starke Betonung der Handschriften, wenn sie uns auch oft genug gerade im b. c. im Stiche lassen, zu erneutem Nachdenken und Nachprüfen gezwungen werden.

Und so sind es nicht wenige Stellen, an denen den Handschriften wieder alle Ehre angethan wurde. Ich greife einige aufs Gerathewohl heraus. Z. B.

I 71, 4 *tamen aliquo loco*, das sich recht gut halten lässt, wenn auch zugegeben werden mag, dass das vorhergehende *iniquitas loci* augenscheinlich das in manche Conjecturen aufgenommene *aequo* zu verlangen scheint; 79, 3 *morantibus* für *laborantibus* der ersten Auflage; 81, 3 *convertunt* für *conectunt*; 83, 2 *sed primam* für *et pr.* oder im II. Buch: 34, 6 *telum abici* für *adigi*; 37, 2 *nisurum* für *ausurum*; 39, 5 *praeferebantur* sogar sehr gut für *prof.*; 40, 3 *ut simulatione* für *usi sim.*, was wieder sehr in Ordnung ist. Und diese Liste ließe sich noch reichlich ergänzen.

E. hätte auch sonst noch dasselbe Verfahren anwenden können. So z. B. I 70, 1 schreibt er *exercitum — viarum difficultas tardabat* mit der Pariser Ausgabe des Vasc. und St.[1]) für *difficultates tardabant* der Hss. Ob mit Recht? Die Schwierigkeiten konnten denn doch verschiedenartig sein. Ein Grund zur Änderung ist hier gar nicht abzusehen. — I 76, 1 wird ediert: *neu se neu imperatorem suum adversariis — tradant* gegen das handschriftliche: *neu se neu Pompeium absentem imp. s.*, was Kübler und Holder bieten, mit Unrecht, wie ich wieder glaube, weil es vernünftig erscheint, eine Lesart, die alle Hss. bieten, so lange zu halten, als sie überhaupt haltbar ist. — I 80, 2 ist *una fronte* der codd. doch sehr passend, so auch Kübler und Holder. Desgleichen I 82, 4 *hinc duas partes* für *ac d. p.* — I 71, 1 ist die Nothwendigkeit der Paul'schen Conjectur *circumdato* für das allgemein aufgenommene *circumdatum* nicht zu erweisen. — Zu II 35, 1 ist die Schreibung *primus agmen fugientium consecutus* für *primum* auch nicht nothwendig. Auf der Flucht war das *primum agmen* ja ohnehin hinten und nicht vorn.

Auch manches Neue wird in dieser Ausgabe geboten. So wird I 72, 4 hinter *plerisque* eine Lücke angenommen. Ich muss sagen, das hat viel für sich; das nachfolgende *milites vero palam inter se loquebantur* verlangt augenscheinlich einen bestimmteren Gegensatz als das bloße *plerisque*, das wohl auf die Chargen

---

[1]) Bezeichnung nach Meusels Tabulae.

und den Stab zu beziehen wäre, so dass unter *milites* bloß die *gregarii* gemeint wären. Jedenfalls aber muss die Lücke, falls sie thatsächlich vorhanden ist, sehr alt sein, und die Reconstruction hätte ihre Schwierigkeiten. — I 83, 8 heißt es *tali ⟨modo⟩ instructa acie*; das wäre gewiss gut, wenn Cäsar so geschrieben hätte, es würde auch seiner Verwendung des Wortes *modus* sehr entsprechen, aber der Einschub ist doch mindestens überflüssig. Wenn überhaupt zu ändern wäre, so ließe sich paläographisch wegen des vorhergehenden *cingebat* noch am ehesten *ita* vor *tali* rechtfertigen, was auch ganz gut passen möchte. — I 84, 4 wird das ungleich malerische *circummunitos* durch *circumventos* ersetzt. — I 85, 9 heißt es jetzt *ad confirmandos exercitus*, weit ab von dem handschriftlichen *obtinendos*; eher gienge noch Pauls Vermuthung in den Tabb. bei Meusel *continendos*, was doch so ziemlich denselben Gedanken wiedergeben würde, wie *confirmandos*. — II 88, 4 schreibt E. *noctu* mit den meisten Stellen statt *nocte*. Mit Rücksicht auf den Analogisten Cäsar, der sonst *noctu* hat, möchte man diese Änderung gutheißen. — II 42, 4 *atque acriter proelians interficitur* für *ita pr.*, sehr schön ausgedacht, aber *ita* fasst eben den Inhalt des festen Vorsatzes *(confirmat)* des Curio zusammen und ist dann ganz unentbehrlich. — II 44, 2 *paucos relictos in regnum praemisit* ganz unnöthig für *electos*. Die *relicti* müssen doch auch *electi* sein, insofern als sie eben mit den anderen nicht zusammengehauen wurden. Man darf da eben die Bedeutung des *eligere* nicht pressen. Und im übrigen konnte Juba vor Ausführung seines Niedermetzlungsbefehles thatsächlich eine Auswahl zuvor getroffen haben, die er dann in *regnum praemisit*. — III 6, 1 schreibt E. *iumenta* für *impedimenta* in dem Satze: *(milites) aequo animo mancipia atque iumenta in Italia relinquerent, ipsi expediti naves conscenderent, quo maior numerus militum posset imponi*. Gerade das *expediti*, welches augenscheinlich die Conjectur verschuldete, deutet auf das Unnöthige der Änderung hin.

Recht annehmbar erscheint der Einschub I 74, 1 *in ⟨Caesaris⟩ castris*.

Doch ich will mich mit der Durchsicht dieser wenigen Capitel bescheiden. Wir haben allen Grund, mit dieser Neuauflage zufrieden zu sein, wiewohl die vorgebrachten Bedenken wohl darthun dürften, dass wir bei dieser Cäsarianischen Schrift noch lange nicht alles gethan haben.

Selbstverständlich wird die Ausgabe, die nun schulmäßiger geworden ist, eingehender Beachtung und Würdigung der Fachcollegen empfohlen. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Floridsdorf bei Wien. Dr. A. Polaschek.

Vergili Maronis Aeneidos epitome cum del. ex Georg. et Bucol. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Em. Hoffmann. 5. Abdruck der 2. Aufl. Wien 1901, C. Gerold's Sohn. Preis cart. K 1·60.

Die bekannte *Epitome* aus Vergil ist schlicht und einfach, aber dem entsprechend auch billig und gut. Die jüngste Auflage bringt einen unveränderten Abdruck des Textes der zweiten Auflage. Neu ist erstens eine Einleitung zur Einführung in die Lectüre Vergils, welche alles Wissenswerte über die äußeren Lebensverhältnisse des Dichters, über seine Werke und die damaligen literarischen Verhältnisse in Rom zusammenfasst und außerdem Vergils culturhistorische Bedeutung im Alterthum und Mittelalter und seine Bedeutung für die deutsche und romanische Literatur des weitern erörtert, nebst der sogenannten *Appendix Vergiliana*, einer kurzen Inhaltsangabe der Äneis und den *Summaria Aeneidos metrica;* zweitens in einem Anhang eine Erklärung der Eigennamen, die sich mit Recht auf das Nothwendige beschränkt, mit einer passenden Vorbemerkung über die dichterischen Eigenthümlichkeiten in dem Gebrauche von Eigennamen. Einleitung und Anhang sind von Dr. Sedlmayer verfasst. Durch diese Beigaben gewinnt das Buch an Wert, da hiedurch einem Mangel abgeholfen wird, der die praktische Verwendbarkeit der früheren Ausgaben beeinträchtigte. — Die Auswahl aus der Äneis ist in der Weise eingerichtet worden, dass von dem vollständigen Texte meist größere Partien, die nur Nebenhandlungen darstellen und mit der Haupthandlung nur in einem loseren Zusammenhange stehen, außerdem einige anstößig scheinende Stellen ausgeschieden wurden. So fehlen z. B. im I. Buche die V. 314—410 des vollständigen Textes (Begegnung des Äneas mit seiner Mutter Venus), V. 466—493 (Beschreibung der bildlichen Darstellungen im Tempel der Iuno zu Karthago), V. 647—696 (der Anschlag der Venus auf Dido), V. 709—722 (Dido und Amor). Das II. Buch ist vollständig, nur V. 579 wurde mit Recht fallen gelassen. Im III. Buch entfiel nur die verderbte Stelle V. 340 f.; der anstößige V. 324 und die Stelle V. 474—505 (Abschied von Helenus und Andromache). Im IV. Buch wurden ausgeschieden die V. 6—67 und 115—172 (die List der Venus; die Jagd), ferner die unpassend erscheinenden V. 327—330, dann V. 412—553 (der Seelenkampf Didos) und V. 584—705 (ihr freiwilliger Tod). Das V. Buch beginnt mit V. 8; übergangen wurden die Kampfspiele, die den größten Theil dieses Buches ausfüllen, nämlich V. 114 bis 603. In dem VI. Buche wurden die V. 21—33 ohne Zweifel wegen der Stelle von Pasiphaë beiseite gelassen, außerdem noch V. 445—476. Ebenso erscheint der zweite Theil meist durch Weglassung einiger Kampfscenen gekürzt. Soviel über die der Auswahl zugrunde gelegten Principien. — Das Übrige ist unverändert beibehalten, so dass der Charakter der Dichtung gewahrt bleibt. Die Bearbeitung ist eine sorgfältige, mit der handschrift-

lichen Überlieferung meist übereinstimmende. Conjecturen wird kein Raum gegeben. Wenn III, 327 *servitio enixe* statt *servitio enixae* — am besten wäre wohl *servitio nexae* — geschrieben wird, so ist dies offenbar von der Rücksicht auf die Schule eingegeben, wie denn überhaupt auch bei Varianten häufig diese entscheidet. Im besonderen wäre zu bemerken: In I 345 (455)[1]) schreibt der Verf.: *inter se.* Die Erklärung, welche Ladewig zu dieser Lesart gibt, ist wohl zu sehr gekünstelt und höchst unwahrscheinlich, eher lässt sie sich anwenden auf II 454: (*pervius usus*) *tectorum inter se Priami*, eine lange Halle, welche die Gemächer des Pr. (unter sich) mit einander verband. Ribbeck schreibt: *intrans.* Das Beste und Einfachste bleibt wohl Madvigs *intra se:* 'bei sich, im Stillen'. Ebd. 413 (550) ist ohne Zweifel *arva* statt *arma* zu schreiben; eine versteckte Drohung (Serv.) hat keinen Sinn. In II 56 empfiehlt sich *staret* statt *stares* und ebd. 348—353 Kloučeks Interpretation der Stelle. Daselbst 576 schreibt der Verf.: *sceleratae sumere poenas* in Übereinstimmung mit V. 584 (585): *merentis s. p.* Da muss zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob das überlieferte *sceleratas poenas* nach Analogie von *feminea in poena* V. 583 (584) mit *sceleratae poenas* gleichbedeutend ist. Ist dies der Fall, was Ref. allerdings annimmt[2]), dann ist an *sceleratas* festzuhalten; wenn nicht, so ist die Schreibung *sceleratae* der ganz unpassenden Erklärung Ladewigs, die dieser zu *sceleratas* gibt, entschieden vorzuziehen. Ebd. 690 (691) schreibt der Verf. richtig *augurium.* In V 105 (112) wurde mit Ribb. die Lesart einiger Handschriften *talenta* (sonst *talentum*) aufgenommen, und ebd. 123 (620) lesen wir *miseri* (statt *Tmarii*) . . . *Dorycli.* Ebd. ist V. 353 (850) nach *auris* ein Beistrich zu setzen. In VI 818 (865) ist mit Ribbeck die Lesart des Palatinus *qui strepitus* (andere schreiben mit dem Mediceus: *quis*) vorgezogen. In VII 126 (211) ist wohl *auget* sinngemäßer als *addit.* Bei der Aufnahme von Gronovs Conjectur *ardere* für das überlieferte *audere* II 347 scheint nur die Rücksicht auf größere Verständlichkeit maßgebend gewesen zu sein. Bezüglich der Constituierung von I 381 (518); II 332 f., 695 f. (696 f.); III 318 f., IV 245 (381); VI 319 (332), 759 (806) verweist Ref. auf Kloučeks wohl einzig richtige Interpretation dieser Stellen.

Was das Äußere des Textes anbelangt, so bringt es zunächst die Anlage des Buches mit sich, dass sich der Verf. weniger mit von der Kritik angefochtenen Versen zu befassen braucht. Daher ist der Text auch frei von ausschließenden Klammern. Die Parenthese wird durch Gedankenstriche bezeichnet; doch muss

---

[1]) Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf den vollständigen Text.

[2]) An derartigen Wendungen ist bekanntlich kein Mangel, doch kommt dieser Stelle am nächsten der ganz analoge Fall Tac. Ann. I 10: *comparatione deterrima* i. e. *deterrimi* „mit einem ganz Schlechten".

bemängelt werden, dass dieser Vorgang nicht einheitlich und consequent durchgeführt ist. Viele Stellen, die ihrem Wesen nach nichts anderes sind als Parenthesen, finden sich in Klammern, obwohl kein Grund für eine verschiedene Behandlung ausfindig gemacht werden kann. Auffallend ist es ferner, dass die Worte I 301 *nam inculta videt,* dann III 14 die Worte *Thraces erant* abweichend von dem sonstigen Gebrauch nicht als Parenthesen behandelt werden. Angezeigt wäre weiter die Form der Parenthese bei V 369, dagegen ist sie unrichtig angebracht bei VII 350, und endlich sind die Klammern überflüssig bei XII 14.

Der Druck ist rein und correct; ein Druckfehler ist I 100 *Datlatus* statt *Dat latus.*

Wer es vorzieht, dem Schüler eine von allen nur irgendwie bedenklichen Stellen gesäuberte Ausgabe Vergils statt des vollständigen Textes in die Hand zu geben, dem kann dieses Buch bestens empfohlen werden.

Wien. R. Maxa.

Lateinisches Lese- und Übungsbuch für die unteren Classen der Gymnasien und Realgymnasien von Dr. Franz Faßbaender, Oberlehrer. Erste Abtheilung: Für die Sexta. 2. verb. Aufl., besorgt von Oberlehrer E. Niesert. Münster i. W., Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1901. VIII. u. 141 SS. Preis 1 Mk. 25 Pf.

Die Grundsätze, nach denen die in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1896, S. 740) besprochene erste Auflage des Faßbaender'schen Übungsbuches bearbeitet ist, sind in der neuen Auflage unverändert beibehalten. Durch Vermehrung sowohl der Sätze als auch der zusammenhängenden Lesestücke ist die Seitenzahl von 111 auf 141 gestiegen. Davon enthalten S. 1—62 die lateinischen, S. 63—109 die deutschen Sätze und Lesestücke, den Schluss bildet auf S. 110 ff. das Wörterverzeichnis. Die Abweichung vom Gange der meisten Übungsbücher besteht namentlich darin, dass an die fünfte Declination das Hilfsverbum *esse* und die erste Coniugation angeschlossen, zwischen diese und die zweite Coniugation aber die Lehre von der Comparation der Adiectiva und Adverbia, vom Pronomen und Numerale eingeschoben wird. Es ist zuzugeben, dass durch diese Trennung die erste Coniugation länger und intensiver eingeübt werden kann, so dass der Schüler die zweite Coniugation umso rascher und leichter bewältigen wird. — Die Einübung des grammatischen Materials, aus dem die Deponentia und alle Unregelmäßigkeiten entfernt sind, — selbst die unseren Primanern unerlässlichen Ausnahmen der dritten Declination wie *cor, ver, iter, merces, panis, piscis* etc. verbleiben dem zweiten Jahrgange — geschieht in 113 lateinischen und 65 deutschen Übungsstücken, welch letztere sich meist als Umbildungen

der ersteren darstellen. Sätze und Lesestücke entsprechen der Fassungskraft der Schüler, nur sollte die Zahl der gesperrt gedruckten sprichwörtlichen Redensarten auf Kosten mancher entbehrlicher Sätze größer sein.

Das Wörterverzeichnis ist in der Reihenfolge der einzelnen Paragraphe geführt, innerhalb dieser nach Redetheilen geordnet, die unbedingt zum Memorieren bestimmten Worte durch fetten Druck hervorgehoben. Bis auf die Bezeichnung der Länge des *a* im Abl. Sing. bei der ersten Declination ist in den lateinischen Übungsstücken die Quantität der Silben nicht bezeichnet, im Wörterverzeichnisse begegnen wir hie und da ungleicher Behandlung. So wird bei manchen mehrsilbigen Wörtern die Quantität der drittletzten Silbe, gleichgiltig ob diese lang oder kurz ist, angegeben *(audăcia, luxūria, inĭtium),* bei anderen wie *victoria* (§ 2), *gloria* (§ 4), *stultitia* (§ 6) u. a. fehlt jede Bezeichnung. Unrichtig betont erscheint im Wörterverzeichnisse (§ 78): *utráque.*

Dadurch, dass in der zweiten Auflage nicht nur auf Faßbaenders Grammatik, sondern auch auf die von Schultz und Ellendt verwiesen wird, steht der Verwendung des gut ausgestatteten Buches nunmehr ein weiterer Kreis offen.

Wr.-Neustadt. Franz Kunz.

Die germanischen Auslautgesetze. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung mit vornehmlicher Berücksichtigung der Zeitfolge der Auslautsveränderungen von Dr. Alois Walde, Privatdocent für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Innsbruck. Halle a. S., Max Niemeyer 1900. 8°, IV u. 198 SS.

Das Buch gehört nicht zu den leicht lesbaren. Die Schuld liegt zum Theil an dem äußerst schwierigen Stoff, aber auch an dem Verf. Nicht etwa, dass er es nicht verstünde, seine einzelnen Ansichten klar auszusprechen, allein man verliert gar oft den Faden der Untersuchung, da der Autor sich häufig selbst ins Wort fällt, alle möglichen Einwände widerlegt, oder auch eine These, die einen eigenen Abschnitt verdiente, mitten in eine Erörterung anderen Inhalts hineinschiebt. Mitunter habe ich auch den Eindruck gewonnen, dass sich die Ansichten des Verf.s während der Ausarbeitung modificiert haben.

Ich fürchte, die Mängel der Darstellung werden viele von der Lectüre des Buches abschrecken. Daher möchte ich es versuchen, durch eine etwas längere Inhaltsangabe, als sie sonst in dieser Zeitschrift üblich ist, den Gang der Untersuchung für den Fernerstehenden zu beleuchten. Ich glaube damit auch meiner Recensentenpflicht gegenüber dem Verf. nachzukommen; aus eigener Erfahrung weiß ich, dass nichts schmerzlicher ist, als wenn mühevolle Arbeit von der Kritik mit bloßer Negation oder leerem Lobe belohnt wird.

I. 'Die Schicksale auslautender nasalierter und unnasalierter Längen, vornehmlich im Westgermanischen.' Der Verf. steht auf dem Standpunkt der zuerst von Scherer und Mahlow begründeten, dann von Hanssen und Hirt gewissermaßen neuentdeckten und von Streitberg zu einem vorläufigen Abschluss gebrachten Auslauttheorie. Nach dieser sind in den Endsilben des Idg. zwei Arten von Längen zu unterscheiden, zweimorige und dreimorige. Die verschiedene Quantität reflectiert sich in gewissen Sprachen als Verschiedenheit des Accents. Für das Germanische kommt dieser Unterschied der Accentqualität eigentlich nicht in Betracht; da aber die Accentuation des Litauischen und Griechischen oft ein Mittel zur Quantitätsbestimmung an die Hand gibt, so hat man sich gewöhnt, die zwei- und dreimorigen Längen auch mit den der litauischen Accentlehre entlehnten Ausdrücken 'gestoßene' und 'geschleifte' Längen zu bezeichnen — gewiss nicht zum Nutzen der Klarheit. Die Theorie nimmt nun weiter an, dass die Längen, soweit sie im freien Auslaut standen oder ursprünglich hinter sich einen Nasal hatten (der schon vor der Kürzung mit Nasalierung des Endvocals schwand), im Gotischen um eine More gekürzt sind: die alten zweimorigen Längen erscheinen als Kürzen, die alten dreimorigen Längen als zweimorige Längen, z. B. (*nim*)*a* aus -*ō*, (*haiþj*)*a* aus -*ēm* oder -*ōm*, (*haiþ*)*i* aus -*ī*, aber (*galeik*)*ō* aus -*ō̃*, (*tuggōn*)*ō* aus -*ō̃m*[1]). Die durch -*s* gedeckten Längen bleiben dagegen intact, wenn auch die got. Schrift zwischen zwei- und dreimorigen Längen nicht unterscheidet, also etwa (*wil*)*eis* aus -*īs* mit zweimorigem *ei,* aber (*gib*)*os* (gen. n. a. pl.) aus -*ō̃s* mit dreimorigem *o.* Im Ahd., das als Vertreter des Westgerm. gelten mag, entspricht nur den dreimorigen Längen des Gotischen ein langer Vocal: *gebâ* = *gibos*; den zweizeitigen Längen des Got. nicht anders als den aus Längen entstandenen Kürzen entsprechen im Ahd. kurze Vocale. Aber der ursprüngliche Unterschied zwischen zwei- und dreizeitigen Längen ist z. T. doch auch außerhalb der Stellung vor ursprünglichem *s* im Ahd. wahrnehmbar; er erscheint hier als qualitativer Unterschied: got. (*nim*)*a* (aus -*ō*) entspricht ahd. (*nim*)*u*, got. (*galeik*)*ō* (aus -*ō̃*) dagegen (*gilīch*)*o*, got. (*haiþj*)*a* (aus -*ēm* oder -*ōm*) entspricht ahd. (*heid*)*a*, got. (*tuggōn*)*ō* (aus -*ō̃m*) dagegen (*zungōn*)*o.* Diese Erscheinungen — Trennung der beiden Arten von Längen in der Qualität, Vermischung in der Quantität — werden dahin gedeutet, dass für das Westgerm. zwei Kürzungsacte anzunehmen sind; der erste hat ebenso wie im Got. die Längen außer vor -*s* um eine More gekürzt; der zweite hat die nach der ersten Kürzung noch vorhandenen zweimorigen Längen (= alten dreimorigen im Auslaut und vor Nasal sowie zweimorigen vor -*s*) zu Kürzen und die dreimorigen

---

[1]) Der Strich über dem Vocal bedeutet zweimorige, der Circumflex dreimorige Länge.

(= alten dreimorigen vor *-s*) zu zweimorigen Längen gemacht. Nun zeigt sich aber zwischen Got. und Westgerm. noch ein bedeutsamer Unterschied. Im Got. werden ursprüngliche Längen überhaupt nicht weiter als zu Kürzen reduciert, im Westgerm. fallen aus Längen entstandene Kürzen unter Umständen (nach langer Wurzelsilbe oder nach unbetonter Silbe) aus, aber nur die aus von jeher im freien Auslaut stehenden zweimorigen Längen hervorgegangenen Kürzen. Die Entsprechungen alter nasalierter Längen bleiben unter allen Umständen erhalten, ebenso die Nachkömmlinge der alten dreimorigen und der mit ihnen gleich behandelten zweimorigen durch *s* gedeckten Längen. Die ursprünglich nasalierten zweimorigen Längen nehmen also eine Mittelstellung ein zwischen den mit ihnen ehedem quantitätsgleichen oralen und den dreimorigen Längen. Sie verrathen ihre frühere Verschiedenheit von diesen noch durch ihre verschiedene Qualität; sie stimmen mit ihnen überein in dem Widerstande gegen die Apokope. Diese Thatsachen erklärte die Theorie durch eine spätere Neudehnung der gekürzten ursprünglich zweimorigen Längen.

Hier setzt nun Walde ein. Zwei Probleme kommen für ihn in Betracht: 1. die Doppelstellung der nasalierten Längen, 2. das zeitliche Verhältnis der zweiten Längenkürzung zur Apokope. Ich trenne beide Probleme, behandle zuerst das zweite, bediene mich dabei wie W. des Hilfsmittels synchronistischer Tabellen, weiche aber von ihm ein wenig in der Auswahl der Auslautstypen ab. Nehmen wir versuchsweise folgende Chronologie an:

1. urgerm.	*ī*	*ō*	*īs*	õ	*õs*[1])
2. erste Kürzung	*i*	*u*	*īs*	*ō*	õs
3. *s*-Schwund	*i*	*u*	*ī*	*ō*	õ
4. zweite Kürzung	*i*	*u*	*i*	*o*	*ō*

Hier steckt nun ein Haken. Nach 4. fielen *i* aus *ī* und *i* aus *īs* zusammen und *u* aus *ō* wie *o* aus *ō* wären gleichmäßig Kürzen. Man sollte dann erwarten, dass sie auch gleiche Schicksale haben. Das ist nicht der Fall. Die beiden ersten Vocale der Tabelle fallen nach langer Wurzelsilbe oder nach unbetonter Silbe aus, die beiden folgenden bleiben stets erhalten. Daraus scheint zu folgen, dass 4 nach oder gleichzeitig mit der Apokope eintrat. Setzen wir also jetzt folgende Reihenfolge an:

4. a) Apokope	(*i*)	(*u*)	*ī*	*ō*	õ	} event. gleichzeitig,
b) zweite Kürzung	(*i*)	(*u*)	*i*	*o*	*ō*	
5.	(*i*)	(*u*)	*i*	*o*	*ā*	
6. speciell ags.	(*i*)	(*u*)	*i*	*a*	*æ*.	

Da die Apokope (4 a) einzeldialectisch ist, müsste 4 b auch einzeldialectisch sein. Dagegen erhebt aber unser Verf. Bedenken. Die Entsprechung des *ō* in 4 b ist ahd. *ā*, ags. *æ*, später *e*: westgerm. ***gebō**, ahd. *gebā*, ags. *giefæ*. Die Entsprechung von *o*

---

[1]) Von der Frage, inwieweit im Germ. ein Übergang von stimmlosem *-s* in stimmhaftes *-z* stattgefunden hat, sehe ich hier ab.

in 4 b ist ahd. *o,* ags. *a* : westgerm. **gomō*, ahd. *gomo*, ags. *guma.* Dabei haben wir das ahd. *o*-*a* als älter anzusehen als das ags. *a*-*œ*. Die verschiedene Behandlung des *o* und *ō* von 4 b in 5 scheint dem Verf. nur verständlich als Folge eines Lautgesetzes, das absolut auslautendes *ō* in *ā* wandelte, während -*o* intact blieb. Da 4 schon einzeldialectisch ist, so müssten 5 und 6 auch einzeldialectisch sein, es müssten also in 5 ahd. und ags. unabhängig von einander *ō* in *ā* verwandelt haben. Es müssten ferner zwischen 4 und 5, also nach der Apokope, noch -*o* und -*ō* im ags. existiert haben. Nun erscheint aber zur Zeit, als die Apokope noch nicht durchgeführt ist[1], im ags. -*a* für -*o*. Es muss also 6 und die durch 6 vorausgesetzten 4 b und 5 vor die Apokope, vor 4 a fallen. Es liegt demnach eine Antinomie vor. Nach der ersten Schlusskette ist 4 b jünger oder gleichzeitig mit 4 a, nach der zweiten älter. W. findet folgenden Ausweg. Die zweite Kürzung, 4 b und was folgt, sind urwestgerm., fallen also vor 4 a. Aber die Kürzung führte nur zu Halblängen, die nicht mit den eigentlichen Kürzen zusammenfielen.

Ich gebe wieder eine Tabelle, wobei ich auch darauf Rücksicht nehme, dass im ags. -*ā* aus -*ō* irgend einmal verkürzt sein muss:

4. zweite Kürzung	*i*	*u*	*ǐ*	*ǒ*	*ō*	
5.	*i*	*u*	*ǐ*	*ǒ*	*ā*	
bis hieher urwestgerm., dann ags.						
6.	*i*	*u*	*ǐ*	*ǒ*	*ǎ*	
7.	*i*	*u*	*ǐ*	*ǎ*	*œ̆*	
8. a) Apokope	(*i*)	(*u*)	*ǐ*	*á*	*œ̆*	eventuell gleichzeitig.
b)	(*i*)	(*u*)	*i*	*a*	*œ*	

Ich frage nun, verschlägt es irgend etwas, wenn wir statt der Haken Striche, statt der Striche Schlangenlinien setzen, mit anderen Worten ist folgende Entwicklung nicht ebenso gut möglich, bei der wir eine Stufe (4) ersparen:

3.	*i*	*u*	*ī*	*ō*	*õ*	
IV.	*i*	*u*	*ī*	*ō*	*ã*	
V.	*i*	*u*	*ī*	*ō*	*ā*	
VI.	*i*	*u*	*ī*	*ā*	*œ̄*	
VII. a)	(*i*)	(*u*)	*ī*	*ā*	*œ̄*	event. gleichzeitig.
b)	(*i*)	(*u*)	*i*	*a*	*œ*	

[1] In Wahrheit ist die *i*- (und *a*-) Apokope schon in den ältesten ags. Denkmälern vollzogen, -*u* im n. a. sg. der -*u*-Stämme (nicht *u* aus -*ō*!) kommt ein paarmal auch nach langer Wurzelsilbe vor. Es kann hier archaische Orthographie oder Einfluss der kurzsilbigen *u*-Stämme vorliegen. Will man das nicht zugeben, so muss man die *u*-Apokope in eine spätere Zeit verlegen als die *i*- und *a*-Apokope. Dann denke man sich in 4—6 die Klammern um das *u* entfernt und frage sich, ob es denn unmöglich ist, dass ein nach der *i*- und *a*-Apokope entstandenes -*a* erhalten blieb, während -*u* ausfiel. — Übrigens ist es keineswegs ausgemacht, dass -*i* in einzeldialectischer Zeit schwand, wenn auch das Ags. sich anders zum Umlaut verhält als das Ahd

Mit andern Worten: ist eine verschiedene Behandlung auslautender Vocale gleicher Qualität, aber verschiedener Quantität nur dann denkbar, wenn es sich um *ŏ* und *ō* handelt, d. h. wenn das Verhältnis der Quantitäten 1½ : 2 oder 6 : 8 ist; ist sie nicht denkbar, wenn es sich um *ō* und *õ* handelt, d. h. wenn das Verhältnis der Quantitäten 2 : 3 oder 6 : 9 ist? W. hat sich den Einwand wohl vorgelegt, verdunkelt aber die Frage, nicht zum wenigsten durch die unglückliche Terminologie. Er meint, die Annahme, dass õ, nicht aber *ō*, zu *ā* geworden sei, wäre widerspruchsvoll. Denn für diesen „Einfluss des schleifenden Tons" müsse man sich um Parallelen umsehen, und da nun W. keine passende Parallele findet, leugnet er die Möglichkeit der Annahme. Also bei einem Quantitätsverhältnis 6 : 9 brauchen wir eine Parallele, beim Verhältnis 6 : 8 brauchen wir keine. Wenn W. meint, den Übergang von *ẽ* zu *ã* dürfe man nicht heranziehen, denn der sei viel früher geschehen als alle Auslautkürzungen, so sei ihm das zugegeben. Aber will er behaupten, dass, weil vor den Auslautkürzungen õ nicht zu *ã* geworden sei, es nicht nach der ersten Auslautkürzung zu *ã* geworden sein könne? Folgerichtig müsste man behaupten: weil *ō* vor der ersten Auslautkürzung nicht zu *ā* geworden ist und nach derselben als *u* erscheint, so könne auch *ō* nach der zweiten Kürzung nicht als *ā* erscheinen. Entweder, oder. Entweder entscheidet überall oder nirgends der Mangel an Parallelen.

W. hat sich eben nicht klar gemacht, dass die vergleichende Sprachforschung mit ihren eigenen Mitteln niemals die absoluten Lautwerte feststellen kann, sondern nur Relationen zwischen den Lauten, und auch diese nicht im Sinne zahlenmäßig bestimmbarer Verhältnisse. Auch die Ausdrücke zweimorige und dreimorige Längen sind ja nur *cum grano salis* zu nehmen; 'Längen' und 'Überlängen' wäre besser. Die Einwände bleiben natürlich die gleichen gegen die zweite von W. vorgeschlagene und im Nachtrag bevorzugte Möglichkeit, dass statt der Halblängen Kürzen und statt der Kürzen reducierte Kürzen anzusetzen sind. Hier kommt hinzu, dass W. dann genöthigt ist, bloß der Theorie zu liebe dem überlieferten *-u* nach langer Wurzelsilbe einen anderen Lautwert zuzuschreiben, als *u* sonst im Ags. hat.

Was das zweite Problem, den Widerstand der zweimorigen nasalierten Längen gegen die Apokope betrifft, so behauptet W. zunächst, dass zur Zeit als õ, õ*ⁿ* und *ō*ⁿ neben einander standen, *ō*ⁿ nicht könne gedehnt worden sein, da dann zwar der Widerstand gegen die Apokope, aber nicht die qualitative Verschiedenheit der Abkömmlinge von õ, õⁿ einerseits und *ō*ⁿ anderseits erklärt wäre[1]). Die erste Auslautkürzung habe also *ō*ⁿ getroffen und

[1]) Eine sehr anfechtbare Behauptung. W. meint, weil *õ* und *õ*ⁿ die gleichen Laute ergeben, die Nasalierung also keinen Einfluss auf die Vocalfärbung hatte, so müsste *ō*ⁿ, das durch Dehnung dreizeitig wurde, mit *õ* und *õ*ⁿ zusammengefallen sein. Aber einerseits sind die quantitäts-

zunächst in o^n gewandelt. o^n wurde dann zu a^n, dieser Übergang sei ein Nachzügler der Veränderung aller kurzen idg. *o* in germ. *a*. Es standen dann nebeneinander ō (aus õ), $\bar{o}^n$ (aus $\tilde{o}^n$), a^n (aus $\bar{o}^n$). Für die weitere Entwicklung werden zwei Möglichkeiten aufgestellt. Entweder wurde a^n mit Verlust der Nasalierung gedehnt und dann quantitativ wie ō, $\bar{o}^n$ behandelt, d. h. es wurde durch die zweite Kürzung zu ă oder *a*. Oder a^n wurde überhaupt nicht mehr gedehnt, und sein Widerstand gegen die Apokope erklärt sich dadurch, dass die Apokope nur nichtnasalierte Kürzen betraf.

In ziemlich loser Verknüpfung mit dem Hauptgegenstand steht eine lange Erörterung über die Schicksale von *-ē*. Ich hebe aus ihr heraus die Bemerkungen über die altn. endungslosen Dative (*arm* neben *armi*). Man hatte bisher vielfach behauptet, dass diese Formen ausschließlich oder doch vorzugsweise von langsilbigen Stämmen gebildet würden. W. gelingt nun der hübsche Nachweis, dass allerdings die langsilbigen absolut genommen mehr solcher Dative aufweisen als die kurzsilbigen, dass dies aber daher kommt, dass es eben viel mehr lang- als kurzsilbige *a*-Stämme gibt, dass aber relativ in den ältesten Denkmälern gerade bei den kurzsilbigen die endungslosen Dative bei weitem überwiegen. Diese endungslosen Formen sind nach W. durch Apokope eines *-ē* entstanden, was schon vor ihm behauptet worden ist. Aber er fasst dieses *-ē* nicht als Dativ-, sondern als Locativendung, findet die gleiche Endung in lit. Locativen wie *ponè* und bereichert so das Paradigma der idg. *-o*-Stämme um eine neue Form des Locativs. Ursprüngliche Locative auf *-ē* sieht er auch in den ahd. 'Dativen' *dorf*, *hūs*, *holz* und den ags. 'Dativen' *hám*, *tó morgen*, *tó æfen*, *tó dæg* (vgl. jedoch zu den drei letzten van Helten, PBB.15. 488!).

II. 'Nom. pl. der femininen *ā*-Stämme im Westgermanischen'. Eines der schwierigsten Probleme jeder Auslauttheorie bildet die Thatsache, dass Nom. Acc. Pl. der *ā*-Stämme im Ahd. bei Subst. und Adj. normalerweise verschiedene Endung haben: beim Subst. *-a*, beim Adj. *-o*. Verhältnismäßig selten kommt — in gewissen alten Denkmälern — beim Subst. *-o*, ebenso [1]) in andern beim Adj. *-a* vor. Hirt hat den glücklichen Gedanken gehabt, das *-o* durch Beeinflussung seitens des Pron. zu erklären. Die dem got. *þos* entsprechende Form müsste **do* lauten, von hier aus ist *-o* auf die Adj., vereinzelt auch auf die

---

gleichen, ursprünglich nur durch das Vorhandensein oder Fehlen der Nasalierung unterschiedenen $\bar{o}^n$ und ō auch nach Walde schon zur Zeit vor der Auslautkürzung qualitativ differenziert, andererseits entstand ein qualitativer Unterschied zwischen den gleichermaßen der Nasalierung entbehrenden quantitativ verschiedenen ō und õ. Sollte es da unmöglich sein, dass auch die gleichermaßen nasalierten, quantitativ verschiedenen $\bar{o}^n$ und $\tilde{o}^n$ sich noch vor der Kürzung qualitativ differenzierten?

[1]) Nicht ganz so vereinzelt, wie W. zu glauben scheint, vgl. Anz. f. d. A. 19, 36.

Subst. übertragen worden; die lautgesetzliche Endung ist *-a*. W. erkennt an, dass diese Erklärung soviel innere Wahrscheinlichkeit habe, dass nur Bedenken der schwersten Art sie zur Seite schieben dürften. Ein solches Bedenken verursacht ihm die auch von Hirt hervorgehobene angebliche Thatsache, dass das *-a* der Subst. lang, das *-o* der Adj. 'sicher kurz' ist, und da er trotz aller Versuche des Bedenkens nicht Herr wird, so stellt er schließlich eine andere Erklärung auf. Allein W. hat sich mit einem Phantom herumgeschlagen. Es ist absolut nicht richtig, dass das *-o* der Adj. sicher kurz ist. Ich bedaure, hier dies wieder erörtern zu müssen, nachdem ich schon Zs. f. d. A. 39, 148, Anm. 1 das Nöthige, wenn auch in knapper Form, gesagt habe; weder Walde noch van Helten (PBB. 21, 481) hat darauf geachtet. Wir setzen ahd. Endsilben als lang an, wenn die älteren Denkmäler den Vocal verdoppeln und Notker ihm den Circumflex gibt. Nicht immer sind wir so glücklich, uns auf beide Zeugnisse berufen zu können. Wir setzen den alten Gen. von *fridu* als *fridō* an bloß auf das Zeugnis der Benedictinerregel hin, in der *fridoo* vorkommt; Notker versagt hier, da er die Analogiebildung *frides* hat. Umgekehrt können wir uns nur auf Notker stützen, wenn wir den Nom. Acc. Pl. der subst. *-ā*-Stämme auf *-ā* ausgehen lassen; hier liegt die Sache bedenklicher, denn die Form fehlt den ältesten Denkmälern keineswegs, sie wird aber nie mit *-aa* geschrieben. Mit dem *-o* der Adj. steht es folgendermaßen. In den alten Denkmälern erscheint nie *-oo*; das kann aber nichts entscheiden, denn sie schreiben ja auch, wie eben erwähnt, nie *-aa*. Notker aber hat keine entsprechende Form: die Form des Masc. hat bei ihm die des Fem. verdrängt, es heißt bei ihm *blinde*. Die Dinge liegen also so, dass wir nur kein sicheres Zeugnis für die Länge, durchaus nicht so, dass wir ein sicheres Zeugnis für die Kürze haben.

W.s eigene Erklärung ist die Umkehrung einer vor vielen Jahren von Mahlow aufgestellten. Mahlow nahm an, dass der Acc. Pl. der *ā*-Stämme sich vom Nom. unterschieden habe, dieser gieng auf *-ā‘z* (*ā‘* = dreimorigem *a*), jener auf *-ā"z* aus. Lautgesetzlich entspreche der ersten Endung ahd. *-o*, der zweiten *-a*. Dann sei Ausgleichung eingetreten. W. fasst *-ā* als Nominativform, *-o* als Accusativform und beruft sich für die Annahme einer Accusativendung *-ō"z* auf die runische Form *runo*. Eingeschoben ist eine längere Erörterung der westgerm. Declination des Pronomens *der*. Ich habe den Eindruck, dass W. ursprünglich das angeblich kurze *-o* der N. A. Pl. Fem. der Adj. durch den Einfluss der Pronominalform *dio*, die er als lautgesetzlich erweisen zu können glaubt, erklären wollte. Nachträglich erst scheinen ihm Bedenken gekommen zu sein, und jetzt wird *dio* nur die Rolle zuerkannt, der Verdrängung des *-o* durch *-ā* beim Adj. entgegengewirkt zu haben.

III. 'Diphthonge in den Endsilben des Westgermanischen'. Alle Diphthonge der Endsilben sind in urwestgerm. Zeit vor der ersten Auslautkürzung zu dreizeitigen Monophthongen geworden. Sie erscheinen daher wie die alten dreimorigen Längen im Ahd. als nichtapokopierbare Kürzen, als Längen nur, wenn *s* folgte (*fridō* aus *-aus*). Gen. *ensti* ist Dativform, daher ist der Endvocal nicht lang.

IV. „Ist die Verkürzung der idg. Langdiphthonge urgermanisch?" Gegen Hirt wird die Frage verneint. Hauptargument ist hinsichtlich der '*r*-Diphthonge' die runische Form *swestar*. *a* kann hier nicht Kürze bedeuten wie das *a* in gleichzeitigen Formen wie *wulfaR*, denn im späteren Nord. stehen einander zweisilbiges *systir* und einsilbiges *ulfr* gegenüber. *a* in *swestar* ist vielmehr Bezeichnung eines langen *ǣ*. Bezüglich der *i*- und *u*-Diphthonge wird geltend gemacht, dass der von Hirt angenommene Übergang vom urgerm. *ĕi̯*, *ĕu̯* (aus *ēi̯*, *ēu̯*) in got. *ai*, *au* der got. Neigung *e* in *i* zu wandeln widerspricht. Ein großer Theil des Capitels wird mit der Besprechung der ags. Declination der Verwandtschaftsnamen ausgefüllt. W. sucht den Unterschied des Endvocals in *fæder* einerseits, *módor*, *dohtor*, *bróđor*, *sweostor* anderseits so zu erklären, dass im ersten Fall die alte Nominativ-, im zweiten die alte Genetiv-Accusativform zur Herrschaft gelangt sei.

V. 'Nordische und westgermanische „Dative" auf *-u*'. Das Capitel beschäftigt sich mit den nord. Formen wie *kerlingu*, *Ingibiǫrgu*, *blindu* (dat. sg. ntr.), ahd. *wortu* (instr.), *êru* (dat. fem.), *blintemu*. W. findet es mit Recht schwer verständlich, dass hier überall gegen die Synkopierungsregeln ein aus zweimoriger Länge entstandenes *-u* sich behauptet haben soll. Zur Erklärung zieht er slavische Dative der *o*-Stämme heran wie *rabu* oder pronominal *tomu*. Das *-u* dieser Formen muss aus einem *u*-Diphthong entstanden sein; ein solcher muss auch den germ. Formen zugrunde liegen. W. hält Umschau unter den möglichen *u*-Diphthongen und entscheidet sich für *ōũ*, das germ. *ũ* ergeben habe. Die Endung sei ursprünglich nur bei den *o*-Stämmen (im Instrumental) berechtigt gewesen, dann aber auch auf die *ā*-Stämme übertragen worden, da beide auch einen Instrumental auf *-ō* hatten. Eingeschoben ist eine Besprechung der germ. Wortformen für '*Kuh*': altn. *kýr*, ags. *cú* sollen auf den alten Nom. *g*ᵘ̯*ōus* zurückgehen, dessen *ōu* germ. zu *ū* wurde, während ahd. alts. *kō* auf die Accusativform ohne Diphthong (vgl. aind. *gām*) zurückgeführt werden.

VI. 'Die Schicksale von Nasalen im nordischen Auslaute'. Hauptresultate: *n*, das (in nachurnord. Zeit) durcq den Schwund einer zweizeitigen Länge in den Auslaut trat, ist erhalten nach kurzem unbetonten Vocal sowie nach betontem langen, z. B. Adv. *austan*, Acc. Sg. *spakan;* Gen. Pron. *mín*. Nach langem

unbetonten Vocal schwindet es westnord., bleibt ostnord. z. B. aisl. *augu*, aschwed. *øghon*. Das ist schon von Kock festgestellt worden. Auch *nn*, das durch den Ausfall einer urspr. Länge in den Auslaut tritt, bleibt nach kurzer unbetonten wie langer betonten Silbe z. B. Acc. *kristinn*, *einn*, ebenso bleibt *nn* aus *naR*, z. B. *skotenn*. Ein *n*, das schon in urnord. (runischer) Zeit im Auslaut stand, ist später geschwunden. Schon vor der Zeit der Runendenkmäler schwand *n*, das durch den Abfall eines Consonanten auslautend geworden war, nach langem unbetonten Vocal: *runo* (aus *runōnz*), es blieb nach kurzem Vocal: *dalidun* (aus *-unþ*), ebenso blieb *n*, auf das ursprünglich ein Vocal folgte, u. zw. nicht nur nach kurzer, sondern auch nach langer unbetonter Silbe: Gen. der fem. *n*-Stämme run. *-on* aus *-ōnes*. Erklärung: durch den Vocalschwund wurde *n* gelängt. — Das Capitel enthält auch verschiedene Erörterungen über den Acc. Sg. Masc. der st. Adjectiv-Declination. W. sieht sich genöthigt, zwei urgermanische Endungen anzunehmen *-nō* und *-nōm*, erstere liege in got. *-na*, ahd. alts. *-n*, letztere in ags. afries. alts. *-na* vor. Fürs Ahd. wird zugegeben, dass *-n* beim Adj. theilweise auf Anlehnung an die endungslose Pronominalform *den* beruhe. Ich begreife dann nicht, warum dasselbe nicht auch fürs Alts. gelten soll, wo ja, wenn auch selten, ein Acc. *than* (sogar mit demselben Vocal wie die Adjectivendung) belegt ist. Wir brauchen also fürs Ahd. und Alts. keine Endung *-nō*. Ebensowenig fürs Got. W. meint, *-ōm* sei im Got. wahrscheinlich durch *-au* vertreten. Angenommen, dies wäre richtig, woher weiß denn W., dass die Endung *-nōm* und nicht *-nōn* war? Ja, seine Erklärung der Endung fordert geradezu *-nōn*. Er meint, die ursprüngliche Endung sei *-nō* gewesen, an die zur Verdeutlichung der accusativischen Bedeutung nochmals der Nasal antrat. Allein die Endung *-nō*, die durch Anfügung des *-ō* an den alten Accusativ entstanden ist, setzt voraus, dass das *-m* des Acc. zu *-n* geworden war; wurde also nochmals das Accusativzeichen angefügt, so konnte nur *-n* angehängt werden, nicht mehr *-m*. — Des weiteren stellt W. ein urgerm. Synkopierungsgesetz auf, welches bei Aufeinanderfolge zweier unbetonter, mit *n* anlautender Silben den Vocal der ersten tilgte. Einen Überrest dieses Gesetzes erblickt er in got. *ainnohun* (aus **ainanōhun*) und erklärt mit seiner Hilfe die aisl. Accusative wie *bundinn*, *einn* sowie die Declination des germ. Wortes für 'Mann', got. *manna* usw. Ferner nimmt er an, dass ein analogisch hergestelltes oder ursprüngliches *-a* der Mittelsilbe durch Assimilation an ein *i* oder *i̯* der Stammsilbe zu *i* geworden sei: run. *mīninō* aus **mīnanō* (analogisch statt *mīnnō*) ags. *ǽnne* aus **aininō*. Ebenso sei in den Participien Praet. der st. V. I. Cl. *-an* durch Assimilation zu *-in* geworden, weshalb das *i* der Stammsilbe keinen *a*-Umlaut zeige. Somit entfalle die Nothwendigkeit fürs Germ. noch eine andere

Suffixstufe als idg. *-ōn* anzusetzen. Doch wohl nicht: vgl. got. *fulgins*, ags. *cymen* usw.

VII. 'Die Schicksale nasalierter und unnasalierter, gestoßener und schleifender, absolut auslautender und durch *-r*, *-R* gedeckter Längen im Nordischen'. Sucht mit Hilfe der Runeninschriften eine Chronologie festzustellen.

VIII. 'Ungedeckte Kürzen im germanischen Auslaute'. Es werden im Wesentlichen die Aufstellungen von Sievers in dem bekannten Aufsatz im 5. Bd. der Beiträge wieder aufgenommen. *a, e* schwanden schon urgermanisch, ebenso *i* in dritter Silbe, ja sogar auch *i* der zweiten Silbe, wenn es nicht den idg. Accent trug; daher ags. 1. P. *dóm* ohne Umlaut gegenüber *menn*. Dass *-e* nicht vor dem Abfall zu *-i* übergegangen war, wird in einer ausführlichen Polemik gegen van Heltens Ausführungen bezüglich gewisser st. Praet. des Altfries. zu erweisen gesucht. Dem Einwand, dass bei urgerm. Ausfall des letzten *i* von 2. 3. sg. *wérpisi, wérpiþi* im got. **wairps*, **wairpþ* hätte entstehen müssen, wird durch die Annahme begegnet, dass durch den Ausfall des *-i -s* und *þ* gedehnt wurden, eine Annahme, die mir den Vorzug zu verdienen scheint vor der Hirts, dass das *i* der Paenultima durch die Apokope gelängt wurde.

IX. 'Durch *-s* gedeckte Kürzen im germanischen Auslaute'. Auch hier wird ein Gedanke von Sievers wieder aufgenommen, nämlich, dass durch *-s* gedeckte Kürzen in dritter Silbe (von der Tonsilbe diese eingeschlossen gerechnet) früher schwanden als in zweiter. W. erklärt diesen Ausfall für urgermanisch. Den Munpttheil des Capitels nimmt eine Untersuchung der *j*-Stämme ein. Streitberg hat vor Jahren neben *-i̯os -īs* und *-is* als idg. Nominativendungen aufgestellt. W. leugnet die Existenz eines idg. *-īs* ganz und sucht die Geltung des *-is* einzuschränken [1]). Er greift auf die Regel von Sievers zurück, nach der in Suffixen je nach der Quantität der vorangehenden Silbe *i̯* und *ii̯* wechselten. In *-ii̯az* musste *a*, weil in dritter Silbe stehend, schon urgerm. schwinden, 'und *ii̯* ergab in leicht verständlicher Weise zweizeitiges *ī*'. Ich will nicht daran zweifeln, dass dies leicht verständlich ist, aber ich wage zu behaupten, dass andere auch dreizeitiges *ī* leicht verständlich finden würden und ebenso W. selbst, wenn es zu seiner Theorie passte. Auf dieses zweizeitige *-īs* gehen die Endungen der langsilbigen *j*-Stämme, got. *-eis*, alt. *-ir*, westgerm. *-i* lautgesetzlich zurück (ebenso die Accusativ- und Neutralendung *-i* auf *-īm* aus *-ii̯am*). Was die kurzsilbigen betrifft, so waren ihre Endungen *-i̯az, -i̯am*. Lautgesetzlich entwickelt sind altn. *herr, kyn*, ahd. alts. *heri, kuni*. In got. *harjis* ist *j* aus dem Gen. in den Nom. gedrungen, Anlass gab die Gleichheit von

[1]) Er geht sicher zu weit, wenn er nur dem Got. *ni*-Formen zuspricht. Vgl. md. *schōn* und Behaghel, Germ. 23, 275.

Nom. Gen. *hairdeis.* Formen wie alts. *bed* erklären sich so, dass vor der *i*-Apokope die Gemination aus den andern Casus in den Nom. Acc. Sg. drang (**badi* zu **baddi* zu *bed*), Formen wie *kunni* so, dass nach der *i*-Apokope in die erhaltenen lautgesetzlichen Formen wie *kuni* die Gemination analogisch eingeführt wurde. Ags. Formen wie *secg, bed* sind entweder wie alts. *bed* zu erklären oder so, dass ags. *j* vor der *a*-Apokope geschwunden sei (**badi̯a* zu **bedda* zu *bed*). Dabei sind die Bemerkungen von Kluge, Pauls Grdr. I² 427, § 159, 2. Absatz nicht beachtet. — Mit Hilfe der Annahme, dass *i* in dritter Silbe schwand, werden auch die Formen der 2. sg. imp. der *j*-Verba erklärt (was eigentlich nicht in dieses Capitel gehört). *-e̯ie* wurde über *-îi* zu zweizeitigem *-ī.* Daraus erklären sich ohneweiters als lautgesetzlich die ags. Formen wie *dém* und *nere* mit Apokope des Vocals nach langer, Erhaltung nach kurzer Wurzelsilbe, ebenso altn. *stýr* und *svef* mit gleichmäßiger Apokope. In ahd. *suochi* die Erhaltung des *-i* dem Einfluss der kurzsilbigen zuzuschreiben, hat nichts auf sich, auch got. *sokei* lässt sich als durch *sokeis, sokeiþ* beeinflusst verstehen, dass aber got. *nasei* sich nach *sokei* und nicht nach *nasjis, nasjiþ* gerichtet haben soll, gehört für mich in das Gebiet des Unglaublichen. Eingeschoben ist eine Besprechung des auslautenden *-s.* W. stellt die Regel auf, dass ohne Rücksicht auf das Verner'sche Gesetz *-s* auf dem Wege über *-z* im Westgerm. schwindet nach kurzem oder 'geschleiftem' langen Vocale ursprünglich letzter Silben, es bleibt nach einem Vocal ursprünglich vorletzter Silbe (indem der Schwund des ursprünglichen Endvocals Dehnung des *s* bewirkt), ferner nach 'gestoßener' Länge auch in ursprünglich letzter Silbe. Dieser Regel zuliebe gibt W. die evidente Gleichung ahd. *wili* = got. *wileis* preis, nimmt an, dass westgerm. und nord. die 2. P. ursprünglich ein *t* wie die Praeterito-praesentia hatte[1]) und dass *wili* 'nur einen Versuch' darstelle, 'unser Verbum in die Flexionsweise der gewöhnlichen starken Präterita überzuführen'. Dies scheint mir auch auf dem Gebiet der möglichkeitsreichen prähistorischen Linguistik zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Es folgt ein Excurs: 'Über *i̯i* und die germ. Silbentrennung'. Ich kann hier auf die verwickelten Darlegungen des Verf.s nicht näher eingehen[2]) und hebe nur hervor, dass er im Verlauf der Untersuchung zur Aufstellung eines Silbentrennungsgesetzes kommt, demzufolge im Germ. ein auf kurzen Vocal folgender Consonant immer zu der Silbe des vorhergehenden Vocals gehörte, auch in Fällen wie *dag-es.*

---

[1]) Die analogische Entstehung von altn. *vilt* erklärt sich leicht, wenn man das von Noreen, Pauls Grdr. I² 638, § 251 *a* Beigebrachte berücksichtigt.

[2]) W. möchte ich zu bedenken geben, dass es absolut nicht angeht zu behaupten, dass das Got. die kurzsilbigen *-i̯ō-* und die *-ei̯ō-*Verba 'noch klar geschieden zeigt' (S. 150). Es heißt doch *andhafjiþ* wie *ganasjiþ.* Wie *ligiþ* zu erklären ist, liegt auf der Hand.

X. 'Durch *-n* (*m*) gedeckte Kürzen im germanischen Auslaute'. Auch vor *-n* ist ein *a* dritter Silbe urgerm. geschwunden, u. zw. zu einer Zeit, als *-n* noch erhalten war. Da nun der Übergang von *-n* in bloße Nasalierung älter ist als der Schwund des dentalen Geräuschlauts in der secundären Verbalendung *-nt* (denn es heißt z. B. got. *hairdi* ohne Nasal, aber *berun* mit Nasal), so folgt, dass zur Zeit der *a*-Apokope der dentale Geräuschlaut der secundären Verbalendung noch vorhanden war. Da aber anderseits die Consequenz des Vocalschwundgesetzes fordert, dass das *-i* der primären Verbalendung *-nti* zu gleicher Zeit schwand, wie das *a* in dritter Silbe, so müssen zu gleicher Zeit primäre und secundäre Verbalendung auf dentalen Geräuschlaut ausgegangen sein, und es entsteht die Frage, wie es kommt, dass in historischer Zeit die eine Endung ihn zeigt, die andere nicht. W. findet den Ausweg, dass der dentale Geräuschlaut durch den Ausfall des *-i* eine Energiesteigerung erlitten habe, es standen nach der Synkope, resp. Apokope nebeneinander etwa **hirđīn*, **bērunđ*, **beranþ*. Ich weiß aber nicht, wie sich W. damit abfindet, dass got. *bairand*, ahd. *berant* nicht auf germ. **beranþ* zurückgeführt werden können. Ein guter Theil des Capitels ist der Besprechung der Declination der *n*-Stämme gewidmet. W. nimmt mit Kluge an, dass das westgerm. *-ūn* der Fem. lautgesetzlich dem got. *-ōn* entspreche; bezüglich des *-un* im Paradigma der Masc. und Fem. schließt er sich an van Helten an, der das *u* aus idg. *o* durch den Einfluss des *u* gewisser Endungen entstehen ließ. Nur verlegt er den Vorgang im Wesentlichen ins Urgerm. und behauptet, dass idg. *o* durch das folgende *u* an dem Übergang in *a* gehindert worden sei. Doch sei dieser Übergang später im Got. und Nord. vollzogen worden. Westgerm. entstand geschlossenes *ǫ*, das frk. gewahrt bleibt, während das anglofries. daraus *a*, das ahd. *u* machte. Folgt ein Excurs über die Feminina auf got. *-i*.

XI. 'Kürzen in Auslautsilben des Nordischen'. *i̯* und *u̯* sind nach Ausfall eines ihnen folgenden Vocals nicht silbisch geworden. Nebentöne, die aus adj. Hauptaccenten hervorgegangen sind, haben keinen Vocal vor dem Ausfall gerettet. Das verschiedene Verhalten gegen den *i*-Umlaut je nach der Quantität der Stammsilbe hängt mit der Silbentrennung zusammen. Kurzsilbige Stämme wie *stađ-i* zeigen keinen Umlaut, weil nach dem Schwund des *i* kein Consonant vorhanden war, der die Übertragung der Palatalität auf das *a* bewirken konnte. (Woher weiß W., dass Vorwegnahme der Mundstellung eines Lautes Zugehörigkeit zu derselben Silbe voraussetzt?)

Um mein Urtheil über das Buch zusammenzufassen: Ich zolle der energischen Geistesarbeit W.s meine volle Anerkennung, ich würde mich auch freuen, wenn sich seine neuen idg. Casusendungen *-ē* und *-ōu* bestätigten, denn die große Schwierigkeit

der Auslautsverhältnisse liegt nicht zum geringsten Theil daran, dass man genöthigt ist, die bunte Vielheit der überlieferten Ausgänge auf ganz wenige idg. Prototypen zurückzuführen. Aber im ganzen glaube ich nicht, dass der Erfolg der Arbeit im richtigen Verhältnis zu der aufgewandten Mühe steht. Der germ. Auslaut ist so oft untersucht worden, dass es nicht leicht ist, ohne Auffindung neuen Materials durch bloßes Hin- und Herwenden der Thatsachen neue und überzeugende Resultate zu gewinnen. Die meisten Behauptungen W.s scheinen mir jenseits von richtig und unrichtig zu stehen. Fortwährend stößt man auf Wendungen wie 'es ist sehr wohl möglich, es ist sehr wohl denkbar'. Was ist nicht alles denkbar? Aber 'leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen'. An und für sich ist auch ein Centaur sehr wohl denkbar, aber der Zoolog mit seinen anatomischen Erfahrungen dürfte ein solches Vertebratum mit sechs Extremitäten undenkbar finden. Es fehlt der Sprachwissenschaft noch allzusehr an specifischen Erfahrungen. Ich zweifle nicht, dass sie diese Lücke ausfüllen wird, namentlich gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass die Phonetik ihr einmal von größerem Nutzen sein wird als bisher. Jetzt steht es ja so, dass man an den Fingern die Gelehrten abzählen kann, die Phonetiker und Sprachforscher sind, bei sehr vielen Linguisten dient die Phonetik nur zum Aufputz. Von diesem Vorwurf kann ich auch W. nicht ganz freisprechen. Ich habe vor zehn Jahren mit dem gleichen Wagemuth wie der Verf. mich an dieselben Probleme gemacht. Seitdem habe ich viel Wasser in meinen Wein gethan. Es wird W. nicht anders gehen.

Wien. M. H. Jellinek.

Heinrich Meyer, Die Sprache der Buren. Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen 1901, bei Fr. Wunder. XV u. 105 SS. 8°. Preis 2 Mk.

H. Meyer hat in der „Festschrift" dem Hansischen Geschichtsverein und dem Verein für niederdeutsche Sprachforschung dargebracht zu ihrer Jahresversammlung in Göttingen Pfingsten 1900 (in Commission bei Fr. Wunder, Göttingen), S. 83—121 einen Aufsatz „Über den Ursprung der Burensprache" veröffentlicht und ließ sich durch genannten Verlag bewegen, für weitere Kreise ein Büchlein zu schreiben, welches auf der S. XIII ff. angeführten Literatur sowie auf Mittheilungen eines Caphölländers namens N. M. Hoogenhout beruhend, zunächst in Kürze die Entstehung des Burenvolkes, bezw. dessen Geschichte seit 1652 sowie dessen Beziehung zu den Ureinwohnern und nunmehr zu den Engländern verfolgt. Im Capitel „Die Sprache" wird zunächst die vielen unbekannte Thatsache festgestellt, dass der Buren-

dialekt vom Schriftholländischen weit mehr abweicht, als dies sonst Dialekte von der Schriftsprache zu thun pflegen. Die vollständige Unempfindlichkeit des Verbums gegenüber den Personen (1., 2., 3. Pers. Sing. und Plur. ganz gleichlautend), die vollständige Uniformierung aller Participia Praeteriti und unterbrochen durch einzelne wenige Reste der starken Conjugation, die Verwendung eines und desselben Wortes als Verbum und Substantiv, als Substantiv und Adjectiv, geben der Burensprache das Gepräge des Primitiven, einer in der Formenentwicklung noch gar nicht vorgeschrittenen Sprache. Und M. kommt mit Recht zu dem Schlusse, dass nicht die Einwirkung eines bestimmten Idioms, am wenigsten des Englischen, diesen Charakter erzeugt habe, sondern das durch die primitive Art der Verständigung, wie sie zwischen den Schiffsleuten einerseits und anderseits den verschiedensprachigen Elementen, mit welchen Schiffsleute eben zu verkehren haben, sich im Munde der letzteren ausbilde. So konnte es kommen, dass die Hottentotten sich in enger Verbindung mit den Buren ein solches Sprachgebilde schließlich als Muttersprache aneignen konnten. Das ältere, heute wieder verschwundene Portugiesisch-Malayische gibt uns ein Vorbild, aber nicht etwa die Quelle der Burensprache ab. Es liegt also Sprachübertragung vor. — Im Capitel über „Sprachbewegung und Literatur" weist M. als nächsten Vorfahr der Burensprache, soweit diese eben nach ihrem holländischen Wortschatze und ihrer Lautgebung mit den „Buren" mitgewandert ist, den Amsterdamer Stadtdialekt nach und zeigt uns die jedem Dialektforscher wohlbekannte Erscheinung, dass der Burendialekt erst spät (erst seit 1861) zu schriftstellerischen Arbeiten mit bewusster Absicht angewendet wird, dass aber ihr früherer Bestand aus Abweichungen älterer, in holländischer Schriftsprache abgefasster Denkmäler sich ergibt. Hand in Hand mit der politischen Geschichte entwickelt uns nun M. den Gegensatz, ja den Wettkampf zwischen dem Schriftholländischen und dem Burendialekt. Hier scheint mir M. einen unrichtigen Standpunkt einzunehmen. Er nimmt diesen Gegensatz zu ernst, anderseits möchte er keine Gelegenheit versäumen, bei sprachlichen Gegensätzen zwischen Holländisch und Deutsch die Übereinstimmung zwischen der Burensprache mit letzterer zu constatieren. Die Brücke zum Deutschen ist aber viel schmäler und der Weg dahin länger als vom Buren-Deutsch zum Holländischen: und wer von einer feindlichen Übermacht bedroht ist, wie die Buren von den Engländern, der sucht lieber über die breite, kurze Brücke Schutz, und so glaube ich, dass auch die burischen Vertreter einer Burenliteratur mit richtigem Gefühle in ihrer Agitation nur schwächer werden als die burischen Vertreter der holländischen Schriftsprache. Der Burendialekt kann mindestens ebensowohl neben einer Schriftsprache noch fortbestehen wie die deutschen Dialekte. Wir erblicken also in der holländischen Schriftsprache

eine Hilfe und keine Gefahr für die Nationalität der Buren. Das Capitel „Sprachlehrer" will Ref. in seinen „Deutschen Mundarten" ausführlicher besprechen. Hier sei nur erwähnt, dass eine große Anzahl burischer Spracherscheinungen gleichsam als Zuckungen in den verschiedensten deutschen Dialekten vorkommen, und dass anderseits das Englische doch etwas mehr auf das Burische eingewirkt zu haben scheint, als dies in den einleitenden Capiteln zugegeben wird.

Nennen wir noch die beigegebenen 35 Seiten Sprachproben mit den hervorragendsten Denkmälern des Burendialektes, so können wir das Büchlein allen jenen bestens empfehlen, die sich rasch und größtentheils auch sicher über den interessanten sprachlichen Entwicklungsgang eines auf fremdesten Boden verpflanzten Reises des deutschen Stammes unterrichten wollen.

Wien. J. W. Nagl.

Italienische Literaturgeschichte. Von Dr. Karl Vossler, Privatdocent an der Universität Heidelberg. Leipzig 1900. (Sammlung Göschen Nr. 125.) 160 SS. Preis geb. 80 Pf.

Die Schwierigkeit, die Geschichte einer reichen Literatur auf wenigen Druckbogen gemeinverständlich darzustellen, kann nur recht ermessen, wer selbst einmal in die Lage kam, eine derartige Aufgabe zu lösen. Die Frage, ob die Ausarbeitung eines compendiösen Lehrbuches der italienischen Literaturgeschichte in deutscher Sprache einem Bedürfnisse entsprach, darf man bejahen. An einschlägigen Gesammtdarstellungen haben wir nicht eben Überfluss; ein kurzgefasstes, wohlfeiles Schriftchen, das den Gegenstand auf wissenschaftlicher Grundlage, dabei aber allgemein verständlich dargestellt hätte, war vor dem Erscheinen des vorliegenden Buches nicht vorhanden. Thatsächlich kann ein solches Werkchen namentlich den Mittelschülern treffliche Dienste leisten, ja geradewegs als Ergänzung der vorgeschriebenen Lehrbücher betrachtet werden, und dies nicht bloß mit Rücksicht auf Lehrplan und Ziel der Realschulen — der Nutzen eines solchen Hilfsbüchleins beim neusprachlichen Unterricht ergibt sich ja von selbst — sondern auch beim Unterrichte an den Gymnasien. Wer in den Oberclassen dieser Anstalten deutsche Sprache und Literatur lehrt, wird gerne (etwa beim Abschnitte „Goethe") auf ein solches Hilfsbuch, falls er es für brauchbar erkennt, hinweisen, auch beim Unterricht in der Geschichte und in den classischen Sprachen (bei Darstellung der Renaissanceperiode, des Auftretens des Humanismus usw.) gerne ein Handbuch empfehlen, das über das italienische Schriftthum mehr enthält, als die vorgeschriebenen Lehrbücher ihrer Natur nach bieten können.

Wir haben daher alle Ursache, der rührigen Verlagsbuchhandlung Göschen Dank zu wissen, dass sie in ihre bekannte Sammlung auch eine italienische Literaturgeschichte einreihte. Der Umstand, dass der Verleger den Privatdocenten Dr. Karl Vossler, einen Fachmann, der sich schon durch einige wissenschaftliche Studien auf jenem Gebiete (so über den Stil Cellinis) bekannt gemacht hat, für die Arbeit gewann, durfte eine entsprechende Lösung der Aufgabe erwarten lassen.

In der That hat V., was Anlage des Werkchens und verständliche Darstellung anlangt, billigen Ansprüchen Genüge geleistet. Der Umstand, dass er in dem größeren, kurz vorher erschienenen Handbuch der italienischen Literatur von Wiese und Pèrcopo (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1899) eine schätzbare Vorarbeit besaß, kam dem Verf. gewiss sehr zu statten, half ihm aber über eine große Schwierigkeit, die stoffliche Disposition innerhalb so enger Grenzen, nicht hinweg. Hier erscheint uns denn der Verf. im ganzen und großen das richtige Maß getroffen zu haben und seiner heiklen Aufgabe gerecht geworden zu sein. Allerdings mag bedenklich erscheinen, dass in einem so kleinen Abriss zwei Perioden des „Verfalls" constituiert werden, in der zweiten, durch die Jahre 1642—1750 unangenehm scharf umrissenen, auch Vico, Muratori, Mazzuchelli figurieren, zu denen wir doch heute noch mit Ehrfurcht und Bewunderung aufschauen. Ferner wird man vielleicht fragen, warum Poliziano auf drei, Carlo Goldoni auf nicht ganz einer Seite behandelt wurde oder warum Guicciardini fast zwei Seiten, Metastasio kaum eine gegönnt wurden [1]). Im allgemeinen hat aber der Verf. Verständnis für die Hauptströmungen und wichtigsten Erscheinungen der Literatur bewiesen und mit Takt hervorgehoben, was als wirklich wissenswert und für die literarische Entwicklung belangreich erscheint.

Nach Anerkennung dieser Vorzüge seien nun auch gewisse Mängel in Einzelheiten angedeutet, jedoch mit einem ausdrücklichen Vorbehalt. Es ist eine leider häufige Erscheinung, dass bei Besprechungen wissenschaftlicher, für Fachkreise geschriebener Werke kleine Versehen, Druckfehler usw. ausführlich namhaft gemacht werden, ohne dass auf den Hauptwert des Buches eingegangen wird. Leicht wird bei solchen Urtheilen — die oft mehr von der Kleinlichkeit des Recensenten zeugen als von der Flüchtigkeit des Autors — vergessen, dass derlei Fehler auch bei

---

[1]) Darüber, dass unter den Jüngeren z. B. weder Giulio Carcano noch Marco Praga, ebensowenig der begabte (übrigens auch von Pèrcopo nicht einmal genannte) Roberto Bracco erwähnt werden, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten. V. Ferraris jüngst erschienene brauchbare 'Letteratura Italiana moderna e contemporanea (1748—1901)', Milano, Manuali Hoepli, 1901 ist bestimmt, solche Lücken in den Gesammtdarstellungen der italienischen Literaturgeschichte auszufüllen.

den gediegensten Fachschriften vorkommen, auch bei solchen, denen gewiss alle mögliche Sorgfalt zutheil wurde[1]).

In dem vorliegenden Büchlein, das seinem Hauptzwecke nach der Schule und den Anfängern überhaupt dient, musste auf strengste und correcteste Fassung auch im Einzelnen gesehen werden; von diesem Gesichtspunkte aus und in der Absicht, ein Scherflein zur Brauchbarkeit des Buches beizutragen, seien im Folgenden einige Ausstellungen vorgebracht.

§ 2, der über die italienische Sprache handelt, gibt zu manchen Bemerkungen Anlass. Die Überschrift: „Heimat der italienischen Sprache und ihr Verhältnis zu den Dialecten" kann missverstanden werden, ebenso auch gleich der erste Satz: „Über Heimat und Herkunft der italienischen Sprache hat man sich fast zu jeder Zeit gestritten". Es musste für den Anfänger scharf hervorgehoben werden, dass jede Schriftsprache von Haus aus eine Mundart gewesen ist, die durch gewisse günstige Umstände zur Herrschaft gelangte. Die italienische Sprache, allgemein gefasst, kann in kein Verhältnis zu den Mundarten treten, ebensowenig kann über ihre Heimat und Herkunft ein Zweifel obwalten. Richtig betont der Verf. in diesem Abschnitte die auffallende Mannigfaltigkeit in Syntax und Stil des Italienischen; wenn aber in einem Athem über die „Unsicherheit" und die „stilistische Zerrissenheit" geklagt wird, die „nur vorübergehend durch engherzige Grammatiker und Akademiker beseitigt werden konnten", so versteht man diesen Vorwurf nicht recht. Ein Tadel schließt den andern aus. Am Schluss der Einleitung sagt V. zutreffend, dass die Italiener sich stets als Nachkommen der alten Römer fühlten, „so dass man für schriftliche Aufzeichnungen erst sehr spät zur Vulgärsprache griff". Aber bei welchen Anlässen? Die hier erwähnten Gerichtsformeln aus Capua und Teano, 960 und 964, die Straßburger Eide, die Silenser Glossen — gemeinsam praktischen Bedürfnissen Rechnung tragend — zeigen die Motive, denen die erste Aufzeichnung der Vulgärsprache entsprang.

Im Verlauf der eigentlichen literarhistorischen Darstellung fallen nur wenige wirkliche Irrthümer auf. Zumeist ist es Mangel an Schärfe der Auffassung und des Ausdruckes, der Anstoß erregt, manchmal die ungenügende Erfassung der Continuität literarhistorischer Entwicklung. Wenn z. B. S. 19 der Rosenroman als vorbildlich für die allegorische Dichtung in Italien bezeichnet wird, so kann andererseits doch nicht, wie der Verf. meint, Nordfrankreich schlechthin die „Heimat der lehrhaft allegorischen Poesie"

---

[1]) So liest man z. B., weil wir gerade von der italienischen Literatur sprechen, in der einschlägigen Darstellung in Groebers Grundriss (II. 3.) bei Erwähnung der „Scrittori" Mazzuchellis, S. 189, Anm. 5: „Briefe A—B, sechs Bände" statt „Buchstaben A—B". Das Original Casinis hatte natürlich *lettere*. Das Versehen ist auch in den Berichtigungen nicht verbessert worden.

genannt werden. Man verlangt ja von einem so kleinen Abriss nicht, dass er, vom Alterthum ausgehend, die Anwendung der Allegorie bei Martianus Capella, Planciades Fulgentius, Prudentius, bei den Physiologi, Bestiarien usw. und weiter bis zum Rosenroman und zur Commedia verfolge. Ein kurzer Hinweis auf die einschlägige lateinische Literatur war aber umsomehr geboten, als die mittelalterlichen Clercs gute Gründe hatten, die Allegorie von dem alten auf den christlichen Vorstellungskreis zu übertragen: „L'allégorie", sagt zutreffend G. Lanson (Hist. de la Littérature française[4] 1896, S. 120), „fut reprise par les chrétiens, d'abord pour autoriser l'étude de la littérature païenne, puis pour justifier aux yeux des fidèles maints passages des saintes Ecritures, enfin pour exposer sous une forme plus attrayante et plus vive les vérités dogmatiques de la religion et de la morale." — Schärfer hätte bei Dantes Hauptwerk die Erklärung des Titels gefasst werden müssen. V. erklärt S. 34, Anm. 1, dass der Dichter das Werk Komödie nenne, „weil es, mit der furchtbaren Hölle beginnend, im Paradiese heiter und versöhnlich schließt". Das versteht der Lernende, der die landläufige Bedeutung des Wortes „Komödie" festhält, nur dann, wenn ihm die mittelalterliche Auffassung von „Komödie und Tragödie" erklärt wird. Tragödie ist ja nur in diesem Sinne das Stück, und zwar nicht bloß das Drama, das heiter beginnt und traurig schließt, Komödie das Gegenspiel hiezu; hierüber sind bei W. Cloetta, Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters I 14 ff. lehrreiche Beispiele nachzulesen. Wenn ferner der Verf. den Plan der Commedia „höchst einfach" nennt, so wird es wohl wenige geben, die seiner Auffassung beipflichten. Ganz unverständlich ist, wie Dante „der große Dichter *malgré lui*" genannt werden kann. Ich erinnere mich da A. W. v. Schlegels, der Dante „einen der großherzigsten, tiefsinnigsten, einfältigsten, echtesten Menschen" nennt, „dessen Individualität sich in seinen Werken in ihren feinsten Zügen eingeprägt hat". Wer hat nun recht, Schlegel, der Dante den Deutschen als einer der ersten wiedereroberte, oder der Verf., einer seiner jüngsten Beurtheiler, der S. 36 hervorhebt, dass der Dichter sich „in die allegorische Fabel gegen seine eigene theoretische Überzeugung verliebt habe"? — Wichtiger als die Bemerkung a. a. O., dass die Commedia den Gegenstand unermüdlicher Erklärung und Forschung seit ihrem Erscheinen bis auf den heutigen Tag gebildet habe, wäre ein kurzer, aber nachdrücklicher Hinweis auf den Einfluss des Gedichtes in der Weltliteratur gewesen. In der ziemlich ausführlichen Darstellung des Lebens Dantes (§ 15) vermisst man die Erwähnung des Priorats, dessen rundes Datum sich dem Lernenden ja leicht einprägt. In den Boccaccio gewidmeten Abschnitten fällt eine Charakteristik seines Hauptwerkes auf; es soll „eine unbewusste Parodie auf die göttliche Komödie" sein (S. 53). Die Motive zum Decamerone hat sich B.

„aus allen möglichen Quellen geholt“ (S. 52). So vag darf man nach den einschlägigen Untersuchungen (namentlich Landaus) denn doch nicht sprechen.

Entschieden irrig und namentlich für den Anfänger, der die Entwicklung des italienischen Schriftthums überblicken will, verhängnisvoll, ist die Behauptung S. 62, dass „erst seit dem Auftreten des Humanismus von einer italienischen Nationalliteratur gesprochen werden kann“. Wenn irgend jemand dazu beigetragen hat, die italienische Literatur zu entnationalisieren, so waren es gewiss die späteren Humanisten. Wie sehr und wie frühzeitig man sich der Bedeutung bewusst wurde, die Dante, Petrarca und Boccaccio für die italienische Literatur besaßen, dafür liegen zu viele Belege vor, als dass ein Eingehen auf diesen Punkt nöthig wäre. — S. 77 wird als Titel von Luigi Pulcis Hauptwerk „Morgante maggiore“ angeführt; das Werk nennt sich eigentlich Morgante, das maggiore trat dann als späterer Zusatz zur großen Ausgabe. — Nicht präcise genug gefasst ist die Bemerkung S. 110, wo nach Anführung von Alamannis Avarchide, „einer fast buchstäblichen Nachahmung der Ilias“, gesagt wird: „Denselben Bestrebungen huldigte Bernardo Tasso und machte sich an die Abfassung eines (?) Amadigi di Gaula“. Aus einem Brief Bernardos wissen wir, dass er sich sehr energisch gegen den Vorwurf sklavischer Nachahmung wehrte: „Nè chrediate ch'io abbia tradotto l'Amadigi, ma di materia commune l'ho voluto far proprio“ (Brief 147, Bd. II der Ausgabe Padua 1733). Dieses Verhältnis hätte denn auch mit einigen Worten aufgeklärt werden sollen [1]). S. 111 werden Vasaris Vite eine der wichtigsten Quellen für die italienische Kunstgeschichte genannt — das Urtheil ist zutreffend, doch darf nicht vergessen werden, dass Vasari ziemlich viele grobe Irrthümer nachgewiesen worden sind. — Die früher allgemein verbreitete und auch vom Verf. S. 115 vertretene Ansicht, dass die Piacevoli Notti Straparolas die erste Märchensammlung Europas gewesen, ist, wie Gustav Meyer in einem lesenswerten Aufsatze (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München 1897, Nr. 69) unter Hinweis auf Giovanni Sercambi (1347 bis 1424) und andere gezeigt hat, irrig [2]). — S. 118 wird von Tor-

---

[1]) Richtig erklärt den Sachverhalt Pèrcopo (S. 286), der jedoch bei Anführung des Originals Montalvos etwas unbestimmt die Jahreszahl 1508 hinzusetzte. Aus diesem Jahr stammt allerdings die erste bekannte Ausgabe. Aus ihrem Titel: „Los quatro libros del Virtuoso Cauallero Amadis de Gaula: Complidos“ folgert Braunfels (Krit. Vers. über den Roman Amadis, Leipzig 1876, S. 76) ganz logisch, „dass es vorher schon Drucke gab, welche nur die alten drei Bücher des Amadis enthielten oder denen Montalvos Vorrede fehlte, die ja erst 1492 einer Ausgabe seines Gesammtwerkes beigefügt wurde.“

[2]) Pèrcopo berührt die Frage an zwei Stellen, u. zw. S. 378: „(die Notti) bilden eine der berühmtesten Märchensammlungen, der Zeit nach die erste“, und S. 453: „Märchen waren, aber verändert und literarisch

quato Tasso behauptet: „Beide, er und seine Muse, sind das tragische Opfer der Gegenreformation und der Aristotelischen Poetik geworden". Das führt, abgesehen von der auffälligen Formulierung des Satzes, zu einer schiefen Auffassung des Verhältnisses zwischen Dichter und Kritik; namentlich ist V.s Behauptung von dem „abfälligen Urtheil der Akademie der Crusca" zu berichtigen; Salviati und de' Rossi sind nicht mit der Akademie zu identificieren. Hierüber sind die quellenmäßigen Darstellungen einig[1]). — Der richtige Name Gabriele d'Annunzios (S. 154) ist Rapagnetta (vgl. z. B. E. Guglia im Litt. Echo 1898, 15. October).

Manche Bedenken erregen in dem sonst ja ganz frisch geschriebenen Buche V.s unglücklich gewählte Ausdrücke (zum Theil stilistischer Art) und Übersetzungen, gezwungene Zusammenstellungen und sprachliche Verstöße, die bei einer allfälligen Neuausgabe des Buches leicht auszumerzen sind. Ich meine Stellen, wie etwa folgende: S. 16, wo es heißt, dass die Anhänger der sicilianischen Dichterschule sich eines „durch Latinismen und Provenzialismen veredelten Italienisch" bedienten. Wie stellt sich der Verf. die Veredlung einer Sprache nach der angedeuteten Richtung vor? S. 22 hätte „Jongleurs" nicht durch „Bänkelsänger", sondern „Spielleute" übersetzt werden sollen. Mangelhaft ist ferner die Übersetzung S. 100: „Discorsi sopra la prima Deca di T. Livio: Über die ersten Bücher des Livius". S. 59 heißt es von Brunis Übersetzungen, dass er „den Xenophon, Polyb, Prokop und einiges von Aristoteles in flüssiges Latein umwandelte", S. 60, dass sich mit Pius II. „endlich der Humanismus selbst auf den Stuhl Petri setzt". Zu beanständen ist ferner der erste Satz in § 30 (S. 61): „Dem bisherigen Schriftsteller war es unmöglich, vom Ertrag seiner Feder zu leben", ferner S. 65: „Die große Mehrzahl dieser Volksliteratur ist ohne Namen des Verfassers auf uns gekommen", ebenso der gleich folgende Satz: „Zu den erbittertsten Gegnern der Humanisten gehörte der niedere Clerus. Auch hatten sie nicht ganz Unrecht" usw. S. 108 heißt es von den Petrarchisten: „Sie gleichen sich alle wie ein Holzapfel dem andern" — unter den angeführten Vertretern finden sich Annibale Caro und Vittoria Colonna. Unglücklich ist die Inhaltsangabe der Lehrgedichte auf S. 111: „Andere behandeln die Seidenraupenzucht, die Heilung der Syphilis und ähnliche Gegenstände in classischen Formen". Auffällig ist die Begründung des Vergleiches der Akademien mit den Meistersinger-

---

gesäubert, auch in die Novellensammlungen des 14. und 15. Jahrhunderts und besonders in die P. N. Straparolas eingefügt worden." Der letzteren zutreffenden Fassung hätte V. folgen sollen.

[1]) Cesare Guasti, „La Crusca e il Tasso" in Lettere di Torquato Tasso IV, I ff., danach Alfred de Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte VI, 146 f. Solerti, Vita di T. T. I, 419 wirft allerdings der Akademie vor: 'Fece male a non smentire pubblicamente i due soci'.

schulen S. 129: „bei beiden ist die Poesie zu einem leeren Gesellschaftsspiel herabgesunken". Einen zu elementaren Ton der Erzählung schlägt V. bei Alfieri an: (S. 138) „Nach einer toll verlebten Jugend nahm er sich eines Tages vor, seinem Volke eine neue tragische Kunst zu schenken" [1]). Größere Sorgfalt im sprachlichen Ausdruck fordern noch andere Stellen, die ich notierte, z. B. S. 120, wo von „unsterblichen Schöpfungen" die Rede ist, „die immer lebendig in der Vorstellung des Volkes leben". S. 45: „fruchteten ihm reiche Anregung" ist Italianismus.

Mängel der Druckrevision machen sich an manchen Stellen sehr fühlbar. Die zweimal, S. 59 und S. 70, citierte Schrift des Lorenzo Valla heißt natürlich nicht „de vero bene", sondern „de vero bono", S. 65 steht als Geburtsjahr Andrea dei Magnabottis: „circa 1342" statt: circa 1372. Der Druckfehler ist aus Wiese S. 240 herübergenommen. Hiezu kommen noch u. a. S. 106 Apologet*h*, S. 112 Berufen*d*ste, S. 119 Gerusalemm*a*, S. 120 Oed*y*pus, S. 127 ph*i*sikalischen. Ständig wird der Name Aeneas — Enea verschrieben: S. 35 Eneas, S. 59 Eneas Silvio, S. 113 und 118 Eneis.

Sämmtliche hier vorgebrachten Bemerkungen treffen, wie man sieht, weder die Anlage noch den eigentlichen Gehalt der im ganzen keineswegs unverdienstlichen Arbeit V.s. Sollte der Verf. sich veranlasst finden, sie bei einer neuen Ausgabe zu beherzigen, so wird uns sein Büchlein nach einer solchen Revision umso willkommener sein.

Wien. Rudolf Beer.

Albert Mayr, Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta.

Mit 12 Tafeln und 7 Plänen. Aus den Abhandl. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. I. Cl. XXI. Bd. III. Abth. S. 645—726. München 1901. 4°.

Diese tüchtige Arbeit ist mit Hilfe eines bayerischen archäologischen Reisestipendiums zustande gekommen, welches dem Ref. einen mehrmonatlichen Studienaufenthalt auf Malta und Gozo ermöglichte. Mit den Vorarbeiten zu einer Geschichte dieser Inseln im Alterthum beschäftigt, erkannte er die vorgeschichtlichen Denkmäler derselben als die wichtigste Gattung der dortigen Alterthümer und widmete ihnen eine zusammenfassende Darstellung, die gerade jetzt umso willkommener ist, als jene zum Theil schon länger bekannten, aber noch nie gründlich behandelten Überreste durch die seit Schliemanns Entdeckungen gepflogenen Studien über den sog. ägäischen Culturkreis und benachbarte mittelländische Culturgebiete der frühesten Vorzeit in ein neues Licht getreten

[1]) Was von der „momentanen Inspiration" Alfieris zu halten sei, zeigt Landau, Geschichte der italienischen Litteratur im 18. Jahrh., 461.



sind. Gleich den Nuraghen Sardiniens und verwandten rohen Steinbauten auf den Balearen, in Südost-Spanien und Nordafrika, gehören sie einem bisher nur in dämmerhaften Umrissen erkannten, vorphönikisch-westmittelländischen Culturkreis an, der aus dem früher entwickelten östlichen Becken desselben Meeres wohl hebende Einflüsse erfuhr, in seinem Kern aber nordafrikanischen Ursprunges ist und in gewissen Einzelheiten (Bilderwerke von Hagiar-Kim, Taf. X 2) sogar überraschende Ähnlichkeit mit „libyschen" oder „vorpharaonischen" Gräberfunden Oberägyptens zeigt. Nebst einer systematischen Beschreibung der Denkmäler, meist Ruinen, dann Stein- und Thonbildwerke und Thongefäße, bringt die Abhandlung M.s ein umsichtig geschriebenes Capitel über die geschichtliche Stellung dieser Werke, worin die von Caruana, Perrot u. a. bis zuletzt festgehaltene Ansicht von deren phönikischem Ursprung widerlegt und ihr prähistorischer Charakter entscheidend nachgewiesen wird. Dadurch rücken sie der Hauptsache nach in eine, dem 2. Jahrtausend v. Chr. angehörige Bronzezeit hinauf (Steinzeitspuren sind bisher auf Malta noch nicht entdeckt), wenn auch ein Theil derselben, wie viele Nuraghen Sardiniens, noch in der Zeit phönikischer Colonisation entstanden sein mag, und erweitern unseren Rückblick in diesem wichtigen Übergangsgebiet zwischen Europa und Afrika um viele Jahrhunderte. In den neuen Problemen und Dunkelheiten, welchen wir dadurch gegenübergestellt werden, möchten wir — hier wie immer, wenn die früher beliebte gewaltsame Anknüpfung an die historische Überlieferung versagt und einer freieren, obgleich nur mehr archäologisch gestützten Auffassung weichen muss — nicht etwa ein niederschlagendes Ergebnis, sondern vielmehr einen starken Reiz zur Fortsetzung dieser Studien erblicken.

Wien. M. Hoernes.

Alfred Hillebrandt, Alt-Indien. Culturgeschichtliche Skizzen. Breslau 1899. Verlag von M. & H. Marcus. Preis 5 Mk.

Unter den zahlreichen trefflichen Indologen Deutschlands darf Alfred Hillebrandt, Professor an der Universität Breslau, als einer der besten rühmend genannt werden. Sein Hauptgebiet ist der Veda, die vedische Mythologie und das Ritual. Doch mit klarem, weitschauendem Blick, feinem Text und gesichertem Wissen bewegt er sich auch in den vielen anderen Gebieten der fast unübersehbar großen indischen Sprach-, Literatur- und Culturgeschichte. Wir können es nur freudigst begrüßen, wenn ein Forscher von der Bedeutung Alfred Hillebrandts es unternimmt, verschiedene Gebiete dieser reichen Culturwelt dem größeren Kreise gebildeter Leser in allgemein verständlicher Weise zu schildern. Das thut er in dem vorliegenden Buche, das wir jedermann, der

sich für Indien und seine Cultur interessiert, nur wärmstens empfehlen können. Rigveda und Sanskrit, Brahmanismus und Buddhismus, indische Philosophie und indisches Drama, die chinesischen Pilger, die einst Indien als das Geburtsland ihrer Religion besuchten, das alte wie das moderne Indien werden hier in zehn lichtvollen Essays behandelt. Alles ist hier gediegen, alles interessant; vieles neu oder doch in neuem Lichte gezeigt. Möge das hübsch ausgestattete Buch viele Leser finden. Dass es dankbare Leser sein werden, wage ich zu prophezeien.

Wien. L. v. Schroeder.

Lehmann, Culturgeschichtliche Bilder für den Schulunterricht: Inneres eines römischen Hauses (reconstruiert von Weichhardt u. Dietrich). 88 : 66 cm. Leipzig, Schulbücherverlag von F. E. Wachsmuth 1899. Preis Mk. 2·60; aufg. m. Rd. u. Oes. Mk. 2·80.

Verwendet ist für die Reconstruction die *domus Cornelii Rufi* aus Pompei, die zu jenen Häusern gehört, welche eine besonders regelmäßige Anlage zeigen. Weichhardt erscheint durch sein schönes Werk 'Pompeji vor der Zerstörung' (auch in kleiner Ausgabe zu haben) als berufener Fachmann auf diesem Gebiete. Das Bild gibt eine gute Vorstellung von dem Inneren eines römischen Hauses: Im Vordergrunde das in Pompeji gewöhnliche tuscanische Atrium mit der Wanddecoration zweiten Stiles (Zeit der Republik: Nachahmung von Marmorbekleidung durch bloße Malerei). An dem mit Marmorplatten und Mosaik eingefassten Impluvium steht, wie es gewöhnlich üblich war, ein Marmortisch. Die ihn tragenden Füße 'stellen über den stützenden Löwentatzen . . . die Leiber und Köpfe mehr oder weniger fabelhafter, geflügelter Thiere dar, während sie in der Mitte . . . mit verschiedenen Ornamenten verziert sind.' Das dargestellte Tischgestell (ohne Platte) wurde in der *domus Cornelii Rufi* wirklich gefunden. Links vom Impluvium und vor dem Marmortisch zwei kleine *monopodia.* Im Hintergrunde des Atriums gewahren wir die Herme des *Cornelius Rufus*, wie sie heute noch an Ort und Stelle sich befindet. Der Rand des Compluviums ist durch einen Traufkasten gebildet, aus welchem, wie aus einer Art Dachrinne, das Wasser sich durch Wasserspeier in Form von Löwenköpfen ergoss. Über den letzteren ragen die sog. Stirnziegel hervor, welche die Form von Palmetten zeigen. Alle diese Details sind den in Pompeji gemachten Funden genau nachgebildet. Rechts führt aus dem Atrium eine schmale, nur durch einen Vorhang abgeschlossene Thüröffnung in die *fauces,* den schmalen Gang, der längs des Tablinums sich hinziehend, das Atrium mit dem Peristyl verbindet. Dagegen ist von den Eingängen zu den Seitengemächern und den *alae* des Atriums nichts zu sehen. Hinter dem, wie ge-

wöhnlich, nicht gar geräumigen Tablinum blickt man in das säulenumgebene Peristyl. Die Säulen zeigen die in Pompeji häufig vertretenen Farben: der untere Theil Roth, der obere Weiß. In Abständen sehen wir an den Säulen Brunnenfiguren mit einem vor ihnen stehenden Becken, in welches der Wasserstrahl fiel, eine Anordnung, wie sie z. B. in Pompeji namentlich das Peristyl des zuletzt ausgegrabenen Hauses der Vettier besonders schön aufweist. Rückwärts öffnet sich das Peristyl — auch das entspricht der thatsächlichen Anlage der *domus Cornelia* — mit einer Säulenstellung auf einen tiefer liegenden Garten. — Durch die im Atrium befindlichen Personen wird dasselbe als der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie gekennzeichnet. Der vornehme Römer rechts trägt die *toga praetexta* und die *tunica laticlavia*, ein Sclave macht sich an einem *scrinium* (*capsa*, Hor. S. I 1, 120; 4, 22; 10, 88) mit mehreren Buchrollen zu schaffen.

Was Ref. an dem Bilde auszustellen hätte, wäre nur, wie schon oben angedeutet, der Umstand, dass man von den Eingängen zu den *cubicula* und *alae* des Atriums nichts wahrnimmt, und dass ein *sacrarium*, wie es z. B. die sog. *casa del poeta tragico* im Peristyl zeigt (vgl. die Reconstr. bei Overbeck-Mau, Pompeji, S. 285), fehlt. Und doch hatte wohl jedes römische Haus, wie wir aus dem thatsächlichen Befunde in Pompeji ersehen, sei es in dieser oder jener Form sein *sacrarium*. Überdies wird das letztere in der Schullectüre häufig genannt — oder wenigstens die *lares* und *penates*. Aber davon abgesehen wird das Bild beim Anschauungsunterricht gute Dienste leisten und ist der entsprechenden Tafel aus der Cibulsky'schen Sammlung vorzuziehen, schon deshalb, weil es bedeutend größer ist und die Aufmerksamkeit der Schüler nicht auf anderes lenkt, was bei der Cibulsky'schen Tafel, die neben dem Inneren eines römischen Hauses noch eine Menge anderer Dinge bringt, leicht der Fall sein kann.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

Die Alpen. Von Rob. Sieger. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1900.

Der Verf. geleitet uns vom Münchener Frauenthurme aus über verschiedene Aussichtsgipfel hinweg auf die Spitze des Großglockners, um uns im Laufe dieser Wanderung einen Einblick in die Gliederung der Alpen zu gewähren und sie im Panorama der Glocknerspitze selbst in ihrer Gesammtheit auf uns wirken zu lassen. Er entwirft an der Hand einer Reihe von typischen Beispielen ein anschauliches Bild des Aufbaues der Alpen, ihres Klimas und der mannigfachen Wirkungen des Wassers in seinen verschiedenen Aggregatzuständen. Versteht es der Verf. bereits in diesem Abschnitte in einfacher, klarer Weise in die Hauptprobleme

der Alpenkunde einzuführen, so liegt vollends das Schwergewicht seiner Darstellung im zweiten Theile, in dem er die anthropogeographischen Eigenheiten der Alpen nach ihrer historischen und rein erdkundlichen Seite beleuchtet. Das Büchlein enthält sehr vieles, was zur Belebung des Unterrichtes in der Vaterlandskunde trefflich verwendet werden kann.

Wien. J. Müllner.

Trigonometrie für höhere Lehranstalten. Nach den amtlichen Lehrvorschriften bearbeitet von Dr. Karl Schwering, Director des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums in Trier. 2. Auflage. Mit 16 Figuren. Freiburg i. Br., Herder 1900.

Entsprechend den neueren mathematischen Lehrvorschriften für Preußen wird der Lehrstoff der Trigonometrie in dem vorliegenden Buche in drei Lehrgänge getheilt, von denen erst der dritte dem wissenschaftlichen Aufbaue der Trigonometrie gewidmet ist. Dabei wurde stets der naturgemäße Übergang vom Einfacheren zum Schwierigeren im Auge behalten und der Übungsstoff immer berücksichtigt.

Im ersten Lehrgange wurde an die Aufgaben aus der rechnenden Geometrie angeknüpft und dann an die Bestimmung der Winkel eines Dreieckes durch Rechnung geschritten; hierzu erweist sich die Einführung der vier goniometrischen Functionen erforderlich. Es konnte daran die Behandlung des gleichschenkligen Dreieckes geschlossen werden.

Im zweiten Lehrgange finden wir die auf den Cosinus- und Sinussatz bezugnehmenden Erörterungen, die Aufstellung der Beziehungen zwischen den verschiedenen trigonometrischen Functionen, eine aus der Figur direct hervorgehende Deduction des Tangentensatzes, die Aufstellung der sogenannten Halbwinkelsätze und einige bemerkenswerte Anwendungen auf das Dreieck und Viereck sowie auf die regulären Vielecke.

Nun wird im dritten Lehrgange das Wesentlichste über die Additionstheoreme der goniometrischen Functionen vorgetragen und zum großen Theile unter Heranziehung der Lehre von den imaginären Zahlen das abgeleitet, was sich auf die Multiplicationsformeln der Trigonometrie bezieht. Sehr geeignet für den Unterricht ist die Anwendung der Trigonometrie auf die Cyclometrie und die Berechnung der Ludolph'schen Zahl gegeben. Für den Gebrauch der logarithmischen Tafeln wesentlich erscheint das über die Functionen kleiner Winkel Gesagte. Nun folgen einige Andeutungen über die Lösung geometrischer Aufgaben auf dem Wege der Rechnung, ferner einige wichtige Probleme der praktischen Geometrie (Rückwärtseinschneiden, Parallaxenaufgaben, Höhenmessung durch Spiegelbeobachtung, Bestimmung der Größe

des Gesichtskreises, Höhenmessung mittelst einer Standlinie). Auch diesen Aufgaben hätten die betreffenden Figuren beigefügt werden sollen. Den Schluss bilden einige Aufgaben der analytischen Geometrie, in denen die Trigonometrie zur Anwendung gelangt.

Das kleine Buch wird für den Mittelschulunterricht und für das Selbststudium sich recht geeignet erweisen.

Vorlesungen über hydrodynamische Fernkräfte nach C. A. Bjerknes' Theorie. Von V. Bjerknes, Professor an der Universität Stockholm. Bd. I. Mit 40 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1900. Preis geb. 11 Mk. 50 Pf.

Wir freuen uns, die classischen Arbeiten von Bjerknes über hydrodynamische Fernkräfte, welche viele Anregungen auch für das Studium der magnetischen und elektrischen Fernkräfte gegeben haben, in deutscher Sprache gesammelt zu sehen. Diese Sammlung ist von dem Sohne des berühmten Forschers vorgenommen worden; in dem ersten vorliegenden Bande sind die theoretischen Grundlagen dieser hydrodynamischen Untersuchungen aufgestellt worden, in dem zweiten werden die experimentellen Arbeiten namentlich über die Wirkung pulsierender Kugeln dargelegt werden.

Die vorliegenden Untersuchungen haben das Ziel, „auf mechanischem Boden Thatsachen zu sammeln, die zur Beurtheilung der Hilfsmittel der Mechanik von Bedeutung sind, wenn es sich darum handelt, Fernkräfte wo möglich auf verborgene Berührungswirkungen und physische Erscheinungen auf verborgene mechanische Vorgänge zurückzuführen“. Das Medium, in welchem die zu untersuchenden Vorgänge stattfinden, soll die Eigenschaften einer homogenen, incompressiblen, reibungslosen Flüssigkeit haben, in diese werden beliebig viele kugelförmige Körper eingetaucht gedacht, deren Entfernungen im Verhältnis zu ihren Radien groß angenommen werden. Die Bewegung jeder derartigen Kugel wird aus einer Translation in Verbindung mit einer Expansions- oder Contractionsbewegung angenommen. Zuerst wird dann das Studium der Bewegung dieses Mechanismus vom rein mechanischen Standpunkte aus vorgenommen, dann werden zwar die Kugeln, aber nicht die Flüssigkeit angenommen; es erscheinen dann die Einflüsse, welche von den Kugeln durch Vermittlung des Mediums gegenseitig aufeinander ausgeübt werden, als die Wirkungen von Fernkräften; ein vergleichendes Studium dieser scheinbaren Fernkräfte hydrodynamischen Ursprunges mit den Fernkräften der Natur wird dann vorgenommen. Der folgenreiche Schritt zu einem vergleichenden Studium der mechanischen und physikalischen Erscheinungen ist damit geschehen.

Zu bemerken ist, dass die vorliegenden Untersuchungen, welche schon zu einer Zeit geplant wurden, in welcher die An-

schauungen Faradays noch keinen allgemeinen Einfluss auf die Vorstellungen der Physiker geübt hatten, unbeeinflust von diesen Ansichten und den Arbeiten Maxwells sich entwickelt hatten und schon vollendet waren, als Hertz mit seinen bahnbrechenden Arbeiten begann.

Im ersten Theile des Buches wird in sehr exacter Weise die Theorie der Vectorfelder vorgeführt, die Euler'sche Fassung der hydrodynamischen Probleme angegeben und auf die Bedingungen eingegangen, welche zur Bestimmung der entsprechenden Felder dienen und welche theils kinematischer, theils dynamischer Natur sind. Es wird nun im weiteren Verlaufe des Buches die kinematische Untersuchung der Flüssigkeitsbewegungen bei gegebenen Bewegungen der in der Flüssigkeit eingebetteten Kugeln durchgeführt. — Es wird an diesser Stelle der Fall der volumändernden Kugeln vorgetragen; ferner die Erscheinung bei einer translatorisch bewegten Kugel mit constantem oder mit veränderlichem Volumen; die Eigenschaften des Feldes einer solchen Kugel werden im Folgenden eingehend betrachtet. Nun wendet sich der Verf. zu allgemeinen Betrachtungen über die Bewegung des Kugelsystems und die anschließende Bewegung der Flüssigkeit, untersucht ferner einen beliebigen Strom potentieller und solenoidaler Natur und behandelt mittelst der Theorie der Kugelfunctionen das allgemeinste Actionspotential einer Kugel. Unter innerem Actionspotentiale versteht der Verf. das Potential der gegebenen Bewegung im Inneren der Kugel, auf welchem die Bewegungserscheinung in der Flüssigkeit beruht, während das Potential der anschließenden Bewegung im äußeren Raume das äußere Actionspotential der Kugel genannt wird. Wenn in einen Flüssigkeitsstrom eine ruhende Kugel gebracht wird, so wird das Potential jener Partialbewegung der Flüssigkeit, welche auf dem Vorhandensein der Kugel beruht, Reactionspotential genannt; dieses allgemeinste Reactionspotential wird nun gerechnet und eine Kugel in einem beliebigen Strome in Erwägung gezogen. Die erhaltenen Ergebnisse und Methoden sind vom Standpunkte des Mathematikers nicht minder wie von jenem des Physikers bemerkenswert.

Im Folgenden betrachtet der Verf. das Geschwindigkeitspotential eines Kugelsystems. Mit diesem Gegenstande wurde der kinematische Theil des Problemes abgeschlossen, und nun wird die mathematische Theorie der dynamischen Wechselwirkung zwischen Kugeln und Flüssigkeit vorgenommen. Zuerst wird zur Vereinfachung der Aufgabe nur eine Kugel angenommen und der Einfluss des Flüssigkeitsdruckes auf deren Bewegung gerechnet. Die erhaltenen Gleichungen haben mehrfache große Ähnlichkeit mit den entsprechenden Gleichungen der dynamischen Elektricität, namentlich der Inductions-Elektricität und lassen die Verwandtschaft der beiden Erscheinungsgruppen hervortreten. — Dass die

Eigenschaften der hydrodynamischen Energiekraft sich in vielen Beziehungen von jenen der Inductionskraft unterscheiden, wird durch die Betrachtung einiger besonderer Bewegungsformen dargelegt. Nun wendet sich der Verf. im vierten Theile zur Hauptaufgabe, nämlich dem Studium der Einflüsse oder der scheinbaren Fernkräfte, welche die Kugeln unter Vermittlung der Flüssigkeit aufeinander ausüben. Dass die Voraussetzung gemacht ist, dass die Entfernung der Kugeln groß im Vergleiche zu den Radien ist, wird besonders hervorgehoben. Es wird das wichtige Theorem abgeleitet, dass die Bewegung einer Kugel in einer ursprünglich ruhenden incompressiblen und reibungslosen Flüssigkeit genau so erfolgt, wie die Bewegung derselben Kugel im leeren Raume erfolgen würde, wenn die Masse der Kugel um die halbe Masse des verdrängten Flüssigkeitsvolumens vergrößert wird. Welchen Einfluss die Dirichlet'schen Arbeiten über diesen Gegenstand auf jene von Bjerknes nahmen, wird im Weiteren gezeigt. Im Folgenden wird eine ausführliche Darlegung der Eigenschaften der hydrodynamischen Fernkräfte gegeben. Die Analogien mit den elektrischen und magnetischen Fernkräften werden hervorgehoben; dabei bezeichnet der Autor eine pulsierende Kugel als einen Nordpol, wenn sie sich zu dieser Zeit ausdehnt, als einen Südpol, wenn sie sich zu dieser Zeit zusammenzieht. Die Frage, ob die Analogien zwischen der hydrodynamischen Selbstinduction und der hydrodynamischen Fremdinduction mit den betreffenden elektrischen Begriffen noch einer Verallgemeinerung fähig sind, wird der Verf. im zweiten Bande darlegen, nachdem den experimentellen Untersuchungen der hydrodynamischen Fernkräfte und der hydrodynamischen Stromfelder die gebürende Aufmerksamkeit zugewendet worden ist.

Im Schlussabschnitte finden wir einige belangreiche Bemerkungen zur geschichtlichen Entwicklung der Theorie der hydrodynamischen Fernkräfte.

Wien. Dr. J. G. Wallentin.

Astronomischer Kalender für das Jahr 1901. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte in Wien. Der ganzen Reihe 63. Jahrgang; der neuen Folge 20. Jahrgang. Wien, C. Gerolds Sohn. 8°, 150 SS.

Wie die früheren Jahrgänge, so enthält auch der vorliegende Band neben den in erster Linie stehenden astronomischen Tafeln und Ephemeriden vier besonders interessante und lehrreiche populäre Abhandlungen, auf welche Ref. alle Fachcollegen aufmerksam zu machen sich erlaubt.

Die erste, unter dem Titel: „Über die Rolle der Atmosphäre im Meteorphänomen“, entstammt der berufenen Feder des Regierungsrathes Dr. Gustav v. Nießl, Professor der Astronomie und

Geodäsie an der k. k. technischen Hochschule in Brünn, einer anerkannten Autorität in allen das Meteorphänomen betreffenden Fragen, und behandelt insbesondere den Einfluss, welchen die Atmosphäre auf die Bewegung der in sie eindringenden Meteore ausübt und dadurch bekanntlich so wesentliche Veränderungen in ihrer Erscheinungsweise hervorruft, dass man sie als von einander ganz verschiedene Erscheinungen anzusehen geneigt wäre. Prof. v. Nießl unterscheidet vier Hauptgruppen unter ihnen: 1. nachweisbare Meteoritenfälle, d. h. Feuermeteore, die von außen her in die Atmosphäre eindringen und thatsächlich bis zur Erdoberfläche gelangen, wo sie dann als Meteorite kostbare Fundstücke darstellen, 2. große, detonierende Meteore ohne nachgewiesene Niederfälle, 3. bedeutende Feuerkugeln ohne Detonationen und 4. die kleinen Sternschnuppen von verschiedener Größe, und kommt auf Grund eines zahlreichen Beobachtungsmaterials zu dem Ergebnisse, „dass keine Thatsache vorhanden ist, welche uns nöthigt, Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteoriten in dieser Gruppierung als Weltkörper verschiedener Classe anzusehen, sondern dass es wesentlich der Einfluss der irdischen Atmosphäre ist, welcher, wie vielfach in anderer Richtung, so auch im Meteorphänomen besonders hervortritt und die hier auftretenden, anscheinend so ganz von einander verschiedenen Erscheinungsformen bedingt". Hiebei werden auch vielfach Fragen rein physikalischer Natur berührt, die im Unterrichte an der Mittelschule sehr wohl verwertet werden könnten, so insbesondere die Frage nach der Höhe der Atmosphäre. „Obwohl schon vor mehr als 30 Jahren", sagt in dieser Hinsicht Prof. v. Nießl, „mit sehr gewichtigen Argumenten von mehreren Seiten, z. B. von Schiaparelli, Galle, darauf hingewiesen wurde, dass die Theorie der Dämmerung eine Schlussfolgerung auf die Höhe und Grenze der Atmosphäre durchaus nicht gestatte, müssen unsere Jungen in den Gymnasien noch immer lernen, dass die Höhe der Atmosphäre nicht über 8—10 geogr. Meilen, also nicht viel über 70 km betrage, was sicher ganz falsch ist." Ref. stimmt diesen Worten wohl bei, möchte aber andererseits hervorheben, dass es vielleicht ebensowenig angehe, die Höhe und Grenze der Atmosphäre nur dort zu suchen, wo sie noch mechanisch wirksam ist, etwa durch den Widerstand gegen die Bewegung der Meteore, d. i. in einer Höhe von 180—200 km. Die Frage nach der Höhe der Atmosphäre ist eben keine absolut lösbare, sondern nur eine relativ zu beantwortende, auf welche in der That nach den verschiedenen Methoden, nach denen ihre Lösung versucht wurde, auch verschiedene Antworten gegeben werden können.

In der zweiten Abhandlung „Über die Rotationszeit der Venus" bespricht Josef Rheden, Assistent der k. k. Sternwarte in Wien, die Bemühungen der Astronomen seit Entdeckung des Fernrohrs, aus den auf der Oberfläche der Venus sichtbaren Flecken ihre Ro-

tationszeit zu ermitteln. Es hat dieses Problem seine besonderen Schwierigkeiten, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die meisten dieser Flecken nur optische Täuschungen sind und die große Kunst des Beobachters darin besteht, hier die reellen Gebilde von den optisch-physiologischen Täuschungen zu trennen. Insolange diese Trennung nicht gelungen ist, darf es nicht wundernehmen, wenn man durch derartige kritiklose Fleckenbeobachtungen auf Werte für die gesuchte Rotationszeit kam, die zwischen 23—24 Stunden nach Cassini (1726) in Paris, Schröter (1796) in Lilienthal, de Vico (1839) in Rom, ferner 24 Tagen und 8 Stunden nach Bianchini (1726) in Rom und 225 Tagen nach Schiaparelli (1877) in Mailand schwanken. Erst in neuester Zeit (1899) versuchte man, einer Lösung dieses Problems auch auf einem ganz anderen Wege, nämlich durch spectographische Messungen auf Grund des Doppler'schen Principes näherzutreten. Belopolsky auf der Nicolai-Sternwarte in Pulkowa bei Petersburg fand hiebei Werte, welche zwischen 16—37 Stunden variieren und im Mittel 24·7 Stunden für die gesuchte Größe geben, so dass die erste Hypothese, nach welcher die Rotationszeit der Venus 23—24 Stunden beträgt, als die wahrscheinlichste angesehen werden kann.

In der dritten Abhandlung berichtet Adjunct Dr. Fr. Bidschof über die ringförmige Sonnenfinsternis vom 11. November 1901. Da die größte Phase der Verfinsterung in Österreich nicht beobachtet werden kann, ist dieselbe nur von untergeordneter Bedeutung.

Die vierte Abhandlung schließlich, von Hofrath Director Weiß selbst, erstattet den regelmäßigen Bericht über die im Laufe des Jahres 1900 neuentdeckten Planeten und Kometen, sowie über das Wiedererscheinen älterer periodischer Kometen. Aus ihr wäre nur hervorzuheben und dürfte die Leser dieser Zeitschrift interessieren die Thatsache, weshalb der für den November 1899 von den Astronomen vorhergesagte Sternschnuppenfall der Leoniden, zu dessen Beobachtung so viele Expeditionen veranstaltet wurden, ausgeblieben ist. Aus den umfassenden Rechnungen von Stoney und Dowing, deren Resultate erst vor kurzem publiciert wurden, erfuhr man nämlich, dass dieser Meteorschwarm bei seinem letzten Umlaufe um die Sonne so bedeutende Störungen durch Jupiter und Saturn erlitten hat, dass er in eine Bahn gedrängt wurde, in welcher er die Erdbahn nicht mehr schneidet, sondern innerhalb derselben dem Perihel zueilt. Doch soll erst der nächstjährige astronomische Kalender einen ausführlichen Bericht über diese überraschende Erscheinung bringen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Dr. Mathias v. Wretschko, Vorschule der Botanik für den Gebrauch an höheren Classen der Mittelschulen und verwandten Lehranstalten vollständig umgearbeitet und neu herausgegeben von Dr. Anton Heimerl. 7. Aufl. Wien, C. Gerolds Sohn 1901. 8°, 224 SS. Mit 638 Einzeldarstellungen in 328 Figuren und einem Titelbilde. Preis geh. 2 K 50 h, geb. in Leinw. 3 K.

Die Vorschule der Botanik von Wretschko-Heimerl erscheint hiemit in ihrer siebenten, von Dr. Heimerl vollständig umgearbeiteten Auflage. Schon im 50. Jahrg. der Zeitschr. f. österr. Gymn. nennt Prof. Dr. G. v. Beck Heimerls Botanik rückhaltslos eines der besten und zweckmäßigsten Lehrbücher für die österreichische Mittelschule. Diesem Urtheile schließt sich Ref. vollinhaltlich an, da das Lehrbuch dem Stande der Wissenschaft und den Anforderungen des jetzigen botanischen Unterrichtes vollkommen entspricht.

Die neue Auflage unterscheidet sich von der früheren vortheilhaft dadurch, dass der Text vielfach kürzer und dafür inhaltsreicher wurde, die wissenschaftlichen Namen größtentheils ihrer Herkunft nach erklärt sind und eine Zahl neuer, instructiver Bilder Aufnahme fand. Sehr eingehend berücksichtigt der Verf. die Bestäubung der Pflanzen. Die Vertreter der einzelnen Ordnungen sind fett gedruckt.

Obgleich das vorliegende Lehrbuch in erster Linie für Realschulen berechnet ist, wird es aber auch in Gymnasien mit dem besten Erfolge sich verwenden lassen; nur muss der Fachlehrer aus dem überaus reichhaltigen Stoffe die richtige Auswahl treffen.

Wiener-Neustadt. Heinrich Vieltorf.

Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Eine psychologische Monographie von Th. Kerrl. Gütersloh 1900.

Wer die literarischen Erscheinungen auf philosophischem Gebiete in der jüngsten Zeit verfolgt hat, dem kann es nicht entgangen sein, dass das Interesse der Philosophen sich nicht mehr so intensiv der Psychologie des Erkennens wie den willenspsychologischen Begriffen zuwendet, und damit vielleicht den großen sittlichen Aufgaben, die dem neuen Jahrhundert bevorstehen, näher zu kommen scheint.

Einem solchen und zwar recht schwierigen Probleme der Willenspsychologie, der Aufmerksamkeit, ist obige Monographie gewidmet.

Der Verf. theilt sein Werkchen in drei Theile, in einen theoretischen, in welchem eine Theorie der Aufmerksamkeit entwickelt wird, in einen praktischen, welcher die Anwendung dieser Lehre

in der Ethik und Pädagogik aufweist, während der dritte Theil es sich zur Aufabe macht, die so gewonnene Theorie zum Maßstabe bei der Beurtheilung der wichtigsten Aufmerksamkeitstheorien zu nehmen.

Wir haben es hier mit einer zum Unterschiede von den psychophysischen Arbeiten auf diesem Gebiete, wie sie von der Wundt'schen Richtung gepflegt wurden, rein psychologischen Behandlung dieses Gegenstandes zu thun.

Die Aufmerksamkeit charakterisiert der Verf., nachdem er in einer Einleitung die Schwierigkeiten des Problems aufgezeigt hat, vom Sprachgebrauche ausgehend, zunächst nicht durch eine allgemeine eindeutige Bestimmung, sondern unterscheidet, wie folgt: „1. Aufmerksamkeit ist ein Deutlichhaben der Seele, nicht vom Willen abhängig (unwillkürliche Aufmerksamkeit), 2. Aufmerksamkeit ist ein Bemerkenwollen der Seele, welches, mit Deutlichhaben verbunden, die „willkürliche Aufmerksamkeit" darstellt. Demgemäß will der Verf. im Gegensatze zu anderen Autoren an eine Art Aufmerksamkeit, mit der kein Wiilensvorgang vorbanden ist, glauben; ob mit Recht, will Ref. dahingestellt sein lassen. Wenigstens scheint das Beispiel, auf das K. in seinen Ausführungen immer wieder zurückweist, zum mindesten nicht sehr glücklich gewählt. „Ein in der Stille der Nacht", so lautet dasselbe, „in der Nähe meines Arbeitszimmers abgegebener Schuss erregte meine Aufmerksamkeit". Hier ist allerdings der Schuss nicht erwartet, aber die Aufmerksamkeit, die derselbe erregte, scheint Ref. hier nicht mit dem Deutlichhaben des Schusses zusammenzufallen, sondern die Aufmerksamkeit, die der Schuss erregte, würde sich etwa in der neugierigen Frage „Hat sich vielleicht jemand erschossen oder ist jemand erschossen worden?" oder in der Erwartung, ob nicht ein zweiter Schuss erfolge, also doch in einem Willensvorgange auch in diesem Falle erkennen lassen. Wenn wir hier von unwillkürlicher Aufmerksamkeit reden, so mag dies, wie Kreibig meint, nicht ein Mangel des Wollens, sondern der Mangel der bewussten Vorstellung von dem Gewollten diesen Namen erklären.

Der Verf. hat die Auffassung der Aufmerksamkeit, welche er zur Grundlage seiner Darstellung nimmt, Joh. Rehmkes Lehrbuch der allgemeinen Psychologie S. 521 ff. entnommen, wie er selbst S. 211 sagt.

Um zunächst das Wesen der unwillkürlichen Aufmerksamkeit festzustellen, glaubt der Verf. in einer, wie es Ref. erscheint, allzu breit angelegten und über manches bereits Erledigte sich ergehenden Darstellung einer „Feststellung des Seelenbegriffes" nicht entrathen zu können. Das geschieht in der Weise, dass er für das „Dinggegebene" als charakteristisches Merkmal neben anderen die räumliche Bestimmtheit aufstellt und demselben „die Aufmerksamkeit als Willenserscheinung", S. 5, das „Seelengegebene", dessen charakteristisches Merkmal er in dem wesentlichen Momente des

Bewusstseins, in dem Subjectsmomente findet, gegenüberstellt. Um nun zu dem Begriffe des „Deutlichhaben der Seele", den er in seiner Erklärung der Aufmerksamkeit verwendet, zu gelangen, schickt er eine Unterscheidung zwischen Wahrnehmung — soll wohl heißen Wahrnehmungsvorstellung, da ja „Wahrnehmung" ein Urtheil involviert — und Vorstellung voraus, welch letzteren Terminus er in dem Sinne gebraucht, dass er, wie Ref. es scheint, nicht mit Recht die Empfindungen davon ausschließt. Daher ist ihm das Vorstellen ein eigenartiges Wiederhaben des früher als Wahrnehmung Gehabten. Das „Deutlich haben" ist daher nach des Verf.s Ansicht nichts anderes als deutliche Wahrnehmungen und Vorstellungen haben. Diese Deutlichkeit lässt sich aber nicht weiter definieren, sowie sich der Unterschied zwischen deutlichen und undeutlichen Vorstellungen und Wahrnehmungen nicht definieren lässt, wenn man auch mit dem Vorbehalte nicht das Bildliche aus den Augen zu verlieren, an bildlichen Ausdrücken wie „Blickpunkt des Bewusstseins", „Enge des Bewusstseins" festhalten kann.

Eine allgemeine Bedingung der Deutlichkeit der Wahrnehmung und der Vorstellung ist dem Verf. das Unterscheiden von den weniger deutlichen psychologischen Phänomenen der gleichen Art, welche Ansicht er durch den Hinweis auf die wahrscheinliche Erklärung der Entwicklung deutlicher Wahrnehmungen beim Kinde stützt, während der Grad des Gegensatzes, in dem das Unterschiedene steht, eine besondere Bedingung für den Grad der Deutlichkeit abgibt. Auf diese Weise sucht der Verf. eine Charakteristik der als „Deutlich haben der Seele" bezeichneten Aufmerksamkeit, der sogen. „unwillkürlichen" zu geben.

Dieses Deutlichhaben der Vorstellungen ohne ein vorhergehendes Bemerkenwollen sei nun von dem „Deutlichhaben mit vorhergehendem Bemerkenwollen" zu unterscheiden, welch letzteres die „willkürliche Aufmerksamkeit" sei. Wenn nun dem Verf. auf diese letztere Art der Aufmerksamkeit der Sprachgebrauch, der ein Erregtwerden, sich regen der Aufmerksamkeit kennt, hinzuweisen scheint, weil diese Ausdrücke „auf den Willen, mit Vorliebe bezogen werden", dann spricht derselbe Sprachgebrauch wohl auch gegen das über die unwillkürliche Aufmerksamkeit Gesagte oder mindestens gegen das oben erwähnte Beispiel vom Schusse in der Nacht, denn auch hier wendete der Verf. selbst[1]) diesen Ausdruck an.

Zur Charakterisierung der willkürlichen Aufmerksamkeit gelangt der Verf., indem er zunächst den Willen mit den Worten „Etwas wird gewollt, soferne es das Lustbringende ist", näher zu bestimmen und dann die Frage zu beantworten sucht, ob die Aufmerksamkeit als Willensact bezeichnet werden könne. Um

[1]) Vgl. S. 7.

diese Frage zu beantworten, unterscheidet er den Begriff der Thätigkeit als „Bedingungsein“ von dem Begriffe der Thätigkeit als „Sich verändern, mit nachfolgender Wirkung“. Dem ersten Sinne des Wortes nach ergeben sich unwillkürliche Aufmerksamkeit, Bemerkenwollen und willkürliche Aufmerksamkeit als Seelenthätigkeiten, weil für alle diese nach dem Verf. die Seele die Bedingung ist. Man könne aber weder bei der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, noch beim bloßen Bemerkenwollen ohne Deutlichhaben von einer Willensthätigkeit im Sinne des „Bedingungsein“ reden. Nur die willkürliche Aufmerksamkeit sei eine Willensthätigkeit in diesem Sinne. Ist Thätigkeit = sich verändern mit folgender Leistung, dann ist unwillkürliche Aufmerksamkeit keine seelische Thätigkeit nach Willensthätigkeit, was auch vom Bemerkenwollen gelte, dagegen die willkürliche Aufmerksamkeit wohl eine Seelenthätigkeit aber keine Willensthätigkeit. Daraus ergebe sich also, dass die willkürliche Aufmerksamkeit allein nur dann eine Willensthätigkeit genannt werden könne, wenn der erste, ganz allgemeine Sinn zugrunde gelegt werde, der aber zur Erklärung des Aufmerksamkeitsproblems nichts leistet, so dass mit Rücksicht auf die Erklärung desselben gesagt werden müsse: „die Aufmerksamkeit schlechthin sei kein Willensact“.

Wie aus diesem eben skizzierten Gedankengange des Verf.s ersichtlich ist, beruht die hier gegebene Theorie der Aufmerksamkeit auf einer Abgrenzung des vieldeutigen Begriffes der „Thätigkeit“. Gerade diese veranlasst den Verf., den Vertretern der voluntaristischen Psychologie eine „Verwischung des Unterschiedes von seelischer Thätigkeit und Willensthätigkeit“ vorzuhalten. Es kann nicht Aufgabe des Ref. sein, diese hier gegebene Begriffsumgrenzung im einzelnen zu besprechen; wohl aber möchte er sich die Bemerkung erlauben, dass man in psychologischer Beziehung, wie ganz richtig Höfler[1]) in seinen vortrefflichen Ausführungen über psychische Arbeit, die auch gerade für die Zwecke des Verf.s hätte berücksichtigt werden sollen, sagt, nicht weit komme, wenn man alles, was irgend ein Verbum bezeichnet, sei es nun „schlagen“, „arbeiten“ oder bloß „sein“ oder gar leiden in gleichem Maße als „Thätigkeiten“ gelten lässt, das trifft aber bei dem zu, was der Verf. über „Seelenthätigkeit“ sagt. Es empfiehlt sich vielmehr, den stricteren Sinn festzuhalten, der das Thun speciell zum Wollen in Beziehung setzt. Thut man dies aber, dann dürfte wohl das Mangelhafte der obigen Ausführungen sich ergeben.

Im innigen Zusammenhange mit der Aufmerksamkeit steht der Begriff des Interesses. Dieser findet seine Behandlung in dem Abschnitt, welcher von den Motiven des Bemerkenwollens spricht.

---

[1]) „Psych. Arbeit“, Sonderabdruck aus der „Zeitschrift f. Psych. u. Phys. der Sinnesorgane“, S. 34.

Motiv des Bemerkenwollens ist nach dem Verf. der praktische Gegensatz zwischen einer Lust und jetzt vorhandener Unlust, bezw. geringerer Lust. Zu diesen Motiven der Aufmerksamkeit gehört auch das Interesse. Der Verf. sucht im Folgenden „Interesse“ von „Aufmerksamkeit“ einerseits zu trennen, andererseits den Zusammenhang zwischen beiden klar zu legen, dabei scheint aber Ref. zu einseitig nur von actuellen Phänomenen des Gefühls und des Wollens mit Bezug auf Interesse die Rede zu sein, während wohl außer allem Zweifel in dem für die Aufmerksamkeit so wichtigen „Interesse für oder an etwas haben“ ein Dispositionsbegriff enthalten ist.

Das Wie der Wirkung des Bemerkenwollens, von dem der Verf. im Folgenden spricht, erklären zu wollen, sei sinnlos, weil das so viel hieße als das Causalitätsprincip zu erklären. Man habe sich mit der Feststellung der Thatsache zu begnügen, dass das Bemerkenwollen das Deutlichhaben zur Wirkung habe. Wie verschiedene Grade die so bewirkte Deutlichkeit haben könne und wie der Wille in den Vorstellungsverlauf eingreife ist im Folgenden gezeigt.

In einem Rückblick stellt der Verf. eine die verschiedenen Fälle der Aufmerksamkeit zusammenfassende Definition auf, wie er diese bloße Charakteristik nennt, indem er die Aufmerksamkeit als Deutlichhaben der Seele bezeichnet. Hat das letztere nur den Contrast zur Bedingung, so ist die Aufmerksamkeit unwillkürlich, ist sie außerdem noch vom Bemerkenwollen bedingt, willkürlich.

Mit dem Nachweise der Bedeutung der Aufmerksamkeit für das Seelenleben, und zwar der unwillkürlichen für die erste Stufe der seelischen Entwicklung, sowie für die weitere seelische Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung des Denkens, des Gedächtnisses und der Erinnerung, der Phantasie und wie die willkürliche Aufmerksamkeit der Bereicherung des Wissens, der planmäßigen Ausbildung und systematischen Erkenntnissen dienen, schließt der erste, theoretische Theil der Monographie.

Der zweite, praktische Theil zieht die Consequenzen des ersten, theoretischen für Ethik und Pädagogik und enthält viel Wissenswertes für den Lehrer und Erzieher. Der Gegenstand ist in der Weise behandelt, dass zunächst gezeigt wird, in welchem Zusammenhange die Aufmerksamkeit mit der Erreichung des Lebenszweckes und der Lebensaufgabe steht und dann mit den Mitteln dieses Ziel zu erreichen, wie sie in der Pädagogik dargestellt werden.

Die Aufmerksamkeit als „Deutlich haben“ steht in naher Beziehung zu dem Lebenszwecke, als welchen der Verf. die erreichbare höchste Klarheit des Bewusstseins hinstellt. Wenn auch das Ideal, vollkommenste Bewusstseinsklarheit, nicht zu erreichen sei, sei das Ideal doch stets im Auge zu behalten durch das Bestreben, für Deutlichkeit der grundlegenden Wahrnehmungen und Vorstellungen zu sorgen, wobei es besonders auf die möglichst hohe

Deutlichkeit der Vorstellungen ankommt, welche deutliche starke Motive für das Handeln ergeben. Die Bedeutung der willkürlichen Aufmerksamkeit liegt zunächst in der Erzielung systematischer Erkenntnis, welche für eine sittliche Ausbildung nothwendig ist. Da ferner die den Willen bestimmenden Motive und die diese ergebenden Vorstellungen nicht immer infolge des Contrastes (unwillkürlich) sich einstellen, so muss die Fähigkeit geübt werden, durch willkürliche Aufmerksamkeit solche Vorstellungen in den Blickpunkt des Bewusstseins zu heben, was besonders für die Stunde der Versuchung von entscheidender Bedeutung sei.

Aber auch für die sittlichen Normen wird die Bedeutung der Aufmerksamkeit aufgezeigt durch den Hinweis, wie die Stärkung der die Motive bestimmenden Vorstellungen eine Stärkung der Selbstbeherrschung, die Steigerung der Deutlichkeit der Vorstellungen, die Steigerung der Wahrheitsliebe und, da die Hochschätzung des Bewusstseins anderer Menschen durch Deutlichkeit der Vorstellungen beeinflusst wird, auch eine Förderung der Nächstenliebe zur Folge hat.

Der nun folgende Theil beschäftigt sich mit dem Verhältnisse der Aufmerksamkeit zur Pädagogik. Zunächst wird gezeigt, dass bei dem Anschauungsunterrichte der Kinder die Aufmerksamkeit als „Deutlichhaben“ benützt wird, um sie zur willkürlichen Aufmerksamkeit anzuleiten. Dabei streift der Verf. den geringeren Wert des autodidactischen Studiums, weil der Autodidact nicht vom geschickten Lehrer angeleitet wird, die Aufmerksamkeit auf entscheidende Punkte zu lenken, berührt auch die in Deutschland actuelle Streitfrage der Ausbildung und Fortbildung der Volksschullehrer.

Hinsichtlich der willkürlichen Aufmerksamkeit hat der Unterricht die Fähigkeit, zur willkürlichen Aufmerksamkeit (Interesse im Sinne Herbarts) zu erwecken. Das könne aber nur durch Aneignung eines Bewusstseinsinhaltes allgemeinster Art erworben werden. Daraus ergebe sich aber die Falschheit der Meinung von der sogen. formalen Bildung, als könne man an einem Stoffe die willkürliche Aufmerksamkeit für alle anderen erlernen, sowie die Forderung einer Ausbildung in mehreren Fächern.

Das Mittel zur Erzielung der Aufmerksamkeit, und zwar zunächst der unwillkürlichen Aufmerksamkeit, ist zuvörderst Anwendung des Contrastes. Daher sind besonders solche Stoffe auszuwählen, welche Contrastwirkung zeigen, den Reiz der Neuheit an sich haben. Die rein concentrischen Lehrgänge entsprechen dieser methodischen Regel nicht. Der Stoff muss aber nicht nur im Vergleich zu dem bereits Erworbenen den Reiz der Neuheit haben, sondern sich durch seine Eigenart von anderen unterscheiden, typisch für eine größere Gruppe sein. Auch bei der Auswahl der Lehr- und Anschauungsmittel muss auf das Vorhandensein dieser Contrasterscheinungen Rücksicht genommen werden, daher z. B.

colorierte Bilder, in die Augen fallende Umrisse auf den Karten und Globen usw. zu wählen sind.

Aber auch die Lehrmethode hat den Contrast in Anwendung zu bringen, und zwar so, dass der verschieden zu behandelnde Stoff verschiedener Disciplinen in seiner Eigenart hervortrete und dass zugleich die Entwicklungsstufe des Schülers Berücksichtigung erfahre. So ist in letzterer Beziehung auf der Unterstufe die Anwendung des Colorits der Herstellung des Contrastes dienlich, während auf der Oberstufe derselbe durch die auf dem Bilde zur Anschauung gebrachten Gedanken zu erzielen ist.

Um diesen Anforderungen zu genügen, werden den Lehrer theoretisches und praktisches Studium der Psychologie besonders befähigen.

Die willkürliche Aufmerksamkeit aber wird durch alle Mittel, welche das Bemerkenwollen stärken, bewirkt, namentlich durch Stärkung der für die willkürliche Aufmerksamkeit bedeutenden Motive. Diese sind aber zunächst das Bemerkenwollen aus Gehorsam, aus Ehrgeiz und Ehrtrieb, welches Motiv allerdings in der Praxis, z. B. bei Anwendung der Location, vielfach zur Züchtung eines nicht zur Bewusstseinsklarheit führenden Streberthums angewandt wurde, aus Nacheiferung des Vorbildes des Lehrers, besonders aber aus Erhaltung und Stärkung der schon im Kinde erwachenden Lust an geistiger Bethätigung, des Interesses.

Der dritte Theil der Monographie enthält eine „Darstellung und Beurtheilung der wichtigsten Aufmerksamkeitstheorien". Wenn auch, wie aus dieser Überschrift schon hervorgeht, der Verf. offenbar nicht Vollständigkeit anstrebte, sondern bloß einige typische Grundauffassungen vorbringen wollte, so fiel es Ref. auf, dass er unter diesen neben Marty nicht Höfler erwähnte und dessen neue Dispositionstheorie: „Aufmerken heißt: bereit sein zu psychischer Arbeit, nämlich speciell zu intellectueller Arbeit" [1]) ganz unbeachtet ließ. Auch scheint Ref. die Eintheilung der psychologischen Theorien in I. Theorien der Herbartianer und der Associationspsychologen, II. Thätigkeitstheorien, III. Theorien von A. Marty und Johannes Rehmke nicht sehr dazu angethan, einen guten Überblick zu gewähren. Besser hätte sich der Verf. an die von Cl. Kreibig gegebene [2]) Eintheilung des Stoffes gehalten.

Trotzdem wird das Buch jedem, der sich über das Aufmerksamkeitsproblem unterrichten will, gute Dienste leisten, wenn auch gesagt werden muss, dass der Wert des Buches erhöht worden wäre, wenn der Verf. sich mehr nach der Richtschnur des „non multa, sed multum" gehalten hätte.

---

[1]) Vgl. Psych. Arbeit, S. 100.
[2]) Die Aufmerksamkeit als Willenserscheinung, S. 52.

Wien. Gustav Spengler.

Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Von Adolf Philippi. (Nr. 7. 8, 9.) III. Band: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Leipzig, E. A. Seemann 1898.

Das vorliegende Werk besteht aus drei Büchern. Sie behandeln der Reihe nach das 15. Jahrhundert, die deutsche Kunst in ihrer Blütezeit und die Renaissance im Norden. Das erste Buch (Preis Mk. 2·50) macht uns mit der Kunst der Van Eyck und ihrer Nachfolger vertraut, sowie mit der Kölnischen Schule, der Kunst am Oberrhein, in Schwaben und Franken. 85 Abbildungen, Photo- und Autotypien nach plastischen Werken, Gemälden und Kupferstichen zeigen in sehr sorgfältigem Drucke, der oft geradezu färbig wirkt, diese Vorblüte deutscher Kunst. — Das zweite Buch (Preis Mk. 3) führt uns an der Hand allgemein- und culturgeschichtlicher Ausführungen zunächst nach Augsburg und macht uns da mit dem älteren Holbein und Burgkmaier bekannt. Das zweite Capitel dieses Buches lautet: „Als Deutschlands Kunst blühte“. Es ist Nürnberg mit Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer, Albrecht Dürer und den Kleinmeistern, das uns eine der glänzendsten Zeiten deutscher Bürgerkraft zeigt. Besonders hervorzuheben ist das Capitel über Dürer und die vielen guten Illustrationen dazu, im ganzen Buch deren 126, unterstützen den Verf. in seinen schönen Ausführungen aufs beste. Das Hauptstück über Wandermaler und Farbenpoeten behandelt Lucas Cranach, der neuerdings durch die Dresdener Ausstellung von 1899 zu so hohem Ansehen gelangte, Grünewald, Hans Baldung und Altdorfer. Alle bisher genannten Künstler, sowie auch die folgenden sind in den Wiener Sammlungen, sowohl der kaiserlichen als auch ganz besonders der Liechtenstein'schen sehr schön vertreten. — Das dritte Buch (Preis Mk. 2·50) beschäftigt sich mit dem Einfluss der Renaissance nördlich der Alpen, zunächst am Niederrhein. Quinten Massys und der merkwürdig eklektische niederländische Romanismus, der auf Raffael fußt, werden uns in Wort und Bild erläutert. Auch die anderen Romanisten Patinir, Mabuse, Jan van Scorel, Antonis Mor, Bernard van Orley und Lucas van Leyden finden entsprechende Würdigung. Das bedeutendste Capitel, auf das wir alle Freunde deutscher Kunst aufmerksam machen, ist natürlich Hans Holbein d. J. gewidmet, und lässt bis auf eine falsche Erklärung der sonderbaren verzerrten Figur im Vordergrunde des Gesandtenbildes in London nichts zu wünschen übrig. Ein bedeutend kürzerer Abschnitt ist dem noch immer räthselhaften Meister des Todes der Maria gewidmet (vgl. Wien, Kaiserliches Museum). Ein Register und Ortsverzeichnis macht die Benützung aller drei Bände bequem. Das dritte Buch hat 80 Abbildungen. Wer immer für die nationale deutsche Kunst, die noch keine Beeinflussung von Süden her zeigt, sowie für die ersten großen Renaissancekünstler in Deutschland selbst Interesse hat, wird in diesen Büchern reiche Anregung finden.

Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Von Adolf Philippi. (Nr. 10 u. 11.) IV. Band: Die Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien. Leipzig, E. A. Seemann 1900.

Der vierte Band der kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen beschäftigt sich damit, uns mit der Kunst der Nachblüte in Italien und Spanien in Wort und Bild vertraut zu machen. Dieser Band, der auch einzeln für sich vollkommen verständlich ist, ist in gewissem Sinne als Supplement zur Geschichte der italienischen Renaissance, die der Verf. zuerst behandelte, anzusehen, denn die späteren Italiener und die spanischen Künstler des XVII. Jahrhunderts schließen sich thatsächlich direct an diese an. Es sind sowohl in Italien, als auch ganz besonders in Spanien nur wenige bedeutende Meister zu nennen, welche uns da als erstclassige entgegentreten. Die gleichzeitige Kunst im Norden ist in dieser Beziehung an großen Namen viel reicher. Einen ziemlich ausgedehnten Platz hat der Autor in seinem Buche auch der sich so formenfroh entwickelnden Barocke, im besonderen dem Jesuitenstile zugedacht. — Das erste Buch bespricht Italien im Zeitalter des Barock. Wir lernen diesen zunächst auf römischem Boden kennen, in Werken von Bernini, Maderna und dem Jesuiten Andreas Pozzo aus Trient (1642—1709), von dessen Hand Wien in der Jesuitenkirche mit ihren Malereien, sowie dem großen Fresko im Liechtenstein'schen Sommerpalais in der Rossau weltberühmte Werke besitzt. San Ignazio in Rom und der Altar des Ignatius im Gesu ebendort sind gleichfalls Werke dieses berühmten Künstlers. Die akademische Richtung der Carracci mit ihrem Manierismus, die darauffolgende bolognesische Schule, endlich die gleichzeitig nebenher gehende, oft übertriebene naturalistische Reaction Caravaggios oder des Ribera und Salvator Rosa, sowie die Zeit der Virtuosen, eines Luca Giordano, behandelt das zweite Capitel. Im dritten treten deutsche und französische Künstler auf, die unser Interesse vielfach in Anspruch nehmen, so besonders der Frankfurter Elsheimer, der Franzose Poussin und Claude Lorrain, der Poet in der Landschaft, der nie aus der Mode gekommen war. — Das zweite Buch ist betitelt: „Die neue Malerei in Spanien". In der Einleitung werden wir zunächst u. a. mit Zurbaran bekannt, um dann sogleich die überaus lebhafte Thätigkeit des Velasquez studieren zu können, die bekanntlich hauptsächlich auf dem Porträt beruht. Hier wie bei Murillo verweisen wir auf die schönen Werke in den Wiener Galerien. Ein ganz anderes Feld der Thätigkeit hat sich der Sevillaner Murillo gewählt. In ihm hat die religiöse Empfindung des Spaniers ihren Hauptvertreter gefunden, und er zeigt deutlich in seinen Werken, wie irdisch sich der moderne Iberier alles Himmlische vorstellt. Nur daraus erklärt sich die übergroße Volksthümlichkeit der Kunst Murillos. Dass er mitten im Volke lebte und aus ihm heraus schuf, beweist er noch durch eine andere ihn charakterisierende Richtung, die vielfach Nach-

ahmer gefunden hat: seine Genrescenen müßiger, bettelhafter Gassenjungen, die er, wie kein zweiter, beim Würfelspiele oder Melonenessen und selbst beim Flöhesuchen verewigt hat. Die köstlichen, allezeit von Liebhabern umschwärmten Bilder dieser Art, wie sie die Münchener Pinakothek und der Louvre besitzt, sind hiefür schöne Beispiele. Auch dieser Band hat ein Künstler- und Ortsverzeichnis. 152 Autotypien sind ihm zum Schmucke beigegeben, und die Auswahl derselben ist für die Charakterisierung der Künstler eine treffliche. Nur hätten wir, was den Druck selbst betrifft, einige Wünsche bei den Bildern Murillos. Ein größerer Contrastreichthum wäre hier wünschenswert, was ja dem Drucker durch Zurichten des Clichés bei der nöthigen Mühewaltung nicht schwer fällt. Hie und da mag wohl auch der Contrastmangel auf der zugrundeliegenden Originalphotographie als Entschuldigung dienen. — Der für die nächste Zeit versprochene fünfte Band (Nr. 12—14) wird die Blüte der Malerei in Belgien und Holland besprechen und ungefähr 500 Abbildungen bringen. Den Inhalt werden bilden Rubens und die Flamländer Frans Hals und Rembrandt und endlich die holländische Genremalerei. Wir werden nach Erscheinen der zwei geplanten Bände noch darauf zurückkommen.

Troppau. Rudolf Böck.

Nutzen und Nachtheile der Körperübungen. Von Dr. Theodor Altschul, k. k. Sanitätsrath. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voss 1901.

Die vorliegende, 76 Seiten umfassende Schrift ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen, welche der bekannte österreichische Sanitätsrath Dr. Altschul verflossenen Sommer im Prager Jugendspielcurs gehalten hat.

Der erste Abschnitt behandelt den Zweck und den Nutzen der leiblichen Übungen und gibt über Anatomie und Physiologie der Körperbewegungen zutreffende Aufschlüsse.

Im zweiten Abschnitt werden die möglichen Nachtheile der Körperübungen erwogen; beachtenswert ist die Besprechung der allfälligen Schädigungen des Skeletts, der Muskulatur, des Nervensystems, der Blutbewegung, der Herz- und Athmungsthätigkeit.

Den Schluss bildet nebst einer klaren tabellarischen Übersicht die erste Hilfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen.

Im großen und ganzen bietet uns der Verf. bei aller Trefflichkeit so mancher Bemerkung nichts wesentlich Neues; Ausgangs- und Angelpunkt bilden Esmarchs und Schmidts vorzügliche, volklich gewordene Einzelwerke.

Immerhin aber wird man dem Verf. Dank wissen, dass er die wichtige und stets zeitgemäße Frage des menschlichen Wohlseins über die Kreise der Schulmänner und Ärzte hinaus auch weiteren Gesellschaften erschloss und daselbst zu ernsteren Betrachtungen willkommene Anregung gegeben hat.

Wien. J. Pawel.

Das Wissen für Alle. Volksthümliche Vorträge und populär-wissenschaftliche Rundschau. I. Jahrgang. Wien, M. Perles 1901. Preis: für Wien und Provinz sammt Zustellung und Versendung ganzjährig 10 K, für Deutschland 10 Mk., für das übrige Ausland 12 Frcs.

Diese Wochenschrift steht im Zusammenhang mit den volksthümlichen Universitätscursen. Die Herausgeber meinen nämlich, dass diese ihre volle Wirkung erst dann erzielen werden, wenn das Bildungs- und Wissensmaterial, welches sie bieten, auch denjenigen zugänglich gemacht wird, die nicht in der Lage sind, an den betreffenden Cursen persönlich theilzunehmen. Dies soll dadurch erreicht werden, dass die wichtigsten der volksthümlichen Curse in dieser Wochenschrift veröffentlicht werden. Die Hörer der volksthümlichen Curse werden dadurch in den Stand gesetzt, das Gehörte ihrem Gedächtnisse tiefer einzuprägen, und jenen, die nach erweiterter Bildung und reicherem Wissen streben, aber nicht in der Lage sind, die volksthümlichen Universitäts-Curse zu besuchen, soll mit dieser Zeitschrift die Möglichkeit geboten werden, jene Vorträge wenigstens zu lesen.

Die Zeitschrift erscheint in wöchentlichen (auch einzeln käuflichen) Nummern. Jede Nummer besteht aus drei Abtheilungen. In der 1. Abtheilung werden volksthümliche Vorträge veröffentlicht. Die 2. Abtheilung bietet eine populär-wissenschaftliche Rundschau, welche den Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft zu folgen sucht. Die 3. Abtheilung soll dem Bedürfnisse nach Erholung Rechnung tragen und Werke der Phantasie, sofern sie dem Wesen der Wochenschrift entsprechen, enthalten.

In den von der Redaction der Zeitschrift f. ö. Gymn. dem Ref. vorgelegten Nummern sind folgende Vorträge enthalten: Lampa, Die grundlegenden Gesetze der Naturlehre; Jerusalem, Geschichte der Philosophie; Hoernes, Naturgeschichte des Menschen; Zeynek, Die chemischen Bestandtheile der Organismen; Tandler, Anatomie des peripherischen Nervensystems; Kaser, Deutsche Wirtschaftsgeschichte; Schlesinger, Krankenpflege; Diener, Der Boden von Wien und sein Relief; Grosser, Anatomie der Sinnesorgane; Rosberg, Bilder aus Finnland; Walker, Rechtsfragen des täglichen Lebens; Kratter, Die Gefahren des elektrischen Lichtes; Groag, Sittenbilder aus der römischen Kaiserzeit. — Man sieht, die Vorträge erstrecken sich in zweckmäßiger Auswahl auf viele Gebiete des menschlichen Wissens.

Auch die 2. Abtheilung enthält interessante Aufsätze, so z. B. A. Renée, Lichtbacillen; N. Freih. v. Gagern, Gedanken über die Sprachentwicklung; E. A. Schroeder, Das Irrenrecht im letzten Jahrzehnt; M. Sz., Der neue Sprudel in Karlsbad; M. Kassowitz, Gebt den Kindern keinen Alkohol; B. Katscher, Aus dem japanischen Frauenleben; A. Renée, Das Licht der Zukunft; A. Müller, Die Friedensidee und ihre Entwicklung. — Auch in den Notizen ist vieles Wissenswerte enthalten.

In der 3. Abtheilung wird ein Roman von H. G. Wells, Der Krieg der Welten, veröffentlicht. Den Schluss bildet eine Abtheilung für Sport.

Es wird um billigen Preis Vieles und Gutes in richtiger Auswahl aus fast allen Wissensgebieten geboten. Die Wochenschrift kann deshalb empfohlen werden, und es ist zu wünschen, dass sie ihr Ziel, erweiterte Bildung und reicheres Wissen weiteren Kreisen zugänglich zu machen, erreiche.

Die buchhändlerische Ausstattung ist im Verhältnis zum niedrigen Preis eine gute; das Titelblatt könnte geschmackvoller sein, die Anwendung der modernen, schwer lesbaren Schriftart für den Haupttitel ist unzweckmäßig.

Wien. Franz Lukas.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ein Decennium körperlicher Jugendbildung an den Mittelschulen Österreichs.

„Im letzten Fünftel des 19. Jahrhunderts gieng ein gewaltiger Sturmwind durch die geistige Welt der meisten europäischen Culturstaaten. Keine Nation wurde von ihm verschont. Mit einem Male war man sich eines tiefen Zwiespaltes zwischen Theorie und Praxis, Wissenschaft und Leben, Innerlichkeit und Äußerlichkeit bewusst geworden." Dieser Ausspruch gilt nicht nur in schöngeistiger Beziehung, sondern auch von dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes: Überbürdungsfrage und Schulreform, Einheitsschule und Reform der Lehrpläne, wie der Candidatenbildung, hygienische Verbesserungen standen auf der Tagesordnung und hatten eine außerordentlich zahlreiche Literatur im Gefolge. Und da die körperliche Ausbildung einen Theil der Erziehung überhaupt bildet, ist es nicht zu verwundern, dass auch diese von sämmtlichen Schriftstellern berührt wird, die in mehr oder weniger ausführlicher, alle aber in eindringlicher Weise für eine Verbesserung und Erweiterung der körperlichen Erziehung eintreten.

So erschien 1880 die mit flammender Begeisterung geschriebene Anklage des Amtsrichters Emil Hartwich in Düsseldorf „Woran wir leiden", die eine ähnliche Wirkung erzielte, wie Dr. med. Lorinsers Schrift „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" 1836. „Rembrandt als Erzieher" erlebte in kurzer Zeit viele Auflagen. Überall trat nun das Streben zutage, Versäumtes nachzuholen. In Preußen erschien der bedeutungsvolle Erlass (Spielerlass) des damaligen Unterrichtsministers v. Gossler vom 27. November 1882, in Frankreich wurde unter Bourgeois eine Commission mit der Umarbeitung des Lehrplanes für die körperliche Ausbildung betraut, als dessen Frucht das sehr beachtenswerte Werk „Manuel de l'éducation physique" Paris 1888 sich ergab. In Italien hatten Baccelli und Martini eine weitgehende Reform ausgearbeitet, die leider infolge der dortigen politischen Ereignisse nicht verwirklicht werden konnte.

Unter diesen Verhältnissen kamen mehrere Schulmänner Österreichs zu der Erkenntnis, dass nun die Zeit gekommen sei, wo durch ein Zusammenfassen aller Kräfte der Schule, durch die Gelegenheit einer öffentlichen Aussprache die Schulfragen am besten einer gedeiblichen Lösung zugeführt werden könnten. Das führte zur Einigung der verschiedenen Mittelschulvereine, zur Gründung ihres Organes der „Österreichischen Mittelschule“ und zur Institution der „deutsch-österreichischen Mittelschultage“. Unvergesslich wird allen Theilnehmern des I. dieser Tagungen die Begeisterung bleiben, welche alle erfüllte, das gespannte Interesse, das allen Darbietungen entgegengebracht wurde, und die reichen Anregungen, die von dort ausgiengen. Dazu gesellte sich der hochbedeutsame Umstand, dass an der Spitze des österr. Ministeriums für Cultus und Unterricht ein Mann sich befand, der einer maßvollen Schulreform Erfahrung, Verständnis und Wohlwollen entgegenbrachte; es war das Se. Exc. Dr. Freiherr v. Gautsch, und im folgenden wollen wir uns mit den Wirkungen seines Erlasses vom 15. September 1890, kurz „Spielerlass“ genannt, befassen.

„Durch ihn wird den Directoren und Lehrern die Gesundheit und körperliche Ausbildung der Jugend aufs wärmste zu fördern empfohlen, und mancher vielleicht schüchterne Lehrer wurde dadurch angeregt, mit seinem Scherflein der guten Sache zu dienen. Es ist dies ein Erlass von weitreichender Bedeutung. Obzwar die Art und Weise, wie es möglich ist, diese wichtige Frage der Erziehung allgemein zu lösen, nur kurz berührt wird, bildet er dennoch sozusagen einen Wendepunkt in der bisherigen Erziehungsmethode und wird auf immer in der Geschichte des österr. Schulwesens bemerkenswert bleiben“ (Prof. J. Steinhauser). — Ein frischer, fröhlicher Zug beherrschte die ersten durch diesen Erlass vorgeschriebenen Conferenzen. Viele schöne Jugenderinnerungen wurden da ausgelöst und dem Wunsche Ausdruck gegeben, es möge die heranwachsende Generation abermals der unschuldigen Freuden theilhaftig werden, wie es uns selbst noch vergönnt war. Selten ist ein Erlass zu einer passenderen Zeit erschienen und auf einen fruchtbareren Boden gefallen als der „Spielerlass“. Das geht zum Theil aus den Programmen der Mittelschulen hervor, die, mit wenigen Ausnahmen, in einem eigenen Capitel (wie es der Erlass vorschreibt) über die im Schuljahr vorgesehenen „Maßnahmen zur Förderung der körperlichen Ausbildung der studierenden Jugend“ berichten. Anfangs hatte der Director oder ein Mitglied des Lehrkörpers den versammelten Schülern die Bedeutung der Gesundheitspflege, sowie die Vornahme von Leibesübungen auch außerhalb der Schule auseinandergesetzt. Eine der schönsten Ansprachen hielt der Herr Director H. Januschke[1]) in Teschen. Dann aber traten auch viele Mittelschullehrer mit eigenen Programmabhandlungen oder auch selbständigen Schriften hervor. Es ist als ob viele Köpfe nur auf den

---

[1]) Vgl. M. Guttmann „Leibesübungen und Körperpflege in den Schulberichten“ in den Jahrbüchern der deutschen Turnkunst von W. Bier. Leipzig, Strauch 1891.

Anstoß gewartet hätten, so zahlreich sind die geistigen Erzeugnisse. Es wird diese Thatsache plastischer hervortreten, wenn wir auch die vor dem Spielerlass erschienenen einschlägigen Schriften anführen, wobei die unten verzeichneten Abkürzungen[1]) gebraucht werden.

1851. Jičin, Dr. A. Fähnrich, „Über Diätetik auf Gymnasien", St.-G.

1862. Görz, Prof. J. Steiner, „Über die griechische Erziehung in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für unsere Zeit". 32 SS. St.-G.

1865. Wien, Prof. Walser, „Ferienspaziergänge durch Alt- und Neu-Wien. Architektonische Skizzen". 80 SS. I. St.-R.

1870. Wien, Prof. W. Ritter v. Haidinger, „Erinnerungen an den Schwimmunterricht". 10 SS. I. St.-R.

1875. Graz, Turnlehrer Nimpfling, „Zweck des Schulturnens und Mittel denselben zu erreichen". St.-R.

1877. Wien, Prof. Rudolf Dürr, „Über Schwierigkeitsmomente", ein Beitrag zur Theorie und Methodik des Turnens. 29 SS. St.-R. XV.

1878. Tarnopol, Prof. W. Zahajkiewicz, „Wpływ gimnastyki Hellenów w świecie starożytnym i znaczenie jej w teraźniejszości" (Der Einfluss der Gymnastik der Griechen im Alterthum und die Bedeutung derselben in der Gegenwart).

1879. Hoffer Hans, Prof., „Das Turnen im allgemeinen und der Turnunterricht an der k. k. Theresianischen Akademie im besonderen". 40 SS. Theresianum, Wien.

1882. Vodnařik E., Prof., „Evropska organisace k zařisování ferialních cest studující (Europäische Organisation zur Veranstaltung von Ferialreisen für die studierende Jugend). Brünn. Selbstverlag; auch französisch und ungarisch.

1885. Lukas G., Universitäts-Turnlehrer, „Zur Organisation des Schulturnens". St.-R. VII. Wien.

„ Pawel J., Prof., „Zeitschrift für das österreichische Turnwesen". 2 Jahrgänge 1885 und 1886. Wien, Pichlers Witwe & Sohn.

„ Watzger M., Prof., „Vom Turnspiel". 36 SS. St.-R. V. Wien.

1886. Pawel J., Prof., „Anleitung zur Ertheilung des Turnunterrichtes". Wien, Hölder.

1887. Burgerstein Leo, Prof. Dr., „Die Gesundheitspflege in der Mittelschule". Hölder, Wien.

1889. Mrkusic A., Prof., „Das Turnen; seine Entwicklung von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage". 14 SS. St.-G. Cattaro.

1890. Chevalier L., Dir. Dr., „Über die Pflege der Jugendspiele". „Österr. Mittelschule". Hölder, Wien.

---

[1]) Abkürzungen: St. = Staats-, L. = Landes-, C. = Communal-, Pr. = Privat-, G. = Gymnasium; R. = Realschule; R.-G. = Realgymnasium; eine Mittelschule ohne nähere Bezeichnung oder mit einem d. = mit deutscher Unterrichtssprache; b. = mit böhmischer Unterrichtssprache; p. = mit polnischer Unterrichtssprache; it. = mit italienischer Unterrichtssprache; r. = mit ruthenischer Unterrichtssprache; sk. = mit serbokroatischer Unterrichtssprache; sl. = mit slovenischer Unterrichtssprache.

1890. Cybulski N., „O wpływie szkoły współczesnej na fizyczny rozwój młodzieży szkolnej“ (Einfluss der Schule auf die körperliche Entwicklung der Jugend). Krakau.

„ Dante A., Turnlehrer, „Ginnastica educativa“. Trient.

„ Kopecny L., Lehrer, „Über die Aufgabe der körperlichen Erziehung in der Schule mit Berücksichtigung der Wiener Verhältnisse“. Vortrag in der Bezirkslehrer-Conferenz des X. Bezirkes in Wien. „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“. Leipzig 1900.

„ Walda R., Dir., „Schülerausflüge und Schulreisen“. C.-R. Böhm.-Leipa.

1891. Fetter J., Dir. u. Dir. Dr. J. Huemer, „Lehrpläne und Jugendspiele“. „Österr. Mittelschule“. Wien, Hölder.

„ Gassner F., „Das ästhetische Moment in der Volkserziehung“. 42 SS. St.-R. XV. Wien.

„ Hergel G., Prof. Dr., „Die Jugendspiele“. 16 SS. St.-G. Brüx.

„ Januschke H., Dir., „Über die Nothwendigkeit der Gesundheitspflege“. 6 SS. St.-R. Teschen.

„ v. Jordan H., Hofrath Prof. Dr., „O zabawach młodziezy“ (Von den Jugendspielen). Krakau.

„ Lukas G., Universitäts-Turnlehrer, „Schulreform, gesellschaftliche und körperliche Erziehung“. 9 SS. St.-R. VII. Wien.

„ Schießling S., Prof., „Wertschätzung der Gymnastik bei den Griechen und Würdigung der körperlichen Ausbildung in neuester Zeit“. 49 SS. St.-G. Mies.

1892. Dupky H., Prof., „Vorschläge zur Durchführung der Jugendspiele“. „Österr. Mittelschule“. Hölder, Wien. 8 SS.

„ Fechter K., Turnlehrer, „Über die Einführung der Jugendspiele a. d. 2. St.-R. des II. Wiener Bezirkes“.

„ Fechter K., Turnlehrer, „Über den Görlitzer Spielcurs“. 10 SS. St.-R. II. Wien.

„ Geidel R., Turnlehrer, „Wie erhalten wir unsere Jugend gesund?“ 6 SS. Pr.-R. VII. Wien.

„ Guttmann M., Turnlehrer, „Jugendspiele und Schülerwanderungen“. 23 SS. Pichler, Wien.

„ Wagner R., Prof. Dr., „Zur Gesundheitspflege in der Jugend„. 6 SS. St.-R. d. Brünn.

1893. Burgerstein L., Prof. Dr., „Hygienische Fortschritte der österr. Mittelschulen seit 1890“ in „Xenia Austriaca“. Wien, Hölder. S. 129—172.

„ Dante A., Turnlehrer, „Agilita e robusta“. Trient.

„ Jüthner J., Dr., „Gymnastisches in Philostrats Eikones“ in „Eranos Vindobonensis“. S. 309—390. Wien, Hölder.

„ Kreunz F., Turnlehrer, „Bewegungsspiele und Wettkämpfe“, bei Pechel, Graz. VIII u. 237 SS.

1894. Böhm A., Prof., „Ein Beitrag zur Kenntnis der Bestrebungen auf dem Gebiete der Körperpflege in den Schulen“. C.-R. VI. Wien.

1894. Brücke N., „Die Stellung des Körpers zum Geräth". 3 SS. L.-R. Mähr.-Ostrau.

„ Hergel G., Dir. Dr., „Die Schulhygiene" in „Österr. Mittelschule" bei Hölder, Wien.

„ Januschke H., Dir., „Einige Daten zur gesundheitsmäßigen Regelung unserer Schulverhältnisse" in Zeitschr. f. d. Realschulwesen. Hölder, Wien.

„ Sallač J., Prof., O tělesné výchově na středních školách v Rakousku" (Von der körperlichen Erziehung an den Mittelschulen in Österreich). I. Theil. 42 SS. St.-G. Reichenau.

„ Salzmann L., Turnlehrer, „Die Schnellphotographie als Hilfsmittel zur Methodik des Turnunterrichtes". 2. St.-G. d. Brünn. 6 SS.

1895. Burgerstein L., Prof. Dr. und Dr. med. A. Netolitzky, „Handbuch der Schulhygiene". VIII. Bd. der „Hygiene" von Weyl.

„ Hendrich, Dir. Dr., „Gesundheitspflege" in der Jubiläumsschrift der St.-R. in Triest.

„ Kerer A., Prof., „Über den Betrieb der Jugendspiele in der Schweiz". 9 SS. St.-R.-G. Feldkirch.

„ Klenka J., Turnlehrer, „Tělocvičné hry pro školy" (Turnspiele für Schulen. Prag, Bačkovský).

„ Sallač J., Prof., wie 1894. Fortsetzung, II. Theil. 42 SS. St.-G. Reichenau.

„ Steinhauser J., Prof., „Jak pěcovatí jest v zdráví a tělesný vývoj mládeže studující na středních školách?" (Wie soll man die Gesundheit und körperliche Ausbildung der studierenden Jugend an den Mittelschulen in Österreich fördern?) St.-G. b. in Walachisch-Meseritsch.

„ Vaclav, Prof. Dr., „Lukianuv Anacharsis cili o tělocviku" (Lucians Anacharsis, oder vom Turnen). 26 SS. St.-G. b. Wal.-Meseritsch.

1896. Guth G., Prof. Dr., „Die olympischen Spiele in Athen 1896", Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien. Gerold, Wien.

„ Jüthner J., Dr., „Über antike Turngeräthe". Hölder, Wien. 101 SS. 75 Abbild. Preis 6 Mk.

„ Karásek J., Turnlehrer, „O vývoj tělocvicných her a význam jejích ve výchově mládeže" (Die Entwicklung der Jugendspiele und ihre Bedeutung für die Jugenderziehung). St.-G. b. in Hohenmauth. 29 SS.

„ Keller R., Turnlehrer, „Bemerkungen zum Jugendspiel". St.-R. Bielitz. 6 SS.

„ Kempf A., Prof., „Das Baden und Schwimmen, ein unentbehrliches Hilfsmittel der Schulhygiene". St.-G. Kaaden. 11 SS.

„ Lechner L., Prof., „Schule und Jugendspiel" und „14 Rasenspiele". Wien, k. k. Schulbücherverlag.

„ Möbius G., Prof., „Die Schulturnräume, ihre Anlage und Einrichtung". Landes-Lehrer-Seminar in Wr.-Neustadt. 16 SS.

1897. Hergel G., Dir. Dr., „Was ist auf dem Gebiete der körperlichen Ausbildung unserer Mittelschuljugend erreichbar?" „Österr. Mittelschule." Hölder, Wien.

1897. Kirschnek A., Prof. Dr., „Bericht über eine Studienreise nach Innsbruck und München". C.-G. Aussig.

„ Krátky F., Prof., „Entwurf eines Lehrplanes für Turnen an Bürgerschulen". Lehrerbildungsanstalt b. Kuttenberg.

„ Lukas G., Universitäts-Turnlehrer, „Methodik des Turnunterrichtes". Wien, Pichlers Witwe & Sohn.

„ Mandibur Th., Prof. Dr., „Olympia". Akad. St.-G. r. Lemberg.

„ Wittek J., Dir., „Zur Verständigung zwischen Schule und Haus". St.-R.-G. 15 SS.

„ Zirngast K., Prof. Dr., „Die körperlichen Übungen unserer Mittelschuljugend". Fr. J.-L.-G. Mähr.-Schönberg.

1898. Brázdil A., Turnlehrer, „Tělesna cvičení mládeže" (Die Leibesübungen der Jugend)". Pr.-R. b. Leipnik.

„ Gallina J., Prof., „Ferialreisen mit Studenten". St.-G. in Mähr.-Trübau. 18 SS.

„ Lengsteiner J., Dir. P., „Plato als Erzieher". Pr.-G. in Kalksburg. 55 SS.

„ Schwalm K., Prof., „Taschenbuch für Jugendspiele". Wien, k. k. Schulbücherverlag.

„ Vetulani R., Prof., „Rozkład ćwiczeń i zabaw gimnastycznych dla 6 oddziałów w sanokiem gymnazyum" (Die Eintheilung der Turnübungen und Spiele in 6 Abtheilungen am St.-G. in Sanok). Mit einer Tabelle.

1899. Burgerstein L., Prof. Dr., „Beiträge zur Schulhygiene" in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien. Wien, Gerold.

„ Grabolle G., Übungsschullehrer, „Der Tischlerei-Slöjd am n.-ö. Landes-Lehrer-Seminar". 29 SS.

„ Hergel G., Dir. Dr., „Die Schularztfrage" in „Turnerische Zeitfragen von Lukas.

„ Hochwallner R., Prof. P., „Über Schülerausflüge". I. Theil. 25 SS. St.-G. Seitenstetten.

„ Hofer A., Prof. Dr., „Die Jugendspiele". 32 SS. St.-R. Triest.

„ Klauser H., Dir. Regierungsrath, „Die Erziehung im Alterthum, bei den Hellenen und in der Neuzeit". St.-G. Czernowitz. 23 SS.

„ Krejči A., Dr., Turnlehrer, „Über die körperliche Ausbildung der Schüler" in der Jubiläumsgesch. der St.-R. b. Karolinenthal.

„ Weißenhofer R., Prof. Dr. P., „Jugend und Volksspiele in Niederösterreich" in der Zeitschr. f. österr. Volkskunde. Wien.

1900. Braniš J., Prof., „Archaologické vycházky do okoli česko-budějovického" (Archäologische Ausflüge in die Umgebung von Budweis). St.-R. b. 28 SS.

„ Hochwallner R., Prof. P., „Über Schülerausflüge". II. Theil. St.-G. in Seitenstetten. 21 SS.

„ Karásek J., Turnlehrer, „Měření žactva" (Schülermessungen). 1. St.-G. b. 40 SS.

„ Klar M., Prof., „Klarballspiele". L.-R. Wiener-Neustadt. 17 SS.

„ Sturm A., Prof. Dr., „Im Gebiete der hohen Tauern". St.-G. Ried. 31 SS.

1900. Vintschger J., Ritter v. Altenberg zu Neuberg, Prof., „Ein Streifzug durchs Salzkammergut“. C.-G. Gmunden.

„ Vojtišek F., Prof., „Zpravy o cestách vykonaných žaky ústavu v prázdninach roku 1899“ (Über die von den Schülern der St.-R. b. auf der Kleinseite in Prag in den Ferien 1899 ausgeführten Reisen). 24 SS.

1901. Brázdil A., Turnlehrer, „Síla tělesná. Pentathlon.“ (Körperkraft. Pentathlon.) 19 SS. L.-R. b. in Holleschau.

„ Kleprlik Wend., Prof., „Beiträge zur Gesundheitspflege an unseren Mittelschulen“. 19 SS. St.-G. Landskron (Böhmen).

„ Kotrč K., Prof., „Ukázka z cest žáků o prázdninách“ (Mittheilungen über Schülerferialreisen). 7 SS. St.-R. b. Prag-Altstadt.

„ Kraitschek G., Prof. Dr., „Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend“. 10 SS. St.-G. Landskron.

„ Kraus Fr., Turnlehrer, „Směr vzdělání tělesneho ve škole“ (Tendenz der körperlichen Bildung in der Schule). 18 SS. C.-R. b. Laun (Böhmen).

Von den hier verzeichneten Schriften sind mehr als zweidrittel Programmarbeiten. Und da kann man die gewiss auffallende Beobachtung machen, dass vor dem „Spielerlass“ in einem Zeitraum von vier Decennien im ganzen 12, während im letzten Decennium allein aber 45 Stimmen sich in Programmabhandlungen vernehmen ließen. In diesen 45 Abhandlungen kommen aber nicht nur die engeren Fachgenossen, die Turnlehrer zu Worte, sondern auch Directoren und Professoren, die sich den Blick für eine harmonische Jugendbildung nicht durch die Grenzen der von ihnen vertretenen Fächer einengen ließen und ihren Ansichten freimüthig Ausdruck gaben. Unter diesen Streitgenossen für eine verbesserte körperliche Erziehung finden wir also außer 16 Fachturnlehrern auch 18 Professoren-Turnlehrer und 11 außerhalb des Turnens stehende Professoren. Dabei haben wir jene Schriftsteller in das Verzeichnis gar nicht aufgenommen, die nur gelegentlich auf das Turnen zu sprechen kommen, oder nur wenig darüber sagen, obgleich auch diese Stimmen gewichtig sind, wie z. B. Prof. J. Holzer in seiner Abhandlung „Das Gymnasium des Organisationsentwurfes und unser heutiges Gymnasium“ im Jahresbericht des St.-G. in Mähr.-Trübau der Ansicht Ausdruck gibt, dass „das obligate Turnen und die Jugendspiele mit dem Schwimmen, Eislauf und Marschübungen vereint, gewiss den heilsamsten Einfluss auf die körperliche Entwicklung unserer Jugend, besonders der Großstadt, ausüben und auch das geistige Leben derselben günstig beeinflussen werden“.

Alle diese Stimmen kann man schließlich als Zeichen einer Besserung der Lebensanschauung betrachten, dahingehend, nicht nur seelische und moralische Tugend als erstrebenswert hinzustellen, sondern auch den Willen geltend machen, die körperlichen Tugenden auf die gleiche Stufe des Ansehens und der Wertschätzung zu heben wie jene. Diese Kämpfer werden allmählich die Erkenntnis verallgemeinern, dass der moderne Mensch mit seinen geistigen Fähigkeiten allein nicht

fortkommen kann, wenn sie nicht gleichzeitig über einen widerstandsfähigen und gestählten Körper verfügen. Der harmonisch Gebildete wird dann, wenn ihm auch die Verwirklichung des einen oder anderen Projectes misslingt, nicht gleich die Flinte ins Korn werfen, sondern Lust und Leid des Erdendaseins tapfer auf sich nehmen und — siegen. Zu einer solchen sittlichen Lebenshaltung gehört eben tüchtige körperliche Bildung. Nimmt ihre Wertschätzung zu, dann wird auch die Bereitwilligkeit zunehmen, jene Mittel und Einrichtungen zu bewilligen, welche von den Fachmännern zur Erreichung einer harmonischen Erziehung als zweckmäßig und nothwendig erkannt werden. Um das zu erreichen, muss vorerst eine Wandlung der Lebensanschauung in der eben berührten Weise vor sich gegangen sein, zu welcher eine reiche schriftstellerische Thätigkeit unbedingt gehört. Und auf diesem Felde ist uns jeder Schulmann mit warmem Herzen für eine stramme Jugend hoch willkommen.

W. Münch in Berlin dürfte nicht ganz Recht haben, wenn er sagt, dass „von draußen her mehr Thörichtes behauptet, als drinnen Thörichtes gethan wird", denn oft sieht der freiere Blick des Weitabstehenden richtiger als der des mitten in der Wirksamkeit sich Befindenden. „Nur muss man eben kennen und wissen, was zu überschauen ist. Wer das nicht thut, der kann auch für die Turnkunst kein sicherer Führer werden, mag er noch so schön reden von hoher und tiefer Bedeutung der Turnerei für Jugend und Volksleben" (A. Spieß).

Insbesondere die Lehrer der Unterrichtssprache können in theoretischer Hinsicht die körperliche Erziehung auf das wohlthätigste beeinflussen. Und wir gestehen es mit Freuden, dass viele Lehrer es schon vor dem „Spielerlass" gethan haben, welcher Brauch im letzten Decennium nur noch allgemeiner geworden ist. Es ist gewiss von nicht zu unterschätzender Bedeutung, dass an der Hand passender Lesestücke in den Unterclassen, geeigneter Themata in den oberen Classen, jene Factoren behandelt werden, welche geeignet sind, Gesundheit schädigende Einflüsse abzuhalten und die Jugend für die Gesundheit festigenden Mittel zu begeistern. Vor dem „Spielerlass" wurden u. a. behandelt: Welche Bedeutung hat das Turnen? — Aufmunterung zum Turnen. — Pěstujme tělocvik! (Lasst uns das Turnen pflegen!) — Mens sana in corpore sano. — Wert der Gesundheit. — Wer die frische Luft scheut, den wird sie hassen (Hufeland). — Die Bedeutung der Nationalspiele für die Griechen. — Vorzüge des Fußreisens. — Brunhildens Kampfspiele u. dgl. m. Durch den „Spielerlass" sind solche Aufgaben nur zahlreicher und der Stoff mannigfaltiger geworden, da auch folgende Aufgaben behandelt wurden: Ein Besuch unseres Spielplatzes. — Rede bei Eröffnung eines Alpenschutzhauses. — Die deutsche Fechtkunst im 16. Jahrhundert. — Inwiefern bilden die Jugendspiele auch den Charakter? — Die Bedeutung des Lawn Tennisspieles. — Der Skiläufer. — Vpliv tělovadba na človeškega duha (Einfluss der Leibesübungen auf die menschliche Seele) u. a. m. Durch die Behandlung dieser oder ähnlicher Stoffe wird das Geistesleben der Schüler, ihr Gesichtskreis bedeutend erweitert und, was noch mehr in die Wagschale fällt, es wird die Idee

körperlicher Bildung und körperlicher Tugend dem jugendlichen Herzen und ihrem empfänglichen Gemüthe tiefer eingeprägt, als durch die physische Übung allein.

Die geistigen Strömungen machen sich in den Lehrerbibliotheken bemerkbar. Während früher nur die turnerischen Classiker angeschafft wurden und die Spielliteratur sich zumeist mit der Urquelle aller Spielbücher, mit Guts Muths „Spiele zur Erholung des Körpers und Geistes“ 1793 (8. Aufl. 1893) begnügte, erschienen schon als Vorläufer einer neueren Zeitrichtung: Raydt, „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“; Dr. Kotelmann in Hamburg begründete die „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“, deren Anschaffung schon 1890 von mehreren Anstalten erwähnt wird. „Die Jugendspiele“ von Dir. Eitner in Görlitz erlebten in kurzer Zeit mehrere Auflagen. Weiters wurden vielfach begehrt: Dr. Euler, „Handbuch des gesammten Turnwesens“, Prof. Dr. Kohlrausch und Marten, „Die Jugendspiele“, sowie die Spielbücher von Kreunz, Lechner und Schwalm, Eulenburg und Bachs „Schulgesundheitslehre“; v. Schenckendorff und Schmidts „Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele“; Wickenhagen, „Turnen und Jugendspiel“ in Baumeisters „Handbuch der Erziehungslehre“, J. Klenkas Spiel- und Turnbücher u. a. m.

Angelo Mossos Werk „Die körperliche Erziehung der Jugend“ wurde auch ins Polnische übersetzt, u. zw. von Stanisl. Brzosowski. Viele Fäden der modernen Richtung der körperlichen Erziehung laufen in der „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel“ zusammen, die von den Oberlehrern Dr. H. Schnell in Altona (mittlerweile in der Vollkraft seines Lebens vom Tode hinweggerafft) und H. Wickenhagen in Rendsburg herausgegeben wird. Andere Fachmänner lassen sich durch die „Monatsschrift für das Turnwesen“ von Dr. Euler und Eckler in Berlin vernehmen, wieder andere in der seit 1850 bestehenden „Deutschen Turnzeitung“ in Leipzig. Die von Dr. H. Adler in Wien herausgegebene „Monatsschrift für Gesundheitspflege“ gewinnt immer mehr Leser. Übrigens haben auch die österr. Zeitschriften für die Mittelschulen den Abhandlungen über Schulhygiene und körperliche Ausbildung ihre Spalten bereitwilligst geöffnet und enthält fast jeder Jahrgang seit 1891 recht schätzenswerte Beiträge. Ja selbst in den Tagesblättern waren nicht nur in wissenschaftlichen Beilagen, sondern auch im Feuilleton treffliche Beiträge zu finden.

* * *

Haben wir so im Vorhergehenden die theoretischen Wirkungen des Spielerlasses auseinanderzusetzen gesucht, so wollen wir im folgenden die praktischen Wirkungen aufsuchen. Da sehen wir nun, dass dem Turnen das weiteste Feld eingeräumt wird und das mit Recht. Ist es doch die einzige Übungsgattung, welche das ganze Jahr hindurch und in geordneter Weise ausgeführt werden kann. Dann bietet die Turnkunst die Grundlage für die körperliche Ausbildung im allgemeinen, wie jeder anderen Leibesübung im besonderen. Das hat schon 1863

einer der berühmtesten Ärzte, Albrecht von Gräfe in Berlin, in einer dem preußischen Unterrichtsministerium eingereichten Denkschrift der Berliner medicinischen Gesellschaft nachgewiesen. 1882 hat dies eine Commission von Sachverständigen in Straßburg abermals klargelegt. Der hauptsächlichbste Inhalt dieser Denkschrift ist in dem „Leitfaden für den Turnunterricht" von Friedrich Nusshag in Straßburg 1900 bei R. Schulz aufgenommen. Ärzte und Lehrer sind heute einig über die ausgleichende und heilsame Macht der Turnübungen. Darum ist es von der größten Bedeutung, dass die österr. Unterrichtsverwaltung gleichzeitig mit dem Spielerlass daran gieng, das Turnen an den Gymnasien als verbindlichen Gegenstand einzuführen. Sie hat auch die Landesvertretungen veranlasst, dort, wo das Turnen an den Realschulen noch nicht eingeführt ist, die nothwendigen Gesetzesvorlagen einzubringen, was z. B. in Galizien durch das Gesetz vom 24. August 1899 und in Tirol durch das Gesetz vom 24. Juli 1900 geschehen ist. Infolge dieses Gesetzes dürfte in nächster Zeit das Turnen obligat werden an den St.-R. in Bozen, Innsbruck, Rovereto in Tirol, dann in Lemberg, Stanislau und Tarnopol in Galizien.

Von den Gymnasien hatten vor 1890 nur 5 wirklich obligaten Turnunterricht, während jene von Oberösterreich und Salzburg (6) diese Einrichtung nur dem Namen nach kannten, weil infolge der stattgefundenen Zusammenziehungen der Besuch im Turnen nicht einmal so stark als der gute Besuch an den Gymnasien mit facultativem Turnen war. Seit 1890 ist das aber gründlich anders geworden und die Befreiungen vom obligaten Turnen finden dort nur mehr ausnahmsweise statt. Im ganzen ist das Turnen nun an 45 Gymnasien verbindlicher Unterricht, d. i. also an 21% aller österr. Gymnasien. An dieser Zahl betheiligen sich Städte aus allen Landestheilen und besonders die Landeshauptstädte. Thatsächlich ist also in 10 Jahren an 40 Gymnasien das Turnen als verbindlicher Gegenstand eingerichtet worden. Geht das so fort, dann könnte die Aufgabe in absehbarer Zeit erledigt sein. Bedauerlich wäre es nur, wenn ein Jahr ohne eine solche organisatorische Thätigkeit vorübergehen würde. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass das Turnen auch an fachlichen Mittelschulen obligat wird. Es ist der Fall: 1. a. d. St.-Gewerbeschule in Bielitz; 2. a. d. L.-Maschinenschule in Wiener-Neustadt und 3. a. d. Landwirtschaftlichen Mittelschule in Czernowitz.

Von den übrigen Gymnasien hatten aber manche noch gar keinen Turnunterricht. Das war der Fall im Jahre

1880 an 7 Gymnasien mit 2153 Schülern,
1890 „ 18 „ „ 5428 „
1900 „ 6 „ „ 1767 „

Hieher gehören derzeit: 1. St.-G. in Arnau, 2. St.-G. in Brixen, während am dortigen Privatgymnasium alle Schüler turnen (an den genannten zwei Anstalten ist bis 1898 geturnt worden), 3. St.-G. b. in Jungbunzlau, 4. St.-R.-G. b. in Klattau, 5. Ak. St.-G. in Lemberg, 6. St.-G. it. in Zara.

An manchen von den übrigen 160 Gymnasien mit freiwilligem Turnbesuch sinkt die Zahl der Turner unter 20%, ja selbst unter 10%; so turnen z. B. am St.-G. in Prag-Kleinseite nur 8% und am St.-G. b. in Königgrätz nur 6%; d. h. es haben an dieser Anstalt von 299 Schülern im ersten Semester 29, im zweiten Semester aber nur mehr 18 Schüler geturnt. In dieser Stadt geht es merkwürdigerweise mit dem Turnen am Gymnasium ebenso abwärts, als es an der St.-R. b. daselbst aufwärts geht, wo z. B. von 436 Schülern nur 16 = 3·7% vom obligaten Turnen befreit sind. Es müsste doch mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn sich an diesem Gymnasium der Turnbesuch nicht heben ließe. Ist es doch an anderen Anstalten möglich geworden. So steigt der Turnbesuch der Externen am St.-G. in Meran beständig, seit 1897 von 7% auf 9%, 14% und 15% im Jahre 1900, während am St.-G. in Oberhollabrunn seit Jahren 90%—95% der Externen turnen.

Für die Internen Zöglinge der verschiedenen Institute waren seit jeher selbstredend mancherlei Übungen vorgesehen, wo sie die nothwendige Abwechslung von Arbeit und Erholung vermitteln.

Die neuen Verhältnisse verlangten auch gebieterisch eine neue Bearbeitung des nur für Realschulen verfassten alten Lehrplanes für Turnen. Wenn die mit dessen Durchführung betrauten Lehrer sich genau an den neuen Lehrplan für Mittelschulen halten, den Stoff auf seine Verwendbarkeit in den Classenzielen prüfen, jährliche Erfahrungen einzeichnen, und wenn nach einer Reihe von Jahren mehrere Männer zu einer Berathung zusammentreten, dann kann ein Product entstehen, das für einen längeren Zeitraum genügen dürfte.

Sehr bemerkenswerte Verbesserungen hat der Turnbetrieb aufzuweisen. Während in früheren Jahren fast ausnahmslos in Riegen geturnt wurde („Schüler-Vorturner zeigten die Übungen vor und leisteten Hilfe"), die Schüler selbst nach ihrer Fähigkeit gleich von der ersten Classe eingetheilt waren, was auf den ersten Blick etwas Verlockendes hat und natürlichen Verhältnissen zu entsprechen scheint, ist man dennoch allmählich zum Classenbetrieb übergegangen. Dadurch bildet jede Classe für sich ein Ganzes, wie in jedem anderen Unterrichtsgegenstand und wird nur je nach Zahl der Geräthe in mehrere Abtheilungen gesondert, sonst aber von denselben Gesetzen wie jeder andere Unterricht geleitet. „Denn es zeigten die weitgehendsten Erfahrungen, dass eine sichere und gleichmäßige, eine systematische und zielbewusste Ausbildung der Schüler nur erreicht werden kann, wenn ein methodisch betriebener Unterricht ertheilt und von Classe zu Classe wohlgeordneten Zielen entgegengearbeitet wird. Überdies steht zweifellos fest, dass die verschiedene Veranlagung der Schüler in leiblicher Beziehung keinen größeren Unterschied zeigt, als in geistiger, mithin in dieser Richtung kein genügender Grund gefunden werden kann, Classen, welche in vielen anderen Beziehungen eine Einheit im Organismus der Schule bilden, auseinanderzureißen und mehr oder minder dem Zufall zu übergeben" (vgl. den früher angeführten Leitfaden von Nusshag).

In sehr vielen Fällen war 1880, 1890 und selbst noch 1895 den Abtheilungen im facultativen Turnen nur eine wöchentliche Stunde zugemessen; so in Galizien, Böhmen, Mähren, Salzburg, Krain. An vielen Anstalten war es so wie am St.-G. in Hall (Tirol) eingerichtet, dass im Winter vier und im Sommer zwei Abtheilungen übten. Am St.-G. in Trebitsch wiederum hatte die erste und zweite Abtheilung je eineinhalb, die dritte Abtheilung aber zwei Stunden Unterricht. Am St.-G. b. in Leitomischl hatten die ersten drei Abtheilungen je eine Stunde, die vierte Abtheilung aber zwei Stunden Turnen und am C.-R.-G. b. in Wittingau wurde überhaupt der gesammte Turnunterricht in einer einzigen wöchentlichen Stunde erledigt. Waren solche Zustände etwa auf die Unlust der Schüler am Turnen zurückzuführen? Gewiss nicht! Eine gesunde Jugend und besonders eine solche auf dem Lande ist stets bewegungsfroh und folgt gerne ihrem Spieltrieb, wenn sie nur Zeit hat. Einen Beleg hiefür liefert das St.-G. in Laibach, wo 1890, als jede Abtheilung nur eine Stunde in der Woche zum Turnen Gelegenheit hatte, sich 160 Schüler betheiligten. Als aber im November für jede Abtheilung zwei wöchentliche Stunden gewährt wurden, traten noch 90 Schüler dazu. Einstündiges Turnen in der Woche kommt jetzt nur mehr an galizischen Mittelschulen vor.

Die Zahlen der vom obligaten Turnen befreiten Schüler finden sich an einigen Anstalten schon 1880 verzeichnet, was gegenwärtig an etwa 80% aller Mittelschulen geschieht. Dabei wäre es wünschenswert, wenn die Befreiungen specificiert würden, wie etwa am St.-G. b. in Königliche Weinberge. Den Amtsärzten sollten schon entsprechende Formulare vorliegen.

Mit dem militärischen Turnen hat man sich im österreichischen Schulwesen nicht lange aufgehalten. Allerdings hat es eine zeitlang sein Unwesen getrieben, hat insbesondere der Unterofficierston geherrscht, hat die Jugend sich kaum zu athmen getraut, und wenn eine solche — Turnstunde zu Ende war, hatten die armen Kinder richtig einige Schritte hin und her gemacht! Ein solches Soldatenspielen ist nicht einmal für Internate zu empfehlen, wo man für derartige Übungen viel mehr Zeit hat. Aber für öffentliche Schulen sind sie geradezu verwerflich und eine Versündigung an der Kindheit. Es wäre sehr traurig, wenn die Erzielung einer schönen, aufrechten Haltung, eines leichten Ganges nur durch militärischen Drill möglich wäre. Jeder Lehrer muss sich doch vor Augen halten, dass er keine erwachsenen Menschen, sondern in der Entwicklung befindliche, oft sehr zarte Kinder vor sich hat.

Die besten Verfügungen aber taugen nichts und die reichsten Mittel sind vergeudet, wenn die ausführenden Organe untauglich sind. Tüchtige Lehrer für das Turnfach zu gewinnen, war deshalb nicht nur in Österreich, sondern auch in allen Culturstaaten eines der Hauptmittel zur Förderung der körperlichen Ausbildung. Dem verstorbenen Hans Hoffer gebührt das Verdienst, schon 1871 die Turnlehrer-Bildung an die Universität verlegt zu haben, eine Einrichtung, wie sie in Preußen

erst 1891 getroffen wurde. In beiden Staaten war man von vorneherein bestrebt, die wissenschaftlichen Lehrer auch für die Ertheilung des Turnunterrichtes zu gewinnen. Dieses Streben ist in Deutschland um zwanzig Jahre älter als in Österreich. Und wenn dort nicht nur wenige wissenschaftliche Lehrer Turnunterricht ertheilen, sondern sich sogar ein bedeutender Lehrermangel fühlbar macht, so müssen schwerwiegende Ursachen dieser Erscheinung zugrunde liegen. Wenn auch nun gegenwärtig die Verhältnisse noch zu Ungunsten der akademischen Turnlehrer liegen, so darf doch die Verfolgung des Zieles umso weniger aufgegeben werden, als die ersten Turnlehrer Guts Muths, Jahn, Spieß, dann auch die bedeutendsten der Gegenwart Dr. Euler, Prof. Kessler, Dr. Lion, Hofrath Maul u. a. aus dem Stande der akademisch gebildeten Turnlehrer hervorgegangen sind. Weder Regierung noch Turnlehrerschaft dürfen von diesem Ziele lassen, da die Turnsache nur gedeihen kann, wenn sie von Gebildeten und von für die Sache begeisterten Persönlichkeiten gepflegt und gehütet wird. Beide Eigenschaften sind aber für den Turnlehrer mehr noch als für irgend einen anderen unentbehrlich und beide können nur auf dem Boden der akademischen Lehr- und Lernfreiheit recht erblühen. Gegenwärtig kommt es hauptsächlich auf zweierlei Maßregeln an:

1. den Bedarf an Turnlehrern decken aus welcher Kategorie immer, wenn sie nur in ihrem Fache tüchtig und bewandert sind;

2. nach und nach jene Einrichtungen an den österreichischen Universitäten zu treffen, welche den Lehramtscandidaten

a) ermöglicht, sich alle Mittel zur körperlichen Ausbildung anzueignen (z. B. unentgeltliche Frequenz mancher philosophischer und naturwissenschaftlicher Disciplinen und gründliche Unterweisung in allen für die Schule in Betracht kommenden Turnübungen und Jugendspielen);

b) den Lehramtscandidaten ermöglichen, dass sie die Arbeit mit der wünschenswerten Gründlichkeit in der ihnen zugemessenen Zeit auch erledigen können (zwei Hauptfächer und Turnen ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaften zuviel verlangt; zulässig aber wäre ein Hauptgegenstand mit Turnen, oder zwei Gegenstände für die unteren Classen mit Turnen als Hauptfach verbunden).

Dadurch würde es nicht mehr möglich sein, dass wissenschaftliche Lehrer sich hier wie überall so schnell als möglich vom Turnen losmachen. An unseren Mittelschulen wirken vier Gruppen von Turnlehrern. 1. Fachturnlehrer ohne Approbation für andere Gegenstände. 2. Seminaristisch gebildete Turnlehrer, welche pädagogisch gebildete Volks- oder Bürgerschullehrer ihrem Hauptberufe nach sind. 3. Akademisch gebildete Turnlehrer mit Approbation für wissenschaftliche Fächer und 4. Beamte oder andere Berufsarten. Für das letzte Fünftel des vorigen Jahrhunderts ergeben sich folgende Verhältniszahlen:

Gruppe	Art der Turnlehrer	1880	1890	1900
1	Fachturnlehrer	34%	36%	42%
2	Seminaristisch gebildete	32%	22%	35%
3	Akademisch gebildete	25%	36%	20%
4	Beamte u. a.	9%	6%	3%

Aus dieser Tabelle ist auf den ersten Blick zu entnehmen, dass die erste und letzte Gruppe eine gewisse Beständigkeit aufweist, weil in demselben Maße, als die definitiven Lehrstellen besetzt wurden, die provisorischen Lehrkräfte entfielen. Die beiden mittleren Gruppen aber zeigen bedeutende Schwankungen, welche am stärksten bei den Professoren-Turnlehrern auftreten. Das kann aber niemanden überraschen. Resultiert doch dem Turnlehrer in viel höherem Maße als anderen körperliche Ermüdung und Abspannung. Und das nicht nur aus dem Grunde, weil er manchmal vorturnen, oder turnende Schüler vor dem Fall schützen muss, sondern auch weil das mit dem Turnen unvermeidlich verbundene Geräusch, sowie die größere Mühe des Disciplinhaltens in der nicht stillsitzenden, sondern stets bewegten Schülerschar und endlich die häufige Besorgnis vor dem Eintritt eines Unfalles auf die Dauer seine Nerven in hohem Grade angreift. Bedenkt man ferner, dass die Turnstunden zumeist spät angesetzt sind, die Thätigkeit des Turnlehrers obendrein noch vielfach im Publicum und selbst in der Lehrerwelt als eine untergeordnete angesehen wird, so wird man zugeben müssen, dass eine besondere Freudigkeit zu diesem Berufe gehört, um ihn zu wählen und dabei auszuhalten, und man wird denjenigen nicht gram sein, welche diese Bürde so bald als möglich abzuschütteln trachten. Deshalb liegt es gerade im Interesse des Staates, die Turnlehrerbildung auszugestalten und die Turnlehrer besser zu entlohnen.

In dieser Beziehung ist in den letzten Jahren wohl eine kleine Besserung eingetreten. Sie überhebt den Turnlehrer aber nicht der Sorge um die Vermehrung seines Einkommens außerhalb der Schule, weil er mit den gegenwärtigen Bezügen auch bei der bescheidensten Lebenshaltung nicht auskommen kann. Dazu kommt noch das außerordentlich beschämende und peinliche Gefühl, ein solcher Staatsbeamter zu sein, der, einmal in die X. Rangsclasse hineingesellt, niemals mehr darüber hinauskommen kann [1]). Eine solche Maßregel, welche leicht als Strafmaßregel ausgelegt werden könnte, herrscht sonst bei keiner anderen Beamtenkategorie und auch die vor mehreren Jahren durchgeführte Reform der Militär-Turnlehrer sieht ein Avancement voraus derart, dass der aus dem Stande der Unterofficiere, mit einer selten über die unteren Classen der Mittelschulen hinausgehenden Bildung, entnommene Militär-Turnlehrer in der XI. Rangsclasse beginnt, durch die X. in die

[1]) Nur bei den vom Lande Niederösterreich angestellten Turnlehrern findet eine Vorrückung statt.

IX. Rangsclasse vorrückt. Nun haben doch die meisten Turnlehrer an österr. Mittelschulen entweder eine Mittelschule oder Lehrerbildungsanstalt absolviert, ihre Bildung an der Hochschule erweitert und vertieft. Aus ihrem Umgang kann doch die Jugend ungleich mehr Nutzen ziehen als von weniger Gebildeten, und dennoch diese viel schlechtere Stellung des Mittelschulturnlehrers selbst gegenüber dem Militär-Turnlehrer! Das ist m. E. ein Zustand, der sich auf die Dauer nicht halten lässt, und wenn doch, so nur zum Schaden der Schule und des Staates selbst. Somit würde es nur einem Acte der Menschlichkeit entsprechen, wenn die hohe Unterrichtsverwaltung den auf dem letzten Mittelschultag zugunsten der Turnlehrer gefassten Beschluss annehmen und durchführen wollte. Er lautet:

„Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht wolle dem hohen Abgeordnetenhause und den hohen Landtagen Gesetzentwürfe vorlegen, durch welche den Turnlehrern das Vorrücken in höhere Rangsclassen und eine 30jährige Dienstzeit bei 20 wöchentlichen Stunden gewährt werde“.

Die stärkste Wirkung erzielte der Spielerlass aber auf die Pflege der Jugendspiele selbst. Vor 1890 findet sich außer den üblichen Bemerkungen im Lehrplan für Turnen nur höchst selten eine weitergehende Auffassung. Und selbst diese wenigen Fälle lassen nur darauf schließen, dass durchaus kleinere Spiele vorgenommen wurden, wie sie im Turnsaal gerade möglich sind, während die größeren Spiele, wie etwa: Deutscher Schlagball, Schleuderball, Grenzball, welche größere Räume beanspruchten, nicht gepflegt wurden. Aber gerade diese gehören zu den schönsten und zu den wichtigsten für die Selbsterziehung der Jugend. Besonders der Schlagball, der Dreiball, Äußere und Innere waren vor einem Menschenalter in vielen Gegenden noch volksthümlich, d. h. es bedurfte damals keiner Lehrer, um diese Spiele der Jugend zu vermitteln, weil es einer von dem anderen lernte. Da jedoch infolge der großen Steigerung des Bodenwertes die freien Spielplätze anderweitig verwendet wurden, die Schule aber der Jugend keine Spielplätze zur Verfügung stellte, geriethen just die schönsten Spiele in Verfall und drohten gänzlich der Vergessenheit anheimzufallen. Da kam noch rechtzeitig der „Spielerlass“, um an Spielplätzen zu retten, was zu retten war. Gemeinden und Körperschaften trachteten nun das Versäumte, so gut es gieng, nachzuholen: Das Oberst-Hofmeisteramt in Wien stellte die zwei Schüsselwiesen im k. k. Augarten (je 5000 m^2) und ausgedehnte Wiesen im k. k. Prater zur Verfügung. Das Inundationsgebiet der regulierten Donau und ein Theil des Exercierplatzes auf der Schmelz werden in Wien fleißig benützt. Aber im ganzen sind die Spielplätze von dem Sitze der Wiener Mittelschulen viel zu weit entfernt. Zur Unterlassungssünde bei der ersten Stadterweiterung hat sich die der zweiten hinzugesellt, so dass die Wiener Jugend keine genügenden Spielplätze, die Wiener Bevölkerung keine genügenden Erholungsplätze,

ganz Wien zu wenig Gartenanlagen = Lungen der Großstadt besitzt. Es bleibt daher nichts anderes übrig, als bei dem Neubaue von Schulen wenigstens darauf zu sehen, dass ein möglichst großer Hofraum (mindestens 1500 m^2) erübrige, damit er im Sommer zum Spielen, im Winter zum Eislaufen verwendet werden kann.

So schlimm wie in Wien ist es nun glücklicherweise nicht überall bestellt. Ja, es finden sich in Österreich auch ganz hervorragende Einrichtungen. In Krakau hat sich der o. ö. Universitätsprofessor Hofrath Dr. H. v. Jordan durch die Errichtung des seinen Namen tragenden Parkes ein bleibendes Denkmal gesetzt. Am Westend der Stadt bedeckt er einen Flächenraum von 10 *ha* und hat 15 schön eingefriedete Spielplätze. Dichte Sträucher und hohe Bäume fassen sie ein, wohlgepflegte Wege verbinden sie und zahlreiche Bänke laden den müden Wanderer oder den theilnehmenden Zuschauer zum Ruhen ein. Mit Ausnahme der heißen Mittagsstunden wird den ganzen Tag hindurch gespielt, da auch Erwachsene diesen Park gerne aufsuchen. Den einzelnen Spielgruppen stehen kundige, vom Hofrath Jordan bezahlte Spielführer vor, die sich zumeist aus den Lehramtscandidaten fùs Volks- und Mittelschulen, aus Medicinern und auch Juristen ergänzen. Als Spielleiter wirkt der Turnlehrer des 1. St.-G. p. Dr. med. Th. Tyszecki. Vater Jordan ist aber allabendlich in seinem Park zu treffen, hier ermahnend, dort ermunternd, viele mit Namen anrufend, freut er sich mit Recht dieser auf dem Continent einzig dastehenden Einrichtung.

Diesem zunächst an Ausdehnung steht der Spielplatz auf dem Belvedere in Prag im Ausmaße von 6 *ha*, welcher 6 Fußball- und 9 Tennisplätze einschließt. Darauf spielt die Jugend der čechischen Schulen. In östlicher Richtung grenzt der Spielplatz des „Deutschen Fußball-Club“ an, auf dem auch die Mehrzahl der deutschen Schulen übt.

Schöne Spielplätze (ein solcher soll 1 *ha* groß sein) weisen noch folgende Städte auf: Leitmeritz hat schon 1846 einen Gemeindegrund im Ausmaß von $1^1/_7$ *ha* der Jugend überlassen. Ähnliches haben Salzburg 1884 und Krems 1888 gethan. Seit 1890 treten hervor: Baden, Bielitz, Böhm.-Leipa, Brüx, Krumau, Landskron, Mies, Oberhollabrunn, Olmütz, Reichenberg, Stockerau, Teschen, Waidhofen a. d. Ybbs u. a. Das 2. St.-G. d. in Brünn hat es sogar zustande gebracht, sich einen eigenen Spielplatz anzukaufen. Das geschah aus Anlass des Allerhöchsten Regierungsjubiläums. Aus dem gleichen Anlasse gelang es den eifrigen Bemühungen des Schulrathes Josef Skupniewicz, Directors des St.-G. in Kolomea, die maßgebenden Factoren zur Gründung eines Spielparkes nach dem Jordan'schen Muster in Krakau zu bewegen. Er besitzt die Ausdehnung von $3^1/_2$ *ha* (6 Joch), woselbst 7 Spielplätze untergebracht sind. In manchen Provinzstädten aber konnte lange Zeit nicht gespielt werden, da, wie in Komotau, kein Spielplatz zu beschaffen war.

Den Jugendspielen stellt die Schule einen oder zwei Nachmittage zur Verfügung und ihr Besuch erhält sich in den meisten Fällen zwischen 50% und 60% der Schüler. Ja, an manchen war die Jugend von dem

Spieleifer derart erfasst, dass sie auch außer in der von der Schule festgesetzten Zeit spielte (Freistadt, Karolinenthal, Prag), wodurch eine Vernachlässigung der Studien eintrat, worauf eine strengere Einschränkung der Spiele platzpreifen musste.

Dort aber, wo die Jugend von selber maßzuhalten versteht, da macht sich eine segensreiche Einwirkung auf die gesammte Erziehung bemerkbar. Hierüber äußert sich in einem bemerkenswerten Vergleich zwischen Einst und Jetzt die Leitung des C.-G. in Gmunden folgendermaßen: „Wie lechzten wir seinerzeit nach einer passenden Gelegenheit der Studierstube zu entrinnen, um uns im Freien tummeln zu können! Und wie verhältnismäßig selten ergab sich diese Gelegenheit! Turnen war die einzige Körperübung auf die wenigstens kein Verbot ausgedehnt wurde! Nun ist dies — man möchte sagen: Gott sei Dank! — anders geworden. Und trotzdem macht man die Erfahrung, dass das Lehrziel nicht nur nicht verkürzt zu werden braucht, sondern, dass man dasselbe, wie es mir heuer wenigstens vorkam, leichter erreicht als früher. Mit Schülern, die sich Tags vorher ausgetobt und daher einen gesunden Schlaf hinter sich haben, arbeitet sich am nächsten Morgen viel leichter, als mit Zimmerhockern."

Die Zahl der Spielgelegenheiten schwankt zwischen 3 und 40 (L.-R.-G. in Baden). Im Durchschnitt gelangt eine Classe achtmal im Jahr zum Spiel.

Es ist nicht zweckmäßig der Jugend vielerlei Spiele zu bieten, sondern nur wenige, etwa zwei oder drei. Diese mögen aber gründlich durchgearbeitet werden, bis die Schüler auf die Feinheiten kommen, dann lassen sie ohnedies nicht mehr locker und verlangen keine anderen.

Hiefür eignen sich aber nur Parteispiele, weil diese eines Anführers nicht entbehren können. Die Verleihung dieses Ehrenamtes überlässt man am besten den Schülern selbst. Geeignete Spiele sind: Deutscher Schlagball, der durch Meta am passendsten vorbereitet wird (die Laufstrecke ist dem Alter der Schüler entsprechend zwischen 40 und 70 Schritten zu nehmen), Grenzfußball, Faustball, Barrlauf, Schleuderball, Federball, Lawn-Tennis, Feldball und Dreifelderball.

Näheres über Wettspiele, Freispiele, Volksspiele, Pausenspiele, Ferienspiele, Spielordnung, Remuneration für Jugendspiele findet sich in unseren jährlichen „Beiträgen" in der „Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel" bei Voigtländer in Leipzig von 1893 an.

Auf die Durchführung der Wanderungen war der „Spielerlass" von ähnlicher Wirkung wie auf die Pflege der Jugendspiele. Es finden jetzt nicht nur wissenschaftliche Excursionen statt, sondern auch Turnfahrten, Übungsmärsche u. dgl. Im Schuljahr 1900 verzeichneten 101 Anstalten 1434 Ausflüge. An erster Stelle steht die St.-R. b. in Rakonic mit 57 Ausflügen. Die meisten Wanderungen erstrecken sich auf einen

halben Tag. Aber auch auf einen und selbst auf mehrere ganze Tage werden Schülerausflüge unternommen. So hat z. B. das C.-G. b. in Königinhof folgende Pfingstreisen durchgeführt:

1. 1896	auf 4½	Tage m. d. durchschn. Ausg. eines Schülers von	*K* 9·—
2. 1897	„ 3½	„ „ „ „ „ „ „ „	*K* 10·—
3. 1899	„ 4	„ „ „ „ „ „ „ „	*K* 17·—
4. 1900	„ 4	„ „ „ „ „ „ „ „	*K* 10·40

Die von Prof. P. Benedict Hager vom St.-G. in Melk zuerst veranstalteten Ausflüge zum Zwecke des Skizzierens nach der Natur finden immer größere Ausbreitung; 1900 sind solche an sechs Anstalten vorgekommen.

Alle Arten von Wanderungen können durch Anlage von Reisecassen, wie sie am C.-G. in Außig bestehen, bedeutend gefördert werden.

Zur Erholung von den Anstrengungen des Schuljahres tragen aber insbesondere Ferialreisen bei. Der lange Aufenthalt in freier Luft, die in stetem Wechsel das Auge erfreuenden Bilder sind in vorzüglicher Weise geeignet, den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Zahlreiche Schüler durchziehen jährlich die landschaftlich so reich ausgestatteten Gaue der großartigen Alpenwelt und des lieblichen Mittelgebirges und lernen auf diese Weise das Volk, seine Sitten und Gebräuche näher kennen. Sie werden durch das dankenswerte Entgegenkommen des „Centralausschusses des deutschen und österreichischen Alpenvereins" und der „Centralleitung der deutschen Studentenherbergen in Hohenelbe" wesentlich gefördert. Solche Ferialreisen erfreuen sich immer größerer Beliebtheit, denn

1897	haben an	18	Anstalten	898	Schüler,
1898	„ „	21	„	988	„
1899	„ „	31	„	1363	„ und
1900	„ „	39	„	2235	„

selbständige Ferialreisen durchgeführt in der Dauer von einigen Tagen bis acht Wochen.

Zur Förderung des Wanderns treten selbst schon Stiftungen auf, wie z. B. die Kögler-Stiftung an der 1. St.-R. d. in Prag. Hier möge auch des „Ferien-Stiftungs-Vereines am Maximilian-Gymnasium in Wien" gedacht werden, der armen Schülern einen Landaufenthalt während der Ferien ermöglichen will, da die Feriencolonien nicht genug der bedürftigen Schüler aufnehmen können.

Mit der ihm eigenthümlichen Geschwindigkeit hält das Fahrrad seinen Einzug in die Mittelschule, was aus folgender Zusammenstellung ersichtlich ist:

1895	waren an	d. St.-R. in Görz	88	Radfahrer,
1897	waren an	37 Mittelschulen	1182	Radfahrer,
1898	„ „	40 „	2130	„
1899	„ „	54 „	3325	„ und
1900	„ „	65 „	4107	„

Außerdem melden mehrere Anstalten ganz allgemein, dass sich das Radfahren großer Beliebtheit erfreut; viele Anstalten kümmern sich darum überhaupt nicht. Was aber dem Radfahren erhöhte Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass „auch manche entfernter wohnende Schüler sich dieses Verkehrsmittels täglich bedienen kann, um ohne großen Zeitverlust zur Anstalt und nach Beendigung des Unterrichtes wieder in das Elternhaus zu gelangen". Die Direction des C.-G. in Mödling z. B. war öfters veranlasst, manchen in der Umgebung Mödlings wohnenden Eltern, deren Söhnen die Benützung der Bahnlinie besondere Schwierigkeiten verursachte, die Verwendung des Fahrrades anzurathen, damit ihnen die Möglichkeit geboten würde, die Erziehung derselben in ihrem Hause selbst zu leiten und zu überwachen.

Auch die Ausflüge mittelst Fahrrad nehmen mehr und mehr zu, da solche bereits von acht Anstalten verzeichnet werden. Durchaus verwerflich sind jedoch Wettfahrten zu Rad, wie solche an der St.-R. b. in Klattau über 7 *km* und 20 *km* veranstaltet worden sind, und das mit Schülern, die nicht einmal durch die Einrichtung facultativen Turnens Gelegenheit bekommen, ihren Körper systematisch zu kräftigen. Verwirft ja Dr. med. Merkel[2]) den Rennsport beim Radfahren überhaupt, um wieviel mehr soll die in der wichtigsten Entwicklung begriffene Jugend davor bewahrt bleiben!

Von den übrigen Leibesübungen wollen wir bemerken, dass es nur der Beistellung von Eislaufplätzen bedurfte, um eine fast allgemeine Betheiligung am Eislaufen zu erzielen. — Nicht so günstig steht es mit dem Baden, da es vielfach an Badegelegenheiten fehlt. Das St.-G. in Czernowitz geht an die Errichtung eines eigenen Schulbades, weil 1898 nur 5% aller Schüler gebadet hatten. Außer den Internaten hat nur noch das C.-G. in Karlsbad ein Schulbad eingerichtet. — Die Erlernung der wichtigsten Leibesübung, des Schwimmens, ist leider den Schülern noch nicht in dem Maße ermöglicht, wie es wünschenswert wäre. Allerdings werden mancherlei Begünstigungen den Schülern gewährt, manche

[1]) Zur Förderung der Wanderungen tragen zwei Einrichtungen wesentlich bei: 1. bewilligen die österr. Eisenbahn- und Dampfschiffverwaltungen den Schülern und Schülerinnen aller das Öffentlichkeitsrecht genießenden Lehranstalten bei gemeinschaftlichen, unter Aufsicht der Lehrer unternommenen Ausflügen in der 2. und 3. Wagenclasse bei den fahrplanmäßigen Personenzügen (Schnellzüge ausgenommen) ohne Rücksicht auf die Entfernung und auf die Zahl der Theilnehmer eine 50%ige Ermäßigung der gewöhnlichen Preise. Die gleiche Begünstigung genießt auch das begleitende Lehrpersonal. Anmeldungen solcher Ausflüge sind unter gleichzeitiger Legitimierung mindestens 24 Stunden vorher an die betreffende Ausgangsstation zu richten; 2. gewährt das k. und k. Militär-geographische Institut in Wien sämmtlichen Staatsbehörden und Anstalten bei Bezug von Kartenwerken die Begünstigung der Militärpreise; also 50% der gewöhnlichen Preise.

[2]) „Hygiene des Radfahrens", Vortrag, gehalten auf der 25. Versammlung des „Deutschen Vereines für öffentliche Gesundheitspflege" zu Trier, September 1900; enthalten in der „Vierteljahrsschrift" dieses Vereines, S. 119—133.

Schwimmanstalten stehen ihnen an zwei Nachmittagen in der Woche unentgeltlich zur Verfügung, aber im ganzen sind höchstens 50% der Schüler schwimmkundig. Manche Turnlehrer, wie z. B. Kovačič in Brünn, bringen den Schülern die Schwimmbewegungen im Turnsaal bei, und haben dann die Freude, dass die Schüler im Wasser nach drei bis vier Lectionen vollkommen sicher schwimmen können. Bedeutungsvoll ist auch der Beschluss der Lehrerconferenz am St.-G. in Cilli, dass, sobald es die Umstände erlauben, ein geordneter Schwimmunterricht einzuführen sei. — Das Rudern wird an etwa 15 Anstalten an den größeren Flüssen, Seen und an den Küsten der Adria unter Aufsicht von Lehrern oder Erwachsenen betrieben. So ist das St.-G. it. in Capodistria bereits im Besitze von drei Boten. 63 Schüler von der 3. Cl. aufwärts betheiligten sich an den Übungen in vier Abtheilungen und haben nur einen Beitrag von 24 *h* zu entrichten, wofür ein alter Seemann bezahlt wird, der die Bote in Aufbewahrung nimmt. Eine Vermehrung der Flotille steht unmittelbar bevor, wodurch mehr Schüler als bisher diese gesunde Leibesübung werden pflegen können, welcher „die dortige Jugend eine besondere Zuneigung, ja Begeisterung entgegenbringt“ (vgl. S. 63 des Jahresberichtes). Damit sind die Anregungen des „Spielerlasses“ keineswegs erschöpft. Den Jahresberichten sind noch zu entnehmen 201 Skiläufer, 94 Fechter, das Schießen mittelst Armbrust und den Handfertigkeitsunterricht haben je drei Pflegestätten aufzuweisen. Endlich sei noch bemerkt, dass die Schülerlade keinen Anstoß mehr nimmt, zur Förderung der körperlichen Ausbildung der ärmeren Schüler nach Kräften beizutragen.

* * *

Bei allen diesen Leibesübungen dürfen die Vorschriften der Hygiene nicht außeracht gelassen werden. Diese werden vermittelt durch eine große Anzahl von Ärzten, welche Somatologie und Gesundheitslehre an den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten lehren, besonders aber durch die erst vor wenigen Jahren errichteten Lehrkanzeln für Hygiene an sämmtlichen Universitäten und ihre Besetzung durch hiefür geeignete Fachmänner. Die Candidaten des Mittelschullehramtes sind daher überall in die angenehme Lage versetzt, sich mit den wichtigsten Grundsätzen der Gesundheitslehre vertraut zu machen; jeder Lehrer kann in die Lage kommen, die dort gewonnenen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Die Hygiene hat auch wesentlich dazu beigetragen, dass ein Theil der von den Turnlehrern lang gehegten Wünsche in Erfüllung gegangen ist, und auf die Hygiene stützt die körperliche Erziehung ihre Hoffnung auch in der Zukunft. Dafür aber soll auch jeder Turnlehrer trachten auf dem Gebiete der Schulhygiene derart zuhause zu sein, wie es Dir. Dr. G. Hergel[1]) in seiner „Schularztfrage“ auseinandergesetzt hat. Mehrere Gemeinden stellen eigene Schulärzte an und nehmen sich die Einrichtungen von Meiningen und Wiesbaden zum Muster. Wieder andere verharren in zuwartender Haltung

[1]) In „Turnerische Zeitfragen“, herausg. von G. Lukas in Wien.

wie Stuttgart, das nur einen Arzt mit der Verarbeitung des durch die bisher angestellten Amtsärzte zu sammelnden Materials betraut hat. Viele Anstalten sind im Besitze einer „Hausapotheke“, oder haben im Turnsaal einen „Verbandkasten“ anbringen lassen.

Den gesundheitlichen Anforderungen wird gegenwärtig vielmehr Rechnung getragen als früher. Während die bisherigen Verordnungen[1]) nur die Verhütung übertragbarer Krankheiten, die Schonung des Sehorganes, die typographische Ausstattung der Lehrtexte regelten, wird jetzt vielmehr und gründlich dafür gesorgt, dass den Kindern gutes Licht und reine, frische Luft zugeführt werden; Ventilation und richtige Ausnützung der Pausen durch Benützung der Hofräume selbst im Winter, tragen viel zur Erfrischung der Jugend bei. Daselbst werden auch in vielen Fällen die Jugendspiele und ein großer Theil des Turnunterrichtes abgehalten. Wenn irgend möglich, sollen alle Leibesübungen im Freien ausgeführt werden. Denn für die gesunde Entwicklung des Körpers ist die Einwirkung der freien Luft auf die Wärmeabgabe durch die Haut und kräftige Lungenathmung von größter Bedeutung. Wenn die Muskeln arbeiten, während zugleich reine, bewegte, nicht zu warme Luft eingeathmet wird und der Körper nicht zu dicht gekleidet ist, werden durch Entziehung einer größeren Wärmemenge die Lebensvorgänge viel höher gesteigert, als bei gleicher Muskelthätigkeit in der ruhigen Luft des geschlossenen Raumes.

Weiters sucht man der Staubentwicklung möglichst vorzubeugen und durch die Erziehung zu peinlichster Ordnung und Reinlichkeit vorbeugend zu wirken.

Zu einer genaueren und eingehenderen Beobachtung der individuellen Entwicklung wollen mancherlei Tabellen über die körperliche Entwicklung, wie über die physische Leistungsfähigkeit der Schüler anregen. Das Theresianum in Wien genießt den Ruhm, 1888 als erste Anstalt eine hübsche Tabelle über Größe, Brust- und Kopfumfang nebst Gewicht seiner Internen nach dem Alter geordnet gebracht zu haben. Die St.-R. b. in Rakonic nimmt außerdem noch die Lungencapacität der Schüler aber nach Classen geordnet auf und das C.-G. in Außig bringt alle diese Daten, sowie die jährliche Zunahme nach Classen und Alter geordnet. Die Daten werden daselbst in einem „Gesundheitsbogen“ alljährlich eingetragen, während der Studien fortgeführt und den Angehörigen auf Ersuchen mitgetheilt. Dieser Gesundheitsbogen gibt übrigens noch Aufschluss über Geburtsort, Musikkunde, wie oft gebadet, ob Schwimmer, Eisläufer, ob sich der Schüler an den Jugendspielen und an den den Ausflügen betheiligt hat, ob er wieder geimpft worden ist, wie oft er krank war, wieviel Stunden er versäumte, wie oft seine Angehörigen sich nach ihm erkundigt haben und ob er Privatunterricht genießt. Damit ist die Hergel'sche Tabelle zur umfangreichsten und vielsagendsten vorgerückt, die eine große Summe von Arbeit birgt.

---

[1]) Vgl. Jahresbericht des C.-G. in Außig 1896 und 1897.

An sehr vielen Anstalten werden neueintretenden Schülern „Gesundheitsregeln“, „Samariterbüchlein“ oder andere Schriften über „Erste Hilfe“ verabreicht. In vielen Classen hängen Tafeln mit den Regeln über „Erste Hilfe“, die gelegentlich erläutert werden. Hier müssen wir der Thätigkeit des Collegen Klammer vom C.-G. in Gmunden gedenken, der „bei lebhaftem Interesse der Schüler diesen die Verhaltungsmaßregeln bei der ersten Hilfeleistung praktisch erläuterte, da es nur so möglich ist, ein Verständnis für die Kohn'schen und Esmarch'schen Wandtafeln zu erzielen“. Dasselbe verlangt Dr. med. Kormann[1]) in Leipzig von allen Turnlehrern, wogegen wohl nichts einzuwenden ist; am St.-G. in Cilli hat die Lehrerconferenz beschlossen, die Abhaltung hygienischer Vorträge für die Schüler zu veranlassen. Der Nutzen dieser Einrichtung ist auch bei den „Verhandlungen der Schulconferenz über Fragen des höheren Unterrichtes zu Berlin vom 6.—8. Juni“ [2]) bei Behandlung der Frage: „Inwiefern können an den höheren Schulen die körperlichen Übungen noch weiter gefördert werden?“ erörtert worden. Punkt 2 der angenommenen These lautet: „Es empfiehlt sich, in den höheren Schulen Unterweisungen über die erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen einzuführen“.

In letzter Zeit wird außer den Kurzsichtigen und Schwerhörigen auch den mit schiefer Haltung behafteten Schülern Aufmerksamkeit geschenkt. So werden am I. St.-G. b. in Brünn 269 von 615 = 44%, am St.-G. in Weidenau 42 von 171 = 24% solcher Schüler gemeldet. Werden derartige Schäden rechtzeitig erkannt und wird dagegen gewirkt, so können sie noch behoben werden, während es andernfalls zu spät ist.

Über manche turnerische Leistungen bringen das 2. St.-G. in Graz, das Elisabethgymnasium in Wien, das St.-G. in Melk über das dort jährlich stattfindende Pentathlon einige Tabellen. Von den anderen vorkommenden Tabellen ist besonders die durch den n. ö. Landeschulrath angeregte zu erwähnen. Sie verlangt: Zahl der Schüler — Eisläufer — Schwimmer — in den letzten Wochen — in den Ferien auf dem Lande wohnende Schüler, kurzsichtige und schwerhörige. Die St.-R. b. in Königgrätz fügte dieser Tabelle hinzu: die Zahl der Turner — der vom Turnen Befreiten — der Spieler — der Radfahrer; die so vervollständigte Tabelle ist erfreulicherweise nun an vielen Anstalten zu finden. Manche Mittelschulen veranstalten so viele Ausflüge, dass sie dieselben auch in Tabellen zusammenstellen, unter welchen die der L.-R. in Wr.-Neustadt und des R.-G. in St.Pölten durch ihre Zweckmäßigkeit auffallen.

Endlich möge hier noch erwähnt werden, dass die hohe Unterrichtsverwaltung ihre Fürsorge auch auf die bei Fremden untergebrachten Studenten erstreckt und die Lehrkörper veranlasst hat, durch entspre-

---

[1]) „Die Samaritereinrichtung der Schule.“ Vortrag, gehalten auf der 72. Versammlung der Naturforscher und Ärzte am 17. Sept. 1900 in Aachen.

[2]) Herausgegeben im Auftrage des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. Halle a. S., Waisenhaus 1901.

chende Maßregeln sie vor gesundheitlichen und so viel als möglich auch vor moralischen Schädigungen zu bewahren.

Die Leistungen also, „auf welche das öffentliche Sanitätswesen gegenwärtig bereits hinweisen kann, bilden unstreitig eine Glanzseite der ganzen modernen Cultur, und es ist recht erfreulich, dass das Interesse und das Verständnis für diese hochwichtige Seite des volkswirtschaftlichen Lebens in immer weitere Kreise dringt und so mit der Zeit wohl auch noch günstigere Ergebniss bei der Haushygiene erhoffen lässt“. (Jahresbericht des St.-G. in Linz 1897.)

Aus dem Bisherigen geht wohl zur Genüge hervor, welche mächtige Anregung der Erlass des Ministers Freih. v. Gautsch allen Factoren der körperlichen Ausbildung gegeben hat. Ja, dieser „Spielerlass“ übt seine Wirkung nicht nur auf die Mittelschulen allein, sondern auch abwärts auf die Volks- und Bürgerschulen, aufwärts auf die geistig und körperlich arbeitende Bevölkerung. Die ersten Gründungen von „Vereinen zur Pflege der Jugendspiele“ im allgemeinen, wie der „Fußballclubs“ im besonderen, der außerordentliche Aufschwung des Lawn-Tennis-Spieles, sie alle knüpfen durchaus an das Jahr 1890 an. Und wenn infolge dessen ein immer größerer Theil der Bevölkerung seinen Feierabend ins Freie verlegt, ihn mit ritterlichen Übungen ausfüllt, Wirts- und Kaffeehäuser meidet, dann wird davon desto mehr das Volkswohl gewinnen. Dabei ist das Streben vorhanden, den tiefen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis zu beheben, und wenn auch die Praxis noch ziemlich weit hinter der Theorie zurücksteht, so gilt eben auch hier das Dichterwort:

Friedlich bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Wien. Max Guttmann.

Dr. Adolf Matthias, Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. X und 476 SS.

Die „Gesammelten Aufsätze“ begleiten durch nahezu zwei Jahrzehnte den Lebensweg eines Schulmannes, dessen systematischen Schriften in den betheiligten Kreisen bereits eine gute Aufnahme gefunden haben. Matthias' Büchlein „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?“ gewinnt bei den deutschen Vätern und Müttern, für die es geschrieben ist, die gebürende Schätzung, und sein größeres Werk: „Praktische Pädagogik für höhere Lehranstalten“ ist für Viele im Lehrerberufe zum sicheren Wegzeiger und zuverlässigen Berather geworden. Aber nicht geradeaus durch die Stellen des Lehr- und Schulamtes, in denen der Verf. als Gymnasiallehrer, Director, Provinzialschulrath und Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungscommission wirkte, führt der Weg, er eröffnet am günstigen Orte nach rechts und links den Überblick ins Leben hinaus, und so darf er es mit Recht in seiner jetzigen Stellung als vortragender Rath im preußischen Cultusministerium

aussprechen, dass „Schule und Lehrer nicht abseits stehen sollen vom politischen Leben der Gegenwart, sondern takt- und maßvoll Stellung nehmen zu allem, was an politischen und vaterländischen Werten dauernde Bedeutung für des Volkes Erziehung in sich trägt" (Vorwort VIII). Die Aufsätze selbst, 28 an der Zahl, sind ursprünglich in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen, sie ordnet die Sammlung in folgende Gruppen: A. Allgemeine Schulfragen, B. Aus dem deutschen Unterricht, C. Pädagogisches, D. Vaterländisches. Wir nehmen hier aus dem reichen Inhalte nur dasjenige heraus, was allgemeine Bedeutung beanspruchen kann. Die Aufsätze der ersten Gruppe haben eine geschichtliche Beziehung mit der Reformbewegung der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete des preußischen Mittelschulwesens. Was die „Gesichtspunkte" des königlichen Erlasses vom 26. November 1900 aussprechen, ist in diesem Theile der „Gesammelten Aufsätze" vielfach angedeutet und geradezu vorher geschaut worden. Die Berechtigungsschranken zum Besuche der Universität sind gefallen, Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule sind auf den Standpunkt der Parabel von den drei Ringen verwiesen: „Es strebe jeder von Euch um die Wette, die Kraft des Steines in seinem Ringe an den Tag zu legen". Allein das Unstete des Schulkampfes mag auch bei manchen und gerade den denkenden und arbeitsfrohen Lehrern Misstimmung erzeugt haben, es wendet sich daher der 9. Aufsatz, ein auf der Versammlung des Vereines rheinischer Schulmänner in Köln 1896 gehaltener Vortrag „Über allerhand Pessimismus unter uns", gegen die Verzagtheit und Verbitterung, die der Entwicklung der Schule und dem Lehrerstande in seiner Arbeit, seiner Stellung und Wertschätzung solche Schädigung bringen.

Der pädagogische Theil der Sammlung enthält Gedanken, die es wert sind, von jedermann, in dessen Absicht Erziehung und Unterricht liegen, beherzigt zu werden. Die eine Abhandlung: „Ein Capitel für sich" nimmt Rudolf Hildebrands Wunsch, den wir in seinem „Deutschen Sprachunterricht" lesen, zum Geleitworte: „Schreck und Furcht gehören nicht in die Seele, die lernen soll, denn sie entleeren die Seele sofort ihres lebendigen, stillwebenden und wachsenden Inhaltes, weil sie sie zusammenpressen. Es ist eine schwere Thorheit und eine Versündigung an der Jugend, wenn ein Lehrer Schreck und Furcht, wenn auch unabsichtlich, als Mittel braucht, um Kenntnisse in einen Knabenkopf zu bringen oder eine Antwort herauszubringen — doch das wäre ein Capitel für sich." Indem der Verf. einige Streiflichter aus Hildebrands Buche über einen solchen Schultyrannen, der, selbst ein Gedächtnisheld ohne viel inneres Leben, mit äußerlichen Mitteln wie Strafpredigten und Strafarbeiten, Nachsitzen und Ohrfeigen rasch zur Hand ist, der die Arbeit, auch die geistige Arbeit der Schüler zur Strafe macht, gleiten lässt, weist er auf die Mittel hin, welche die freie Aufmerksamkeit rufen und rege erhalten. Auch sonst scheint die Mahnung am Platze zu sein, mit der Matthias dies Capitel schließt. „Wir sind in der Schule viel zu rasch zur Hand mit Schreck und Furcht und ver-

schüchtern zu leicht die Seele mit gebotenen Gesetzen, anstatt daran zu denken, dass auch auf pädagogischem Gebiete die Liebe und Lust zur Sache des Gesetzes Erfüllung in sich fasst". Die anderen zwei Abhandlungen: „Kinder-Individualitäten und Kinderfehler", „Über Anlagen und Begabung" möchten wir als psychologische Studien zur Pädagogik bezeichnen. Von den Kinderfehlern werden Eigensinn, Lüge und Dummheit näher betrachtet. Sie klingen am schlimmsten, sind am schwersten zu behandeln und können doch, wenn man sie sorgsam beobachtet und ihnen richtig begegnet, zu gesunder Individualität führen. Erziehung und Begabung in ein richtiges Verhältnis zu setzen, wird immer die schwierigste Aufgabe aller Erziehungskunst sein und bleiben. Um sie zu lösen, gilt es zunächst Anlagen und Begabungen zu erkennen. Wie der Bildschnitzer zusehen muss, aus welchem Stoffe er formen kann, so muss der Erzieher auf die Verschiedenheit der Individuen achten. Marmor und Holz kann man auf ihre Dichte, Heftigkeit, Brechbarkeit und Biegbarkeit erproben. Mit einer Menschenseele habe ich's nicht so leicht. Wohl erhebt sich das Seelenleben auf und über den Boden körperlicher Kräfte, aber die Grenzscheide, wo sich aus dem Körperlichen das Geistige aufthut und das Geistige wieder in Wechselwirkung zum Körperlichen tritt, enthält unsichtbare Momente, die ein Geheimnis bleiben, in das nur die sorgsamste psychologische Beobachtung eindringen kann durch vielseitige und langjährige Erprobung und Betrachtung. Das Streben, Anlagen zu erkennen, muss mit dem Streben, sie zu wecken, beständig Hand in Hand gehen; von festen Gesichtspunkten muss diese Beobachtung Stellung nehmen und nach den verschiedensten Richtungen hin muss sie ausschauen, nichts unbeachtet lassen im zusammengesetzten und scheinbar verworrenen Getriebe des menschlichen Körpers und der menschlichen Seele und sich weder materialistisch festrennen auf den körperlichen Grundlagen der Beanlagung, noch idealistisch sich verlieren in das Reich allzu luftiger, vorgefasster Meinungen und Vorurtheile.

In dem Abschnitte aus dem deutschen Unterricht gelangt der Fachmann zum Worte. Es werden zunächst Fragen erörtert, die in näherer Beziehung zum Unterricht stehen. Matthias befürwortet die Einführung eines deutschen Lesebuches in Prima, das auch dem philosophisch-propädeutischen Unterricht diene (Nr. 13), er zeigt den Weg, auf dem man bei der Lectüre von Profanwerken in dieser Classe die Behandlung in der Schule mit der freieren häuslichen Arbeit des Schülers am zweckmäßigsten verbinden kann (Nr. 19), er weist nach, wie durch Anlehnung an literarische Werke allgemeine, moralische Themen, die im deutschen Unterrichte kaum zu entbehren sind, auf bestimmte concrete Beispiele anzuwenden und anderseits die Betrachtung der Lectüre unter allgemeine Gesichtspunkte zu stellen sei; die Schüler werden veranlasst zur Wiederholung des Gelesenen und Besprochenen und zur denkenden Betrachtung unter gewissen Gesichtspunkten, schöne und gute Gedanken erwerben sie sich zum Eigenthum und bilden sich in Stil und Ausdruck an mustergiltigen Vorbildern (Nr. 14). Es wird ferner an Beispielen dargethan, wie Themen zu den Schülervorträgen aus der

Lectüre der Goethe'schen und Schiller'schen Gedichte zu gewinnen sind (Nr. 18). Matthias verschmäht es auch nicht, aus dem Gehege der Schule heraus vor das sogenannte Publicum zu treten und gemüthsinniges Verständnis unserer Dichter zu fördern. Die Vorträge, welche im Düsseldorfer Verein für Frauenwohl und im Essener Gewerbeverein gehalten wurden: „Der Gedankengehalt und die Gestaltung der einzelnen Charaktere in Lessings Nathan", „Deutsches Christenthum und griechisches Heidenthum in Goethes Iphigenie", „Uhland als Volksdichter", „Uhlands Balladen und Romanzen" bieten auch dem Lehrer zum Unterrichte eine reiche und gute Ausbeute.

Der patriotische Theil der Sammlung enthält zwei Gedächtnisreden auf Kaiser Wilhelm I. und auf den Fürsten Bismarck. In dem kurzen Aufsatze: „Der Wert politischer Parteikämpfe" betont Matthias im Hinblicke auf Heraklits Ausspruch, dass der Kampf der Vater der Dinge ist, wie wertvoll und unentbehrlich die politischen Parteikämpfe, so lange sie sich innerhalb gewisser Grenzen halten, für die gedeihliche Entwicklung und den Bestand des Staates sind.

Prag. Dr. Ant. Frank.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Beförderungen in höhere Rangsclassen.

Nach den Mittheilungen des Min.-Verord.-Bl. wurden im abgelaufenen Jahre von Mittelschullehrpersonen 129 in die VIII., 256 in die VII. und 20 Directoren in die VI. Rangsclasse befördert.

Seit dem Erscheinen des neuen Gehaltsgesetzes, d. i. innerhalb dreier Jahre, wurden im ganzen 959 Lehrpersonen in die VIII., 766 in die VII. und 105 Directoren in die VI. Rangsclasse eingereiht, so dass die Gesammtzahl der Beförderungen die Höhe von 1830 erreicht hat. Jeder unbefangene Beurtheiler wird mit Rücksicht auf die frühere Praxis der Beförderung in die VIII. Rangsclasse zugeben müssen, dass niemand beim Erscheinen des Gesetzes eine solch liberale Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen seitens der Unterrichtsverwaltung erwartet hätte. Wir werden nicht irren, wenn wir in dem Vorgehen der Unterrichtsverwaltung das ernste Bestreben erkennen, den Mittelschullehrstand in seiner socialen Stellung zu heben und dadurch den gegenwärtig bestehenden Lehrermangel am wirksamsten zu bekämpfen.

Literarische Miscellen.

Edmund Weissenborn, Leben und Sitte bei Homer. Ein Hilfsheft zur Würdigung und Erklärung von Ilias und Odyssee in deutscher Übersetzung. Mit Abbildungen im Text. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1901. IX u. 68 SS.

Derselbe Verf. hat eine Ausgabe der Ilias und Odyssee bearbeitet nach der Übersetzung von Voss, worüber in dieser Zeitschrift 1897, S. 715 berichtet worden ist. Vorliegendes Hilfsbüchlein soll der deutschen Homerlectüre dienen und ist nach dem Muster der Henke'schen Hilfsbücher zur Lectüre des griechischen Textes gearbeitet. Der Ref. hatte schon Gelegenheit, sich in der „Wochenschrift f. class. Philologie“ 1901, Nr. 44 über dieses Hilfsbüchlein im allgemeinen anerkennend zu äußern. Es ist in sechs Abschnitte von sehr ungleicher Ausdehnung gegliedert. Der erste hat zur Überschrift: 'Die alten Griechen und das deutsche Volk'. Der zweite schildert das nationale Epos nach Entstehung und Durchführung. An dritter und vierter Stelle werden 'Die geistige Welt Homers' und die 'Antiquitäten' durchgenommen. An

fünfter Stelle sind die Stammbäume der Dardaniden, der Aeakiden, der Tantaliden gegeben. Den Schluss bildet eine Darstellung der Länder- und Völkerkunde bei Homer, der eine Karte der Irrfahrten des Odysseus beigegeben ist, obwohl S. 68 es richtig heißt, dass die Lage der einzelnen Länder gar nicht näher zu bestimmen sei. Am wenigsten kann sich der Ref. mit den mythologischen Anschauungen, die hier vorgetragen werden, befreunden. Zwar der Gesichtspunkt, dass die Heroen ehemalige Götter seien, ist auch der unserige (s. Usener, Der Stoff des griech. Epos), aber weiter können wir nicht folgen, weil die Logik zu Schaden kommt: S. 26 bei Here und S. 29 bei Pallas Athene. Nicht dass der Mythos logisch ist: ein und dieselbe Gottheit vereinigt widersprechende Eigenschaften, z. B. Apollon, aber deshalb darf man nicht von Athene behaupten, sie sei die Himmelsbläue, daher die glanzäugige Tochter des sturmschildführenden Zeus. Unrichtig ist übersetzt S. 26: πρὸς Διός ζ 207; es heißt unter den Augen = u. d. Schutze des Zeus sind die Bettler; an die Deutung von ὀρσοθύρη als Hochthür wird man schwer glauben können (S. 43), sie ist auch in der beigegebenen Zeichnung nicht ersichtlich gemacht; vgl. die Zeichnung in Harders Lexikon S. 90. Die bei Harder angedeutete Etymologie (von ἀείρω) ist unmöglich; es gehört ὀρσο-θύρη zu οὐρή etwa das deutsche 'After-thüre'. Anderes ist in der oberwähnten Anzeige erinnert worden. Von Göttergestalten sind nur die Abbildungen von Zeus, Here und Athene aufgenommen worden.

G. Werkhaupt, Wörterverzeichnis zu Homers Odyssee. Nach der Reihenfolge der Verse. Nebst Erklärung der homerischen Formen. Erstes Heft: Ges. I u. II. Paderborn, F. Schöningh 1900. VI u. 52 SS.

Dem Verzeichnisse ist eine Empfehlung von Prof. Dunger in Dresden vorausgeschickt, wonach diese Art dem Schüler zu helfen große Vortheile biete. Wir haben eben für die Ilias auch ein Wörterverzeichnis von Dr. Scheindler; die Odyssee wird in Deutschland vor der Ilias gelesen, darum auch die elementaren Angaben von Bedeutung und Formen. Bei der Durchsicht ergab sich für den Ref. kein Anlass, Unrichtigkeiten zu rügen; Zweifelhaftes wollen wir nicht berühren. Die Ausstattung ist empfehlend.

Villach. G. Vogrinz.

Lehrbuch der Stereometrie. Von Prof. Dr. Th. Spicker. 3. verb. Aufl. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung 1901. 119 SS.

Gleich dem vor kurzem in diesen Blättern besprochenen Lehrbuche der Stereometrie von Kommerell-Hauk ist auch das vorliegende als zum Unterrichtsgebrauche an höheren Anstalten sehr gut geeignet zu bezeichnen, das zwar nicht so umfangreich wie das erstere ist, aber gerade durch seine größere Kürze eine einfachere und klarere Übersicht des einschlägigen Lehrstoffes darbietet. Aufgaben, sowohl rechnender als constructiver Art, sind auch hier in hinreichender Menge vorhanden. In dem I. Anhange werden am Schlusse die Elemente der verschiedenen Land- und Seekarten-Projectionen gelehrt, was bei dem Mangel an kleineren Lehrbüchern über dieses Gebiet manchem Lehrer eine willkommene Zugabe sein dürfte. Von geringerer Wichtigkeit ist der hierauf folgende Anhang II., der sich mit der Ermittelung größter und kleinster Werte der Functionen und Anwendung auf räumliche Probleme beschäftigt.

Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Von Prof. Dr. Th. Spicker. 5. Aufl. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung. 8°, 150 SS.

Seit dem von Heis verfassten, leider fast ganz in Vergessenheit gerathenen, ausgezeichneten Lehrbuche der ebenen und sphärischen Trigonometrie sind nur wenige Lehrbücher dieses Inhaltes erschienen, die der Beachtung der Fachgenossen so wert wären, wie das vorliegende, nunmehr in fünfter, verbesserter Auflage herausgegebene. In seiner durchaus planvollen Anlage und Anordnung des Lehrstoffes, sowie durch die sachgemäße Durcharbeitung desselben ist es als ein zum Unterrichtsgebrauche an höheren Lehranstalten vortrefflich geeignetes Buch zu bezeichnen. Durch die zahlreichen, zumeist sehr zweckmäßig gewählten Aufgaben, die den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, macht dasselbe die Benützung einer besonderen Aufgabensammlung fast ganz entbehrlich. Die Hinzufügung eines Anhanges, der eine Einleitung in die sphärische Astronomie und Rechnungen über Probleme derselben enthält, bildet einen guten Abschluss der sphärischen Trigonometrie, die ja gerade auf diesem Gebiete ihre wichtigste und mannigfachste Anwendung findet.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Beringer H., Lesebüchlein des Berliner Thierschutzvereines. 90 SS.

Um in weiteren Kreisen „Interesse und Mitleid für das hilflose Thier zu erwecken, ohne je durch lehrhaften Ton die Absicht zu verrathen und dadurch statt Theilnahme Langweile zu erregen“, gibt der Berliner Thierschutzverein einen billigen Kalender heraus. Da aber bei uns in Österreich, so lange noch der Kalenderstempel bestand, für 100 Stück dieses Kalenders 6 fl. an Kalenderstempelgebür gezahlt werden mussten, hatte genannter Verein den wirkungsvollsten Inhalt dreier Jahrgänge mit Hinweglassung des Calendariums zu einem Büchlein vereinigt, welches unter obigem Titel vorliegt.

Ref. hat die meisten Erzählungen und Gedichte selbst gelesen und seinen Kindern zum Lesen gegeben. Das Büchlein bietet eine sehr empfehlenswerte und ungemein gemüthbildende Lectüre für Kinder. Der äußerst niedrige Preis (100 Stück für 12 K, 1 Stück für 24 h) lässt eine weite Verbreitung des Büchleins erwarten. Da übrigens seit 1. Januar 1900 der Kalenderstempel aufgehoben wurde, steht auch dem billigen Bezuge des Kalenders selbst nichts mehr im Wege.

Von demselben Verf. ist weiters ein „Statistisches Nachschlagebüchlein: Notizen und Zahlen“ um den billigen Preis von 25 Pf. erschienen. Aus dem verhältnismäßig reichen Inhalte aber seien erwähnt: Flächeninhalt und Bevölkerung aller Länder, Die höchsten Berge der Erde, Großstädte der Erde mit über 300 000 Einwohnern usw. Das praktische Büchlein kann empfohlen werden.

Krems. Franz Müller.

Programmenschau.

86. **Prix F., Pompeji.** Begleitworte zu einer Reihe von Projectionsbildern. Progr. des Gymnasiums der k. k. Theresian. Akademie in Wien 1899. 8°, 22 SS.

Der Verf. bietet im Anschlusse an Overbeck-Mau, Pompeji, und A. Mau, Führer durch Pompeji, sowie auf Grund eigener Anschauung für eine Reihe von Skioptikonbildern den erläuternden Text. Die Auswahl ist sehr reichhaltig, indem im ganzen 39 Ansichten herangezogen sind. Es ist gewiss, dass die Schüler durch die Vorführung solcher Skioptikonbilder im Vereine mit passenden Erläuterungen, wie sie P. in seiner Schrift an die Hand gibt, eine genaue Vorstellung von der interessanten Stadt erhalten werden. Der begleitende Text, der vielleicht etwas zu ausführlich gerathen ist, ist klar und verständlich geschrieben und kann für solche Darbietungen in der Schule jedenfalls empfohlen werden. Doch sollten bei den Vorträgen nach Maßgabe der Zeit auch jene Autorenstellen (in lateinischen und deutschen Schriftstellern) berücksichtigt werden, welche durch das in Wort und Bild Dargebotene eine Erläuterung erfahren. Es wäre dies für die Concentration des Unterrichtes von hohem Werte und würde auch zum Verständnis der Autoren seitens der Schüler viel beitragen. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Schrift 'Pompeji im Gymnasialunterricht', Wien 1900. Vgl. daselbst S. 58.

87. **Prix F., Bilder vom alten Rom.** Begleitworte zu einer Reihe von Projectionsbildern. Progr. des Gymn. der k. k. Theres. Akademie in Wien 1900. 8°, 24 SS.

Auf Grundlage der Schriften von O. Richter, Topographie von Rom in Jw. Müllers Handbuch, A. Baumeister, Denkmäler des class. Alterth. und Levy-Luckenbach, Das Forum der Kaiserzeit wird zu 43 Skioptikonbildern der erläuternde Text gegeben. Was über die Brauchbarkeit der vorhergehenden Abhandlung von P. gesagt wurde, das gilt auch hier. Hervorzuheben ist, dass auch Reconstructionen berücksichtigt erscheinen, wodurch die Anschaulichkeit in hohem Grade gefördert wird. Einige Ergänzungen seien hier beigefügt: S. 2 die geschichtliche Entwicklung der Stadt wird den Schülern nicht bloß bei der Liviuslectüre durch Planskizzen vermittelt, sondern in hervorragendem Maße auch bei der Lectüre des Tacitus, wo man wiederholt Gelegenheit hat, über die Entwicklung Roms in der Kaiserzeit zu sprechen; S. 3 wären bei der Erwähnung der Thermen des Diocletian statt der Bemerkung 'heute der Bahnhof in der Nähe' passender ein paar Worte über die Größe der Thermen, deren Areal heute ganze Straßenzüge und Kirchen einnehmen; S. 3 konnte anlässlich der Erwähnung der castra Praetoriana bemerkt werden, dass auch heute an derselben Stelle (in der Via di Castro Pretorio) eine ausgedehnte Infanterie- und Artilleriecaserne mit einem sehr großen Exercierplatze sich befindet; S. 3, A. 2 ist darauf hinzuweisen, dass auf dem collis hortorum, dem jetzigen Monte Pincio, auch heute parkartige Anlagen vorhanden sind, die von dem vornehmen Publicum Roms zahlreich besucht werden; S. 4 Rom aus der Vogelperspective (Standpunkt auf dem Monte Pincio). Eine der schönsten und großartigsten Ansichten von Rom hat man von der Kuppel der Peterskirche[1]); es würde auf die Zuschauer einen überwältigenden Eindruck machen, könnte man ihnen dieses Panorama vorführen; S. 8 ließe sich vielleicht schon bei Bild 12 auf die geschützte Lage des Tempels vom Juppiter Stator hinweisen; S. 10, A. 6 und S. 12 (Bild 18) war darauf aufmerksam zu machen, dass die Rückgabe der von Crassus verlorenen signa seitens der Parther von Horaz häufig gepriesen

---

[1]) Photographie z. B. erhältlich bei Römmler & Jonas, Kunstanstalt für Lichtdruck, Dresden.

wird; S. 13, wo die Höhe des Reliefbandes der Trajansäule angegeben wird, konnte noch bemerkt werden, dass das Reliefband 200 m lang ist und mehr als 2500 menschliche Figuren enthält; S. 18 ist die Angabe, dass das Amphitheater für 87000 Personen Raum bot, nicht richtig, was von Ch. Hülsen im Bull. com. di Roma 1894, S. 312 nachgewiesen worden ist. Es konnten 40–45000 Zuschauer sitzen und außerdem etwa 5000 Menschen Stehplätze einnehmen. Vgl. Babucke, Geschichte des Colosseums, Pr. von Königsberg 1899, S. 5; bei Bild 34 konnte man darauf verweisen, dass die Gestalt des antiken Circus Maximus besonders von dem Südrande des Palatin aus noch heute deutlich erkennbar ist; S. 22 hebe man den Zusammenhang von Ianus mit ianua hervor.

Wien. Dr. Jos. Kubik.

88. Gawlikowski, Johann, Beiträge zu einer Biographie des Nikolaus Rej von Nagłowice: I. Die Vorfahren des Nikolaus Rej. II. Seine Jugendjahre. Progr. des Rudolfgymn. in Brody 1899. 41 SS.

Das Interesse am Leben und an den Werken des Nikolaus Rej v. Nagłowice ist in den letzten Jahren besonders lebhaft geworden. Die vorliegende Arbeit beruht insbesondere auf dem 1892 von Dr. Kniaziołucki veröffentlichten Actenmateriale, benützt aber auch die sonst vorhandene Literatur überaus fleißig. Im I. Abschnitte seiner Studien handelt der Verf. über die Vorfahren des Nikolaus Rej, welche von den Heraldikern des XVI. Jahrhunderts bis auf die aus der böhmischen Geschichte zur Zeit des hl. Adelbert bekannte Familie der Vršovec zurückgeführt wird; von Böhmen soll die Familie nach Schlesien und von da nach Polen gekommen sein. Der erste hist. Vertreter des Geschlechtes dürfte der Krakauer Bischof Nanker am Anfang des XIV. Jahrhunderts gewesen sein; der Familienname Rej kommt jedoch erst seit dem Ende des Jahrhunderts vor. Als einziger Sohn des Stanislaus Rej ist der nachmalige berühmte Dichter und Schriftsteller Nikolaus am 4. Februar 1505 zu Żórawno in der Nähe von Żydaczów in Galizien geboren. Seine ersten 26 Lebensjahre (1505–1531), die viel Anziehendes enthalten, beschreibt der Verf. im II. Abschnitte seiner Arbeit. Er schildert die Geburt des Dichters; die Erziehung in den Schulen, u. zw. in Skalmierz, Lemberg und an der Krakauer Akademie; den Aufenthalt im Elternhause zu Żórawno und bei dem Oheim Peter von Topola, den Aufenthalt am Hofe des Andreas Tęczynski, seine Niederlassung am väterlichen Erbe und seine Heirat. Der Verf. will auch das Leben Rejs weiter behandeln, und es ist dies um so wünschenswerter, weil durch diese deutsche Arbeit auch des Polnischen Unkundige mit dem bedeutenden polnischen Schriftsteller vertraut werden.

89. Kokorudz E., Über die altruthenischen Rechtsdenkmale. Progr. des Akademischen Gymnasiums in Lemberg 1897/8 u. 1898/9. 39 u. 47 SS.

Der Verf. vergleicht die einzelnen altruthenischen Rechtsdenkmäler nach den Kategorien des Civil- und Strafrechtes miteinander und kommt auf diesem Wege zu folgenden Resultaten: „Bezsudnaja Hramota“ Mstislaus' vom J. 1228. das Statut Kasimirs vom J. 1456 und „Pskowskaja Hramota“ vom J. 1467 stützen sich auf die „Prawda Ruska“, als dem ältesten ruthenischen Rechtsdenkmal. Das „Statut Lytowskyj“, u. zw.

in allen drei Redactionen, stützt sich als letztes Glied der Rechtsdenkmäler in Civil- und Strafsachen auf die vorhergehenden Rechtsdenkmale im allgemeinen und auf die „Prawda Ruska" im besonderen; in Matrimonialsachen aber auf die „Kormczaja Knyha" und hauptsächlich auf einen Theil derselben, welcher „Zakon Sudnyj" heißt. Aus dem Mitgetheilten folgt ferner, dass die Codificatoren aller drei Redactionen des „Statut Lytowskyj" aus den Jahren 1529, 1566 und 1588 hauptsächlich die vorigen altruthenischen Rechtsdenkmäler, welche die ruthenische Cultur geschaffen hat, ausgenützt und nur das wenige hinzugefügt haben, was die veränderten politischen und administrativen Verhältnisse, oder neue sociale und culturelle Verhältnisse erforderten. Die Ausführungen des Verf.s sind sehr umsichtig und eingehend.

90. Daszkiewicz, A. Dr., Ceva din trecutul orașului Suceava (Etwas aus der Vergangenheit der Stadt Suczawa). Progr. des gr.-or. Obergymnasiums in Suczawa 1899. 20 SS.

Suczawa war vom Ende des XIV. Jahrhunderts bis zum Jahre 1563 der Sitz der moldauischen Wojwoden und des damals nicht unwichtigen Handelsverkehrs. Deshalb weist die Stadt eine interessante historische Vergangenheit auf und ist auch heute noch reich an mannigfaltigen geschichtlichen Denkmälern. Für die Erforschung derselben ist freilich bisher wenig geschehen. Eine im Jahre 1877 über Suczawa erschienene Arbeit von W. Schmidt häuft wohl allerlei Material auf, ist aber unkritisch und überdies sehr unübersichtlich geschrieben. Andere Arbeiten berühren die Schicksale der Stadt nur nebenbei. Sehr wichtig sind die in den letzten Jahren durch den Conservator Romstorfer vorgenommenen Forschungsarbeiten, insbesondere an der alten Fürstenburg, von der bedeutende Theile aus dem wüsten Trümmerhaufen, von dem sie umhüllt waren, nun wieder ausgegraben sind. Durch diese Arbeiten ist das Interesse an der Geschichte der alten Wojwodenstadt wieder rege geworden. Daher darf man die kleine Arbeit von Daszkiewicz mit Freuden begrüßen. Sie handelt über die Geschichte und die Alterthümer der Stadt auf Grundlage der allerdings ziemlich spärlichen Literatur. Gewiss wird das Heft besonders unter der rumänischen Schuljugend dankbare Leser finden und belehrend wirken.

Czernowitz. R. F. Kaindl.

Entgegnung.

Herr Prof. Dr. K. Zahradníček hat in dieser Zeitschrift die von dem Gefertigten besorgte 18. Aufl. der Geometrie von Močnik für Unterrealschulen einer Besprechung unterzogen und Verbesserungsvorschläge gemacht; einige derselben werden Berücksichtigung finden, manche aber sind nicht von Bedeutung, viele können nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Manche Bemängelungen sind nicht im Einklange mit der Darstellung des Buches. So ist die Tangente nicht als „Strahl" definiert, die zum Text gehörige Figur enthält sie als Strecke, als solche trifft sie der Schüler in den meisten Fällen; die Definition des Buches, welche auch in den Instructionen S. 202 steht, ist daher nicht unberechtigt. Die Erklärung der Grundfläche eines Körpers S. 119 lässt eine Verwechslung derselben mit der Unterlage nicht zu; für den unbefangenen Leser des ganzen Absatzes ist das angeführte Beispiel vom Kegel ausgeschlossen.

In einzelnen Fällen setzt sich der Herr Recensent in Widerspruch mit den Instructionen. Gewiss sind sie nicht geradezu bindend, aber in Fällen, in welchen sie mit den besten Lehrbüchern übereinstimmen, kann man ihrem Rathe folgen. So verlangen sie (S. 207) die Definition des Winkels als eines Theiles der Ebene, in ganz entschiedener Weise die Euklidische Definition von parallelen Geraden und Ebenen (S. 202); § 160 stimmt ebenfalls mit den Instructionen überein, der eingeschlagene Weg empfiehlt sich auch durch die Rücksicht auf § 163. Manche Ausstellungen des Herrn Recensenten sind sachlich nicht begründet, einige Behauptungen überhaupt nicht richtig. So hat „dürfen“ an den betreffenden Stellen ohnehin die Bedeutung „brauchen“ (Grimm, Wörterbuch). Schnitt wird allgemein auch im Sinne von Schnittfigur gebraucht, man spricht so z. B. von Achsenschnitten, von Kegelschnitten. Wenn eine Zweideutigkeit nicht zu besorgen ist, kann für „einander“ auch „sich“ gesetzt werden (Heyse, Grammatik; Sanders, Wörterbuch). Der 2. Absatz in § 73 bedarf keiner Verbesserung. Es ist sicher richtig, dass, wenn man drei Strecken als Dreiecksseiten wählt, die ersten zwei willkürlich sind, erst bei der dritten hat man zu prüfen, ob sie zwischen den bekannten Grenzen liegt. Die ersten zwei erfüllen dann diese Bedingung von selbst. Auch der beanständete Beweis in § 95 ist vollständig einwandfrei. Durch: „$AD = CD = BC = AB$“ ist ja die Perpendicularität der beiden Diagonalen nach den Eigenschaften der Streckensymmetrale ohnehin bewiesen (vgl. §§ 61, 75, 84). Im Zusammenhang mit Fig. 106 ist der Text in § 105 ausreichend. Der Zusatz, „dass die Bestimmungsstücke beider Dreiecke in demselben Sinne aufeinander folgen müssen“, könnte den Einwurf möglich machen, dass bei entgegengesetzter Anordnung aller Stücke die Vierecke invers congruent sind. Bezüglich des „alten“ Rechnungsmechanismus bei der abgekürzten Multiplication sei erwähnt, dass sich derselbe in der 19. Aufl. (1898) der Arithmetik für Unterrealschulen von Močnik-Maurer findet; in der 20. Aufl. des Buches ist er wesentlich derselbe, nur ist der Multiplicator nicht nochmals unter den Multiplicand gesetzt. Zu dieser Weglassung können sich aber die meisten Autoren (Neumann, Hočevar, Haberl) auch in den neuesten Auflagen nicht entschließen. — Die nicht ganz zutreffende Definition des Prismas der früheren Auflage ist in der definitiven Ausgabe (S. 5) durch die richtige ersetzt. Ebenso ist der Satzfehler S. 152, Aufg. 15 beseitigt.

Wien. Joh. Spielmann.

Erwiderung.

Inwieweit die Behauptung, dass die Tangente in dem besprochenen Buche nicht als Strahl definiert wurde, richtig ist, zeigt die S. 24, Z. 11 ff. befindliche Erklärung: „Eine Gerade, welche mit der Kreislinie nur einen Punkt gemeinschaftlich hat und übrigens ganz außerhalb des Kreises liegt, heißt eine Tangente des Kreises“. Nun ist bekanntlich „Gerade“ identisch mit dem Begriffe „Strahl“, was auch Prof. Spielmann in § 20 ausdrücklich bemerkt. Dass die Bestimmung „und übrigens ganz außerhalb des Kreises liegt“ pleonastisch ist, kann doch nicht ernstlich geleugnet werden, wenngleich sie auch in den Instructionen vorkommt, mit denen sich Ref. „in einzelnen Fällen in Widerspruch gesetzt hat“, um auf thatsächliche Ungenauigkeiten bei den Definitionen gewisser Fundamentalbegriffe der Geometrie hinzuweisen.

Als „sachlich nicht berechtigt“ wird die Forderung bezeichnet, zwischen den Begriffen „brauchen“ und „dürfen“, „sich schneiden“ und „einander schneiden“, „Schnitt“ und „Schnittfigur“ u. dgl. genau zu unterscheiden, und zwar mit der Motivierung, die erwähnten Ausdrücke

hätten an den betreffenden Stellen ohnehin die gewünschte Bedeutung, wie sich aus dem Zusammenhange des Textes ergebe. Welchen Grund kann wohl der Verf. eines Lehrbuches haben, die Verwendung von Ausdrücken, die nur unter gewissen Bedingungen, „wenn eine Zweideutigkeit nicht zu besorgen ist“, als richtig gelten können, unter Berufung auf Grimm, Heyse, Sanders in Schutz zu nehmen, wenn ihm völlig klare und präcise Ausdrücke zu Gebote stehen? — Die auf § 73 bezügliche Bemerkung ist ausschließlich sprachlich-logischer Natur; gegen den mathematischen Inhalt desselben wurde keine Einwendung erhoben. Bei § 95, 1 und 2 wurde gewünscht, zuerst die Perpendicularität der beiden Rhombusdiagonalen außer Zweifel zu stellen, was durch den Hinweis auf die früher behandelten Eigenschaften der Streckensymmetrale geschehen kann, welchen Ref. eben vermisste; übrigens kann auch ohne „Drehung um 180°“ der Beweis in ganz einfacher Weise direct geführt werden. — Der Text in § 105 ist „im Zusammenhange mit Fig. 106“ keineswegs ausreichend, wie Prof. Spielmann meint. Denn, dass die Bestimmungsstücke beider Dreiecke in demselben Sinne aufeinander folgen, ist eine für die Congruenz der Vierecke wesentliche Bedingung, deren Formulierung nur im Texte erfolgen kann, nicht in der Figur, die ja bloß zur Erläuterung, nicht zur Ergänzung des Textes dient. — Die Benützung des bekannten Rechnungsmechanismus bei der abgekürzten Multiplication von Decimalzahlen wird bei denjenigen Lehrern, welche auf die Entwicklung des Denkvermögens des Schülers einen größeren Wert legen als auf seine noch so große Geläufigkeit in der rein mechanischen Ausführung von Rechenoperationen, gewiss keine Billigung finden. — Ich muss meine sämmtlichen früheren Behauptungen aufrecht erhalten.

Wien. Dr. K. Zahradníček.

Die von *Grunow* in *Leipzig* herausgegebenen „*Grenzboten*“, die im neuen Jahre — eine einzige Erscheinung in dem rasch wechselnden Leben auch der Zeitschriften — mit ihrem 61. Jahrgang in das siebente Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit treten, kündigen an, dass sie von diesem Zeitpunkt an bei erweitertem Umfang ihren Abonnementspreis auf 6 Mark für das Vierteljahr stellen. Das ist ein Preis, zu dem noch keine deutsche Revue ähnlicher Art eine solche Fülle von wertvollem Inhalt in so guter Ausstattung geboten hat, etwa 180 Bogen Lexikonoctavs im Jahre. Ein Probeabonnement zu dem Preise von 2 Mark für den Monat December kann allen, denen eine allgemeine, die Gebiete der Politik, der Literatur, der Wissenschaften und der Künste in frischer, objectiver und unabhängiger Weise besprechende Wochenschrift von Wert ist, und die die Grenzboten noch nicht kennen, einen Begriff von der Art und Weise der Zeitschrift geben, die von jeher zu den bedeutendsten Stimmen unserer Öffentlichkeit gehört hat und noch gehört.

